3 100 142 897 0

DER QUERSCHNITT

Band 13
1933

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

AP1
D43x
V.13
890647

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

DER QUERSCHNITT

13. Jahrgang Berlin, Januar 1933 Heft 1

Der neue Knigge

Egon Friedell: Über den Umgang mit Menschen 1
J. S.: Moderne Gesprächs-Unsitten 3
Prof. Simon Fleischmann: Wie verhalte ich mich im Alltag? 6
John Riddel: Soll ein Ehemann seine Frau heiraten? . . . 10
Karel und Josef Čapek: Der vollkommene Ehemann 13
George Grosz: Amerikanische Umgangsformen 16
Leo Lania: Der rote Knigge 20
Walther Rode: Wie verhalte ich mich als Angeklagter? . . 21
Toddy: Knigge im Knast 23
Anton Kuh: Wie verhalte ich mich nach einer Ohrfeige? . 26
Fürst Albrecht v. Urach: Benehmen in schlechter Gesellschaft 28
Leopold Wölfling: Wie benimmt sich ein Exprinz? 29
Kurt Freiherr von Reibnitz: Der korrekte Minister 31
Antonina Vallentin: Verkehr mit Ministern und Diplomaten 34
Tom Cow: Der Lord mit den Beinen nach oben 39
Rudolf Arnheim: Wo ist schlechtes Benehmen am Platz? . 42
***: Wie benimmt man sich bei einem Leichenbegängnis? 45

Marginalien:

Friedrich Karinthy: Die neue Herrenmode / Gustav Grüner: Die Geheimsprache / Fragekasten des Querschnitts / Maximo José Kahn: Spanischer Knigge 1933 / Rom Landau: Wie wird man Engländer? / Vom Grüßen / Eugenie Schwarzwald: Nachtrag zum Knigge von 1788 / C. Mierendorff, M. d. R.: Regeln für den Umgang mit politischen Gegnern / A. Soritsch: Die Wandzeitung / Ernst Rowohlt: Über den Umgang des Verlegers mit Autoren / Zehn Anstandsregeln der Katharina II. / Werner Finck: Parklandschaft im Winter / Pulex: Wie benimmt man sich bei lästigen Vorträgen? / Paul Stefan: Ratgeber für zeitgemäßes Musikhören / Paul Wiegler: Revisionen / Bücher-Querschnitt

Umschlagbild von Erik Nitsche

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1933 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

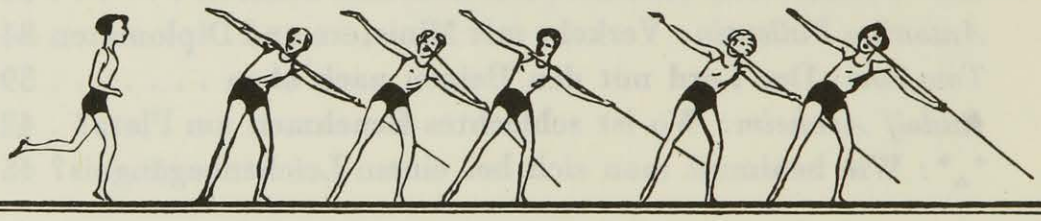
KUNST *und* AUKTIONEN

Museum der Gegenwart
Die reichillustr. Zeitschrift für moderne Kunst
Herausgeber Ludwig Justi. Jährlich M 5.—
ERNST RATHENAU VERLAG
Charlottenburg 2, Fasanenstraße 85

Gemälde
alter Meister
KUNSTHAUS MALMEDÉ
Köln a. Rh., Unter Sachsenhausen 33

Zeitgenössische Kunst
Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.
GALERIE FERDINAND MÖLLER
Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

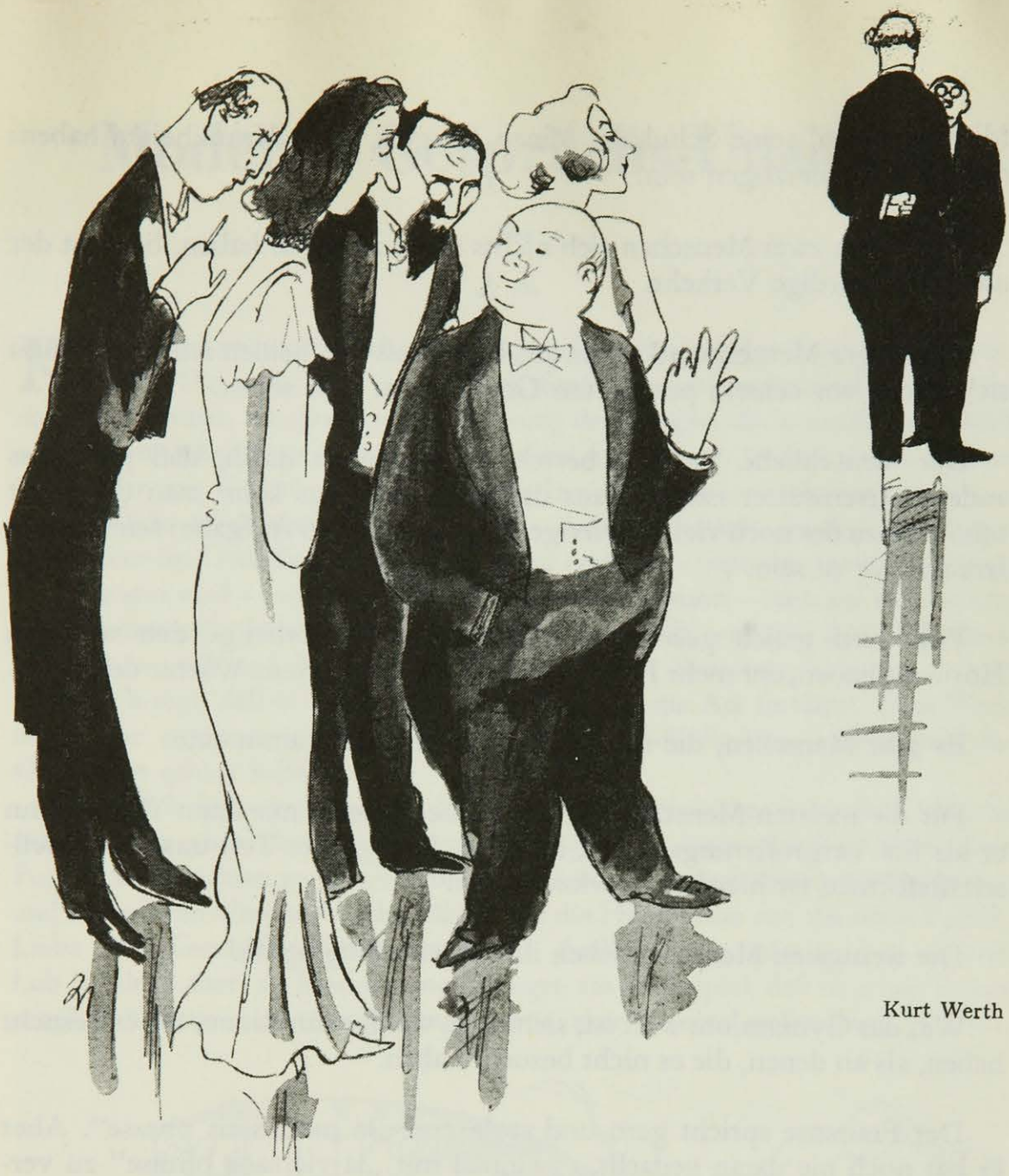
Gemälde
moderner Meister
GALERIE WEBER
Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28



Daniel Prenn, Ellen Braumüller, Helene Mayer, Gustav Jaenecke, Emil Hirschfeld, Deiters, Földeak und viele andere bedeutende Sportler haben mit Artikeln und Anleitungen dazu beigetragen, das neue Ullstein-Sonderheft, die

SPORT-FIBEL

zu einem ausgezeichneten Leitfaden für alle Sportbeflissenen zu machen. Von der Kniebeuge bis zum Sportabzeichen lehrt die „Sportfibel" Leichtes und Schweres. Viele anschauliche Bilder unterstützen auf einer herausziehbaren „Harmonika" das geschriebene Wort. Eine Rekord-Tafel zeigt die Rekorde und Sieger der letzten Olympiade, eine besondere Beilage zählt die Bedingungen auf, die zum Erwerben des deutschen Turn- und Sportabzeichens zu erfüllen sind. Preis 60 Pf.



Kurt Werth

— Ich kann Ihnen ganz genau sagen, worüber sich die beiden Minister unterhalten: über mich.

Über den Umgang mit Menschen

Von

Egon Friedell

Der Mensch schwankt im Verkehr zwischen zwei falschen Extremen: zwischen kalter Distanz und stilloser Fraternität. Wenn du kein Herz hast, so wirst du einem andern niemals etwas bedeuten können; aber wenn du ihm nicht wenigstens so fern bleibst, daß er dich sehen kann, so wirst du ihm auch nichts bedeuten.

Artige Verbeugungen machen, nicht mit dem Messer essen, seine Karte abgeben: das ist noch nicht Wohlerzogenheit. Die Seele seines Mitmenschen bekommen, für drei Stunden seine Melancholien, seine

Idiosynkrasien, seine Schulden, seinen Ehrgeiz, seine Krankheiten haben: das heißt wohlerzogen sein.

Erst wenn zwei Menschen sich nichts mehr zu sagen haben, beginnt der menschenwürdige Verkehr.

Ein kluger Mensch wird schon aus Egoismus bescheiden sein. Er schützt sich damit vor seinem perfidesten Gegner: vor sich selbst.

Der menschliche Verkehr besteht ganz einfach darin, daß jeder des anderen Irrenwärter ist. Nur aus diesem Altruismus kann man die Kraft schöpfen zu der noch viel schwierigeren und ernsteren Aufgabe: sein eigener Irrenwärter zu sein.

Von zwei gleich gescheiten Menschen wird derjenige den weiteren Horizont haben, der mehr Herz hat. Mit anderen Worten: Wärme dehnt aus.

Es gibt Menschen, die selbst für Vorurteile zu dumm sind.

Für die meisten Menschen hat der Nebenmensch nur dann Wert, wenn er als ihr Vergrößerungsspiegel fungiert. Der größte Teil unserer Gesellschaftsformen ist hierauf zurückzuführen.

Die wenigsten Menschen leben ihre eigene Biographie.

Was das Gymnasium wert ist, sieht man weniger an denen, die es besucht haben, als an denen, die es nicht besucht haben.

Der Franzose spricht gern und stolz von „la mort sans phrase". Aber er hat noch nie daran gedacht, es einmal mit „la vie sans phrase" zu versuchen.

Behandle jede Dame liebenswürdig und zuvorkommend, auch wenn sie nicht mehr jung und schön ist; sie könnte vielleicht doch eine Journalistin sein.

Nur häßliche Frauen sind erziehungsfähig; und bei denen hat es keinen Zweck.

Die Frauen sind keine Menschen. Das macht sie so anziehend.

Ideales Ballgespräch: Gnädigste sind, wie alle Frauen, anders als die andern Frauen.

Es gibt flache Egoisten und tiefe Egoisten. Die letzteren nennt man Altruisten.

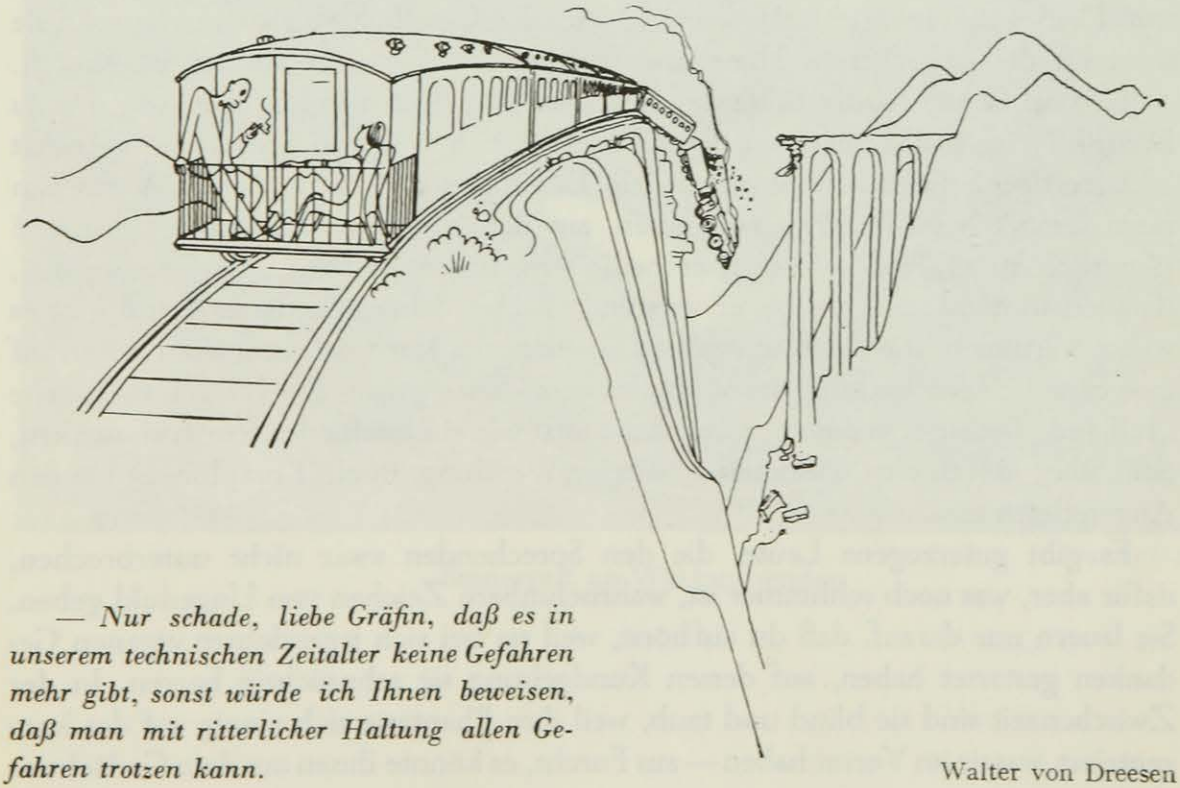
Moderne Gesprächs-Unsitten

Von

J. S.

Kein Thema ist bekanntlich mehr erschöpft als das von der Unsitte des Zuvielredens. Dennoch habe ich kaum je fünf Leute zusammensitzen sehen, wo nicht irgendeiner, zur gradweisen Erstarrung der übrigen, darin exzellierte. Doch unter allen Schwätzern kommt keiner dem nüchternen, bedachtsamen Manne gleich, der mit Umsicht und Überlegung beginnt — seine Einleitung macht — sich in etliche Abschweifungen verzweigt — auf etwas kommt, das ihm eine andere Geschichte ins Gedächtnis ruft — die er zu erzählen verspricht, wenn die jetzige zu Ende sein wird — wieder auf sein Thema zurückkommt — sich auf den Namen einer Person nicht besinnen kann — sich den Kopf hält und über sein Gedächtnis jammert — während die Gesellschaft in quälender Erwartung schwebt — und schließlich sagt, daß es ja ganz gleich sei, und auf die Art fortfährt. Dem Werk die Krone aufzusetzen, stellt sichs dann heraus, daß alle bereits fünfzigmal die Geschichte gehört haben.

Eine der beliebtesten heutigen Unsitten ist das Reden über sich selbst. Manche geben gleich, ohne Umschweife, einen ganz genauen biographischen Abriß ihrer Person: sie berichten genau über ihre Krankheiten, mit Aufzählung der Symptome und besonderen Umstände, oder zählen alle die Hindernisse auf, die sie in Politik, Liebe oder Geschäft überwunden haben. Andere liegen ständig dem eigenen Lob auf der Lauer: sie haschen einen Zeugen am Rockzipfel, daß sie schon immer prophezeit hätten, daß es so kommen werde, aber niemand wollte ihnen glauben;



— Nur schade, liebe Gräfin, daß es in unserem technischen Zeitalter keine Gefahren mehr gibt, sonst würde ich Ihnen beweisen, daß man mit ritterlicher Haltung allen Gefahren trotzen kann.

Walter von Dreesen

dem und dem haben sie von Anfang an das und das gesagt, aber er wollte nicht hören. Andere setzen einen Stolz darein, uns von ihren Fehlern zu erzählen: das sind die seltsamsten Kerle von der Welt. Sie können nicht heucheln — sie geben zu, daß es eine Verrücktheit ist — sie haben dadurch schon eine Fülle von Vorteilen verloren — aber böte man ihnen die Welt, sie könntens doch nicht lassen — da ist irgendwas in ihrer Natur, das sich aufbäumt gegen Unaufrichtigkeit.

Oft macht man folgende Beobachtung: eine Gesellschaft kommt zusammen, und zwei entdecken zufällig, daß sie auf derselben Schule oder Universität waren, — das ist dann der Tod jeglicher Unterhaltung. Alle übrigen sind sogleich verdammt zum Schweigen und zum Zuhören, wie diese beiden da ihr Gedächtnis gegenseitig auffrischen mit allerhand Erlebnissen und Streichen, die für die Teilnehmer gewiß sehr interessant waren.

Ich kenne einen hochgestellten Offizier, der immer eine Zeitlang ein anmaßendes, ungeduldiges Schweigen beobachtet, voll von Zorn und Verachtung gegen die jeweils Sprechenden. Endlich, plötzlich, Gehör heischend, entscheidet er die Angelegenheit in einer abrupten dogmatischen Art! . . . dann zieht er sich wieder in sich selbst zurück und geruht so lange nicht zu reden, als seine Geister nicht wieder denselben Siedepunkt erreicht haben.

Es gibt gewisse Gesprächs-Unsitten, denen niemand so sehr erliegt, wie witzige Menschen, und zwar nie so sehr, als wenn sie miteinander beisammen sind. Haben sie ihren Mund geöffnet, und es ist ihnen nichts Witziges gelungen, so gilt ihnen das gleich ebensoviel verlorenen Worten: es ist eine Marter für sie wie für die Zuhörer, die armen Menschen dauernd auf der Folterbank der Erfindung zu sehen, und mit so wenig Erfolg. Sie *müssen* irgend etwas Außerordentliches sagen, um sich selber von dieser Schuld freizusprechen; sie *müssen* ihren Charakter durchhalten, weil die Dabeistehenden sonst enttäuscht sein und sie für simple Sterbliche nehmen könnten. Ich habe einmal gesehen, wie zwei solche Witzbolde mit Fleiß zusammengebracht wurden, um die Gesellschaft zu unterhalten; sie machten die lächerlichste Figur und verbreiteten Frohsinn auf eigene Kosten.

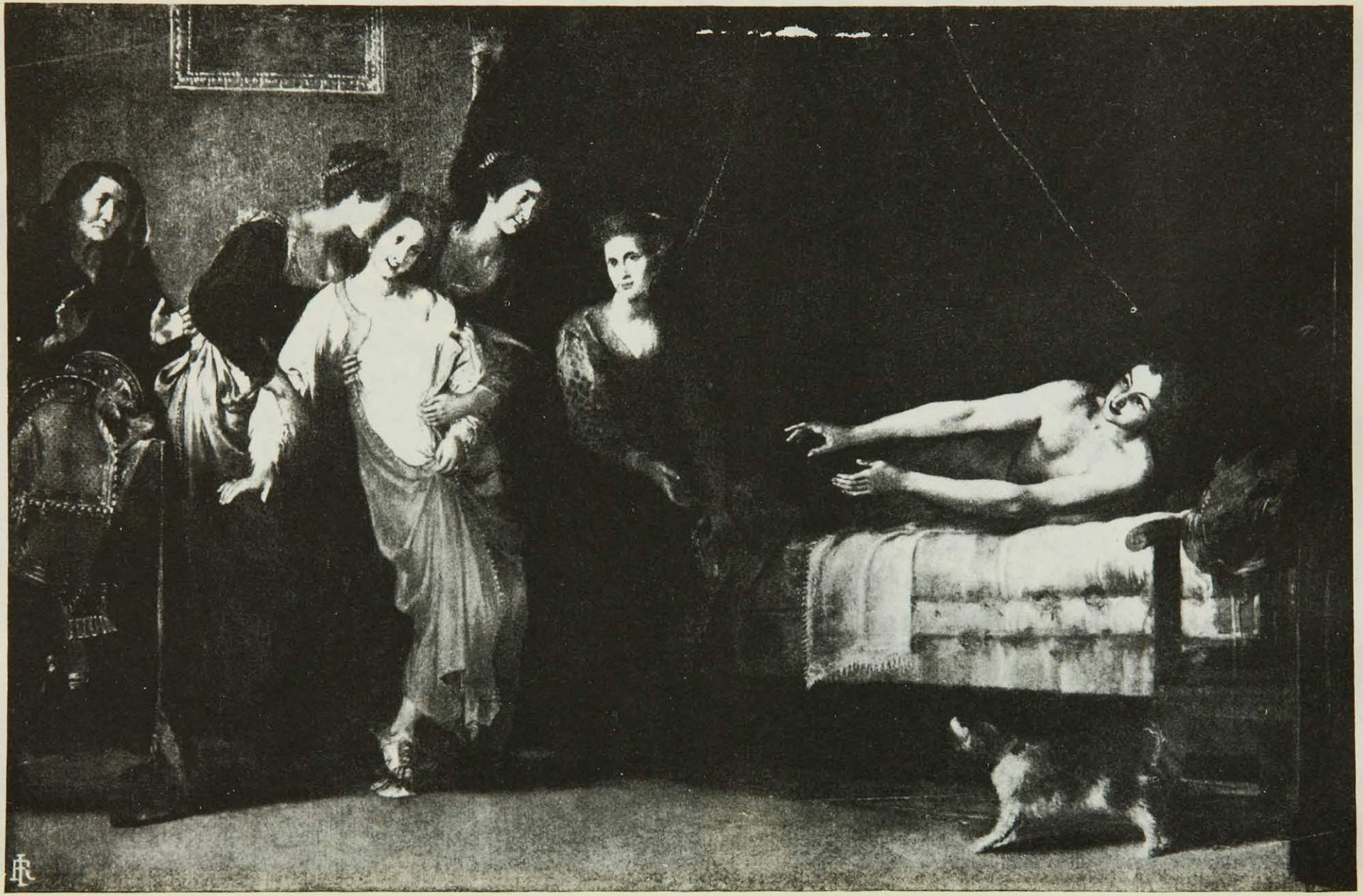
Gespött ist die feinste Blüte der Konversation; doch wie wir alles, was uns zu kostspielig ist, nachahmen und verfälschen, so haben wir auch dieses in eine Art schlagfertiger Schnoddrigkeit verwandelt. Es gilt heute für witzig, einen Menschen beim Gespräch in die Enge zu treiben, aus dem Gleichgewicht zu bringen und lächerlich zu machen — wobei er heilig verpflichtet ist, nicht böse zu werden, damit man nicht etwa glaube, er verstünde keinen Scherz. In dieser Kunst gibt es wahre Virtuosen, die einen schwachen Gegner aufs Korn nehmen, die Lacher auf ihre Seite bringen und nun schonungslos aufs Ganze gehen. Doch das französische „raillerie" bedeutet vielmehr etwas, das zuerst wie ein Stich oder Vorwurf aussieht, dann aber, durch eine unerwartete, witzige Wendung, in ein Kompliment für den Angeredeten ausläuft.

Es gibt guterzogene Leute, die den Sprechenden zwar nicht unterbrechen, dafür aber, was noch schlimmer ist, wahrnehmbare Zeichen von Ungeduld geben. Sie lauern nur darauf, daß du aufhörst, weil sie bei sich irgendeinen eigenen Gedanken gestartet haben, auf dessen Kundgebung sie sehnsüchtig harren. In der Zwischenzeit sind sie blind und taub, weil ihre Phantasie sich einzig auf das konzentriert, was sie im Vorrat haben — aus Furcht, es könnte ihnen aus dem Gedächtnis

I. Blaschy (Allenstein

Seinerzeit an Winterabenden

Straßen-Szene in Nazareth (Portugal)



Giovanni da S. Giovanni (1590—1636), Die Braut wird zum Gatten geleitet (Ölbild)

Adam und Eva in einem Van-de-Velde-Film von 1928

Associated Press

Adamiten in Hollywood

entschlüpfen. So verschließen sie sich der Unterhaltung und versäumen hundert ebenso gute Einfälle, die sie aus deren Gang hätten empfangen können.

Es gibt eine Art grober Familiarität, die durch Leute, welche von Hause aus daran gewöhnt sind, in die Geselligkeit eingeführt wird — mit der Versicherung, daß es unschuldige Freimütigkeit und Humor sei. Das ist ein gefährliches Experiment in unserem nordischen Klima, wo das bißchen vorhandene Höflichkeit und Dekorum nur mit Anstrengung erzwungen wird und jederzeit bereit ist, in eine stets lauernde Barbarei zurückzusinken.

Es gibt ausgezeichnete Geschichtenerzähler, mit einem gutgeordneten Vorrat, den sie wann und wo immer hervorkramen können — und bei dem niedrigen Stande der Konversation ist heute dieses Talent durchaus nicht zu verachten. Dennoch leidet es an zwei unvermeidlichen Schwächen: Wiederholung und Ausgepumptsein. Um ihnen zu entgehen, muß der also Begabte ein gutes Gedächtnis haben und öfters den Bekanntenkreis wechseln, sonst verrät er die Schwäche seiner Fonds. Denn die Geschichtenerzähler haben selten andere Einkünfte, sondern zehren vom Grundkapital.

Unsere großen öffentlichen Redner sind selten gute Gesellschafter, denn Beredsamkeit entspringt meist — so paradox das auch klingen mag — einer gewissen Unfruchtbarkeit an Gedanken und Worten. Solche Menschen haben zu jedem Gegenstand ein feststehendes Repertoire von Begriffen, und nur eine Garnitur von Phrasen, sie auszudrücken; sie schwimmen über alle Oberflächen und bieten sich bei jeder Gelegenheit dar. Gerade darum sind tiefere Köpfe, die um den unendlichen Bereich der Sprache wissen, emporgeschreckt, die schlechtesten Redner von der Welt — es sei denn, daß Erfahrung sie geübt und ermutigt hat. Sie finden sich inmitten einer Stoffülle, einer Vielfalt der Begriffe, eines Reichtums an Worten, deren Wahl ihnen zur Qual wird. Das ist noch kein Nachteil für die Privat-Konversation, wo, andererseits, das Talent des schwungvollen Schwätzens am unerträglichsten wirkt.

Nichts verdirbt die Menschen mehr für das Gespräch, als der Charakter des anerkannt witzigen Menschen. Denn um diesen Ruf aufrechtzuerhalten, verfehlen sie nie, sich mit einem Schwarm von Begleitern und Bewunderern zu umgeben, wobei beide Teile durch wechselseitige Befriedigung der Eitelkeit auf ihre Rechnung kommen. Das gibt den einen solch ein Air von Überlegenheit und macht die andern so uninteressant, daß keiner von beiden leicht zu ertragen ist.

Es gibt Menschen, welche glauben, der Unterhaltung bereits dadurch Genüge zu tun, daß sie schlichte, nicht weiter erhebliche Tatsachen referieren, wie sie alle Tage überall sich ereignen, — und dieses habe ich am häufigsten bei den Schotten beobachtet, die mit äußerster Sorgfalt auch nicht den geringsten Nebenumstand von Zeit und Ort auslassen. Wäre das nicht ein wenig versüßt durch die sonderbaren Worte, Akzente und Gestikulationen, wie sie jenem Lande eigentümlich sind, so würde diese Art von Gespräch vollends unerträglich sein.

Nachschrift der Redaktion. Bei genauer Prüfung stellte sich heraus, daß das Manuskript der „Modernen Gesprächs-Unsitten" über zweihundert Jahre alt ist und von *Jonathan Swift* stammt. *(Deutsch von Sigismund v. Radecki)*

Wie verhalte ich mich im Alltag?

Von

Prof. Simon Fleischmann

Die Antwort lautet:
Benimm dich nicht so, wie du bist, sondern so, wie du sein willst.

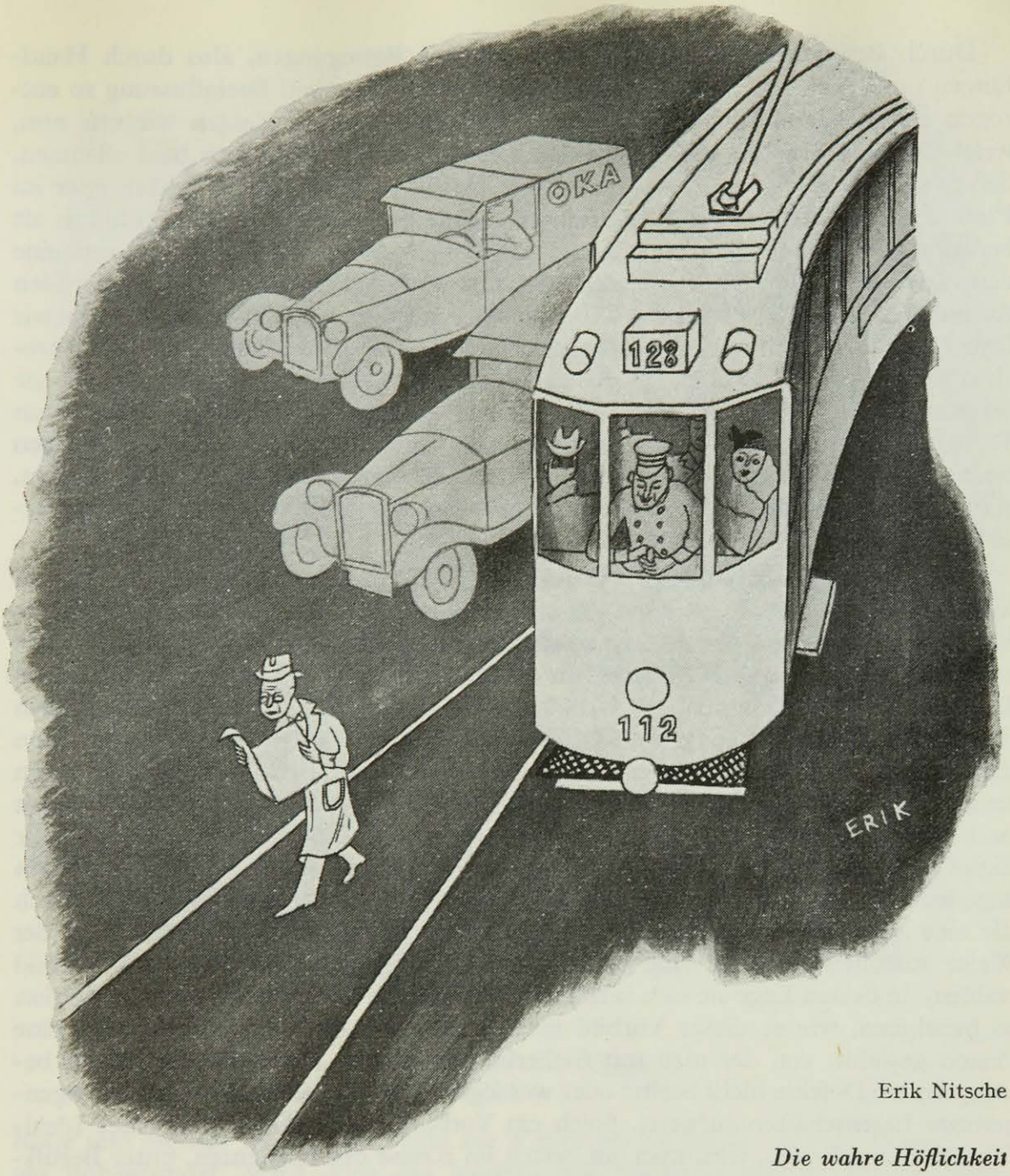
Es ist leider wahr, daß die Wissenschaft in sehr starkem Maße der Mode, oder (sagen wir höflicher) den Zeitströmungen unterworfen ist. Bei den exakten Wissenschaften ist es nicht so, daß die Errungenschaften eines früheren Abschnittes annulliert, umgestürzt werden, aber es wird an ihnen gezerrt, gemäkelt, die unvermeidlichen Defekte werden ungebührlich hervorgehoben, mit Scheinwerfern beleuchtet, während die schwer angreifbaren, unerwünschten, weil unzeitgemäßen, Hauptpunkte im Schatten gelassen und minimalisiert werden. So erging es auch den Anschauungen über die Einflüsse, die den Entwicklungsgang und die Beschaffenheit des menschlichen Charakters bestimmen. Von dem berühmten leeren Blatt, dem der Neugeborene nach Rousseau gleichen sollte und das von dem Erzieher nach Belieben beschrieben werden konnte, schwang das Pendel nach dem entgegengesetzten Extrem, das nur Vererbung und Anlage als bestimmende Faktoren gelten ließ. Ein Fatalismus schien damit verbunden zu sein, der einen zwang, die Hände in den Schoß zu legen und die Dinge kommen zu lassen, wie sie kommen mußten.

Langsam beginnt aber wieder eine rückläufige Entwicklung. Auf Grund unumstößlicher Tatsachen mußte dem Einfluß der kosmischen Faktoren, der menschlichen Umgebung, des Berufs, der Lebensweise und auch der Erziehung im weiteren Sinne des Wortes wesentliche Bedeutung zuerkannt werden. Diese Erkenntnis ist dazu angetan, in weiten Schichten der Menschheit neue Hoffnungen zu erwecken und den Lebensmut zu steigern. Der mit dem Bewußtsein seiner Defekte belastete Mensch fühlt sich nicht mehr wie ein lebenslänglich Verurteilter, er hofft auf Amnestie und Rehabilitierung.

Allerdings ist die Aufgabe, die der sich seiner Defekte bewußte Mensch damit übernimmt, nicht leicht. Der überempfindliche, reizbare, ängstliche, schüchterne, unruhige, zapplige, zaghafte, unentschlossene Mensch — die Adjektiva können noch beliebig verlängert werden — kann gewöhnlich nicht seinen Wohnort, seinen Beruf, seine Umgebung wechseln. Eines aber kann er — in sehr vielen Fällen wenigstens — schaffen, er kann einen günstigen Faktor zu seinen Gunsten wirken lassen. Gemeint ist die Art seines Handelns, die Art seines Benehmens.

Bei den Defekten, die hier eben aufgezählt worden sind, handelt es sich im wesentlichen um Anomalien der Art zu empfinden. Um sie zu beseitigen oder wenigstens abzuschwächen, bedarf es einer Einwirkung auf die Empfindungssphäre, die auf direktem Wege schwer zugänglich ist. Durch bloßes Zureden ist es unmöglich, einen Menschen ruhiger, zuversichtlicher, vertrauensvoller, mutiger zu machen. Wenn dadurch von besonders geeigneten Personen unter Umständen Wirkungen erzielt werden, so sind sie schnell vorübergehend. Es gibt aber einen indirekten, sehr wirksamen Weg, den Weg über die Tat.

Unser ganzes Leben — eine Trennung zwischen dem Teil, der uns unter dem Aspekt des Körperlichen erscheint, und dem, der als geistig betrachtet wird, darf hier, wie auch in vielem anderen, nicht gemacht werden — besteht aus Ketten von Reaktionen. Irgend ein Reiz löst eine Reaktion aus, eine Muskelbewegung, Absonderung irgendwelcher Säfte, Änderung der Blutverteilung usw. In vielen Fällen laufen



Erik Nitsche

Die wahre Höflichkeit

diese Reaktionen mit bewußten Empfindungen verschiedener Art einher. Nehmen wir das Beispiel einer Muskelbewegung, die durch einen Stich (Reiz) veranlaßt und zur Abwehr erfolgt ist, so ist derVorgang damit nicht endgültig erledigt, denn —und das ist wichtig — die Muskelbewegung an sich bildet einen neuen Reiz, der weitere Folgen hat, eine weitere Reaktion, eventuell mit weiteren Empfindungen auslöst. Wir können also auch durch willkürliche Bewegungen unter Umständen Empfindungen produzieren und beeinflussen. Schon passive Änderungen der Lage eines Gliedes wirken nach neueren Forschungsergebnissen als Reize, die Reaktionen auslösen können. In höherem Grade wird das bei aktiven Bewegungen der Fall sein. Es ist bekannt, daß, wenn man die Fäuste ballt, die Gesichtsmuskeln aufs äußerste spannt, also wenn man zornige Haltung und zornigen Gesichtsausdruck nachahmt, man bis zu einem gewissen Grade Zorn und Angriffslust empfindet. Dasselbe gilt für Bewegungen und Haltungen, die Freude, Trauer, Angst usw. ausdrücken sollen. Darauf beruht die bekannte Theorie von *James* und *Lange* über das Wesen der Affekte.

Durch Bewegungen und Kombinationen von Bewegungen, also durch Handlungen und Taten kann ein Zugang zu der der willkürlichen Beeinflussung so entzogen scheinenden Empfindungssphäre erzwungen werden. Fragen wir uns nun, welche Art von Handlungen hier in Betracht kommt, so werden wir bald erkennen, daß es sich nicht um besondere Leistungen im Beruf, in der Öffentlichkeit oder im Freundeskreise handeln kann, die für das Leben des betreffenden Individuums als bedeutungsvoll gelten können. Solche Leistungen kommen selten vor, und eine dauernde Einwirkung ist von ihnen nicht zu erwarten. „Große" Stunden bilden Ausnahmen. Ausgefüllt wird das Leben von Kleinigkeiten, von Handlungen, die wir ihrer Unscheinbarkeit wegen nicht beachten und denen wir jede Bedeutung abzusprechen geneigt sind. Und doch *bilden diese Handlungen in ihrer Gesamtheit das, was wir als Benehmen des Menschen bezeichnen.* Gerade das Benehmen des Menschen, sein Verhalten im Alltag kennzeichnet seine Art, auf die tausendfach auf ihn einwirkenden Reize zu reagieren, und schließt den weitaus größten Teil seiner Betätigung ein, einer Betätigung, die das Wesen des Menschen ausmacht und die größten Beziehungen zu seiner Gefühlssphäre hat.

Hier soll für die, die mit sich unzufrieden sind, das Bestreben einsetzen, so zu werden, wie sie sein wollen. Man soll sich so benehmen, wie man werden will. Um hier die nötige Art zu erlangen, ist es allerdings notwendig, eine Zeitlang eine Rolle zu spielen. Es gibt nervöse Stotterer, für die ihre Sprachstörung eine Quelle ständigen Leidens bildet. An sich schon mit Minderwertigkeitsgefühlen belastet, fühlen sie sich durch ihren Sprachfehler ganz besonders gedemütigt. Auffallenderweise sprechen diese Stotterer vielfach ganz korrekt, fast ohne jegliches Zeichen einer Störung, wenn sie in einem Liebhabertheater oder bei einer anderen Gelegenheit eine Rolle aufsagen und sich in die Lage des Helden versetzen, den sie spielen. Auch die Personen, für die es erforderlich erscheint, sich psychisch umzustellen, um gewisse Defekte oben angedeuteter Art abzulegen, müssen die kleinen unscheinbaren Handlungen, durch die eine dauernde Einwirkung auf die Gefühlssphäre erzielt werden kann, in der Weise ausführen, daß sie eine Rolle spielen, daß sie sich ein passendes Vorbild wählen, in dessen Lage sie sich versetzen. Sie müssen sich in jeder Lebenssituation so benehmen, wie es dieses Vorbild getan haben würde. Zum Vorbild wird eine Person gewählt, von der man mit Sicherheit annehmen kann, daß sie die zu bekämpfenden Defekte nicht besitzt oder womöglich den zu bekämpfenden entgegengesetzte Eigenschaften aufweist. Solch ein Vorbild, die Verkörperung eines Ideal-Ichs im Sinne *Freuds*, wird man am besten im Kreise der Bekannten, unter Berufsgenossen, Vorgesetzten, hervorragenden Persönlichkeiten usw. suchen. Die gewählten Personen müssen dann allerdings in allen ihren Gewohnheiten, in ihrer Haltung und in der Art ihres Auftreten beobachtet und studiert werden. Finden sich in der Umgebung keine passenden Personen, so kann man sich an sehr gut bekannte Lebensbilder historischer Persönlichkeiten, ja an künstlerische Schöpfungen aus der erzählenden Literatur halten. Hat man sich auf diesem Wege von den zu beseitigenden Defekten befreit, dann hat das Vorbild seine Schuldigkeit getan und kann ausgeschaltet werden. Bis dahin muß aber das Spiel zur Gewohnheit, zur zweiten Natur werden.

Man wird den hier entwickelten Gedankengängen leichter folgen, wenn man sich in Erinnerung ruft, wie man durch strammes Marschieren ganz anders als durch lässiges Schlendern gestimmt wird, wie gewisse Haltungen den Mut heben, wie man sich je nach den Kleidern, die man anzieht, bald feierlicher, steifer, bald ausgelassener fühlt

Die naheliegende Befürchtung, man könnte durch das Spiel einer bestimmten

New Yorker

— *Das da ist eine Einlage.*

Rolle sein eigenes Ich verlieren und zur Kopie des Vorbildes werden, ist ganz und gar unbegründet. Wird doch das Vorbild mit Rücksicht auf die Unebenheiten gewählt, die man beseitigen will. Nach der Befreiung von diesen Defekten, von denen man sich belastet und gehemmt fühlt, kann das eigene Ich nur reiner und besser zur Entfaltung kommen. Zudem wird doch die erlangte Änderung nie zu einer Überwucherung in entgegengesetzter Richtung kommen. Nehmen wir an, wir hätten es mit einer krankhaften Überempfindlichkeit zu tun, so wird nur das Übermaß dieser Empfindlichkeit durch das Vorbild korrigiert werden, ohne daß man sich dessen vielleicht vorhandene Dickfelligkeit aneignet. Man wählt das Vorbild, wie man sich für die Wahl eines Kleidungstücks entschließt, das man an einem anderen gesehen hat und von dem man annimmt, daß es einen schlanker oder stärker erscheinen läßt, oder daß man sich darin freier und arbeitsfähiger fühlen wird.

Das hier Geschilderte berührt sich in den wesentlichsten Punkten mit drei gut fundierten wissenschaftlichen Lehren: mit der psychologischen Lehre des *Behaviorismus* (Behavior-Betragen, Verhalten), mit der philosophischen *„Als-ob"-Lehre* (Vaihinger) und mit der physiologischen *Lehre von den bedingten Reflexen* (Pawlow).

Soll ein Ehemann seine Frau heiraten?

Von

John Riddel

Zu einer Ehe gehören zwei. Nach einem jener seltsamen, schönen Gesetze der Mutter Natur braucht jeder Ehemann eine Frau, und jede Ehefrau einen Mann, um den Sinn der Ehe zu vollenden. Zuerst, in den sogenannten Flitterwochen, bringt die Ungezwungenheit und Süße der Beziehung oft wirkliches Glück. Aber ach! wie lange hält es an?

Nach der ersten Freude über ihre Verbindung entdecken die beiden jungen Leute allmählich, daß sie sehr wenig oder nichts von den grundliegenden Naturgesetzen des andern wissen. Der junge Ehemann z. B. hat kein Verständnis für die dauernde Angewohnheit seiner Frau, qualmende Zigarettenstummel auf dem Eßteller liegen zu lassen, ohne den leisesten Versuch, sie auszulöschen; während die junge Frau in ihrem althergebrachten Puritanismus verwundert ist über ihres Mannes fast fanatische Abneigung, in der Öffentlichkeit Pakete zu tragen. In bezug auf diese grundliegenden, lebenswichtigen Verschiedenheiten zwischen beiden Geschlechtern besteht ein so abgrundtiefer, allgemeiner Mangel an Verständnis, daß in seinem Nebel und seinen Dunkelheiten schon manches glückliche Heim an den Klippen zerschellte. Um weiteres Eheunglück abzuwenden, habe ich die Aufgabe und das Wagnis unternommen, den Zensoren zu trotzen und diese freie und offene Diskussion über die eheliche Verbindung zwischen Mann und Mädchen niederzuschreiben.

Selbst wenn die Braut der Inbegriff „jungfräulicher Süße und Unschuld" ist, so ist der Mann oft der erste, der „einen Sprung im Kitt" verursacht; aber ebenso häufig ist es der Fall, daß in den ersten Tagen der Ehe der Mann sogar der Sensitivere, Romantischere ist, den die alltäglichen Dinge mehr verletzen. Allmählich nehmen die Mißverständnisse zu, das Glück verwandelt sich in Mißtrauen und Vorwurf, und die seligen Flitterwochen enden jählings in zerschmetterten Illusionen, Möbeln und, manchmal, Porzellan. Vergeblich konsultiert der verstörte junge Ehemann seine Ärzte oder liest Bücher über die Ehe, um die Antwort auf diese seltsamen Probleme zu finden. Vergeblich stellt er sich selbst die jahrhundert alte Frage: Was soll ein Mann da tun?

Nehmen wir einmal ein Beispiel. Ein junger Mann namens B. hat ein Mädchen geheiratet, namens Fräulein A. (von den altaristokratischen A's aus Boston, ziemlich große Familie) und hat sie nach den Flitterwochen in eine kleine, aber geschmackvoll eingerichtete Wohnung heimgeführt, wo sie einen gemeinsamen Haushalt führen und in Frieden leben wollen. Ein paar Tage lang zwitschern sie wie Sperlingspapageien in ihrem kleinen Nest herum, hängen Bilder auf, stellen die Möbel hin und her und schmücken ihr künftiges Heim zu ihrer gegenseitigen Befriedigung. Am Ende dieser Periode nimmt der junge Ehemann seinen Hut, küßt sein Weib zum Abschied und geht ins Geschäft, zufrieden, daß sie nun zur Ruhe gekommen sind, und in dem unschuldigen Wahn, daß die Periode des Möbelumstellens endgültig vorüber wäre.

Für einige Tage ist alles in Ordnung. Ein- oder zweimal merkt er vielleicht noch, daß jemand seinen Aschenbecher hinüber an die Wand geschoben oder seinen Lehnstuhl so gerückt hat, daß er beim Betreten des Zimmers darüber stolpert; aber er stellt diese Gegenstände wieder zurück an ihren Platz und verliert in seiner Unschuld den ganzen Vorgang aus dem Gedächtnis. Doch als er etwa zwei Wochen danach eines Abends ziemlich spät heimkehrt, entdeckt er, daß sich Furchtbares ereignet hat. Die Hölle ist los in dem winzigen Taubenschlag. Sein Bett ist zum Fenster geschoben, alle Stühle stehen andersrum, er kann seinen Pfeifenbehälter absolut nicht finden, seine liebste Leselampe steht auf dem Flügel und mitten in diesem Chaos ist seine junge Frau atemlos vor Aufregung und fragt ihn: „Wie findest du es?" Und er geht fort und schlägt einen eigenen Wohnsitz auf, und so ist wieder eine glückliche Ehe an den Unglücksklippen zerschellt.

Wenn aber der junge Ehemann Havelock Ellis gelesen hätte (Seite 927, Appendix, Absatz XIV), so hätte er gelernt, daß dieser Vorfall keinen Anlaß zur Aufregung bot. Das, was ihm soeben begegnet war — so hätte er gelernt —, war nur eine Manifestation der *Möbel-Periode*, die in dem Leben jeder Frau in bestimmten, regelmäßigen Intervallen auftritt; und anstatt dagegen anzukämpfen, hätte er versuchen sollen, sich auf die natürliche Tatsache einzustellen, daß „jede Frau bei jedem Mondwechsel das Anschwellen eines tiefen Frühlingsgefühls in ihrem Busen spürt, welches sie zu einem hilflosen Opfer des Möbelumstelldranges macht." Wie Hassenpfeffer in seinem „Phänomen der Furnituren-Psychopathica" sagt (Seite 128 bis 393): „Jede Frau hat eine gewisse Periode, in der sie Möbel verrücken muß und alles zum Teufel geht".

Noch eine andere Quelle der Mißverständnisse und möglicherweise auch Tragödien zwischen Mann und Frau liegt in der angeborenen Unfähigkeit der Frau, eine Zeitung zu lesen, ohne sie vollständig von innen nach außen zu krempeln und sie zu einem kleinen Haufen zerknillt liegen zu lassen, so daß es aussieht, als ob sie Sandwiches einwickeln oder Papierhüte machen wollte. (Siehe von Strudelheimer: „Die sexuelle Bedeutung des Zeitungs-Zerknillens".) Auch hier wieder sollte der junge Ehemann wohlwollendes Verständnis für die Schwäche seiner Gefährtin aufbringen, anstatt blind dagegen anzukämpfen. Noch deutlich habe ich das Geständnis eines sensitiven jungen Ehemannes in Erinnerung, Herrn C., der eines Tages weinend in meine Sprechstunde kam, als ob ihm das Herz brechen sollte. „Ich liebe meine Frau", schluchzte er unter Tränen, „ich kann den Gedanken, sie zu verlassen, nicht ertragen; und doch ist es so weit mit mir, daß ich entweder geschieden werden muß oder in einen entsetzlichen Mord verwickelt werde."

Ich redete ihm zu, sich zu beruhigen und mir seinen Kummer zu erzählen. „Es ist die Sonntagszeitung", sagte er wehklagend. „Heute morgen, als ich herunter kam, war alles, was ich finden konnte, Stellungsgesuche. Der Radioteil lag unter dem Geraniumtopf. Der Vergnügungsanzeiger war um die Tomatenpflanzen gewickelt, die meine Frau gerade zu unserer Nachbarin, Frau Messerschmidt, schicken wollte. Die Nachrichten lagen zusammengefaltet unter einem Bein vom Küchentisch, der Kunstdruckteil war auf dem Boden der Kommodenschublade ausgebreitet, und mein Schwiegervater schlief unter dem Sport. Ich kann es nicht mehr aushalen, Doktor. Ich werde verrückt, verrückt . . ."

Glücklicherweise war ich imstande, diesem unseligen Mann den tiefen Geschlechtsunterschied zwischen Mann und Frau klarzumachen, ihm darzutun, daß der weibliche Charakter vor allen Dingen weniger glatt und sauber ist als der männliche. Obgleich die Ehe so häufig an diesen Klippen zerschellt, so kann es doch vermieden werden, wenn der junge Ehemann sich die Erkenntnis zu eigen macht, daß eine Frau *immer* Zeitungen zerknillt, und wenn er die Vorsichtsmaßnahme trifft, für sich selbst jeden Morgen eine *zweite* Zeitung zu bestellen, die er ruhig in der Einsamkeit des Badezimmers lesen kann. Wie Professor Forel sagt (Die sexuelle Frage, 1908): „Bevor man eine lebenslängliche Verbindung eingeht, sollten daher Mann und Frau gegenseitig ihre Gefühle klarlegen, um spätere Unzuträglichkeiten in der Ehe zu vermeiden."

Jedoch wohl die größte dieser zahlreichen Gefahren, an denen unsere modernen Ehen scheitern, liegt in einer fundamentalen Schwäche, die allen Frauen eigen ist, die jedoch anscheinend so wenige liebende Ehemänner verstehen und verzeihen können. Ich spreche natürlich von der bekannten, tiefeingewurzelten Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts, die Pointe eines Witzes zu verstehen.

Ach, wie oft kamen junge Ehemänner in meine Sprechstunde geschlichen, mit abgehärmten Gesichtern, und erklärten in herzzerreißendem Ton, daß ihre glücklichen Beziehungen zu ihren Frauen endgültig zerstört wären. Wie oft, wenn ich sie nach Einzelheiten ausfragte, habe ich dieselbe Geschichte gehört: Die kleine Frau, die auf allen anderen Gebieten ein wahres Muster an Vollkommenheit und Tugend war, hat ihres Mannes Lieblingsanekdote angehört (die er im Klub mit größtem Erfolg jahrelang erzählte), hat während der ganzen Geschichte mit — was wir Psychologen nennen — „flauer Miene" dagesessen, und hat am Schluß des Witzes, anstatt herzlich zu lachen, entweder nüchtern gefragt, wie es denn nun weiterginge oder aber ziemlich unwillig festgestellt: „Nun, ich muß sagen, Joe, ich kann dabei gar nichts Komisches sehen, ich finde, der alte Engländer hatte vollkommen recht, daß er . . ." Und gerade das treibt, mehr als irgendeine andere Ursache, junge Ehemänner zur Scheidung wegen Unverträglichkeit und außergewöhnlicher Grausamkeit.

Zur Erklärung dieses Unviversal-Phänomens bei Frauen möchte ich eine Stelle aus Professor Hermann Swackhamers ausgezeichnetem Handbuch „Das Geschlechtsleben, seine Kümmernisse und seine Kur" anführen, worin er folgendes schreibt: „Die Frau mit ihrem empfindlich balancierten Mechanismus ist so beschaffen, daß sie absolut außerstande ist, jemals einen Witz, eine Anekdote oder Geschichte zu verstehen, wenn sie sie nicht schon irgendwo gehört hat."

Aus diesem Grunde habe ich stets meinen jungen Patienten geraten: Wenn sie ihrer Frau eine Anekdote erzählen, so sollen sie laut und lärmend über den Witz lachen, sobald er zu Ende ist. Wenn die junge Frau dieses Gelächter hört, wird sie mit verwirrter Miene aufblicken und dann — ein bißchen verwundert, aber pflichtschuldigst — in die allgemeine Fröhlichkeit einstimmen. Auf diese Weise wird Verständnis und Liebe Hand in Hand gehen in seliger Vereinigung; und das Glück dieser Harmonie wird von den physischen Fundamenten der Körper hinaufreichen bis zu den Himmeln, wo Sterne sein Haupt krönen.

Ein anderer guter Ausweg für junge Ehemänner ist: sich nicht zu verheiraten.

(Deutsch von Eva Maag)

Zärtlichkeiten

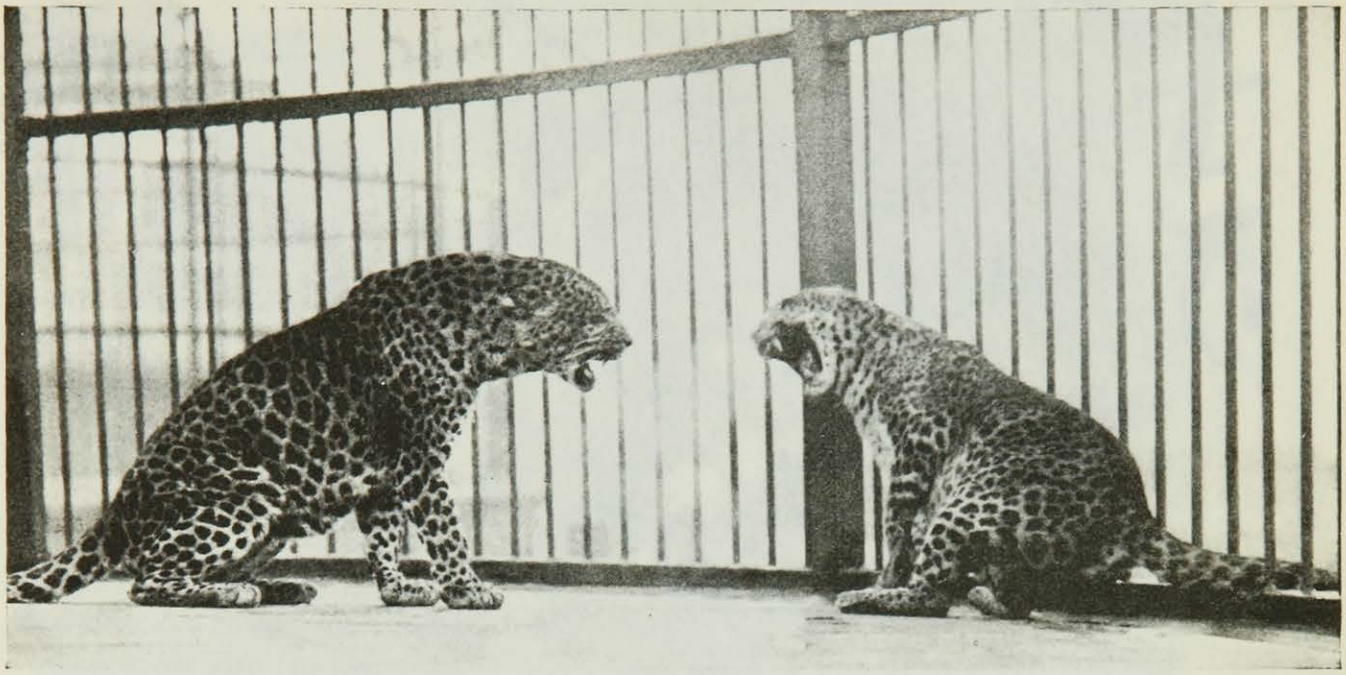
Jean Moral

Der Reporter

International Graphic Press

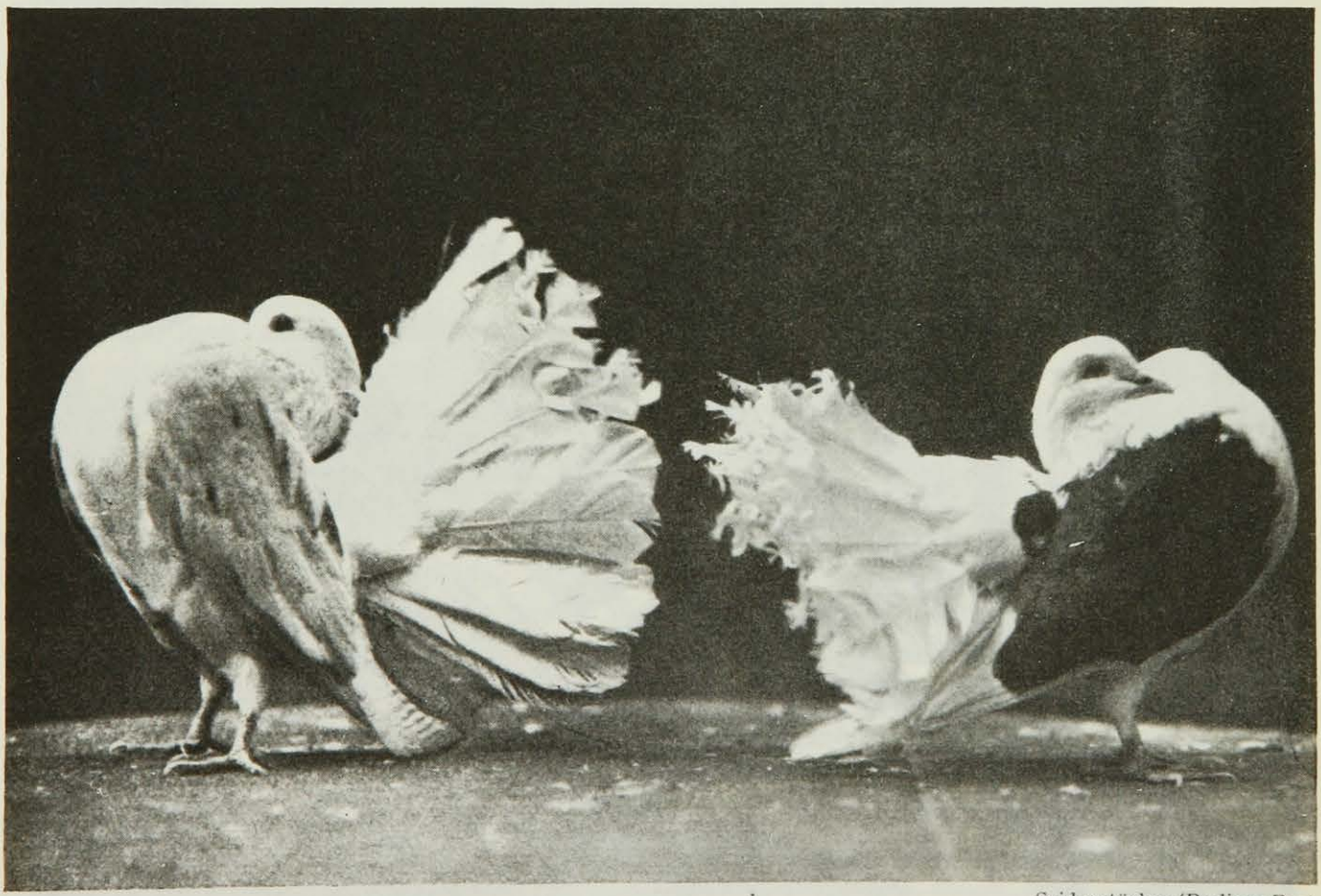
Seidenstücker

Häusliche Szenen



Photopress

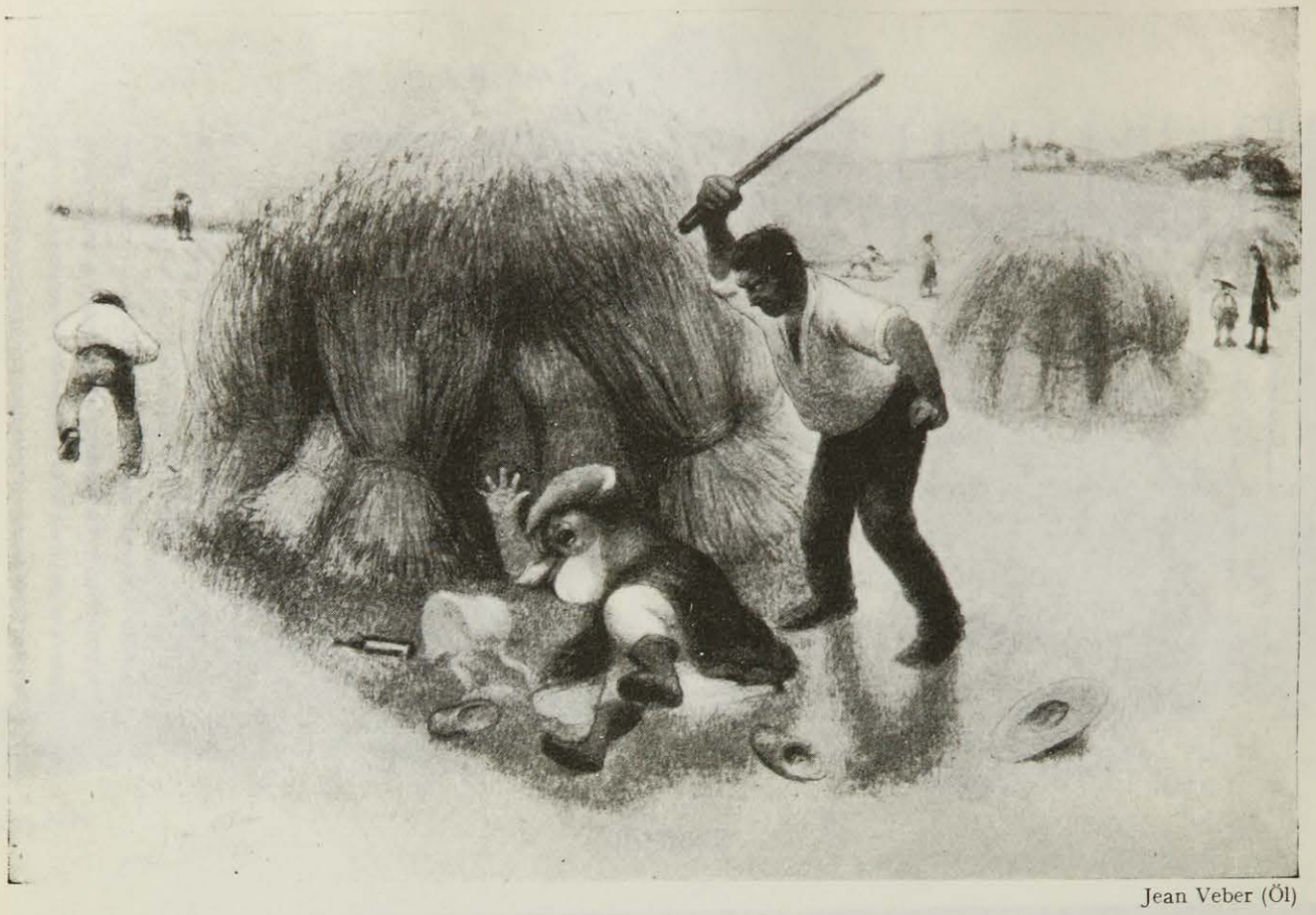
Leoparden



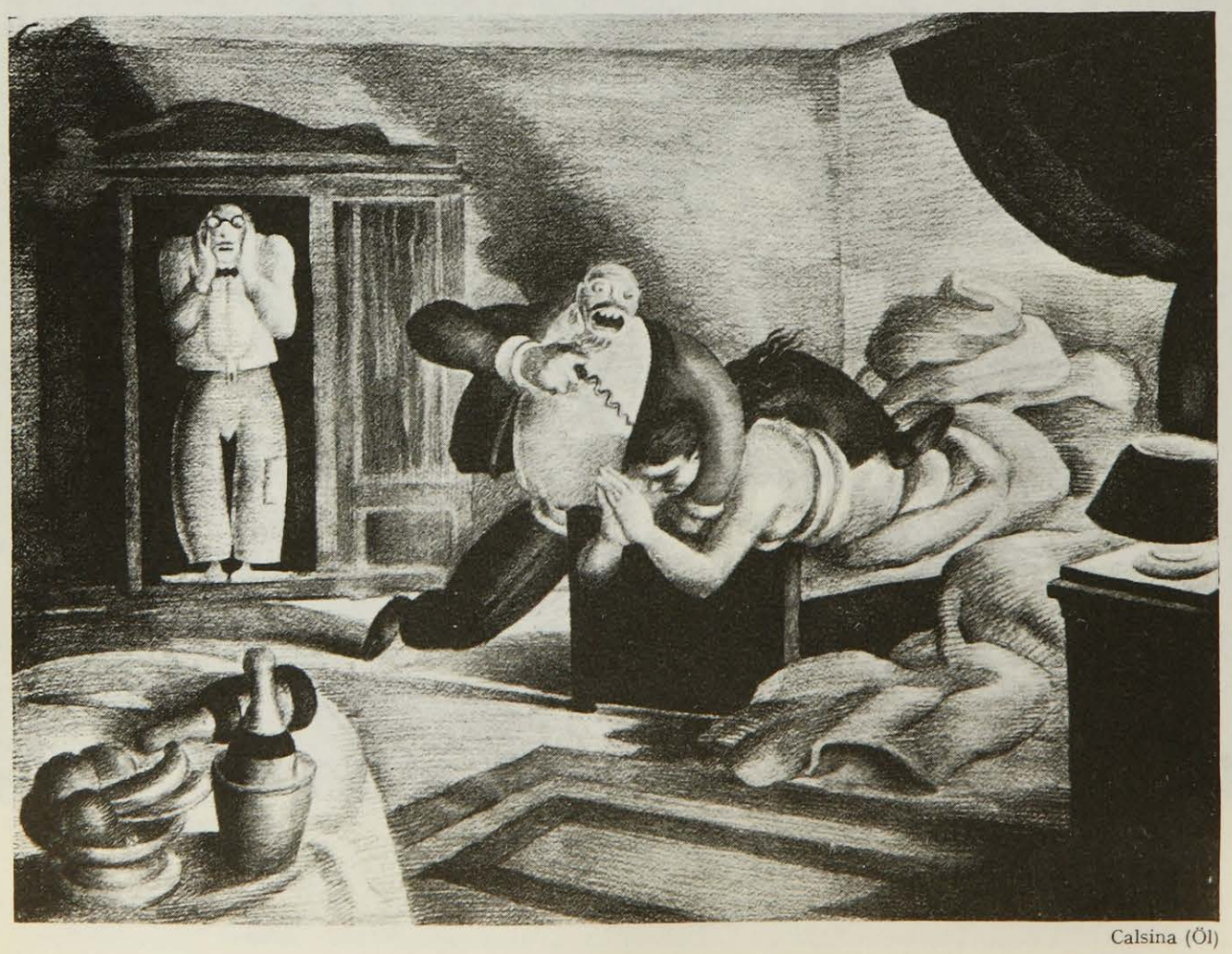
Seidenstücker (Berliner Zoo)

Pfauenschwänzchen

Ertappt



Jean Veber (Öl)



Calsina (Öl)

Jean Veber

Der vollkommene Ehemann

Von

Karel und Josef Čapek

Die Ehe", sagte die gnädige Frau und rang die Hände, „die Ehe ist die Desillusion der Liebe. Ach, wenn ich nicht so sehr erröten müßte!"

Indem sie also (so überaus!) errötete, begann sie zu uns zu sprechen von den schrecklichen, schrecklichen Gepflogenheiten der Ehemänner, von der schrecklichen legitimen Pflicht der Gattin, von der Schamlosigkeit der intimen Dinge, welche die Frau unfreiwillig zu ertragen gezwungen ist, von der Schmach, tamquam cadaver gebraucht zu werden, als warme Leiche der Passivität und dauernder Hingabe, und ob denn die Liebe Disposition oder Inspiration sei? „Ich bin eine Dirne der Liebe", sagte die gnädige Frau tränenüberströmt und begann uns von ihrem schrecklichen, schrecklichen Widerwillen zu erzählen, der sie in der Umarmung des Gewalttäters durchtobt, welcher nicht beachtet, daß er, die Frau umarmend, auch das Herz dieser Frau umarmen solle, dieses schmerzerfüllte Herz.

‚Das kennen wir', waren unsere Gedanken, ‚Neurasthenie hysterischen Ursprunges, nervöse Aversion, das geheime Leiden der bleichen Ehefrauen und der Beginn ehelicher Untreue, leider Untreue, und wir kennen es aus dem vierzehnten Kapitel von Dr. Benedikts Nervenkrankheiten.'

„Gnädige Frau", bemerkten wir lächelnd, „Ihr Weinen bezaubert uns wie alles, was gestillt werden kann. Denn wir wissen, daß die Tränen, die Sie weinen, echte Tränen sind, die bittersten Tränen Ihrer verletzten Sehnsucht. Denn der eheliche Leander hat einen allzu kurzen Weg zu Hero, und sie muß ihm den stürmischen Weg nicht mit ihrer Sehnsucht erleuchten. Das nachbarliche Nebeneinander der Ehebetten, ein wie leicht durchschwimmbarer Bosporus für Leander, namentlich, wenn er am asiatischen Gestade seine hinderlichen und schweren Zierate zurückläßt, die Purpurschleppe und das Festtagskostüm jener schönen Seiten des Mannes, mit denen er sich angetan, da er der Liebhaber war.

Alles darf bei der Liebe nackt sein; aber die Liebe selbst darf nicht nackt sein. Bekleiden wir sie rot oder weiß oder mit einem Bestienfell; bekleiden wir sie mit Leidenschaft oder Sünde, mit Metaphern oder mit Wangenröte, aber bekleiden wir sie.

Das Erröten ist dem Weibe Bedürfnis; indem es in den Kopf steigt, berauscht es ihre Sinne und bereitet so die süße Wehrlosigkeit vor, die der Frau Freude macht; in einem nüchternen Haupt jedoch wird die Wollust bitter. Denn die eheliche Liebe verliert diese Lust: die Lust der Scham und des Errötens, die Freuden der langen Schamhaftigkeit und des ängstlichen Widerstandes der weiblichen Tugend.

Daher sollte der Gatte wie ein verstohlener Galan nahen; er sollte sich nachts an die versperrte Tür der Gattin heranschleichen und flehentlich pochen; er sollte durch das Schlüsselloch Seufzer und unabweisbare, glühend überredende Flüsterworte senden, damit indessen die Gattin, weinend die Tür zudrückend, zur Gänze die wilde Bangheit und Panik einer in Versuchung geführten Jungfrau verspüre, ehe sie zu öffnen geruht.

Die Schönheit des Leibes ist die Eignung für die Genüsse der Liebe, hat Theodorus der Kyrenaiker gesagt. Der Gatte jedoch ist einer, der sich bereits demaskiert von seiner Schönheit zur Liebe einfindet.

Er könnte sich auch mit Blumen an der Brust nähern und mit der ungelenken Anmut eines jugendlichen Freiers, eines errötenden Studenten, der seiner schamhaft erglühten Sechzehnjährigen hundert törichte Dinge vorstottert; denn auch so könnte die Liebe den ganz reizvollen Charakter verantwortungsloser Unvorsichtigkeit und einer dummen Verfehlung unverderbter Jugend gewinnen, und es wäre dann so süß, durchaus nachsichtig zu sein.

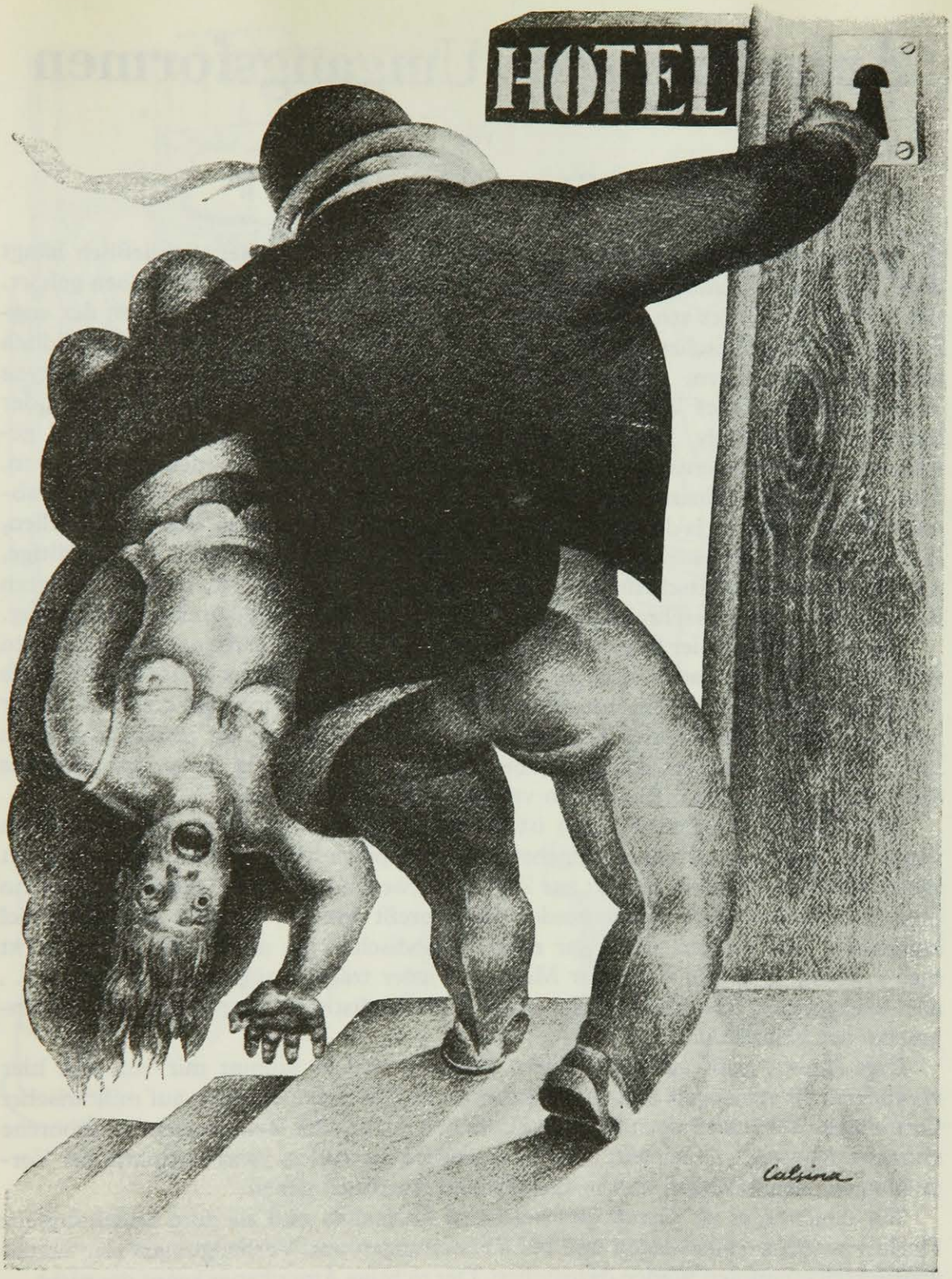
Oder er sollte als hinterlistiger Besuch und erfahrener Verführer auftreten, wohlgeübt in der Entflammung des Frauenantlitzes durch den gleisnerischen Klang trügerischer Worte, oder aber als scharfer schlüpfriger Schwätzer, der die Frau durch die frivole Verve starker Witze zum Lachen erschüttert.

Denn all seine Liebe und männliche Tapferkeit ist nur ein dummer und verdrießlich machender Christian de Neuvilette, hinter dessen breitem Rücken sich des Mannes Geist in der Rolle des feinsinnigen Cyrano, Herrn von Bergerac, verbergen soll als beredter Cicero und anmutiger Parlamentär, der, ohne den leiblichen Lüsten zu dienen, ihnen die edlen und höheren Wonnen des Geistes hinzufügt und so die bezaubernde Gesamtheit einer unvergeßlichen Nacht verschafft.

Othello erzählte Desdemona erregende Anekdoten aus seinem Leben, ehe Desdemona in seine Arme sank; so soll auch der Gatte, ehe es Nacht wird, da er schon kein Neger sein kann, seiner Gattin wenigstens seine Heldenhistörchen erzählen, damit die Frau in seinen Armen den Stolz der Geliebten eines Helden empfinde.

Auch sollte der Mann trachten, bei aller Vertraulichkeit mythisch und selbst des Nachts undurchdringlich zu sein, eine gewisse tragische Größe und etwas dunkel Geheimnisvolles zu bewahren; so wird die Frau in seinen Armen Gefühle der Angst und Liebe und Achtung verbinden."

„Und schließlich", sprachen wir, „imponiert der Frau nichts mehr als Kraft. Die Schönheit des Mannes kann verdoppelt werden durch die Schönheit des Siegers; und die Schwäche des Weibes liebt es, auf den Kopf geschlagen zu werden. Deshalb sollte der Ehemann immer am Abend den brutalen Überschwang seiner Kraft vor der Frau entfalten; er könnte etwa seine Frau an den Haaren



Calsina

durch das Schlafzimmer schleifen und sie zu einem Bündel zusammenschnüren, um sie zu blenden."

„Er könnte auch", fügten wir hinzu, „seiner Frau auflauern, wenn sie träumend allein im Garten wandelt, und ihr grobe Gewalt antun; so würde die eheliche Umarmung ihren Mißgeschmack der Verpflichtung verlieren."

(Deutsch von Otto Pick)

Amerikanische Umgangsformen

Von

George Grosz

Der Amerikaner ist nicht etwa unhöflicher als der Europäer. Schließlich hängt das vom sogenannten Bildungsgrad ab, und zu welchem „set" man eben gehört. Auch in USA. gibt es sehr feine Leute, die in ihrem Benehmen die Sitten der englischen und französischen hohen Aristokratie und vornehmen Welt als vorbildlich ansehen und kopieren, deren Anzüge in England hergestellt werden, und deren Vorbild der Prince of Wales ist oder irgendein gerade führender nobleman oder irgendeine societylady. Die Höflichkeitsformen dieser Kreise sind die überall gepflegten, sie sind international und unterscheiden sich kaum von den europäischen. Man gehört irgendeinem smarten „set" an, verbringt seine Tage angenehm abwechselnd — Geld ist ja da — auf den Poloplätzen, auf Jachtpartien, exklusiven Bällen, in französischen Seebädern, Kasinos usw. usw. In jedem Lande gibt es sorgfältige, hübsch gedruckte Zeitschriften, in denen all dies fotografiert ist, und die besseren Romanschriftsteller beschreiben ja dieses Milieu ausführlich und umfangreich genug.

Mich interessiert hier hauptsächlich das Volk. Ich meine die Menschen, mit denen man täglich zu tun hat in einer so großen Stadt wie New York, diese große bunte Masse aller möglichen Menschentypen. Und da beobachtete ich, daß der Amerikaner schlechthin ein sehr anderes Benehmen hat als der Europäer. Er erscheint auf den ersten Blick unerzogener, salopper, aber auch frischer . . . kurz (wenn ein ominöses Wort gestattet ist, das in Europa so verhaßt ist): demokratischer.

Dies ist kein Werturteil . . . es ist eben nur anders. Auf eben dies Anderssein werde ich später noch näher eingehen. Ja, salopper ist der Amerikaner, schon an seiner Kleidung bemerkt man's: zur Zeit ist sie weit und bequem geschnitten; wenn Hose und Jackett auch immer wieder neu gepreßt werden, so wirkt alles doch viel hängender, unkorrekter, dabei gar nicht unmodischer. Ja, an der Kleidung merkt man's schon, es ist ein Land der Masse . . . jeder trägt Anzüge von der Stange . . . alle sehen gleich aus, man befolgt ohne individualistische Opposition die Saisongesetze der Konfektion . . .

Dies Äußere paßt auch zu seinem Inneren, und es kommt mir vor, mit hier verglichen, als ermangele dem Amerikaner so eine korrekte Haltung auf militärischer Grundlage. Wir haben doch alle von alters her, mehr oder weniger, eine angeborene stramme Haltung . . . der wir, ohne es eigentlich zu wollen, ganz instinktiv bei Vorstellungen, Begrüßungen und in Gesellschaft Ausdruck geben.

Wir erachten es als Gesetz des höflichen Menschen und als gute Erziehung, die Hacken zusammenzuschlagen und bei Vorstellungen und Verbeugungen mit durchgedrückten strammen Waden dazustehen. Der richtige Amerikaner kennt das nicht . . . er macht keine tiefen Verbeugungen und hat sogar oft, wenn er mit einer Dame spricht, die Hände in den Hosentaschen. Das hält er kaum für unhöflich. Es scheint da so ein Gleichberechtigungsgefühl in ihm zu sein, denn zum mindesten in der Theorie ist der Präsident auch nur einer von ihnen. Eben demokratisch. Bei uns ist ja häufig das gut erzogene Vorstellen und Begrüßen eine fast chinesische Zeremonie . . . und trifft man zufällig mit einem geschätzten Bekannten an einer Tür zusammen, so spart man nicht an höflichem Komplimentieren, um den anderen voranzulassen. Ich finde unsere Art wohlerzogener Höflichkeit, das sogenannte „Aufbauen" mit Händen an der Hosenseite und dem demütig schneidigen „Diener",

George Grosz

wobei gleichzeitig die Hacken sich, je nach Temperament, leicht oder zackig scharf berühren, durchaus nicht unsympathisch . . . es drückt sich darin ein schöner, gewissermaßen (wenn ich mich so ausdrücken darf) staatserhaltender Obrigkeitsbegriff aus. Nebenbei erkennt man daran einen gebildeten Mann, vielleicht einen Herrn Doktor, mit studentischer Erziehung oder einer innegehabten militärischen Charge. Solche Sitten verraten eben bei uns deutlich einen Menschen der besseren Kreise . . . weshalb man ihn auch unten, wenn man etwas auf sich hält, nachmacht.

Drüben gibt es dies nicht . . . im Durchschnitt benehmen sich dort alle Menschen

gleich salopp und rauhbauzig. Die tiefe Willkommensverbeugung vor einem Fremden, der ihm eben vorgestellt wurde, liegt dem Amerikaner nicht. Auch ist es nicht Sitte, sich im ersten Augenblick irgendwelchen Kennenlernerns sogleich vozustellen. Hier muß man sich manchmal als Deutscher geradezu Zwang antun. Zu gern wüßte man Namen und auch Stand einer zufälligen Bekanntschaft — was nebenbei ja auch ganz berechtigt ist —, ganz von selbst klappen einem die Hacken korrekt zusammen, und immer wieder muß man sich bezwingen, daß einem nicht sofort entgleitet: Gestatten, Grosz ist mein Name . . . Man ist zuerst enttäuscht über die Gleichgültigkeit dieser Yankees — und später lernt man, daß dies den Amerikaner gar nicht so brennend interessiert. Das ist befremdlich, ein wenig ungemütlich, aber es ist nun einmal so. Übrigens möchte ich noch erwähnen, daß es drüben vollkommen genügt, nur den Vornamen zu wissen; selbst der Richter nennt sehr häufig den Angeklagten beim einfachen Vornamen, ohne deswegen gleich sein besonderer Freund zu sein. Mit dem Vornamen kommt man im großen ganzen in Amerika aus.

Da man ja als Deutscher sozusagen immer ein bißchen im Sonntagsanzug ist, wenn man irgendwo auf Besuch ist, so erscheint im ersten Augenblick solche Verachtung konventioneller Formen unangemessen. Auch die merkwürdige Art, wie man in Amerika z. B. mit Untergebenen, Angehörigen niederer Gehaltsklassen verkehrt — ja, fragt man sich da besorgt, leidet denn die Autorität eines Direktors nicht, wenn so ein Bürschchen einfach die Hände in den Hosentaschen behält im Augenblick, wo es mit dem hohen Chef spricht? Solches habe ich wiederholt beobachten können. „Nehm' Sie nu aba ma endlich die Hände aus'n Hosentaschen, Sie", möchte man so einem grünen Bürojungen zurufen. Aber man verkneift sich's, denn man ist ja in einem anderen Lande mit anderen Sitten. Ebenso fremd mutet es einen an, daß drüben die Männer sehr selten schwungvoll und höflich den Hut ziehen. Man faßt gerade noch so nachlässig an die Krempe; „Hallo George . . . hee boa!" . . . das ist auch alles. Ganz uneuropäisch, ebenso wie daß die Damen zuerst grüßen. In der Art league, wo ich lehrte, fiel ich halb angenehm-komisch heraus, weil ich's nicht lassen konnte, zumindest meine Schülerinnen zuchtvoll höflich durch Hutabnehmen zu grüßen. Das sitzt nun einmal so in einem drin und erfordert erst gewisse Zeit, ehe man sich's abgewöhnt.

Bei uns werden ja solche saloppen Sitten, weil sie aus dem Ausland stammen, oft künstlich nachgeahmt, man glaubt dadurch überlegen zu wirken. In Wirklichkeit ist's einfach scheußlich, denn ein „amerikanischer" Anzug sitzt nicht jedem, und uns, meist leicht rundlichen Deutschen sieht man ja auch in der saloppsten Verkleidung den Deutschen an. Man bleibe da ruhig bei den angestammten Sitten. Ich habe es immer als sehr angenehm fürs Auge und Ohr empfunden, wenn in eine Gesellschaft sich räkelnder und lümmelnder Amerikaner plötzlich ein gut erzogener, korrekter Deutscher hereinmarschierte. Ei, wie schneidig wirkt so ein deutscher Gruß. Es paßt schon architektonisch zu unserem Gesichtsschnitt, zu unserer Haar- und Barttracht, zu unseren mittleren stämmigen oder langbeinig gotischen Figuren. Wir sind nun einmal von der Natur ernster und würdiger angelegt, und unsere Art, sich zu geben, in maßvoller Zucht sich zusammenzuhalten, paßt da ausgezeichnet. Das sollten auch die Jünglinge beherzigen, die durch mäßige Filme und die Lektüre Hemmingways verführt, „amerikanisch" sein wollen.

Natürlich steht ein Amerikaner aus seinem Sessel auf, wenn eine Dame hereinkommt, auch zieht er im Elevator (Lift) den Hut vom Kopf, wenn Damen einsteigen. Aber höflich in unserem Sinne ist er doch nicht. Er meint es höflich, wenn er einem derb-herzlich auf die Schulter haut. Er ist im allgemeinen viel freundlicher und lacht gern, besonders über einen practical joke. Der Humor, das Lachen ist eine der

New Yorker

— Also da sind wir. Wir haben alle eine kleine Grippe, aber wir machen gar keine Umstände . . .

liebenswertesten Seiten drüben, keine Frage. Überhaupt nimmt man ja das ganze Leben nicht so tiefernst . . . Eugene O'Neill ist eben eine Ausnahme der Regel. Ebenso gibt es drüben nicht den Herrn Generaldirektor, in der Art wie wir ihn kennen, der ehrfurchteinflößend und autoritätgeladen hinter seinem Schreibtisch sitzt. Man findet dort noch den Boß, der bequem, mit hochgelegten Beinen, womöglich noch den Hut auf dem Kopf und sogar in Hemdsärmeln, die Daumen im Westenärmelausschnitt, den Besucher vorläßt. Wen stört das? Boß bleibt deswegen doch Boß. Und dieser selbe Boß scheut sich keineswegs, gelegentlich den Bürojungen zum Baseballspiel mitzunehmen, wenn zufällig noch ein Platz in seiner Limousine frei ist. Wir würden das absolut nicht in Ordnung finden, ja sogar Verdacht schöpfen.

Mit sympathischer Höflichkeit und Freude am Betrieb wird einem drüben alles gezeigt. Ich besuchte eines Nachts, wir kamen zufällig daran vorbei, eine der modernen automatischen Kent-Garagen. Ohne daß wir Trinkgeld gegeben hätten, erklärte man uns die automatischen Lifts und Schreiber; dabei hatte der Bediener dieses Betriebs schon einen ganzen Arbeitstag hinter sich und war ziemlich müde. Das „keep smiling" gibt es nämlich wirklich drüben. Diesen unversieglichen Optimismus haben sie drüben immer noch. Jedenfalls erfreulicher, als wenn man stets mißgelaunt und mißwollend autoritär angebrummt wird oder nichtgewünschte Belehrungen empfängt.

Well . . . und da macht drüben der schwer arbeitende Mensch keine Ausnahme. Mit keep smiling wickelt man dort seelenruhig einen ein und zieht ihm das Fell über die Ohren . . . aber wenn's an dem ist, gibt man ihm auch vorurteilsloser eine Chance. Oh Yeah!

Der rote Knigge

Sowjetrussische Umgangsformen 1933

Von

Leo Lania

Ein Paradoxon: So uniformiert, so einheitlich genormt Gesinnung, Gefühl und Geist in Sowjetrußland erscheinen, und so radikal ausgemerzt alles „Private" ist — die Formeln und Gesetze, die das gesellschaftliche und private Leben im individualistischen Europa und Amerika regeln, sind viel starrer und eindeutiger als drüben im kollektivistischen Rußland. Man redet und predigt viel über revolutionäre Haltung, proletarisches Benehmen, kommunistische Moral, aber diese Begriffe haben noch nicht ihren Niederschlag in starren Formeln gefunden, zu einem Kodex der revolutionären, der proletarischen Umgangsformen hat es Rußland noch nicht gebracht. Im Grunde erschöpft sich der rote Knigge in der Forderung, jedermann als Genossen anzusprechen, und in der Verfehmung des Wortes „Herr".

In allen Äußerlichkeiten ist Rußland heute viel weitherziger als Europa: Man darf das Theater, auch die feierlichste Festveranstaltung in jeder beliebigen Kleidung besuchen — Frauen dürfen es sogar im eleganten Abendkleid (sofern sie ein solches besitzen). Vorbei ist die Zeit, da Schminke, Seidenstrümpfe, Parfüms als „unproletarisch" verfehmt waren. Heute gilt der Satz, die Proletarierfrau habe durchaus dasselbe Anrecht auf diese Luxusartikel wie die „Kapitalistin", und am Ende des nächsten Fünfjahrsplans soll ja auch „der Sieg an der Parfümfront" errungen sein.

Auch das Trinken, als bürgerliches Laster gebrandmarkt, ist wieder durchaus gesellschaftsfähig, ebenso wie Liebe, private Gefühle, Galanterie gegenüber Frauen. Die Jugend allerdings ist noch immer engherzig, fast puritanisch in der Ablehnung alles „Bourgeoisen", was nicht hindert, daß neuerdings Vollmond, Handkuß und Blumen wieder zu Ehren gekommen sind; auch die russische Jugend trägt wieder Herz — eine Reaktion gegen das hemmungs- und gefühllose „Sichausleben" der vergangenen Jahre. Es ist zwar unproletarisch, die persönliche Freiheit des Ehepartners anzutasten, und daher Eifersucht ein Verbrechen und schnelle Scheidung auf bloßen Wunsch des Mannes oder der Frau gestattet, aber andererseits beweist eine allzugroße Laxheit und Freizügigkeit in geschlechtlichen Dingen eine ganz unkommunistische Überschätzung seiner privaten Bedürfnisse.

Bleibt demnach nur ein Grundgesetz des roten Knigge außerhalb jeder Diskussion. An ihm darf nicht gedeutelt werden: Verächtlicher, gefährlicher als alles Bürgerliche ist — alles Kleinbürgerliche.

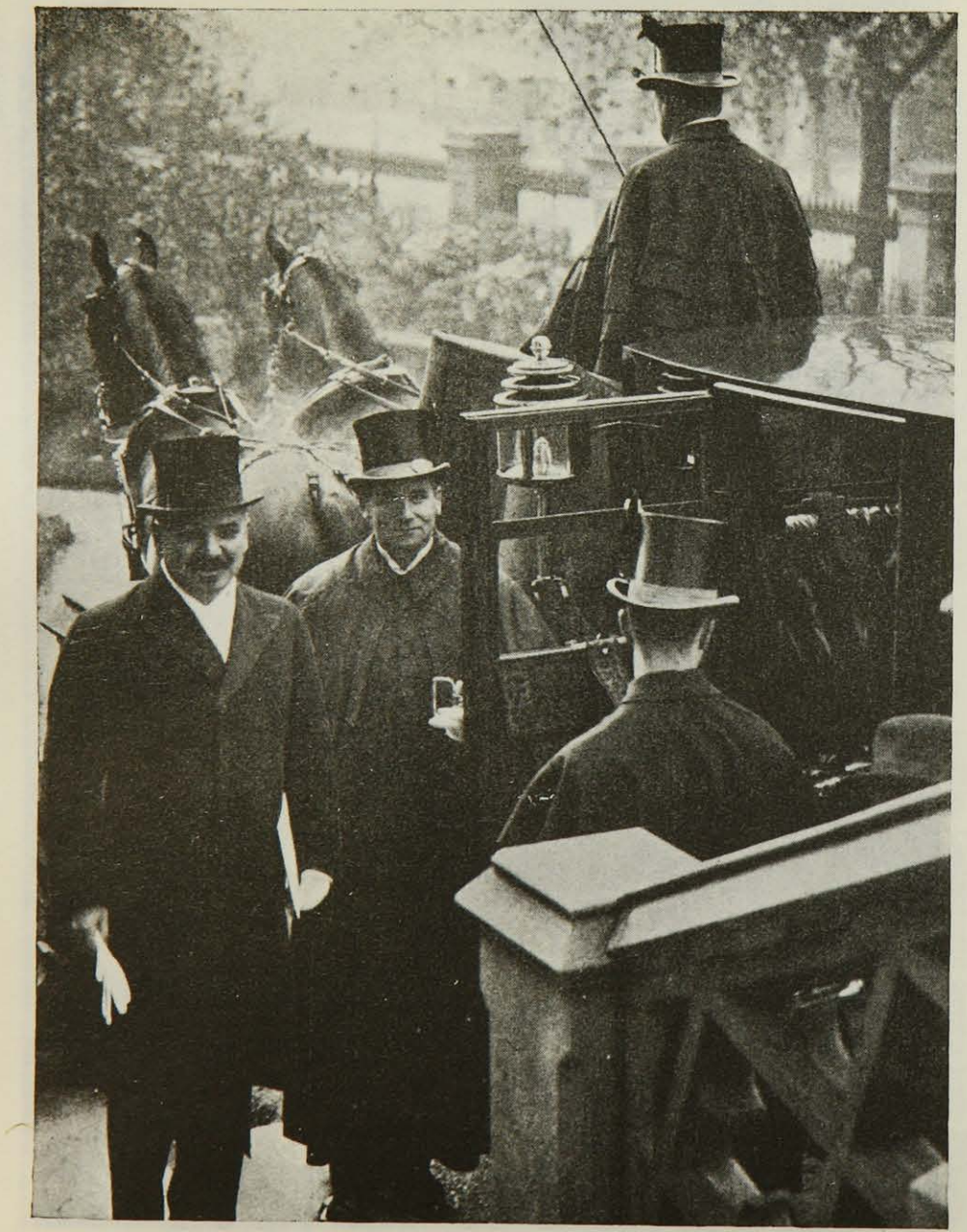
Gipfel des Kleinbürgerlichen aber ist — der Foxtrott. Wer Foxtrott tanzt, ist nicht nur gegenrevolutionärer Gesinnung verdächtig, es ist ihm sogar zuzutrauen, daß er ein „asoziales Element" ist. So ein Mann ist imstande, gegen die Anwesenheit eines Dutzends von Genossen und Genossinnen zur Nachtzeit in seinem Schlafzimmer zu protestieren, während es, falls er müde ist, seine Pflicht wäre, hinter irgendeinem Vorhang zu verschwinden und einzuschlafen und sich durch den Lärm, den Gesang und die Diskussionen der Gäste nicht stören zu lassen. Foxtrott und engherzige Auslegung des Begriffes vom „eigenen Heim" — das ist kleinbürgerlich.

Leider besteht nur ein kleiner Teil der vom Ausland Zugereisten — Kommunisten inbegriffen — diese schwierige Probe, und so sind die Bolschewiki überzeugt, daß selbst die zuverlässigsten Revolutionäre Westeuropas im Grunde ihres Herzens Kleinbürger sind. Ob das ein gar so großer Irrtum ist?

Souper auf dem Berliner Presseball
(Oberbürgermeister Dr. Sahm, Frau Kommissär Tschintschuk-Moskau, Minister Dr. Bracht)

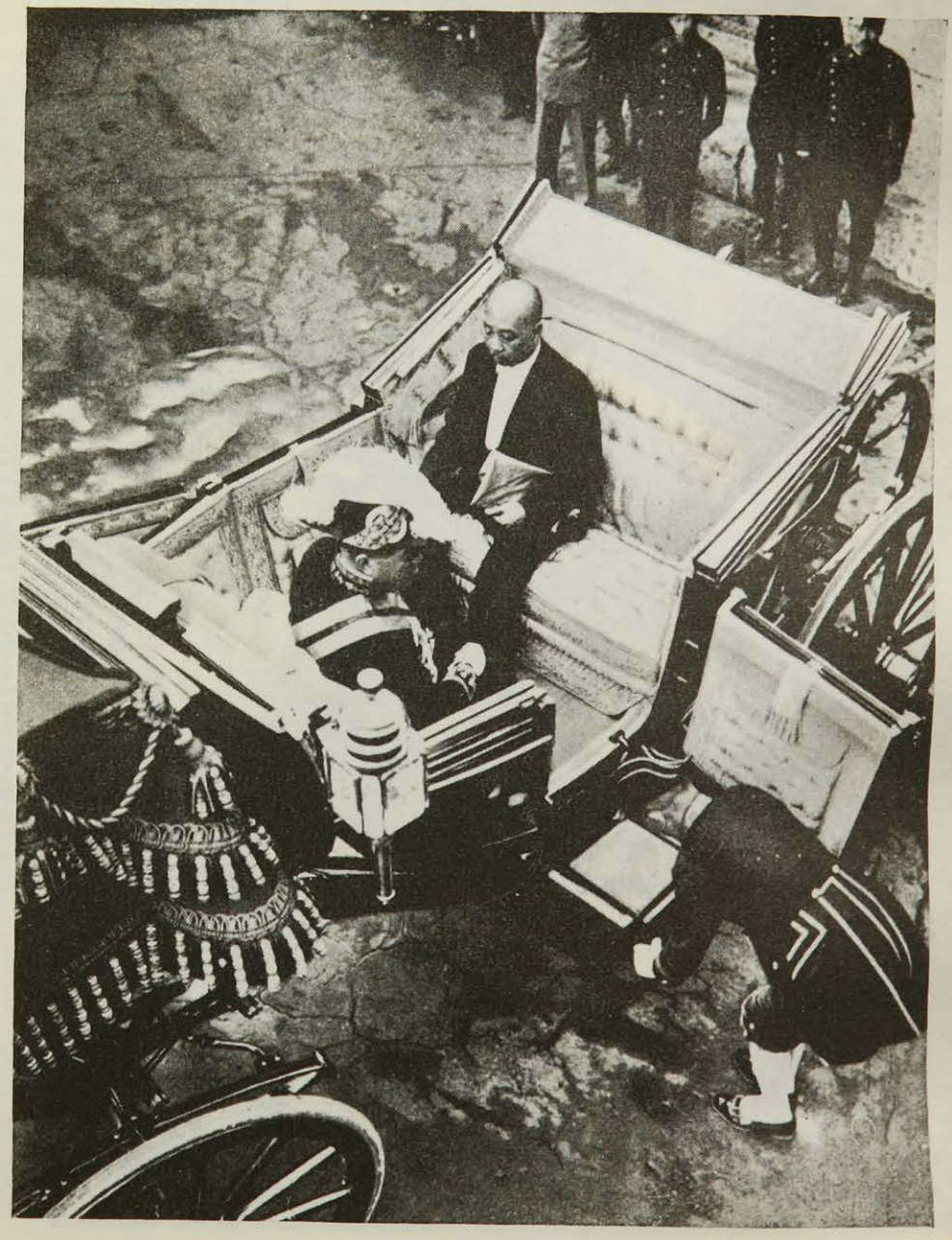
New York Times

Die „eleganteste Raucherin" (Wettbewerb in Paris)



Sport & General

Der Sowjet-Botschafter in London, M. I. M. Maisky, fährt zur Audienz im Buckingham-Palast



Photopress

Der japanische Staatsminister fährt zur Audienz beim neuen Kaiser der Mandschurei

Der Reporter

Ein Affe in Berlin

Wolfgang Weber

Ein columbischer Maultiertreiber

Die erste britische Fascistenhochzeit (London)

International Graphic Press

Wie verhalte ich mich als Angeklagter?

Von

Walther Rode

Der Mensch, emsig und betriebsam immer in der Verfolgung hoher oder kleiner Zwecke, wird von Zeit zu Zeit auf seiner Lebensbahn angehalten oder zurückgeworfen. Er bricht sich ein Bein, er fällt Wegelagerern in die Hände, er gerät als pestgefährlich in eine Quarantäne. Wo der Wechselfall unabwendbar erscheint, unterläßt auch der Rebellischeste das Hadern. Gegen den Wind kann man nicht Klavier spielen. Bei abwendbarem Mißgeschick aber wird auch der Sanfteste oft ungebärdig. Ungebärdigkeit ist gut, aber nicht immer.

*

Es ist ein Unterschied, ob du als Ausländer auf einem Gebiet, wo das Standrecht proklamiert ist, aus einem Volksauflauf — oder ob du in deiner Heimatgemeinde bei ruhigen Zeiten wegen einer fast verjährten Entwendung verhaftet wirst. Wo kurze Prozesse und rasche Vollstreckungen in Blüte stehen, mußt du, vom Büttel gefaßt, brüllen. Wie ein Besessener.

Du mußt brüllen, aber nicht gegen das Gesetz. Nie gegen das Gesetz — ob es das Gesetz der Revolution oder der Reaktion sei. Das Gesetz ist unüberwindlich, in wilden Perioden verzehrend. Rote oder weiße Soldaten, rote oder weiße Richter sind aufgestellt, das Gesetz des Tages mit Hinrichtungen zu zelebrieren, müssen gegen Gesetzesleugner unerbittlich sein wie die Mordgesellen am Eisenhammer des Grafen von Savern. Um also vor einem Revolutionstribunal oder vor einem Ausnahmegericht der gegen eine Revolution siegreich gebliebenen alten Gewalt durchzukommen, mußt du der Verdächtigung brüllend entgegentreten, der Beschuldigung der Tat, der Anwesenheit am Tatort, des Zusammenhanges mit den Verschworenen, deiner Gesinnungsverwandtschaft mit der politisch unterlegenen Gruppe. Du mußt dich auf den Kopf stellen, du mußt deine Loyalität herausschreien, du mußt deine Hinrichtungsunwürdigkeit in eine unwiderstehliche Geste, in einen deine Reinheit widerhallenden Laut zusammendrängen. Du mußt summarisch und eindrucksvoll sein, denn man hat dort am Gerichtstisch des Ausnahmegerichtes für Unschuldige keine Zeit. Ein Gott wird dir geben zu sagen, wie unbändig du den Diktator liebst.

*

Wenn aber zwischen der Polizeiwachtstube, in die du abgeführt wirst, und dem Galgen ein weiter Weg ist, wenn man dir nicht gerade übler will als jedem andern Kunden der Strafjustiz, wenn du ein X-beliebiger Zeitgenosse bist, der als Kerkerfutter zu dienen hat, weil es Anzeiger und Strafgesetze und beamtete Gefängnisaufseher gibt, so sei nicht ungebärdig, sondern gebärdig. Die Justiz ist ein Tempel, wo man mit Gewalt nichts ausrichtet. In einem Wald-und-Wiesen-Fall nämlich.

Die Gewalt, die großen Worte, die Brandmarkung der hinter dem Gerichte stehenden Verfolger, ist nur angebracht, wenn wirklich eine Treibjagd gegen dich los ist. Nicht in einem automatisch sich abspielenden Fall, sondern nur, wo Mächtige dich vernichten wollen und den Staatsanwalt dazu bekommen haben, dir aus einem Nichts einen Strick zu drehen. In diesem Falle, und nur in diesem Falle, hast du Töne zu schmettern. Schmetterst du in diesem Falle nicht, in der Hoffnung, es werde nicht so arg werden, in der Verkennung der Natur deines Prozesses, im Glauben, jeder andere würde wegen derselben Sache denselben Prozeß bekommen haben, schmetterst du in diesem Falle nicht, weil du ein Esel bist, der die Netze seiner persönlichen Feinde mit den Maschen des Gesetzes verwechselt, so wirst du zerschmettert werden. Die Entlarvung deiner Feinde ist deine einzige Chance. Wenn dein Verteidiger das nicht einsieht, so schick ihn weg. Die großen Worte also heb dir für deinen großen Fall auf: verwende sie nur dort, wo du der Justiz als Leckerbissen, und niemals dort, wo du ihr als Tageskost dienst.

*

Haben dich Not oder Reizungen des Lebens vor Gericht gebracht, so sei eher kleinlaut. „Sage nicht, wonach man dich nicht fragt, und sage nicht, wonach man dich fragt." Mach keine Geständnisse, damit du keine Geständnisse zu widerrufen hast. Wolle nichts beweisen, was nicht wahr ist: es wird dir schon genügend schwer werden, zu beweisen, was wahr ist. Trachte unter deinen Mitbeschuldigten zu verschwinden. Hab nicht den Ehrgeiz, vor Gericht eine große Rolle zu spielen. Bring Heiterkeit in die Verhandlung. Verwirre den Sachverhalt. Schone im Vorverfahren jene nicht, mit denen ein Staatsanwalt ungern anbindet. Nimm dir keinen geistreichen Verteidiger.

*

Bist du unschuldig, hast du also gerade das, dessen man dich bezichtigt, nicht verübt, so sei dem Geschick nicht dafür dankbar, daß man dich an der unrechten Stelle erwischt hat. Unschuld an sich hat noch nie einen Angeklagten vor Strafe bewahrt. Hat schon der Schuldige gewisse Aussichten eingesperrt zu werden — der Unschuldige ist des Kerkers liebstes Kind. Der Unschuldige ist sehr oft jener, bei dem die Justiz zwar in der Sache, aber nicht in der Person irrt. Der Unschuldige ist ebensooft der zufällige Nichtmörder wie der Schuldige der zufällige Mörder ist. Dies der Grund, warum der unschuldig Angeklagte den Justizirrtum geradezu heraufbeschwört. Vom Doppelsinn des Lebens verklagt, kommt er schwerer los als der Schuldige. Er hat nicht nur gegen Indizien und Zeugen zu kämpfen, er muß eine der öffentlichen Meinung oder dem Gericht liebgewordene Legende zerstören.

Unschuldig Angeklagter, dir ist das schwerste Schicksal geworden! Weil du in Tatnähe stehst, es zwar nicht warst, aber sein konntest.

Bestreite nicht zuviel. Bestreite nicht, daß du auf der Welt bist, um das System des Gebäudes jener Welt zu erschüttern, in der dir unrecht getan wird.

Glaub nicht daran, daß die Unschuld siegen muß, daß sie sofort siegt, daß durch das Angeklagtsein dein Mißgeschick sich schon ganz erfüllt habe. Nimm den Prozeß so ernst du kannst; es gibt nichts Gefährlicheres als angeklagt und unschuldig zu sein.

Knigge im Knast

Von

Toddy

— Drei Lenze? Ganz schöne Strecke. Wie hast Du sie verbracht?

— Weißt Du, ich lasse mich nicht überfahren. Ewig Lebenskünstler.

— Hast Dich ganz gut gehalten. Schale . . . Kalkleiste (weißer Kragen) . . .

— Alles von der Wohle (Wohlfahrt). Wenn ich schon in den Knast (Gefängnis) gehe, müssen wenigstens neue Klamotten bei rausspringen.

— Soll doch verdammt nicht mehr leicht sein, aus der Gefangenenfürsorge etwas herauszuholen. Wie machst Du denn das?

— Erst mal: immer mit den schlechtesten Klamotten einliefern lassen. Dann dafür sorgen, daß man in schlechtem Gesundheitszustand entlassen wird. Sich während der letzten Knastmonate dauernd hinter den Kittchenpastor klemmen. Das andere kommt von selbst.

— Verstehe nicht, wie Du das fertig bringst.

— Brauchst es ja auch nicht. Ist eben alles Vigine.

— Vigine?

— Neuer Knastologenausdruck. Kannst Du in verschiedenen Formen gebrauchen. Kleiner Betrug. Falschgeld ausgeben. Das vigint alles, verstehst Du.

— Aha.

— Ja, es war ein ziemlich saurer Knast. B . . . . g!

— Das sagt alles. Was hast Du denn gearbeitet? Garten? Holzkeller? Waschküche?

— Erst Holzkeller. Hier meine Flosse.

— Steinhart. Letzte Zeit wohl auf dem Hof gesägt, was?

— Jawoll, da haben wir drauf gepapt, mein Lieber. Von wegen Akkordarbeit, und so. Nein. Ich habe so alle Stationen mal besucht. Kartoffelschälkeller, Küche. Gummischneiden. Zuletzt Waschküche.

— Was hast Du gehabt? 15 Pfennig pro Tag? Allerhand Rücklage, als Du gingst, wie?

— Die Hälfte immer tapfer verzehrt. Viktualien, weißt Du. Dein bißchen Rauchen. Bißchen Schmalz.

— Gute Gesellschaft?

— Erst war nicht viel los. Viel linke Seger (falsche Kameraden). Aber nachher sehr gut.

— Verzeih mal, was heißt „drauf papen"?

— Neuste Prägung. Wird in allen Knästen gebraucht. Wenn man bezeichnen will, daß man auf etwas nicht hereinfallen wird. Papen, hier wird nicht gepapt, da wird drauf gepapt . . . es läßt sich alles damit sagen.

— Sage mal, wie ist das eigentlich? Entwickeln sich gesellschaftliche Zustände unter den Gemeinschaftshäftlingen? Ordnen sie sich nach ihren speziellen Berufen? Zuhälter, Ganoven, Raben. Oder gibts das gar nicht?

— Weißt Du, wenn man das genau angeben soll: ich will Dir nichts vorzaubern. Meistens wirken sich nur die Klassenunterschiede aus, die vom Gefängnis selbst gemacht werden.

— Was ist denn das?

— Kennst Du nicht? Der moderne Strafvollzug geht doch in Stufen.

— Vigine.

— Aber sicher. Gemeinschaftsgefühl unter Knastologen kommt nur noch sehr schwer zustande. Sie haben den Ehrgeiz als Erziehungsmittel eingesetzt. Deutsche lassen sich schnell ehrgeizig machen.

— Wieso?

— Der einzige, der den Übertritt in eine Vorzugsstufe ablehnte während meiner ganzen Zeit, war ein Tscheche. Feiner Kerl.

— Ja, wie vollzieht sich das nun?

— Wenn Du Deinen Knast anfängst, kommst Du in die erste Stufe. Darfst nicht rauchen. Selten schreiben usw. Wenn Du Dich dann ausgezeichnet führst, Dich mit dem Maschores

(Wachtmeister) gut hältst, gut angibst und so, kommst Du nach drei Monaten in die zweite Stufe. Darfst rauchen. Öfter schreiben. Zusatznahrungsmittel bestellen usw. Wenn Du Dich in der zweiten Stufe ausgezeichnet führst, Maschores gut auf Dich zu sprechen sind, wirst Du nach einer Frist, die von Deiner Gesamtstrafzeit abhängt, in die dritte Stufe erhoben. Darfst rauchen. Oft Briefe schreiben. Gelegentlich Freßpakete empfangen. Sonntags eine halbe Stunde länger spazieren gehen. Und gehst jeden Abend in den Stufensaal, wo sich dann die Elite versammelt und zwischen Zeitungen und hinter Pfeifen Gemütlichkeit macht.

— Also, die erste und zweite Stufe darf tapfer zusehen bei alldem und wird von edlem Streben erfüllt?

— Die Männer mit den weißen Maschinistenstreifen auf den Ärmeln fühlen sich meist schon als Überknastologen, als halbe Maschores. Außerordentlich viel Haß, viele widerliche Angebereien entstehen dadurch unter den Strafgefangenen.

— Die Bevorzugten sind also außerdem noch durch Ärmelstreifen kenntlich?

— Das ist ja die Sauerei. Was meinst Du, wie so ein frisch gebackener Obergefreiter seinen Gang verändert und seiner ganzen Haltung einen Ruck gibt. Wie genossenschaftlich er die Maschores grüßt. Wie herablassend die ewig tabakfechtenden Untergefangenen. Was er für gemeine Wachtmeisteraugen kriegt, wenn er irgendwo Schiebung wittert. Und wenn Du ihm eine landest, kannst Du im Dunkelarrest über Deine sozialen Gefühle nachdenken.

— Also nicht Klassenkampf, sondern Stufenkampf im Knast. Meinst Du denn, daß es überall so ist?

— Na ja, es gibt Ausnahmen. Aber Tatsache ist, wenn man schon von Gesellschaftsschichten innerhalb eines Kittchens reden will, so sind eben doch nur die von der Gefängnisverwaltung selbst geschaffenen zu erkennen. Alle privaten Beziehungen, die sich zwischen Gefangenen anspinnen, werden selten stärker sein als die von der Behörde begünstigten. Der Ehrgeiz, eine angesehene Person zu werden, einen guten Posten zu bekommen, wird 90% aller Knastologen zu Verrätern an ihren besten Kameraden machen.

— Du sagtest Ausnahmen. Wie stand es damit?

— Wir hatten uns so mit 5, 6 Mann ganz schön zusammengefunden. Alles helle Jungens. Da war keiner link (falsch). Wenn da mal Tabak über die Mauer kam, das wurde nicht verpfiffen, da hatten wir alle was von.

— Na also. — Aber wie kam denn da Tabak über die Mauer?

— Kennst Du das nicht? Zunächst mal ist jedes Knastlokal eine ganz gewaltige Tabakbörse. Und dann wird auch noch mit allem geschoben, was so im täglichen Leben vorkommt. Bis runter zu den Wolldecken.

— Woher kommt denn der Tabak?

— Ja, das ist ganz phantastisch. Tabak ist das meist gebrauchte Wort in allen Knästen. Tabak dringt rätselhaft durch alle Ritzen. Zigarettentabak, Kautabak, Zigarren, Zigarettenstummel. An den Tabakschiebungen ist alles beteiligt. Vom Maschores bis zum Untergefangenen. Vom Kittchenpastor bis zum Rechtsanwalt. Tabakschiebung ist überhaupt das bestimmende Moment in jedem Gefängnis. Mit Tabak werden Geständnisse entlockt, Erpressungen verübt, werden Genossen gekauft und verkauft. Tabak bedeutet im Knast das Leben, das ganze Leben! Wer Tabak hat, kann vieles beherrschen. Wer viel Tabak hat, kann einen ganzen Knast beherrschen. Der letzte Mann ist in seiner Schuld. Den fernsten Wachtmeister hat er in der Hand. Weil er von ihm einmal (Dienstentlassungsgrund) Tabak als Schweigegeld erhalten hat.

— Was sind das für Sachen? Strafvollzug in Stufen mit Tabakehrgeiz?

— Na ja. Soviel Gaunergerissenheit auf einem Haufen muß sich doch schließlich auswirken.

— Obwohl sie alle gegeneinander sind?

— Kippen oder lampen („Teile mit mir, oder ich verrate Dich!") ist eine Forderung, die selbst beste Kameraden gegeneinander gebrauchen.

— Das ist sozusagen mit eingerechnet in ihre Freundschaft.

— Gewiß. Es wird Dir kaum einer übelnehmen, wenn Du wirklich dadurch zu Vorteilen gekommen bist, daß Du jemand verlampt hast.

— Also doch gesellschaftliche Übereinkünfte?

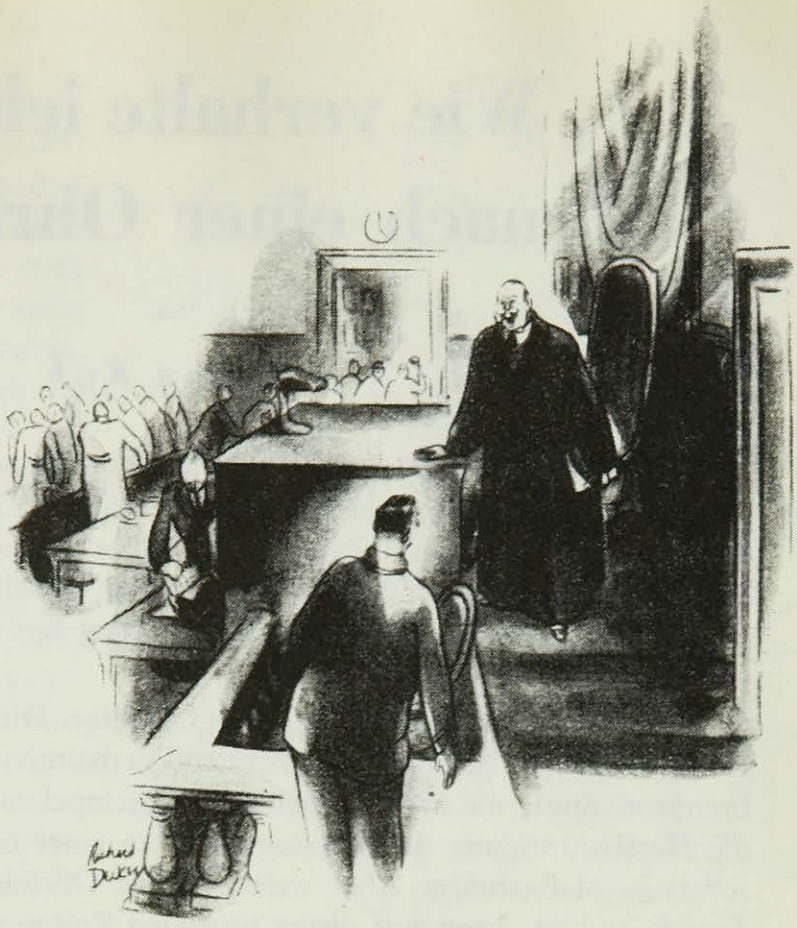
— Ja, wenn auch sehr unsichtbarer Art.

— Wenn Ihr also auch keine sichtbare gesellschaftliche Struktur habt, eine ganze Menschenart für Euch seid Ihr schon. Mit einer Intelligenz begabt, die nicht so sehr aus Erfahrungen

hervorgeht, als aus ungewöhnlich guten wölfischen Instinkten. Eine Menschenart, die jedenfalls in ihren primärenTrägern ein scharfzähniges, raubtierartiges Wesen entwickelt; in ihren sekundären Trägern eine, wenn auch scheußliche, so doch immer noch rassige Hyänenhaftigkeit.

— Ewig richtig, ewig wahr. Hyänen wären jene Ganoven, die ihre Berufe im Lodeln (Zuhälterei), im Abkochen von Stubben und Imptons (Erpressung an Perversen), evtl. auch im Tiphandel suchen. Bei uns heißt das: auf die Tour mit dem nassen Lappen gehen. Wölfe hingegen wären die schweren Jungens oder Raben, die ihre Arbeit bei Ellewetz & Co. suchen (Einbruchwerkzeuge wetzen).

— Tritt der Sittenverbrecher eigentlich häufig im Knast auf?



— *Sind meine Hosen noch nicht vom Schneider zurück?*

— Meist nur in kleinen Rollen. Wir nennen ihn „Sexualbetrüger".

— Gibt es gesellschaftliche Abstände zwischen den Typen, die wir nun festgelegt haben?

— Nicht eben deutliche. Tatsache ist, daß der schwere Junge den Zuhälter etwas verachtet, daß der Sittenstrolch nichts zu melden hat. Verwischungen der Grenzen kommen aber überall vor.

— Wie spielte sich nun das Leben in Eurem Spezialklub ab?

— Es gab Vergnügen, und es gab Rochus.

— Was ist Rochus?

— Rochus tritt periodisch in allen Gefängnissen auf. Scheinbar grundlos befällt er plötzlich die lustigsten Leute. Er ist eine Art innerlich brodelnder Wut, ein finsteres Dauerbrüten.

— Vielleicht ein Gärungsvorgang, der Kraft und Klarheit für künftige Leistungen erzeugt.

— Das kann auch sein. Wer seinen Rochus hatte, wurde bei uns gewöhnlich von allen respektiert und sehr schonend behandelt. War der Rochus vorwiegend melancholisch, machten brutalste Verbrecher rührende Versuche, den Erkrankten aufzumuntern. Und das alles von unnachahmlichen Gebärden begleitet. Etwa von merkwürdig schüttelnden Bewegungen der Hand. Einem heftigen Agieren der Schultern, bei ganz hochgezogenen Ellenbogen und bewegter Mimik. So ein ganzer Mann war in Aufruhr, wenn er mit überzeugenden Brusttönen jemand beschwichtigte, ihm Mut und Trost zusprach. Diese ganze Art, merkwürdig übertrieben zu gestikulieren, hat etwas ungemein Anheimelndes an sich. Etwas Überzeugendes, Uraltes, wölfisch Joviales. Solche verstehende Teilnahme konnte wirklich schwere Rochusfälle heilen. Die Unterhaltung hörte dann mit fröhlichen Prahlereien auf. Etwa so: „Du mit Deinen paar Stunden (26 Monate), Du kannst ja Deinen Löffel schon abgeben. Daß sie Dir überhaupt erst den Eßnapf gegeben haben."

— Kam so was nur in Eurem Spezialklub vor, oder gibt es das anderweitig auch?

— Bestimmt überall, nur eben nicht häufig. Es ist nicht selbstverständlich, verstehst Du?

— Selbstverständlich ist hingegen überall die Haltung: Kippen oder Lampen.

— Ewig richtig.

Wie verhalte ich mich nach einer Ohrfeige?

Von

Anton Kuh

Es ist hier unmißverständlich von jener Ohrfeige die Rede, die man bekommen, nicht von der, welche man ausgeteilt hat. Diese nämlich bedarf keinerlei ergänzender Verhaltungsregeln; sie ist selber der beste Abgang von der Szene, das klatschende „ergo", das von einer Menge verschluckter Folgerungen auf der Wange des anderen zurückblieb. Daß jedes hinzugefügte Wort ihren Wert mindert, wissen bereits die Kinder.

Anders ist es mit der empfangenen Ohrfeige. Die Einmischung einer fremden Hand in unsere persönlichen Pigment-Verhältnisse, der blamable Schall, die brennrote Spur, die davon gleich einem Stempel zurückbleibt, sowie überhaupt die Herabwürdigung der Physiognomie zu einer öffentlichen Anlage erfordern sofortige Maßnahmen. Aber welche? Eine Ohrfeige ist ein Zündschlag. Was danach kommt, kann mit dieser tönenden Pointe nicht mehr wetteifern, nicht einmal das Zurückschlagen. „Die erste sitzt . . .", sagt ein alter Spruch. Womit ausgedrückt ist, daß die zweite, dritte und so weiter zwar möglicherweise auf der Wange, aber nicht im Gedächtnis der Umwelt haftet. Zwischen Schlagen und Zurückschlagen ist ein Unterschied wie zwischen dem Werk und seiner Kritik. Oder wie zwischen Verdikt und Rekurs. Selbst das Blut, das dem anderen von der Nase rinnt, ist eine unzureichende optische Quittung für den akustischen Angriff. Auch setzt die Entschlossenheit, eine fremde Haut zu berühren, eine gewisse vorhergehende Intimität mit ihr voraus, zumindest: einen Mangel an Abscheu, der nicht jedermanns Sache ist. Von welcher Seite man es also immer betrachtet — lauter Erschwernisse für den Mann von Mut und ebensoviele Stützen für den Hasenfuß.

Wie denn also? Soll der Geohrfeigte sich in edler Haltung fassen, den roten Fleck mit Würde tragen und vorübergehend so tun, als sei die mißhandelte Physiognomie gar nicht Bestandteil seines Selbstbewußtseins, sondern ein zufälliges Revier von fremder Leute Unerzogenheit? . . . Das Christentum empfiehlt diese Methode. Aber der Dulder müßte schon vorher im gleichen Geiste gelebt haben, damit man ihm soviel Heiligkeit erlaubt. Also den Schlag zurückerstattet, aber nicht mit leiblichen, sondern mit geistigen Kräften, mit einem Bonmot statt mit der Faust? . . . Auch davor ist zu widerraten. Nirgends spielt der Esprit eine kläglichere Rolle als in der Nachbarschaft einer schlagenden Handlung, zumal in deren Gefolge. Hätte Voltaire seine berühmten Worte an den Herzog von Rohan: „Mein Adel beginnt mit mir, der Ihre endet mit Ihnen!" *nach* statt *vor* den Prügeln gesprochen, die er von des Herzogs Häschern empfing, sie wären nicht an die Nachwelt gekommen. Wo eine Faust und ein Kopf aneinandergeraten, bleibt für den Augenblick die Faust immer das Stärkere.

Es gibt nur ein Verfahren, sich nach einer Ohrfeige richtig zu betragen: das der Weiber — und es wundert mich, daß man es ihnen hierin nicht allgemein gleichtut. Sie fallen nach dem geringsten Schimpf, der ihrer Körperoberfläche angetan wurde, in Ohnmacht. Das ergibt mehrere Vorteile. Zunächst gilt dann von dem klatschenden Tatbestand das Wort, das der alte Grieche über den Tod sagte: „Wozu ihn fürchten? Wenn ich da bin, ist er nicht da, und wenn er da ist, bin ich nicht mehr da." Der Effekt der Bewußtlosigkeit ist so stark, daß er das vorangegangene Geschehnis auslöscht; die Ohrfeige scheint bereits einen Abwesenden ereilt zu haben. Außerdem (für nachfolgende Gerichtsverhandlungen nicht zu unterschätzen!) verschiebt sich das Faktum der Beleidigung zu dem einer Verletzung. Alles schart sich um den Bewußtlosen oder zu Boden Gefallenen, man trägt Schüsseln, Labetränke, Tücher herbei, man spielt Hektors Begräbnis, und der Hingefällte heimst anstatt Spott Heldenehren ein. Irgendwo im Raum verduftet mittlerweile der Übeltäter, froh, daß man ihn in der Verwirrung nicht beachtet.

Ulrich Güssow

— Du kannst von Glück sagen, daß du heute deinen Knüppel mitgenommen hast . . . ich hätte nämlich große Lust, dir die Ohrfeige zurückzugeben, die ich vor einundsechzigeinhalb Jahren einstecken mußte!

Man könnte dieses Verhalten, dessen sich mancher unserer Zeitgenossen zu seinem Vorteil befleißigt, die Igel-Taktik nennen. Talleyrand hat es bekanntlich erfolgreich angewandt, als er auf einem Leichenbegängnis die Ohrfeige seines entlassenen Polizeiministers erhielt. Verleumder und Schurken kennen kein besseres Mittel, der Stunde des Gerichts zu entgehen, als diese Vorbeugung: daß sie käsegesichtig alle Viere von sich strecken. Was ihnen dann geschehen mag, geschieht einem ausgepumpten Balg, in dem sich kein Hauch menschlichen Bewußtseins mehr befindet. Mag der Angreifer mit der eingerollten Kugel tun was er will — die Ohrfeige klatscht, aber sie sitzt nicht mehr. Freilich rettet dieses Betragen den Mißhandelten nur vor den Augen der Umwelt. Tief in ihm bleibt trotzdem das Erlebnis graviert, dessen Wesen der alte Johann Nestroy mit dem Satz umschrieb: „Zwischen einem, der eine Ohrfeige kriegt hat, und dem, der sie 'geben hat, schlingt sich ein magisches Band; und nach Jahren noch, wenn sie sich wieder sehen, gibts dem einen ein Riß in der Hand und dem andern ein Zucken ums Maul . . ."

Wie benimmt man sich in schlechter Gesellschaft?

Von

Fürst Albrecht von Urach

Alles ist relativ. Ein Empfang im Buckingham Palace bedeutet das letzte Wort gesellschaftlicher Qualifikation für New York und Chicago. Was das englische Gesetz nicht hindern würde, die gesamte gute Gesellschaft dieser Städte aus verschiedenerlei Gründen ins Gefängnis zu sperren, wenn es britische Untertanen wären. Doch gibt es nicht Zeiten und Umstände, zu denen ein entlassener Sträfling ein volles Recht hat, seinen Platz in der guten Gesellschaft wieder einzunehmen?

In der Praxis gibt es weder gute noch schlechte Gesellschaft, und wer sich zu benehmen weiß, wird sich in Gesellschaft zunächst überhaupt nicht benehmen, bis er festgestellt hat, ob die Gesellschaft, in der er sich befindet, als gut oder schlecht anzusehen ist. Und es ist sehr schwer, das in Eile festzustellen, da die endgültige und unparteiliche Scheidung der Böcke von den Schafen doch erst am Jüngsten Tag vor sich gehen wird. Eine Gesellschaft ist augenscheinlich schlecht, wenn der Umgang mit ihr auf schlechte Wege führt, doch sind schlechte Wege erlaubt, vorausgesetzt daß sie zum Erfolg führen. Erfolg ist ein allgemein anerkanntes Merkmal guter Gesellschaft. Wie könnte gute Gesellschaft ohne Erfolg das sein, was sie zweifellos heute ist?

Jedermann weiß, daß jede gute Gesellschaft einen Club der Scheinheiligkeit darstellt. Doch wohin würden wir in dieser Welt gelangen ohne Clubregeln und Normalnormen?

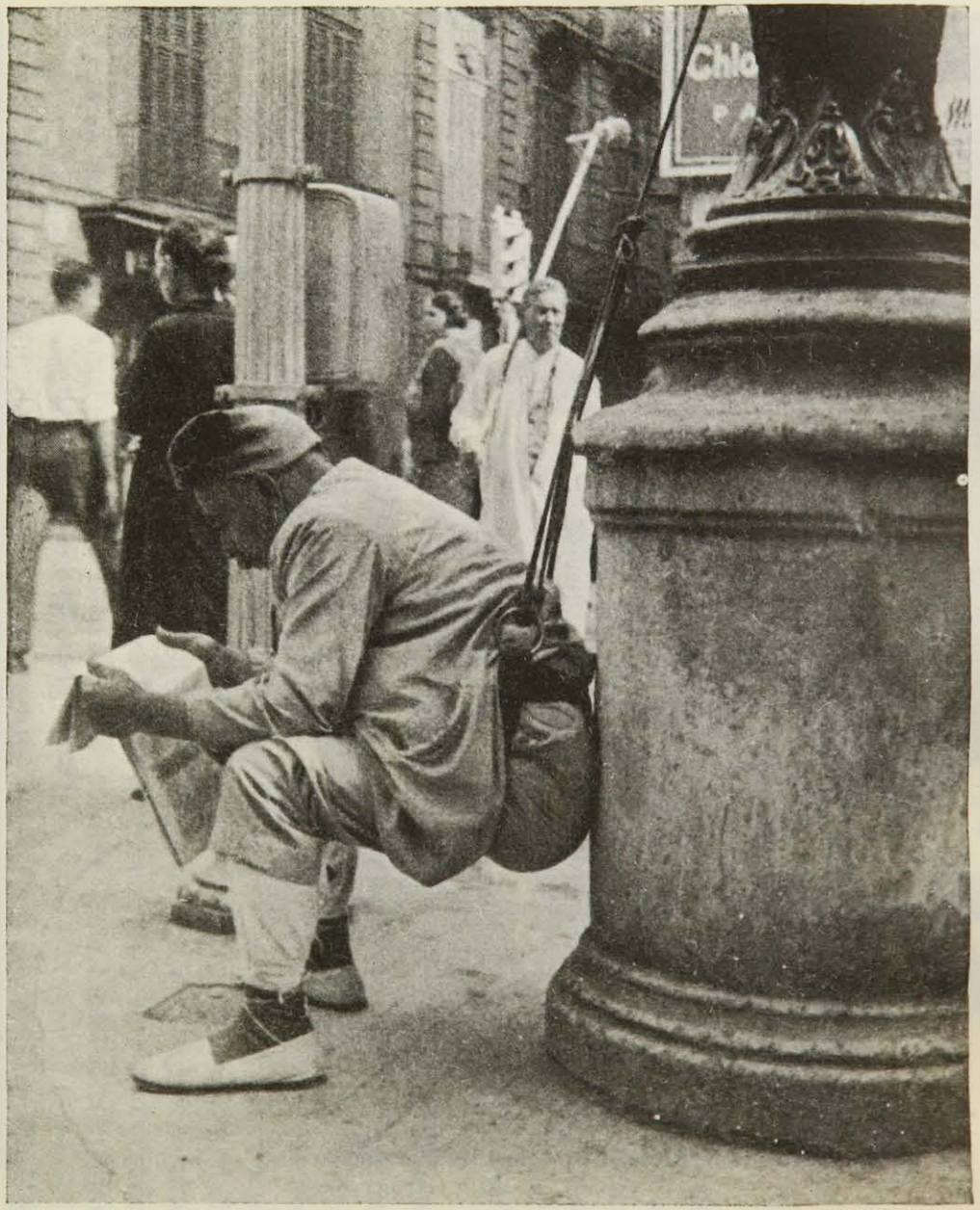
Es geht das dunkle Gerücht, man finde in schlechter Gesellschaft weit mehr Unterhaltungsmöglichkeiten, doch was hat Unterhaltung mit Gesellschaft zu tun? — Sollte jemand so tief gefallen sein, daß er mit schlechter Gesellschaft Umgang pflegt, so muß der Gefallene seine Manieren gründlich ändern. Er muß sich daran gewöhnen, aufmerksam auf das zu hören, was gesagt wird. Nur in guter Gesellschaft kann man es sich leisten, beim Zuhören zu schlafen. In schlechter Gesellschaft bedeuten die Worte wirklich das, was sie aussagen. Überhaupt wird man gut daran tun, seine Höflichkeitsformen zusammenzunehmen, wenn man mit analphabetischen, zerlumpten Vacqueros, mit knoblauchduftenden Sizilianern oder albanischen Banditen zusammenkommt. Denn wer weiß sich taktvoller zu benehmen, wer ist gleichzeitig empfindlicher als diese Leute? Der Anfänger, der an „gute" Gesellschaft gewöhnt ist, wird umzulernen haben. — Kommt jemand in eine Gesellschaft, von der er im Voraus weiß, daß sie aus Erpressern, Fälschern und entsprungenen Zuchthäuslern besteht, und glaubt dadurch Achtung gewinnen zu können, daß er in die Zimmerecke spukt, seine Schuhe auf die Tischdecke ausstreckt, auffällig mit dem Revolver in seiner Rocktasche fingert und mit seinen abgesessenen Zuchthausstrafen prahlt, so wird er nur eisiger Verachtung begegnen. Denn was ist für die menschliche Natur verächtlicher als ihresgleichen? Es klingt nicht immer harmonisch, wenn man *kein* Wolf ist und doch mitheulen zu müssen glaubt.

Jean Veber, Die Werbung (Öl)

W. Schmid, Das Duell (Öl)

Universal Press Agency

Schaljapin als Don Quijote (mit seiner jüngsten Tochter)



Willy Prager

Mittagspause (Barcelona)

Wie benimmt sich ein Exprinz zu seinen Standesgenossen?

Von

Leopold Wölfling

(ehemals Erzherzog Leopold Ferdinand)

Eigentlich müßte die Antwort auf diese Frage lauten: So wie er sich vorher benommen hat, als er noch nicht „Ex" war. Denn innerhalb der streng abgegrenzten Schicht der regierenden Familien und der ihnen aus historischen Gründen Zunächststehenden der mediatisierten Häuser hat das Faktum, daß Monarchien zu Republiken umgewandelt wurden, gar nichts an dem gegenseitigen Verkehr geändert. Zumeist sind ja alle diese Familien näher oder entfernter verwandt miteinander, was die vertrauliche Ansprache „Du" dartun soll, die vom Höheren zum Niederen schon bei der ersten Bekanntschaft angewendet wird, und die den feinen sozialen Unterschied zu verwischen hat.

Der Exprinz verkehrt unter seinesgleichen locker und ungezwungen: menschlich begreifliche Antipathien werden durch besondere Zuvorkommenheit und Höflichkeit unkenntlich gemacht, was ja schon der angeborne oder anerzogene Takt verlangt. Besondere Sympathie drückt sich ebenfalls vorsichtig aus, weil man nicht den Schein erwecken will, jemanden hervorzuheben oder auszuzeichnen. Gesellschaftliche Zusammenkünfte verlaufen, wie immer zuvor, in dem gleichen geglätteten Ton freundschaftlichen Verstehens und der Duldung, oder des Übersehens von Eigenheiten des einzelnen. Der Exprinz ist darin kein Fremdkörper; daß die Wogen des Umsturzes über ihm zusammengeschlagen haben, hat ihm in den Augen derer, die noch am trockenen Strande stehen, nicht geschadet, denn er ist aus diesem Sturzbad als derselbe hervorgegangen, der er vordem gewesen ist. Höchstens, daß der Gebrauch, bei solchen Gelegenheiten Uniform und die entsprechenden Orden zu tragen, eingeschränkt wurde, und das Zivilkleid mehr in seine Rechte als sozialer Ausgleicher getreten ist. Bei besonderen Gelegenheiten aber erscheint der Exprinz in seiner Uniform und legt, der gebräuchlichen Höflichkeit folgend, den Hausorden seines Gastgebers oder eine diesem nahestehende Dekoration an.

Eines hat aber aufgehört: der Hofstaat. Der Exprinz ist freier geworden: er hat sich selbst vom Kindermann operiert und geht nun durch die gesellschaftliche Welt von seinesgleichen mit leichterem Schritt. Das Mäntelchen des Bürgers, das ihn auf der Straße unscheinbar macht, wird beim Eintritt in die feudale Gesellschaft abgeworfen; es ist, als ob er dieses einem Lakai zugeworfen hätte, der es ihm wieder umlegt, sobald er die Straße betritt.

In gleicher Weise benimmt sich der Exprinz, wenn er mit seinesgleichen bei soviel Tieferstehenden zusammentrifft. Die Rangordnung bei Tisch hat sich auch da nicht geändert, er tritt auf seine Verwandten zu, begrüßt sie mit der eigentümlichen Überlegenheit und erörtert mit ihnen alle Fragen mit einer Freimütigkeit und Ungeniertheit, als ob sozial Tieferstehende gar nicht vorhanden wären. Ist er

New Yorker

— *Ein Herr Meyer!*

zufällig der Ranghöchste, so gibt er der Hausfrau den Arm und setzt sich an erste Stelle, unbekümmert um die anderen, die noch in Amt und Würden stehen. Er gibt den Ton an und empfiehlt sich als erster, ganz wie es früher üblich war.

Bei sich empfängt er Besuche und bewirtet sie als Hausherr, geht oder fährt mit ihnen aus, wobei der Rang, den er früher einnahm, maßgebend ist. Es ist an Stelle eines Hofstaates ein Haushofmeister oder ein Kammerdiener getreten, der die Funktionen seines Vorgängers genau so gut und vielleicht noch taktvoller zu versehen versteht. Wenn auch das Palais einer Wohnung Platz gemacht hat und der Exprinz jetzt Mieter geworden ist, so hat er Teile seiner Einrichtung, die ihm nahestanden und seine persönliche Note als Mensch unterstrichen, um sich gruppiert.

Die Einflüsse der Umgebung, in der einer aufgewachsen ist, lassen sich nicht auslöschen: ein geschickt angelegter Mantel täuscht den Carbonaro vor, indes darunter immer wieder der Prinz erscheint.

Der korrekte Minister

Von

Kurt Freiherrn von Reibnitz

Nach Wedekind gibt es nur Hopphopp- und Etepetete-Menschen, und da auch die Minister Menschen sind (die im Amte freilich glauben, mindestens Halbgötter zu sein), müssen auch wir sie in diese beiden Klassen gliedern. Unnötig zu sagen, daß die Marke Etepetete stark überwog und überwiegt.

Hopphoppminister war der Junggeselle Graf Fritz zu Eulenburg, von 1862 bis 1878 Preußens Innenminister und Polizeigewaltiger, von dem Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen erzählt, daß „er 1877 körperlich bankrott und in seiner Leistungsfähigkeit sehr verringert gewesen sei, nicht durch das Übermaß der Arbeit, sondern durch die Schonungslosigkeit, mit der er sich von Jugend auf jeder Art von Genuß hingegeben hatte". Als sich der Kultusminister von Mühler (doppelt prüde, weil er als Student das Lied „Grad' aus dem Wirtshaus" gedichtet hatte) einmal bei ihm über die vielen „Dämchen" beklagte, die ihn auf dem Wege angesprochen hätten, antwortete Graf Eulenburg lächelnd: „Das ist Ihre Schuld, Exzellenz. Es wäre nicht passiert, wenn Sie die erste mitgenommen hätten." Solch zynisch-witzige Minister wie diesen alten Preußen gibt es nur noch selten. Korrektheit ist die Parole der heutigen Minister, korrekt am Morgen, Mittag, Abend. Es glückt nicht allen.

Des Morgens im Büro (Dienstzimmer heißt es amtlich) fängt die Korrektheit an. Minister im Pyjama, im Schlafrock mit Pantoffeln sind unmöglich. Der schwarze Sakko mit gestreiftem Beinkleid, nicht so gewichtig wie der Cut, der Gehrock (den Hindenburg und sein Staatssekretär Meißner wieder in Mode brachten), seriös und doch bequem, ist das Geeignetste. Man trägt den Sakko auch zum Frühstück und zum Tee, so braucht man sich erst abends umzuziehen. Die Zeiten sind vorüber, da ein neugebackener Reichsminister zu einem Frühstück bei Kathinka Kardorff, damals noch Reichstagsabgeordnete, und Frau von Oheimb den Smoking anzog. Entsetzen der Gesellschaft. Kathinka versucht die Situation für ihn zu retten und begrüßt ihn lächelnd mit den Worten: „Ich nehme an, Sie haben durchgebummelt." Alles lacht. Nur der so treffliche Minister versteht nicht, was Kathinka meint. „Warum fragt der dumme Kerl nicht seinen Adjutanten, was man anzieht", sagt nach Tisch Kathinka zu einem anderen Reichsminister, der, elegant und Weltmann, ebenfalls ihr Gast ist. Befehl: „Erkunden Sie den Sinn des Smokings!" Der Elegante geht zum Smokingträger: „Warum so feierlich, verehrter Herr Kollege?" Die Antwort: „Das mußte ich, es sind doch Damen da!"

Zurück zum Morgen und zum Ministeradjutanten oder, wie es offiziell heißt, zum „persönlichen Referenten". Ein Zerberus, charmant und trotzdem unerbittlich, sitzt er im Vorzimmer des Chefs, hält ihm Telefongespräche und Besucher vom Halse, sorgt für das Technische im Leben des Vielbeschäftigten: daß das Auto zu Zeit da ist, Konferenzen und Sitzungen nicht versäumt, Vorträge bestellt werden. Ein guter Adjutant ist nicht nur beim Militär das halbe Leben;

jeder neuernannte Minister, der die große Welt nicht kennt, tut gut, bei ihm sich Rat zu holen in allen Fragen, nicht nur des Anzugs, sondern auch der Formen.

Freilich kann der Adjutant, der genau weiß, was für den Chef bedeutsam ist, nicht alle Besucher abwimmeln. Prominente Wirtschaftsführer, wie es nicht immer treffend heißt, einflußreiche Parlamentarier, wichtige Wähler müssen empfangen werden. Sie kommen zwischen 10 und 11 Uhr. „Nur nicht klagen oder seufzen, Herr Minister. Das sieht so aus, als seien Sie der Arbeit nicht gewachsen. Keep smiling!" In den ersten Tagen schon rät es der Adjutant dem Neuernannten, der über Fülle der Arbeit und Besucher stöhnt. Auf seinen Rat auch bietet er Besuchern außer dem bequemen Klubsessel erst mal Zigarren oder Zigarretten an (für gute Qualität hat der Adjutant zu sorgen). Für weibliche Besucher, die ein Minister nie allein empfängt (exempla docent), in der Regel Abgeordnete, sind Pralinen da. Ein politischer Witz, nicht allzu scharf, belebt die Stimmung. Etwas über das Befinden des alten Herrn, ein launiges Wort von ihm wird gern gehört.

Die Tür geht auf, der Adjutant erscheint. „Darf ich erinnern, Herr Minister, um 11 Uhr ist die Sitzung der Fraktion!" (Die Fraktion — „das Scheusal, wo ich noch niemals klüger geworden bin", schrieb Bismarck 1850 aus Erfurt an die Gattin). Unterwegs überlegt sich der Minister: das wird dieser Neugierige fragen und das jener. Da muß man antworten. Der Vorsitzende, der Oberbonze, wird einiges aus der letzten Kabinettssitzung wissen wollen. Nicht alles war vertraulich, ein Brocken wird genügen. Freundlich sein, kameradschaftlich — jovial. Leutseligkeit vertragen die Leute nun einmal nicht. Das Kreuzverhör ist kurz. Denn schon um 12 Uhr muß der Minister gehn: Sitzung des Kabinetts. Beim Verlassen des Fraktionszimmers winkt er allen lachend zu: „Die Einladungen zu einem Bierabend für die Fraktion in meiner Wohnung sind unterwegs, da können wir uns alles recht vom Herzen reden."

Um 2 Uhr gibt der Minister ein Frühstück, nur für Herren. Das Essen und die Weine (Borchardt besorgt das glänzend) sind für die Stimmung wichtig, noch wichtiger ist die Sitzordnung. Nichts kann die Eitelkeiten so verletzen, politisch störend wirken, wie eine unkorrekte Tischordnung. Sie tadellos zu machen ist des Adjutanten Sache, der in zweifelhaften Fällen beim Chef des Protokolls oder dem jungen Mann dort anfragt. Das war schon in den ersten Zeiten nach der Staatsumwälzung das Richtige, und auch die sozialistischen Minister taten es auf Eberts Rat. Als nämlich Hermann Müller im Juni 1919 Außenminister geworden war und man ihm die Tischordnung seines ersten offiziellen Frühstücks vorlegte, erklärte er: „Ich bin Sozialdemokrat und hasse leere Formen, jeder geht zu Tische, wie er will, und alles setzt sich zwanglos durcheinander." Entsetzen Haniels, der damals Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war, und aller Attachès, bis Hermann Müller die Sache telefonisch mit Ebert besprach, der viel Sinn für Etikette hatte und ihm riet, sich in dieser Beziehung ganz auf seinen Staatssekretär zu verlassen.

Für Teeempfänge hat der Minister keine Zeit. Das macht die Gattin, und wenn sie keine große Dame ist (und das kommt öfter vor), fragt sie den Adjutanten, was man anzieht, wen man außer der Hausfrau begrüßen soll, wie lange man bleibt, wovon man spricht, und vor allem: wovon man nicht spricht. Schweigen ist immer ungefährlich. Vor allem ist Geziertheit zu vermeiden, und auch für

Hochmut fehlt der Grund. Minister kommen und gehen, kommen und gehen. Auch eine Ministerfrau hat nicht mehr die Bedeutung wie im Vornovember.

Histörchen aus der Wilhelmstraße. Ein offizielles Gartenfest, Gymkhana. Ein Attaché, der eine noch junge Ministerin (und Pute) nicht kannte, bat sie, an einem Wettrennen der Damen mit dem eigefüllten Löffel in der Hand teilzunehmen. Pikierte Absage: „Das geht doch nicht, ich bin eine öffentliche Person." Schon auf dem Feste ging das unfreiwillige Bonmot von Mund zu Mund und stimmte alle heiter. Am Abend müssen Minister und Ministergattin zu einem Essen, das der Gesandte eines großen Landes, Junggeselle, gibt. Der Reichspräsident erscheint und führt — die Hausfrau fehlt — die Ministerin zu Tisch. Der Adjutant hat ihr am Vormittag genau gesagt, worüber Hindenburg am liebsten spricht, die Enkelkinder, den großen Garten und die Enten, die er jeden Morgen füttert, die Gemsenjagd bei Dietramszell und Neudeck, alte Erinnerungen von anno 66 und anno 70. Als Warnung hat ihr der Adjutant, der alles weiß und wissen muß, erzählt, wie der alte Herr einmal eine Ministerin zu Tisch geführt hat, die viel sprach und nichts als gute Hausfrau war. So lange und ausführlich erzählte sie dem Oberhaupt des Reiches von den verschiedenen Wascharten und Waschmitteln, die sie ein ganzes Leben angewendet hatte, daß Hindenburg nach Tisch auf die Frage, wie er sich unterhalten habe, launig erwiderte: „Ich habe viel gelernt, und wenn es mit der Wilhelmstraße nichts mehr ist, mache ich eine Wäscherei auf."

Korrektes Essen ist für einen Minister selbstverständlich. Einer der klügsten Reichsminister, Akademiker — er sei hier X genannt — aß so entsetzlich, daß er der Schrecken aller Nachbarn und Gegenüber war. Er schmatzte, zuckte, spuckte, spritzte mit der Sauce und warf allerlei Essen vom Teller. Einen deutschen Diplomaten, der im Jahre 1921 als Reichsaußenminister aus dem stillen Haag in das turbulente Berlin berufen wurde, fragte man nach einigen Wochen, ob dieser Gegensatz nicht etwas groß gewesen sei, er möge vom stärksten seiner Eindrücke in der Reichshauptstadt berichten. Sarkastisch kam die Antwort: „Als ich zum ersten Male den Kollegen X essen sah und hörte."

Über den Verkehr mit Ministern und Diplomaten

Ein Vademecum für Anfänger

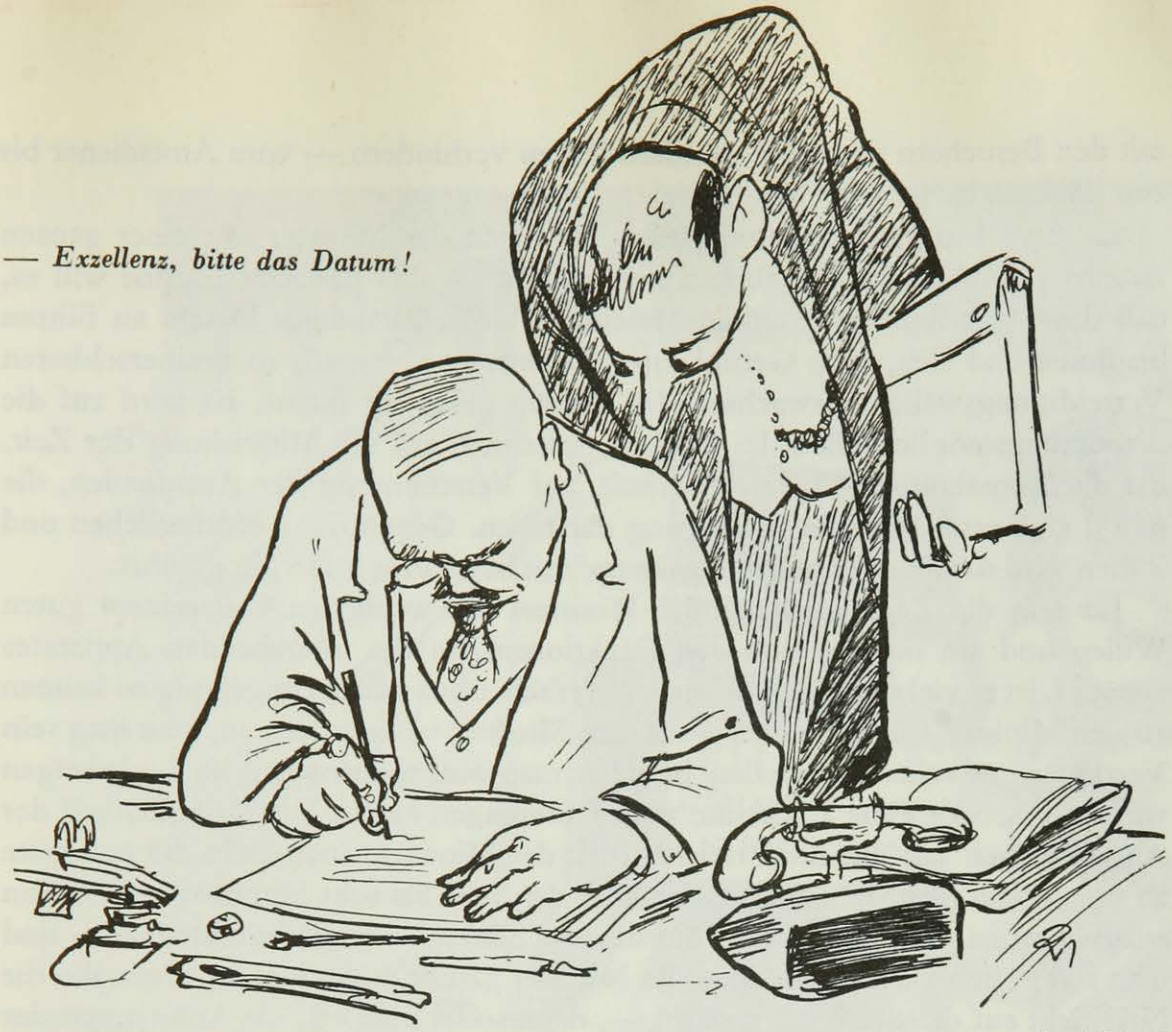
Von

Antonina Vallentin

In dem Augenblick, da ein Mensch mit durchaus individuellen Zügen Regierungschef oder Botschafter, Minister oder Gesandter wird, ändert sich seine Einstellung mit einer überraschenden Schnelligkeit — eine Änderung, die man jedoch zu Unrecht auf sein persönliches Schuldkonto setzen würde, da er selbst in diesem Fall den noch unerforschten Gesetzen seiner Stellung unterworfen ist.

So verschieden die führenden Staatsmänner auch aussehen mögen — so wenig äußere Ähnlichkeit es zwischen einem Chamberlain und einem Herriot, einem Ramsay MacDonald oder einem Herrn von Schleicher geben mag, so verblüffend ähnlich sind die Sekretäre und Mappenträger, die sie begleiten. Der Typus des diplomatischen Attachés scheint nun völlig ohne Rücksicht auf alle rassenmäßigen oder Standesunterschiede aus derselben urewigen Form gegossen zu sein. Sie mögen blond oder pechschwarz, groß oder klein, schlank oder rundlich — denn dick sind sie nie —, blendend schön oder von einer interessanten Häßlichkeit sein — sie haben nicht nur den identischen Cut und die identische Krawatte, sondern auch dieselbe Kopfhaltung unentwegter Aufmerksamkeit, dieselben Bewegungen der engangezogenen Ellbogen und in erster Linie das uniformierte Lächeln der Verbindlichkeit. Es ist eine Unmöglichkeit, bei einer dieser liebenswürdigen Gestalten die Nationalität mit Bestimmtheit erkennen zu wollen. Hier trügen sogar die auffallendsten Kennzeichen. Jettblankes Haar, dunkler Teint, ein leises katzenhaftes Tänzeln der schlanken Gestalt ist nicht nur bei Exoten, Südfranzosen oder Italienern, sondern auch bei Schotten, Polen oder sogar deutschen Aristokraten, Söhnen vornehmer Mischehen, zu finden. Glaubt man, mit einer Hoffnung brasilianischer Diplomatie zu sprechen, so wird es ein Vertreter Litauens sein — und wenn man sich nach Benehmen, Sprache, Gewandtheit auf dem Salonparkett richten will, so wird es einem nie gelingen, den proletarischen Vertreter der Sowjetunion von dem Träger der klingendsten Namen italienischer Renaissance — die häufig nur Attrappen blutjunger Geschlechter sind — zu unterscheiden. Und die Attachés und ihre Kollegen in den Ministerien sind es, die für die Gleichförmigkeit internationaler Gesetze des diplomatischen Verkehrs die Verantwortung tragen. Man pflegt im allgemeinen die Bedeutung von Maschinen und Institutionen zu unterschätzen — und am meisten neigen dazu tatkräftige Minister, die zum erstenmal in ein Kabinett berufen werden.

Es mag vorkommen, daß ein solcher Minister am Vorabend seiner Ernennung zu seinem besten Freund sagt: „Rufen Sie mich bestimmt morgen an." Aber nur einer, der nie einen Minister angerufen hat, wird diese Aufforderung ernst nehmen und sie für durchführbar halten. Eine der ersten Erfahrungen des Laien im Verkehr



— Exzellenz, bitte das Datum!

Kurt Werth

mit Ministern lautet: ein Minister ist telefonisch nicht erreichbar. Und doch telefoniert der Minister den ganzen Tag lang — wenn er sich nicht beim Festessen befindet oder eine Rede hält, hängt er am Telefon.

Man braucht nur eine viertelstündige Audienz bei einem Minister oder Diplomaten zu haben, um sich davon zu überzeugen. Jedes Gespräch wird durch Anrufe zerstückelt, jeder Anlauf zu einer Darstellung der Sache, die den Besucher in das Ministerzimmer führt, durch den mehr oder minder wütenden Kampf des Ministers mit dem Telefon verhindert. Eine der Vorschriften des diplomatischen Knigge sollte daher lauten: Man beginne die Unterhaltung damit, daß man den Minister auffordert, erst einmal zu telefonieren.

Man kann sich die Frage stellen, wie es die Leute anfangen, die den Minister erreichen, während der Laie, trotz aller Beteuerungen größter Dringlichkeit, nie an ihn heranzukommen vermag. Wenn man nicht Regierungschef oder bedeutender Ministerkollege ist — den kleineren Ministern ergeht es nicht viel anders als den geschickteren Laien, denn sie werden meistens nur mit Sekretären oder Kabinettschefs verbunden —, passiert es einem, daß man zuerst mit der Telefonzentrale verbunden wird, dann an einen liebenswürdigen jungen Mann gerät, vielleicht in zweiter Instanz an eine unliebenswürdige junge Dame, später an einen grimmigen Herrn, nach längerem Warten wieder eine liebenswürdige Stimme zu hören bekommt, die unter allen Eiden beteuert, dem abwesenden Minister die Bestellung auszurichten. Daß dies — fast ohne Ansehen der Person — nie geschieht, merkt auch der Neuling. Man muß von der Voraussetzung ausgehen, daß alle Menschen in der Umgebung des Ministers nicht dazu da sind, den Verkehr

mit den Besuchern zu regeln, sondern ihn zu verhindern — vom Amtsdiener bis zum Kabinettschef aufwärts.

Es ist reiner Selbsterhaltungstrieb, daß sich der Minister mit einer ganzen Anzahl von Menschenabwehrkanonen umgibt — aber die Amtsroutine will es, daß diese von ihm aufgestellten Maschinen ein selbständiges Dasein zu führen beginnen und sich, vom Gefühl ihrer Bedeutung getragen, zu unübersehbaren Verteidigungswällen auswachsen. Im Prinzip geschieht nichts. Es wird auf die Abnutzungsmöglichkeiten des Willens gerechnet, auf die Mitwirkung der Zeit, die die Aktualität der Anrufe überholt, auf Verstimmung der Anrufenden, die schon eine erste negative Erledigung darstellen. Gegen die Aufdringlichen und Zähen wird dann der Zermürbungskampf mit bewährter Strategie geführt.

Da nun die Zugänglichkeit des Ministers am wenigsten von seinem guten Willen und am meisten von den Funktionen des ihn umgebenden Apparates abhängt, ist es viel wichtiger, einen der Menschen aus seiner Umgebung zu kennen als den Minister selbst. Man mag mit dem Minister befreundet sein, man mag sein Vertrauen und seine Dankbarkeit besitzen, man wird ebensowenig an ihn gelangen wie Herr X oder Herr Y, der ihn vom Hörensagen kennt. Die Dringlichkeit der Angelegenheit hat mit der Erreichbarkeit des Ministers auch nicht das geringste zu tun. Wenn man sich nicht entschließt, den fünf bis acht Stimmen am Telefon anzuvertrauen, man habe dem Minister ein Staatsgeheimnis mitzuteilen — und man soll es lieber nicht tun, denn der Minister glaubt es doch nicht, wenn ihn die Nachricht auf diesem Wege erreicht —, dann sollte man erst die Anonymität der Stimmen am Telefon durchbrechen.

Elementarvorschrift des diplomatischen Knigge: man freunde sich mit einem der Attachés oder einer der Sekretärinnen des Ministers an. Weibliche Beamte sind in jedem Fall den männlichen vorzuziehen. Sie sind unbedingt treuer und zuverlässiger, sie haben auch einen besseren Instinkt für den Zeitpunkt und die Art der Übermittlung, für das Stimmungsbarometer ihres Chefs. Es wäre ein Fehler, zu glauben, daß eine Beziehung desto wirksamer ist, je höher man sie auf der bürokratischen Leiter anknüpft — ganz im Gegenteil. Man hüte sich vor den rangältesten Funktionären, und in erster Linie verlasse man sich nicht auf den unmittelbaren Untergebenen des Ministers, den Mann, der in den verschiedenen Ländern verschiedene Titel trägt — in Frankreich z. B. Kabinettschef genannt wird. Diese sogenannte rechte Hand ist meist eine große Enttäuschung für den Minister selbst und eine noch größere für die Besucher. Es spielt dabei keine Rolle, ob es ein Mann der Karriere ist oder ein Außenstehender, ein alter routinierter Beamter oder ein junger ehrgeiziger Politiker — denn sie verfallen fast ohne Ausnahme der Psychose ihres Berufes. Es sind Menschen, die die Verantwortung erdrückt, ihre eigene und die des Ministers, die zugleich der Größenwahn ihrer eigenen und der Stellung ihres Chefs packt.

Am besten ist natürlich eine Beziehung, die man unter Ausschaltung des Amtes direkt herzustellen vermag — am erfolgreichsten durch Töchter oder Söhne des Ministers. Es ist erstaunlich, wie sich die oft im Schatten des Vaters aufwachsenden Kinder zu vollendeten Diplomaten entwickeln — ihr Beispiel allein beweist, daß alle Nachteile der ministeriellen Umgebung, die falsche Freundlichkeit und die falsche Schroffheit, die unangebrachte Servilität und der noch deplaciertere

New York Times

Die Königliche Leibgarde fährt nachhaus (London)

Besucherin eines englischen Rennens

Photos Wolfgang Weber

Negerplastik der Königin Victoria

International Graphic Press

Botaniker-Paar (Oxford)

Graphic Photo Union

Schottische Herren (Aberdeen)

International Graphic Press

Die Abreise (London)

Autoritätswahn, nur Ausflüsse der Umgebung sind, nur der zersetzenden Atmosphäre des Amts zur Last fallen; daß dieses Lächeln nach oben und dieses kühle Kopfnicken nach unten allem Anschein nach ansteckend ist, wie eine Krankheit, deren Mikroben in den langen Gängen, in den Arbeitstischen und den isolierten Stühlen haften geblieben sein müssen.

Von der Leistung der Söhne und Töchter, von ihrer unermüdlichen Sorge um den Vater, von dem Takt, mit dem sie lästige Besucher von wichtigen zu unterscheiden wissen, Wesentliches von Neugier und Sensation, von der Selbstverständlichkeit ihres Benehmens, das selbst den Abgewiesenen die Demütigung erspart und den Zugelassenen das Bewußtsein eines schwer erkämpften Triumphes nimmt — von all dem wissen nur die Eingeweihten, und so wird z. B. die Biographie von Isabel MacDonald, der stillen, unscheinbaren Mitarbeiterin ihres Vaters, ungeschrieben bleiben, obwohl sie in allen Amtsräumen auf dem Zirkularwege zur Nacheiferung verteilt werden müßte.

Eine Warnung, die sich jedoch wohl nur an krasse Laien wendet: Wenn eine Angelegenheit sich nicht auf bestimmte Aktennummern bezieht, wenn sie wichtig und persönlich genug ist, dann hüte man sich, sie dem Stellvertreter des Ministers vorzutragen, ebenso wie man als Journalist sich hüten soll, politische Informationen von einem der ministeriellen Zwischenmänner zu erbitten. Der Bittsteller geht meist hochbefriedigt aus der ersten Unterredung weg, bei der fünften spürt er schon etwas wie Ungeduld, bei der zehnten ergreift ihn helle Wut — und er steht vor der Alternative, vor der er am Anfang stand: entweder zu dem Minister persönlich vorzudringen oder auf die Verwirklichung seines Wunsches zu verzichten.

Indiskretionen darf sich nur der Minister selbst erlauben — und auch dann darf sich der Journalist nicht darüber täuschen, daß es meistens bewußte Indiskretionen sind. Wenn er Informationen haben will, zutreffende, brauchbare Informationen, die ihm ein richtiges Bild der Lage vermitteln, muß er sich an den alten Grundsatz vom Ausgleich zwischen Geben und Nehmen halten. Er muß zuerst dem Minister etwas mitzuteilen wissen — die Minister sind meist viel schlechter informiert, als man glaubt, und wissen gewöhnlich nicht viel mehr als das, was in ihrem eigenen Ressort vorgeht oder was sie in der Kabinettssitzung erfahren. Es wäre jedoch ein psychologischer Irrtum, diese Voraussetzung den Minister merken zu lassen. Ein fruchtbares Gespräch ist daher entweder durch die Worte einzuleiten: „Sie wissen es sicher längst, aber ich habe es erst gestern gehört" — oder durch die Frage: „Was sagen Sie zu . . ."

Man soll nie zu einem Minister gehen, von dem man eine sensationelle Information erwartet, ohne selbst eine in der Tasche zu haben. Man soll sich aber hüten, den Eindruck zu erwecken, als ob man im Begriff sei, ein Tauschgeschäft zu machen. Man kann sich ruhig auf die Großzügigkeit eines Ministers verlassen: die Minister sind gute Geschäftsleute, die damit rechnen, daß ihre Kunden sie weiter beehren werden. Wenn der Journalist geschickt den Übergang zu dem zweiten Teil der Unterredung einleitet — je harmloser es gemacht wird, desto besser —, darf er nicht den Eindruck erwecken, als kämen ihm die Ausführungen des Ministers vollkommen überraschend. Er kann es sich sogar leisten, sie mit „Hm" und „So, so" und „Ich habe schon etwas davon gehört" zu begleiten, aber

möglichst leise und wie unter einer Sordine — denn der sprechende Minister darf ernstlich nicht unterbrochen werden, wenn nicht durch eine präzise, sachliche Frage. Alle Minister sind Volksredner und müssen auch im Gespräch einen Anlauf nehmen, bevor sie ihre eigene Beredsamkeit davonträgt. Eine Todsünde wäre es, in einem solchen Augenblick einen Bleistift zu zücken und die Ausführungen schriftlich festzuhalten. Ein Journalist ohne Gedächtnis soll lieber seinen Beruf aufgeben. Vor dem gezückten Bleistift wie vor dem Objektiv bekommen die Minister sofort ihr offizielles Gesicht, und wo eben noch ein Mensch sprach, sitzt ein Automat.

Man hüte sich vor Indiskretionen, die einem die Ministertüre verschließen würden — man kann sie sich nur leisten, wenn man z. B. aus einem Lande abzureisen im Begriff ist, in das man nicht mehr zurückzukehren gedenkt. Eine Indiskretion ist der Tod von abertausend Informationen — und die Veteranen des Berufes sind Helden an Zurückhaltung und Verschwiegenheit. Das Märchen von der Indiskretion der Journalisten ist sicherlich von einem enttäuschten Minister erfunden worden, dessen bewußt indiskrete Ware ein bewährter Journalist nicht in Empfang nehmen wollte.

Letzter Wink für Ehrgeizige: die Minister und Diplomaten, die als die Verschlossensten gelten, die großen Schweiger unter den Staatsmännern, sind die dankbarsten Objekte. Die Vorarbeiten, die Annäherungsversuche sind besonders schwierig, aber das Ergebnis lohnt das mühsame Werben um Vertrauen. Die in die Sicherheit der eigenen Unzugänglichkeit Gewiegten lassen sich leichter zu wesentlichen Enthüllungen bringen als diejenigen, die dauernd vor dem eigenen Hang zu Indiskretionen auf der Hut sind. Man hüte sich in erster Linie vor den Vielrednern — es schwimmt kein brauchbarer Brocken auf ihrem ununterbrochenen Redestrom dahin. Man soll sich da nicht durch die Täuschung geöffneter Schleusen narren lassen.

Zu dem ABC im Umgang mit Ministern gehört noch ein Hinweis über die Form des Abschieds, die sich, wiewohl sie einen Bruch mit der überlieferten Etikette darstellt, sehr wirksam erweist. Wenn man nicht gerade mit einem Souverän spricht, warte man nicht, bis man verabschiedet wird, sondern empfehle sich selbst. Man fühlt es schon eine Minute vorher in den Fingerspitzen, wann der Minister aufstehen wird, um einem die Hand zu reichen. Man komme diesem Augenblick zuvor. „Ich will Sie nicht länger stören" — oder besser: „Ich weiß, wie kostbar Ihre Zeit ist . . ." In vielen Fällen wird man eine kleine Überraschungspause gewinnen und vielleicht die matte Aufforderung: „Bleiben Sie doch noch ein paar Minuten." Meistens jedoch wird der Minister aufstehen, noch zehn Minuten weitersprechen — in diesen zehn Minuten erfährt man das Wesentliche —, dann wird er den Besucher bis an die Türe begleiten, wird ihm das Allerwichtigste in dem Augenblick sagen, in dem dieser die Klinke in der Hand hält — und wird noch außerdem über den rücksichtsvollen Menschen entzückt sein. Hätte der Minister selbst die Unterredung beendet, wäre sie wirklich in dem Augenblick zum Abschluß gekommen, in dem er dem Besucher die Hand gereicht haben würde.

Die Kennzeichen der letzten Minute sind nicht leicht zu beschreiben. Es ist eine Frage der Intuition.

— *Durchlaucht, Sie dürfen nicht so laut schnarchen . . . Sie wecken das Publikum auf.*

Der Lord mit den Beinen nach oben

Von

Tom Cow

Die Frage, ob sich jemand bei sommerlicher Hitze in einem Speisewagen seines Rocks entledigen darf, greift in eines der gefährlichsten und empfindlichsten Probleme des internationalen Menschenumgangs über. Sie ist nämlich ein Teil der Abrüstungsfrage. Nicht bloß, weil sie bindende Verträge darüber anruft, wieviel sich der einzelne von seinem angeborenen Drang zur Selbständigkeit abhandeln lassen muß, damit alle ohne Anstoß leben können; sondern, weil sie — gleich den Sachverständigen von Genf — die Entscheidung darüber von der Unterfrage abhängig macht, ob der betreffende Vorgang des Rockausziehens in offensiver oder defensiver Absicht, das heißt: zur eigenen Bequemlichkeit oder zur Unterjochung der anderen erfolgt ist.

Wem fällt die Rolle des obersten Schiedsrichters im Speisewagen zu? Der Reichsbahndirektion. Sie entscheidet: das Ablegen des Rockes hat nach Tunlichkeit zu unterbleiben. Unbewußt dürfte sie sich hierbei von folgenden Gesichtspunkten leiten lassen: bestände die Majorität der Welt aus Herzögen, so läge im Ausziehen des Rockes kein Arges; denn Herzöge tragen gewöhnlich eine blitzblanke, appetitliche Unterwäsche; ferner liegt ihnen jede Absicht fern, durch ihr Benehmen die Umwelt zu beleidigen. Da aber der Durchschnitt der Menschen und Eisenbahnpassagiere erfahrungsgemäß anders geartet ist, so hat der Schiedsspruch die Aufgabe, nicht die Sicherheit und Unbefangenheit, sondern die Befangenheit und Unsicherheit zu schützen. Die Unbefangenen können sich ja gelegentlich auf ihren Herzogsschlössern vom niederen Verkehrsreglement ausruhen.

Damit ist der Kodex des guten Benehmens in seinem ganzen Sinn umrissen. Er ist zuerst von den Sicheren zur Eindämmung der Unsicheren geschaffen

worden, wird aber jetzt von diesen gegen seine eigenen Begründer gehandhabt. Er hat die Rolle des Dompteurs im Raubtierkäfig: alle Angriffsgelüste, Eitelkeiten, Renommagen und sonstige Anmeldungen unberechtigter Persönlichkeitsansprüche im Zaum zu halten. Daher steht gemeinhin die Strenge der Umgangsregeln in jedem Lande im umgekehrten Verhältnis zur Zivilisiertheit und inneren Noblesse seiner Bewohner. Was in Madrid unverfänglich ist, wird in einer Magdeburger Hotelhalle bereits mit Zurechtweisungen geahndet.

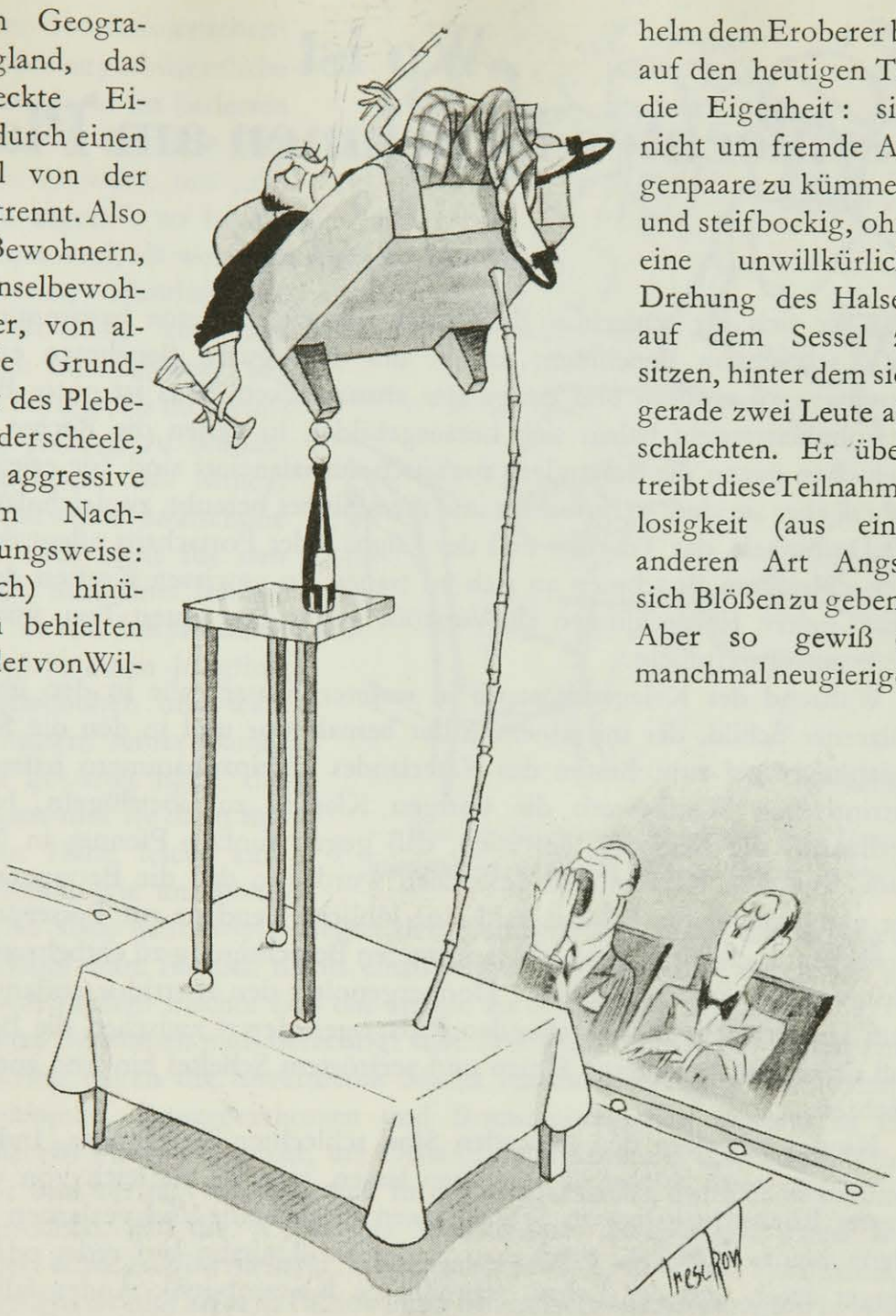
Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß gutes Benehmen ein Zeichen guter Rasse, guter Herkunft oder guter Sitten ist. Das Recht zur Auffälligkeit und die Pflicht zur Unauffälligkeit unterliegt jeweils einer Volksabstimmung. In einem der letzten „Querschnitt"-Hefte*) waren zwei Lords abgebildet zu sehen, die, mit den Beinen auf der Brüstung, dem Verlauf des Derbys folgen. Was sagt der dressierte Mitteleuropäer zu einem solchen Anblick? Findet er das Betragen der beiden Herren unmöglich? Nein, er sagt: 's sind eben Lords! . . . Einen Menschen seinesgleichen würde er unter denselben Umständen durch einen Kellner auf die Ungehörigkeit aufmerksam machen lassen. Er nähme, nicht ganz mit falschem Instinkt, seine Zwanglosigkeit als anmaßenden Anspruch. Denn er weiß, daß eine Unbefangenheit, die sich dermaßen mit gutem Gewissen über die Blicke der Umwelt hinwegsetzt, entweder das Merkmal angeborener Privilegiertheit oder eine äußerste Errungenschaft ist. Wem soll er für das eine oder andere, für das Recht der Herkunft oder der Persönlichkeit, Kredit geben? Er entscheidet also: Auffälligkeit ist schlechtes Benehmen — ausgenommen den Fall, daß man der Prinz von Wales ist.

Bliebe freilich noch die Frage: Wann und wodurch ist man der Prinz von Wales? Dafür hat der Mann mit dem guten Benehmen nicht immer eine Nase. Da er sich selber fast von Gerichts wegen zur Unauffälligkeit verhalten fühlt und qualvoll um seine Sicherheit zu kämpfen hat, ist ihm Unbefangenheit beim Mitmenschen, sofern sie keine Geburts- oder Machtatteste erbringen kann, ein Greuel. Er empfindet sie nur als Überheblichkeit. Ob sie aber aus gutem Gewissen kommt, das ist ihm einerlei, im Gegenteil: gerade diese einzige Legitimation beleidigt ihn mehr als sie ihn beschwichtigt. Sonach richtet sich jeweils nach seinen ungefähren Gehör- und Gesichtseindrücken, ob er geneigt ist, eine Ausnahme gelten zu lassen. Und seine Entscheidung ist dann eine abgekürzte Volksabstimmung. „Wenn man brav ist, darf man alles", sprach einmal eine alte Mutter zu ihrem Sohn. Genau so denkt die Gesellschaft. Sie hat nur ihre eigenen Begriffe vom Bravsein.

Der Mann, der ohne Schlechtes dabei zu denken und ohne die anderen damit zu ärgern, beim Derby seine Beine auf die Brüstung legt, wird übrigens nicht immer ein Lord sein; aber es wird meistens ein Engländer sein. Das Land, das die peinlichsten Statuten des gesellschaftlichen Anstands ersann, die Heimat des „shocking", bringt nämlich merkwürdigerweise die meisten Exemplare jener Menschengattung hervor, in deren Janusgesicht sich Souveränität und Flegelei zu mischen scheinen. Das kommt erstens davon, daß die Engländer als geborene Konstitutionalisten auch in ihrem Betragen ein gleichmäßiges Bedürfnis nach Gesetzlichkeit wie nach Freiheit empfinden. Dann aber ist es eine Folge ihrer

*) Heft 7, 1932.

glücklichen Geographie. England, das „ruhmbedeckte Eiland", ist durch einen Wasserwall von der Umwelt getrennt. Also ist seinen Bewohnern, wie den Inselbewohnern immer, von altersher die Grundeigenschaft des Plebejers fremd: der scheele, ängstlich - aggressive Blick zum Nachbar (beziehungsweise: Nachbartisch) hinüber. Davon behielten die Engländer von Wilhelm dem Eroberer bis auf den heutigen Tag die Eigenheit: sich nicht um fremde Augenpaare zu kümmern und steifbockig, ohne eine unwillkürliche Drehung des Halses, auf dem Sessel zu sitzen, hinter dem sich gerade zwei Leute abschlachten. Er übertreibt diese Teilnahmslosigkeit (aus einer anderen Art Angst, sich Blößen zu geben). Aber so gewiß er manchmal neugieriger



ist, als es den Anschein hat, so gewiß ist es ihm einerlei, was die anderen zu ihm sagen. Darin liegt sein Recht, die Beine auf die Brüstung zu legen — und im Entgegengesetzten eben die Pflicht des Normal-Europäers, sie wieder herunterzugeben, beziehungsweise im Speisewagen den Rock anzubehalten.

Nur wem es wirklich im Herzen gleichgültig ist, wie die Umwelt über ihn denkt, hat das Recht, sich von ihr zu unterscheiden. Und auch dieser nur unter der Voraussetzung, daß er dieses Recht gegebenenfalls mit Boxerfäusten gegen den Unwillen der Zeitgenossen durchstehen kann.

Wo ist schlechtes Benehmen am Platz?

Von

Rudolf Arnheim

Wer sich für schlechtes Benehmen einsetzt, für eine bestimmte Art von schlechtem Benehmen, tut es, um dem guten Benehmen einige neue Provinzen zu erobern und einige alte abzuzwacken. Was ist gutes Benehmen? Gewohnheitsregeln haben sich herausgebildet, in denen die Rechte des einen Menschen gegen die des andern praktisch ausbalanciert sind. Sie erleichtern das Leben, aber sie sind, verknöchert und ihres Sinnes beraubt, zugleich das Bollwerk der Dummheit, der Trägheit und der Lüge. Jeder Fortschritt pflegt daher etwas von schlechtem Benehmen an sich zu tragen, in gewissen Kreisen der Wissenschaft gelten Entdeckungen als Verstöße gegen den guten Ton, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Während der Kriegszeit stand in unserer Klasse, wie in den übrigen, ein hölzerner Schild, der mit einem Adler bemalt war und in den die Schüler bar bezahlte Nägel zum Besten des Vaterlandes hineinzuhämmern hatten. Um im patriotischen Wettbewerb die übrigen Klassen zu überflügeln, hatte unser Ordinarius die Regelung getroffen, daß gegen fünfzig Pfennig in Nägeln ein Tadel aus dem Klassenbuch gestrichen wurde, so daß die Betragens-Zensuren der wohlhabenderen Schüler bald eine löbliche Tendenz zur Besserung zeigten. Noch heute scheint es mir nicht der inneren Berechtigung zu entbehren, daß eines Morgens der Adlerschild unter Donnergepolter den Korridor entlang und dem zum Unterricht herbeischreitenden Pädagogen derart zwischen die Beine rollte, daß dieser mit bestaubten Knien und zerstörtem Scheitel hinkend zum Direktor flüchtete.

Kinder beweisen den gesunden Sinn schlechten Benehmens. Indem sie die wünschenswerte Rücksicht vermissen lassen, sind sie zugleich von wünschenswerter Rücksichtslosigkeit. Später lernen sie das eine und verlernen das andere (denn Mama wird rot, wenn man in der Straßenbahn laut redet oder mit dem Finger zeigt, und der Lehrer schreibt ins Klassenbuch). Andernfalls wird ein Genie, ein Revolutionär oder ein Flegel daraus. Als der Dichter Grabbe in einer feinen Gesellschaft aus dem Kreise Immermanns in der Nähe von Düsseldorf spazierenging, rief er, während er einer der Damen den Hügel hinaufhalf: „Ich kriege die alte Kuh nicht hoch!" Gleichlautend damit rief Cézanne, während er hastig seine Staffelei zusammenklappte, weil am Horizont seine hartnäckigste Verehrerin erschien, um ihm beim Landschaftsmalen zuzusehen: „La vieille vache qui vient!" Beethoven war grob, und Max Liebermanns Aussprüche sind, soweit sie nicht gedruckt werden, von wünschenswerter Eindeutigkeit. Mata Hari und Anita Berber liefen zwischen vollbekleideten Menschen nackt herum, weil sie von einem dämonischen Drang nach Entblößung und Schamlosigkeit besessen waren.

Die kräftige Natur, die Eigenart einer Persönlichkeit paßt oft nicht zu den

Regeln der Normalmenschen; besucht aber eine gutbürgerliche Kunstgewerblerin im karierten Pullover eine Premiere des Deutschen Theaters, um „die Bürger zu ärgern", so ist das ebenso unpassend, als wenn sie ihrem Freund öffentlich die Wangen tätschelt, weil man doch heute unbefangener sei. Nichts ist billiger, als durch unpassenden Aufzug zu bluffen. Man respektiere das Milieu. Zylinder und weiße Handschuhe sind gut, aber nicht für den Strandkorb, und eines schickt sich nicht für alle. Ich sah unter der Normaluhr einen Jüngling mit Einsatzschuhen und wattierten Schultern seiner Dame, auf die er gewartet hatte, die Hand küssen und sie dann mit der flachen Hand leicht aufs Gesäß klopfen, wie um anzudeuten: „Na also, gehn wir!" Gegen den Handkuß wie gegen den Schlag auf die Hinterhand wäre für sich nichts einzuwenden gewesen, aber durch die Verbindung von beidem machte eins das andere zu schlechtem Benehmen.

Werner Saul

— Was ist das für ein Benehmen, eine Dame anzustarren und sich nicht zu ihr zu setzen?!

Schlechtes Benehmen muß berechtigt sein. Das Kind führt in der Schule einen heiligen Krieg gegen die unverdiente Macht respektunwürdiger Vorgesetzter. Mit Schwämmen, Papiergeschossen und Brummgeräuschen entlarvt es eine Würde, die ein Podium braucht, um Distanz zu bekommen. Die echte Würde hat Humor und verträgt Humor, und in den Gerichtssälen hat sich neuerdings herumgesprochen, daß die Würde des Vorsitzenden durch einen guten Witz nur gefördert wird. Es gibt plebejische Naturen, die auch vor echter Vornehmheit, echter Feierlichkeit und echtem Pathos ihren Minderwertigkeitskomplex in einem zwar wirkungsvollen, aber billigen Hohngelächter entladen müssen, aber andererseits ist auch der natürliche Mensch für nichts dankbarer, als wenn er die Feierlichkeit der Form mit Humor durchbrochen sieht. Was Friedrich August sagte, hätte auf der Straße kein Aufsehen erregt; erst von den Stufen des Thrones herab wirkte erfrischend unmanierlich, was ohne Szepter und Krone nur natürlich gewesen wäre. Aus Goethes Werk ist ein einziger Satz volkstümlich geworden, der von besonders schlechtem Benehmen zeugt und gerade innerhalb eines feierlichen Lebenswerks liebenswerten Reiz hat. Während Gerhart Hauptmann, als ihm an seinem Ehrentage die Medaille samt Kehrseite überreicht wurde, nicht das unpassende Wort gesprochen hat, das sein Volk von ihm erwarten durfte.

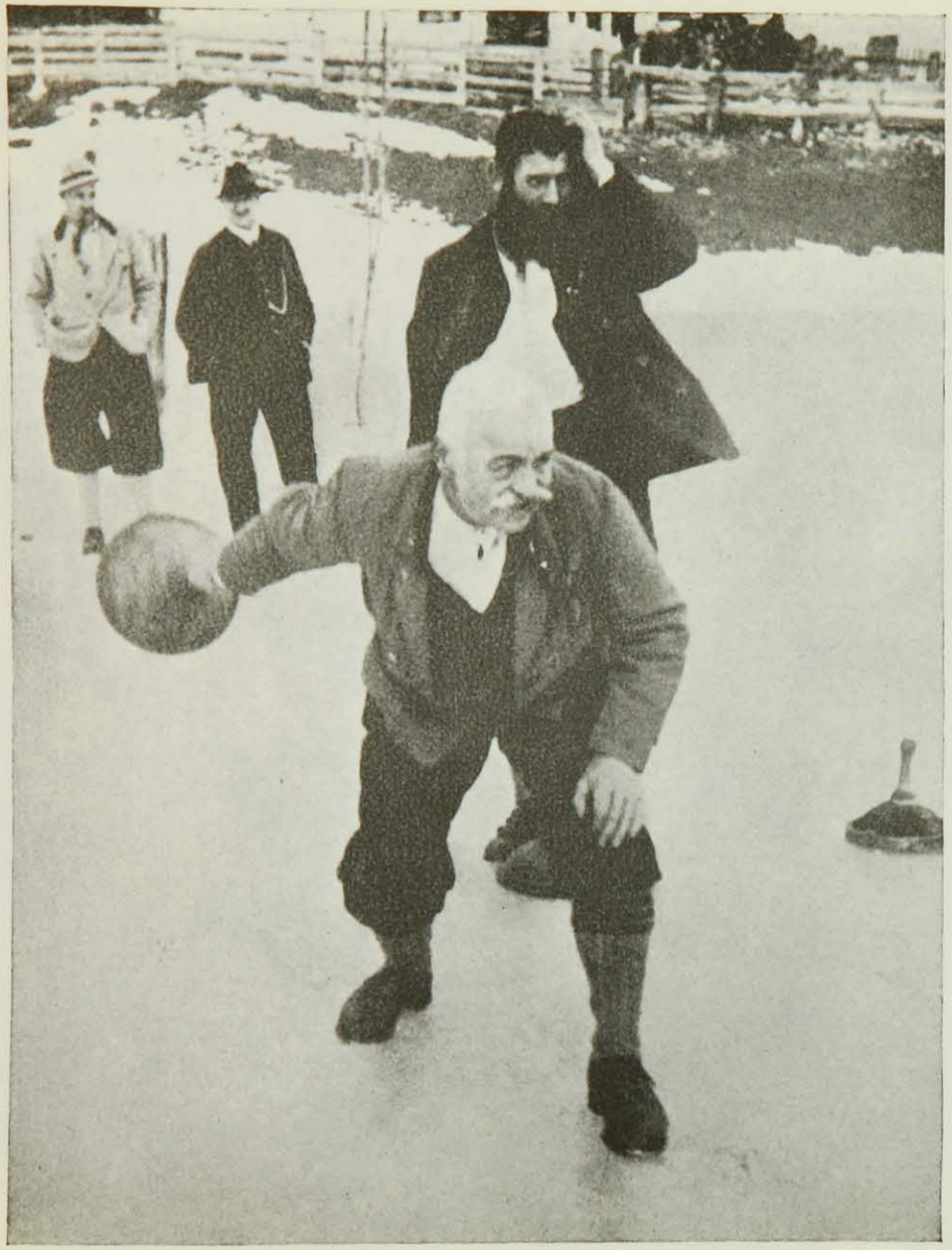
Betrachtet man sich unsere Politiker in der Wochenschau, hört man unseren

Rundfunkansagern zu, so erkennt man: verglichen mit ihren ausländischen Kollegen ist ihr Mangel ein Mangel an schlechtem Benehmen. Sie deklamieren vor ihren Landsleuten wie vor einem gefürchteten Schulrat. Während des amerikanischen Wahlkampfes, der übrigens jeden der beiden Kandidaten mit einem riesenhaften Spielzeugtier als Wahrzeichen versah, hielt der Cowboy Will Rogers komische Propagandareden vor dem Mikrofon. Roosevelt stand dabei, hielt sich die Seiten vor Lachen und gewann trotzdem. Die Männer unserer Öffentlichkeit verstehen es nicht, durch die kleinen Unarten der Ungezwungenheit fröhliche Gesichter und gutwillige Zuhörer zu schaffen, sie halten noch beim Kommandieren und Kommandiertwerden, obwohl doch viele kleine Anzeichen, beispielsweise die Bevorzugung unfolgsamer Hunderassen wie der drahthaarigen Terrier, anzeigen, daß der Geschmack am Autoritären im Schwinden begriffen ist, mindestens bei den Hundebesitzern.

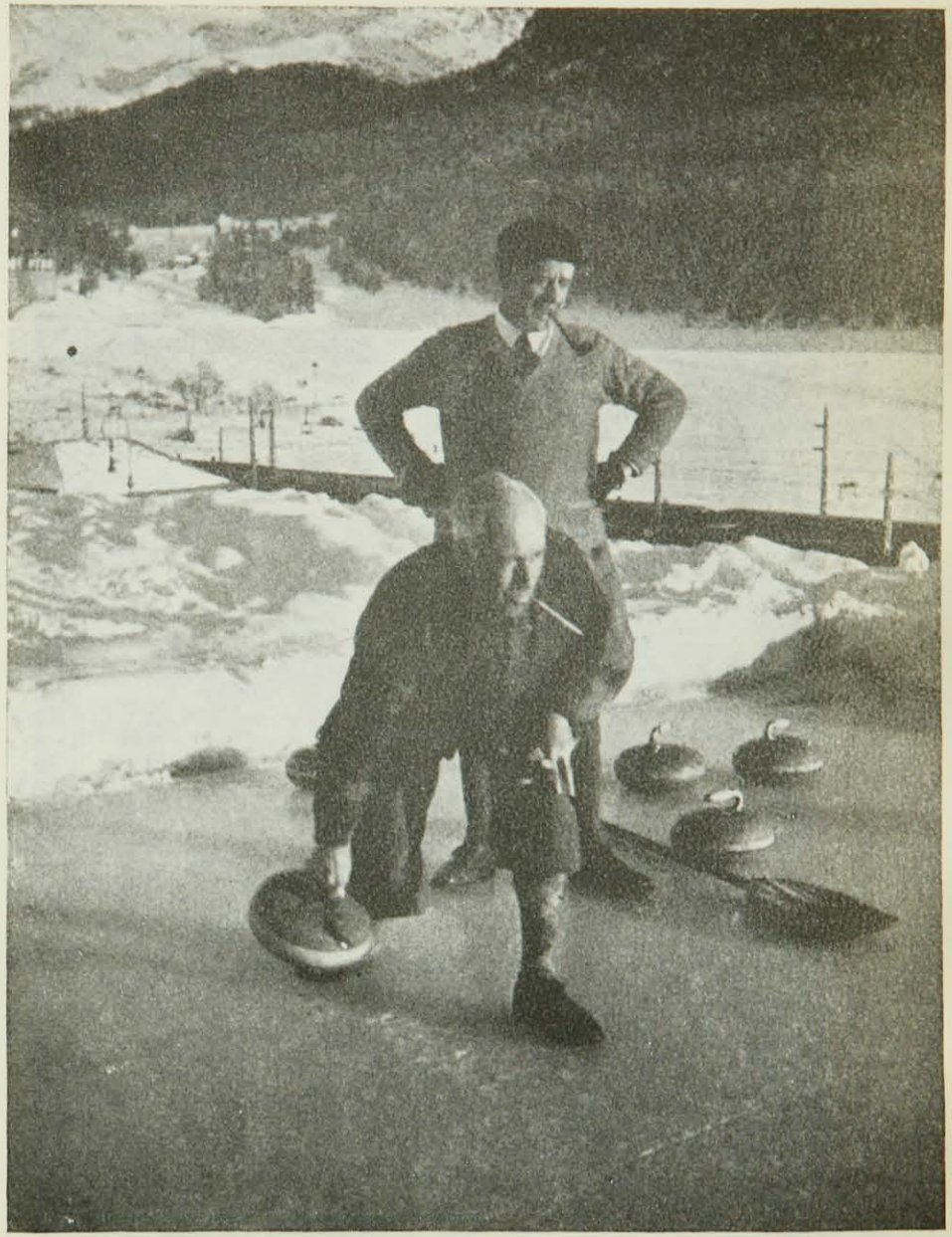
Sich gut benehmen heißt Rücksicht nehmen. Aber im Vertrauen hierauf benehmen sich viele Leute schlecht. Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen; rauscht aber eine dicke Dame in den Untergrundbahnwagen, laut stöhnend über die Unhöflichkeit der heutigen Jugend, so ist es selbstverständliche Pflicht eines gebildeten jungen Mannes, ihr seinen Platz nicht anzubieten. Ebenso soll man Leuten, die im Vertrauen auf die Wohlerzogenheit ihrer Gesprächspartner, unter der Devise: „Ich möchte noch etwas Prinzipielles sagen", die Redezeit ungebührlich überschreiten, kräftig über den Mund fahren. Ich verliebte mich in ein Mädchen, das in einer Gesellschaft schweigend von ihrem Stuhl aufstand und einen Witze erzählenden Herrn ohrfeigte.

Denn die Vorschrift, man möge kein peinliches Aufsehen erregen, erfordert unbedingt Ausnahmen. Zwar entspringt die amerikanische Sitte, daß jedermann am gleichen Tag den gleichen Strohhut aufsetzt, dem gesunden Gefühl, daß, wenn man schon mittelmäßig ist, man sich auch mittelmäßig zu benehmen habe, — und der provokante Schlapphut des Bohemiens ist uns ein Greuel geworden. Aber es gibt Leute, die, um keinen Lärm zu machen, um sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen, vorbeigehen, wenn ein Pferd gepeitscht wird, und im Kino nicht pfeifen, wenn es nötig wäre. Es gibt wohlerzogene junge Männer, die ihrer langjährigen Freundin verschweigen, daß sie sie nicht zu heiraten wünschen; weil sie ihr Kummer ersparen, weil sie unfeine Schreckensszenen vermeiden wollen und weil die Wände heutzutage so dünn sind. Sie schieben die Erklärung auf, das Mädchen magert ab, widmet sich in finsterem Eifer einem Beruf und verpaßt den Anschluß. Es gibt Haushalte, in denen gutes Benehmen das Eheleben ersetzt. Eine Frau mit einem so eiskalten Blick, daß, wenn sie eine Blume ansah, das Wasser in der Vase gefror, pflegte ihren Mann mit ebendiesen Blicken anzusehen und ihn in einem Ton „Herzschatz" zu nennen, der das Schlimmste befürchten ließ. Es gibt Mädchen, die um ihr Lebensglück kommen, weil sie es für unanständig halten, einen Mann ihre Zärtlichkeit merken zu lassen. Es gibt Leute, die, wenn sie von Unruhen im Arbeiterviertel lesen, die Nase rümpfen über solche Verstöße gegen Anstand, Ruhe und Ordnung. So dient gutes Benehmen häufig der Beschränktheit und der Feigheit, der Dummheit und der Lüge. So ist schlechtes Benehmen häufig am Platz. Die Revolution beispielsweise, darüber sind sich alle Parteien einig, ist das beste Beispiel für schlechtes Benehmen.

Eisschießen



K. Hundshammer (Mittenwald)



Photos Wolfgang Weber

Lord A. (St. Moritz)

Zur Geschichte des Yo-Yo (Aus einem alten Lehrbuch)

Whist vor dem Krieg: Königin Alexandra von England, Zarin Maria Feodorowna von Rußland, Herzogin Thyra von Cumberland, König Christian IV. von Dänemark

Gustave Doré, Haartrachten unter Ludwig XVI.

Gustave Doré, Der Dandy in der Sommerfrische (Litographien)

Zärtlichkeiten

Photos Seidenstücker

Wie benimmt man sich bei einem Leichenbegängnis?

Von

* * *

Die Komik eines Leichenbegängnisses durch die Vergegenwärtigung zu überwinden, daß man den in Gott Dahingeschiedenen nie mehr hören und sehen, keine Briefe mit ihm tauschen, keine Nachricht über ihn empfangen, kurz daß man sein Nicht-Sein, das bisher für kurze Augenblicke einer vermeintlichen oder wirklichen Beziehung zu ihm manchmal aussetzte, nunmehr als endgültig hinzunehmen hat, ist eine der schwersten Aufgaben für die Leidtragenden.

Ein Mann, der den Krieg mitmachte, erzählte mir einmal von einem grauenvollen Erlebnis: jemand wollte in einem geschlossenen Saal vor Sachverständigen seine neue Erfindung, eine Art Flugmaschine ohne Propeller, vorführen. Er nahm nach langen Erläuterungen und Vorbereitungen am Steuer Platz, kommandierte sich mit einer gleichsam feschen Gebärde „Los!". In der gleichen Sekunde klebte er, mitsamt seinem Vehikel zu Papier gedrückt, an der Wand. Sein sterbendes Ohr aber nahm eine Lachsalve ins Jenseits hinüber. Die Umstehenden konnten sich, so entsetzenerregend der Anblick war, nicht bemeistern; der Gegensatz zwischen Geste und Knall, die Promptheit, mit der sich ein umständlicher Akt selber erledigte, wirkte auf sie so unwiderstehlich, daß ihre Erschütterung in Gelächter erstickte.

Daraus schiene zunächst der Schopenhauersche Schluß gegeben, daß uns das Komische ursprünglicher angeht als das Tragische. In Wahrheit beweist es seine fatale Gleichzeitigkeit. Jeder Vorgang zerfällt eben in Zeremoniell und Inhalt, und davon wirkt das eine ganz anders als das andere; jenes auf die Sinne, dieses aufs Gefühl. Sintemalen sich die beiden also zueinander verhalten wie Protokoll und Chronik in uns, ist jeder Mensch davon freizusprechen, daß er sich so oft gerade dort das Lachen verbeißen muß, wo er von Rechts wegen weinen sollte.

Die Frage für unseren Fall lautet, wie dies (was man „die Würde des Ortes bewahren" nennt) bei Leichenbegängnissen am schicklichsten vor sich gehen mag. Es gibt Menschen, die sich aus der Schlinge, die die Optik ihrer Anteilnahme legt, am leichtesten durch die Vorstellung ziehen: sie selber seien der viel Beklagte, der jetzt in die Grube versenkt wird. Wenn diese Selbstbemitleidung von den Posaunen und Tschinellen eines Beerdigungs-Orchesters und womöglich in den Klängen des Beethovenschen Trauermarsches begleitet wird, kann es an Beileidstränen gewiß nicht fehlen. Doch schön und des Christengeistes würdig ist dieser Umweg nicht. Gibt es nicht viel erschütterndere Bilder, an die sich die schwarz in schwarz gekitzelte Lachlust klammern kann: etwa der Gedanke, wie bald der Trauerredner dem Bestatteten ins Grab folgen wird, oder: wie arm die Leichenträger mit ihren roten Nasen und feierlichen Gewändern aussehen, oder sogar

der Gedanke an das eigene Überleben, mit dem flüchtigen Gruß nach den Worten hin, die der Seelsorger in der Anekdote zu dem im Wagen auf den Hinrichtungsplatz geführten Delinquenten spricht: „Sie haben es gut — aber ich muß in dem Wetter noch zurückfahren!"? Oder — wenn angesichts der stumm apportierten Bewegung im Antlitz der anderen und infolge ihrer übertriebenen Gefaßtheit nichts dergleichen zur Hervorbringung umflorter Augen ausreichen will — wenigstens der Blick auf die nächsten Hinterbliebenen, die hier unbarmherzig auf die Echtheit und Heftigkeit ihres Schmerzes überprüft werden?!

Von einer (der gangbarsten) Methode, die Haltung zu bewahren, ist in jedem Fall dringend abzuraten: davon nämlich, daß man sich mit aller Kraft des Gemüts mit dem Verstorbenen selber in Verbindung zu setzen, die Erinnerung an ihn so lebendig und gesammelt wie nur möglich herbeizuzwingen sucht. Dieser Versuch ist zwar naheliegend, aber am verfehltesten und, wenn man das sagen darf: dem Orte am unangenehmsten. Das Gefühl des Menschen hat nun einmal die Eigentümlichkeit — siehe die Lehre von den Zwangsvorstellungen —, auf äußeren Anruf zu bocken. Infolgedessen ist dem Gesicht des Trauergastes, der den Grabhügel zum Podest seines In-sich-verlorenseins erwählt hat, bloß ein krampfhaftes Exerzitium aufgemalt, nicht die Trauer. Dies aber wiederum stört nur den anderen die Stimmung.

Boris

Man beachte dazu das Bild von der kürzlich erfolgten Bekränzung des Spinoza-Grabes in Amsterdam (Nr. 10, Oktober 1932, dieser Zeitschrift). Die Honoratioren, die zur Gedenkfeier für den Philosophen ausgerückt sind, lachen da ganz ungehemmt und aus vollem Hals. Warum? Weil der Pantheismus etwa in konsequenter Beherzigung Lachen statt Weinen als Ausdruck des Allverbundenseins vorschreibt? Nein, sie lachen offensichtlich über den späten Nachkommen Spinozas, der hier vor ihnen an der Gruft steht und mit so saurer, Erinnerungen aufwühlender Schmerzlichkeit auf die Steinplatte blickt, als sei ihm nicht vor dreihundert Jahren der Ahnherr, sondern gestern abend der Vater gestorben. Man sieht daraus die Gefährlichkeit konzentrierter Wehmut an Gräbern, die einen nichts angehen. Die Frage nach dem würdigen Betragen bei Leichenbegängnissen hat eben nicht von dem Standpunkt aus beantwortet zu werden, was uns der Tote, sondern was ihm unsere Trauer ist.

MARGINALIEN

Die neue Herrenmode

Ein Brevier für den Herrn

Von *Friedrich Karinthy*

Die neuen *Winterfarben* sind hauptsächlich dunkel: graue und braune Stoffe stehen in allen Schattierungen in Front.

Für den *Vormittag* wird der schlankmachende Einreiher dem doppelseitigen Sakko vorgezogen. Dazu empfiehlt sich ein Umlegkragen mit einer farbigen Schleife und Boxcalfschuhe.

Zum *Smoking*, zu dem neuerdings auch die weiße Piqué-Weste erlaubt ist, wählt man eine schwarze Schmetterlingsschleife, Lackhalbschuhe und ein weißseidenes Taschentuch. Zum Frackanzug eine weiße Piqué-Weste, eine weiße Batistbinde, im Hemd Perlen, an den Füßen Pumps.

Für den *Nachmittag* genügt ein dunkler Sakko. Einen Grad vornehmer ist der schwarze Sakko und dazu ein hellgrau gestreiftes Beinkleid.

Die Zuschauer bei den *Rennen* tragen den grauen Rockanzug, mit der grauen Melone. Als Überhülle empfiehlt sich ein sandfarbener Covercoat.

Touristen-Anzüge zeigen Sportjacken mit großen aufgesetzten Taschen und Knickerbockers. Der Sportanzug erheischt die Tellermütze.

Zu *Ballfesten* und Abendveranstaltungen ist der Chapeau Claque mit weißen Glacéhandschuhen das Korrekteste.

Wäsche: in sich gemustertes, leichtes Poplin, in einem gearbeitet.

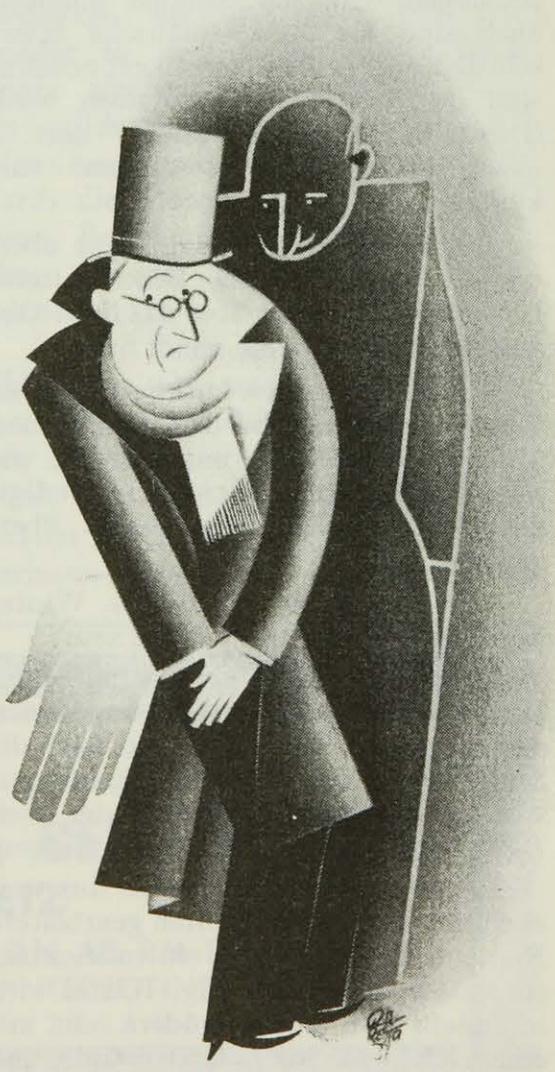
Haartracht: seitlich gescheitelt, glatt.

Körperhaltung: leicht, von etwas salopper Eleganz, dabei elastisch, „sportlich". Der Gang: aufrecht, die Zehen etwas nach außen gedreht, à la Novarro.

Lächeln: Vorgesetzten und Gleichgestellten gegenüber nach beiden Seiten einen bis anderthalb Zentimeter breit, Mundwinkel nach oben verzogen. Nachgesetzten gegenüber einen halben Zentimeter breit, jedoch nur nach rechts, Mundwinkel nach unten verzogen, wohlwollend, aber zurückhaltend.

Hutlüpfen: Politischen Gegnern gegenüber um einen halben Zentimeter kürzer, übrigens so, wie in der vergangenen Saison.

Blick: ziemlich scharf geschnitten, gerade, oben und unten eingefaßt,



Garretto

warm, mit grau oder blau getönter Zuvorkommenheit. In Vororten ist er über die Köpfe hinwegschweifend, in öffentlichen Gebäuden und Ministerien durchdringend, ausdrucksvoll, entzückt. — In der Liebe bleibt er etwas verschleiert, die Augenbrauen sind ein wenig hochgezogen und haben eine vorwiegend fallende Fasson. Dazu ein Seufzer — nicht zu tief, aus der Kehle.

Handhaltung: nach innen gedrehte Handflächen.

Stimme: lebhaft, stakkato, mitunter mit dunkleren Schattierungen. Für den Nachmittag etwas heiser, mit zerstreutem Stocken („Was wollte ich nur sagen", usw.), um anzudeuten, daß man weit wichtigere Angelegenheiten und Gedanken hätte und nur aus Höflichkeit seinen Mund wetzt — es möge sich darauf niemand was einbilden. Bei Wutausbrüchen und heftigen Auseinandersetzungen wird die Stimme schärfer, auch sind die Nebengeräusche etwas schriller, wobei die Nasenflügel gedehnt sind und ein Auge geschlossen wird. (Das Hilfswort „nicht wahr?" darf in einem Satz höchstens dreimal vorkommen.)

Das Interesse: sportlich, nicht übertrieben, zurückhaltend. Etwas Literatur, möglichst schief über das linke Ohr aufgesetzt.

Frauen gegenüber: über den Ehegatten nur wenig, höflich, mit zartem Mitleid eingefaßt — ungefähr so, wie man sich nach dem Personal erkundigt, rasch, auf ein anderes Thema übergreifend.

Ferner werden in diesem Winter folgende *Meinungen* in Mode sein:

In der Politik ein halbliberales Dunkelgrau, mit diskreten, demokratischen Streifen. Vornehm wirkt auch die Sorge wegen der Abrüstungskonferenz. An der rechten Seitenpartie der Meinung leicht abgerundete Rassenfragen.

In der Literatur steht eine aus weichen, schmiegsamen Stoffen gearbeitete Romantik in Front, mit einem leichten, surrealistischen Einschlag. Tolstoi wird in diesem Jahr wieder modern sein, mit einem leicht glockig fallenden Gide, und dazu ein tiefausgeschnittener Thomas Mann, unten lose geschlungen. Ein wenig Ludwig — letzterer ist aber nicht unbedingt erforderlich. Wells kann nur in Verbindung mit Galsworthy gelobt werden. Der sogenannte Shaw steht in diesem Jahr nicht so stark in der Gunst der Herrenwelt, obwohl er in der warmen Jahreszeit vielfach getragen wurde.

Über das Ziel des Lebens wird recht wenig gegrübelt werden. Falls doch, dann aphoristisch. Über Frauen eng, bis zu den Knöcheln reichend, mit scharfen Bügelfalten, in einigen kurz gefaßten Sätzen.

Über sich selbst wird eine zurückhaltende, vorsichtige Meinung das modisch Richtige sei. Besondere Pläne oder Entschlüsse, weltverbessernde Ideen und ähnliches sind durchaus verpönt — was für eine Meinung oder Überzeugung wir in einer bestimmten Frage auch haben sollten, unsere Gedanken gehen der Frage nie ganz auf den Grund, sondern bleiben mit einem kleinen Wort-Ornament bei der nächstliegenden Antwort stehen, die aus jedem beliebigen Material gearbeitet sein kann, es kommt vor allem darauf an, daß sie dauerhaft sei. Dementsprechende Absichten, nur für den eigenen Gebrauch, werden aus demselben Stoff gearbeitet.

Zu geldverdienenden, gelderwerbenden Absichten wirkt ein weißer Nessel mit schwarzen Streifen immer elegant.

Für den Fall eines Mißerfolges trägt man einen schwarzen Anzug, mit Umlegkragen, und dazu seitlich, an der Schläfe ein kleines, rotes Loch.

Für den Fall eines Erfolges wirkt ein naiver Blick sehr apart, als wäre man vom Ganzen nicht im geringsten berührt.

Was unsere Damen in diesem Winter tragen werden, darüber nächstens.

Als Vorschau sei bemerkt: Kinder auf keinen Fall.

(Deutsch von Gisela Klopstock)

---

2 Roßhaarmatratzen

wegen Auflösung meiner Verlobung billig zu verk. N. u. in Gebrauch geh. Off. unter Z. 282 an den Tagbl.-Verl. (Wiesbadener Tageblatt)

Die Geheimsprache

Es ist der besondere Reiz eines gesellschaftlichen Kreises, wenn man ohne viel Worte verstanden wird. Das soll nicht heißen, daß es ein wünschenswerter Zustand ist, wenn jeder sein Sprüchlein hat, das schon bekannt ist, bevor er den Mund auftut. Der Gedanke soll hinüber- oder herüberspringen wie ein elektrischer Funke. Er soll beim Geber wie beim Nehmer ein köstliches Vergnügen schaffen, welches man heutzutage mit einem oft als klobig verlachten, aber doch wunderbar bezeichnenden Wort „sublimierte Erotik" benennt.

Die Mitglieder des Kreises sind einander durch dieses Vergnügen verbunden. Du wirst den einzelnen vielleicht vergebens fragen, ob er die Existenzform des anderen gutheiße oder ob er etwas wie Freundschaft für ihn empfinde. Ein solcher Kreis wird exklusiv sein, ohne eine Schranke um sich aufbauen zu müssen. Exklusivität folgt aus der inneren Form seiner Wesenheit. Die Außenstehenden konstatieren dann einfach das Vorhandensein einer Geheimsprache und wenden sich enttäuscht ab. Manchmal mit mehr, manchmal auch mit weniger Respekt. Denn der Gedankenaustausch in der sogenannten Geheimsprache kann sich auch in einer verkürzten Form und mit Gedankenmaterial abspielen, die beide jener geistigen Weihe entbehren, durch die diese Art von Geselligkeit dem Vorwurf der Unfruchtbarkeit entrückt wird.

Wehe aber, wenn einer, der nur äußere Schranken wahrnehmen kann — mag er da auch so sensibel sein, daß er noch nie in eine Gesellschaft eingedrungen ist, die ihn seine Unerwünschtheit nur durch die leiseste Andeutung hat fühlen lassen —, den Ring durchbricht und blind für die Schwierigkeiten, die mehr als formal-gesellschaftlicher Natur sind, plötzlich mitten im geschlossenen Kreise sitzt. Wenn er zwar die Geheimsprache durch Verstand rasch verstehen lernt, aber an der fortdauernden Freude der geistigen Zeugungsakte weder teilnehmen will noch teilnehmen kann. Wenn er den Gedanken auswalkt und das Wort wieder zu dem macht, was es nach seiner eigenen flachen Meinung ursprünglich war, zur reinen Form der Mitteilung, und wenn er sich schon durch die Materie des Gebotenen auf seine Rechnung gekommen erachtet, ohne auf die Zubereitung Wert zu legen.

Es wird ihnen keine genügende Entschädigung sein, wenn er das Sachliche ihres Gespräches durch noch so viele an sich schätzenswerte Beiträge bereichern wird. Er wird den Mitgliedern des Kreises zur traurigen Quelle des Lustverlustes werden. *Gustav Grüner*

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,
SONNENBÄDER, STRAHLENDE WINTERSONNE • DIÄTKÜCHE
PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Fragekasten des Querschnitts

Frage 375: Ich behalte gern nach dem Essen eine Weile den Zahnstocher zwischen den Zähnen, weil es sich beim Reden hübsch macht. Nun gibt es einige Bekannte von mir, die daran Anstoß nehmen. Wer hat recht?

Antwort: Ohne Zweifel Sie. Es ist Sache der Umstehenden, sich bei einem Gespräch mit Ihnen vorzusehen, daß der Zahnstocher ihnen nicht ins Gesicht piekt.

Frage 376: Mein Freund will heiraten. Er hat meine Braut bewogen, ihm zum Traualtar zu folgen. Schickt es sich, daß ich als Trauzeuge mitgehe?

Antwort: Wenn Ihr Freund Ihnen aus ehrlicher Gesinnung die Braut abspenstig gemacht hat, müssen Sie zunächst versuchen, ihn mit sanften Worten auf das Ungebührliche seines Tuns aufmerksam zu machen. Fruchten diese Vorstellungen etwas, so bleibt Ihnen noch immer genügend Zeit, Ihre Braut zu dem unüberlegten Schritt zu ermuntern. In diesem Fall, d. h. wenn die Vermählung Ihres Freundes mit Ihrem Einverständnis stattfindet, wird Ihr Erscheinen bei der Trauung als böse Absicht ausgelegt werden können. Dagegen ist im andern Fall natürlich nichts dagegen einzuwenden.

Frage 377: Ich bin im Gedränge einer Dame auf den Schuh getreten, ohne mich zu entschuldigen. Vom Gatten zur Rede gestellt, habe ich mich dazu hinreißen lassen, ihm ein paar Ohrfeigen zu versetzen. Hat sich die Dame richtig benommen?

Antwort: Sie fühlen richtig, daß es Pflicht der Dame war, zu tun, als wäre es ihr Gatte gewesen, der ihr auf den Schuh trat und Sie zu seiner Züchtigung aufzufordern. Da sie es unterließ, kann man Ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß Sie es unaufgefordert getan haben.

Frage 378: Ich bin seit siebzehn Jahren verlobt. In drei Wochen soll die Hochzeit stattfinden. Nur ungern wage ich es, den Eltern meiner Braut zu gestehen, daß es zwischen uns bereits zu Zärtlichkeiten gekommen ist. Was raten Sie mir?

Antwort: Sie können das Mädel mit gutem Gewissen nicht ins Unglück stürzen. Andererseits kann man von einem Mann von Welt nicht verlangen, daß er seinen Schwiegereltern eine Eröffnung macht, die als Heiratshindernis von seiner Seite ernstlich in Betracht gezogen werden könnte. Es bleibt nichts übrig, als daß sich Ihre Braut selber zu dem wagnisreichen Schritt entschließt und die Eltern schonend darauf vorbereitet, was sich vor siebzehn Jahren bei einiger Unvorsichtigkeit hätte ereignet haben können. Eltern haben für sowas immer Verständnis.

Frage 379: Wenn die Frau vor dem Mann ein Lokal betritt, das dieser nicht besuchen will, hat er ihr voranzugehen?

Antwort: Hat das Lokal keine Drehtüre, so bleibt der Mann draußen stehen und wartet, bis die Frau zurückkommt. Im andern Fall gehen sie nebeneinander, am besten in der Drehtür eingehängt, hinein. Der überlebende Teil hat den Vortritt.

Frage 380: Ich bin öfters in größerer Gesellschaft bei einem befreundeten Ehepaar zum Abendbrot eingeladen. Beim Weggehen bemerke ich jedesmal auf einem kleinen Tischchen neben dem Kleiderhaken einen Teller, in dem die Gäste ein paar Geldstücke hinterlassen haben. Nun begrüße ich diese Einladungen manchmal gerade deshalb, weil ich damit eine Mark fürs Abendbrot erspare. Lege ich also die erwünschte Münze auf den Teller, so fiele der Zweck meines Besuches in nichts zusammen; unterlasse ich aber die Zahlung, so kann ich leicht in den Ruf der Schmutzerei kommen — was soll ich tun?

Antwort: Der Eingeladene soll das Geld womöglich auf dem Teller liegenlassen; es gehört der Hausfrau. Im übrigen richtet sich die Beantwortung der Frage in der Regel nach der Zubereitung der Speisen. Hat man gut gegessen, so hebt man eine Münze vom Teller und läßt sie klingend zurückfallen; war das Essen schlecht, so hat man noch immer hinreichend Zeit, sie bei sich zu behalten.

Frage 381: Ich habe unlängst von einer Bekannten zu meinem Geburtstag ein kostbares Tafelservice als Geschenk erhalten. Nun trifft es sich, daß diese Bekannte ebenfalls in ein paar Tagen Geburtstag feiert, ich zögere aber, mich zu revanchieren. Was befiehlt in diesem Fall der Anstand?

Antwort: Die vorherige Absendung von Briefen ordinären oder gehässigen Inhalts an die Bekannte scheint nicht angezeigt. Sie wären damit zwar jeder Schenkungspflicht enthoben, Ihr Charakter wäre aber mit einem Schatten behaftet. Das beste bleibt eine kühle, aber entschiedene Anfrage, ob Ihre Bekannte mit den über Sie in Umlauf gesetzten Gerüchten etwas zu tun hat. Bei Verneinung der Frage können Sie noch immer rechtzeitig den Verkehr abbrechen.

Frage 382: Soll der Bräutigam, der mit seiner Braut zugleich verhaftet wurde, zur Rechten oder Linken des Polizisten gehen?

Antwort: Wenn die Eltern der Braut zu der Verlobung ihre Zustimmung erteilt haben, läßt er die Verhaftete natürlich rechts gehen. Im übrigen sind die Vorschriften hierfür in neuerer Zeit nicht mehr so streng; auch wird im einzelnen Fall maßgebend sein, ob dem Brautpaar Handschellen angelegt wurden.

Nur für Fortgeschrittene. Tristan Bernard wurde einmal aus der Enge eines zu gut besetzten Pariser Untergrundbahnzuges von seinem Hintermann mit soviel Energie hinausgedrängt, daß der Dichter in liegender Haltung auf dem Perron anlangte. Würdevoll erhob er sich, strich sich den Bart und sagte zu seinem Bedränger, der keinerlei Anstalten gemacht hatte, ihm aufzuhelfen: „Mein Herr, die Gesetze des Anstandes verlangen, daß man sich zum mindesten entschuldigt."

„Von Ihnen, mein Herr", brauste der also Angeredete auf, „von Ihnen werde ich mich die Gesetze des Anstandes gewißlich nicht lehren lassen!"

„Oh, in der Tat, mein Herr, ich muß Ihnen für die Aufklärung dankbar sein, ich befand mich tatsächlich in diesem Irrwahn; aber es ist Ihnen gelungen, mich aufzuklären . . . *Elementarunterricht* — nein, nein, Elementarunterricht kann ich nicht erteilen, dazu fehlt mir die staatliche Erlaubnis."

Aus dem Wilnaer Katechismus. In dem russischen amtlichen Katechismus von 1852 kommt wörtlich folgende Stelle vor: „Was sind wir dem Zaren schuldig?"

Antwort: „Göttliche Verehrung, Gehorsam, Bezahlung der Steuern, Kriegsdienst, Liebe, Gebet, leidenden, vollkommenen und unbegrenzten Gehorsam in jeder Beziehung, strenge Ausführung seiner Befehle ohne Prüfung, alles zu tun, was er befiehlt, ohne zu murren!"

Frage: „Welche Beispiele bekräftigen diese Lehre?"

Antwort: „Das Beispiel Jesu Christi selbst, welcher lebte und starb als Untertan des römischen Kaisers und sich ehrerbietig dem Ukas unterwarf, der ihn zum Tode verurteilte. Wir haben ferner das Beispiel der Apostel, welche die Obrigkeit liebten, geduldig den Kerker ertrugen nach dem Willen der Kaiser und sich nicht gleich Missetätern und Verrätern empörten. Wir müssen also ihr Beispiel befolgen, dulden und schweigen." *H. D.*

Zum Novemberheft 1932. Auf dem Bild neben Seite 816 (Probe zu den Breslauer Festspielen 1913) ist nicht Frau Leopoldine Konstantin dargestellt, sondern Frau Anna Hoesch-Feldhammer, die bei den Festspielen die Kriegsfurie verkörperte.

Spanischer Knigge 1933

Agonie, in Fällen von

Daß der Tod eine ernste Sache ist, weiß der Sterbende selbst. Man äußert seine Feinsinnigkeit dadurch, daß man den Betreffenden aufzuheitern sucht, ihm den Abgang gewissermaßen erleichtert. An ein Sterbebett tritt man lächelnd und ruft, z. B., aus: „Na, altes Huhn; in den letzten Zügen, was?!"

Braut, die schamhafte

Die Braut schlägt nicht mehr in allen Fällen die Augen nieder. Um Zweifeln zu entgehen, zieht man enge Schuhe an, die einen schmerzensreichen Zug um den Mund verleihen; der pariert alles.

Erziehung, etwas über

Das Kleinchen gewöhne man rechtzeitig an den Gebrauch des Messers. Man lasse es sich darin üben, mit dem (ungefährlichen) Obstmesser mürbe Keks zu durchbohren, damit sie ihm nicht bersten, wenn es als Erwachsener hierzu das große Messer benutzen soll.

Five o'clock tea, beim

Wenn man den Nagel des kleinen Fingers zum Ohrlöffel auswachsen ließ, so spreizt man ihn selten über die Augenhöhe des Nachbarn hinaus.

Glacéhandschuhe, weiße lange

Sie bleiben natürlich immer elegant. Wenn man indessen mit einem Handkuß am selben Tag rechnen muß, empfiehlt es sich, sie beim Genuß von Käse- und Ölsardinenbrötchen zeitweilig abzulegen.

Krankenbesuch, der

Kranken gegenüber soll man wahre Freundschaft beweisen. Man warnt den im Bett Liegenden vor Unvorsichtigkeiten, indem man ihm die Todesfälle aufzählt, in die seine Krankheit während der vergangenen Woche ausliefen.

Liebesbrief, der, der Verlobten

Wir sind nicht mehr in der Zeit unserer Großmütter. In Liebesbriefen ist es ratsam, etwas kühner zu werden. Wenn man, sagen wir, vier bis fünf Jahre verlobt ist, erscheint es geboten, in versteckter Weise auf den einen oder anderen Reiz hinzuweisen. Zum Beispiel auf den Busen. Ist aber das peinliche Wort einmal gefallen, so fährt man in betont geschäftsmäßiger Weise fort: „. . . und erbebt derselbe jedesmal . . ."

Matrone, das Betragen der

Gegen 50 stelle man das Wackeln mit dem Hinterteil ein. Die Tochter will auch.

Mutter, die junge

Im Theater wartet man mit dem Säugen nicht bis zur Pause. Schon das Schmatzen des Babys in der Dunkelheit genügt, um die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zu lenken.

Schnupfen, bei

Es gibt heutzutage hübsche Taschentücher, die nicht zu teuer sind. Auf die Dauer ist es eleganter, sie zu benutzen, als sich in das Stück Papier zu schneuzen, welches man zum Schutz in das seidene Taschentuch legte.

Symphoniekonzert, im

Im Symphoniekonzert singt man oder zupft auf dem Gummichen der Pralinenschachtel nur die vorgetragene Melodie mit — keinen sonstigen Schlager.

Tänzerin, die echte, spanische

Ehe die Tänzerin ins Ausland reist, muß sie sich ein Tamburin kaufen. Es wird ihr merkwürdig vorkommen, aber im Ausland erwartet man dieses Instrument von ihr.

Vortrag, im

Beginnt das Baby im Vortrag über die Geschichte der antiken Philosophie zu schreien, so trage man es noch nicht sogleich hinaus, denn es kann sich beruhigen. Erst wenn der Vortragende sein eigenes Wort nicht mehr versteht, dann.

Zahnstocher, die Aufbewahrung des

Von der Sitte, den Zahnstocher für verspätete Fälle im Mundwinkel oder hinterm Ohr zu tragen, kommt man mehr und mehr ab. Es empfiehlt sich, ihn dezent ins Knopfloch zu schieben.

Zivilehe, die Frau in der neuen

Aufgefordert, das Jawort zu geben, streicht man sich sinnend eine Weile über Stirn und Schläfe. Es ist Sache der Frau von Geist, sich in solchen Dingen zerstreut zu zeigen.

Máximo José Kahn

Sittenbilder von Albert Guillaume

Die Zuspätkommenden

Der Kampf um die Garderobe

Der Kampf um den Platz

Die Tochter des Hauses trägt vor

Wie wird man Engländer?

Nein, der Regenschirm allein genügt nicht.

Seitdem deutsche Blätter den Prinzen von Wales bei Militärparaden mit dem Regenschirm zeigten, und auch der jüngste deutsche Stift den Regenschirm als unabkömmliches Requisit seines angestrebten Engländertums betrachtet, hat der zusammengerollte Schirm aufgehört, die englische Visitenkarte zu ersetzen. Auch mit dem Scheitel in der Mitte ist es nicht getan; denn er ist amerikanisch und nicht englisch. Wie Kaugummni; wie „O. K.", das, trotz Hollywood, auf englisch noch immer „all right" heißt. Abendliches Ausgehen im Frack, Zylinder (und keinesfalls Melone) zum Smoking und Cut, tagsüber nie anders als mit der Zeitung in der Hand auf der Straße zu erscheinen, sind weiter nichts als oberflächliche Moden, die unschwer nachzuahmen sind. Zum Glück gibt es aber auch Leidenschaften, die vom Wandel der Mode unberührt bleiben, im Wesen des Engländers tief schlummern, und das englische Etikett unzweifelhaft auf ihre Jünglingsstirn kleben werden.

Vor allem:

Rockärmel als Tasche.

Nicht für Zigarettenetui, Schlüssel, Brieftasche. Lediglich fürs Taschentuch. Die gleiche Faulheit, die König Edward veranlaßte, die bei Regenwetter hochgeschlagenen Hosen nicht wieder runterzukrempeln, dadurch die Mode des Hosenumschlags schaffend, dieselbe Faulheit, zu nationalen Ausmaßen gesteigert, hat auch die Tasche im Rockärmel geschaffen. Das Taschentuch wird nicht in einer Tasche getragen, die zu erreichen ein „anstrengender" Griff vonnöten ist, sondern man schiebt es in den Ärmel, zwischen Hemd- und Rockmanschette, was bei altersschwachen Anzügen und nicht ganz einwandfreien Hemden besonders erfreulich ist.

Appetitlicher ist:

Der Ring am kleinen Finger.

Um Gottes willen: keinen Ring mit Edelsteinen, junger Mann. Keinen jener „männlichen" Ringe mit einem Diamanten und zwei bunten Steinen, die in Deutschland als erstes Wahrzeichen von Wohlstand und Erwachsenheit auf Männerhänden erscheinen. Als Engländer dürfen Sie Steine überhaupt nicht tragen. In Frage kommt nur ein goldener Siegelring mit dem Wappen. So Sie noch kein eigenes haben (was Sie indessen als echter Brite besitzen sollten), müssen Sie sich eben adeln lassen. Hauptsache ist jedoch, daß der unauffällige Ring nicht auf dem Ringfinger, sondern nur und allein auf dem kleinen Finger getragen wird. Darüber hinaus darf kein zweiter Ring Ihre Männerhand entstellen.

Das dritte dieser ersten drei Fundamentalgesetze, an denen man ihr reinblütiges Britentum erkennen wird, heißt:

Salz.

Noch ehe Sie bei der Mahlzeit eine Speise versucht haben, tun Sie Salz auf den Rand des Tellers: ein kleines Häuflein Salz. Dies ist nicht Ausdruck Ihres Aberglaubens, sondern Ihrer Kenntnis heimatlicher Kochkünste. Da die Köche noch immer in der puritanischen Tradition leben, alle Sinnesreize kämen vom Teufel, und folglich dürfe man Speisen keine Zutaten beimischen, die deren Geschmack erhöhen würden, wird auch mit der Verwendung von Salz sparsam umgegangen. Von vornherein schmücken Sie also Ihren Tellerrand mit dem Salzhäuflein, das Ihnen im weiteren unabhängige Kochregie gestattet.

Aber noch ehe Sie Gelegenheit haben werden, durch die erwähnten drei Symbole Ihr Blut reden zu lassen, müssen Sie auf die Entfernung bereits Ihre angelsächsischen Ahnen verraten. Als wahren Engländer muß man Sie nicht nur sehen, sondern auch hören, und zwar an der:

Musikalität des Geldes.

Alte Standards englischen Durchschnitts-Reichtums gestatten es, auf die kleinliche Einrichtung der Geldbörse zu verzichten. Kleingeld gehört lose in die Tasche. Ob dabei zuweilen eine silberne „Half Crown" aus der Tasche herausrutscht, ist nebensächlich. Hauptsache ist, daß Ihr Gang stets von jener rhythmischen, kaum vernehmbaren Musik begleitet wird, die klapperndes Geld

in der Tasche erzeugt. Erst wenn eine Straße vom sanften Lied der Münzen belebt wird, wissen Sie: es ist England.

Hat man Sie aus der Ferne also an der Begleitmusik Ihres Schrittes bereits richtig erkannt, dann hüten Sie sich, den guten Eindruck durch falsche Begrüßung zu zerstören. Es heißt nämlich:

„Hallo" und nicht „how do you do".

Nur beim Vorstellen gilt how do you do. Beim Gruß steht es erst an zweiter Stelle, und zwar in der Form „How are you" Erstes Grußwort ist unweigerlich „Hallo!", einfach Hallo. Doch ehe Sie Hallo rufen, vergessen Sie nicht, den Hut auf dem Kopfe zu behalten. Man zieht zur Begrüßung nicht den Hut vom Kopf, weil sich darin eine zu betonte, fast schon kontinentale Geste der Höflichkeit zu offenbaren scheint. Auch ist man zu scheu, eine so sichtbare Begrüßungsform walten zu lassen. Und auch zu faul, um zu einer so expressiven Zeremonie Zuflucht zu nehmen. Aus ähnlichen Gründen dürfen Sie nicht einer Frau die Hand küssen; sei es Ihre Geliebte oder Ihre Großmutter. Beverley Nichols erzählt in einem Buch, daß er kurz nach dem Krieg die Königin Mutter von Griechenland in Athen besuchte und nach dem „Hand shake" von ihr die Worte vernahm: „Es ist so wohltuend, die Hand nicht geküßt zu bekommen. Man weiß, daß man endlich wieder einen Engländer vor sich hat."

Sie wissen also, junger Mann, wie Sie sich demnächst bei Besuchen von Königinnen zu benehmen haben werden. Auch werden Sie, nach einer Einladung zu einer Mahlzeit in einem Privathaus, der Gastgeberin nicht gleich Blumen zum Dank schicken. Es könnte nämlich vorkommen, daß Ihnen der Gatte der Dame das nächste Mal nicht die Hand reicht, weil er Sie als Geliebten seiner Gattin betrachtet. Um eine Einladung zum Lunch mit einem Blumenstrauß zu quittieren, bedarf es ganz großer Wallungen der Seele oder des Herzens.

Ihre endgültige Eignung zum makellosen Engländertum werden Sie zu beweisen haben bei der

Konversation.

Hüten Sie sich, Ihr kontinentales Besserwissen dadurch hervorzuheben, dass Sie des Engländers Bildungsmangel durch direkte Widerrede bloßzustellen versuchen. „Es ist nicht wahr" oder „das stimmt nicht" gibt es nicht im Wörterbuch englischer Konversation. Besteht darüber kein Zweifel, daß Sie recht haben und Ihr Gesprächspartner reinen Unsinn redet, dann bedienen Sie sich solcher Redeformeln wie: „Meinen Sie wirklich?" oder „Ich glaube nicht, daß ich da ganz mit Ihnen übereinstimme". Denn Bildung und Wissen sind eines, und menschliche Gemeinschaft und gute Manieren sind ein anderes. Jedenfalls wird es nicht als Ihre heilige Berufung betrachtet: des andern Unwissen bloßzustellen.

Bilanz.

Nachdem Sie Ring und Taschentuch, Blumenstrauß und Handkuß, Salz und „How do you do" richtig anzuwenden oder zu vergessen gelernt haben, werden Sie endlich merken, wie kinderleicht es bei all dem ist, nicht für einen Engländer gehalten zu werden. Denn:

Bewahren Sie Ihr freundlichstes Gesicht, wenn Ihnen jemand im Gedränge mit Wucht auf das reifste Hühnerauge tritt? Quittieren Sie eine solche Attacke mit einem gelächelten „I am sorry" oder gar „It's my fault", damit den Angreifer vor etwaigem Unbehagen oder Scham rettend?

Halten Sie stets auf der Landstraße, wenn (selbst nachts) ein Fußgänger Sie um Mitnahme bittet, Sie selbst müde sind und eigentlich keinen Platz mehr in Ihrem Auto haben?

Reihen Sie sich acht Tage früher, als von Ihnen verlangt wurde, an die Polonäse an, die sich vor dem Steueramt gebildet hat, weil der Finanzminister bekanntgab, daß das nationale Budget nur dann gerettet werden könne, wenn die Bürger möglichst schnell die Steuern dem Staat zukommen lassen?

Wenn Sie außerdem bei Ihrer Steuererklärung das Einkommen nicht nach unten, sondern nach oben abgerundet haben, weil Sie wissen, daß der Staat in Not ist — dann können Sie sich wahrhaftig das klimpernde Taschengeld, den Regenschirm und den Salzhaufen von vornherein sparen, denn dann wissen nicht nur die andern, sondern auch Sie, daß Sie tatsächlich ein waschechter Brite sind. *Rom Landau (London)*

Vom Grüßen

Halte unsere dargebotene Rechte nie zu lang in der Deinen. Sie kommt sonst darauf, wie wenig Du sie angehst.

*

Wenn zwei, die einander am gleichen Tag oder im gleichen Raum schon einmal begrüßten, sich zum zweitenmal wieder begegnen, sind sie einen Augenblick lang entschlossen, einander in aller Zukunft zu schneiden. So deutlich hat ihnen die zweite Begegnung bewiesen, daß schon die erste zuviel war.

*

Manche Männer grüßen uns nicht gern, wenn sie uns in Gesellschaft einer unbekannten schönen Frau sehen; andere begrüßen uns gerade deshalb voll überraschender Vertraulichkeit. Man gebe den ersten getrost die Hand und den anderen ein paar Ohrfeigen.

*

Wenn man mit einer neuen Begleiterin in die Öffentlichkeit kommt, empfiehlt es sich, die berühmten oder einflußreichen Menschen, denen man begegnet, durch ein heimliches Kopfnicken zu grüßen; ihr Gegengruß wird von der Frau gewiß bemerkt werden.

*

Wie durch die Gewohnheit die Sprache blaßt! Der überlegenste Gruß im Österreichischen lautet: „Servus!" Und bedeutet: „Ihr Diener!"

*

Ein Fremder, der in Wien Einkäufe besorgte, staunte darüber, daß ihn die Verkäufer allemal mit dem berühmten Namen entließen: Dante Alighieri. Man klärte ihn auf: es bedeute Danke-habe-die-Ehre.

*

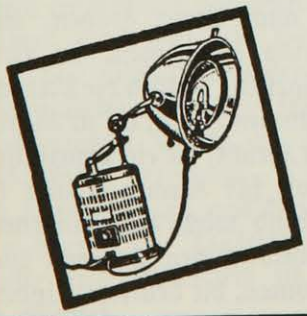
Das Grüßen ist eine Erfindung der Kleinstädte. Man braucht es, um sich besser meiden zu können. Weltstädter sollten einander überhaupt nicht grüßen; die Gefahr, sich wiederzusehen, ist zu gering. *A.*

Motiv aus dem bekannten Streich der Schildburger, die ein Rathaus ohne Fenster erbaut hatten und dann das Sonnenlicht in Säcken einfangen wollten.

Das Märchen vom eingefangenen Sonnenschein

ist längst Wirklichkeit geworden

durch die Erfindung der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne — Original Hanau —", denn sie gibt Ihnen durch ihren Ultraviolett-Reichtum in **wenigen Minuten** eine gesunde Hautfärbung und mehr Stählung des Körpers, als die natürliche Sonne es vermag. Das ganze Jahr hindurch können Sie Ihren Körper mit den lebenswichtigen ultravioletten Strahlen sättigen. Regelmäßige Bestrahlungen von wenigen Minuten Dauer bewahren Sie und Ihre Angehörigen vor Winterkrankheiten und ihren Komplikationen.



PREISE: Leicht transportable Höhensonne-Tischlampe des Jubiläums-Modells mit Verstärkungs-Reflektor (Typ SR 300) für Wechselstrom . . . RM **220.50;**
dto. ohne den Reflektor (Typ SN 300) für Wechselstrom . . . . . RM **184.50.**
Bisheriges Tischlampen-Modell für Gleichstrom . . . . . RM **126. —.**

ZUR BEACHTUNG! Wir senden Ihnen gern (gegen 50 Pfg. in Briefmarken) die neue illustrierte 60seitige Broschüre Nr. 514 zu.

Quarzlampen-Gesellsch. m. b. H., Hanau a. M., Postfach 187
Zweigstelle Berlin NW 6, Robert-Koch-Platz 2/187. Telefon D 1 Norden 4997

Unverbdl. Vorführung in all. med. Fachgeschäften u. AEG-Niederlassungen.

Künstliche Höhensonne
– ORIGINAL HANAU –

Nachtrag zum Knigge von 1788

Von *Dr. phil. Eugenie Schwarzwald*

Über das Auto und das Fahren damit. Wenige Erfindungen des menschlichen Ingeniums haben das Gesicht der Zeit so nachhaltig umgestaltet, als das Kraftfahrzeug, das in allen Sprachen kurz Auto genannt wird. Man kann jetzt allerorten Wagen über die Straße sausen sehen, denen keine Postpferde vorgespannt sind und die gleichwohl die vordem von solchen gezogenen Fahrzeuge an Geschwindigkeit um ein mehrfaches übertreffen. Wo sonst der Postknecht seinem Horn fröhliche Weisen entlockte, da dreht ein Wagenlenker ein artiges Rädchen, erzeugt mit einem Blasebalg häßliche Erschütterungen der Luft und läßt aus verborgengehaltenem Rohre mephytische Dünste sich entwickeln. Wo in solchem Gefährte, das auf unbegreiflich nachgiebigen Radreifen daherrollet, eigentlich die Zugkraft steckt, ist von außen unerfindlich und entdeckt sich erst, wenn man ihm unter die Flügel guckt, die er einem Käfer gleich an seinem Vorderleibe aufklappen kann. Wozu wohl solche Geschwindigkeit taugen mag? Man kann sich denken, daß sie dazu dient, Hilfe zu bringen, wichtige Botschaften zu vermitteln und besondere Höflichkeiten zu erweisen. Denn natürlich ist den Besitzern dieser knatternden, fauchenden, drohenden und nicht immer im besten Geruche wandelnden Fahrzeuge größte Freundlichkeit gegen die übrige Menschheit ein hohes Gebot. Dem eigenen Vergnügen kann ein solches Gefährte keinesfalls dienen, da es von jeglichem Sinne entfernt ist, durch eine schöne Landschaft oder gar durch eine Stadt voll Sehenswürdigkeiten dahinzurasen. Das Auto bestärkt mich in meiner Meinung, daß der Fußgeher das beste Teil erwählt hat.

Betragen am Fernhörer. Eine höchst sonderbare Manier haben die Menschen heute, sich etwas ins Ohr zu sagen. Von Flüstern ist solches Tun weit entfernt. Man nähert nicht seinen eigenen Mund fremdem Ohre, ja, es ist gar nicht erforderlich, daß sich die beiden, die sich miteinander besprechen wollen, im gleichen Raume befinden. Weit entfernt. Weit entfernt voneinander vermögen sie infolge dieser geheimnisvollen Schallvermittler, die sich Fernhörer (Telephone) nennen, ebensogut zu verständigen, als trennten sie nicht Welten voneinander. Dieses Wunder verdanket sich der elektrischen Kraft, die fähig zu sein scheint, als ein neuzeitiger Proteus sich aus allem und in alles zu verwandeln. Auf alle Fälle ist dieses eine wunderbare Erfindung. Zu mißbilligen ist nur der Ungeschmack in der mutwilligen Apostrophierung vernünftiger Nebengeschöpfe durch das der Weidmannssprache abgejagte „Halloh". Mit diesem Worte kann jeder beliebige Zeitgenosse aus oft wertvoller Beschäftigung aufgestöbert werden, wogegen weder Rang noch Ansehen zu schützen vermögen. Auch ist die grenzenlose Vertraulichkeit zu rügen, mit der Unbekannte einen, freilich nicht von Angesicht zu Angesicht, anzusprechen wagen, ohne sich vorzustellen. Angezeigt wäre, in den Schulen einen Unterricht erteilen zu lassen, der die Menschen dieses wunderbaren Apparates wert machte. Die Stimme müßte besonders reizend, vertrauenerweckend, klangvoll und schmeichelnd ausgebildet werden, aber auch auf die Wortwahl sollte größeste Sorgfalt verwendet werden. Nur die seltensten, schönsten, wahrsten Worte, und zwar deren so wenige wie möglich, sollten diesem Telephone anvertraut werden.

Über die Erregungen im Äther. Seit undenklichen Zeiten und bis vor kurzem gab es in der uns zum Atmen gegönnten Luft keine andere Bewegung als wie sie der Wind gemeiniglich hervorbringt. Wenn es aber heute gelänge, all das, was in dem ‚unsern alten Globus einhüllenden Ozean sich ereignet, unmittelbar zur Wahrnehmung zu bringen: ein jeder würde baß erstaunen und vielmehr erschüttert sein als diese selbst. Da kreuzen sich die von vielen der Erdoberfläche entsendeten Wellen aller Art und Stärke, durchdringen einander in Windungen und Verschlingungen und scheinen alle nur ein Ziel zu kennen: jene in den Häusern harrenden Zauberkästchen, aus denen sie als Musik der Sphären ans menschliche Ohr gelangen können. Aus dieser geht nun Herrliches, nie vorher Geahntes aus. Es gibt keine Einsamkeit mehr. In dem weitentlegenen Staate Ohio kann der brave Farmer nach Feierabend eine Oper von Cimarosa hören. Im Kupferbergwerk zu Falun können Männer, welche dortselbst nach Erzen graben, einen Chor von Palestrina vernehmen. In einem Krankenhaus in Marseille werden die Menschen eine lichte Frauenstimme hören, die in Amerika beruhigende Worte spricht, die ein französischer Künstler zum Trost für Kranke erdacht hat. Am Weihnachtsabend wird der Leuchtturmwächter in den norwegischen Schären Weihnachtslieder vernehmen, die deutsche Kinder in Eisenach singen. Das Schiff auf hoher See

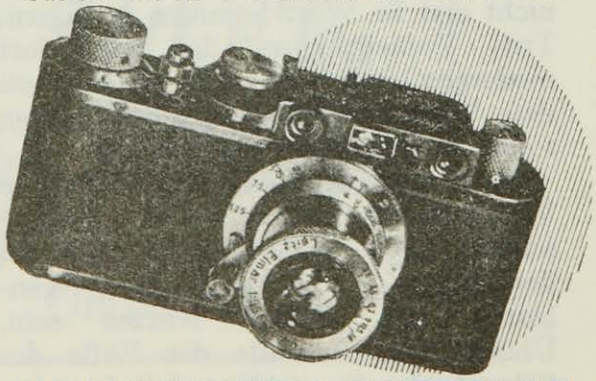
wird dankbar eine Sturmwarnung empfangen und der Blumengärtner in Holland rechtzeitig erfahren, daß eine Bö über Skandinavien geht und er gut täte, seine Tulpen zuzudecken. Auch mit dieser hohen Gabe der Natur ist natürlich vielerlei Unfug verbunden. So habe ich letzthin zu meinem Leidwesen bei Wein und Gebratenem die hohe Messe des großen Bach hören müssen, die der Hausherr durch den Druck auf einen Knopf in das Speisezimmer beorderte.

Von dem Umgange im Schlafwagen. Da aus unbekannten Gründen die gegenwärtige Menschheit ihre Zeit als besonders kostbar empfindet, ist es Sitte geworden, nunmehr auch die Schlafenszeit zur Fortbewegung zu benutzen. Sich in solchen Schlafkammern schicklich zu bewegen, gehört viel Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes. Menschen von ungeselliger Gemütsart vermögen hier ganz besonders zu zeigen, ob sie das haben, was die Franzosen Esprit de Conduite nennen. Ich habe unlängst eine hierhergehörige, recht widrige Erfahrung machen müssen, als mich das Fatum mit einem Reisegefährten zusammenbrachte, der auch des Nachts über eine nicht gewöhnliche Heiterkeit des Gemütes verfügte. Kaum hatte ich mir es auf dem unteren Lager bequem gemacht, als der gute Mann, der mir durchaus unbekannt war, mich durch die ganz unverständliche Frage: „In was reisen Sie eigentlich?" in arge Verlegenheit brachte. Ich ließ mich in keine Erörterung ein.

Das Tragen von Gasmasken. Es ist traurig zu sagen, daß die Herren Chemiker ihr Wissen zu allerlei Übeltaten benutzen lassen, insoferne nur Geld daraus gelöst werden kann. Sie machen sich damit zu Werkzeugen im Dunkel tätiger Kräfte, und ob sie gleich eine schwere Arbeit zu verrichten scheinen, kann man sie nur als schlechte Subjekte deklarieren. Es muß wohl so sein, daß das Gift, das sie in ihre teuflischen Erfindungen zur Vernichtung der Menschheit einspritzen, zuvor schon in ihren eigenen Adern vorhanden gewesen sein muß. Daher ihr Ziel, allen Kreaturen, so Gott einen Odem eingeblasen hat, diesen mit dem Höllenbrodem ihrer Giftgase wieder auszutreiben. In ihrer Findigkeit haben sie jedoch gegen solches selbst erfundene Gift gleichzeitig den erforderlichen Schutz in Form sogenannter Gasmasken ersonnen. Diese machen, über den Kopf gestülpt, aus dem Ebenbilde Gottes eine scheußliche Teufelsfratze. Das grausamste aller Raubtiere ist und bleibt eben der Mensch.

Leica

die weltbekannte Präzisionskamera ermöglicht es Ihnen, mühelos und schnell solch schwungvolle Sportaufnahmen herzustellen. Druckschriften kostenlos durch Ihren Photohändler oder von



ERNST LEITZ, WETZLAR

Neun Regeln für den Umgang mit politischen Gegnern

Von *C. Mierendorff, M. d. R.*

1. Allgemeine Grundregel: Mit politischen Gegnern verhält es sich genau so, wie mit Verliebten, über die Freiherr Adolf Knigge uns gesagt hat: „Mit ihnen ist vernünftigerweise gar nicht umzugehen; sie sind so wenig wie andere Berauschte zur Geselligkeit geschickt; außer ihrem Abgott ist die ganze Welt tot für sie. Man mag übrigens leicht mit ihnen fertig werden, wenn man nur Geduld genug hat, sie von dem Gegenstand ihrer Zärtlichkeit reden zu hören, ohne zu gähnen . . ."

2. Sollte sich angesichts der hochgradigen Politisierung unserer Zeit der Umgang mit politischen Gegnern nicht vermeiden lassen, solltest Du insbesondere zum berufsmäßigen Umgang mit politischen Gegnern gezwungen sein, so empfiehlt sich für ihre Behandlung vorzüglich die Anwendung von Gummiknüppeln („Dauerwellen"); von Notverordnungen, Gefängnis- und Zuchthausstrafen, sofern Du der Staat bist.

3. Handelt es sich um parteipolitische Gegner, so merke Dir: Wer sich nicht überzeugen lassen will, muß zur besseren Einsicht *gezwungen* werden. Terror, physische und moralische Einschüchterung jeder Art, persönliche Verleumdung, gedruckte Enthüllungen aus dem Privatleben haben sich in dieser Hinsicht als wirksamste Verkehrsmittel erwiesen.

4. Andererseits (für Cäsaren und Diktaturschwärmer): Mit Gewalt ist der Bulle nicht zu melken (Berliner Sinnspruch).

5. Weil Dein politischer Gegner ohnehin ein ausgemachter Dummkopf ist, empfiehlt es sich, ihn überhaupt nicht erst zu Wort kommen zu lassen. Triff Vorkehrungen, daß er sofort niedergeschrien wird, falls er trotzdem den Versuch zur Widerrede machen sollte.

6. Nimm rechtzeitig Unterricht im Versammlungsprengen. Die Beherrschung dieser Technik kann auch bei der Klärung von Familienangelegenheiten von großem Nutzen sein. Übung I: Verwandle die Füße des Salonstuhles in „schlagende" Beweise.

7. Wer zuletzt schlägt, schlägt am besten.

8. Bewahre stets kaltes Blut im Umgang mit politischen Gegnern weiblichen Geschlechts. Als David Lloyd George einmal von einer Frauenrechtlerin in öffentlicher Versammlung wütend angefaucht wurde: „Wenn Sie mein Mann wären, Ihnen würde ich Gift geben . . .", antwortete er gelassen: „Wenn *Sie* meine Frau wären, dann würde ichs nehmen . . ."

9. In der Debatte halte Dich an die Regeln, die W. G. Hamilton (1761, britischer Staatssekretär für Irland und Mitglied des Unterhauses) in seinem Buche „Parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik" empfohlen hat: „Wenn ein Gegner mächtig ist, so muß er verhaßt gemacht werden, wenn hilflos — verächtlich, wenn schlecht — verabscheuenswert. — Wenn Du den Satz nicht beantworten kannst, wie Dein Gegner ihn aufstellt, so wird eine sehr kleine Änderung desselben es möglich machen. — Wenn man nur das zuerst und das zuletzt Gesagte herausnimmt und alle Verbindungsglieder wegläßt, so erscheint eine Beweisführung unendlich lächerlich." Das ist der *klassische* Stil.

Umgang mit Bewunderern. Was tut man wohl, wenn einer zu uns kommt und loslegt: „Da haben Sie wieder was Feines geschrieben, vorigen Donnerstag!" Auf Komplimente zurückzublicken, finde ich immer schön, doch im Moment, da sie mir gemacht werden, fühle ich mich unbehaglich. Mit Bescheidenheit hat das nichts zu schaffen. Das Schlimme ist das Fehlen einer annehmbaren Formel, durch die man Komplimente quittieren könnte.

Ein Abwehrmittel, das Kompliment-Empfänger zuweilen benutzen, scheint mir seinen Zweck vollkommen zu verfehlen. Ich habe Helden sagen hören: „Ach, das war garnichts." Und wäre ich der Mann, der solchen Empfang erlebte, ich würde erwidern: „Du hast recht, das war nichts Besonderes — aber dies da!" und würde ihm einen tüchtigen Faustschlag in die Nase versetzen.

KULINARIA

TRAUBE
Am Zoo im Haus Germania

FLORIDA
KURFÜRSTENDAMM 61
ECKE LEIBNIZSTRASSE
DIE EXOTISCHE
BAMBUS-BAR
DIE GANZE NACHT BETRIEB
TANZ-RESTAURANT

CASCADE
W, RANKESTRASSE 30
„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet
Souper M 3.50
Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

Max Schlichter
LUTHERSTRASSE 33
Hier
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins

RIORITA
Tauentzienstraße 12
INTIME BAR
Berliner Nachtleben —
nur dort!
Schönste Tanzstätte

FEMINA
NÜRNBERGER STR. 50
Die besten Tanzorchester
Berlins
Originellste Unterhaltung
4³⁰ Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone · Saalrohrpost

5 Uhr Tee
DACHGARTEN
BERLIN AM ZOO
FRITZ UNGER
Hardenbergstr. 29a-e
Gedeck M 1.45

HAWIBE

Die Wandzeitung

Von *A. Soritsch* (Moskau)

In unserer überbevölkerten Wohnung hatte jemand im Badezimmer an die Tür einen Zettel geheftet. Da stand zu lesen: „Man bittet, den Aufenthalt hier — namentlich des Morgens — nicht über fünf Minuten auszudehnen."

Eine Stunde später begannen unter diesem Zettel Zuschriften aufzutauchen, jede von verschiedener Hand, aber alle mit Bleistift hingekritzelt.

„Auch bittet man, nicht mit den Stiefeln zu bumsen und nicht wie wilde Rosse die Türen zuzuschlagen."

„Wo haben Sie gesehen, daß Rosse Türen zuschlagen?"

„Dummer Witz. Für derlei Geistesblitze verdient man, mit der Mangel vor die Stirn geschlagen zu werden."

„Es wäre schade um die Mangel. Mit seiner Stirn könnte man Haselnüsse aufknacken."

Nun setzte ein äußerst lebhafter Meinungsaustausch ein — die Tür und die Wände waren bald beschrieben. Da las man:

„Genossen! Er predigt neue Lebensformen, dabei verweilt er hier selber nicht weniger als vierzig Minuten. Er studiert dabei die zeitgenössische schöne Literatur."

„Narrenhände beschmieren Tisch und Wände."

„Was ist schwerer: schreiben oder kritisieren?"

„Am schwersten ist: zu lesen, was Schreibende und Kritiker von sich geben."

„Das sagen Sie so! Wissen Sie wohl, wie man Schriftsteller wird?"

„Es ist unmöglich, Schriftsteller zu werden. Man muß als Neffe eines Redakteurs zur Welt kommen."

„Weichen Sie nicht vom Thema ab. J. S."

„Was hat die Politik damit zu tun?"

„J. S. ist ja auch kein Politiker. Man könnte sagen: im Gegenteil. Er trinkt nur gern."

„In der Kneipe gibts doch Musik!"

„Wenn Sie Musikliebhaber sind, dann gehen Sie in die Oper."

„Dort gibt es leider kein Bier."

„Bacchus würde man jetzt einen ‚Alkoholiker im Weltmaßstabe' nennen."

Die Diskussion wurde vorübergehend unterbrochen, weil jemand von den Mietern dem Hausverwalter mitgeteilt hatte, daß im Badezimmer alles auf Wandzeitung eingestellt wäre. Der Hausverwalter kam, ermahnte die Leute väterlich und drohte, auf ihre Kosten Tür und Wände neu anstreichen zu lassen. Die Spuren seiner Stiefel waren noch nicht ganz verwischt, als wir bereits durch eine neue Inschrift erfreut wurden.

„Mitbürger! Shukow ist ein Henker der Gesellschaft! Er war es, der den Hausverwalter alarmiert hat."

„Sie sind selber ein Halunke! Ihre Weste ist auch heute noch mit den alten Adlerknöpfen aus der Zarenzeit geschmückt."

„Dort, wo ein Streit anhebt, steht hinter den Kulissen gewöhnlich eine Frau. Cherchez la femme!"

„Man kann auch auf französisch Dummheiten schreiben!"

„Warum beleidigt ihr sie? Sie schenkte ihm ihr Herz."

„Was ist leichter zu verschenken: sein Herz oder sein Geld?"

„Ich bitte kategorisch, die Wände nicht mehr zu beschmieren! Der verantwortliche Wohnungsobmann Karawajew."

„Obmann, laß die Sorgen um die Sitten deiner Mitmenschen! Aus blechernen Instinkten kann man kein goldenes Benehmen anfertigen!"

„Wer so wenig verdient und so viel ausgeben kann, sollte überhaupt schweigen. Früher wurden den Dieben die Hände abgehackt!"

„Wie haben sie denn miteinander geredet?"

„Freunde! Das geht nicht mehr weiter so! Wo ist die Grenze der Kritik?"

„Überschreite sie, dann wirst Du es erfahren."

„Genug! Versöhnen wir uns! Ich wünsche jedem, was er mir wünscht!"

„Da fängt doch der Kerl gleich wieder an! . . ."

(Deutsch von Gregor Jarcho)

International Graphic Press

Pfarrer und Diabolo (England)

Leichenbegängnis (Holland)

New York Times

Nachtlokal

Galloway

Bali-Mädchen

Associated Press

Weihnachts-Kaktus in Arizona

Über den Umgang des Verlegers mit Autoren

Von *Ernst Rowohlt*

Setz deinen Autor in einen bequemen Sessel, der niedriger ist als dein Stuhl, dann wirst du am besten mit ihm verhandeln können. Reich ihm etwas zu rauchen hinunter. Setz eine leichtgefärbte Brille auf, damit er das Spiel deiner Augen nicht beobachten kann. Setz dich selbst möglichst in den Schatten und ihn in möglichst helles Licht. Selbstverständlich ist es, daß dich dein Schreibtisch wie ein Festungswall umgibt.

Überlaß den Autor ungehemmt seinem Redefluß, wenn er dir von seinem Manuskript oder von seinem geplanten Buch erzählt. Geht ihm der Atem aus, so fange schüchtern an zu sprechen.

Selbst die längste Besprechung darf nicht länger als eine halbe Stunde dauern. Davon hast du nur 5 Minuten Redezeit, in der dreimal das Wort Wirtschaftskrise vorkommen darf.

Der Autor, der dir am meisten mit seinen praktischen Kenntnissen vom Buchhandel im allgemeinen und im besonderen imponieren will, versteht sicherlich gar nichts davon. Hüte dich aber vor denen, die behaupten, sie seien keine Geschäftsleute und verstünden nicht das geringste von derartigen Dingen; sie sind gefährlich.

Gewonnenes Spiel hast du aber, wenn der Autor dir erklärt, er wolle seinen Anwalt befragen, mit diesem wirst du dann in fünf Minuten spielend fertig.

Wenn dir ein Autor erklärt, daß mehrere andere Verleger sich um ihn reißen, lehne das Angebot ab, ohne ihn weiter anzuhören.

Glaube einem Autor nicht, wenn er dir erzählt, sein ganzer Bekanntenkreis würde sein Buch kaufen. Da verschwinden nur die Freiexemplare; kein „Bekannter" oder „Freund" kauft ein Buch.

Fasse nicht irgendwelche Entschlüsse bei der ersten Unterhaltung, sondern denke über die Physiognomie des neuen Autors ein paar Tage nach. Sein Äußeres gibt dir mehr Einblick in das, was er kann, als das, was aus ihm als Redestrom herausbricht.

Laß durchblicken, daß du im Grunde ein Idealist bist, aber laß ihn nicht den Eindruck haben, daß du vom Kaufmännischen nichts verstehst. Kein Autor wird dich selbst im Wesen richtig erkennen. Entweder bist du für ihn ein pfiffiger Kaufmann oder ein freundlicher Mäzen; du bist aber keins von beiden. Du hast den blödesten Beruf der Welt ergriffen. Der Handel mit Häuten und Fellen ist eine klare Sache, der Handel mit Geistesprodukten wird immer ein Mittelding zwischen deinem persönlichen Geschmack und deiner Leidenschaft einerseits und deinem Gefühl für eine gute Konjunktur andererseits sein. Wenn du zwanzig Jahre dieses Geschäft, das kein Geschäft ist, betrieben hast, kannst du selbst nicht mehr unterscheiden, welcher Instinkt dich leitet, der künstlerische oder der geschäftliche; du bist ein Zwitter geworden.

Bemühe dich trotzdem, den Autor von deiner Seriosität zu überzeugen, obgleich du selbst fühlst, daß du eigentlich ein wilder Spekulant bist. Bedenke stets, ohne es zuzugeben, daß du min-

Der 60jährige Verleger Bruno Cassirer

destens so närrisch bist wie der Autor. Denn Bücher verlegen ist eine fast noch närrischere Betätigung als: Bücher schreiben.

Es gibt Autoren, die sich nicht ohne ihre Gattin in deine Höhle wagen. Lasse alle Register deiner Liebenswürdigkeit spielen, so wird sie vielleicht, wenn du Glück hast, sich seinen Flüchen über dich nicht anschließen und sie mildern. Führt *sie* aber bei den Verhandlungen das Wort, so bist du so gut wie verloren. Jeder Versuch, sie für dich zu gewinnen, ist vergeblich. Kein Autor ist so habgierig wie seine Frau. Mag sie ihn für einen großen Schriftsteller oder für einen Trottel halten, auf jeden Fall wird sie versuchen, aus ihm herauszuschlagen, was nur geht, und du bist der Leidtragende.

Will dein neuer Autor sein Manuskript erst schreiben oder vollenden, so zahle ihm nach Möglichkeit keinen Vorschuß, er hat dich an der Gurgel. Wenn du ihm deinen letzten Pfennig gegeben hast, wird er erklären, daß er mit dem Vorschuß nicht ausgekommen ist, er könne absolut nicht weiterschreiben, wenn er nicht sofort an die Riviera reisen könnte. Er brauche die Stimmung und die Atmosphäre der Riviera zur Vollendung seines Werkes, besonders wenn er einen proletarischen Roman schreibt. Willst du nicht den schon gezahlten Vorschuß verlieren, mußt du weiter bluten. Es gibt kein Mittel, ihn zum Arbeiten zu zwingen.

Jeder Autor erklärt dir, daß sein Buch ganz billig auf den Markt gebracht werden muß; rechnest du ihm aber das dabei für ihn abfallende Honorar vor, so erhöht er die Preise.

Rechnest du mit dem Autor ab, und der Absatz seines Buches hat nicht die Dimensionen angenommen, die er erwartete, so zucke mit keiner Wimper, wenn er anfängt, dir zu erzählen, wieviel Buchhändler ihm gesagt hätten, daß sie Hunderte von Exemplaren seines Buches täglich absetzten. Du mußt dir darüber klar sein, daß er stets glauben wird, du betrügst ihn mit den Absatzzahlen.

Rede nicht mit ihm über Propaganda; er wird stets behaupten, daß du für die anderen Bücher deines Verlages in dieser Hinsicht mehr tust.

Wundere dich nicht, wenn sich dein Autor in den Tagen des Erscheinens seines Buches wie eine schwangere Frau benimmt und der Meinung ist, daß mit dem Stichtag des Erscheinens seines Buches eine neue Zeitrechnung beginnt. Stärke ihn lieber in diesem Glauben und laß dich von seinem Fieber anstecken. Je mehr Leuten du erzählst, daß du das beste Buch des Jahres herausgebracht hättest, desto besser wird das Buch gehen.

Rechne damit, daß *du* die Schuld hast, wenn sein Buch nicht gefressen wird, daß es aber nur wenige Autoren gibt, die dir deinen ehrlichen Anteil am Erfolg zugestehen.

Bist du mit einem Autor menschlich befreundet, so empfiehl ihn einem anderen Verleger, denn das sicherste Mittel, deinen Freund zu verlieren ist, ihn zu verlegen.

Du kannst mit ziemlicher Sicherheit damit rechnen, daß der Autor, mit dem du zuerst auf rein geschäftlicher Basis verkehrst, sehr schnell dein Freund wird.

Kneipen darfst du grundsätzlich mit einem Autor nur dann, wenn der Vertrag schon abgeschlossen ist. Kneipst du aber mit einem Autor, so vermeide jedes Gespräch über seine Bücher, sonst wird es ungemütlich. Merke dir, daß die besten Autoren die sind, die nicht von ihren Büchern sprechen.

Dein Meisterstück im Umgang mit den Autoren legst du aber ab, wenn du ihnen beigebracht hast, daß dein Vorteil auch ihr Vorteil ist.

Oberster Leitsatz: Laß dem Autor die Überzeugung, daß ihr beide Kulturfaktoren seid, aber sei dir selber darüber klar, daß auch der Lumpenhändler, den du ja in Form von Makulatur reich belieferst, die gleiche Daseinsberechtigung hat wie du und dein Autor.

Gutgehende Schriftstellerei

ist billig zu verkaufen mit einem großen Lager an lustigen Schwänken und Geschichten oder Sie erhalten eine Erzählung gratis, wenn Sie irgendeine Bestellung machen in Christbaumkerzchen, Lebkuchen usw. bei Josef Stohli, Lebzelter und Wachszieher, Schriftsteller, ehemaliger Mitarbeiter des „Rosegger-Heimgartens" in Steyr, Ob-Oest. Gegründet 1414. (Wiener Inserat)

Katharinas Knigge

Bei der Durchsuchung der Gemächer der letzten russischen Kaiserin, Alexandra, im Winterpalais, fiel den Sowjetbehörden ein originelles Dokument in die Hände. Es trug die Überschrift: *Regeln des guten Benehmens*, und Katharina II. hatte es im Jahre 1785 höchstpersönlich niedergeschrieben.

Dieser Vor-Knigge umfaßte insgesamt zehn Anstandsregeln und wurde an die Tür des kaiserlichen Empfangszimmers geschlagen:

1. Lassen Sie Ihren Rang draußen, den Hut und vor allem — Ihren Degen.

2. Vergessen Sie beim Eintritt Ihre Vorrechte, Ihren Hochmut und alle ähnlichen Dinge.

3. Seien Sie lustig, aber machen Sie mir nichts kaputt, zerbrechen Sie nichts und knabbern Sie nichts an.

4. Sitzen Sie, stehen Sie oder gehen Sie nach Gutdünken umher, ohne jemanden zu beachten.

5. Sprechen Sie mit Bedacht, nicht zu viel und nicht zu laut. Schonen Sie den Kopf und die Ohren Ihrer Mitmenschen.

6. Diskutieren Sie ohne Zorn und ohne Erregung.

7. Seufzen Sie nicht, gähnen Sie nicht und zwingen Sie niemand von den Anwesenden, sich zu langweilen.

8. Lehnen Sie nicht die Teilnahme an den harmlosen Spielen ab, die von den anderen vorgeschlagen werden.

9. Essen Sie, was Ihnen süß und schmackhaft erscheint, aber trinken Sie mit Maß, damit Sie beim Verlassen des Zimmers Ihre Beine in Gewalt haben.

10. Tragen Sie das Gehörte nicht aus dem Zimmer hinaus. Was in ein Ohr drang, muß zum anderen hinaus, noch bevor Sie das Zimmer verlassen.

Wer diese „Obersten Anstandsregeln" verletzte, wurde bestraft. Der Schuldige mußte, nach der Aussage von Zeugen, für jeden Verstoß ein Glas kaltes Wasser trinken, wobei man auch die Hofdamen von dieser Strafe nicht ausnahm. Wer aber besonders häufig rückfällig wurde, mußte obendrein noch die Verse des damals modernen pseudoklassischen Dichters Tretjakowskij auswendig lernen — und das war wirklich eine schwere Strafe.

KOLYNOS
ZAHNPASTA

in der bekannten Original-Reinzinntube mit dem praktischen Springverschluß
kostet jetzt nur noch RM 1.—
ist nun also in Wirklichkeit
die Zahnpasta aller Anspruchsvollen.

Probetube auf Wunsch kostenfrei durch
CURTA & CO. GMBH
BERLIN-NEUKÖLLN

Das Geheimnis der Schönheit

verrät Ihnen das neuste Ullstein-Sonderheft „Fibel der Schönheit". Aus dem Inhalt: Schöne Beine, Schlanke Hüften, Die schöne Brust, Schöne Haare, Gesunde Haut, Gepflegte Hände, Was macht man gegen Sommersprossen, Runzeln, rote Haut, unschöne Nasen, u. v. a. Die

Fibel der Schönheit

ist überall für 60 Pfennig erhältlich.

Wie benimmt man sich bei lästigen Vorträgen?

Was kann zur Abwehr ungebetener Produktionen geschehen?

Die Vorkehrungs- und Schutzmaßregeln richten sich nach dem Grad und der Art der Belästigung.

Witzeerzähler z. B. wird man nach zweierlei Verfahren los: entweder indem man auf ihre Frage: „Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Dampfkessel und der Genfer Abrüstungs-Konferenz?" — sowie auf alle nachfolgenden „Kennen Sie?" — unentwegt mit „Ja" antwortet. Dieses Ja ist ein verhundertfachtes Nein. Oder indem man nach dem ersten, bereits vom Stapel gelassenen Witz mit naturwissenschaftlicher Beharrlichkeit und ohne Verständnis für die Pointe die Bestandteile des Witzes auseinanderzunehmen, seine praktischen Möglichkeiten zu erörtern, in seine Windungen hineinzukriechen beginnt, mit Wie? Warum? Wieso? usw. — die wenigsten halten das auf die Dauer aus. Hat aber jemand den Satz begonnen: „Kennen Sie die Geschichte von dem Offizier, der in die Eisenhandlung kommt und auf dem Boden eine Matratze mit einem Kinderwagen sieht?" — und man will wirklich mehr darüber erfahren, so rufe man: „Von hier aus bitte!" — sonst fährt der andere mit den Worten fort: „Ein Offizier kommt einmal in eine Eisenhandlung und sieht auf dem Boden eine Matratze mit einem Kinderwagen . . ."

Leuten gegenüber, die das gesellschaftliche Zusammensein dazu mißbrauchen, in breiter Rede eine These vorzutragen, die man weder bestellt noch bestritten hat, ist folgendes angezeigt: man denke während ihres Vortrages angestrengt darüber nach, was man ihnen nachher zur Antwort geben wird. Dadurch vergeht erstens die Zeit rascher, zweitens versäumt man, was sie sagen, drittens bietet sich Gelegenheit zur Rache. Da die Menschheit bekanntlich ohnedies aneinander vorbei redet, ist die Kenntnis des Vorgebrachten erläßlich. Man beginne die Gegenrede einfach mit dem Satz: „Das Problem liegt ganz woanders."

*

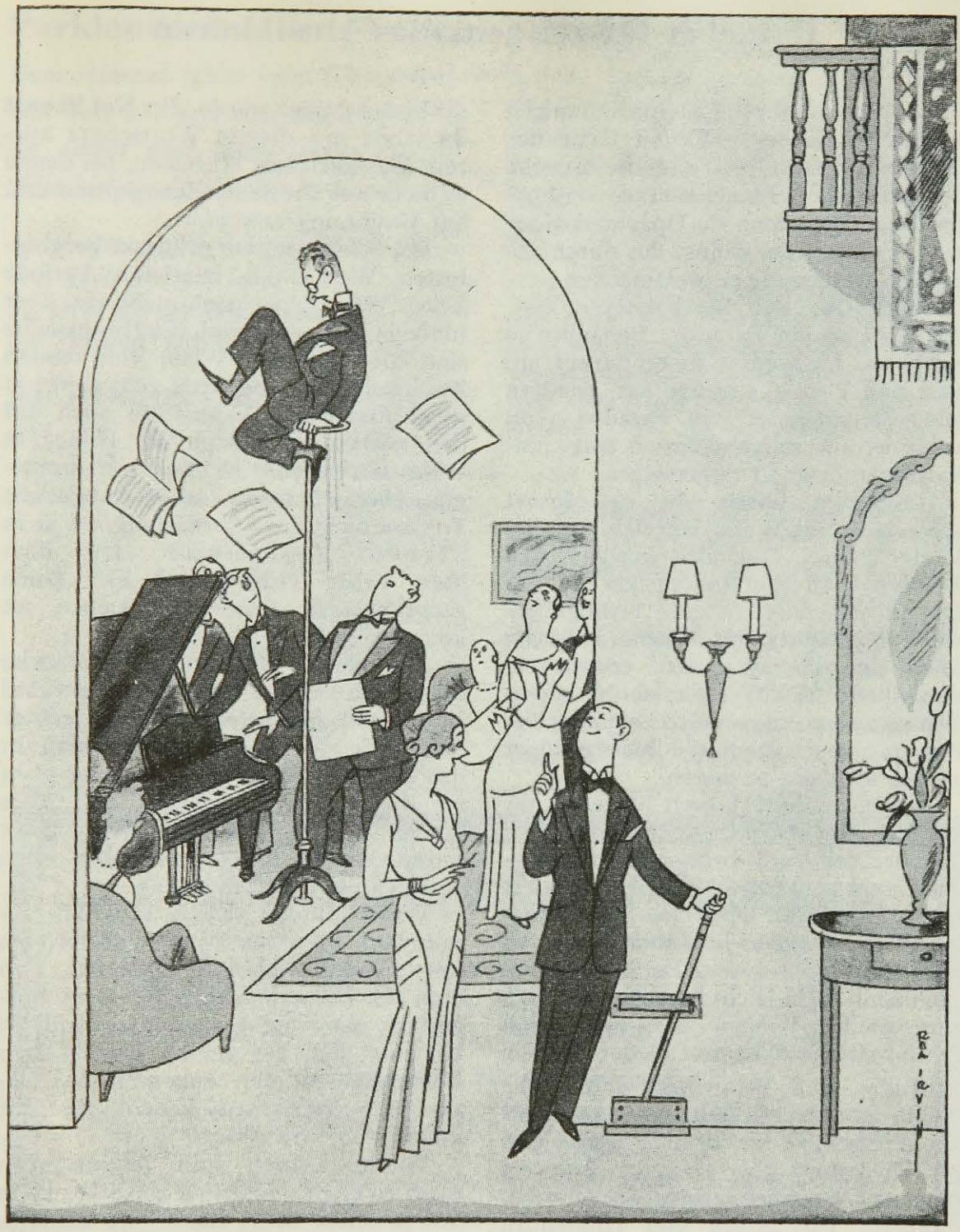
Was aber soll man mit den Haustöchtern beginnen, die auf dringenden Wunsch der Mutter dem Gast das Impromptu A-Moll von Schubert vorspielen, mit den Damen des Hauses, die aus heiterem Himmel den „Tod und das Mädchen" singen? Die erste Nummer wird man verschlucken müssen. Nicht jeder kann es dem Zeichner Karl Arnold aus München nachmachen, der in einem solchen Fall unruhig mit sich selber zu reden anfängt: „Ja, was ist denn das? . . . Was fällt denn der ein? . . . Wo sind wir? . . ." und dann, wenn sich die allgemeine Aufmerksamkeit von der Produktion weg auf ihn gerichtet hat, nur schwer wieder zu beruhigen ist. Aber die Nummer zwei läßt sich leichter verhindern, man wird ja um sein Urteil gebeten. Und da erscheint schon das Mittel probat, das Alexander Moissi nach einem solchen Überrumplungskonzert anwandte. Als das Fräulein zu Ende war, hob er traumverloren den Kopf, sah sie tief mitleidig an und fragte die Mutter: „Warum tuut sie das?"

*

Auch die Gardinenpredigten gehören hierher. Sie unterliegen zwar einem anderen Gesetz (siehe Strindberg, Kampf der Geschlechter), aber sie erfordern ähnliche Maßnahmen. Die beste erfand vor Jahren ein Wiener Schriftsteller. Wenn seine Frau ihm Vorwürfe zu machen begann, unterhielt er sich mit folgendem Spiel: er versuchte stillschweigend in seinem Geiste drei Städte mit dem Anfangsbuchstaben A ausfindig zu machen, dann mit B und so weiter, von Augsburg bis Zabern. Man kann sich die Verdutztheit seiner Gattin ausmalen, als er eines Tages, nach langer büßerhafter Stummheit, mit dem fassungslosen Ruf in deren Redefluß fiel: „Zürich, Gusti!"

*

Unser Erzfeind am Schluß: der Mann, der aus seinem Manuskript vorliest. Sich die Ohren verstopfen, aus dem Zimmer laufen, Gläser zu Boden fallen lassen, hat sich bisher wenig gegen ihn bewährt. Er fürchtet, wenn



New Yorker

Geniale Erfindung, während einer Gesellschaft Liederkomponisten vom Klavier fernzuhalten.

ihn die Vorlese-Rage gepackt hat, auch den doppelläufigen Revolver nicht. Vielleicht bleibt zu seiner wirksamen Bekämpfung wirklich nur die Methode übrig, die sich der Dr. Hermann Sinsheimer ausgedacht hat: daß man ihm in kühnem Ansturm sein Werk entwindet und es zusammengeknäult in den Papierkorb wirft. Immer noch besser, es treffe ungerecht den „Tasso" als wir seien eines Geringeren Opfer . . .

Pulex

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 9. Februar

Ratgeber für zeitgemäßes Musikhören

Von *Paul Stefan*

Wenngleich dir die Sachverständigen täglich versichern, daß die Krise der Oper unüberwindlich und die Epoche des Konzerts vergangen ist, so vergibst du dir nichts, wenn du Oper und Konzert besuchst. Du kannst das durch andere Unterlassungen wettmachen.

Merk dir, daß Bie behauptet hat, die Oper sei ein Paradox. Behaupte es auch du. Es kommt nicht darauf an, wer eine Formel geprägt hat, sondern wie sie angewendet wird. Paradox — du wirst es am zeitgemäßesten mit „unhaltbarer Zustand" übersetzen.

Immerhin darfst du in Mozart schwelgen. Finde ihn tragisch. Das ist letzter Schrei. Bedaure dagegen, daß Beethoven zu sehr Romantiker und daher in unserer Zeit nur bedingungsweise möglich ist. Von Wagner laß trotz allem den Tristan gelten: er war ein einmaliges richtiges Erlebnis dieses Schauspielers und mußte darum selbst ihm gelingen. Auch die Meistersinger mögen als Oper passieren.

Noch vor fünf Jahren hätte ich dir geraten, im Gegensatz zu besagtem Wagner von Verdi begeistert zu sein — aber jetzt kommst du zu spät: du wirst da nichts mehr entdecken. Auch beginnt ein Wagner-Jubiläumsjahr, und man weiß nicht, was dabei herauskommen kann. Sehr leicht möglich, daß man nun wieder Wagner entdeckt. Auch Strauß (Richard) kommt wieder in Mode.

Tadle, daß Strawinsky lateinische Texte komponiert und daher in dieser toten Sprache nicht mehr zeitgemäß ist. Du kannst aber auch den Zeitwert einer toten, daher ewigen Sprache behaupten. Die Musik von Hindemith läuft neben seinen Operntexten her, wie du vermutlich schon weißt. Gebrauche von ihm das Wort Bewegungsmusik, Fortspinnungsmotiv; nenn ihn aber einen echten Musiker, Fortsetzer der Linie Brahms — Reger. Mit Seitenblick auf Schönberg, der auf seine engen Zirkel beschränkt bleibt — immerhin einen Meister. „Immerhin" ist ein gutes Wort, du kannst es öfters anwenden.

Bitte sei aufmerksam auf das, was dir bisher gesagt wurde. Zur Not kannst du schon mit diesem Wortschatz kürzere Musikkritiken schreiben, bei denen es mehr auf Größe der Konzeption und auf Gesinnung ankommt.

Bei Schönberg wirst du am beruhigtesten Werke der mittleren Periode loben. Wie? Er ist noch nicht viel über fünfzig? Lieber Freund, die Hauptsache sind die Perioden. Wenn von seinem Zwölftonsystem die Rede geht (bitte ja nicht dreizehn!), kannst du auch auf den närrischen Joseph M. Hauer in Wien hinweisen. Er hat ein mathematisches Schema aller möglichen Tonkombinationen hergestellt, die er in „Tropen" zusammenfaßt. Irre dich aber nicht: Tropen sind hier keine geographische Zone (das Leben ist kompliziert!).

Sag auch etwas über politische Musik, aber nicht überall das gleiche! Links und rechts wirst du als echter Zeit- (Partei-) Genosse gelten, wenn du das Lehrstück und die Schuloper eben als die Zeitmusik erklärst und alles andere als reaktionären Ballast einer untergehenden Bürgergeschichte ohne Gemeinschaftsgeist.

Gerätst du gar an eine Stelle (Teegesellschaft im alten Westen, Österreich mit Barock, liberale Zeitung), wo man auf Zusammenhang mit dem Vorgestern noch nicht verzichten will, so bekenne dich zur reinen Kunst! Den Übergang zu der angewandten, gesinnungsträgerischen kannst du mit „immerhin" herstellen.

Nimm Lehren und Anweisungen nicht zu ernst. Der beste Ratgeber kann das ja selber nicht tun — wo käme er heute sonst hin? Aber wo immer hin — auch da empfiehlt sich das Immerhin.

Konditorei-Knigge. Da ich Kuchen und Gebäcke in reicher Auswahl zu anerkannt billigen Preisen herstelle, darf ich von der wirtschaftlichen Einsicht meiner verehrten Gäste erwarten, daß sie von *dem Verzehr selbstgebackenen oder anderswo gekauften Kuchens und zu Hause hergestellten Kaffees oder Tees usw. in meinen Kaffeestuben Abstand nehmen.* Hochachtungsvoll A. Zuntz sel. Wwe.

Parklandschaft im Winter

Dem Himmel fehlte jeder Charm
und kalt und leer war die Natur,
ich dachte nach, doch immer nur:
‚Wie bist du doch gedankenarm.‘

Es gingen außer mir noch sehr,
sehr viele so wie ich,
da mehrten die Gedanken sich,
die Gegend selbst blieb aber leer.

Auf einmal kam mir der Verdacht,
daß ich, Herr Finck, an dieser Leere
zum Teil persönlich schuldig wäre.
Das hat mich weit vom Weg gebracht.

Werner Finck

Umgang mit Frauen

Hat eine Frau Unrecht, so ist das erste, sie um Verzeihung zu bitten.

*

Wenn Ihre Frau hübsch ist, sagen Sie es ihr nicht, denn sie weiß es; sagen Sie ihr, sie wäre klug, denn das hofft sie. Wenn Ihre Frau häßlich ist — das sind Dinge, die vorkommen —, sagen Sie ihr, sie wäre hübsch; dann wird sie denken: Ich habe eine Künstlernatur geheiratet.

*

Die Frauen, die uns lieben, verzeihen uns alles; aber von dem Tage an, an dem sie uns nicht mehr lieben, werfen sie uns, mit unnachsichtigem Gedächtnis, alles vor, was sie uns verziehen hatten. *Francis de Croisset*

Hofmannsthal. Nach der Generalprobe zum „Schwierigen“ reicht Graf Mensdorff-Pouilly, österreichischer Botschafter in London, dem Dichter die Hand: „Reizend, charmant, lieber Hofmannsthal. Aber sagen Sie mir eines: gebraucht denn die Wiener G'sellschaft wirklich so viele Fremdworte? . . Könnt' man das nicht ein bisserl attenuieren?“

Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Hervorragende Neuerscheinungen:

JOHN GALSWORTHY: *Maid in Waiting.* Ein neues fesselndes Bild der englischen Gesellschaft.

BERNHARD SHAW: *The Apple Cart.* Diese politische Satire („Der Kaiser von Amerika“) machte ihren Siegeszug über alle Bühnen der Welt.

J. B. PRIESTLEY: *Self-Selected Essays.* Die zahlreichen Verehrer Priestleys werden diesen Band mit 51 Essays ebenso begrüßen wie seine berühmten Romane!

SHEILA KAYE-SMITH: *The Children's Summer.* Ein liebenswertes Buch über die inneren Erlebnisse zweier Kinder während eines Sommer-Landaufenthalts.

W. SOMERSET MAUGHAM: *First Person Singular.* Kleine Meisterstücke der Charakterisierungskunst.

W. S. MAUGHAM: *The Moon and Sixpence.* Dieses Leben des Malers Gauguin ist das Meisterwerk des berühmten Dichters.

D. H. LAWRENCE: *The Man Who Died; The Ladybird, The Captain's Doll.* Drei Meisternovellen des genialen Bearbeiters des Themas der Beziehungen zwischen Mann und Weib.

W. B. MAXWELL: *Amos the Wanderer.* Realistisch gesehener Alltag und psychologische Kuriosität zeichnen diesen Nachkriegsroman einer Jünglingssehnsucht aus.

Jeder Band broschiert 1.80 RM, gebunden 2.50 RM

BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG

Revisionen

Von *Paul Wiegler*

Im Eingang seines Buches über *Marie Antoinette* (Insel-Verlag) sagt *Stefan Zweig*, ihre Geschichte schreiben sei die Wiederaufnahme eines mehr als hundertjährigen Prozesses. Ganz entgegengesetzte Anschauungen haben einander abgelöst, von den Pasquillen (die so zahllos waren, daß Henri d'Alméras ihnen eine genaueste Untersuchung gewidmet hat) bis zu der Tendenz, das Antlitz der „Märtyrerkönigin" zu verklären. Die Legende deckt die Konturen zu. Und auch ein verliebter Fälscher von Briefen der Marie Antoinette, der Baron Feuillet de Conches, hat die Forschung verwirrt; derselbe Mann, der in Archiven und privaten Sammlungen musterhafte Arbeit geleistet hatte. Zweig ist nachdichtender Historiker wie im „Fouché". Aber er urteilt auch. Marie Antoinette, so legt er dar, ist ein mittlerer Mensch. Erst im Unglück wird sie groß wie ihr Schicksal. Vielfach sind die Fragen, die, begleitet man sie auf ihrem Weg, sich erheben. Ihr Bruder, der Kaiser Leopold, läßt die Gefangene der Revolution im Stich. Warum? Dachte die österreichische Politik nur daran, Frankreichs Selbstzerstörung zu beschleunigen und dann zum Breisgau das Elsaß ihm abzunehmen? Hat die Königin den Sieg des Auslands, der Koalierten, herbeigesehnt und hochverräterisch für ihn gewirkt? Sie hat einen Tag vor Kriegsbeginn den Feldzugsplan der Revolutionsarmeen dem österreichischen Botschafter ausgeliefert. Zweig beleuchtet den dokumentarisch erwiesenen Zusammenhang der Halsband-Affäre, dieser Rokoko-Oper, deren Intrige Goethe begeisterte. Er rührt an die Legende um Joseph II., den doktrinären Staatsverderber, um den käuflichen Mirabeau. An das Problem des kleinen Dauphin, der in der Erniedrigung der Haft dazu gebracht worden ist, mit der Unterschrift Charles Louis Capet zu bestätigen, daß seine Mutter ihn, den Achteinhalbjährigen, mißbraucht habe. Und an die Komplotte zur Befreiung der Königin, an den Baron Batz und seine Helfer und an die Nelken-Verschwörung. Aber das stärkste Interesse ist in diesem Roman einer Frau durch das Erotische bedingt.

Man wußte, daß Ludwig XVI. sieben Jahre lang sein Gattenrecht nicht ausgeübt hat, und daß Maria Theresia über diese „conduite étrange" empört war. Zweig zitiert einen Bericht des spanischen Gesandten, der die Ursache nennt: einen organischen Defekt des Mannes, eine Phimosis. Zweig stellt fest, daß die Folge dieser Ehepeinlichkeit weit über das private Leben hinausgetragen hat, daß Marie Antoinettes Unruhe, gerade ihr Eilen von Zerstreuung zu Zerstreuung, das sie dem Volk von Paris verhaßt machte, von daher gekommen ist. Man rechnet ihr eine Liste von „amoureux" nach. Der prahlerische Lauzun gehört zu denen, die sich in diese Rolle schwindelten, der Prince de Ligne, der ihr die Ehrfurcht bewahrte, ist der einzige, der Talent gehabt hätte, ihr ein Freund zu sein. Aber da ist ein anderer, der mehr war, der Graf Axel Fersen. Seit Emile Daudet, der Bruder von Alphonse, der Vater von Léon, 1904 zwei Briefe Marie Antoinettes an Valentin Esterhazy veröffentlicht hat, seit Daudet den Ring sah, das Geschenk für Fersen, nach dem Maß seines Fingers, den Ring mit den Bourbonenlilien und dem „Lâche qui les abandonne", war an der Intimität mit dem Schweden nicht mehr zu zweifeln. Der Baron Klinkowström hat die Briefe und Fersens Tagebücher herausgegeben, aber fragmentarisch und mit Punktierungen, und dann die Originale verbrannt. Alma Sjöderhelm hat Material gerettet und auch Worte der Zärtlichkeit für „le plus aimé et le plus aimant des hommes". Fersen saß auf dem Bock der Karosse bei der Flucht, die in Varennes ihr Ende fand, und seiner Kavalierstorheit fehlte die Erfahrung eines richtigen Kutschers. Noch einmal hat er dann die Geliebte in den Tuilerien besucht. „Dageblieben", steht in seinem Tagebuch über diesen Abend, diese Nacht. Er ist 1810 in Stockholm von der Menge mit Fäusten, Regenschirmen und Stöcken erschlagen worden. Weiber verstümmelten seine Leiche. Nicht wegen seiner Emigrantenzeit entlud sich der Haß gegen den Aristokraten, der, wie Napoleons Brutalität nicht verschwieg, „mit einer Königin geschlafen" hatte, sondern weil er, der Reichsmarschall Axel Fersen III., mit seiner Familie führend in der schwedischen Reaktionspartei der „Hüte" gewesen war.

*

Die Revision in der Nietzsche-Literatur hat mit den Büchern von *Erich F. Podach* begonnen. Sie ist die Abwehr der bisherigen Vormundschaft des

Nietzsche-Archivs; und zugleich jener politischen Metaphysik, die sich des Hammerphilosophen bemächtigt hat, ähnlich nebulos wie im ersten Stadium der Nietzsche-Verehrung. Bernoulli konnte vor dem Krieg mit seinem „Overbeck" nicht durchdringen; unentbehrliche Zeugnisse wurden damals geschwärzt. Die Mythologie über Nietzsches Gehirnerkrankung, die als Verfolgungswahn und als Größenwahn sich äußernde „atypische" Form von Paralyse, hat Podach durch die ärztlichen Journale der Binswangerschen Klinik in Jena abgetan. In den *Gestalten um Nietzsche* (Weimar, Erich Lichtenstein) geht er der Kindheitsgeschichte nach, dem Verhältnis Friedrichs zu der Frau Pastor, seiner frommen Mutter, zu Rohde (mit der schmerzlichen Entfremdung), zu dem Musiker Köselitz (dem Pseudonym Peter Gast), zu Bernhard Förster, dem antisemitischen Schwager, dem Kolonisten in Paraguay, der sich drüben das Leben nahm, zu Eli-Elisabeth, dem „Lama", der Schwester, und zu dem Rembrandt-Deutschen Julius Langbehn, von dem das „Neue Reich" der anmaßenden Koterie um Stefan George stammt. Auch *Hellmut-Walther Brann* prüft in *Nietzsche und die Frauen* (Leipzig, Felix Meiner) den „Schwesterkomplex", die Stellung Friedrichs zu Elisabeth, das „Oszillieren zwischen Anziehung und Abstoßung". Die Revolte in dem Zwischenfall mit Lou Salomé, die „Klatschereien von Naumburg" und Nietzsches dreifache Selbstgefährdung durch Verschlucken von Chloral. Die Beschuldigung: „Du bist zu meinen Antipoden übergegangen"; und den Protest gegen eine Verstrickung in den Försterschen Antisemitismus, die Nietzsche schade: „Die gesamte deutsche Presse schweigt meine Schriften tot." Im übrigen schleppt Brann, was sich irgend über Nietzsches Sexualleben ermitteln läßt, herbei. Die Neigung des Studenten zu „Pusselchen", sein Erschrecken in einem Bordell in Köln, seinen „Mangel an Spontaneität", der ihn der Fähigkeit, Liebe hervorzurufen, beraubte, Unbefriedigung, Schamgefühl, Heiratswahn. Die Bewerbung um die Baltin Mathilde Trampedach und die andern Ehekandidaturen. Cosima-Ariadne und Nietzsche-Dionysos: das im Irrsinn verratene Götterspiel. Die Triebverdrängung mit ihren stilistischen Symptomen im „Zarathustra". Lou Salomé und geringere Episoden. Und die Tragik zweimaliger Ansteckung, bei aller Enthaltung, das Menschlichste hinter den Masken der Begrifflichkeit.

*

Uriel Acosta ist der Freidenker, der Bekenner, und wird sich untreu durch die „Familienbande". *Josef Kastein* gibt seinem *Uriel da Costa* (Berlin, Rowohlt) den Untertitel: Die Tragödie der Gesinnung. Aber es erweist sich, daß dieser portugiesisch-niederländische Marrane, der, von der Synagoge verflucht, sich 1640 erschoß, der Verfasser des Manuskripts „Exemplar Humanae Vitae", gebundener noch war als seine Feinde. Sein Vorwurf gegen die Juden von Amsterdam ist, daß sie das jüdische Ideal gefälscht haben. Er ist orthodox, gesetzestreu, und streicht die Entwicklung von tausendfünfhundert Jahren durch. Aufrührer, bleibt er in den Formen der Tradition. Nicht er wird verfolgt, er ist der Angreifer, der reizbare „Introvertierte", ein Wortgläubiger des Rationalismus. Für den Gedanken der Sterblichkeit der Seele, die Lehre einer früheren Religionssatzung, tritt er ein, im Namen der „göttlichen Ordnung". Erst dann wendet er sich gegen die positiven Religionen, wird seine Norm, statt der Thora die Natur. Aus Eifer

Bô Yin Râ hat die Jugend für sich, weil er den Weg in die Zukunft weist!

Sein letztes Buch, das eine Orientierung über sein Gesamtwerk darstellt, hat den Titel: „Der Weg meiner Schüler." (Preis RM 6.—) Jede gute Buchhandlung hat die Bô Yin Râ-Bücher vorrätig. Wo sie auf Lager fehlen, wenden Sie sich an den Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegr. 1816), Basel und Leipzig.

für das Judentum leugnet er es. Wiederum wandelt er sich, ist er bereit abzuschwören. „Im Besitz", sagt Kastein, „einer Wahrheit, die ihm die endgültige scheint, friert er doch vor Heimweh und will zu jenen zurück, deren Lebenssinn durch eben diese Wahrheit verneint und aufgehoben wird." Die Synagoge vollzieht nicht anders als die katholische Inquisition ein feierliches Ketzergericht. Sein Schicksal ist der Tod des Marranentums, düster-pomphaft in Barockkostüm und Geistigkeit.

*

Der *Talleyrand* von *Franz Blei* (Rowohlt) ist das Porträt des Spötters, der noch auf dem Sterbebett witzelte. Der Bischof von Autun geworden war, Deputierter, vom Papst gebannter Konfiskator der Kirchengüter, Minister Napoleons, Fürst von Benevent, Minister unter Ludwig XVIII., Botschafter des Hauses Bourbon in London, Schloßherr in Valençay und bis zu seinem letzten Augenblick die Welt zum Besten hielt. Der lahmende Chérubin, den eine Theaterratte emanzipierte, der Snob in blauem Frack, weißer Weste und rehfarbener Hose, mit den schmalen, diabolisch zuckenden Lippen und der frechen Nase hat immer durch seine Morallosigkeit Bewunderung erweckt, nicht nur bei den Frauen. „Il est si vicieux", rühmte Montrond ihm nach. Durch das Getümmel der Revolution halfen ihm seine Glätte und seine Grausamkeit. Er war der ironische Mentor Napoleons, der ihn verachtete und ihn, den Judas, anschrie: „Sie, mein Herr, sind nur ein seidener Strumpf voll Dreck." „Wie schade", meinte Talleyrand, „daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist." Aber er hatte das Schlußwort bei der Nachricht von Napoleons Hinscheiden auf Sankt Helena: „Es ist kein Ereignis mehr, nur eine Neuigkeit." So überlebte er ihn. „C'est du Voltaire", lispelte der bürgerliche Philosoph Cousin, als der Greis in der Akademie eine Rede hielt. Und Goethe schilderte den „ersten Diplomaten des Jahrhunderts", dem er auf dem Olymp des Epikur eine Stätte gab, „wo es nicht regnet noch schneit noch irgendein Sturm weht". Die „douceur de vivre" der Epoche vor 1789 hat Talleyrand gepriesen. Lokalisiert man seine Erscheinung, so hat man sie der Restauration einzuordnen, dem durch den Wiener Kongreß befestigten Legitimismus. Blei hat die Idee gehabt, ihn zu rehabilitieren, wie es seit Metternich und Gentz geschehen ist. Er spricht in der Einleitung von der rigorosen Sittlichkeit, die Talleyrand nur als einen gelernten Macchiavellisten, einen Verräter gelten lasse. Aber Blei ist selbst viel zu sehr durch diesen Macchiavellisten amüsiert, um nicht doch Talleyrand nur aus der Buntheit des Anekdotischen heraus zu malen.

*

Der Übergang vom neunzehnten Jahrhundert zum zwanzigsten ist eintöniger. Die Parteien herrschen, die Charaktere stehen unter der Kontrolle der Öffentlichkeit. Aber noch immer sind die Charakterromane möglich. Das zeigt das Buch *Ein Menschenleben* von *Julie Braun-Vogelstein* (Tübingen, Wunderlich), über Heinrich Braun, ihren verstorbenen Gatten, Lily Braun, die vor ihr mit ihm verheiratet war, und Otto, Lilys Sohn. Heinrich Braun, der Sozialist, war durch das Anathema, das auf dem Dresdner Parteitag bei der Abrechnung mit den Revisionisten Bebel gegen ihn schleuderte, erledigt. Die Witwe hat den Wunsch, sein wahres Bild fremden Augen preiszugeben: „Es in mir zu verschließen, wäre frevelhafter Geiz." Und schwärmend breitet sie seine Biographie aus. Lily Braun hat die Scheu Heinrichs, seinen Vater zu erwähnen, nicht dulden wollen; ein ungarischer Magnat sollte der außereheliche Erzeuger sein, wie Lily gern die Urenkelin des Königs Jérôme gewesen wäre. Braun ist in Wien Mitschüler Sigmund Freuds und wird an der Universität Freund (und Schwager) Victor Adlers. Der Sozialdemokrat begründet das „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik" und später das „Centralblatt". Zwei Ehen sind zerfallen, als ihm Lily von Gizycki, die Tochter des Generals von Kretschman, begegnet, „blasse Vestalin", dann „blühende Frau" und „Titanide" von „mänadischer Natur". Die dritte Ehe, der Liebesbund mit Lily. Noch im Dresdner Fiasko ist ihm ihre Stimme ein Klang aus Himmelshöhen. Trostlose Geldlage; und Lily, die „tizianische Venus", die sozialistische Marquise, die aus dem Vollen lebt, beginnt zu altern. Otto, das „kleine Genie", muß in Berlin beobachten, wie seine Mutter ihren „starken Instinkten" folgt, ein sexuelles Intermezzo mit einem Durchschnittsitaliener hat. Braun ist ihr Sklave. Die Gehetzte stirbt. Braun überwindet auch Ottos Kriegstod. Aber der Rest ist das Leben eines Vernichteten.

Popularität. Galsworthy geht in seinem Klub auf Kipling zu, schüttelt ihm die Hand und fragt gähnend und mit angenommener Gleichgültigkeit: „Kannst du mir nicht zufällig einen guten Sekretär empfehlen, Rudi, ich sitze schrecklich in der Tinte. Der meine hatte so viele Briefe zu beantworten, daß er einen Schreibkrampf bekommen hat, und jeden Tag kommen neue Stöße von Briefen aus meinem Leserkreis."

„John", sagt Kipling, „du kennst mich. Wenn ich dir aushelfen könnte, täte ich es mit Wonne. Aber es ist dasselbe Elend bei mir. Meine beiden Sekretäre haben heute Morgen einen Nervenzusammenbruch erlitten, als die Post kam, und liegen im Spital mit Eispackungen. Und dabei habe ich nie einen größeren Briefeinlauf gehabt."

„Hör' mal", sagt Galsworthy düster, „wieviel Briefe hast du eigentlich letzte Woche bekommen?"

„Wieviele hast *du* bekommen?" sagt Kipling.

„*Ich* habe dich *zuerst* gefragt", antwortet Galsworthy gereizt und verläßt den andern ohne Gruß.

Heinrich Eduard Jacob: *Ein Staatsmann strauchelt.* Roman. (Paul Zsolnay Verlag.)

Eine interessante, zart und fein geschilderte, psychoanalytisch verankerte Geschichte, die in Wien spielt, der Stadt, „wo jeder sich alles richten konnte". Begebenheiten aus dem Leben eines österreichischen Ministers, der in einer seltsamen Aufwallung der Seele und der Sinne in einem dunklen Park ein Schulmädchen abküßt und dabei ertappt wird. Mit vollendeter Technik, die an Schnitzlers „Leutnant Gustl" und Georg Hermanns „Nacht des Dr. Herzfeld" erinnert, sind die Begebenheiten in eine Nacht zusammengedrängt. „Glaubte nicht jeder von jedem das Schlimmste, sobald die Stunde gekommen war", sagt der Minister im Selbstgespräch und erlebt Verstrickungen, die beinah zum Verhängnis werden. Aber sie lösen sich, erlösen dann den Strauchelnden und führen ihn zu Frau und Kind zurück. *Frhr. v. Reibnitz, Staatsminister a. D.*

Marcel X. Boulestin: *Almanach der feinen Küche.* Ein Tagebuch der besten französischen Rezepte. (Societäts-Verlag, Frankfurt am Main.)

„Wie kann man gut und reizvoll kochen?" Diese alte und ewig aktuelle Frage beantwortet der Verfasser, indem er sich mit Recht gegen die kulinarische Standardisierung und und gegen den gastronomischen Internationalismus wendet. Bravo! Er sucht praktisch zu beweisen, daß die französische Küche einfach, bescheiden und billig ist. Er redet der sparsamen Hausfrau die Verwendung von Butter, Rahm, Wein und etwas Cognac ins Öhrchen. Er warnt vor dem kulinarischen Snobismus seiner Heimat und zielt damit heimlich auf die Herren Paul Reboux, Maurice des Ombiaux, Curnonsky, Marcel Rouff. Und er schießt damit ein wenig über sein gutes Ziel hinaus — er, der ein Restaurant in London hat und sich seine frischen Steinpilze direkt aus der Gascogne im Flugzeug kommen läßt. Das sind „Gascogner Cadetten", die man sich gern gefallen läßt. Zur Einführung hat sich Boulestin einen Herrn R. C. Samazeuilh verschrieben, und er hat der deutschen, sehr gut ausgestatteten Ausgabe seines Buches ein besonderes Vorwort gewidmet. Um die gute bürgerliche Küche geht der Kampf — und zwar mit Waffen, deren Schlagkraft man gern anerkennt. Achtung! Aus Frankreich kommt der Ruf zur gastronomischen Bescheidenheit, zur gastrosophischen Bescheidung. Das ist das durchaus Neue und entschieden Beachtenswerte. „Das Schlimmste im Leben ist üble Laune und ein verdorbener Magen." Der Satz sei gern unterschrieben. Die Rezepte, durchweg leicht nachzumachen, schließen sich den Jahreszeiten an und übersehen für Deutschland vielleicht nur den einen Umstand: daß Frankreich von der Natur erheblich gesegneter als unser Land ist. Das ist aber auch der einzige Einwand, den man gegen dieses leckere, appetitanreizende Buch erheben kann. Wohlschmeckerisch liest sich jeder Monat hin und kargt nicht mit besten Anregungen. Gutes Essen ist gewiß wichtiger als viele sogenannte „lebenswichtigen Dinge". Der viel gerühmte Brillat-Savarin müßte sich vor diesem Buch verstecken und seiner „Physiologie du goût" nach reichlich einem Jahrhundert die praktische Nutzanwendung des Augenblicks folgen lassen, mit dem beschämenden Eingeständnis: Monsieur Boulestin ist mir zuvorgekommen! Er ist ein Prachtkerl! Er muß sich auch in Deutschland Gehör, d. h. Geschmack verschaffen! Und er wird es zweifelsohne . . . *Munkepunke.*

Ein Ahnherr der Kriegsgewinner.

Es ist immer erfreulich, wenn sich ein großer Industrieller nicht nur mit Geschäftsbüchern, sondern auch mit literarischen Büchern befaßt. Das tut der rheinische Großindustrielle *Otto Wolff* in einem Werke: *Die Geschäfte des Herrn Ouvrard. Das Leben eines genialen Spekulanten* (Rütten und Lœning Verlag, Frankfurt am Main, 1932) — wobei ich nur glaube, daß man mit dem Worte „genial" etwas sparsamer umgehen sollte. Das Buch, auf reichem Quellenmaterial (zum Teil aus der Bibliothek des Herrn Wolff selbst) aufgebaut und sehr schön ausgestattet, liest sich wie ein kulturpolitischer Roman. In der Tat ist auch das Leben Ouvrards wert geschildert zu werden. Viel bewundert und viel gescholten, ist er ein Ahnherr der Heereslieferanten und Kriegsgewinner, wie sie in Revolutions- und Kriegszeiten aufzutauchen pflegen und durch atembezaubernden Aufstieg und tiefen Fall das Interesse von Mit- und Nachwelt fesseln. Schon in der Wahl des Zeitpunkts seiner Geburt war Ouvrard weitblickend: er war ein Revolutionskind. Als Sohn eines bescheidenen Papierfabrikanten in der Provinz gründet er im Alter von 19 Jahren den ersten „Ring", indem er 1789 — klug voraussehend, daß bedrucktes Papier ein Hauptartikel der Revolution sein werde — alle Papiervorräte aufkauft und dabei 300000 Fr. verdient. Nun geht die Spekulation in allen möglichen Artikeln, besonders in solchen des Heeresbedarfs vorwärts, und mit 29 Jahren hält er schon bei 29 Millionen. Aber die Auri sacra fames treibt ihn auf der beschrittenen Bahn weiter. Er macht Geschäfte mit der Politik und Politik mit Geschäften, benützt Weiberröcke und Soutanen, Minister und solche, die es werden wollen, gewinnt Barras und Cambacérès. Nur einen gewinnt er nicht: Napoleon, den Schätzer des Geldes und Verächter der Geldgeber. Für wirtschaftliche und finanzielle Dinge ohne Einsicht und Rücksicht, läßt er Ouvrard wiederholt verhaften und einsperren, wie ja überhaupt im Leben dieses großen Spekulanten, je nach dem Geld- und Galeriebedürfnis der Machthaber, nichts beständig ist als der stete Wechsel zwischen Palais und Schuldturm. Siebenmal saß er darin, einmal fünf Jahre lang. Assignaten, Inflation, Deflation, Reflation und wie alle die schönen Fremdwörter für das einfache deutsche Wort Vermögensverlust heißen mögen — welch „große Zeit" für eine spekulative Begabung vom Range Ouvrards. Liest man die lebendige Schilderung dieser Zeiten, die so viele verwandte Züge mit den unsrigen aufweisen, so wird man wieder einmal gewahr, daß die Geschichte zwar eine glänzende Lehrerin ist, aber leider das Unglück hat, sehr unaufmerksame Schüler zu besitzen. Jedes Geschlecht, ja jeder einzelne schlägt die Bücher der Geschichte frisch auf und macht dieselben Erfahrungen, das heißt: erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht. — Man schreibt das Jahr 1815. Frankreich hatte die Tributlasten — so hießen damals die Reparationen — und die Verpflegungskosten zu bezahlen, mit allen Rückständen die stattliche Summe von $2^1/_2$ Milliarden. Ouvrard schlägt vor, die Schuld von — den Gläubigern bezahlen zu lassen im Wege der Übergabe französischer staatlicher Prioritäten, gesichert durch eine Amortisationskasse, die durch die Einkünfte der staatlichen Forste, allenfalls durch mäßige Steuererhöhungen zu speisen wäre. Mit Hilfe eines Konsortiums, bestehend aus den Häusern Baring in London, Hope in Amsterdam und einigen französischen Bankiers, darunter Jacques Laffite, wird der Plan nach verschiedenen Wendungen und Wandlungen schließlich durchgeführt. Laffite wehrte sich, wie aus seinen kürzlich erschienenen, sehr interessanten, aber von Eitelkeit strotzenden Memoiren hervorgeht, entschieden gegen die Teilnahme Ouvrards und drohte sogar, sich deshalb von der ganzen Operation zurückzuziehen. Wie er überhaupt in seinen Memoiren, die schon durch die Vorbelastung mit der Hypothek der Eitelkeit vielleicht nicht das volle Maß von Glaubwürdigkeit verdienen, Ouvrard sehr von oben herab behandelt und ihm gegenüber mit besonderer Schärfe die Rolle des Begründers des französischen öffentlichen Kredits für sich beansprucht. Dieser ganze Prioritätenstreit um die französischen Prioritäten hat übrigens ein nebensächliches Interesse wie die

meisten derartigen Kämpfe um die geistige Erstgeburt. — Sehr unterhaltend sind, ein halbes Menschenalter später, die Schilderungen über die Leerverkäufe in französischer Rente, die Ouvrard 1830 anläßlich der Juli-Revolution durchführte und damit die Häuser Rothschild, die am Kurse dieser Rente besonders interessiert waren, um 17 Millionen Gulden erleichterte. Er hat damit ein Ideal verwirklicht, das er 1824 bei einem Finanzplan dem Londoner Goldschmidt entwickelt hatte: „Rothschild-Geld in legaler Weise in unsere Kassen umzuleiten." — Im Jahre 1846 stirbt er in London, 76 Jahre alt, wahrscheinlich vermögenslos, unbemerkt. Der Mann, der so viele Spekulationsringe gegründet hatte, vergaß offenbar, einen Ring rechtzeitig ins Meer zu werfen, den Ring des Polykrates. Stellt man schließlich Soll und Haben dieses ungewöhnlich stark bewegten Lebens einander gegenüber und die Gesamtrechnung auf, so wird man das Gefühl eines großen Passivsaldos nicht los. Selbstbewußt, mutig, mit glänzendem finanziellen Spürsinn ausgestattet, fortwährend vom Kitzel der Spekulation als seinem inneren Dämon getrieben, vom Millionenrausch umnebelt, entbehrt er doch des schöpferischen Ideals, das allein Wertbeständiges schaffen und hinterlassen kann. Und so bleibt von diesem Leben, das wie wenige alle sozialen Höhen und Tiefen durchmessen hat, als einziges wertvolles Vermächtnis — ein interessantes Buch.

Rudolf Sieghart

Mark Aldanov: *Eine unsentimentale Reise* (Carl Hanser Verlag, München) Porträts politischer Zeitgenossen von Valera bis Gandhi. Aldanovs Methode (zwischen Intuition und Sachkenntnis richtig pendelnd) ist alt und neu zugleich. Er vertraut seinem Auge, aber er weiß, daß alle tauglicher Zeitdarstellung auf dem Satz fußen muß: „Im Anfang war das Faktum." Von hier mag die Revision der Geschichtsschreibung angehen. Dann wird die „Orientierung im Raum" von selber kommen.

Eine preiswerte Anthologie des modernen englischen Schrifttums ist der

ALBATROSS ALMANAC 1933

Er enthält auf 200 Seiten Erzählungen, Essays, Briefe, Gedichte und Auszüge aus Werken von *Hilaire Belloc, Aldous Huxley, D. H. Lawrence, Charles Morgan, Louis Golding, Liam O'Flaherty, Sinclair Lewis, Katherine Mansfield, Bernard Shaw, James Joyce, Hugh Walpole* und vielen anderen im Originaltext

Preis 80 Pfennig

THE ALBATROSS VERLAG HAMBURG

---

die KATRIN wird Volbert

von Adrienne Thomas. Neue billige, ungekürzte Ausgabe des erfolgreichen, in elf Sprachen übersetzten Liebesromans aus der Kriegszeit, dessen Einfachheit erschüttert. Deutsche Auflage allein 200 Tausend. In Ganzleinen jetzt nur noch 2,85 MARK

Alexander von Rußland: *Einst war ich ein Großfürst* (Paul List Verlag, Leipzig).

Kenner der höfischen Prinzenerziehung werden Parallelen in den anmutigen und lebhaften Schilderungen von Alexanders Jugendzeit entdecken, wie sie auch in anderen Regentenfamilien in den 70er Jahren gebräuchlich waren. Umso lebenswahrer und packender ist der bescheidene und einfache Stil des Autors, da er bei der Marine in der ganzen Welt herumgekommen ist und eine gütige Fee einen guten Schuß gesunden Demokratismus in seine Wiege gelegt hat. Die glückliche Kombination, seine Kindheit in den Bergen, seine Jugend zur See verbracht zu haben, bewirkten seinen weiten Blick und seine Vielseitigkeit. Voll Liebe und Verehrung spricht er von seinem Vater und von Alexander III., die beide tüchtige Männer gewesen sind. Er ist aber nicht nur Prinz, sondern auch Russe, und da erscheinen die Schwermut und die merkwürdige leichte Lebensauffassung im Verein mit starker Vaterlandsliebe: sehr treffend ist Nikolaus II. gezeichnet, der wankelmütige und ängstliche letzte Zar aller Reußen. Offenherzig erzählt Alexander von seiner Abscheu vor dem höfischen Zeremoniell und dem erdrückenden Zwang, den die orthodoxe Kirche insbesonders auf die Prinzen des Hauses Romanow ausgeübt hat. Er scheut sich auch nicht, von seiner Liebe zu einer Dame zu sprechen, die, klüger als er, ihm den Austritt aus der Familie ihretwegen verwehrt hat. Er sieht die Dinge in Rußland kommen. Er will Nikolaus II. helfen. Er kann aber dessen Zaghaftigkeit und vermeintliche Pflichttreue nicht überwinden und sieht seinen Vetter mit offenen Augen in sein Verderben rennen. Richtig erkannt und richtig gewürdigt hat er die Königin Victoria und Eduard VII. sowie Wilhelm II. Die Porträts seiner nächsten Verwandten sind ein Meisterstück an Menschenkenntnis, insbesonders Wladimir und Alexis, die ich, wie die ebenerwähnten, auch gut gekannt und ebenso taxiert habe. Alle die furchtbaren Fehler, die der unglückliche Nikolaus II. und dessen schlecht gewählten Berater gemacht haben, gesteht er unumwunden ein, sucht aber in liebenswürdiger Weise sie als verzeihliche menschliche Schwäche darzustellen. Man gewinnt einen Einblick — von berufener Seite — in die Verhältnisse am Hofe in Petersburg und dankt dem Autor für seine Aufrichtigkeit. Gerade seine liberalen Anschauungen ermöglichen es ihm, die Spreu vom Weizen zu scheiden: einerseits den Finger auf sonst verdeckte Wunden zu legen, anderseits aber jene Menschen, die durch ihre Erziehung in einer fremden Welt leben, uns doch menschlich nahezubringen. Ich wünschte, Alexander zu begegnen und ihm die Hand zu schütteln, denn geistig Verwandtes ist in uns beide gelegt worden. *Leopold Wölfling*

Oskar Maria Graf: *Einer gegen Alle*, Roman (Verlag Universitas, Berlin).

Der eine ist der vermißt gemeldete bayrische Infanterist Georg Löffler, der zwar zurückgekehrt ist, aber nicht heimfinden kann. Wie ein Ausgestoßener kampiert er im Dachauer Moos, strolcht umher, schlägt sich ins Vogtland durch, zu Max Hölz. Gendarmen, die ihn aufhalten wollen, wirft er eine Ladung Pfeffer in die Augen, und auch auf das eine oder andere Menschenleben kommt es ihm nicht an: „Hundertmal hatte er im Kriege das gleiche getan." In Sachsen angekommen, stellt er sich keineswegs dem politischen Kampf. Gewissenlos nutzt er die allgemeine Erregung zu seinem persönlichen Vorteil. Überfälle und Einbrüche verschaffen ihm riesige Beute. In diesem dumpfen Bauernburschen kann der Krieg nicht zur Ruhe kommen, Tag und Nacht ächzt er dahin unter seinem Alp, der ihn begleitet wie ein zweites Ich. Und „Krieg, das war anfangs gewiß etwas Gemeinschaftliches, nach und nach versandete er zu einem verstreuten Kämpfen des Einzelnen gegen die alltägliche Gefahr, und zum Schluß werkelte jeder losgelöst von allen im leeren Nichts. Da begann die fressende, uferlose Melancholie". Diesem Manne ist das Leben sinnlos geworden, jedes Leben für immer. Wohl geht er gegen die Ordnung an. Aber er ist kein Aufrührer. Er ist ein Verirrter. Er hat den Zusammenhang aller Dinge verloren. Sein Los ist schauerliche Einsamkeit. Sogar seine Verbrechen bringen ihm keine Selbstbefreiung; auch sie bedeuten ihm nichts. Weite Räume durchwandert er und dreht sich doch immer im Kreise. Ein unsichtbarer Käfig hält ihn gefangen, gegen dessen Stäbe er trostlos-vergeblich anrennt. Als er schließlich geschnappt und tatsächlich ins Gefängnis geworfen ist, ficht ihn der Zwang nicht an. War sein Leid namenlos, will auch er namenlos sein: das ist seine Genugtuung. Die Justizmaschine ist ratlos; gegen Unbekannt kann kein Verfahren eröffnet werden. Aber er schließt es selbst: steigt in der Zelle auf den Abort, steckt den Kopf zwischen die am Leitungsrohr aufgehängten Hosenträger und springt ab. Sein Tod ist so primitiv und banal wie sein ganzes verpfuschtes Dasein. Zwei Ereignisse haben ihn aus der Bahn geworfen. Das eine: der Krieg. Das andere: daß er einmal zu Ende war. „Einer gegen Alle" ist keine angenehme Kost; sie schmeckt bitter wie Medizin. Doch sie ist heilsam wie diese. Man wird das Buch mißverstehen und angreifen. Schon deshalb, weil niemand den Helden lieben kann. Aber seine Geschichte ist ein Meisterwerk von düster schwelender Glut, dessen Feuer nicht schnell verlöschen wird. Dieser eine ist ja nicht der Einzige, mag auch nicht jeder seiner Schicksalsgefährten so folgerichtig den Weg ohne Ziel bis zur Vernichtung gegangen sein. *Herbert Günther*

Hermann Kesten: *Der Scharlatan.* Roman (Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin).
Am Schluß des Romans ruft einer dem andern zu: Scharlatan — und beide zusammen rufen es einem dritten zu: Scharlatan. Drei Scharlatane? Noch mehr. Sie alle, die Hermann Kesten in drei Jahren durch alle Berufe und Schichten unserer Zeit mit einem atemlosen Furioso hetzt, sie alle gehören zu denen, die mehr versprechen, als sie wissen und können. Lauter Scharlatane, ohne daß sie es ahnen. Ein mitleidloser Roman, aber aus der Liebe zu den Menschen heraus. Wie stehen sie da arm und verloren in der unvergänglichen Schönheit der Landschaft! Wie sind sie die einzigen Dissonanzen in der gewaltigen Symphonie und Harmonie der Schöpfung! Mit einem Gelächter voll Trauer, die ihre Erkenntnisse bis zu Ende denkt, zeigt Kesten, wie die Menschen sich wandeln, sich in ihr Gegenteil verkehren, wie sie wechseln „von Frist zu Frist Aussehen, Gestalt, Person, Seele, ihren Wert, ihre Bedeutung, ja, sie verlieren sogar ihre Unterschiede. Der Schuft von heute ist morgen ein Gerechter, der Gerechte von gestern ist heute ein Schuft. Und morgen? Niemand weiß es. Woran soll man sich halten? Gibt es eine Kenntnis und Lehre von der Seele und ihren Verwandlungen? Oder sind wir alle betrogene Betrüger, unbelehrte Lehrer, fremde Vertraute, benannte Namenlose, gezählte Unzählige? Haben die meisten Paß und Dokumente und keiner eine unverwechselbare Seele?" Aber Kesten ist kein Verzweifelnder, der sich an der Untergangsstimmung wie an einem schweren Wein betrinkt. Nein — und das gibt dem Roman seine beispielhafte Bedeutung — hier kämpft die Enttäuschung, der Nihilismus der Dreißigjährigen von heute, aus vielen Wunden blutend, um ein neues Weltbild, um eine neue Gläubigkeit. Erregend der Stil, in dem Kesten erzählt. Vorgänge und Menschen werden nah und fern zugleich. Wie durch ein Fenster, durch das man aus dem Dunkel ins Helle blickt, ergeht es dem Leser. Was er gewahrt, ist blutvoll wirklich und seltsam puppenhaft zugleich. Überhaupt ist dieses „Zugleich" das, was das Wesen Hermann Kestens ausmacht: das Lächerliche und das Traurige ist ihm eine untrennbare Einheit, sie heißt Leben. *Oskar Maurus Fontana*

George Grosz: *Der große Zeitvertreib* (Müller & Kiepenheuer, Potsdam).
Eine neue, nicht sehr lange Folge von Zeichnungen eines der wenigen deutschen Künstler, die internationale Geltung haben. Als die Blätter erschienen, kam die Nachricht, daß Groß nun definitiv nach Amerika übersiedeln wird, und nur aus dem Grund, weil ein international geltender Künstler in Deutschland sich nicht mehr die Butter aufs Brot verdienen kann. Drüben erwartet ihn eine ausdrücklich für ihn eingerichtete Zeichenschule. Wahrscheinlich wäre er in Deutschland mit einem geringen Teil der Freudigkeit zufrieden gewesen, mit der man ihn drüben empfangen hat — wenn man überhaupt eine solche Freudigkeit aufgebracht hätte. Wenn unsere sogenannten Verantwortlichen auch nur das geringste Gefühl für das von ihnen „souverän" beackerte Gebiet Kulturpolitik hätten, würden sie unserm an Begabungen so entsetzlich armen Land einen Künstler und Menschen wie Groß unter allen Umständen erhalten haben. Wenn es überhaupt einem Regierenden gegeben wäre, aus Zeichnungen die Zukunft zu erkennen: Groß hat seit dem Kriegsende auf hundert und aberhundert Blättern geschildert und — gewarnt. Von den unvergeßlichen Mappen *Gott mit uns* und *Ecce homo* über das *Gesicht der herrschenden Klasse* und *Abrechnung folgt* bis zum *Spießerspiegel* und *Über alles die Liebe* — wer Augen hatte zu sehen, wußte, daß die augenblicklich zu absolvierenden Glücksjahre bevorstanden und — zu vermeiden waren. (Man vertiefe sich noch einmal in das „Gesicht der herrschenden Klasse".) — Seine neuesten Zeichnungen schließen sich an Eindringlichkeit den früheren Zyklen an. Man braucht nur einen Blick auf die vermickerten Kinder zu werfen, die das Soldatenspielen nicht lassen können — um verzweifeln zu müssen vor dem Cassandra-Schicksal des großen Geistes, der unzähliges Leid hätte abwenden können, wenn man seinen Visionen geglaubt hätte! — Peter Pons hat die Unterschriften der Bilder verfaßt, irrtümlicherweise in Gedichtform. Die Titelzeile hätte genügt. *Hans Rothe*

Vargas Vila: *Die neunte Symphonie* (Eden-Verlag).
Wir wissen wenig vom Schaffen latein-amerikanischer Autoren. Hier ist noch ganz großbürgerliche Atmosphäre. Die Literatur ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zugewandt einer Artistik, die in sich Schwebe und Genügen findet. Ein Muster dafür ist der Columbier Vargas Vila, der, nach seinen Auflageziffern zu urteilen, fast die gesamte Leserschaft der gebildeten Schichten für sich haben muß. G. H. Neuendorff bringt in einer sprachlich sehr nuancierten Übersetzung „Die Neunte Symphonie" des Autors heraus. Das Buch ist eine der merkwürdigsten Begegnungen. Man gerät hinein wie in einen überhitzten Saal. Es flimmert von Farben, es schäumt von Wort-Räuschen, es hat eine übersteigerte exotische Schwüle, die nicht immer ertragbar ist. Aber es interessiert zu sehen, wie hier, fern von jeder modernen Skepsis oder Weltuntergangsstimmung, eine Welt aufgebaut wird, die Welt eines Musikers, der Kunst, Liebe, Politik und Tod so egozentrisch und orgiastisch zugleich erlebt, wie das sonst noch kaum auf der Welt irgendwo möglich ist. — *r* —

J. Jastrow: *Weltgeschichte in einem Band* (Ullstein-Verlag).

Ein bescheidener, sprachlich unambitionierter und nichts als wissender Mann versucht den jungen Leuten in einem Vademecum die Zusammenhänge der Weltgeschichte zu erklären. Was kommt heraus ? Ein Werk, das in seiner Voraussetzungslosigkeit das Gesicht der Gü e trägt. Sein Gelehrtendeutsch hat — wie immer, wenn sich der Zwang zur Abkürzung mit dem originalen Anschauen begegnet — Charakter. („Dichter der Weltliteratur hat ein protestantisches Land erst spät hervorgebracht ; dann aber : Shakespeare und Milton.") Und der Verfasser ahnt kaum, an welchen Abhängen ihn seine Abneigung gegen moralische Verfälschungen entlang führt — ein koketter, tendenziöser Schritt weiter, und er läge im kulturbolschewistischen Graben. Daß er dieses Schritts nicht fähig ist und lächelnd (nicht ohne Bosheit) immer im Schutz der Tatbestände bleibt, bringt ihn in Nähe zu den Größten. Er ist Aufschreiber — wieviel Umwälzendes ist damit gesagt! So wenn er auf den drei Seiten, mit den bei ihm die französische Revolution ihr Auslangen finden muß, sagt: „Die Masse, aus der Not heraus mit Forderungen vorstürmend . . . war von den Verheißungsbildern beeinflußt, die, tröstend oder aufwiegelnd, die Jahrhunderte hindurch eine geschriebene oder gesprochene Literatur gebildet hatten. Von den Vätern der Revolution wurden diese Anläufe als störende Pöbelexzesse beschrieben — ebenso wie die Revolution von den Entthronten der Gesellschaft". (So gibt ein gütiger Lehrer dem reaktionären Schüler Antwort.) Oder wenn er den Siebenjährigen Krieg mit ein paar Zeilen abtut, um dagegen in das Dunkel der Völkerwanderung reiches Licht zu bringen. Am hübschesten aber sind seine „gedrängten Übersichten". Was kann ein Wissender mit Ziffern und Schlagworten nicht alles sagen! Man nehme die Übersicht „Burgund". Das Neue darin ist, daß er diesen Begriff — und dahin führt ja der Sinn der Bildung! — nicht allein von der territorialen und historischen, sondern auch von der assoziativen Seite faßt, so daß etwa als Merkworte nebeneinander stehen: Freigrafschaft Burgund und Burgunder Wein. Stenographierte Fülle statt opalisiernder Dürftigkeit. Ich beneide die Schüler, die aus diesem Lehrbuch der Zusammenhänge ihr erstes Wissen holen dürfen. Wahrscheinlich wendet sich der Autor im Vorwort aus einer Art Verzweiflung an sie. Er weiß, daß er in seinem Werk, für den Geschmack der Väter, der Phrase zu wenig entgegengekommen ist. *Anton Kuh.*

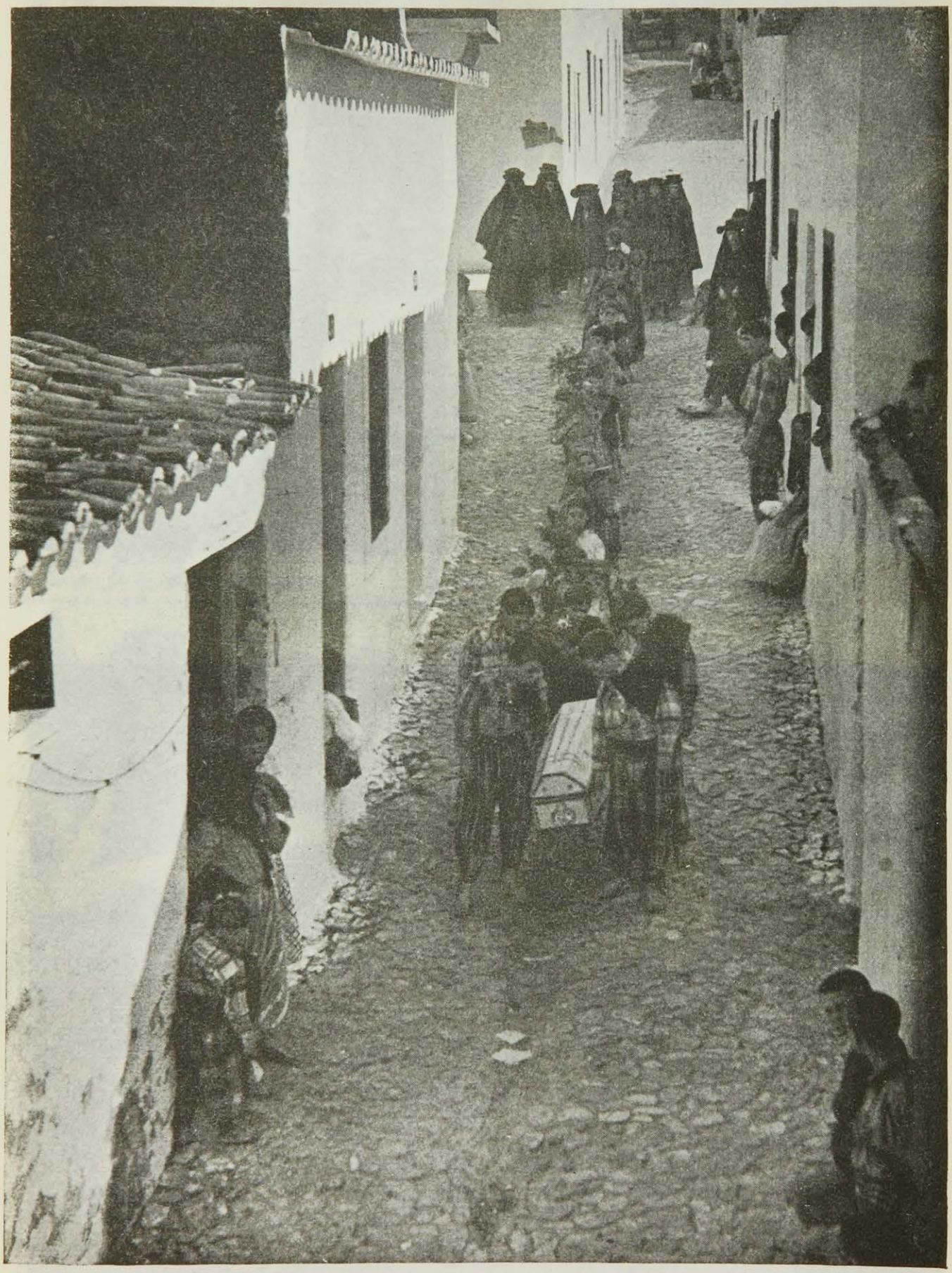
Egon Friedell: *Kulturgeschichte der Neuzeit. III. Band : Vom Wiener Kongreß bis zum Weltkrieg* (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München).

Bei Gelegenheit der Aphorismen von Egon Friedell, die dieses Heft einleiten, sei auf seine aphoristische Kulturgeschichte hingewiesen, deren dritter Band hier noch nicht angezeigt wurde — aphoristisch im Sinne jener Aphorismen zur Lebensweisheit, die aus dem Philosophen Schopenhauer einen Sozialpädagogen machten, und zwar einen mit System. Auch Egon Friedells Aphorismen zur Kulturweisheit sind keine Gedankensplitter, sondern Gedanken, auch sie folgen einem System, das der Verfasser mit ironischem Stolz das unwissenschaftliche nennt. Man darf sich durch dieses Programm nicht verführen lassen, nichts als vergnügliche Paradoxe in diesem Werk zu suchen: es ist vielmehr von jener heiter-klaren Gescheitheit geschrieben, der die Weltbetrachtung die Weltanschauung ersetzt, von einem skeptischen, doch weltfrohen Geist, der ein Dilettant ist im besten, im Goetheschen Sinn des Wortes, also ein Amateur und Vielversteher. Und wenn, wie Kant meint, Kunst nichts andres ist als ein Spiel der Sinnlichkeit, geordnet durch den Verstand — so liegt hier ein Kunstwerk vor, mit einer Leichtigkeit gefügt und zu genießen, wie sie etwa dem von Friedell bewunderten Meister Wilhelm Busch gelang. Vor allem gilt das für den Stil der Darstellung, deren Definitionen ebenso scharf wie subtil sind. In dieser Nichtillustrierten Kulturgeschichte, die eben deswegen um so plastischer Kleidermoden, malerische Gegenstände, das Wesen des Impressionismus oder die Schlacht bei Königgrätz wiederzugeben weiß, gelingt es dem Dr. phil. Friedell, das spezifische Gewicht der deutschen Sprache zu erleichtern. *V. W.*

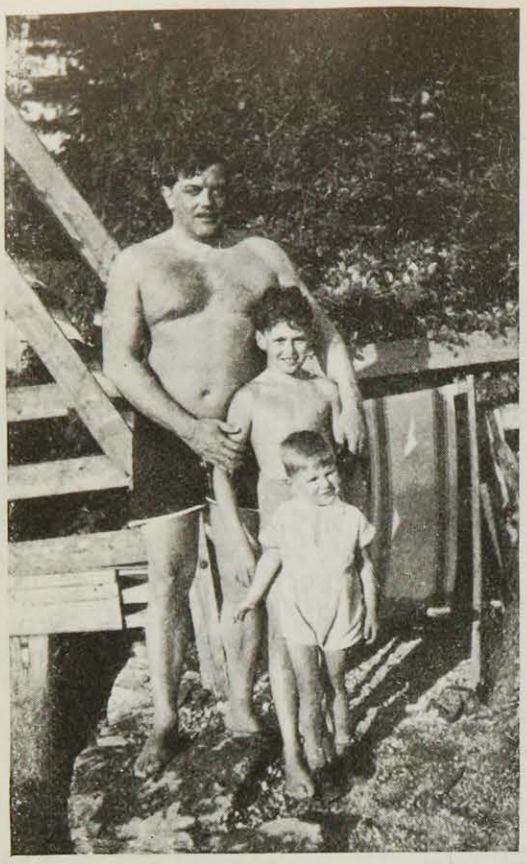
Verantwortlich für die Redaktion : Victor Wittner, Berlin - Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Kraus, Berlin. — Nachdruck verboten.

Zuschriften nur an die Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22—26

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag. — Der Querschnitt erscheint zwischen dem 8. und dem 15. jeden Monats und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste.



Leichenzug in Portugal



Richard Billinger,
der Kleistpreisträger

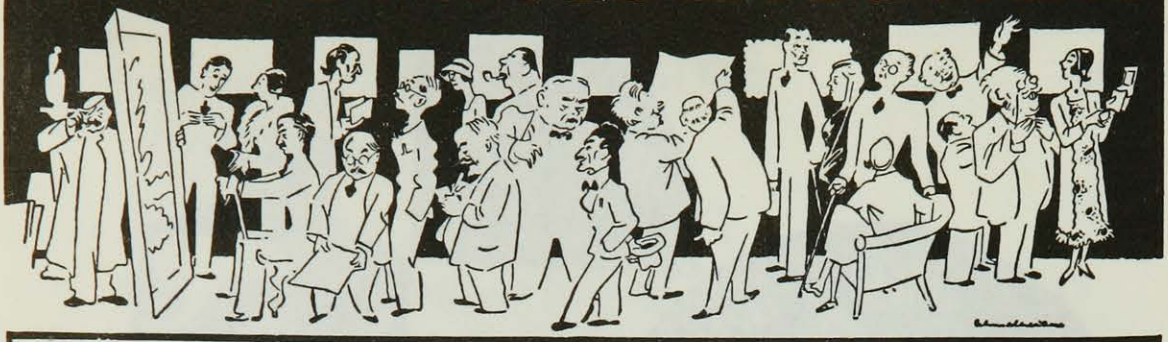
Rud. Großmann

Olaf Gulbransson

Keystone

Diplomat bei Morgenübungen

KUNST *und* AUKTIONEN



Museum der Gegenwart
Die reichillustr. Zeitschrift für moderne Kunst
Herausgeber Ludwig Justi. Jährlich M 5.—
ERNST RATHENAU VERLAG
Charlottenburg 2, Fasanenstraße 85

Gemälde
alter Meister
KUNSTHAUS MALMEDÉ
Köln a. Rh., Unter Sachsenhausen 33

Zeitgenössische Kunst
Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.
GALERIE FERDINAND MÖLLER
Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde
moderner Meister
GALERIE WEBER
Berlin W 35, Derfflingerstraße 28

Erste deutsche
Rassehunde-
Zuchtanstalt und Hdlg.
Arthur Seyfarth, Bad Köstritz 88
(Thüringen) Gegründet 1864
Salon-, Wach-, Schutz-, Polizei- und Jagdhunde.
Versand nach allen Weltteilen. Illustrierter Prachtkatalog mit Preisverzeichnis und Beschreibung der Rassen 1 M (Marken)

Der Querschnitt von
AROSA:
DAS NEUE WALDHOTEL
Einheitspreis M 15.— bei voller Pension

Erfolgreiche, diskrete Eheanbahnung gebildeter Kreise, jede Religion, seit 1912
„empfange persönlich"
täglich bis 5 Uhr
Freifrau v. Coburg
nach Verständigung
gewissenhafte und individuelle Behandlung. Berlin-Schöneberg 1, Grunewaldstraße 19. B 6, Cornelius 0844

KUNST-
UND
GEWERBESCHULE
MAINZ
VERLANGEN SIE
DRUCKSACHEN

Eine schmerzlose glatte Rasur für 1¼ Pfennig

Soviel kostet nämlich nur eine Rasur mit **PERI RASIER-CREME**. Sie sind schnell, glatt und schmerzfrei rasiert und sehen hinterher verjüngt und gepflegt aus. **PERI RASIER-CREME** schont infolge ihrer barterweichenden Wirkung die Klinge und verdoppelt dadurch ihre Lebensdauer. Wenn Sie außerdem noch die extra dünne, scharfe **PERI** Rasierklinge nehmen, dann werden Sie zum echten, immerfrohen Perianer! **PERI RASIER-CREME** in Tuben zu 50 Pfennig und 1.25 RM.

PERI RASIER-CREME

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A. M., PARIS, LONDON

DER QUERSCHNITT

13. Jahrgang Berlin, Februar 1933 Heft 2

INHALT

Dane Yorke: Aufstieg und Niedergang des Grammophons 77
André Gide: Chopin, wie ich ihn höre. 83
Walter Seidl: Wagner, heute gesehen 88
Prinz Wilhelm von Schweden: Der Stier hat keine Lust . 92
Gregor Land: Der Sport und die Langeweile 98
Richard P. Müller: Als Taxi-Führer in New York 101
Lionello Fiumi: Die Banane 106
René Maria Rilke: Das Rebhuhn 106
Herbert Eulenberg: Das Essen 107
Max Jacob: Man speist auswärts 112
André Maurois: Schwarze Masken 116
Emmerich Laschitz: Erlebnisse eines Frauendarstellers . . 119
Daniel Spitzer: Wagners „Walküre“ 121
S. v. Radecki: Über das Aussprechen gewisser Worte . . 122

Marginalien:

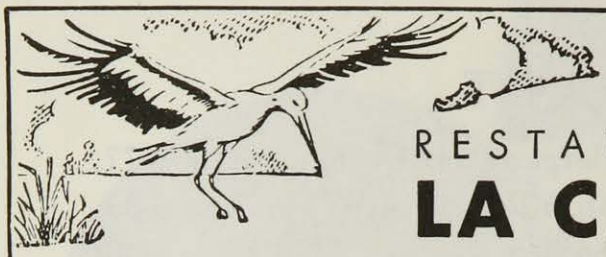
Gertrud Bückle: Als Droschkenschofföse in Berlin / Graf Wolf Baudissin: Müssen billige Sachen häßlich sein? / Die Krise des Ehrenworts / Ramón Gómez de la Serna: Greguerias / Herbert v. Hindenburg: Winter am Mittelmeer / Toni Hyrkan: Kleine Gedichte / Ottomar Starke: Maskeraden / Max Ulmau: Das Lachzeichen / Pachmann, Chopin und der Tod / Darf man Bier aus Gläsern trinken? / Feindliche Visitenkarten / Anekdoten / Hans Rothe: Coward und Lubitsch / Scipio: Der Mann, der den Goncourtpreis nicht bekam / Ernst Schwenk: Neue Erzähler / Kammersänger Kirchhoff, Hauptmann Köhl, Eduard v. d. Heydt, Hans Georg Brenner, Leo Lania: Bücher-Querschnitt / Felix Stössinger: Entdeckungen auf Schallplatten (Tosti)

Umschlagbild nach einer Lithographie von Daumier

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1933 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



RESTAURANT

LA CIGOGNE

PARIS

Restaurant, Dancing, Vorführungen, Amerikan Bar, Soupers. 27, Rue Bréa Centrum des Montparnasse, die ganze Nacht geöffnet.

CAFÉ—BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain
PARIS
Zentrum des
MONTPARNASSE

Le Dôme

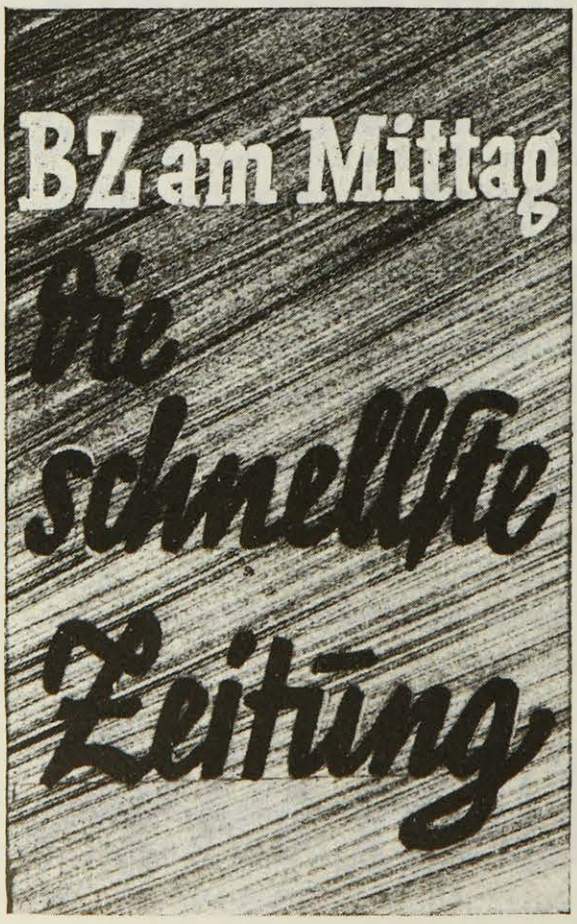
Rendez-vous international des artistes.

Ouvert toute la nuit!

RESTAURANT **BOSC**

Paris, 135, Avenue Malakoff (Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.
Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.



Autographen und
Städte-Ansichten
aller Zeiten und Länder

J. A. STARGARDT
Berlin W 35, Derfflingerstr. 4
KATALOGE ZU DIENSTEN

Bei Verstopfung

RM. 1,25

chronischen Verdauungsbeschwerden, Blähungen und Fettsucht verlangen Sie in der Apotheke aber nur

H. W. M. Kräutertabletten 86

ca 90 Tabl.

vollkommen unschädlich, da reines Naturprodukt. Bestimmung aus Packung ersichtlich.

H. O. Albert Weber, Magdeburg

George Grosz

— Sehn Sie, Gnädigste, ich ziehe Grammophon und Radio vor, denn da wird man nicht abgelenkt von der Musik durch den Anblick miekriger Musiker.

Aufstieg und Niedergang des Grammophons

Von

Dane Yorke

Wie das alte Gallien, so bestand das Grammophongeschäft jahrelang aus drei Teilen — aus *Edison*, *Columbia* und *Victor*. Es trug ihnen die Kleinigkeit von zusammen 125 Dollarmillionen jährlich ein. Es waren glückliche Zeiten.

Das Grammophon wurde im Studierzimmer von Thomas *A. Edison* geboren. Als der im Jahre 1877 seine Erfindung veröffentlichte, war die Sache so neu, daß das Patentamt überhaupt nichts dazu zu sagen wußte. Edison war einfach darauf gestoßen bei anderen Arbeiten. Es war ihm ein Spiel, wenn er sich selber das schöne Lied „Mary mit dem Lämmchen" singen hörte. Erst 1885 entwickelte er die Sache kaufmännisch; die Konkurrenz, die berühmten Volta-Werke, waren ihm vorangegangen.

Das Hirn hinter dieser Volta-Werkstätte war *Alexander Graham Bell*, der Vater des Telephons, zusammen mit seinem Bruder Chichester Bell und mit Sumner Tainter. Sie gründeten 1884 ihre „American Graphophon-Company" zur Ausgestaltung ihres Apparates mit dem Wachszylinder. Die Gesellschaft wandelte sich bald zu der berühmten „Columbia", und alsbald begann auch der Kampf, der nach etlichen 20 Prozessen 1890 zu einem Abkommen zwischen Edison und Bell-Columbia führte.

Aber die Dividenden blieben noch aus; die Möglichkeit der häuslichen Unterhaltung war noch nicht erkannt. Damals spielte der neue Apparat in Bars, in Wartesälen, in Bordellen und wohlfeilen Vergnügungsstätten. Wer hören wollte, der führte zwei Gummischläuche an die Ohren, warf seinen Nickel ein und vernahm dann begeistert den schrillen Zaubersang, die Humoreske oder einen schmetternden Militärmarsch. Es war herrlich, ein Spielzeug und ein Wunder der Forschung zugleich. Doch ein Musikinstrument war es keinesfalls. Man kaufte es in Eisengeschäften, in Spielwarenhandlungen, in Fahrradläden und zwischen Nähmaschinen. Ein Musikalienhändler hätte eine Nachfrage als Beleidigung empfunden.

Dann betrat ein dritter Erfinder den Schauplatz: *Emil Berliner*, in Deutschland geboren, in den USA. naturalisiert. Er hatte das Telephon vervollkommnet, jetzt interessierte er sich für den Phonographen, erfand sein „Grammophon", das anstatt der Edison- und Bell-Zylinder Platten verwendete. Berliner führte seine Erfindung schon 1888 dem Franklin-Institut in Philadelphia vor, 1890 führte er sie in den Handel ein: aber erst nach fünf Jahren erhielt er das amerikanische Patent, rund zwanzig Jahre nach dem Phonographen! 1896 entbrannte der Kampf: Platte gegen Zylinder — denn keiner der beiden Apparate konnte mit den feindlichen Typen betrieben werden. Nach zwanzig Jahren hatte die Platte endgültig gesiegt. Der Sieger war zugleich der Vorkämpfer auf dem Gebiet des Verkaufes gewesen. Berliner hatte seine Rechte einer New-Yorker sogenannten „National-Grammophon-Company" übertragen; in ihrem Schoße erwuchs, in einem unbekannt gebliebenen Reklamegenie, der Gedanke: „Das Grammophon in das Heim!" Er offenbarte sich sogleich in ganzseitigen Inseraten der Magazine. Die erste Anpreisung redete von „einer Sprechmaschine, die Gespräche spricht, so daß sie in einem großen Salon ausgezeichnet gehört werden können". Die Erfindung wolle „ausschließlich die Unterhaltung im häuslichen Kreise". Die Platten maßen ungefähr sechs Zoll im Durchmesser, also etwa die Hälfte der heutigen; sie waren aus gehärtetem Guttapercha. Edisons Zylinder waren zerbrechlich, das Grammophon stellte sich als „praktisch unzerstörbar" vor.

Die Reklame zog und wurde geschickt ausgebildet. Bei der Einfachheit der Anwendung konnte ein Plattenapparat zu fünfzehn Dollar hergestellt werden, während Edison und Columbia Preise von vierzig Dollar aufwärts stellten. Natürlich sahen diese das Grammophon als Ramschware an. Als Erwiderung brachte „Grammophon" die Worte eines damals allbekannten New-Yorkers: „Bestes Mittel, Freunde und Angehörige zu unterhalten!" Dann, bald brachte Grammophon den berühmten Schauspieler Joe Jefferson in seinem Zugstück „Rip van Winkle" mit Jeffersons Namenszug auf den Platten — was die Edison-Zylinder nicht nachahmen konnten! Von 1896 bis 1900 hatte also die Gesellschaft die drei dauernden Grundlagen des Grammophon-Geschäftes entdeckt; Heim, Star und Ratenzahlung.

„Columbia" antwortete mit dem Rechtsweg. Durch Überrumpelung irgendeiner Art wurde die Grammophon-Gesellschaft zur Anerkennung eines Urteils gebracht, das einen Eingriff in Bellsche Patente feststellte — Berliner, der eigentliche Erfinder, erfuhr nichts von der Sache. Der Name „Grammophon" wurde fallengelassen, er lebt heute noch in Europa fort, und beide Gesellschaften verschmolzen praktisch für den Handel. Dies war 1900. Im folgenden Jahr begann beider Überwinder, die „Victor Company".

Diese Gesellschaft erst erhob den Phonographen zum Range des Musikinstru-

mentes. Seine Geschichte ist fortan die der neuen Companie und ihres Gründers *Eldridge R. Johnson*. Der Mann begann als Mechaniker mit 2 Dollar 50 im Tage, er führte dann einen kleinen Maschinenladen in einem Hintergebäude zu Camden im Staate New York und wurde bekannt als Modellbauer. Einen der frühen Berliner-Apparate, den er zur Reparatur erhielt, beschrieb er als „einen bös erkälteten Papagei". Doch stellte er schon bald Grammophone für die Gesellschaft her. Er verbesserte sie dann, und da er keine Sänger bezahlen konnte, experimentierte er mit seiner eigenen Stimme. Sein erster Erfolg war eine Schlagerplatte „I Guess I'll to Telegraphe My Baby"! Daraufhin schickte ihm Berliner selber einen Mitarbeiter in die Lehre.

Johnson finanzierte sein Unternehmen mit kleinen Anleihen, manche seiner Angestellten ließen einen Teil ihres Gehaltes bei ihm stehen. Berliners finanzieller Untergang machte auch ihn schwanken, doch blieb er schließlich aufrecht, der Name Victor-Company soll seinem damaligen Siegesgefühl entstammen. Die Leute, die er auf der Straße angepumpt hatte, wurden belohnt, einer der Teilhaber soll mit zweitausend Dollar Einlage ein sechsstelliges Vermögen erworben haben. Im Jahre 1901 war die „Victor-Talking-Machine-Company" endgültig organisiert. Ihre Geschichte ist selbst in Amerika einzig. Johnson behielt das Ruder in der Hand, seine Aktionäre waren seine alten Angestellten, die treu und ehrlich dem Werke anhingen. Die Victor-Gesellschaft war eine rara avis, ein seltener Vogel.

Die Buffalo-Pan-Amerika-Ausstellung von 1901 brachte Victor einen Umsatz von 2000000 Dollar im Ausstellungsjahr. Über 10000 Kleinhändler und sogar die berühmten Lyon & Healy, Chicagos größtes Musikhaus, vertrieben jetzt seine Platten — wie es heißt, nach einer ganzen langen Nacht der Unterhandlung mit dem Grammophonmacher.

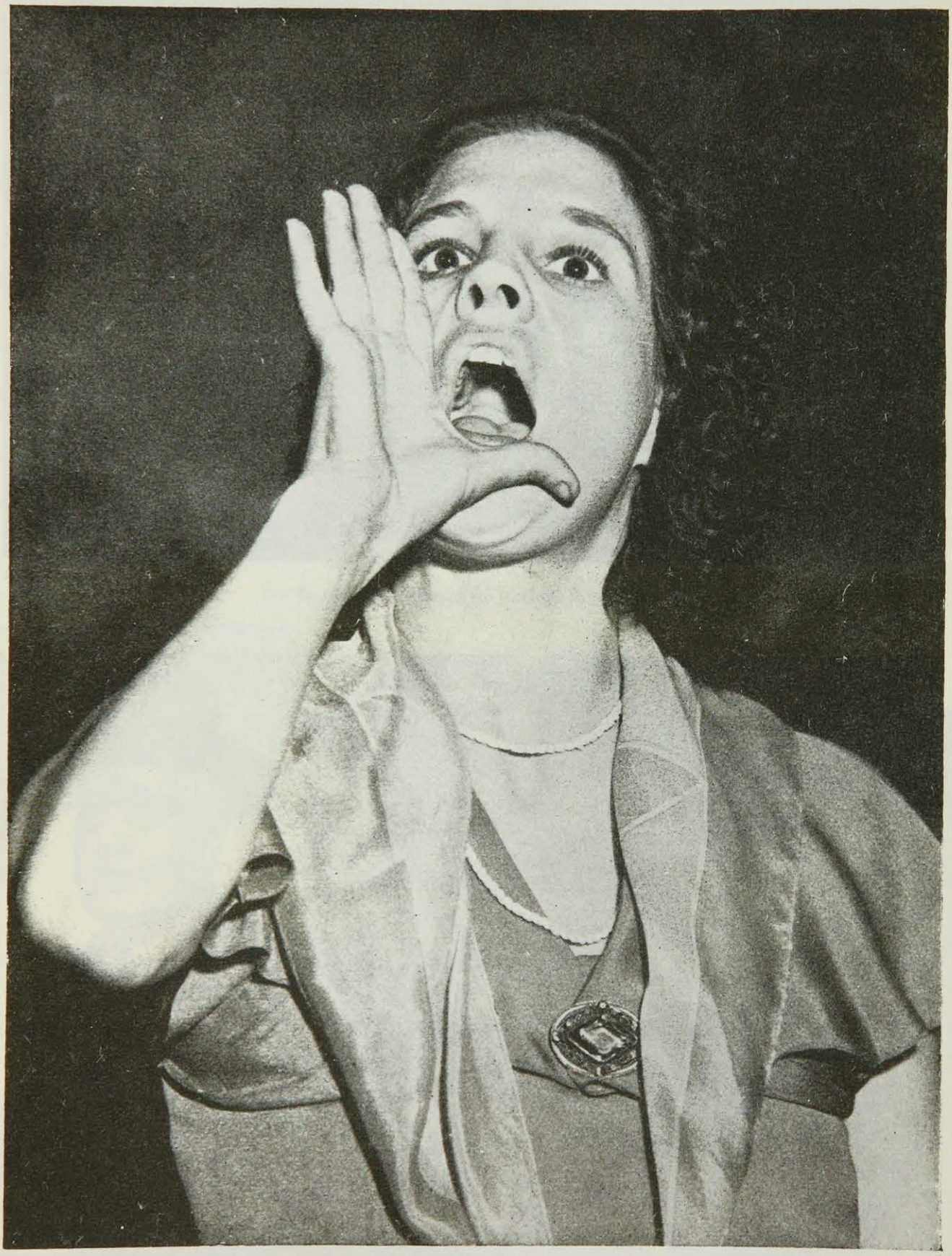
Edison, viel beschäftigt, war diese Entwicklung wohl entgangen: um so weniger aber *Edward D. Easten* — dem Herrn der Columbia. Easten, ein geborener Yankee, war Stenograph in Washington gewesen, für seine berühmte Reportage des Star-Route-Falles hatte er 50000 Dollar erhalten, mit denen er die Columbia gründete. Er sah den Phonographen als eine Diktiermaschine an, welche die Stenographie verdrängen würde. Easten war ein schlauer Mann, er jedenfalls war der Urheber der — bereits berichteten — Überlistung Berliners. Als der Fischzug durch Victor gestört wurde, begann Easton Zylinder und Platte zusammenzuraffen: als Victor, ein Jahr nach der Buffalo-Ausstellung, Kubelik, Calvé, Plancon brachte, reproduzierte Easten unter anderem die Schumann-Heink und Sembrich. Damit begann ein lustiger Inseratenkrieg. Sarah Bernhardt und Adelina Patti ertönten auf Victor. Und 1904 mietete dieser die ganze Rückseite der Saturday-Evening-Post für den April und seine Anzeige eines ausschließlichen Abkommens mit Caruso, dem neuen Stern! Victor war damals erst fünf Jahre alt und Columbia zwanzig, sein Gewinn aber erreichte mit drei Millionen mehr als das Zweieinhalbfache Columbias. Jetzt endlich brachte auch die letztere ausschließlich Platten, der Zylinder blieb Edison und dem mittleren Westen überlassen.

Der europäische Erfolg von „Grammophon" war ein weiterer Vorsprung. Hier hatte die Musikwelt ihr Interesse der Platte zugewendet, die größten Sänger waren von den deutschen und englischen Tochterunternehmen beigebracht worden. Sogar der berühmte Foxterrier stammte von einem Londoner Künstler, er war auf der

Ausstellung der Royal Academy zurückgewiesen worden, die Londoner Grammophon zahlte dann hundert Pfund für das geistige Eigentum, und Emil Berliner persönlich bestimmte den Hund zur Handelsmarke mit der bekannten Umschrift. Das geschah schon 1900 im Juli, und nach sechs Jahren erst machte Victor einen neuen großen Schritt. Bis jetzt war der Trichter in allen Materien und Größen die Marke gewesen: Victor stülpte das Rohr praktisch um, nach unten und nach innen in ein Gehäuse hinein. Das Grammophon war damit ein Möbelstück geworden, und auch sein Preis war zunächst der eines Möbels. Der neue „Victrola"-Apparat kostete 200 Dollar! Die Händler erschauerten, einer von ihnen stellte den Apparat als große Geste aus und war sehr erstaunt, als er dann doch gekauft und immer wieder gekauft wurde. Victrola-Kabinet wurde so erfolgreich, daß der Name von der Fotografie für „Kabinet"-Bilder übernommen wurde. Bei Edison herrschte Bestürzung, erst nach sieben Jahren wurde der Alte von seinen Direktoren überstimmt: im Oktober 1913 inserierte „Mister Edison den nun ganz vervollkommneten Phonographen als echtes hochwertiges Musikinstrument" mit „unzerstörbaren" Platten. Es war, nach Wortlaut und Sache, der Apparat Berliners!

Das Geschäft war nun konzentriert; Victor in Führung, Columbia eine Nasenlänge hinter ihm, und Edison weit zurückbleibend im Verkauf. In seinen ersten zehn Jahren hatte Victor ein Kapital von acht Millionen erreicht, das er in den folgenden zwei Jahren verdoppelte: er zahlte nun 77 vH. Dividende. Trotz ihrer Bekehrung zum Möbel und zur Platte kam die Edison aber nicht ganz mit. Edison persönlich wollte alles beherrschen, er entschied über jede Aufnahme, Sänger wie Musikstücke, und seine Entscheidung war, wie es hieß, rein persönlich. Auch behauptete man, er verwende die Gewinne für andere kostspielige Experimente. Immerhin war sein Geschäft in dieser Zeit nicht schlecht, und das Heer seiner amerikanischen Verkäufer trieb einen Kultus mit seinem Namen — dem einzigen Eigennamen, den es jemals in diesem Geschäftszweig gegeben hat! Sein Modell zum Preise von 285 Dollar wurde als Mister Edisons eigenes, von ihm selbst geprüftes Musikinstrument angepriesen, eines Erfinders also, der, wie alle wußten, stocktaub geworden war! Columbia wieder führte die doppelseitigen Platten ein, doch Victor hatte eine bessere Nase; mit seinen großen Namen konnte die Konkurrenz nicht aufwarten. Im Jahre 1917 waren die Aktien Victors auf 33 Millionen gestiegen, mit 23 Millionen Vorzugsaktien. Und dabei hatte Victor 180 vH. an Dividenden bar, allein seit 1915, ausbezahlt. Im Privatverkehr (denn an der Börse notierte Victor nicht) stieg sein Nominale von 100 auf 1400.

Dann trat Amerika in den Weltkrieg ein, und Columbia hatte eine Gelegenheit, Victor zu überflügeln. Dieser, ebenso wie Edison, stellte sein Werk für Kriegsarbeiten zur Verfügung. Bald aber begann eine neue Nachfrage. Überall im Lande waren süßtönende Männerchöre daran, Amerika zugleich glücklich und wehrhaft zu machen. Ernstgestimmte Seelen riefen eine Bewegung ins Leben, die Schützengräben mit Musik zu versorgen, eine Altplatten-Woche wurde eingeführt, zugunsten von Heer und Marine; dies hatte auch noch den Nutzen, die Apparate von ihrem überspielten Material zu befreien und den Bedarf anzukurbeln. Die hohen Löhne der Kriegsindustrie steigerten den großen Konsum: der Phonograph wurde jetzt zu 200 Dollar abgesetzt, statt wie vormals zu 125 bis 150. Prachtvolle rote Mahagonistücke zogen jetzt in den dunklen Wohnhöhlen des Mississippideltas ein, und



Sennecke

Kalifornische Jodlerin

Hapag

Professor Einstein in einem Trio an Bord

Zoo, Berlin

Bartagama

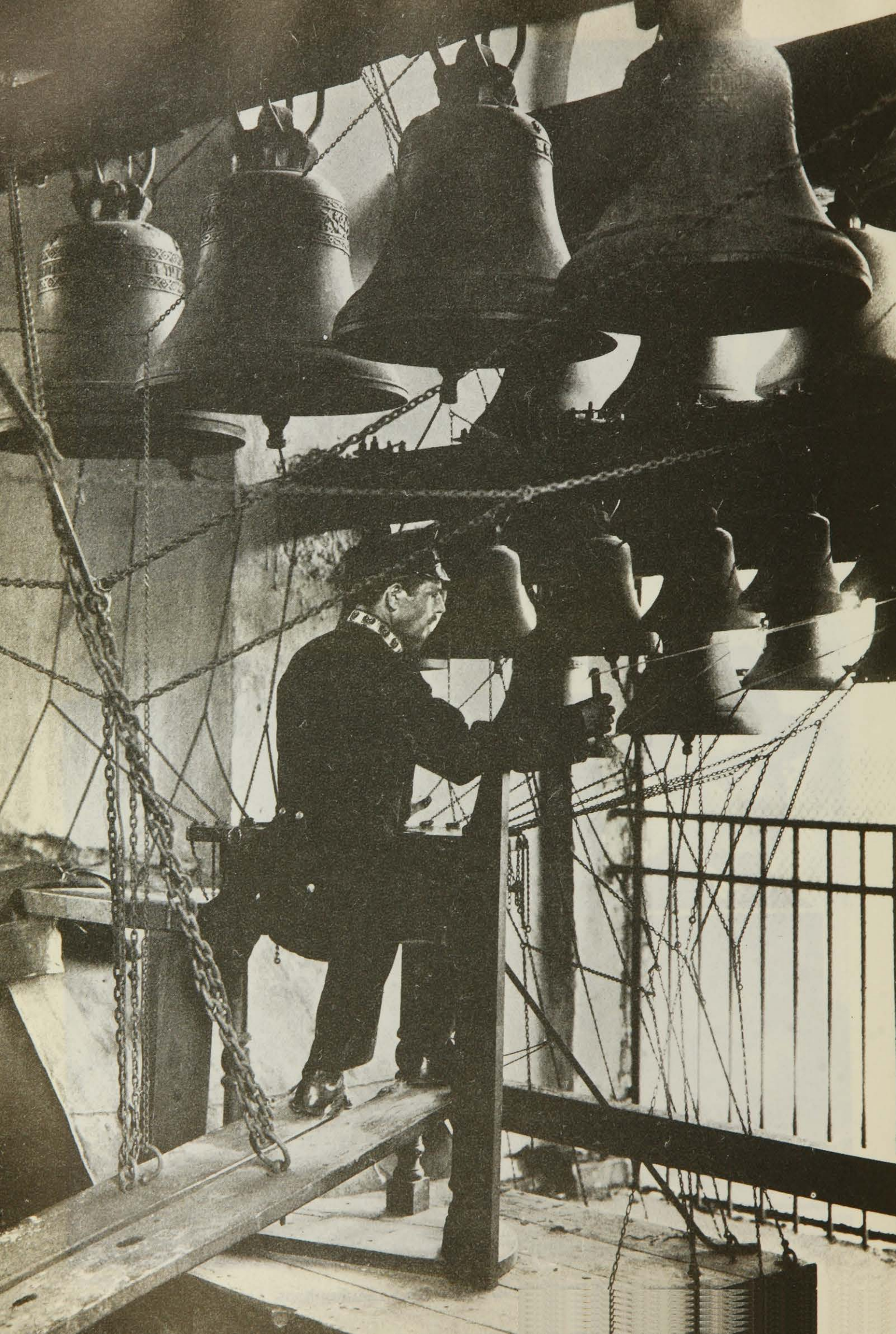
Edison,
der am 10. Februar
85 geworden wäre,

mit seinem
Phonographen
(1889)

Links: Eldridge Johnson, der Begründer der Victor-Company

Emil Berliner, Erfinder des Grammophons

Keystone



die Kriegsgewinner in New York gaben leichthin 1000 Dollar für einen Phonographen in der Wohnung einer Geliebten aus. Der Waffenstillstand beendigte die Nachfrage nicht; die Columbia-Gesellschaft, die Produktion und Verkauf ausgedehnt hatte, als noch Victor Heeresgeräte herstellte, schickte sich zu einem neuen Sprung an: sie erweiterte ihr Kapital spekulativ durch einen New Yorker großen Kriegsgewinner von hundertfünfzigtausend Aktien al pari bis auf das Zehnfache ohne jede Parität. Der neue Gebieter bot sie dann an der New Yorker Börse an (als erstes aller Phonographenpapiere überhaupt), wo die neuen Anteile alsbald auf 65 Dollar das Stück stiegen. Die neue Finanzierung hatte so einen Wert von mehr als 90 Millionen bei einem wirklichen Wert von etwa einem Drittel. Der Rest war Hochflut. Gleichzeitig wurde ein neuer Verkaufschef aus der Bisquit-Branche angestellt, der die Phonographen für gleich leicht verkäuflich erklärte wie seinen bisherigen Artikel. Zur Rechtfertigung der neuen Aktienpreise und neuen Dividenden gedrängt, erweiterte die Gesellschaft ihre Produktion, sie schloß allein mit zwanzig großen Möbelwerken Verträge für Gehäuse ab.

Der Krach nach 1920/21 ließ dann die Ware bei den zum Teil finanziell mitbeteiligten Einzelhändlern stocken. Die Aktie fiel auf weniger als fünf Dollar. Aus Furcht vor Verlusten von etwa 15 Millionen hielten die Banken „Columbia" noch drei Jahre lang aufrecht. Dann aber, 1923, wurde das Papier von der Börse gestrichen. Es war das Ende der Columbia, die danach in ganz neue Hände, auf neue Wege kam.

Die Victor-Gesellschaft hatte indessen das beste Weihnachtsgeschäft ihrer Geschichte. Noch im folgenden Jahr bei der allgemeinen Depression stieg der Absatz auf den Wert von 51 Millionen Dollar. Aus dem großen Werk in Camden belieferte Victor außer den USA. und Mexiko auch noch Südamerika und Ostasien. Die übrige Welt wurde durch eine Beteiligung an der Londoner Grammophon-Gesellschaft erfaßt: Europa, Afrika, Indien, Australien. Für diese Beteiligung zahlte Victor 9 Millionen Dollar, angeblich für Rechte, die der Gründer in seiner Notzeit für 50000 hingegeben hatte. Immerhin war Victor in zwanzig Jahren über die ganze Welt hingewachsen. Noch zur Zeit, als schon die ersten Ansager des Rundfunks laut wurden, fühlte sich die Gesellschaft so sehr sicher, daß sie (1922) 30 Millionen Reserven verteilte. Es geschah nicht ohne Grund: der Kongreß plante eine außerordentliche Besteuerung von Gesellschaftsgewinnen. Doch nicht das Radio zeigte zuerst, daß die Wurzel von Victor angefault war; das zeigte sich erstaunlicherweise durch den sogenannten Flat-Top-Fimmel.

Der Fimmel begann freilich schon 1918, als die Presse darauf hinwies, daß das im Handel befindliche Grammophonmöbel mit dem neuen Wohnstil nicht übereinstimme. Es war zu sachlich nüchtern, es entsprach nicht der Mode und noch weniger dem neuen amerikanischen Bedürfnis der raumsparenden Doppelverwendungen. Die New Yorker Innenarchitekten zerbrachen sich den Kopf darüber, das proletarische Grammophon in einem eleganten Tisch, einer antiken Truhe, einem Speiseschrank unterzubringen. Unglückliche Phonographenbesitzer hatten in New York ihren Apparat, wie es hieß, für 50—75 Dollar verkauft, um ihn dann, zu Preisen von 1000 oder gar 2000, eingebaut als Neuheit wiederzufinden. Bald machte sich der neue Geschmack breit: von der Park-Avenue und von Riverside nach dem Oberen Broadway und dem Bronx-Viertel und nach Brooklyn. Das Resultat war ein neuer Typ: „Flat-Top-Möbel", eingelassener Spiegel, eine Kommode, darauf eine Schale

Gegenüber: Die Glockenuhr der Peter-Paul-Festung in Petersburg

Eingemachtes oder eine Vase mit künstlichen Blumen, und in das Ganze irgendwie das Grammophon eingebaut: Spiegel, Möbel, Musik und Näschereien, alles beieinander: für Bronx und Brooklyn unwiderstehlich! Es war eines jener Geschenke der Götter, wie sie der Industrie zu Zeiten zufallen. Jahre hindurch hatten alle drei Gesellschaften mit ihren Patenten keine Konkurrenz aufkommen lassen, jetzt aber, wo ihre Rechte zu Ende gingen, kamen Neulinge auf, Brunswick, Sonora, Aeolien und andere. Die Flat-Top-Idee verbreitete sich über den Kontinent in die kleinen Städte. Victor aber hielt sich stur fern: warum, das ist schwer zu sagen, denn die Gesellschaft hatte doch selbst einst das Victrola-Möbel eingeführt. Die Verluste durch diese Haltung sind nicht zu beziffern. In dem einzigen Jahr größter Nachfrage nach den Schränken büßte Victor 20 vH. des Umsatzes ein. Endlich gaben die Direktoren nach: sie brachten einen besonderen „Victrola-Kasten" auf den Markt, den der Handel alsbald entrüstet als „bucklig" ablehnte; man konnte ihn nicht als Tischchen gebrauchen. Die Hersteller wiesen darauf hin, daß ein Musikinstrument keine Tischplatte sei, auch eine Violine oder ein Cello nicht; die bessere New Yorker Hausfrau dachte anders. Damals war der Absatz in zwei Jahren schon um 80 vH. gefallen, und dabei war Victor der größte Zeitungs-Inserent Amerikas überhaupt, er gab für Anzeigen jährlich fünf Millionen aus; dies waren allerdings nur 14 vH. seiner Einnahmen!

Der eigentliche Grund des Rückganges aber war bereits das Radio. Hier war die Gesellschaft in gleicher Weise verstockt und blind wie gegenüber dem „Möbel"-Bedürfnis. Und dabei hing die Existenz aller Victor-Angestellten nicht anders als zu Anfang von dem immer noch gleich organisiertenWerk ab. Sie arbeiteten neben einer alten Wagenfabrik, die durch die Autos vor ihren Augen ruiniert worden war, jedoch sie sahen nicht. Erst 1925 griffen sie zu dem großen „McCormac-Bori"-Rundfunkdienst für den Hörer. Das Genie Victors war erschöpft, Händler wie Publikum verlangten umsonst nach einem Empfänger mit dem hergebrachten Foxterrier; eine Interessengemeinschaft aber mit dem Rundfunk war bereits unmöglich geworden, die Patente der großen Radio-Corporation wirkten jetzt ausschließend wie ehemals die der Grammophon. Und trotz des Interesses durch die neuartige McCormac-Reklame mußte Victor 1925 seine Dividenden zurückhalten. Irgendein moralisches Element war beschädigt. Nicht einmal der Annoncenschlager „Zweihundert Jahre Grammophonerfahrung" (die Dienstzeit der Direktoren zusammengerechnet) half weiter. Das neue Modell „Orthophonic-Victrola" von 1926 brachte eine neue Scheinblüte. Eldridge Johnson persönlich konnte sich mit einem Gewinn von 28 Millionen Dollar (nach Schätzung der New York Times) ins Privatleben zurückziehen. Aber das neue Grammophon mit Lautsprecher und „orthophonischem" oder elektrischem Betrieb war kein Kind der Grammophonindustrie mehr, es war ein Erzeugnis der Konkurrenz, des Rundfunks; geschäftlich wie geistig war Victor überwunden. Im Laufe des einen Jahres verkauften die Nachfolger des Gründers die Gesellschaft an die Radio-Corporation; das große Werk in Camden wurde für Empfänger umgebaut. Edison hatte seine Fabrik schon vorher geschlossen, andere jüngere und geringere Werke waren bankrott oder auf der vollen Flucht zu den Radiointeressen.

Der gestutzte Schwanz des kleinen Foxterriers wedelte von nun an vor der Stimme eines neuen Herrn. Die Geschichte des Grammophons als einer unabhängigen Industrie war beschlossen.

Chopin, wie ich ihn höre

Von

André Gide

Prälat Kaas

Ich widme diese Zeilen dem Andenken des Abtes von Monte Cassino, der mich einige Jahre vor dem Kriege in diesem berühmten Kloster aufnahm. Das kam so:

Dom Adelberto Gresnitch, mit dem ich in Rom zusammengetroffen war, hatte mich sehr liebenswürdig eingeladen, mich mit ihm für einige Tage auf den Monte Cassino zurückzuziehen. Wir hatten mehrere gemeinsame Freunde, darunter Maurice Denis, der ihn gerade gemalt hatte. Dom Adelberto war holländischer Abstammung und sprach mehrere Sprachen gleich fließend. Er war sehr kultiviert und seine Konversation faszinierend. Ich hatte seinen Vorschlag sofort angenommen.

Der Orden des heiligen Benedikt ist gastfrei; bestimmte Zimmer und Säle des Klosters sind den Reisenden eingeräumt. Aber Dom Adelberto war der sehr richtigen Ansicht, daß es interessanter für mich sein würde, inniger an dem Leben der Mönche teilzunehmen. Er setzte es durch, daß mir eine Zelle eingeräumt wurde und ich meine Mahlzeiten nicht mit den Touristen, sondern im großen Refektorium des Ordens einnehmen durfte. Ich gedachte nur drei Tage auf dem Monte Cassino zu bleiben; aber diese Tage waren so lehrreich, der Blick aus meiner großen Zelle so wunderbar und die Gesellschaft der Mönche so reizvoll, daß ich eine ganze unvergeßliche Woche bei ihnen blieb.

Ich hätte sofort bei meiner Ankunft im Kloster dem Pater Abt meine Aufwartung machen sollen. Aber er war leidend und ließ mir sagen, daß er mich augenblicklich nicht empfangen könne. Erst am Morgen vor meiner Abreise gestattete er mir, ihm meine Dankbarkeit auszusprechen. Diese Formalität, ich gestehe es, war mir sehr unangenehm; ich fürchtete mich geradezu davor, und nur zitternd betrat ich den ungeheuren Saal, wo der Pater Abt mich erwartete und Dom Adelberto, der mich begleitet hatte, mich mit ihm allein ließ.

Der Pater Abt war uralt. Obzwar von deutscher Abkunft, sprach er doch wundervoll sowohl italienisch als auch französisch; aber was würde ich ihm sagen können! Er saß in einem großen Lehnstuhl, an den seine Schwäche ihn fesselte. Ich mußte mich neben ihn setzen. Und seine Liebenswürdigkeit war von solcher Wärme, daß ich mich gleich wohl fühlte. Nach Erledigung der ersten Höflichkeitsbezeugungen begannen wir sofort von Musik zu sprechen.

„Ich weiß, daß Sie sie lieben", sagte er zu mir, „und daß Sie all die Abende mit Dom Adelberto und einigen anderen von hier musiziert haben. Ich habe es sehr bedauert, nicht mit dabei sein zu können, denn ich liebe die Musik auch sehr. Sie haben sehr viel aus unserem recht mittelmäßigen Klavier herausgeholt, wie ich höre. Auch ich habe Klavier gespielt. Aber ich habe es schon lange aufgegeben und mich damit begnügen müssen, Musik zu lesen, statt sie auszuüben. Die Musik so still zu lesen und sie nur im Geiste zu hören, wissen Sie, daß das eine vollkommene

Freude ist? Ja, wenn ich liegen bleiben muß, was sehr oft der Fall ist, dann lasse ich mir nicht die „Kirchenväter" oder sonstige Bücher bringen, sondern immer nur Notenhefte."

Er hielt einige Augenblicke inne, um zu sehen, ob ich ihm auch folge; dann fuhr er fort: „Und was glauben Sie, lasse ich mir dann bringen? Nein, nein, Bach nicht; nicht einmal Mozart . . . Fast immer Chopin . . ." Und er fügte hinzu: „Das ist die allerreinste Musik."

*

„Die allerreinste Musik!" Ja, das ist es, was ich kaum zu sagen gewagt hätte und nun mit der Unterstützung eines hervorragenden geistlichen Würdenträgers von so hohem Alter zu vertreten gewillt bin. Überraschende Worte, die aber alle verstehen werden, für die Chopins Musik nicht (oder doch nicht nur) jene profane, blendende Sache ist, die uns die Virtuosen in ihren Konzerten vorsetzen.

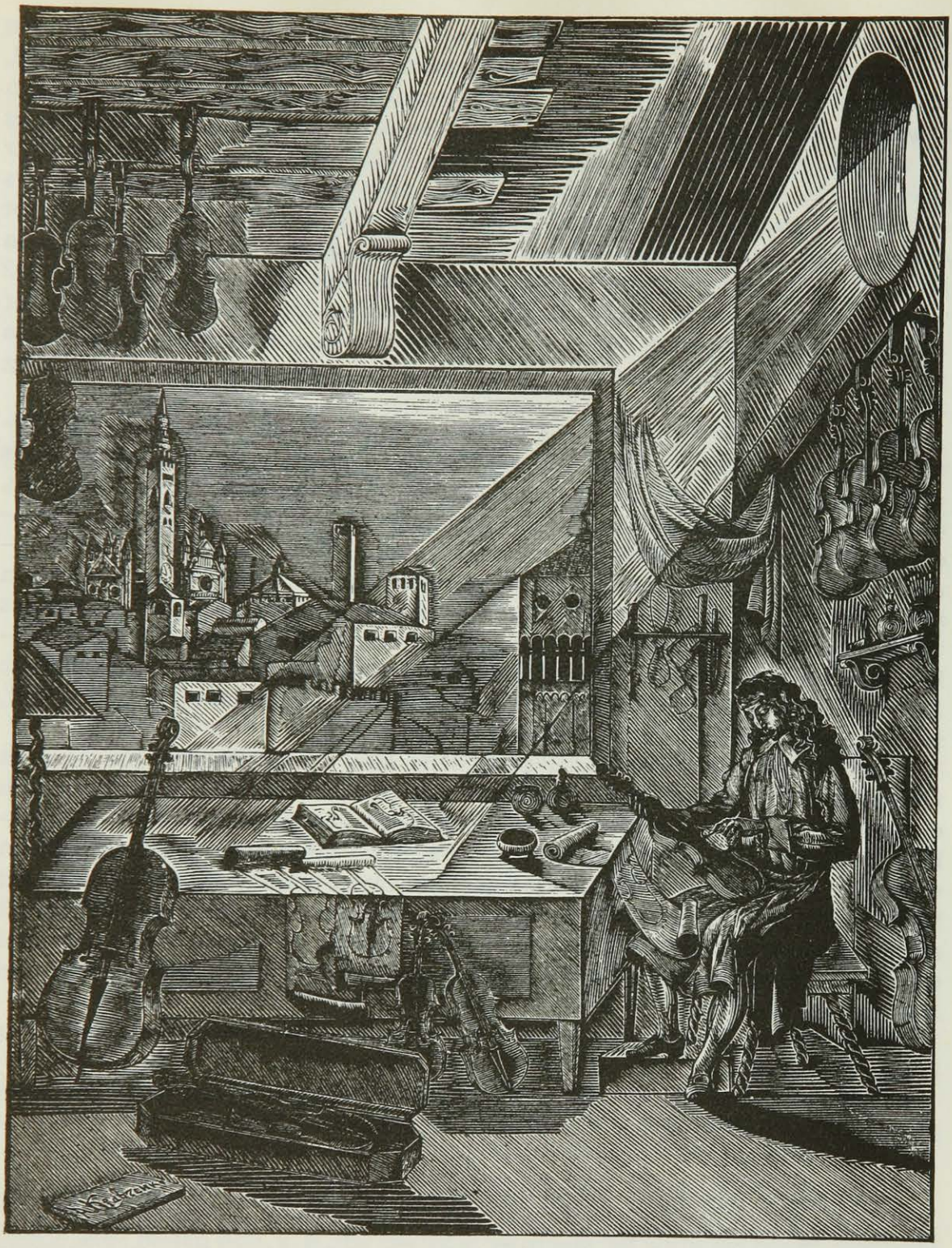
Aber das Überraschendste an diesen Worten ist, daß ein Deutscher sie sprach; denn es gibt wohl, glaube ich, keine undeutschere Musik. Wäre Barrès musikalisch gewesen, was hätte er aus Chopin, auf seine Abstammung aus Nancy hin, für einen Lothringer gemacht! Wenn ich in den Werken Chopins auch polnische Inspiration und polnischen Ursprung herausfühle, dann freut es mich doch, an diesem ursprünglichen Stoff französischen Zuschnitt und französische Art zu erkennen. Ich gehe zu weit? Nehmen wir an, daß in der Komposition seiner Tondichtungen nichts rein Französisches ist, aber daß vielmehr der fortgesetzte Kontakt mit französischem Geist und französischer Kultur ihn bestimmte, gerade die antigermanischesten Eigenschaften des slawischen Genius zu übertreiben.

Auch ist der, den ich *Wagner* entgegensetzen will, keineswegs Bizet, wie Nietzsche es so gern und nicht ohne Bosheit zu tun pflegte, sondern Chopin. Und wenn man mir das lächerliche Mißverhältnis zu der ungeheuren Masse Wagners entgegenhält, und daß neben seinem Riesenwerk das Werk Chopins unvergleichlich klein erscheine, dann werde ich antworten, daß ich sie einander vor allem eben darin gegenüberstellen möchte und daß mir Wagners Werk gerade durch seine Riesenhaftigkeit am germanischesten erscheine. Diese Riesenhaftigkeit empfinde ich nicht nur in der unmenschlichen Länge jedes einzelnen Werks, sondern auch in der Mißachtung sämtlicher Grenzen, in der Hartnäckigkeit, in der Häufung der Instrumente, in der Überanstrengung der Stimmen und in dem ungeheuern Pathos.

Vor Wagner ließ man die Musik verschwenderisch verströmen und drückte das Gefühl so voll und intensiv aus wie nur möglich. Chopin verbannte ganz im Gegenteil als erster jede oratorische Entwicklung. Es ist ihm anscheinend nur darum zu tun, die Grenzen enger zu ziehen und die Ausdrucksmittel auf das Notwendigste zu beschränken. Weit davon entfernt, seine Gefühle mit Noten zu überladen wie Wagner zum Beispiel, lädt er jede Note mit Gefühlen, fast hätte ich gesagt, mit Verantwortung. Und wenn es auch größere Musiker geben mag, vollkommenere gewiß nicht. So daß das Werk Chopins, wenn auch in seiner Art umfangreicher als das dichterische Werk Baudelaires, mit den „Fleurs du Mal" zu vergleichen ist, und dies nicht nur durch die intensive Konzentration und Bedeutung der besten Stücke, aus denen sie zusammengesetzt sind, sondern auch durch den außerordentlichen Einfluß, den eines wie das andere Werk eben dadurch ausüben konnte.

*

Sie spielen Chopin, als wäre es Liszt. Sie verstehen den Unterschied nicht. So dargeboten, ist Liszt besser. Da weiß der Virtuose wenigstens, woran er sich zu halten und wofür er sich zu begeistern hat; Liszt läßt sich von ihm wirklich



A. J. Krawtschenko — Stradivarius in seiner Werkstätte (Holzschnitt)

erfassen. Chopin entgleitet ihm ganz und gar, und auf so zarte Weise, daß selbst das Publikum keine Ahnung davon hat.

Chopin machte, wenn er am Klavier saß, immer den Eindruck, als improvisiere er, so wurde uns erzählt; das heißt, er schien seinen Gedanken ununterbrochen zu suchen, zu erfinden und nach und nach zu formen. Diese entzückend zögernde Art, diese Überraschung und dieser Zauber sind nicht mehr möglich, wenn uns das Stück nicht mehr im langsamen Werden begriffen, sondern als vollkommenes,

umrissenes, objektives Ganzes geboten wird. Eine andere Deutung kann ich den Titeln, mit denen er einige seiner bedeutendsten Stücke zu benennen für gut fand, nicht geben: „Impromptus" . . . Improvisationen. Ich glaube nicht, daß man annehmen kann, Chopin habe sie im wörtlichen Sinne improvisiert. Nein. Aber es ist wichtig, sie so zu spielen, daß sie wie improvisiert wirken, das heißt mit einer gewissen, ich will nicht sagen: Langsamkeit, aber doch Unsicherheit; jedenfalls ohne die unerträgliche Bestimmtheit, die ein eiliges Tempo mit sich bringt. Es ist ein Entdeckungsspaziergang, und der Ausführende soll nicht zu sehr den Glauben erwecken, daß er im voraus weiß, was er sagen wird, noch daß alles bereits schwarz auf weiß auf dem Papier steht; ich habe es gern, wenn der musikalische Satz, der sich nach und nach unter seinen Fingern formt, wie seine eigene Komposition wirkt, die ihn selbst überrascht und uns ganz zart auffordert, seine Verzückung zu teilen.

Wie soll ich selbst bei einem solchen Bravourstück wie der energischen und stürmischen A-moll-Etude (2. Heft, Nr. 11) etwas empfinden, wenn Sie selbst nichts empfinden und mich nicht fühlen lassen, daß Sie etwas empfinden, Sie der Pianist, der Sie ganz unerwartet in As-dur übergehen und dann sofort wieder in E-dur — ein plötzlicher Sonnenstrahl, der unverhofft durch Sturm und Regen bricht — und wenn Sie mir durch Ihre Sicherheit zu verstehen geben, daß Sie das alles schon im voraus wußten und daß alles vorbereitet war? Jeder, bei Chopin niemals banale oder vorauszusehende Übergang, soll die Frische und jene beinahe ängstliche Erregung alles quellend Neuen behalten und bewahren, dieses geheimnisvolle Entzücken, das die abenteuerfrohe Seele sich auf nicht vorgebahnten Wegen erhofft, wo die Landschaft sich erst nach und nach aufrollt.

Deshalb habe ich es fast immer gern, wenn diese Musik Chopins uns halblaut vermittelt wird, beinahe leise und ganz schlicht (selbstverständlich nehme ich einzelne kecke Stücke, wie die Scherzos und Polonaisen aus), ohne diese unerträgliche Selbstsicherheit des Virtuosen, die sie so ihres ureigensten Reizes entkleiden würde. So spielte Chopin selbst, wird uns von denen erzählt, die ihn noch gehört haben: Er schien immer diesseits des vollen Klanges zu bleiben; ich will damit sagen: er steigerte den Klang des Klaviers niemals bis zu seinem vollen Ton und enttäuschte dadurch sehr oft sein Publikum, das dadurch nicht „auf seine Kosten zu kommen" glaubte.

Chopin schlägt vor, nimmt an, gibt zu verstehen, verführt und überzeugt; er behauptet fast nie.

Und je zögernder sein Gedanke ist, desto besser folgen wir ihm. Ich denke dabei an jenen „Beichtstuhl-Ton", den Laforgue bei Baudelaire lobte.

*

Wer Chopin nur durch Vermittlung gewandter Virtuosen kennt, könnte ihn für einen Lieferanten brillanter Effektstücke halten . . . die ich hassen würde, wenn ich es nicht verstanden hätte, ihn selbst zu befragen, und er mir nicht leise geantwortet hätte: „Hör ihnen nicht zu. Durch sie hindurch kannst du nichts mehr von dem hören, was ich dir zu sagen hatte. Und ich leide weit mehr als du unter dem, was sie aus mir gemacht haben. Lieber unbekannt sein, als für etwas gehalten werden, was ich nicht bin."

Das schmachtende Hinschmelzen gewisser Konzertbesucher, wenn sie einzelne berühmte Chopin-Interpreten spielen hören, macht mich nervös. Was kann einem daran gefallen? Lauter profane Salonmusik. Nichts, das einen, wie der Gesang von Rimbauds Vogel, „innehalten und erröten" machte.

*

Ach! wie schwer ist es doch, gegen ein falsches Bild anzukämpfen! Neben dem Chopin der Virtuosen gibt es auch noch den der jungen Mädchen. Einen zu sentimentalen Chopin. Er war es ja leider, aber er war nicht nur das. Ja gewiß, der melancholische Chopin existiert, und er entlockte dem Klavier sogar das verzweifeltste Schluchzen. Aber wenn man manchen Leuten zuhört, dann scheint es, als wäre er nie aus dem Moll herausgekommen. Was ich liebe und an ihm lobe, das ist, daß er durch diese Traurigkeit hindurch und über sie hinweg sich doch zur Freude durchrang; denn die Freude überwiegt bei ihm; eine Freude, die nichts von der etwas summarischen und gewöhnlichen Heiterkeit Schumanns hat; eine Glückseligkeit, die der Mozarts nahe kommt, nur menschlicher, naturnäher und mit der Landschaft so sehr eins, wie etwa das unbeschreibliche Lächeln der Szene am Bachesrand aus der Pastoralsymphonie Beethovens. Vor Debussy und einzelnen Russen, glaube ich, war die Musik noch nie so von Licht durchspielt und von Wasser, Wind und Laub durchmurmelt. „Sfogato" schreibt er; hat je ein anderer Musiker dieses Wort gebraucht, hatte er je den Wunsch und das Bedürfnis, diese Luftbewegung und diesen Windstoß anzugeben, der, den Rhythmus unterbrechend, die Mitte seiner Barcarole ganz unerwartet erfrischt und durchduftet?

*

Wie einfach sind Chopins musikalische Entwürfe. Mit nichts zu vergleichen, was irgendein anderer Musiker je vor ihm komponiert hat; sie alle gehen (Bach allerdings schließe ich aus) von dem Gefühl aus, wie ein Dichter, der dann erst die Worte sucht, um es auszudrücken. In der Art Valérys, der im Gegenteil vom Wort und vom Vers ausgeht, sind bei Chopin, als vollendetem Künstler, die Töne das Primäre (das eben war der Grund, weswegen man sagte, er „improvisiere"). Aber noch mehr als Valéry läßt er diese ganz menschliche Ergriffenheit, diesen einfachen Vorwurf überfluten und erweitert ihn bis zur Großartigkeit.

Ja, und das ist sehr wichtig zu bemerken. Chopin läßt sich von den Tönen leiten und beeinflussen; es ist, als sänne er über die Ausdrucksfähigkeit jedes einzelnen nach. Er fühlt, daß dieser Ton oder jenes Intervall, jene Terz oder Sexte, je nach ihrer Stellung, in der Tonleiter die Bedeutung wechselt und durch eine unverhoffte Veränderung des Basses ihn plötzlich anderes sagen läßt, als was er ursprünglich sagte. Darin liegt die Macht seines Ausdrucks.

Eine der häufigsten Arten, Chopin zu verfälschen, besteht in der Hervorhebung der Melodie unter Übergehung alles Übrigen (als ob es bei Chopin etwas „Übriges" gäbe). Es scheint, daß sie nicht genügend herausklänge, wenn Ihr sie nicht rot unterstreichen würdet, und als verstünde das Publikum nicht, daß das die Melodie ist. Weit entfernt davon, die Melodie heraustreten zu lassen, will ich ganz im Gegenteil, daß sie sich kaum von allem anderen abheben soll, das ich keineswegs als bloße Begleitung angesehen haben will — ausgenommen einzelne Stücke, die nicht gerade seine besten sind, z. B. das zweite Scherzo und vor allem das zweite Nocturno (aber es muß bemerkt werden, daß gerade diese Stücke es sind, deren sich das gewöhnlichste Publikum alsbald bemächtigt, jenes Publikum, dem Chopin leider den größten, d. h. den schlechtesten Teil seines Ruhms verdankt). Er macht es oft so, daß die Melodie (wenn man Wert darauf legt) gewissermaßen inbegriffen ist wie im ersten Präludium von Bach, das nur auf einen Gounod wartet, um ins rechte Licht gesetzt zu werden. Wieviele Pianisten glauben, Chopin diesen „Dienst" zu erweisen, den Gounod hier Bach leistete, indem sie eine latente Melodie (ach, um wieviel geschickter ist es, sie nur durchblicken zu lassen!) loslösen; warum verstehen diese Pianisten nur nicht, daß sie Chopin dadurch des ihm ureigensten, zartesten Charmes berauben? . . .

(Deutsch von Rose Richter)

Wagner, heute gesehen

Von

Walter Seidl

Richard Wagner ist ein deutscher Zauberer, geboren im Jahr der Befreiung in einer auch sonst regsamen sächsischen Stadt. Die meisten, wenn sie von ihm sprechen, meinen den Musiker Wagner, also ein Faktum der Musikgeschichte wie etwa Haydn oder Erik Satie. Und an dieser greulich falschen Blickrichtung scheitern fast alle Wagner-Diskussionen. Einzelne wieder versuchen, vielleicht nur aus Querköpfigkeit, ihn als ein Phänomen der Geschichte der dramatischen Literatur hinzustellen, als einen mit musikalischen Hilfsmitteln arbeitenden Hebbel gleichsam, und das ist womöglich noch falscher. Denn in Wahrheit läßt sich Wagner weder irgendeinem Typus der Kunst- oder Geistesgeschichte gleichsetzen, noch läßt er sich irgendwo einordnen. Mit ihm hat es in jeder Beziehung eine eigene Bewandtnis. Er ist, wir wollen es jetzt nicht erörtern, vielleicht der größte, gewiß aber der unbequemste Künstler aller Zeiten.

Was sagt der linke Flügel der Ästhetik?

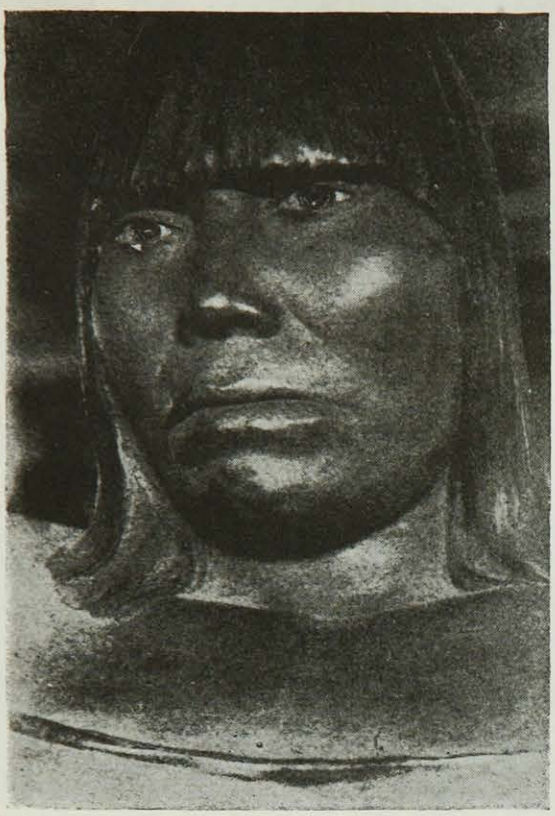
Die Problematik der Wagnerschen Hinterlassenschaft könnte uns heute, 1933, allmählich ruhig schlafen lassen! — äußert der linke Flügel der gegenwartbewußten Kunstphilosophie, nicht ohne Ironie —. Der Mann ist tot, erforscht und mit einer schweren Steinplatte zugedeckt: in dieser Beziehung ist keinerlei Unterschied zwischen Gluck oder Sophokles und ihm; ein erledigter „Fall" ist er aus der Rumpelkammer der Geist-Chronik, ein steingewordenes Monument, gebt euch keine Mühe! Führt ihn auf, so lang er ein Publikum hat, aber wärmt die alte Suppe nicht immer wieder theoretisch auf: heut geht es um andere Dinge!

Wagner — Angelegenheit eines besonderen Weltgefühls.

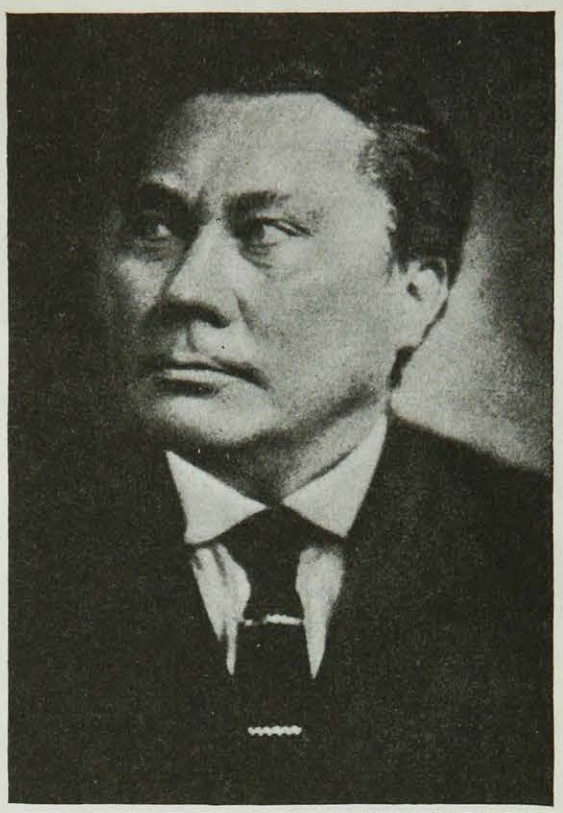
Wie einfach wäre es, hätten diese Ästheten, deren allgemeine Grundhaltung richtig ist, auch in dieser Frage recht. Die ewige Unerledigtheit des Falls Wagner ist wirklich peinlich, mehr als das: ist fast blamabel für alle diejenigen, die der Erörterung dieses Falls auch heute nicht aus dem Weg gehen wollen. Aber die Ästheten der radikalen Modernität irren in diesem einen Punkt. Sie drücken sich einfach. Oder aber: sie verstehen das Wesentliche des Wagnerschen Kunstwerkes immer noch nicht.

Es gibt drei Kategorien von Kunst. Erstens: historische Kunst. Zweitens: aktuelle Kunst. Und drittens —? Drittens gibt es: Wagner. Der gehört weder zur Kategorie I noch zur Kategorie II. Wagner ist weder aktuell noch historisch. Er ist da, — ein nicht kategorisierbarer Komplex.

Wagner ist zudem — behalten wir's im Auge — weder als Angelegenheit der Tonkunst noch der Dichtung erschöpfend zu deuten und zu werten (das Schlagwort „Musikdrama" sagt gar nichts). Wagner ist in Wahrheit die Angelegenheit eines besonderen Weltgefühls, das durch Wagners Werk seinen einmaligen, unüberbietbaren Ausdruck gefunden hat. Es ist das Weltgefühl aller Menschen, deren un-

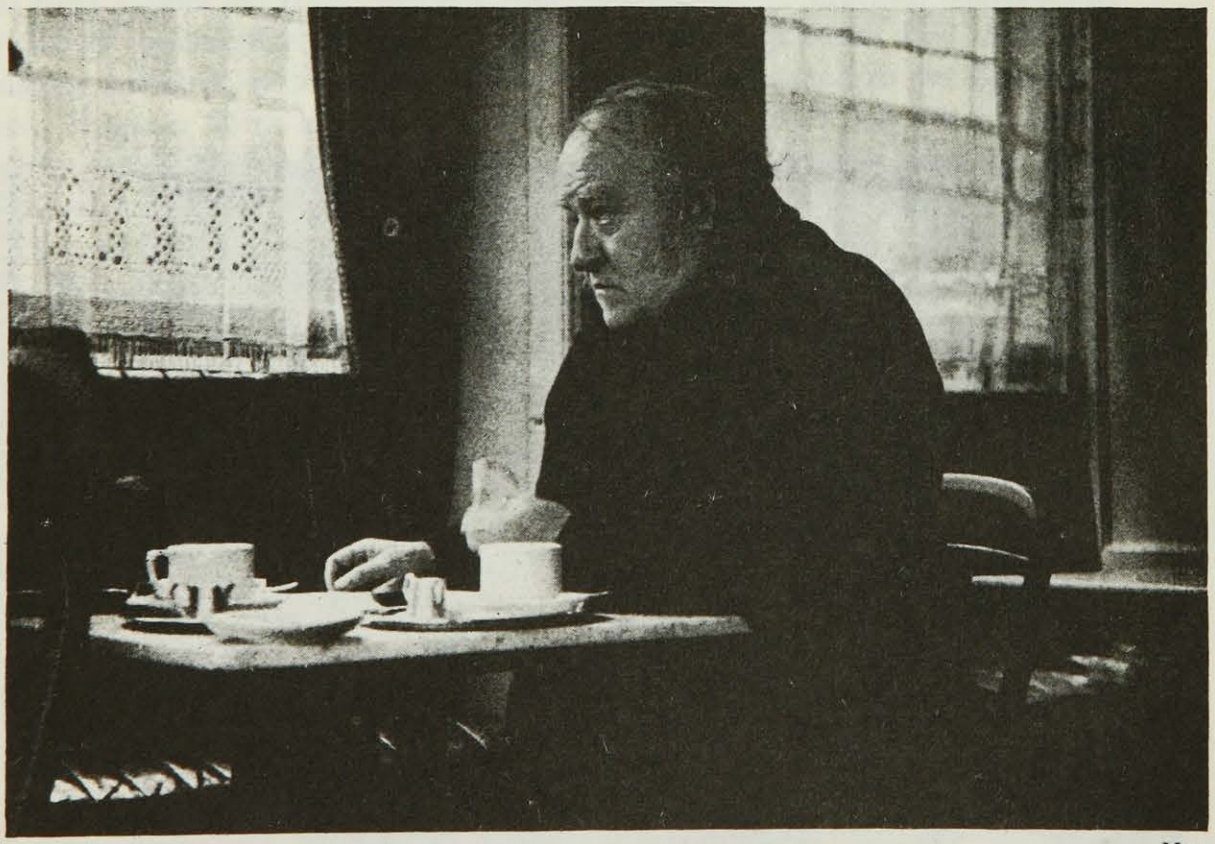


Indianermaske der Pueblos



Photos H. Weidlich

Paul Wegener



Man

Dr. Wildhagen, der Heidelberger Mitarbeiter Emil Ludwigs

Mißverständnis einer Radio-Zeitung

Hortense Schneider, die Diva Offenbachs,
als Großherzogin von Gerolstein

bestimmte Neigung dem Mythischen und dem Erhabenen gilt: dem heroischen Mythos. Das moderne Leben gibt diesem Gefühl, dieser Sehnsucht nicht Raum und nicht Nahrung. Einzig die Kunst kann diesen Hunger befriedigen. Die Kunst Wagners — und das hängt keineswegs primär mit dem mythischen Stoff seiner Werke zusammen — befriedigt ihn am stärksten. Die aber diesen Hunger, diese Neigung haben, zählen nach Hunderttausenden. Sie füllen die Wagner-Theater. Und Millionen entdecken ihre Beziehung zu Wagner erst heute vor dem Lautsprecher. Nein, Wagner ist kein Museumskoloß der Geistesgeschichte. Er ist eine künstlerische Großmacht auch des modernen Lebens. Und wird es vermutlich noch geraume Zeit bleiben.

Konfusion der Wertbegriffe.

So betrachtet, müßte jene Kulturverwirrung, die hinsichtlich Wagners von vornherein da war und die sich in der Gegenwart noch um etliche hanebüchene Mißverständnisse vergrößert hat, allmählich einer sachlich befestigten Auffassung der Wagnerschen Hinterlassenschaft weichen. Aber die größte Gefahr für Wagners Erbe waren von Anfang an die Wagnerianer. (Wenn der Mann umzubringen wäre: nur durch sie!) Mit den sinn- und kraftlosen Argumenten seiner Gegner zwar wird Wagners Werk auch heute spielend fertig. Mit jener absurden Antithese Wagner—Verdi, zum Beispiel, die durch das *Mißverstehen* eines weitverbreiteten Werkes der erzählenden Literatur aufkam und die nicht geistvoller wäre als etwa der Versuch eines Gegeneinander-Ausspielens von Hamsun und D'Annunzio. Oder mit der Beschlagnahme Wagners durch wildgewordene teutonische Studienräte, die bei den Heil-Rufen der Mannen in „Götterdämmerung" (wie sollen Gibichungen-Recken denn sonst rufen?) oder bei Hans Sachsens Schlußworten (die naturgemäß deutsche Art und Kunst apostrophieren, weil Alt-Nürnberg von Deutschen und nicht von Franzosen bewohnt war) — die bei diesen Stellen aufhorchend zu der Erkenntnis kamen, Wagners Werk sei für sie und nur für sie da. Oder mit der Romantik-Ächtung und Historisch-Sprechung Wagners durch die Vertreter einzelner hochromantischer moderner Musikrichtungen, die sich un- und antiromantisch wähnen, weil sie nicht wissen, daß ihre Zeitungsnotizen-, Ozeanflug-, Fußballmatch-, D-Zug-, Menschenmassen- und Maschinenhalle-Vertonungen die Romantik von heute darstellen. Oder mit der (im einzelnen vielfach berechtigten, im wesentlichen aber gründlich danebenhauenden) Verneinung Wagners durch komponierende Notenschnüffler und -tüftler, die in ihrem begrenzten Komponisten- oder Kapellmeistergesichtskreis von Wagner nichts als die Partituren kennen und kennen wollen. Und so fort. Gegen alles das behauptet Wagner seine Position in der Gegenwart ohne Mühe.

Rettet Wagner vor den Wagnerianern!

Eine weit unmittelbarere Gefährdung Wagners ist die sklavische Pietät, mit der seine Anhänger, die orthodoxen, bayreuthischen Wagnerianer, „den Gral der Tradition hüten". Von ihrem Einfluß, der sich jedem Versuch einer zeitgemäßen Realisierung der Wagnerschen Schöpfungen verstockt und erbittert widersetzt, gilt es Wagner zu befreien. Um Wagners Werk zu erhalten und, darüber hinaus, zu dem zu machen, was es sein könnte, aber noch immer nicht ist: zum tönenden Weltgeschehen im überwirklichen Raum. Denn diese (Wagner preisgebenden, nicht Wagner beschützenden) Großsiegelbewahrer der „vom Meister selbst stammenden"

und darum hochheiligen Bayreuther Darstellungsdogmatik haben es in der Tat zuwege gebracht, Wagners Werk vom geistigen und technischen Reifeprozeß eines halben Jahrhunderts abzuschließen. Sie wünschen, an der Stelle von Wagner, weiterhin

Kalendergeschichten aus dem deutschen Jenseits.

Sie wollen alle die altvertrauten menschlichen und pappenen Kläglichkeiten auf der Wagner-Szene nicht missen, die, seinerzeit aus krasser technischer Verlegenheit geboren, die Weltakkorde des Orchesters Lügen strafen und die metaphysische Illusionsfähigkeit der Musik zunichte machen. Sie wollen weiterhin jene leichtgefügten Lichtsöhne des Göttergeschlechts vor Augen haben, die, nur aufs Schienbein bedacht, auf Treppen-Wegen im Gestein mühsam und behutsam herumirren, und deren sich heute jede bessere Alm schämen würde. Götter, die zudem ihr Wesen so gründlich mißverstehen, daß sie, sobald sie dann festen, ebenen Boden unter den Füßen spüren, sogleich wie Kürassierfeldwebel in Heldenschritten einhergehen und mit den ungeschlachten Riesentölpeln gleichsam nur inbezug auf den Biceps wetteifern, statt sich durch eine Art höherer aristokratischer Eleganz von ihnen zu unterscheiden. Und sie können den Teufel Loge nicht missen, der sein Flammenwesen durch aufzüngelnde Hand- und Körperbewegungen von fragwürdiger Dämonie deutlich zu machen sucht (das Orchester nimmt ihm, sollte man meinen, diese Mühe doch ab), statt daß er der überlegene Logiker und verachtete Prolet inmitten einer vergnügungssüchtigen Walhall-Aristokratie wäre. Sie können sich vom Anblick des Drachen, des Rosses Grane und der Pilgerzüge auf der Szene nicht trennen; sie wollen das Gebet der Elisabeth weiterhin nicht anders absolviert sehen als in der Haltung einer emphatisch vor dem Bildstock knienden Anwärterin auf eine dereinst einmal freiwerdende Heiligenstelle — statt daß dort ein Mensch kauerte, ein Weib, frierend in sich zusammengefallen, eine von allen Heiligen ihrer Liebe und ihrer Tugend Verlassene. Und so fort.

Nicht so weiter.

In dieser Weise aber geht es mit der Wagner-Bühne in der Zukunft gewiß nicht weiter, will man ihr nicht die beste nachwachsende Jugend fernhalten und Wagner nicht völlig dem seichten Spott der sachlich auftrumpfenden Ästheten ausliefern. Eben weil es bei Wagner doch zumeist um mythische und mystische Handlungen geht, soll das Szenische mehr im Gebiet fleischloser Ahnungen vor sich gehen als im teuflischen Hohn der Scheinwerferstrahlen auf eine Orgie tragikomischer Unzulänglichkeiten. Wagner ist eine Angelegenheit der Illusion, und dem muß unter allen Umständen Rechnung getragen werden. Das Zeitalter der Technik liefert — noch nicht alle, aber doch einen Teil der Möglichkeiten zu einer gegenwartgemäßen Wagner-Realisation; Eignung und Mut des Bühnenbildners (ihn schicke man für drei Monate nach Nordnorwegen!) und des Regisseurs müssen ein übriges tun.

Und schließlich der Wagner-Dramaturg.

Eignung und Mut des Dramaturgen sind freilich ebenso unmittelbare Voraussetzungen für eine zeitgemäße Wagner-Wiedergabe. Mancher entschlossene chirurgische Eingriff in die Partitur wird hier — nach glücklicher Überwindung jener falschen Pietät der orthodoxen Wagnerianer — von Nöten und von Vorteil sein. Nicht etwa deshalb sind Streichungen nötig, weil die Aufführungen „zu lange währen"

— Oh, Elsa, nur ein Jahr an deiner Seite . . . Adolf Dehn

sondern deshalb, weil nicht alles bei Wagner, dem maßlos Gründlichen, hochwertige musikalisch-dramatische Substanz ist. Vieles ist Leerlauf, Konstruktivismus. Am radikalsten wird in dieser Richtung mit „Parsifal" und mit der Tetralogie zu verfahren sein (die Hauptsünder sind die allzu geschwätzigen Gurnemanz und Wotan), wiewohl der „Ring" neben „Tristan" Wagners substantiell reichste Schöpfung ist und — mehr als „Tristan" — wohl der großartigste, der visionärste Schöpfungs*gedanke*, der jemals gedacht wurde. Aber es ist im ganzen „Ring" genau fühlbar und erkennbar, wo der Ablauf des Dramas stockt,wo die Inspiration aussetzt und nüchterne, wertlose und heute auch zwecklos gewordene Belehrungswut einsetzt, wo die Bühne gleichsam zum Kolleg über Sagenkunde wird, zu einer dichter ischen und musikalischen Wüstenei (denn dichterische und musikalische Inspiration treten bei Wagner stets gleichzeitig auf und ab) — eine Wüstenei, in der sich die glühend aufleuchtenden Inspirationsstellen wie gewaltige erratische Blöcke ausnehmen. Diese Blöcke gilt es aneinanderzuschließen — das kann durch entschlossene Streichungen der meisten, in mehr oder weniger eingestandener Rezitativform erzählten *Götter- und Heldenbiegraphien* ohne Gefahr für den Organismus des Werkes erreicht werden — und auf der heute noch endlos und fl ach sich hinziehenden Bausteinhalde entstände ein überwältigendes Gebäude, das dann infolge seiner Geschlossenheit und Einfachheit um so monumentaler wirken müßte.

Wagner eine Angelegenheit der Zukunft.

In diesem Sinn nun ist Wagner, der richtige Wagner, vielleicht sogar mehr eine Angelegenheit der Zukunft als der Vergangenheit. Möge man sich doch bald allgemein darüber klar werden, daß man Wagner gegenüber eine höhere Pflicht zu erfüllen hat, als die Pflicht, seine „Tradition zu hüten" — und ihn nebenbei von 1845 bis 1932 (und wie lange noch?) in allen erdenklichen Beziehungen zu mißdeuten. Aus falschem Haß und aus falscher Liebe.

Der Stier hat keine Lust

Von

Prinz Wilhelm von Schweden

Als die Einwohner der kleinen Stadt eines schönen Morgens zur Arbeit gingen, fanden sie alle Straßenecken mit grellfarbigen Plakaten beklebt. „Corrida" stand da in riesengroßen Lettern, „Corrida de torros". Und dann folgte eine Reihe hochtönender spanischer Worte, unter denen man espada, banderillos, capa unterschied, und was dergleichen Fachausdrücke mehr sind. „Corrida" war jedenfalls die Hauptsache; dieses Wort schienen die Buchstaben in wildem Aufschrei bis an die Wolken zu werfen.

Wie denn — ein Stiergefecht auf französischem Boden? Allerdings, hier im Süden, unweit der spanischen Grenze, pflegte mancherlei vor sich zu gehen, was sonst in Frankreich nicht erlaubt war — aber dennoch, trotzdem und immerhin?

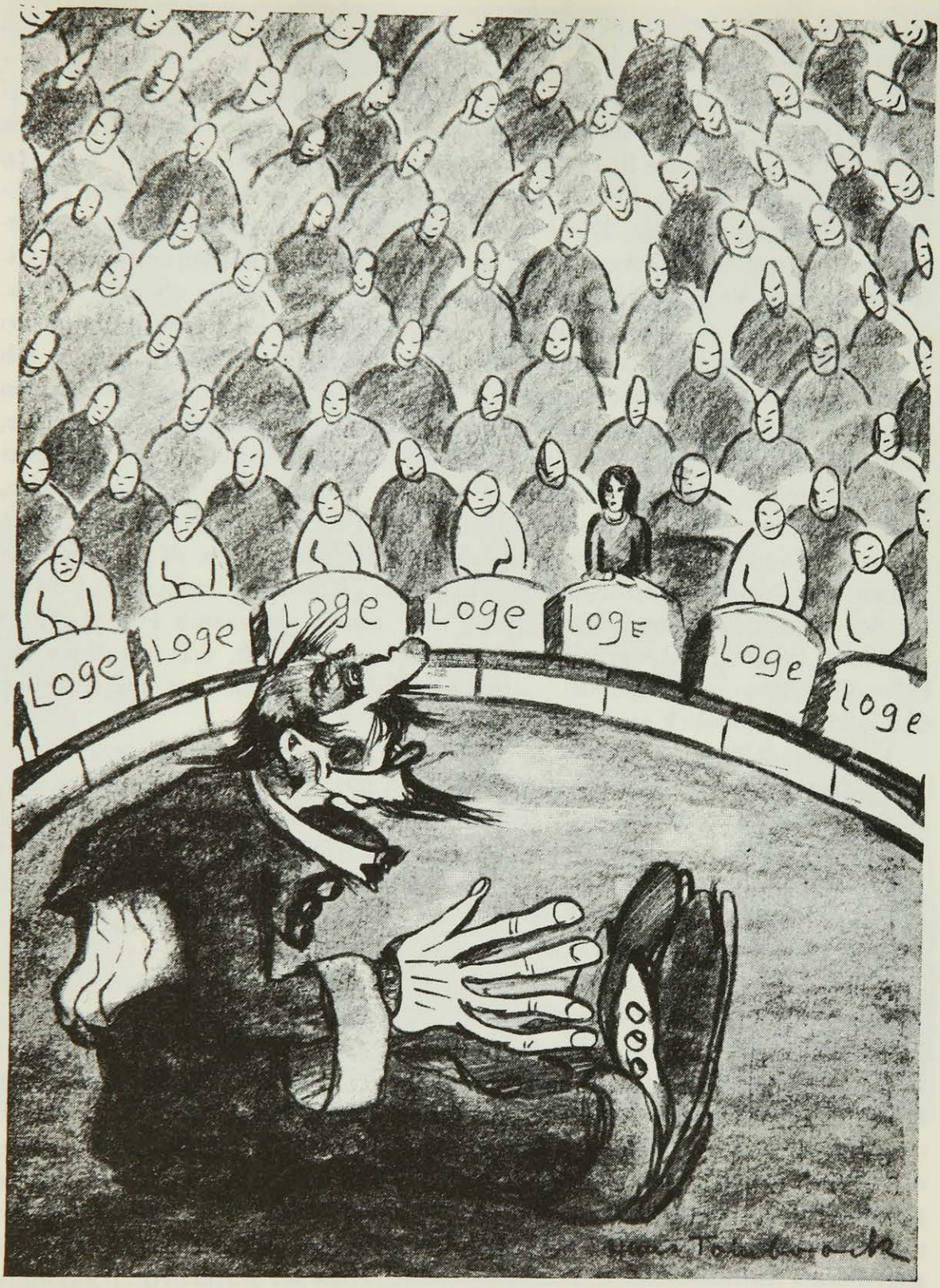
Man brauchte nur weiterzulesen, um zu erfahren, daß alles nur halb so schlimm war. Pferde, hieß es, würden überhaupt nicht vorkommen; die ungemütlichen Banderillos würden den Stieren ganz erspart bleiben, und überhaupt drohe weder Mensch noch Tier Lebensgefahr. Die Veranstalter — ehrenwerte Mitbürger, 12 Spitzen der Kaufmannschaft — sicherten der Vorstellung völlig unblutigen Verlauf.

Wer sich von der Sache eine kleine Nervenaufpeitschung versprochen hatte, so etwa ein Drama in Blut und Sand, den enttäuschten diese Kommentare zum Programm; aber den meisten war es sehr willkommen, daß man unbesorgt, mit Weib und Kind, diesem Ereignis würde beiwohnen können. Man bestellte sich Karten, man besprach alle Möglichkeiten; die Stadt, sonst in Sommerhitze dahindösend, war plötzlich munter geworden, entzündet durch ein einziges Wort: „Corrida!"

Auch der Tierschutzverein des Städtchens war aus dem Schlaf gefahren und hatte begriffen, daß diese Gelegenheit zu öffentlicher Aktion nicht verpaßt werden durfte. Eines Tages brachte das Lokalblatt den flammenden Protest tierschützender Tanten: es sei, las man, grobe Tierquälerei, einen Stier durch Schwenken abscheulicher roter Tücher zu reizen. Das sei nichts anderes als falsche Vorspiegelung, aufreizendes Tun, und hätte zum Ergebnis nur eine Steigerung der Stierwütigkeit bei Vergeudung von Stierkörperkraft. Die Veranstalter erwiderten, Antwort folgte auf Antwort. Schließlich führte die Kaufmannschaft die Polemik zu glorreichem Ende, indem sie die gegnerische Organisation einlud, sich persönlich vom humanen Charakter der Vorstellung überzeugen zu wollen. „Wir nehmen an!" erklärten die Tierschützenden. „Unsere Sache verlangt dieses Opfer. Hoch der Tierschutz!"

*

Der große Tag brach an mit knallblauem Himmel, strahlendem Sonnenschein. Im Umkreis von mehreren Meilen war alles unterwegs zum Festplatz. Man hatte Erlaubnis erhalten, die Arena auf einem freien Platz in der Nähe des Stadtzentrums zu errichten; dort erhob sich nun ein kümmerlicher Kranz leicht



Hans Tombrock

Clown sieht ein Mädchen

gezimmerter Bankreihen rund um die bastionartige feste Schranke der Corrida. Mit Hochdruck wurde gearbeitet bis zum letzten Augenblick. Es war heiß. Die Fahnen hingen schlaff herab, die Sonnensegel über den teuersten Plätzen sahen grau und gar nicht festlich aus. Allerdings verfügte man über einen Lautsprecher, die „liebenswürdige Leihgabe des Warenhauses X & Co.", aber es

zeigte sich; daß er nur dann einen Ton von sich gab, wenn jemand ihm durch ständiges Klopfen auf den Schalltrichter gewissermaßen gütlich zusprach — kurz, alles war reichlich primitiv, aber das machte nichts, man war abgehärtet!

Die Väter der Stadt nebst dem Festausschuß hatten sich unter einem gestreiften Baldachin aufgestellt. Sie litten sehr unter ihren gesteiften Kragen und warteten auf den Augenblick, da ihre Amtswürde ihnen erlauben würde, einem Limonadenverkäufer zu winken. Dicht nebenan thronte der Vorstand des Tierschutzvereins: neun ältliche Damen mit neuen Halskrausen; die Sinne hochgespannt. Ihre pompösen Vereinsabzeichen leuchteten herausfordernd hin über alles Volk.

Nach viel Grammophonmusik, nach einem Vortrag über den Stierkampf im allgemeinen hielt endlich die Quadrilla ihren Einzug in die Arena. Leider sah sie ein wenig zerknittert aus, denn zwei Tage und zwei Nächte hatten diese Armen in einem spanischen Personenzug zugebracht. Aber echt spanisch waren sie, dafür bürgten nicht nur Aussehen und Namen, sondern vor allem die Grandezza ihres Auftretens. Gewiß, die Kleider mochten bessere Tage gesehen haben, aber um so mehr glänzten die Haarsträhnen von Fett, und die Mäntel leuchteten genau so rot-gelb, wie es sich für ein Stiergefecht ziemte. Nein, da gab es keinen Schwindel! Das waren Berufstüchtige, das waren Fachleute der Gefahr! Und als er, der Espada, mit unnachahmlicher Geste seinen schwarzen Hut vor dem Publikum in den Sand warf, da sagte sich manche Schöne, daß nur ein wirklicher Grande von Spanien so auftreten konnte. Das war flott und ritterlich und doch volkstümlich zugleich!

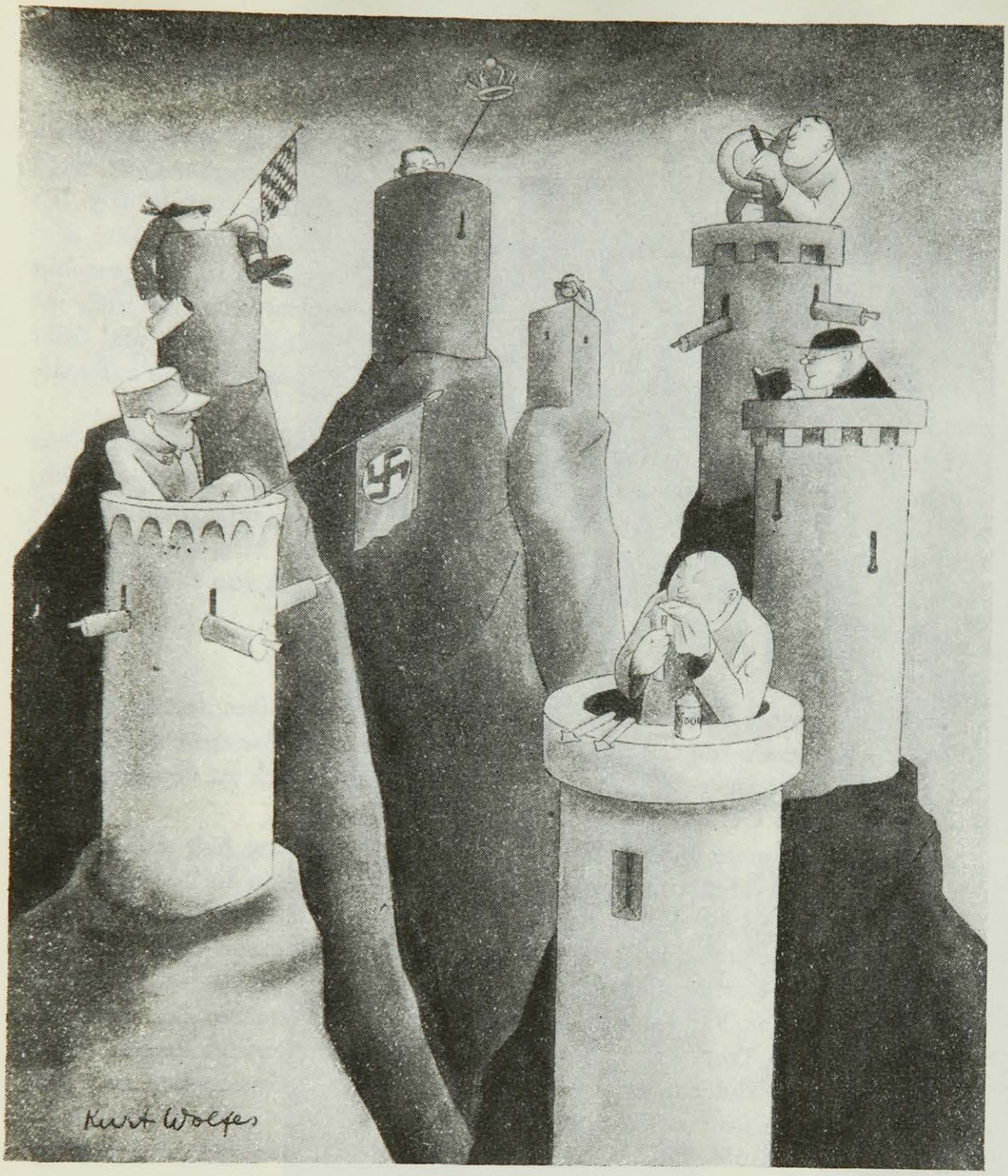
Unterdessen war an einer Schmalseite der Arena ein mächtiges Lastauto vorgefahren; drinnen befanden sich die sechs Stiere, die das Programm verhieß. Nun sah man einen Mann, mühsam und gänzlich bar aller großen Gesten, auf dem Dach des Autos umherklettern; er stieß mit einem Stock durch Ritzen und Luken und stocherte im Innern des Wagens herum, um Nr. 1 zum Vorschein zu bringen. Das dauerte ein Weilchen; denn obgleich die Tür des Wagens weit offen stand, zog das gute Tier doch vor, drin zu bleiben.

Endlich aber kam der Stier heraus. Er machte eine Runde in scharfem Galopp und blieb dann stehen, zornig nach den roten Tüchern blinzelnd, die nicht aufhören wollten, ihm um die Schnauze zu flattern. Aber nur zu bald wurde er ihrer überdrüssig, ja, die Kampflaune schwand ihm vollständig. Er kümmerte sich nicht um die Chulos; er ließ die roten Tücher flattern, wo sie wollten. Er stand.

„Vocca!" rief man von allen Seiten, „Cossa! Cossa! Zupft ihn am Schwanz, daß endlich Leben in die Kreatur kommt! Wir sind nicht gekommen, um melken zu sehen! Vocca, vocca!"

Je mehr geschrien wurde, desto kuhruhiger zeigte sich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Da sprang endlich einer der Spanier vor. Banderillo-schwingend stampfte er den Boden, tanzte er vor dem Stier, so daß dieser doch endlich in Stimmung kam. Die neun Vertreterinnen des Tierschutzvereins zitterten vor Erregung: wird er, allen Versicherungen zum Trotz, die abscheulichen Widerhaken nun doch dem Tier in den Nacken stoßen? Ein wütender Angriff . . . da saßen die papiergeschmückten Marterwerkzeuge genau wo sie sollten! Und lagen im nächsten Augenblick am Boden — ein paar unschuldige Stäbe!

Man atmete erleichtert auf und hatte doch gleich neue Sorgen. Denn nun nahte



Burgfrieden

der Espada mit dem Tuch, hinter dem er, bevor er den tödlichen Stoß gibt, die Waffe zu verbergen pflegt. Mit unbeirrbarer Sicherheit, immer Herr der Situation, führte er die vorschriftsmäßigen Touren aus, so daß den Zuschauern kalte Schauer über den Rücken liefen . . .

Aber wie? Hat er nicht doch eine Waffe hinter dem Tuch verborgen? Eine der Tierschutz-Tanten glaubt sie entdeckt zu haben; protestierend erheben sich alle neun, und mit ihnen ein Teil des Publikums . . .

Da greift der Stier an; der Spanier entblößt die Mordwaffe, und mit gewohnter Eleganz landet er — das Ende eines Spazierstockes genau dort, wo die Waffe hätte treffen sollen. Dann schleudert er verächtlich das Spielzeug von sich und

verläßt die Arena, um mit seinen Landsleuten eine Zigarette zu rauchen. Für ihn ist der Stier mausetot, mag er noch so lange dastehn und die roten Tücher anglotzen!

Um den Weg frei zu machen für den nächsten Stier erscheint nun nicht etwa der Zug buntgeschmückter Pferde, der sonst in Stiergefechten den Gestürzten aus der Arena schleift. Statt dessen öffnet das Lastauto schlicht seine Pforten. Es entläßt ein sanftes Tier mit Halsband und Glocke: das Leittier der Herde, dem die andern dort draußen auf der Steppe von La Camargues zu folgen gewohnt sind und das hier die Aufgabe hat, die „erledigten" Kameraden mit sich ins Auto zu locken. Man beschnuppert sich eine Weile, brüllt befriedigt und trabt zusammen eine Art Ehrenrunde um die Arena; dann zieht man sich mit zufriedenem Schwanzgewedel in den Wagen zurück.

Das war die erste Sensation! Das Publikum atmet auf, fächelt sich, trinkt Limonade; ein völlig betrunkener Herr wird von der Polizei hinausgetragen; zwei Damen kämpfen laut um das Recht, Sonnenschirme aufzuspannen. Alle Anwesenden sind sich einig darüber, daß von Tierquälerei nicht die Rede sein kann, daß das Ganze überaus geglückt ist und daß der Espada von allem Schönen das Schönste war.

*

Mit dem nächsten Stier hat es eine besondere Bewandtnis: ihm sind die Hörner abgesägt, statt dessen trägt er mitten auf der Stirn eine rote Bandrosette. Er wird den Amateuren preisgegeben: jedem steht es frei, sein Glück zu versuchen, die Rosette und einen Geldpreis davonzutragen!

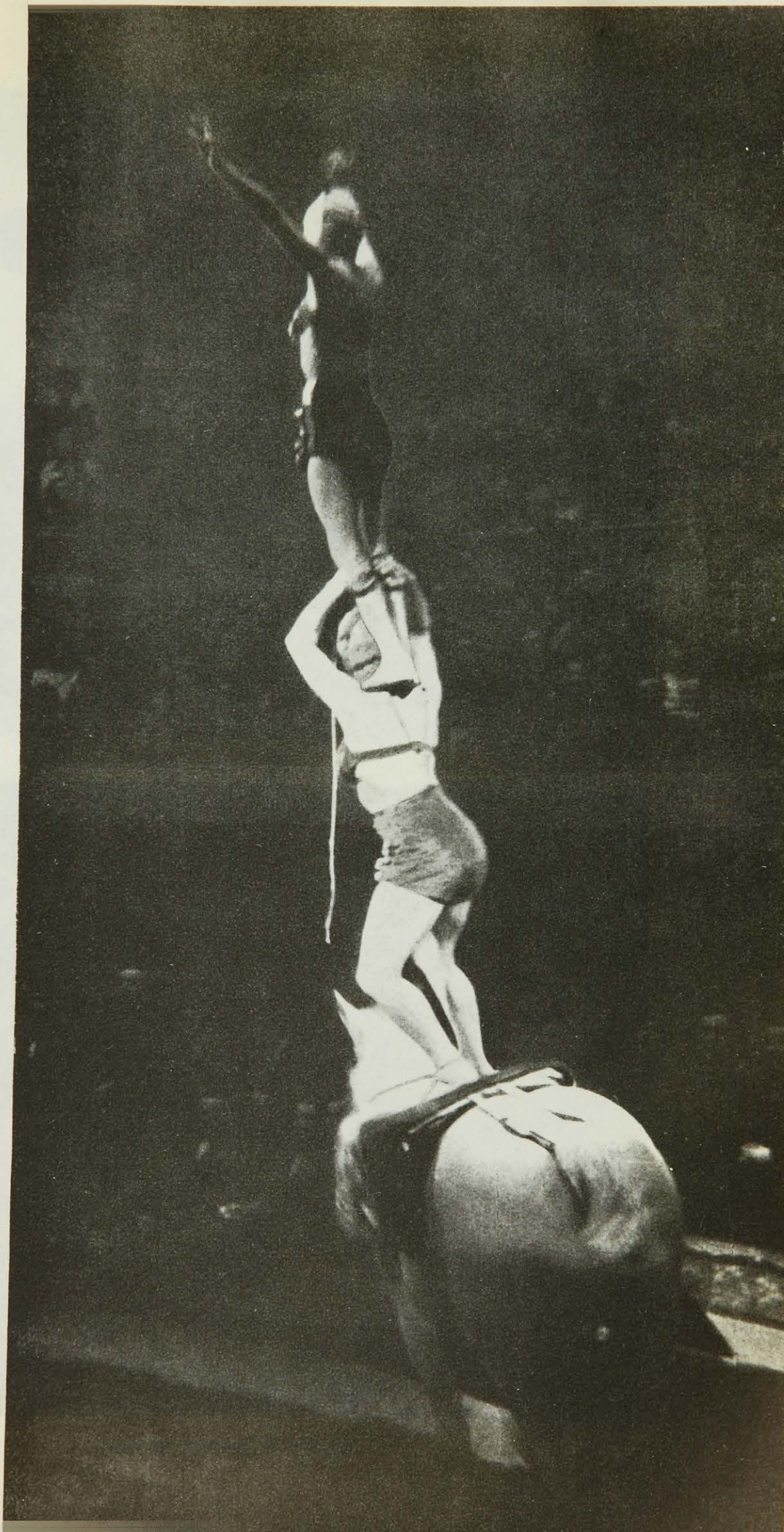
Eine Anzahl junger Burschen meldet sich. Ihre Kleidung hält sich auf der Linie Badekostüm—Schwimmhose, und das ist gut so, denn sie haben viel zu laufen; meist hat man den Stier dicht auf den Fersen, und obwohl er eigentlich ungefährlich ist, lichtet er doch furchtbar die Reihen der Männer: einer nach dem andern wird umgeworfen oder erhält unmilde Beförderung nach vorn. Das Publikum weiß sich vor Vergnügen nicht zu lassen. Als es keinem der Amateure gelingen will, die Trophäe zu erobern, darf ein Spanier endlich zeigen, welch ein himmelweiter Unterschied besteht zwischen dem Professionellen und dem Amateur. Schon beim ersten Anlauf hält er die Rosette in der Hand: Beifall für ihn, höhnische Zurufe den Erfolglosen; allgemein sagt man sich, daß man bei dieser Veranstaltung wirklich auf seine Kosten kommt!

Und doch stand noch eine Riesen-Sensation bevor!

Nach programmäßiger Erledigung von Stier III, IV und V mußte an der Eingangstür zur Arena irgend etwas in Unordnung geraten sein; genug, sie hakte auf und ließ sich nicht mehr schließen. Niemand im Publikum merkte es, aber Stier Nr. VI war offenbar schon bei der ersten Runde ganz im Bilde: weder Zurufe, noch rote Tücher konnten ihn hindern, Kurs auf die Öffnung und die dahinter vorhandene Freiheit zu nehmen. Er stürzte darauf los — und ward nicht mehr gesehen.

Ein ungeheurer Lärm brach los. Man erhob sich von den Bänken, gestikulierte, schrie; einige Frauen fielen in Ohnmacht; es lag Panik in der Luft. Erbleichend sagten sich die Veranstalter, daß sie die Verantwortlichen sein würden, wenn nun

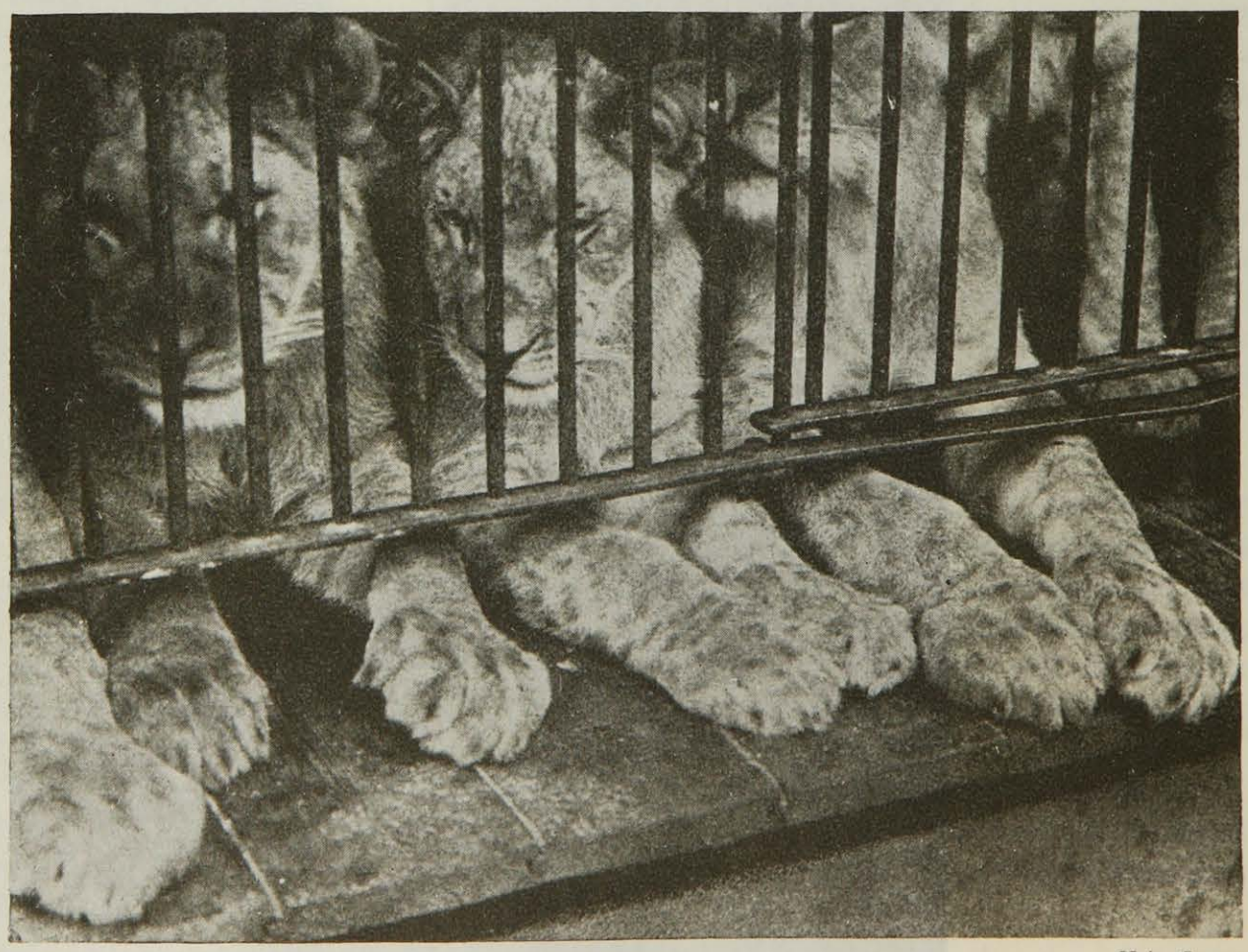
Kunstreiterinnen
im Zirkus Medrano
(Paris)



Hugo Block

New York Times

Massage-Lektion beim Maler van Dongen (Paris)

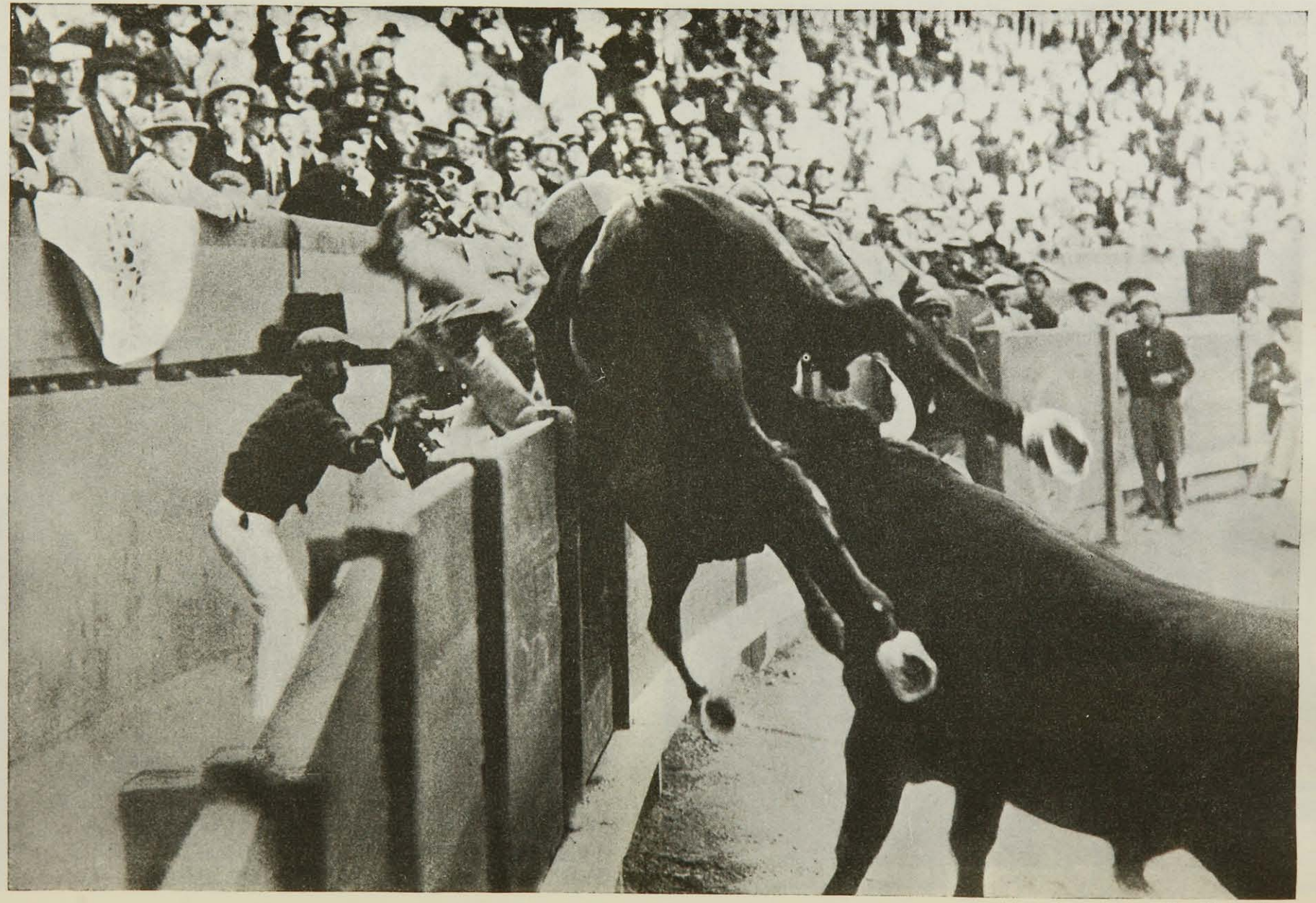


Hein Gorny

Löwen-Babies (Hannover)

Eugène MacKown, Komposition (Ölbild)

Alte Varieté-Nummer



New York Times

Der Stier spießt ein Pferd auf

draußen auf der Straße irgendein Unglück geschah; und sie rannten umher wie erschreckte Hühner.

Da übertönte den ungeheuren Wirrwarr die Stimme des Lautsprechers: „Ruhe! Ruhe! Gefahr besteht nicht. Schon hat der Herr Polizeimeister Befehl gegeben, den Ausreißer zu arretieren. Platz nehmen! Stiere sind nur gefährlich, wenn sie gereizt werden! Platz nehmen!"

Man wurde wirklich ruhiger. Das Grammophon setzte mit dem Liebesduett aus Figaros Hochzeit ein, aber es folgten dennoch Augenblicke unerträglicher Spannung: war der Arm des Gesetzes wirklich der Situation gewachsen? Man hatte noch nie Polizeibeamte als Matadore gesehen . . .

*

Unterdessen war der Stier im Galopp in eine menschenleere Gasse eingebogen. Aber bald verlangsamte er sein Tempo . . . war Freiheit in solcher Umgebung etwa noch erstrebenswert? Es gab ja nur Steine hier, leere Autos und himmelhohe Mauern; nichts Eßbares, nicht den kleinsten grünen Halm! Das Rundpflaster tat den Hufen weh, kurz, man bekam hier richtig Sehnsucht nach dem Lastauto, wo man doch unter seinesgleichen gewesen war und wo es sich in Gemeinschaft brüllen ließ. In dieser Steinwüste wurde selbst der Anblick von Menschen erfreulich, und als hier und da welche auftauchten, versuchte der Vereinsamte, bei der nächsten Gruppe Anschluß zu finden — leider verschwand sie um eine Hausecke. Es versuchte es mit einigen andern: das gleiche Ergebnis. Fürchtete man ihn vielleicht? Wie dumm! Er wollte ja doch nur eine gute Seele finden, die ihm den Weg zum Lastauto zeigen würde, wo er zu Hause war!

Und so stand er denn manierlich still, als acht uniformierte Männer mit Revolvern in den Händen an ihn herantraten; die schienen ja endlich verstanden zu haben, was er wollte. Gern, sehr gern ließ er sich von ihnen binden und in die Arena zurückführen, wo der Lautsprecher gerade mitgeteilt hatte, daß das rasende Tier nach erbittertem Kampf überwunden und verhaftet worden sei. Kein Unglück hätte sich ereignet. Ehre den acht Mutigen, den Helden! Hoch unser Polizeikorps!

Aber so ist die Welt: es wurde dem Stier nicht angerechnet, daß er aus eigenem die größte Sensation des Tages geliefert hatte. Man hielt sich an das Programm. Bald stand er allein in der Arena, und rote Tücher umflatterten ihm die Schnauze. Er aber nahm es mit Ruhe. „So dumm", sagte er sich, „so urblödsinnig. Was will man eigentlich? Ich denke gar nicht daran, mich zu erbosen. Nach Hause will ich, sonst ist mir alles Wurst . . ."

Dabei blieb es. Weder Chulos, noch Geschrei und Gestampfe, noch irgendwelche Tricks höherer Schule konnten seinen Entschluß wankend machen. Er stand, wo er stand.

Da hielt sogar die Quadrilla die Situation für hoffnungslos. Einen solchen Mangel an Kampfgeist hatte man noch nicht erlebt! Nur eins blieb übrig: den Mantel über die Schulter zu werfen und die Arena demonstrativ zu verlassen.

Das Leittier der Herde brauchte sich gar nicht erst herauszubemühen. Sobald die Tür des Lastautos sich öffnete, spazierte der unverbesserliche Philosoph mit Gelassenheit hinein. Daß man „Vocca, vocca!" hinter ihm herrief, war ihm schnuppe; er hatte übergenug von der Freiheit, die eine Kleinstadt bieten kann . . . und damit endete die Corrida. *(Deutsch von Sent M'ahesa)*

Der Sport und die Langeweile

Von

Gregor Land

Die Beschäftigung des Kulturmenschen mit Sport ist im Grunde genommen ein Ersatz für das Leben in der Natur. Doch ist die Natur von allem, was existiert, das Primitivste; der Sport vervollkommnet, rationalisiert ihren Einfluß auf den menschlichen Körper. Erst durch künstliches Training entsteht der normale Mensch; der natürliche Mensch weicht fast immer ab von der Norm — zuweilen ins Mißgestaltete und Monströse.

Die Gefahr der Rationalisierung liegt darin, daß sie kein Maß, keine Grenzen kennt. Das hat sich doch auch an so mancher modernen Industrie gezeigt, die so vollkommen rationalisiert wurde, daß sie nur noch mit Verlusten arbeitet . . . So steht es auch um den Sport: mancher Sportler ist so hoch trainiert, daß er — trotz unerhörten Spitzenleistungen auf seinem Gebiet — in jeder anderen Hinsicht ein jämmerlicher Krüppel ist. Muskelentartung, Herzschwäche, erotisches Versagen, Rückbildung des Geistes stehen am Ende des Weges. Die maßlose Rationalisierung der Gesundheit schlägt ins Pathologische um.

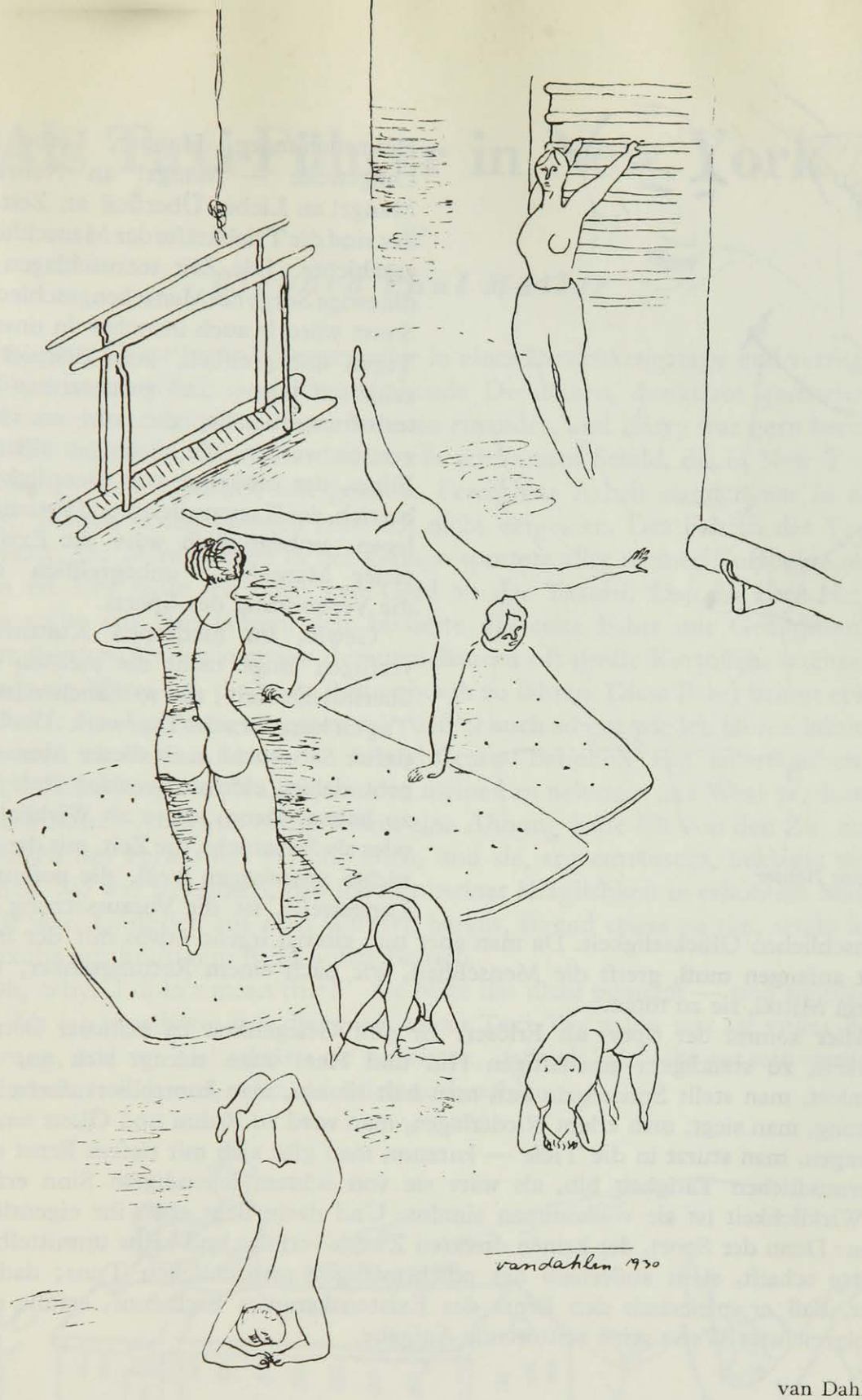
*

An sich wäre es ja nicht unmöglich, hier Maß zu halten, doch wirken dem sowohl das Wesen des Sports als die Natur des Menschen entgegen. In jeder zweckhaften Tätigkeit findet die Anstrengung in dem Zweck selbst ihre Begrenzung: wer Holz hackt, gibt genau so viel von seiner Kraft her, als nötig ist, um das Holzscheit zu spalten — nicht mehr und nicht weniger. Anders im Sport. Warum sich damit begnügen, eine Strecke in 20 Sekunden zu durchlaufen, wenn es vielleicht schon in 19½ Sekunden möglich ist? Warum sich mit einem Dauerflug von 36 und nicht etwa von 54 oder 72 Tagen zufrieden geben? Da der Sport zwecklos ist, sind ihm keine Schranken gesetzt. So entspringt die Jagd nach dem Rekord seinem eigentlichen Wesen.

Dem kommt die Natur des Menschen entgegen, mit seiner unersättlichen Eitelkeit, mit seinem Drang, immer der Erste zu sein, immer den andern auszustechen; es ist für ihn ein gesteigertes Lustgefühl, sich einen Lorbeerkranz aufzusetzen, wenn dieser einem anderen vom Kopf gerissen wurde; wenn nicht der Kopfhaut, so doch der Siegestrophäe des Feindes sich zu bemächtigen. Die Meisterschaft erringen! Das Streben nach der Höchstleistung verschmilzt mit der Sehnsucht nach dem Meisterschaftstitel.

Diese Leidenschaft braucht durchaus nicht immer aufs Ganze und Höchste zu gehen. Der Sportgattungen sind viele. Jeder geschlagene Rekord, und sei die Aufgabe noch so kümmerlich, verleiht ein angenehmes Gefühl von Überlegenheit. Wenn man es auch nicht bis zur Weltmeisterschaft bringen kann, vielleicht gelingt es, die Meisterschaft eines Landes, einer Stadt oder nur eines Vereins zu erringen. Und da es der Vereine unzählige gibt, so geht auch die Zahl von Inhabern einer Meisterschaft ins Ungemessene. Theoretisch könnte nahezu jeder Mensch irgendwo Meister von irgend etwas werden. Dies wäre dann der einzige Fall der Verschmelzung des aristokratischen Prinzips mit der Demokratie: jeder wäre der Erste.

Wenn auch das Ideal der allgemeinen Priorität noch nicht erreicht ist — schon jetzt beschäftigt der Sport zahllose Menschen, verschlingt eine Unmenge von Mühe und Zeit, ruft neue Berufe, neue Industriezweige ins Leben. Die Sport-



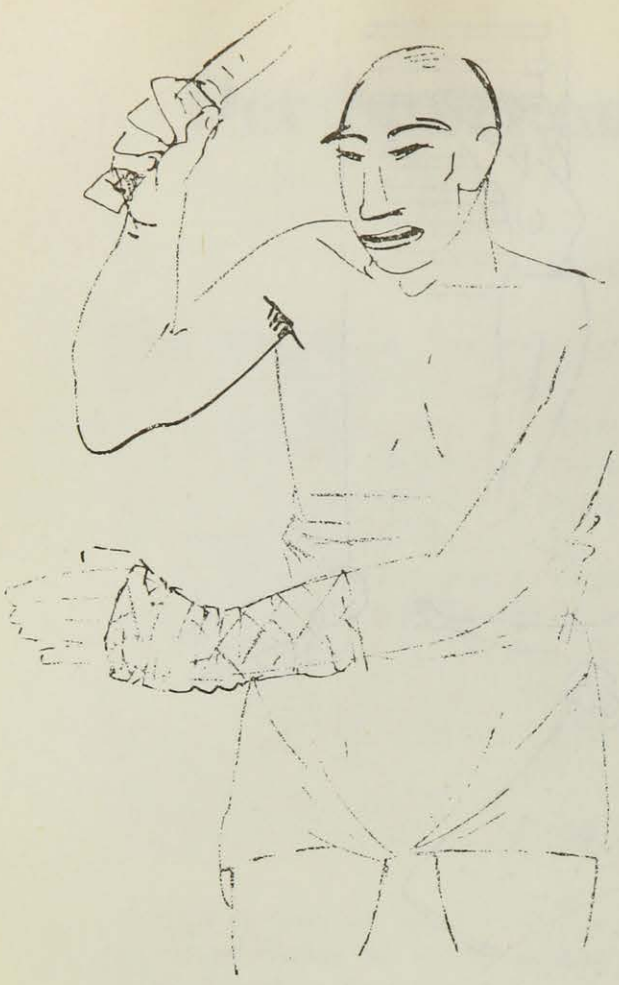
van Dahlen

— Kinder, ist das schön, wenn man sein Gehirn in den Beinen fühlt!

industrie ist nahe daran, die Film- oder die Naphthaindustrie zu überflügeln, sie ist gegen verheerende Krisen widerstandsfähiger als manche andere. Wie der Amateur sich zum Professional entwickelt, so wird der Sport zu einer Grundlage der Wirtschaft.

*

Das Wichtigste von allem ist aber die Menge von Zeit, die der Sport der Menschheit abnimmt. Daß die Menschen viel zu viel Zeit haben, ist eine ihrer schwersten



Werner Heuser

Heimsuchungen. Hunger, Liebe und Langeweile — Mangel an Nahrung, Mangel an Liebe, Überfluß an Zeit —: das sind die Triebkräfte der Menschheitsgeschichte. Die Zeit totzuschlagen: ist die ewige Sorge des Menschengeschlechts. Sonst wäre ja auch manches in unseren Tagen unbegreiflich, zum Beispiel die zahllosen talent- und geistesarmen Unterhaltungsromane, die von so vielen gelesen werden, die kitschigen albernen Filme, der unsäglich öde Geselligkeitsbetrieb, das Kartenspielen und Patiencenlegen; unbegreiflich wäre die Existenz vieler Menschen, unbegreiflich auch die Verbreitung des Sports.

Gewiß, im modernen Kulturleben verfügen lange nicht die meisten über überflüssige Zeit; für so manchen ist der Tag zu kurz für sein Tagewerk. Doch die tiefste Sehnsucht auch dieser Menschen geht dahin, einmal zwecklos freie Zeit zu haben. Denn, sei es als Wirklichkeit oder als Sehnsucht, die Zeit, mit der man nichts anzufangen weiß, die potentielle Langeweile, ist die Voraussetzung aller menschlichen Glückseligkeit. Da man aber nun einmal irgend etwas mit der freien Zeit anfangen muß, greift die Menschheit, wie nach einem Rettungsanker, nach jedem Mittel, sie zu töten.

Hier kommt der Sport als Erlöser. Er gibt Gelegenheit zu rastloser Betriebsamkeit, zu ständigem geschäftigen Hin und Her; man strengt sich an, man trainiert, man stellt Spielregeln auf, man hält sie ein, man kontrolliert deren Einhaltung, man siegt, man erlebt Niederlagen, man wird zu Ruhm und Glanz emporgetragen, man stürzt in die Tiefe — kurzum, man gibt sich mit tiefem Ernst einer unermüdlichen Tätigkeit hin, als wäre sie von echtem lebendigem Sinn erfüllt; in Wirklichkeit ist sie vollkommen sinnlos. Und darin liegt eben ihr eigentlicher Sinn: Denn der Sport, der keinen direkten Zweck verfolgt und keine unmittelbaren Werte schafft, steht außerhalb des pflichtmäßigen menschlichen Tuns; dadurch aber, daß er spielerisch den Ernst des Existenzkampfes nachahmt, erfüllt er in erfolgreichster Weise seine zeittötende Aufgabe.

*

Es wird eine Zeit kommen, da die fortschreitende Menschheit das Problem des Hungers gelöst haben wird; wenige Stunden hoch rationalisierter Arbeit werden dann genügen, den Lebensbedarf zu sichern. Es wird eine Zeit kommen, da die Menschheit, nachsichtig und weitherzig geworden, mit Liebe übersättigt sein wird. Was dann übrigbleibt, ist die triumphierende Langeweile. Die ins Unermeßliche gewachsene Langeweile und der ungebrochene Eitelkeitstrieb in der Seele des immer naturfremder werdenden Menschen . . . Dann erst wird sich der Sport, der Ersatz des Lebens in der Natur, der Erlöser von der Langenweile, in seiner ganzen Größe offenbaren. Es wird zum Ritual werden.

Als Taxi-Führer in New York

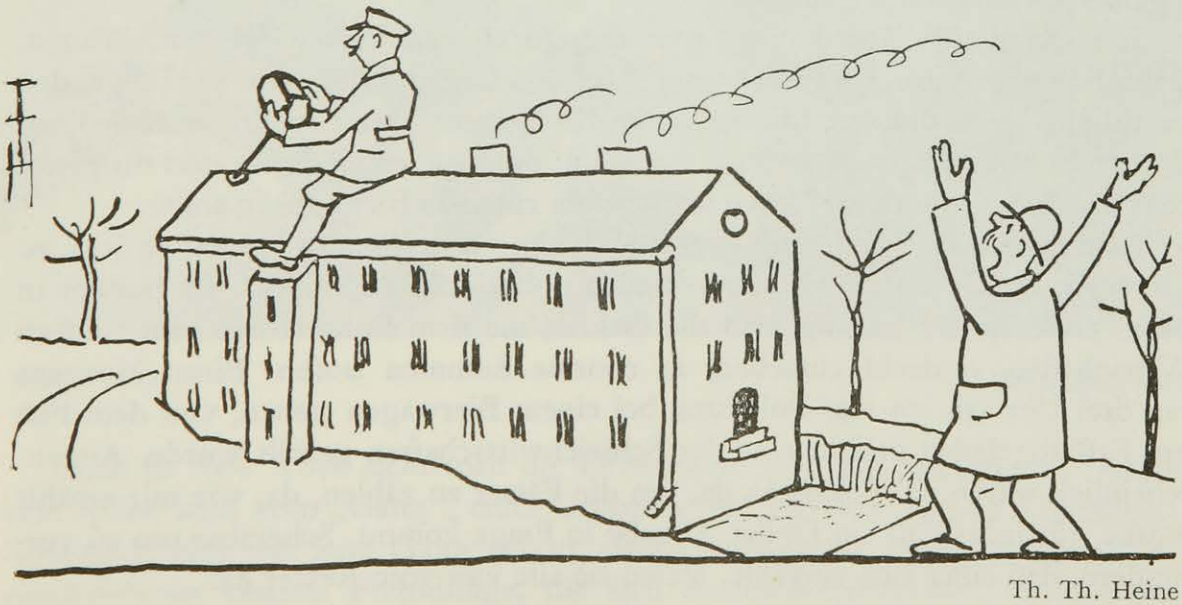
Von

Richard Paul Müller

Der „fette Harry" war Wagenzuteiler in einer Droschkengarage und verfügte über hundertfünfzig gleich aussehende Droschken, dunkelrot gestrichen. Mein Freund Fred und Fett Harry kannten einander, und Harry war gern bereit, uns Arbeit zu geben. Die beste Mütze mit schwarzem Schild, die in New York aufzutreiben war, hatte ich mir gekauft. Fertig zur Arbeit standen wir in der Garage. Diesen ersten Morgen habe ich nicht vergessen. Das Fahren der Taxi-Chauffeure, ihr Manövrieren in der Garage spottete aller meiner Vorstellungen.

Um elf Uhr hatte ich noch kein Geld an der Taxuhr. Da, ein alter Herr; Koffer sollte ich ihm fahren. Ich kassierte die erste Fahrt mit Genugtuung. Andere folgten. Und wie einem dummen Bauern oft große Kartoffeln wachsen, trug mir ein Mann auf, ihn nach Breitenbeach zu fahren. Diese Fahrt bringt etwa fünf Dollar ein. Unterwegs sagte er mir, daß er auch so gut wie ich fahren könne. Später war ich an der Rampe im Grand-Central-Bahnhof. Ein amerikanisches Mädel. Es überging drei Wagen, um den meinen zu nehmen: „12 West 72, durch den Park bitte." Auch das noch. Kaum eine Ahnung hatte ich von den Zu- und Ausfahrten des Parks. Ich verfuhr mich, und sie, arg enttäuscht, beklagte sich bitterlich. Sie war so hübsch, daß ich mir meiner Kläglichkeit in erhöhtem Maße bewußt war. Lediglich aus dem Wunsch heraus, irgend etwas zu tun, setzte ich die Taxuhr mit kräftigem Ruck außer Betrieb.

„Oh, why, I didn't mean that!" Sie hätte das nicht gemeint — und sie plauderte. Als ich erwähnte, daß dies mein erster Taxi-Tag wäre, war sie voller Begeisterung, und am Ziel erklärte sie zu wissen, daß ich bald sehr gut sein werde; und sie beharrte darauf, mich reichlich zu bezahlen.



Th. Th. Heine

Der Hausbesitzer, dem sein Haus weggesteuert wird.

In der Reparaturwerkstätte war ich eine bekannte Persönlichkeit.

Aber jener erste Tag in Harrys Garage entschwand immer mehr. Monat um Monat hatte ich Manhattan durchrollt, die Bronx, Brooklyn, Long Island und die übrigen zu Greater New York zählenden Vororte. Ich hatte fahren gelernt.

New Yorker Taxi-Führer sind aus dem Schlag junger Leute, die fahren können, ehe sie aus der kurzen Hose herauswachsen. Sind sie erst alt genug, für die Droschken zugelassen zu werden, so ist ihnen die Handhabung eines Wagens auch schon zur zweiten Natur geworden. Die New Yorker kennen ihre drivers, und sie vertrauen ihnen, was das Fahren anlangt, blindlings, so daß sie mit äußerst hochgeschraubten Ansprüchen auf rascheste Beförderung den Führer andauernd zu verwegenem Fahren anreizen.

*

Fett Harry hatte einen neuen Posten. Er war Oberwagenzuteiler einer aus dem Boden gestampften Gesellschaft, die innerhalb vier Wochen tausend Droschken letzter Konstruktion auf die Straße zu bringen hatte. Ich stand gut mit Harry. Fred und ich sollten zusammen einen dieser neuen Wagen fahren. Fred tagsüber, ich nachts, da ich bereits seit geraumer Zeit Nachtschicht fuhr.

Die ersten fünfzig der tausend Wagen waren geliefert, und ich ging, den uns zugeteilten zu übernehmen. Die Verteilung einer Serie neuer Wagen ist in Taxikreisen immerhin ein Ereignis. Da melden sich die besten Chauffeure, die „Hunde", die bekannt sind, nur mit großen Einnahmen einzufahren, die Elite der Taxi-Führer.

Es waren schwere, schöne Wagen der General Motors, blau, auffallend gestrichen; ein Köder fürs Publikum.

„Bin ich die erste im Wagen?" fragte mich ein Mädel.

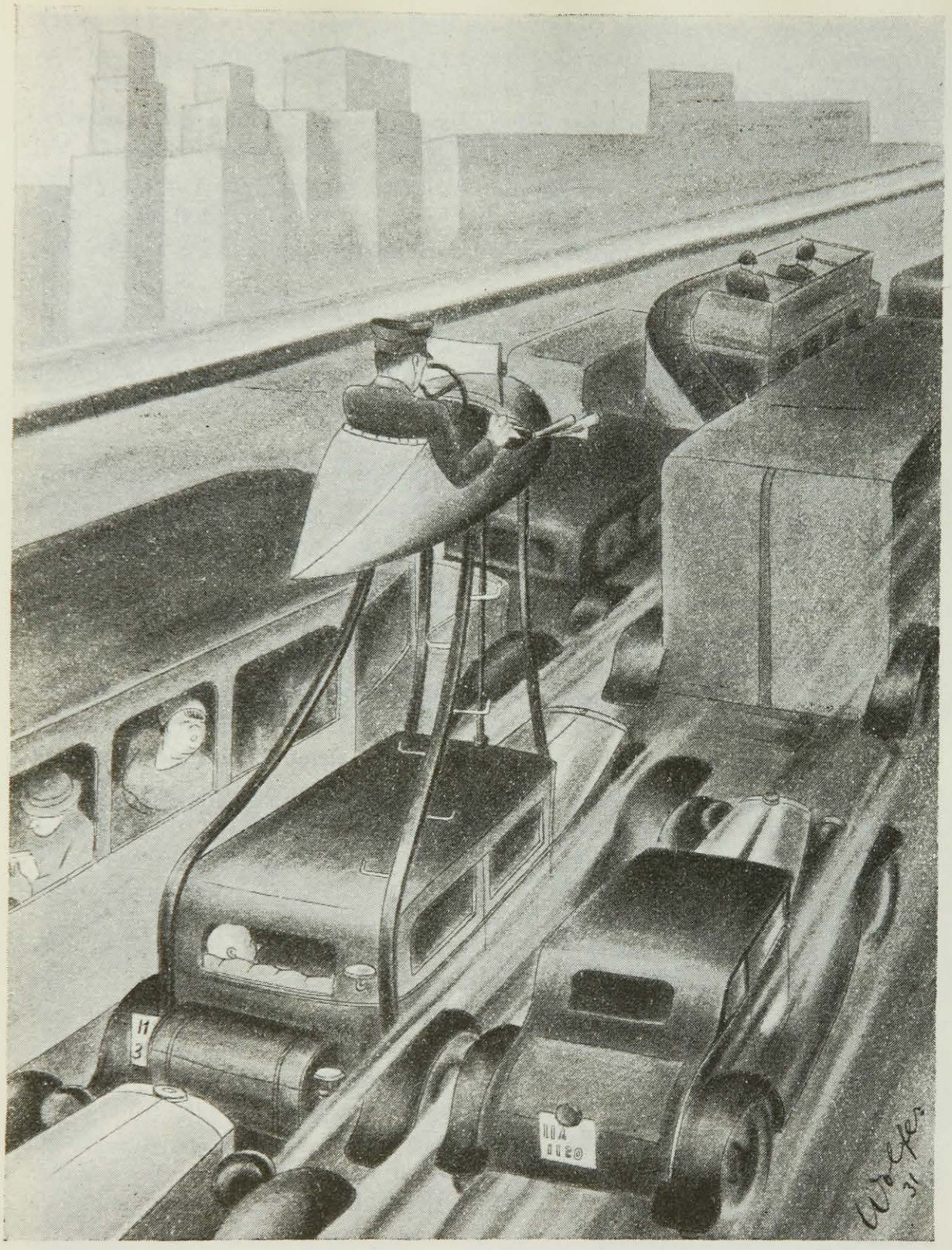
„Ja, tatsächlich — aber einen Neger habe ich bereits schon gefahren."

Sie gab mir einen arg beleidigten Blick, bis, nach kurzem, der im Wagen angeschlagene Führerschein zur Geltung kam. „Paul", sagte sie, „gehört dir der Wagen?" — und ohne Aufenthalt erzählte sie, daß sie in einem Junggesellen-Hotel arbeite: „Stell dir vor, alles nur Herren — aber da sind wir ja, siehst du — dort — wirst du anrufen?"

Zum Randstein. Aussteigen. Schon drängte sich ein dicker Herr zum Wagen. Beim Einsteigen drückte er sich seinen steifen Hut ein. Dies hatte zur Folge, daß er auf die „verdammten Idioten", die die Wagen immer niedriger bauen, zu fluchen begann. Impulsiv änderte er die mir aufgegebene Adresse und dirigierte mich zu einem „speak easy", wo ich mit ihm ein Glas Bier trinken sollte.

Heute denkt niemand mehr daran, in diesen versteckten Wirtschaften leise zu sprechen, im Gegenteil, sie alle genießen polizeilichen „Schutz". Es besteht in New York die Auffassung, daß die Gelder, die dem Polizeikorps von solchen Wirtschaften verdeckt zufließen, in enorme Summen laufen. Eines Morgens um drei Uhr sah ich vier Polizisten bei einem Bierwagen stehen, von dem Faß um Faß abgeladen und in eine der Schleichwirtschaften gerollt wurde. Augenscheinlich waren die Polizisten da, um die Fässer zu zählen, da, wie mir erzählt wurde, für jedes Faß ein Dollar Abgabe in Frage kommt. Scheinbar um zu verhindern, daß einer sich verzähle, waren sie alle vier vom Revier da.

*



Kurt Wolfes *Höhensteuerung*

Auch in New York sieht man die Droschkenreihen an Straßenecken. Solch eine Reihe wird vom „Gang", einer Gruppe unter sich befreundeter Chauffeure, behauptet. Nur wer zum Gang gehört, darf an der Reihe anlegen; dies ist ungeschriebenes Gesetz. Fremdlinge, die sich dennoch einmischen, werden angehalten wegzufahren. Oft mit blauen Augen.

Fred und ich legten wenig Wert auf die Reihen. Im normalen Geschäft erzielt man mehr im andauernden „Greifen"; man kriegt die Nase, die Leute zu riechen, die fahren wollen.

Eines Abends rollte ich ausspähend, also greifend, auf und ab Broadway. Es war verhältnismäßig früh, etwa 23 Uhr, als mich zwei Herren und eine Dame, alle jung und elegant, nahe der einundachtzigsten Straße signalisierten. Außer meinem Mantel mit schwarzem Pelzkragen hatte ich einen brandneuen Checker Taxi Cab, eine auffallend niedrig gebaute Droschke, den letzten Köder fürs fahrende Publikum.

„4 West, siebenundachtzigste Straße, so schnell Sie fahren können."

Benzin, — rrack — — rrack — — rrack, — entlang Broadway, mit dem nächsten Wechsel der Verkehrslichter nach rechts über Amsterdam und Columbus Avenue, weiter bis Central Park West, dort nördlich zur Siebenundachtzigsten, links einbiegen — eben bog ich ein.

„Gleich hier anhalten, am Randstein, warten Sie." Einer der beiden Herren stieg aus; der andere Herr und die Dame blieben im Wagen. Der Ausgestiegene lief nach rückwärts.

Warten. Man gewöhnt sich daran. Zum monotonen Geräusch des laufenden Motors kamen die rhythmischen Schläge des Regenwischers am nassen Windschutz. Die Nacht war pechschwarz. Eine Minute, zwei — drei — fünf — da, aus dem Wageninnern: „Driver!"

Ich drehte den Kopf nach rechts — und hatte einen Revolver an der Wange. Der Herr im Wagen, vornübergebeugt, hielt die Waffe durch das offene Trennungsfenster gegen mich angeschlagen. „Hände hoch, keine Umstände machen!"

Ich maß ihn eine Weile, fand auch Zeit, das Mädel zu beobachten. „Teufel, halten Sie die Hände oben!"

„Da haben Sie sich einen ausgesucht — von mir kriegen Sie höchstens fünf Dollar — um diese Stunde haben wir doch noch gar kein Geld, soviel sollten Sie wissen."

Da, ein Geräusch links neben mir, die Tür am Führersitz wurde geöffnet. Der Ausgestiegene war zurück. Er drückte mir seinen Revolver in die Hüfte. Da merkte ich denn auch, warum er ausgestiegen war. Weg vom Wagen hatte er den Verkehr beobachtet, um den besten Augenblick für die Arbeit zu erwischen. „Ich bedaure sehr", sagte er, „aber Sie verstehen, daß wir Geld brauchen — wo haben Sie es?"

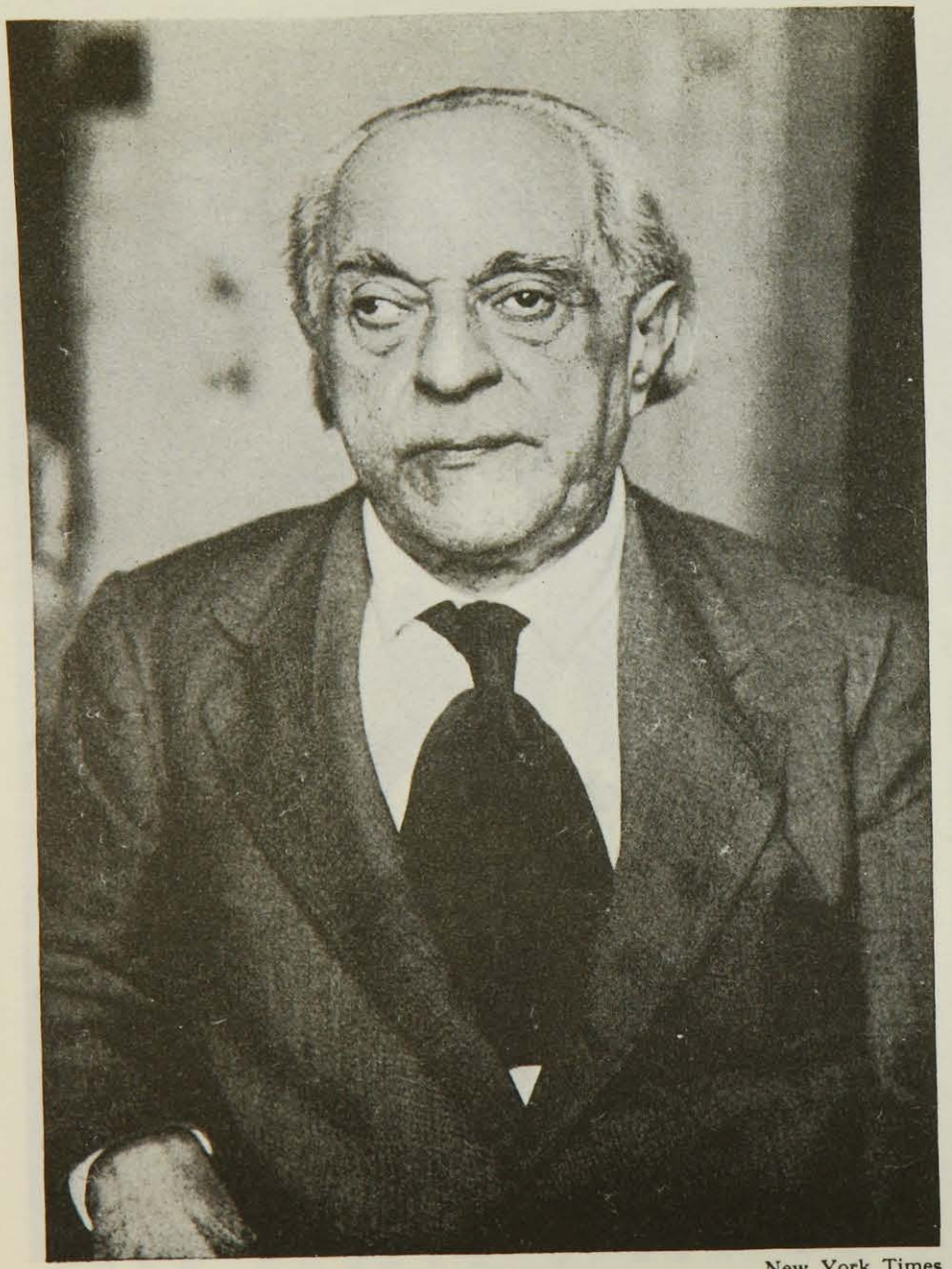
Sie nahmen mir sechs Dollar und vierzig Cents. Er draußen, mit seinem Revolver immer noch in meiner Hüfte und von den weiten Falten des Mantels verdeckt, kommandierte mich aus dem Wagen und lief mit mir in einen Hohlweg zwischen zwei Häusern. Dieser Vorgang wurde von den beiden im Wagen natürlich scharf beobachtet, so daß der, der mich wegbegleitete, ungeniert handeln konnte. Er empfahl mir, etwa fünf Minuten zu verbleiben, ging zurück zum Wagen, setzte sich ans Steuer, und die drei fuhren weg.

Soweit war der Fall erledigt. Ich ging durch meine Taschen und fand noch fünfunddreißig Cents, was mich der Untergrundbahn wegen beruhigte. Sodann meldete ich den Vorfall beim nächsten Polizeiposten, von wo ein Alarm für den Wagen ausgesandt wurde, und begab mich hernach zur Garage unserer Gesell-

Wolfgang Weber

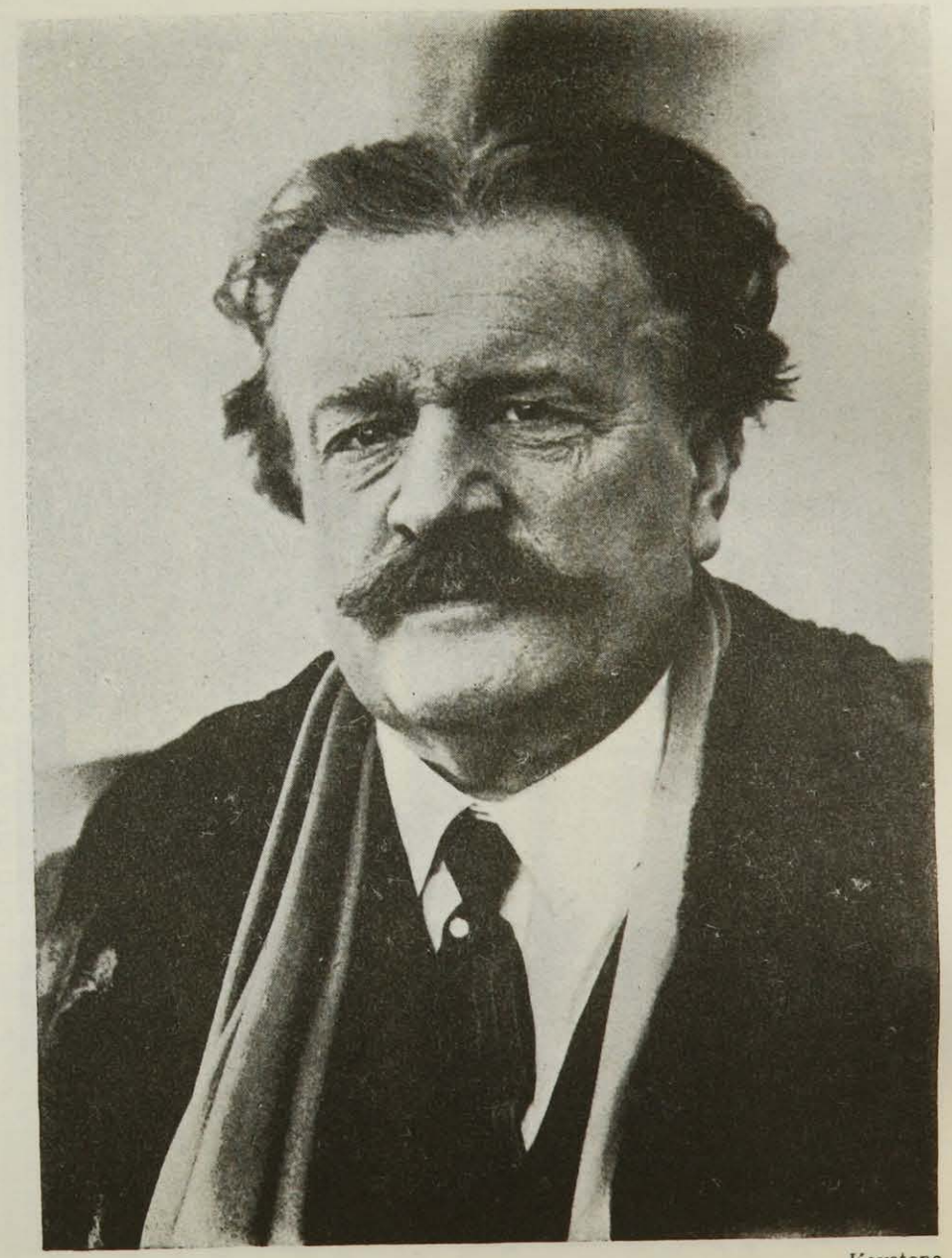
Die Schauspielerin Cécile Sorel

1887 1932



New York Times

Wladimir von Pachmann †



Keystone

Der 70jährige Moriz Rosenthal

Per Krohg, Neuschnee (Öl)

Gidal

Vaduz (Liechtenstein), der Kurort des Kapitals

schaft, wo der Überfall nochmals aufgenommen wurde. Der Wagen wurde am nächsten Morgen früh von der Polizei vollkommen unversehrt gefunden, so daß er mir abends wie gewohnt zur Arbeit wieder zugeteilt wurde.

Solche Überfälle sind in New York nicht selten. Taxi-Chauffeure tragen ihren Anteil am Schaden und müssen außerdem für den Schaden, der Garage gegenüber aufkommen. Dies, weil sonst eine große Anzahl der Taxi-Führer jede zweite Nacht „ausgenommen" würde.

Sich bei einem Überfall zu widersetzen, ist nicht ratsam. Ein Taxi-Chauffeur, der eine sehr schlechte Nacht hinter sich hatte, wurde in der Morgenfrühe lediglich dreier Dollar wegen erschossen. Er hatte sich widersetzt, weil er zu Hause ein krankes Kind hatte und das Geld brauchte.

*

Nachtschicht-Chauffeure in New York beginnen die Arbeit etwa um sechzehn Uhr. Sie finden ihre Droschken in den Garagen bereits vor; wenn nicht, so warten sie, bis die Tagleute einfahren. Nach sechzehn Uhr, wenn die Geschäftszeit zur Neige geht, versuchen die Chauffeure, erst im unteren Stadtteil, dem Geschäftszentrum, nach Hause gehende Geschäftsleute zu greifen. Später, gegen siebzehn Uhr, wird voraussichtlich eher im oberen Stadtteil gearbeitet, um Theaterbesucher zurück ins Zentrum zu den Theatern zu fahren. Umgekehrt um dreiundzwanzig Uhr, wenn die Leute vom Theater wieder nach Hause gebracht werden müssen. Später kommen die vielen Hotels und die Appartementhäuser in Frage. Da werden oft solche vorgezogen, in denen die ausgehaltenen Mädels wohnen, und deren sind viele! Gegen drei Uhr morgens können die Chauffeure vor Tanzhallen oder den vielen Speak Easies und Night Clubs Arbeit finden. Diese Lokale zu bearbeiten, bringt in Berührung mit viel Schmutz. Auch sind vor solchen Lokalen meistens Droschken zu finden, die diese Orte ständig bearbeiten; sogenannte geschlossene Reihen, an denen nicht angelegt werden sollte. Mir persönlich wurde in Greenwhich Village, wo elegante Speak Easies, ausgelassene Tanzhallen-Restaurants, Nachtcafés und Künstlerkneipen sind, eines Nachts eine Frist zum Wegfahren von solch einer Reihe gesetzt: „Du solltest wissen, daß du hier nichts zu suchen hast. Ebenso weißt du, daß wir von unserem Geld den Türhütern und auch den Polizisten abgeben. Du kannst tun, was du willst, wir geben dir zehn Minuten Zeit, nach zehn Minuten werden wir dich ‚ausblasen'."

Diese im Gebiet ausgelassenen Nachtlebens eingearbeiteten Taxi-Führer halten nur durch, wenn sie sich der Situation anpassen. Die Leute sind in ihren Handlungen geschäftsmäßig nüchtern. „Ausblasen" bedeutet Schießen, und da das Interesse, das ich an dieser Reihe hatte, in keinem Verhältnis zu dem Risiko stand, verzog ich mich.

*

Taxiführerdienst ist Schwerarbeit. Wenn Taxi-Chauffeure in ihren Böcken liegen und schlafen, so mögen Passanten Faulpelze vermuten. Ungerechterweise! Die Chauffeure sind müde. Es sind namentlich die Sehnerven, die beim Fahren durch Wochen und Monate, unter andauernd wechselnden Lichtreflexen so sehr leiden, daß der ganze Organismus in Mitleidenschaft gezogen wird. Darum haben eingefahrene Taxi-Chauffeure einen stieren Blick.

Gegenüber: Peruanische Landschaft (Photo Galloway)

Die Banane

Von

Lionello Fiumi

Banane, der Heimat entlöst, die du alterst
im engen Umkreis des Tellers,
keine andern Ohren kenn ich,
die deiner Aschenbrödelpein
schenkten auch nur eine Minute Gehör.

Und doch betrübt sich, ich fühl es, dein Elend
an der unkeuschen Berührung
mit jener Flasche, die das Tischtuch entehrte,
mit jener Pfeife, die rings verstreut
Agonien ihrer Asche.

O unberührte Nachbarschaften,
kühn bald und zart,
inmitten verlorenen Glanzes:

Blätter, große, krummgebogne Ruder-
schaufeln,
die mit dem Dröhnen des Eisenbahnzugs
die Räume, märchensame Ozeane, durch-
pflügen!

Regenbogenpapageien,
Affen aus Kautschuk: Ungereimtheiten
rasend gewordner Waschfraun!

An ihre Feuerkiesel schlägt die Nacht,
bespritzt die Augen der Jaguare;
Flamme fängt die Lichtung und verrenkt sich
wie Glieder, in satanischer Fuge,
eine schwarze Venus rund umtanzend.

O unberührte Nachbarschaften, kühn oder
zart!

In deinem Exil, heimatgeraubte Banane,
mit dem Horizont des porzellanenen Tellers,
magerem Nachtisch
bringst du dich dar!

Und ich horche deinen Peinen,
sie sind meine, auf den Kopf gestellt:
wissen, daß ich niemals jene Reise
reisen werde, die du gereist!

(Deutsch von Hans Schumann)

Der Esser

Von

René Maria Rilke

. . . Und gerade mir gegenüber
Saß er und hielt
Einen goldbraunen Rebhuhnflügel
In der protzigen, sommersprossigen
Breiten Philisterpfote.
Seine winzigen Augen
Grinsten hinter dicken Lidfalten:
Wonne.
So blinzeln Kanonenrohrmündungen
Über Festungswälle. —
Was war das ein Rebhuhn!
Laut schnalzt er.
Dann brandet eine Welle Rheinwein
An den gelben, schiefen Zähnen,
Wälzt sich wie wütend im Wirbel
Her und hin in des Munds
Geräumiger Höhle,
Und stürzt dann zur Tiefe.
Und er gluckste und gurrte,
Steckte den Zahnstocher
Zwischen die triefenden Lippen,
Machte zwei Knöpfe der Weste auf
Und pfauchte:
„Aber was wollen Sie immer?
Mein Gott, Essen und Trinken
Fehlt Ihnen nicht und ein Heim.
Bitt Sie, die Zeiten sind übel.
Was wollen Sie denn mehr,
Wenn man gesund ist . . .“

— — — — — — —

„Aber lieber Herr!
Essen Sie ruhig Ihr Rebhuhn.
Sehen Sie, ich habe so Stunden,
Da möcht ich
Die Wolken rupfen,
Mit nachtschwarzen Pappelwipfeln
Dem Mond einen Schnurrbart malen
Und Sterne haben
Im Portemonnaie . . .“

(„Jugend“, 1897)

H. Ilgenfritz (Kupferstich)

Das Essen

Von

Herbert Eulenberg

Es galt und gilt noch heute bei uns in Deutschland vielfach für geschmacklos, vom Essen zu reden. In meiner Familie ging lange die Geschichte herum, die einem alten Verwandtenpaar widerfahren war. Diese beiden Eheleutchen hatten einander sowieso nicht viel zu sagen. Und über das Essen pflegten sie erst recht keine Worte zu machen. Jeden Freitagmittag tischte nun das Weibchen ihrem Manne Stockfisch auf. Das ging an die dreißig Jahre so. Bis schließlich eines Freitagmittags dem Gatten die Geduld ausging. Er auf den Tisch klopfte. Und seine erschrockene Frau anfuhr: „Auch das noch zu allem Jammer: Jeden Freitag dieser Stockfisch, der mir widersteht!“ Worauf sein Weib ihn entsetzt und entgeistert anstarrt und dann ausbricht: „Denk dir! Ich hab' gemeint: Stockfisch sei deine Lieblingsspeise. Und hab' ihn mir nur um deinetwillen seit dreißig Jahren jeden Freitag angequält, obgleich er mich ekelte!“

So drollig dies Geschichtchen klingt, so hat es doch auch zugleich sein Erschütterndes. Zwei Leute sitzen jahrelang einander gegenüber und zwängen

sich regelmäßig eine ihnen zuwidere Speise auf, nur weil sie sich beide scheuen, von so etwas Niedrigem wie vom Essen zu reden. In meiner Jugendzeit wurde es in bessern gediegenen deutschen Bürgerkreisen für ein Zeichen von Unbildung gehalten, sich über Güte oder Unwert des aufgetragenen Essens zu unterhalten. Und ich war ganz verwundert, als junger Student in Genf zu vernehmen, wie dort in einer internationalen Pension des lebhaften bei Tisch über die Zubereitung der verschiedenen Speisen verhandelt oder gar gestritten wurde. Als der feinsinnige Kunstschriftsteller Karl Friedrich von *Rumohr* zu Beginn des vorigen Jahrhunderts sein Buch über den „Geist der Kochkunst" herausgab, mußte er sich fast entschuldigen, daß er sich mit einem so gewöhnlichen Gegenstand wie dem Essen beschäftigen wolle und sich auf Brillat-Savarin, Grimod de la Reynières und andere bekannte französische Feinschmecker und Köche berufen, die in ihrem Lande hohe Achtung genössen. Ja, so stark stand auch er noch unter dem Bann und Druck der Verachtung, die man in unserm Vaterland gegen eine so ordinäre Sache wie das Essen hegte, daß er in der ersten Ausgabe seines Kochbuchs sich nicht als Verfasser zu nennen getraute, sondern als solchen seinen Leibkoch vorschob. Erst bei der notwendig gewordenen zweiten Ausgabe, die er unter dem Kernwort: „Die Kochkunst, Mensch, hast du allein" erscheinen ließ, wagte er sich hervor und bekannte sich mit seinem Namen zu seinem Werk. Das bekannteste Kochbuch in Deutschland war lange Zeit das der westfälischen Pfarrerstochter *Henriette Davidis*. Es ist etwas spießbürgerlich und langweilig aufgezogen und zusammengestellt und wirkt mit seinen vielerlei Rezepten und dem ewigen: „Man nehme!" häufig genug gradezu einschläfernd. Es weckt die Kochkunst nicht, sondern tötet die Freude am Kochen nur zu oft durch übertriebene Genauigkeit und allzu starre Vorschriften, vor denen sich Rumohr und die älteren, die vorbildlichen Kochmeister mit Bewußtsein fernhielten. Sie führten vielmehr zunächst in unterhaltender Weise in das schwere und vielseitige Stoffgebiet ein, das beim Kochen zu bewältigen ist, um hernach erst bestimmte Anleitungen zu geben. Ähnlich haben es auch die neueren Lehrer in der Kochkunst wieder gehalten: Wie der heutige französische Dichter *Reboux*, der ein höchst belustigendes und zugleich belehrendes Kochbuch geschrieben hat, oder auch ein *Hanns W. Fischer*, der deutsche Schriftsteller, von dem uns das Schlemmerparadies geschildert worden ist.

Infolge der stillen Verachtung, die man bei uns dem Essen und seiner Zubereitung lange Zeit und bis auf den heutigen Tag noch entgegenbringt, ist es geschehen, daß man in den meisten fremden Ländern besser speist als in Deutschland. Allen voran in Frankreich, dem Lande des Champagners und der Trüffeln, das schon durch seine günstige Lage zum gelobten Land der Feinschmecker geschaffen ist. Das erkannte man schon im Mittelalter, wo die Redensart: „Er lebt wie ein Gott in Frankreich" aufkam, und wo der vertrunkene deutsche Kaiser Wenzel als Gast des französischen Königs sich vier Wochen lang in Reims tagtäglich an dem Schaumwein berauschte, den man ihm dort vorsetzte. Aber auch in nördlicheren Ländern, in Dänemark und Schweden wie sogar in Rußland vor dem Kriege pflegte man mehr Liebe und Sorgfalt für die Zubereitung der Speisen zu verwenden als bei uns. Schon die Anordnung und Aufmachung der Vorspeisen, der Sakuska, wie der Russe sie nannte, war vortrefflich und erregte

Frizzi Richard

— Immer, wenn ich etwas Grundsätzliches gegen die Ehe sagen will, ruft mich deine Mutter zum Essen . . .

die Bewunderung der an solche Auswahl von Feinheiten nicht gewöhnten deutschen Reisenden. Sehr berühmt und angesehen war auch die Küche Italiens, die Napoleon und Stendhal schon der französischen vorzogen. Der genannte Rumohr gesteht, daß seine italienischen Forschungen erst seinen Gaumen bis zu jener Vollendung im Geschmack gebildet hätten, deren er sich später rühmen durfte. Den Engländern sagt er nur eine große Fertigkeit in der Behandlung von Fleisch und Wildbret nach, ein Lob, das sie auch heute noch verdienen. Die spanische Küche hat ihre besonderen Eigenschaften und Vorlieben wie die für starke Gewürze. Aber auch jenseits der Pyrenäen wird im allgemeinen ein sehr großer Wert auf das Essen gelegt. Man muß nur einmal betrachten, mit welcher Umständlichkeit, Sauberkeit und Feierlichkeit in den spanischen Städten bis hinunter in das kleinste entlegenste Nest die warme Abendmahlzeit hergerichtet wird, um zu erkennen, welch eine große Rolle die Beschäftigung, die man nach dem Leckermaul Talleyrand täglich dreimal mit Lust wiederholen kann, das Essen, in Spanien spielt.

Je verwöhnter ein Mensch im Essen ist, desto vorsichtiger und desto weniger massenhaft wird er seine Nahrung zu sich nehmen. Daher wird in Deutschland,

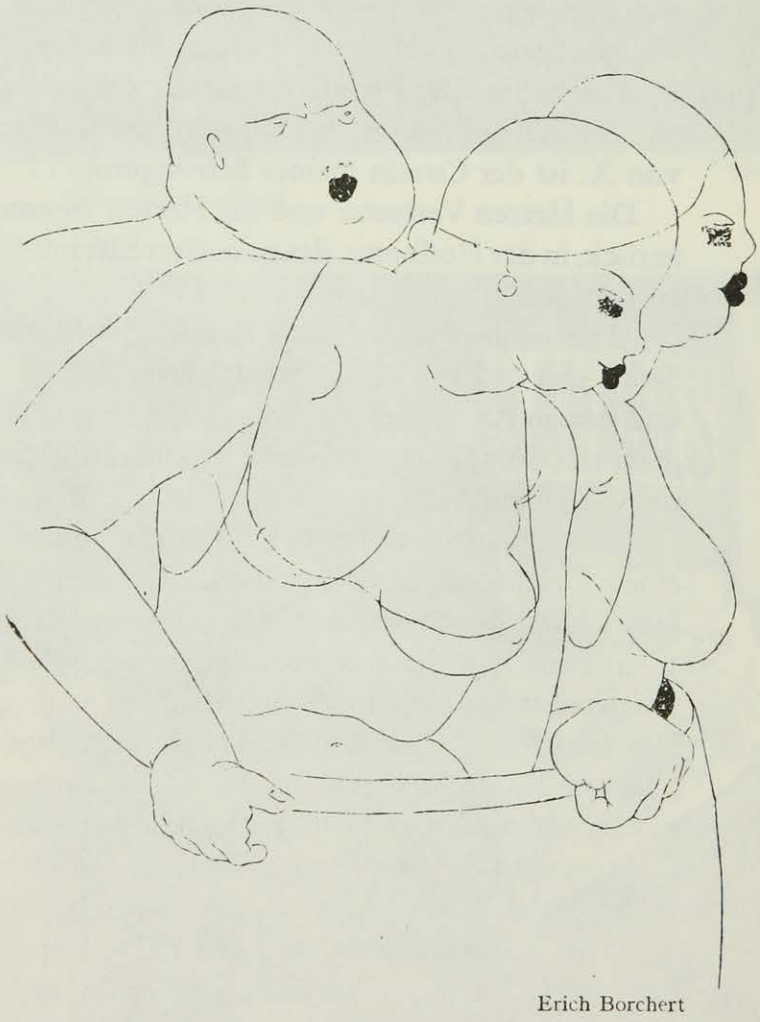
wo in der Regel am schlechtesten gekocht wird, am meisten der Menge nach gegessen. Und der Deutsche muß sich jedesmal, wenn er nach Frankreich oder nach dem Süden kommt, verwundern, wie maßvoll die Leute dort bei Tische zulangen. Am wenigsten achtet man wohl in den Gasthöfen am Rhein und in Westfalen auf das Essen und seine besondere Pflege. Hier kommt oft noch die Hast hinzu, mit der die in der Industrie und im Handel beschäftigten Leute ihre Mahlzeit herunterschlingen, um eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Essen bei denen, die es bereiten, wie bei denen, die es verzehren, hervorzurufen. Denn zum Essen gehört eine gewisse feierliche Ruhe und Andacht. Und man muß es, wie der alte Ibsen, der ein starker und dabei verwöhnter Esser war, zu sagen pflegte, wie „eine Art heiliger Handlung" verrichten, wenn man Genuß und Freude daran haben will. Darum verstand Napoleon nach Ansicht der feinen Zungen in Frankreich nichts oder nicht viel vom Essen, weil er sich stets zu rasch alles, was vor ihm stand, einzuflößen liebte. Eine Eigenschaft, die er von seiner Mutter geerbt hatte, die oft erklärte, sie brauchte nur eine Viertelstunde des Tages, um ihren Hunger zu stillen. Ihr Sohn verdarb sich freilich im Gegensatz zu ihr, die auch in diesem Punkte besonnen war, durch sein sinnloses Stürzen auf die Mahlzeiten sehr früh seine Gestalt, so daß er mit vierzig Jahren schon anfing, einen dicken Bauch mit sich umherzuschleppen.

Die geschmähten Ostelbier sind so vernünftig, sich in der Regel viel mehr Zeit zum Speisen zu nehmen als die gehetzten Leute in Westdeutschland. Auch trägt ihre stärkere Verbundenheit mit der Erde und ihren Erzeugnissen dazu bei, daß sie sich eingehender mit dem beschäftigen, was auf ihren Tisch gebracht wird. Darum wird man im Osten unseres Vaterlandes gemeiniglich viel mehr einem Verständnis für die Freuden der Tafel begegnen als im Westen. Wie sich ja auch die Polen, die Franzosen des Ostens, durch die Erfindung verschiedener wohlschmeckender Gerichte einen Weltruf gemacht haben. Die Krebse, einer der erlesensten Genüsse für Feinschmecker, sind infolge der durch Abwässer der Industrie vergifteten Bäche und Flüsse, in Westdeutschland schon ganz in Wegfall geraten. „Und ein Sommer ohne Krebse", sagte schon der alte Carl von Holtei, der es bei einer Mahlzeit auf 250 dieser Tierchen brachte, „ist wie ein Kopf ohne Haare, ein Mündchen ohne Zähne, eine Liebe ohne Küsse."

Bismarck, der Junker, ist bekannt dafür, daß er eine gut und reich besetzte Tafel liebte und sich, obgleich er sein Leben lang dem teutonischen Teufel verschrieben war, einen französischen Koch hielt, der für sein leibliches Wohlergehen sorgen mußte. Eingedenk des alten französischen Spruches: „L'esprit fait les mortels aimables, mais l'estomac fait les heureux." Auch der Reichskanzler Bülow war bekannt durch die vorzügliche Verpflegung, die er sich und seinen Gästen angedeihen ließ. Denn der richtige Feinschmecker ist ja meistens ein Menschenfreund, indem er selten wie der Don Juan bei Mozart seine köstlichen Speisen allein verzehrt, sondern gerne andere daran teilnehmen läßt. „Ich freue mich, Ihnen am nächsten Sonntag eine neu erfundene Geflügelpastete vorsetzen zu können", schrieb die Pompadour einem ihrer Freunde und Verehrer. Eben jene Madame Pompadour, deren Lammrippchen und Filets de volaille à la Bellevue nach einem Ausspruch von Vater Alexander Dumas die französische Monarchie überdauert haben. Auch der Märker Fontane, der Dichter der „Effi Briest",

nahm es an Verständnis für eine gute Küche mit manchen adligen Herren auf. Sehr bekannt war zu seiner Zeit seine Lobpreisung der Wruken, eines Lieblingsgerichts von Friedrich Wilhelm dem Ersten, dem Vater des großen Friedrich. Von diesem Gericht sagt Fontane, daß es dabei nur auf die Zubereitung ankomme, um es so schmackhaft wie das feinste Gemüse zu machen. Eine kühne Behauptung, die man in dem von uns überstandenen Steckrübenwinter hätte auffrischen können. Fontane war übrigens wie die meisten Menschen, die ein hohes Alter erreichen, ein sehr maßvoller Esser. Den stärksten Hunger hat von allen Dichtern wohl Balzac entwickelt, dessen Leistungen im Essen riesenhaft waren.

In unserem deutschen Schrifttum sind selten solche Fresser und Schlemmer geschildert worden, wie sie die Franzosen in ihrem Gargantua, die Engländer im Falstaff und die Spanier im Sancho Pansa haben. Am häufigsten werden wir im Leben solchen Genießern und Frohnaturen bei uns noch in den Hansastädten begegnen. In Bremen, Hamburg und Lübeck, in denen man seit alters sich gern der schönsten Tätigkeit im Dasein — dem Essen und Trinken — ergeben hat. Berichte über Festmahlzeiten, wie sie in den „Buddenbrooks" von Thomas Mann gegeben werden, liegen schon aus früheren Jahrhunderten und den Zeiten Wullenwebers vor, wie man ja überhaupt im Mittelalter in Deutschland bei allen festlichen Anlässen viel reichlicher gegessen hat als heutzutage. Es ist wohl kein Zufall gewesen, daß das feinste deutsche Leckermaul, der besagte Rumohr, die längste Zeit seines Lebens in Deutschland in Lübeck, der Stadt des Marzipans, verbracht hat. Dort ist er freilich nicht gestorben. Für dies unabwendbare Ereignis hatte er sich Dresden ausgesucht. Hier saß er im Sommer 1843 am Frühstückstisch und hatte sich gerade eine recht fette Wachtel mit einem Leibrock aus Speck und einem Überzieher aus Weinblättern bestellt, als ihn ein sanfter Schlag vom Tisch wegholte. Den Duft der angeordneten herrlichen Speise schon in der Nase, verschwand er mit einem Lächeln von der Tafel und servierte sich also stumm und unauffällig ab.



Erich Borchert

— Sieh mal, Luise, sieht die Frau da unten nicht wie ein Fasan aus?

— Ja, auch ich bin hungrig.

Man speist auswärts

Von

Max Jacob

Ein Luxuslederwarenhändler und -fabrikant in der Rue Grange-aux-Belles hatte an der Wand seines Büros eine mit Rundschrift gemalte Tafel mit folgendem überraschendem Text angebracht:

I. Ich bin, was das Wetter betrifft, ganz Ihrer Ansicht!

II. Mein Befinden ist gut!

III. Die Zeitungen habe ich gelesen.

Die Tafel hängt noch immer da; das Papier ist mit der Zeit vergilbt; niemand denkt mehr daran.

Die Herren Vertreter und die Herren Agenten taten, als richteten sie sich nach dem Verbot: sie kannten die Geschwätzigkeit des Herrn Crotel (Firma Crotel und Dupuis), der sich mit diesem energischen Plakat gegen sich selbst versperrte, da er trotz seiner feierlichen Miene der Versuchung nicht widerstehen konnte, wenn der Vertreter die Türklinke niederdrückte und sich keine weitere Mühe gab, seinen Ansichten über die Geheimnisse der Politik, die Nachkriegsroheit, die Stellungnahme der Presse, Englands, Amerikas usw. Einhalt zu gebieten.

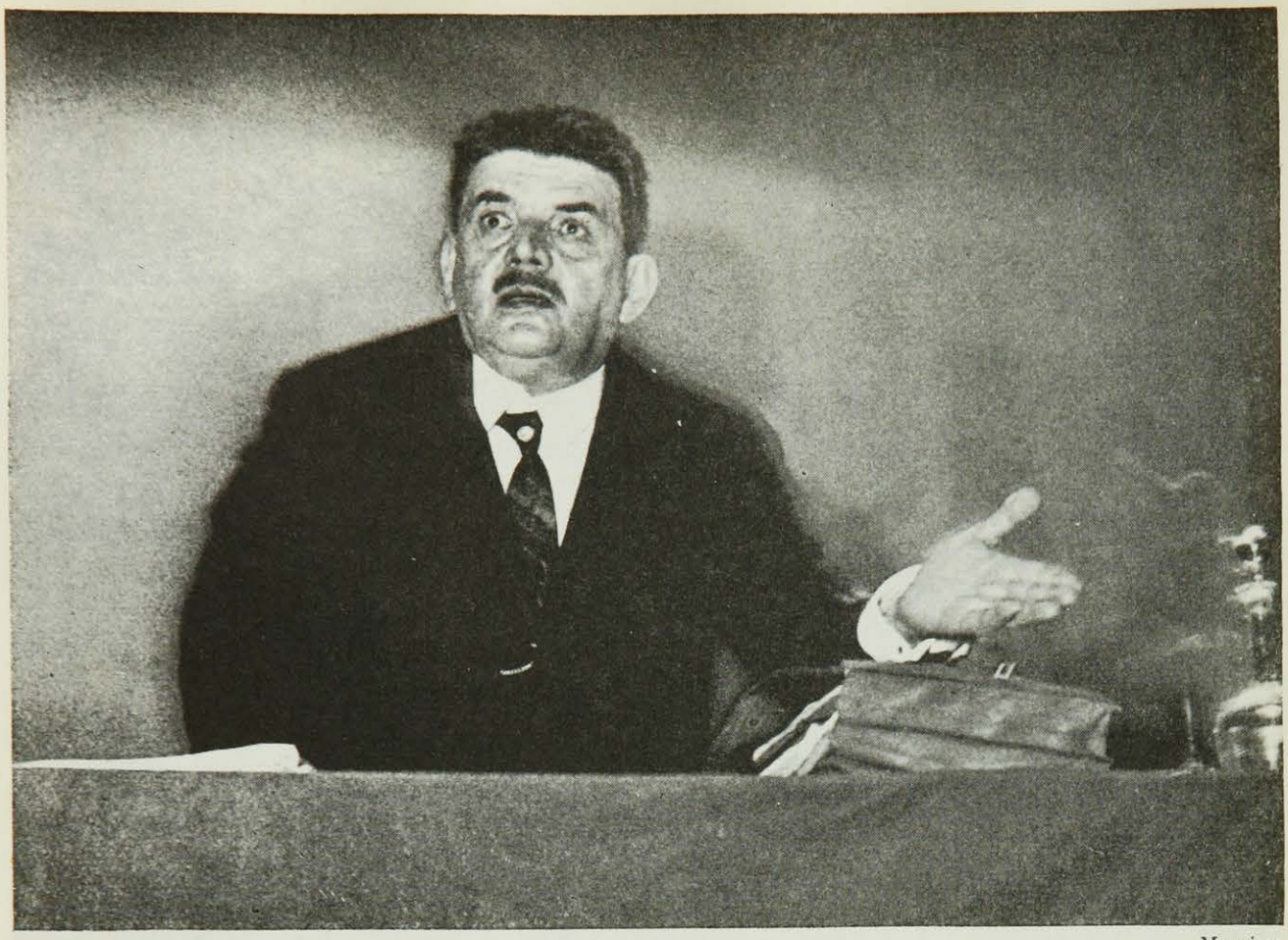
„Sie müssen wissen, daß wir sehr genau informiert sind, denn der Kabinettchef von X. ist der Cousin meiner Schwägerin . . ."

Die Herren Vertreter und die Herren Agenten zogen sich nur höchst langsam zurück, in der Hoffnung, das gute Geschäft mit Hilfe bedingungsloser Zustimmung zu „tätigen".

„Der echte Pariser", sagt Balzac, „weiß, was in Paris geschieht, und glaubt nicht, was in Paris gesagt wird." Herr Alfred Crotel zitiert häufig dieses Axiom und dessen Autor (ach, ja! Balzac, das ist gut!). Wie sollte man auch nicht zeigen, daß man ein unterrichteter und gebildeter Mensch ist? Und Herr Crotel, Mitglied der Liga zum Schutze von Alt-Paris, Offizier der Akademie und Sammler von Dokumenten, wenn auch in sehr bescheidenem Maße, hält sich so ein bißchen für einen Gelehrten. Er hält sich auch für einen der Schutzwälle der französischen Höflichkeit gegen den anstürmenden Amerikanismus.

In Paris hält sich jeder für den Schutzwall der französischen Höflichkeit. Die Portiersfrau ohrfeigt ihren Sohn: „Man sagt ‚gnä Frau' und ‚küß die Hand die Herrschaften'!" Ein schwächlicher, armseliger Schauspieler rühmt sich, dem Vicomte X., der Spatzen unter dem Hut hatte, diese Kopfbedeckung vom Haupt geschlagen zu haben. Ein Elektriker sagte zu mir: „. . . nun, und dann, Herr Doktor, sind Sie immer so höflich . . . das ist es!" Herr Crotel ist kein Gelehrter: er ist ein diskreter, freundlicher Mensch, der seine Gesprächspartner achtet.

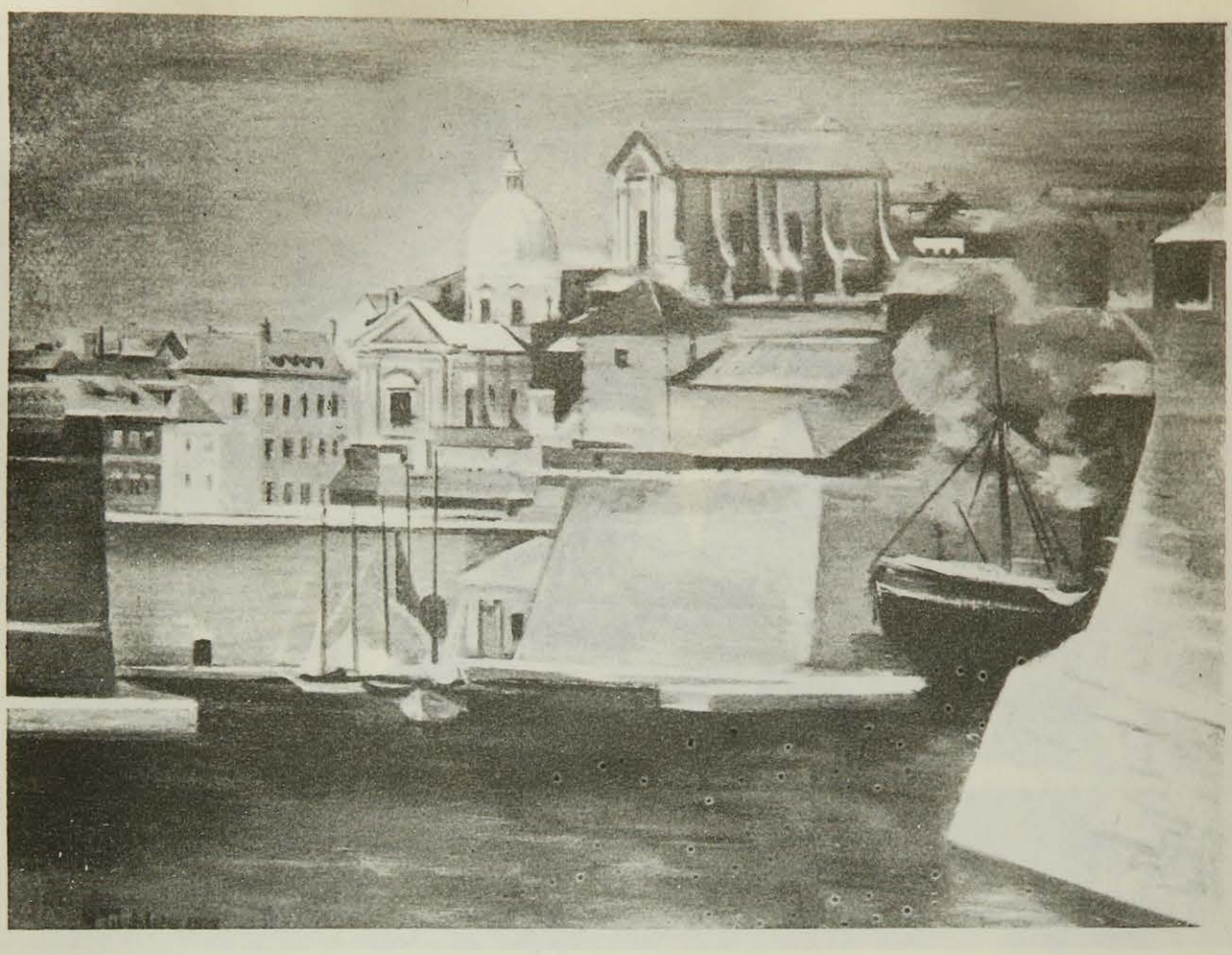
Er ist kein Gelehrter, aber er ist eine Kapazität in der Lederbranche. In Paris hat jede Gilde ihre Kapazität, die bei ihr in höchstem Ansehen steht; sie weiß nichts von der Kapazität der Nachbar-Gilde; jede Gilde ist stolz, unabhängig und exklusiv, wie die vornehme Welt. Über den Kapazitäten thronen noch die Mistinguett, Chaplin, Gandhi, die Damia, Maurice Chevalier oder Josefine Baker (wir sind im Jahre 1932). Herr Crotel führte die Verwendung von Krokodilleder



Meurisse

Herriot, redend

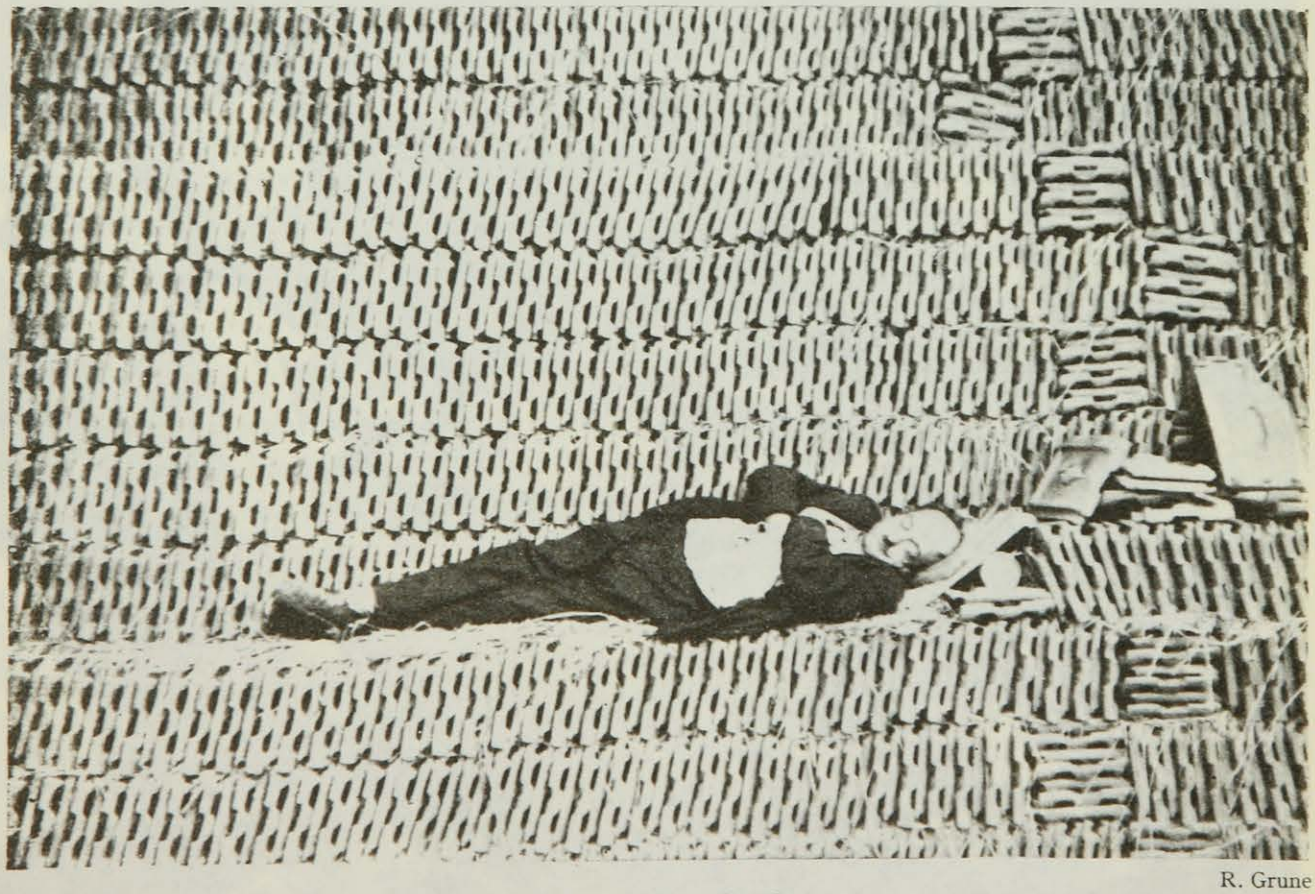
Der Dramatiker der „Schiffbrüchigen", Eugène Brieux †



Victor Tischler, Ragusa (Oel)

Lily Hildebrandt, Lugano (Hinterglasbild)

Das „schönste Hotel": Chateau Frontenac in Quebec (Kanada)



R. Grune

Am Seine-Quai

New York Times

Präsident Roosevelt, essend

E. Wasow

Köche und Kellnerinnen

für Handtäschchen ein und gab damit nicht nur den aufregenden Jagden einen Zweck und ein Ziel, sondern mobilisierte auch Borneo und Ober-Ägypten für eine neue Industrie; mit einem Wort: eine Kapazität!

„Mein armer Alfred richtet sich mit seinem Fleiß noch zugrunde!" klagt Frau Alfred. Worauf ihr Gatte antwortet: „Wenn man in Paris nicht Hungers sterben will, dann muß man sich zu Tode schuften!"

Frau Crotel hat Respekt vor ihrem Mann. Die Lederarbeiter haben Respekt vor Herrn Crotel: sie sind intelligent, geistreich, korrekt, gewissenhaft, entzückend. Frau Crotel ist, wie alle Pariserinnen, eine ausgezeichnete Mutter und eine sparsame Hausfrau; am Sonntag liest sie Anatole France. Es ist nicht recht, daß sie „diese Leute" sagt, wenn sie von den Arbeitern des Stadtviertels spricht; sie ist gut zu den Dienstleuten und auch zu Jules und Henri, den ersten Commis.

„Der Franzose ist wohlwollend", schreibt Stendhal. Sie hatte in irgendeinem Seebad eine Bretonin aufgenommen; die Bretonin wollte, seit sie im Besitz von Schulzeugnissen war, nicht mehr um vier Uhr früh das Vieh besorgen; sie wollte nach Paris; und man nahm sie mit. Eines Tages traf sie Herr Crotel in der gräßlichen Gesellschaft der Araber von Belleville; diese Araber sind unserem Herrn Chiappe sehr wohlbekannte Banden. Maria war verschwunden und blieb es acht Tage lang; Herr Crotel setzte sie wieder in ihr Küchenamt ein und bewog die kluge Frau Crotel, ihr zu verzeihen.

Paris ist ein Kosmos, der sich aus Welten zusammensetzt, die einander nicht durchdringen. Wenn es dem Kuriositätenliebhaber gelingt, die Grenzen zu durchbrechen, dann kann er von Glück sagen, und wird Überraschungen erleben. Gewiß, in dieser neuen Welt kann man alle bekannten Leidenschaften wiederfinden: verhüllte Dummheit und stumme Bosheit und Eifersüchteleien und die ewige böse Nachrede und die ewigen Mißachtungen und die unberechtigten Ehrgeize. Immerhin! Wenn man noch jung ist, welche Überraschungen!

Stellt euch vor, daß ihr bei einer Dame essen sollt, die . . . sagen wir: bei einer Kurtisane (ich sage nicht: bei einer Theaterdame von leichten Sitten, das ist etwas ganz anderes); ihr zieht euch nobler an, ihr setzt ein ganz gewisses Lächeln auf und sagt eurer Frau nichts von diesem Diner. Nun! Laßt eure teuflischen Hoffnungen fahren! Etwas so Steifes wie den Abend bei dieser Dame habt ihr noch nicht erlebt.

Stellt euch jetzt vor, daß ihr bei einem Bankier eingeladen seid und nun bei Tisch verläßlich wahre (mein Gott!) Staatsgeheimnisse zu erfahren erwartet. Gar keine Idee! Beim Steinbutt ist von den Radierungen Picassos die Rede, beim Truthahn von den Preisen der Courbets und während der gebackenen Champignons von interessanten Fresken aus dem XI. Jahrhundert, die in Poitiers zu sehen sind.

Stellt euch vor, daß ihr die Sympathie eures Arztes in solchem Maße errungen habt, daß er euch in die medizinische Welt einlädt: wird man euch dort erzählen, daß der Krebs ausgespielt hat? Die Ärzte sind Freunde von Kalauern (genau so wie die Musiker) und lieben die pikanten Anekdoten und galanten Abenteuer ihrer Lehrer. Die medizinische Welt ist nicht immer die Gelehrtenwelt.

Vielleicht werdet ihr einmal in der Nähe des Instituts mitten unter den Gelehrten, diesen lebenden ambulanten Bibliotheken, zu Abend speisen, und ihr wagt es, an euern Nachbar leise eine Frage zu stellen; um nicht pedantisch zu

erscheinen, wird er euch ebenso leise und sehr hastig antworten, um sich schnell wieder an der allgemeinen Konversation über die freien und in Frage kommenden Stellen, die zu versetzenden Kollegen usw. zu beteiligen. Und doch, im Grunde welche Heroismen, welcher Arbeitsfanatismus und welcher Glaube bei diesen Gelehrten! „Ein Tag im Laboratorium, an dem man nichts entdeckt hat, ist ein verlorener Tag!" sagte mir einmal ein Chemiker. Er ist unbekannt. Die berühmten Namen sind nicht immer die, die es zu sein verdienen.

In Paris gibt es Namen, die einen Wert bezeichnen, und Namen, die so beiläufig irgend etwas darstellen. Ein „echter Pariser" ist sehr häufig ein Herr, der irgend etwas zu repräsentieren glaubt oder repräsentieren möchte: ein Börseaner — die Haute Finance; ein Charlatan — die Wissenschaft. Man sieht sie bei den Premieren! Seit dem Krieg glaubt man nur mehr an reale Werte. Der echte Pariser sagt zu seiner Frau: „Germaine! Vergiß nicht das Begräbnis der Präsidentin! Trachte, daß du gesehen wirst! Du berichtest mir dann, wer dort war! Bist du zum Abendessen zu Hause?" Der echte Pariser glaubt, zur großen Welt zu gehören, und möchte gern zur großen Welt gehören, aber die große Welt ist ein realer Wert. Die große Welt besteht aus häufig schlecht angezogenen Leuten, für die die Kunst des guten Benehmens, des Wohlstandes und der Größe Ziel und Kult ist. Da haben wir ihn also, den „Schutzwall der französischen Tradition gegen den anstürmenden Amerikanismus". Der echte Pariser kann ein sehr grober Kerl sein.

Das Bilderbuch des Kinos versperrt unsere Abende; das Auto versperrt nicht nur die Straßen: das ganze Weltbild hat sich verändert. „Es gibt viel mehr Banditen seit dem Krieg!" sagte jemand zu mir. Nein! Es werden nur die Gesten deutlicher und der Verstand und die Gewissen! Man gestatte mir ein Beispiel, das klein erscheinen mag und es doch nicht ist. Früher schnitten die Journalisten ihre Artikel mittels einer langen Schere aus denen ihrer Kollegen aus, und man klebte und klebte. „Jeder von uns hatte seine Schere", erzählte mir ein alter Redakteur. „Was für Kleister benutzen Sie? Mir kocht ihn meine Frau." Heutzutage würde jeder Journalist erröten, der nicht seine Kunst und seine Fähigkeiten zeigen könnte. Ist es nicht ein Zeichen der Entwicklung des Individuums? Darin liegt eine Besorgnis um das eigene Ich, das der Moral und den Kirchen wohltut.

Man sehe sich einmal den Justizpalast an. Welche Veränderung seit der berühmten Säuberung! Erinnert euch nur seiner Korridore, die jenen Opern-Wäldern glichen, wo jeder Baum die Büchse eines Räubers birgt. Man sah dort Frauen, von lichtscheuem Gesindel, sogenannten Advokaten, eingeschüchtert: „Wieviel haben Sie in Ihrem Täschchen? . . . 20 Francs? . . . Das genügt!" Und zu einer anderen: „Wieviel haben Sie in Ihrem Täschchen?" — „Ich . . . nämlich . . . ich hab' 3000 Francs für ein Klavier bei mir, das ich meiner Tochter kaufen will . . ." — „Rasch her mit den 3000 Francs!" Gott sei Dank! Seit der Säuberung existieren weder diese Banden noch deren Häuptlinge mehr: wir haben nur noch kultivierte Advokaten und verständnisvolle Richter, und man begegnet sogar noch den unantastbar rechtlichen Gerichtsbeamten mit Koteletten im Gesicht. Jetzt kann man dem Justizpalast nur noch die Langsamkeit der Prozeßabwicklung zum Vorwurf machen. Aber schließlich! Gehört diese Langsamkeit nicht untrennbar zur Pariser Geschäftsgebarung? Und sehen wir nicht, wie unsere

soliden Geschäftsleute Menschen, die sie in sechs Minuten abfertigen könnten, sechs Monate warten lassen?

Ein Diener mit betreßter Kappe führt Herrn Giraud, Vertreter in allem möglichen, in das Büro des Herrn Briand (Phosphate).

„Wie geht es Ihnen, lieber Freund? Was macht Ihre Frau Gemahlin?"

„Meine Frau hat die Grippe gehabt, wir waren sehr viel aus. Mein ältester Sohn hat sich beim Rugby den Fuß gebrochen."

„In dem Alter hat das nichts zu sagen. Ist er Pfadfinder?"

„Ja, er ist Pfadfinder. Meine Tochter ist bei der Matura durchgefallen."

„Prüfungen sind eine Lotterie, man sollte nicht . . ."

„Wie die Ehe! . . . Die Ehe ist eine Lotterie . . ."

Nun folgt ein langes Gespräch über Ehe, Pfadfinderei und Prüfungen.

„Ich komme wegen eines Geschäftes zu Ihnen . . . Auf dem Bahnhof Battignolles liegen achthundert Säcke Phosphat, und ich habe mir gedacht, daß Sie das interessieren dürfte."

„Sind es grüne Phosphate? Ja? Dann muß ich erst mit meinem Kompagnon darüber reden. Wenn es gelbe Phosphate wären, dann ließe sich die Sache sofort erledigen. Wollen Sie in acht Tagen wiederkommen? Mein Kompagnon ist nämlich augenblicklich auf der Jagd bei seiner Schwägerin . . . Frühstücken Sie doch Dienstag mit mir! Paßt Ihnen Dienstag?"

„Dienstag? Kann ich nicht. Frühestens Freitag."

„Freitag? Da kann ich nicht."

Schließlich ziehen die Herren ihre Notizbücher heraus und setzen einen Tag fest, an dem sie frei sind. Und eines Donnerstagmittags stehen sie auf der Straße.

„Ich kenne ein kleines Lokal, wie in der Provinz und nicht teuer. Dort ißt man, mein Lieber . . .! Dort ißt man! . . . Mehr sage ich nicht! Die Wirtin kocht selbst, man sieht sie in ihrem Bauernhäubchen am Herd hantieren, das macht sich ausgezeichnet. Ehrliche französische Hausmannskost, kein Restaurantgepantsche."

Bei Tisch Debatte über die Weine. Rezepte. Gastronomische Erinnerungen, Wunder an Güte und Billigkeit, auch von Chaplin ist die Rede und von anderen Stars, von einigen Filmen, zwei erfolgreichen Stücken und mehreren Büchern, die „nicht schlecht" sind.

„Wie wär's, wenn wir nun unser Geschäft besprechen würden?"

Die Phosphate kommen gleichzeitig mit der Rechnung aufs Tapet. Herr Giraud zahlt, ohne seine Überraschung merken zu lassen. Herr Briand zögert angesichts der Phosphatpreise und macht kein Hehl daraus. Es wird ein zweites Rendezvous vereinbart, woraus sich ein zweites Frühstück ergibt und dann ein drittes. Erst einen Monat später bekommt Herr Giraud eine Rohrpostkarte: „Lieber Freund, mit den grünen Phosphaten auf dem Bahnhof Battignolles ist nichts zu machen. Trachten Sie, mir gelbe Phosphate zu verschaffen." Er hätte es gleich sagen können, aber das ist nun einmal Sache der Gewohnheit.

Ich aber bin entschiedener Frauenrechtler! Ja, ich bin Frauenrechtler, wenn ich bei einer großen Soirée eine dekolletierte Dame um ein Uhr morgens zwei Bilder von Utrillo und eine Renaissance-Truhe verkaufen und die Käuferin einen Scheck mit der Füllfeder unterzeichnen sehe, die sie in einem Täschchen bei sich trug.

(*Deutsch von Rose Richter*)

Mely Hoffer

Schwarze Masken

Von

André Maurois

Seit langer Zeit wünschte ich mir, Walter Cooper kennen zu lernen. Ich liebte seine Bücher. Niemand, seit Kipling, hat Besseres über die Tiere geschrieben; nur findet man bei Cooper nicht das asiatische Dschungel, sondern die saftigen, blühenden, von Hasen und Füchsen bevölkerten Wiesen und Wälder von Kent und Cornwall.

Die englischen Schriftsteller sind schwer anzutreffen. Viele von ihnen leben auf dem Land und kommen nie nach London. Die „Literatur" bildet hier nicht, wie in Frankreich, eine Berufsgenossenschaft, die ihre Meister, ihre Lieblinge, ihre Zunftregeln hat, und Walter Cooper gilt, selbst in diesem jede Freiheit achtenden Land, für einen Wilden.

„Sie werden Mühe haben, ihn zu erwischen", hatte mir Lady Shalford gesagt, die ihn, wie ich, bewunderte. „Er bewohnt in einem kleinen Dorf, zusammen mit seiner Frau, ein kleines Bauernhaus. Beider Familien waren Puritaner, zwei der Großväter Minister und Anhänger der nichtkonfirmierten Kirche. Miriam Cooper trägt lange, bis zum Boden reichende, formlose Gewänder. Sie ist sehr schön. Ich glaube, sie spricht nie . . ."

Diese Schilderung erhöhte mein Verlangen, die Coopers kennen zu lernen. Eines Tages machte ich mir einen Ausflug im Wagen zunutze, um in ihrem Dorf abzusteigen. Die Einwohner, die ich fragte, wußten nicht, daß ein Mann von Genie unter ihnen wohnte. Trotzdem konnte mir der Metzger die Wohnung der Coopers zeigen; sie waren seine Kunden.

„Sie sprechen doch von Walter Cooper, dem Schriftsteller?" fragte ich.

„Das weiß ich nicht", sagte er. „Aber er ist der Neffe des alten Fräulein Cooper."

Ich folgte dem Weg, den mir der Metzger gewiesen hatte und der sich endlos zwischen zwei Hecken hinwand; er führte mich bis zu einem offenen Gatter. Weiter erlaubte einem ein Fußpfad, ein mit Blumen durchsätes Gehölz zu durchqueren. Die Sträucher orangenen, rosa, feuer- und fleischfarbenen Rhododendrons waren unter die Bäume verteilt mit einem Geschmack, der um so raffinierter war, als die Wirkung natürlich schien. Das Haus, klein, entzückend, war mit Stroh gedeckt.

Es war Miriam Cooper, die mir aufmachen kam. Sie trug, wie es Lady Shalford gesagt hatte, ein langes Musselinkleid, das von einer weißen Schürze geschützt ward. Das bewundernswert schöne Gesicht war von einer beunruhigenden Rein-

heit, fast unmenschlich. Sie hörte meine Entschuldigungen an, ohne dabei die Miene zu verziehen, als verstehe sie mich, und mitten in einem Satz floh sie wie ein erschrockenes Tier und rief: „Walter!"

Die Bewegungen von Walter Coopers langem Körper waren ungeschickt, sein gelblicher Kittel mit Flecken bedeckt und großzügig zerrissen. Er nahm meine Erklärungen mit stummem Wohlwollen hin und gab mir ein Zeichen, in das Zimmer hereinzukommen, in dem er arbeitete. Wandbretter aus weißgestrichenem Holz waren mit Büchern beladen. Bei unserem Eintreten drehte sich ein Mann, der die Titel las, um. Cooper stellte ihn vor: es war ein berühmter Kritiker. Dann nahmen sie die Unterhaltung wieder auf, die ich unterbrochen hatte. Sie sprachen von Päonien und wie tief man sie in den Erdboden pflanzen müsse.

Es mag erstaunlich scheinen, aber dieser Besuch war der Anfang einer Freundschaft. Die Coopers suchten mich auf, als sie durch Paris kamen, um einen Winter in München zu verbringen. Ich meinerseits kam wieder zu ihnen auf ein Wochenende nach Suffolk. Aber trotz dieser Freundschaft und ihrem offensichtlichen Wunsch, mich wiederzusehen, wußte ich über dieses Paar nicht viel mehr als am ersten Tag. Sie schienen im übrigen ebenso unfähig sich untereinander auszusprechen wie einem Freunde gegenüber. Am Abend, in ihrem kleinen Haus, setzten sie sich nebeneinander auf ein Sofa vors Kaminfeuer und liebkosten sich sanft mit den Schultern. Ich glaube, sie liebten einander.

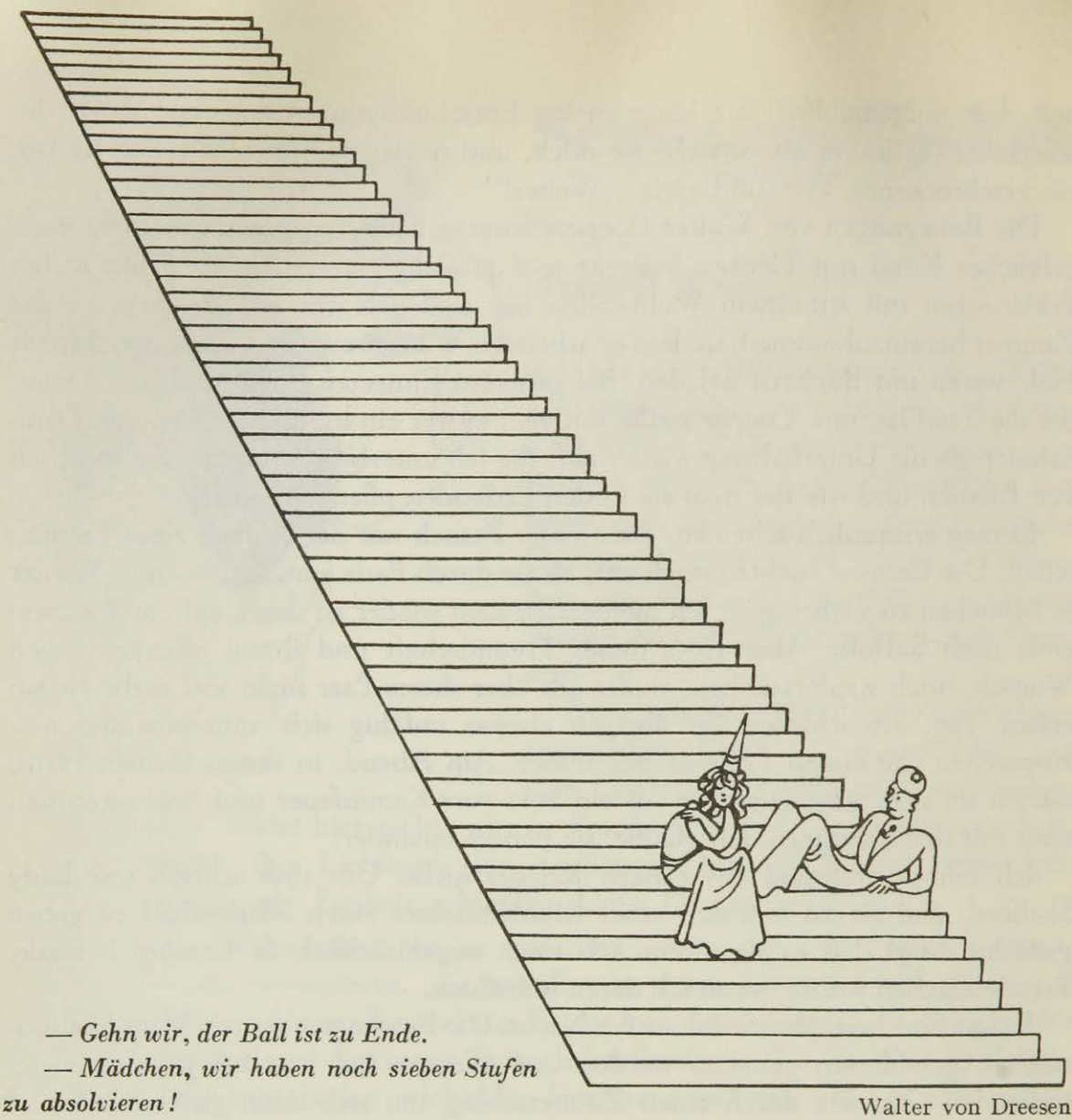
Ich sah sie während des ganzen Krieges nicht. Um 1920 schrieb mir Lady Shalford, daß sie zu Gunsten eines Krankenhauses einen Maskenball zu geben gedächte, und daß es ihr, wenn ich mich augenblicklich in London befände, Freude machen würde, wenn ich daran teilnähme.

Es war eine besonders kalte, rauhe Nacht. Die Eingangstüren von Haus Shalford mußten geschlossen gehalten werden und öffneten sich nur bei jedem neueintreffenden Gast wie durch einen Zauberschlag, um sich dann gleich wieder zu schließen. Auf diese Weise wurde die eisige Winterluft ausgeschlossen, die sonst die Treppen emporgefahren wäre und die weißen Lilien zerstört hätte, die sehr hoheitsvoll in ihren großen goldenen Weinkühlern in der Ecke jeder Stufe standen. Lady Shalford stand oben an der Treppe und empfing ihre Gäste. Bevor man in den Ballsaal eintrat, lüftete man hinter einem Wandschirm seine Maske vor der Dame des Hauses.

„Good evening", begrüßte mich Lady Shalford. „Wie war die Überfahrt? Nicht zu schlimm? . . . Oh! Ich muß Sie gleich zu einer Frau bringen, die Sie interessieren wird." Sie nahm meinen Arm, verließ ihren Posten und suchte lange in der Menge. „Ah, hier . . . ." sagte sie endlich. Sie setzte mich neben eine sehr große Dame, die, wie alle, mit schwarzem Visier maskiert war, und verschwand . . .

Benommen, verwirrt, sagte ich: „Nun, ich bin in einer schwierigen Lage. Wie Ihnen mein Akzent verrät, bin ich Franzose . . . Ich werde Sie zweifellos nie wiedersehen. Also werde ich Ihnen alle die geheimen und traurigen Dinge sagen, die man im Traum Phantomen sagt . . ."

Meine Nachbarin hatte ausdrucksvolle und bewegliche Hände. Sie ging voll Geist auf das Spiel ein. Ich fand sie erst ein wenig kühn für meinen Geschmack. Sie bekannte sich zu wilden Wunschträumen, wobei sie sich jenes naiv-wissenschaftlichen Wortschatzes bediente, mit dem damals Freud und seine Schüler die



— Gehn wir, der Ball ist zu Ende.
— Mädchen, wir haben noch sieben Stufen zu absolvieren!

Walter von Dreesen

Angelsachsen überschütteten. Aber bald sprach sie so geistreich von der tierischen Seite in der Frau, weiter von den Wechselbeziehungen zwischen Liebe und Natur, von den Büchern, die sie schätzte, sämtliche seltsam und sinnlich, daß sie mich für sich gewann.

„Wer sind Sie?" bat ich. „Gewisse Dinge, die Sie mir sagen, möchten mich glauben machen, daß Sie mich kennen. Aber ich habe nie Ihre Stimme gehört . . . Könnten Sie nicht, eine Sekunde lang, Ihre Maske heben? . . . Nein? Ich sehe Sie nicht wieder? Nie hat mich eine Unterhaltung mehr gefesselt . . ."

„Ich habe einen sehr hübschen Abend verlebt", sagte sie und stand auf. „Es war sehr hübsch. Aber damit muß es zu Ende sein." Sie verlor sich in der Menge, und ich tat nichts, um ihr zu folgen.

Es war zehn Jahre später, daß mir Lady Shalford entschleierte, daß meine maskierte Partnerin Miriam Cooper gewesen war. Ich hatte sie verschiedene Male wiedergesehen und hatte sie wie immer stumm gefunden, freundschaftlich und unnahbar.

Was nun Walter betrifft, so habe ich vergangene Woche entdeckt, daß auch er den Mund auftut, wenn er betrunken ist.

(Deutsch von Hans B. Wagenseil)

Als Frauendarsteller in der Kriegsgefangenschaft

Von

Emmerich Laschitz

Als ich im Jahre 1916, nach unbeschreiblichen Strapazen und Torturen in Rußland, schwer krank, als Halbinvalider nach Sibirien zum Zwecke des Austausches in ein sogenanntes Konzentrationslager versandt wurde, das sich in Zentralsibirien in der kleinen Stadt Atschinsk befand, da dachte ich wohl nicht daran, welch tragende Rolle im Leben meiner Kameraden, wie auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten, mir vorbestimmt war.

Bisher gab es kein Theater in unserem Lager, teils aus Geldmangel, teils aus Mangel an Verständnis der russischen Verwaltungsbehörden. Nun aber, nach dem Sturz des Zarismus, flossen reichlich Geldmittel ins kleine Reich der Kriegsgefangenen. Zwei Theater wurden fast zu gleicher Zeit mit emsigem Fleiß erbaut. Ein Offiziers- und ein Mannschaftstheater.

Eines Tages begleitete ich einen Kameraden, der durchaus Bühnenheld werden wollte, zum Direktor des Mannschaftstheaters, welches zuerst in Aktion trat. Der Herr Direktor nahm aber keine besondere Notiz von diesem Kunstjünger, sondern widmete seine ganze Aufmerksamkeit meiner Person; und so war ich ein verlorener Mann! Wir hatten einige Bühnenfachleute, die mir den ersten Schliff beibrachten, und mein erstes Auftreten erfolgte in der Rolle einer Lebedame. Das Kostüm schien mehr als gewagt, man mußte mich mit Gewalt zwingen, die Bühne als Weib zu betreten. Das Resultat war ein Ungeahntes; frenetischer Beifall empfing mich auf der Bühne, und als ich die ersten deutschen Worte sprach, da wollte der Jubel der Masse kein Ende nehmen. Seit fast vier Jahre hatten die Soldaten keine deutschsprechende Frau zu Gesicht bekommen, und endlich erschien eine, gleich einer Fata Morgana, so nahe und doch so unerreichbar. Mit der Zeit wuchs ich zum unbesiegbaren Star der sibirischen Gefangenenlager. Die schwersten Probleme gab es nun zu lösen. Meine Wandlungsfähigkeit mußte sich von der Naiven über die Soubrette zur Salondame, zur Tragödin und Heldenmutter erstrecken.

Ich bin im Laufe meines Atschinsker Aufenthaltes einige hundert Male nur in Hauptrollen über die Bühne geschritten, und (da ich konkurrenzlos dastand) immer mit durchschlagendem Erfolg. Mein Name garantierte ein ausverkauftes Haus, und als ich wegen meiner Nerven einige Zeit das Spital aufsuchte, mußten sämtliche Bühnen bis zu meiner Wiederherstellung gesperrt bleiben.

Ich möchte hier nicht den Anschein erwecken, als ob ich in Erinnerung meiner Bühnenerfolge nun in Übertreibungen schwelgen will. Dieses Unterfangen wäre auch viel zu gefährlich, weil mich Tausende von Gefangenen gesehen haben, die Unwahrheiten oder Schönfärbereien widerlegen könnten. Deshalb kann ich wieder in der ursprünglichen Tonart des Selbstlobes fortfahren und erklären, daß meine Darstellungskunst enorme Stürme des Enthusiasmus im Lager selbst wie auch in

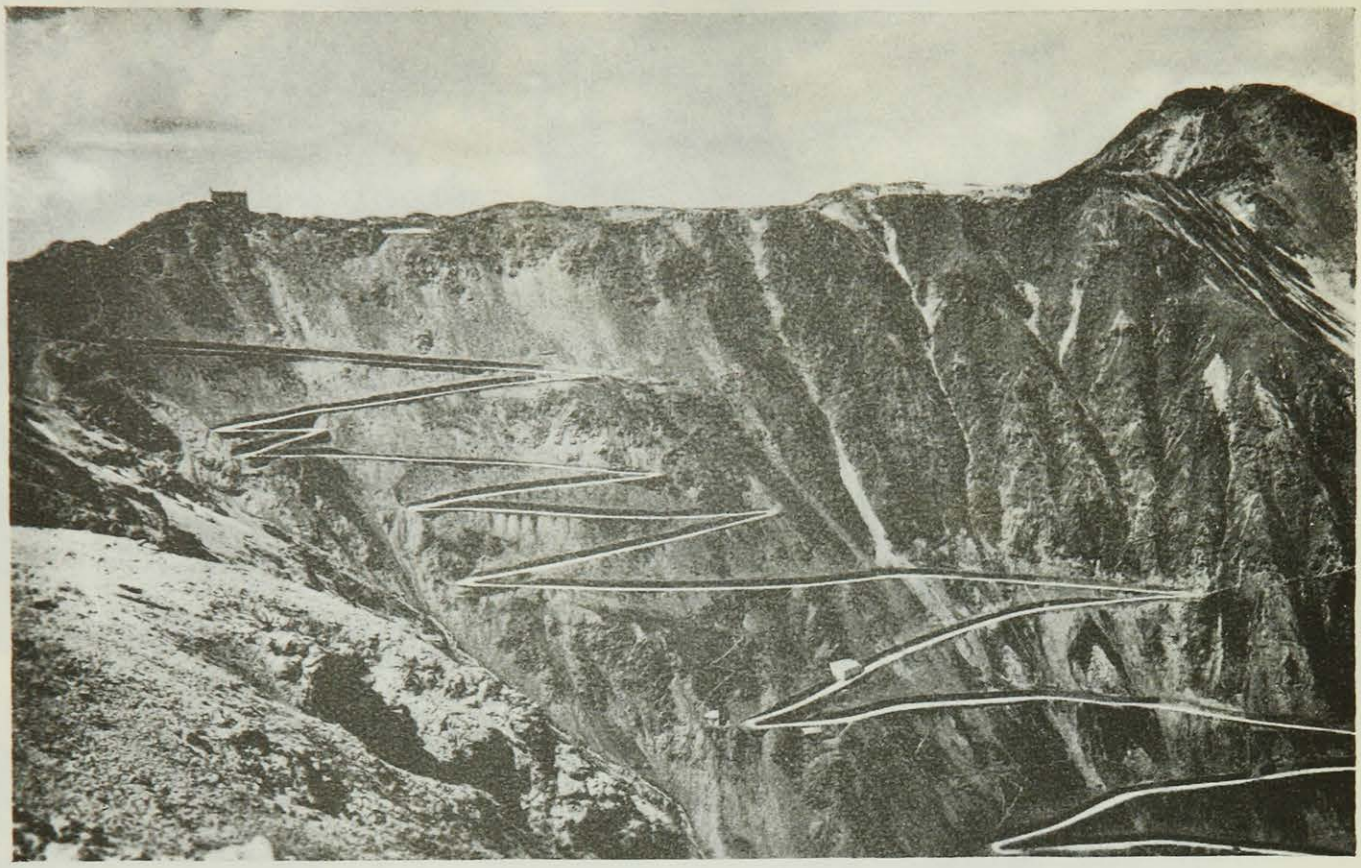
der ganzen Stadt auslöste. Nicht zu verwundern, da alle Gefangenen, ob jung ob alt, ob ledig, ob verheiratet, einen Nebelschleier vor ihren Augen hatten und allmählich verlernten, Wirklichkeit von Phantasie zu trennen.

Was mein Privatleben betraf, so konnte ich es mit jeder heutigen weltberühmten Diva aufnehmen. Die Bühnenlaufbahn nahm einen erhebenden Einfluß auf mein Innenleben. Nach meinen ersten Erfolgen wurde ich wie ein rohes Ei behandelt. Man räumte mir im Offizierslager neben dem Lagerkommandanten, einem Oberstleutnant, ein eigenes Zimmer ein; ein Privileg, welches nur wir zwei allein vor allen anderen genossen, denn alle anderen Offiziere und Mannschaften waren in Massenquartieren untergebracht. Auch hatte man mir zu meiner ständigen Bedienung drei Diener zugeteilt, die mir auf meiner beschwerlichen Laufbahn hilfreich zur Seite standen. Ich selbst hatte nur zu studieren, zu Sprech- und Kostümproben zu erscheinen, die allerdings nicht nur die Tage, sondern oft auch die Nächte ausfüllten.

Mein Verkehr mit den Kameraden hatte etwas ganz Apartes bekommen. Da es ja schließlich lauter normalfühlende Menschen waren, die nur ein Irrlicht äffte, weil sie unter dem Drucke einer jahrelangen erzwungenen Keuschheit standen, so hatte ihr Umgang mit mir etwas Rührendes, ein Gefühl, das oft gern ins Groteske verzerrt wurde. Während zum Beispiel alle Gefangenen zeitweilig einer öffentlichen Kontrolle durch die russischen Behörden unterstanden, bat man für mich, von dieser Maßnahme abzusehen, da man doch schließlich die Primadonna nicht unter Kontrolle stellen konnte; was den russischen Machthabern auch einleuchtete.

Mein Leben war also das einer Diva, die von aller Welt angehimmelt wird und die auch ihren Launen freien Lauf lassen darf. Meine Kameraden sparten sich in rührender Anhänglichkeit und Devotion manches vom Munde ab, nur um mir alles bieten zu können, damit die Heldin ihrer Tage im schönen Komfort und in ihrem wohlbehüteten Heim leben konnte. Kein Mittel der Kosmetik war zu teuer, unzählige Briefe und Briefchen flatterten in meine Wohnung von Verehrern meiner Kunst, die nur zu oft auch meine Person selbst betrafen. Einladungen zu „Diner“ und „Soupers“ mit beigelegter kunstvoll geschriebener französischer Speisekarte, kostbar ausgeführte Diplome und Anerkennungsschreiben verherrlichten den Bühnenstar. Die Huldigung ihres Bühnenlieblings wurde somit zum Selbstzweck. Eifersüchteleien kleinerer und größerer Natur waren an der Tagesordnung. Die Erotik all dieser gefangenen Menschen war durch die auferzwungenen unnatürlichen Notmaßnahmen in ein Stadium der Entartung geraten, obzwar mir nicht ein Fall einer angeborenen Homosexualität begegnete. Die Abirrung hielt sich, wenn auch schwer, doch immerhin in zivilisierten Grenzen.

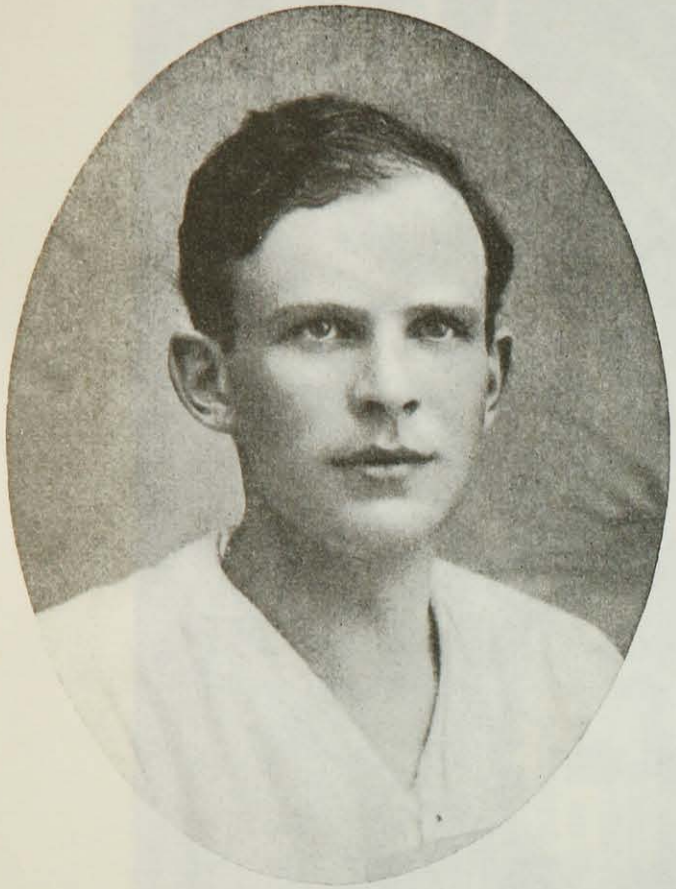
Ich lebte ziemlich abgeschlossen, teils wegen meines andauernden Studiums, teils aber auch, um die armen Menschen im grellen Tageslicht nicht ihrer Illusion zu berauben. Schließlich war auch ich ein junger Mann, den es unwiderstehlich zu dem Ewig-Weiblichen hinzog, und so waren natürliche Schranken gegeben, der schäumenden Jugendkraft meiner Kameraden Einhalt zu gebieten. Meine Aufgabe bestand darin, meinen Kameraden ein aufrichtiger Freund zu sein, der dazu beiträgt, ihr schweres Los leichter zu gestalten.



Die Stilfser Straße

Delius

Café in der Sahara



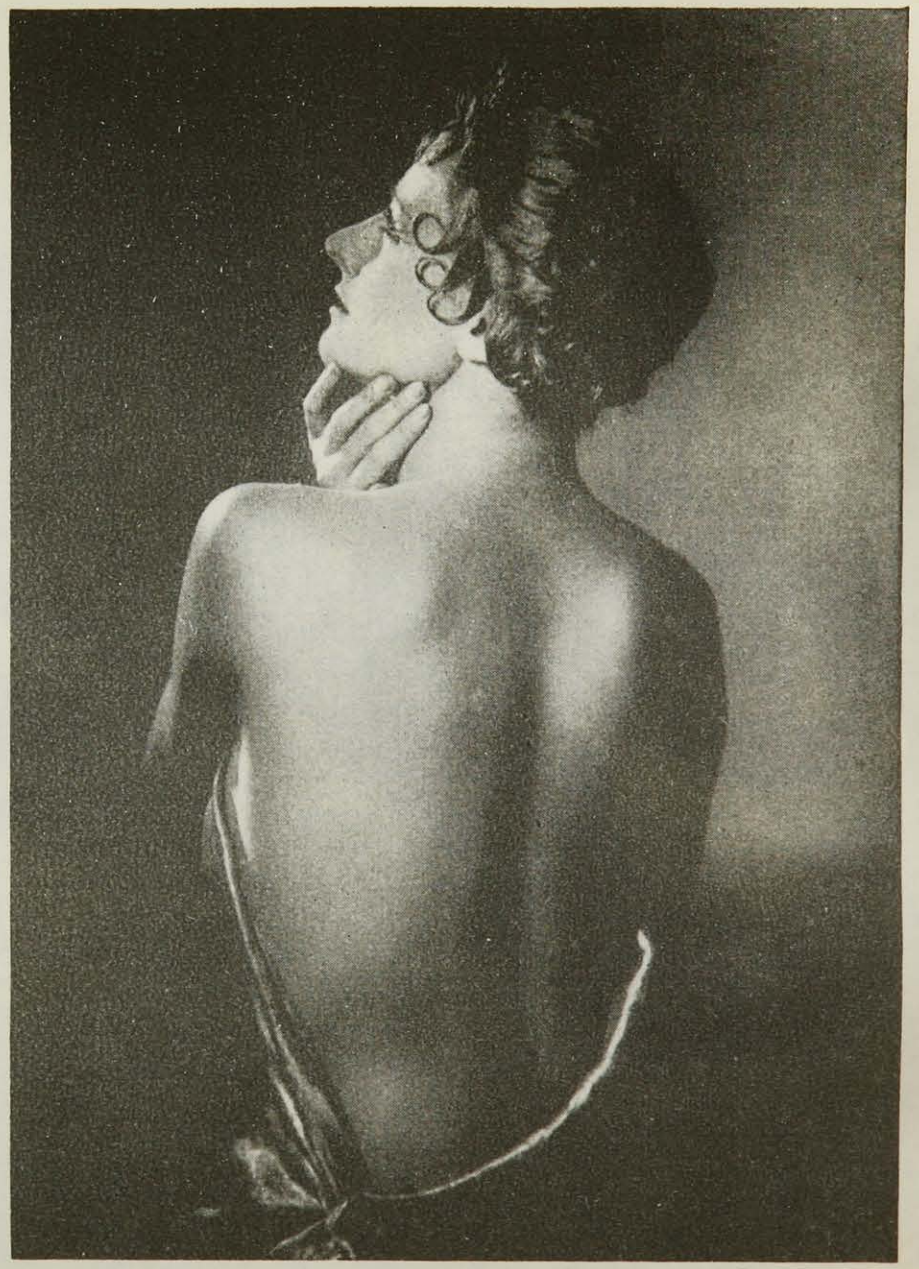
Emmerich Laschitz

als Franzi im „Walzertraum“

als Rosie in „Schmetterlingsschlacht“

Jacobi

Die Filmschauspielerin Karin Hardt (Berlin)



Studio Rudolph

Die Filmschauspielerin Janine Voisin (Paris)

Wagners „Walküre“

Von

Daniel Spitzer

Weh, wie wenig Wonne ward mir wanderndem Wiener Spazierwalt durch Wagners „Walküre“! Das, meine unglückliche neuhochdeutsche Leserin, ist die berühmte verstorbene Alliteration, die der Meister aus dem Grabe, in dem sie tausend Jahre gelegen, hervorgeholt hat; in diesen vermoderten Stabreimen halten seine schwatzhaften Götter und Helden ihre endlosen Zwiegespräche, und wenn man eine Weile hingehorcht hat, dann hört man diese gespenstischen Reime unheimlich klappern, als wenn Totengebeine aneinandergeschlagen würden. Aber seine Helden sind trotz ihrer verschrumpften Sprache nicht die alten deutschen Helden, die gemeinschaftlich sangen und dazu mit den Schwertern an die Schilder schlugen. Der Chor, ja der mehrstimmige Gesang überhaupt, sind aus diesem sonderbaren deutschen Musikdrama verschwunden, und es herrscht in ihm die langweilige parlamentarische Übung, derzufolge immer nur einer das Wort ergreifen darf und die anderen Maulaffen feilhalten, so lange der geehrte Herr Vorsänger das Rezitativ hat. Auch stört keine Melodie die erhabene Monotonie dieses Musikwerkes, und statt ihrer hat uns der Schöpfer desselben großherzig mit der unendlichen Melodie beschenkt. Wenn Wagner unsere verpfuschte Welt zu schaffen gehabt hätte, würde er gewiß der Lerche den Umfang des Rhinozeros und dem Veilchen die Größe des Krautkopfes gegeben haben.

So haben denn die olympischen Festkrämpfe endlich stattgefunden. Alles war wahnsinnig: der Text, die Musik, die Wagnerianer und die Eintrittspreise. Im Drama herrschen nur die brutalen Instinkte und die Launen eines abgewirtschafteten Gottes. Wie die wilden Tiere stürzen diese Menschen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und paaren und zerfleischen sich vor den Zuschauern. Und diese Götter sind schon göttlich. Nicht bei den Hottentotten könnte Wotan Gott sein, ohne daß ihm schon nach den ersten vierzehn Tagen gekündigt würde. Ein gespreizter Gott, der sich mit dem ganzen feierlichen Ernst der Gedankenlosigkeit drapiert, seine Entschlüsse im Handumdrehen ändert und sich fortwährend eines Schlechteren besinnt. Dank seiner Allwissenheit weiß er wenigstens, daß man ihn durchschaut hat, und im dritten Akt sagt er selbst zu seiner Tochter Brünhilde, er wisse wohl, daß sie ihn für „feig und dumm“ gehalten habe. Als gerechte Strafe folgt ihm seine Gattin Fricka auf dem Fuße, eine Xantippe, die ihm vielleicht das eine Auge ausgekratzt hat, das ihm bekanntlich fehlt. Willst du aber wissen, was sich ziemt, dann frage dich ja nicht bei den Walküren an, denn die „schlimmen Mädchen“, wie sie Fricka nennt, würden dir die ordinärsten Stallwitze zur Antwort geben, sie machen den Eindruck von Walhalla-Sennerinnen, nur daß sie nicht mit Kühen, sondern mit Pferden zu tun haben. Sie juchzen daher nicht: Ju-hu-hu, Laute, die an das Muhen der Kühe erinnern, vielmehr ist ihr Lustgeschrei: Hojotoho, das mehr dem Wiehern der Pferde verwandt ist.

Während die Vorgänge auf der Bühne unsern Widerwillen erregen, die charakterlosen Rezitative und die verkrüppelten Verse, die erst in ein orthopädisches Institut gebracht werden müßten, unser Ohr beleidigen, langweilt uns doch nur das Orchester durch seine breitspurigen Erläuterungen der Handlung und des Wortes. Nur manchmal wird es auch verrückt; die Leitmotive sind nämlich die fixen Ideen des Orchesters, und so oft sich einer auf der Bühne vergißt und zufällig das verhängnisvolle Wort Notung oder Wotan ausspricht, bekommt das unglückselige Orchester seine Rückfälle und fängt an, das Schwert- oder das Walhalla-Motiv zu phantasieren. Das Orchester war bei uns nicht wie in Bayreuth mit einer Bretterschalung verkleidet, eine Änderung, die jeder, dessen Kopf nicht selbst ein Bayreuther Orchester, das heißt, mit Brettern vernagelt ist, gutheißen wird. Wenn schon das Musikdrama nur teilweise unschädlich gemacht werden soll, so möchte ich befürworten, die Bühne zu verschalen, um uns so den Anblick des wüsten Treibens auf derselben zu ersparen. Auf die Nebelbilder, die pyrotechnischen Spielereien, das große Walhalla-Reiten der Walküren auf ungesatteltem Pferde und andere Zirkusspäße, über die freilich die zukunftstolle Kritik mit einem Ernst spricht, der zeigt, wie wenig ernst sie zu nehmen ist, müßten wir dann allerdings ebenfalls verzichten. Was die Jünger des Meisters oder, wie sie leider noch immer prosaisch genug genannt werden: die Wagnerianer betrifft, so gebärden sich diese als wahre Ketzerrichter in der Ästhetik, die jetzt die Wissenschaft vom Titanenhaften geworden ist und sich daher nur mit Richard Wagner zu befassen hat. Hat aber der Meister Titanenhaftes geschaffen, so suchen die Jünger ihm nachzustreben, indem sie in Ermangelung jeder andern Leistungsfähigkeit titanenhaft klatschen. So wie er nach ihrer Behauptung der Musik, dem Drama und auch der bildenden Kunst neue Bahnen vorgezeichnet hat, so haben sie in der Klatschkunst mit der Überlieferung gebrochen und nach dem Muster der unendlichen Melodie den unendlichen Applaus geschaffen.

(Wien, 18. März 1877)

Über das Aussprechen gewisser Worte

Von

Sigismund v. Radecki

Als Knabe hörte ich ein Gespräch an zwischen einer Dame und einem Schauspieler. Die Dame fragte:

„Sagen Sie, bitte, wie machen Sie es, wenn Sie bei Shakespeare oder Goethe *gewisse Worte* auszusprechen haben — das muß doch furchtbar peinlich sein?"

„Gnädige Frau, wir Schauspieler helfen uns da gegenseitig: wenn ich ein unanständiges Wort zu sprechen habe, so räuspert sich mein Partner überlaut oder rückt einen Stuhl oder läßt ein Buch fallen — kurz, er sorgt schon dafür, daß das Ohr des Publikums unbeleidigt bleibt."

*

Eines Tages verbreitete sich in Petersburg das Gerücht, daß im Kaiserlichen Alexander-Theater ein Stück namens „Frau Warrens Gewerbe" aufgeführt werde, und daß dort ein Wort vorkomme, ein entsetzliches, ein unmögliches Wort! . . . Infolgedessen war das Theater ständig ausverkauft. Ein Zufall führte mich Gymnasiasten in die Vorstellung. Die ersten Szenenfolgen blieben unbeachtet. Aber jetzt hielt das ganze Publikum den Atem an. Jetzt kam der Satz, um dessentwillen man das Billett gekauft hatte. Jetzt sprach der geniale Dalmatoff langsam näselnd: „Werfen Sie das Wort ‚Hotel' ab, und was bleibt? . . . ‚maison publique' . . ."

Worauf alle Ränge, alle Logen, alle Parkettsessel in ein einziges riesiges „Aaach!!! . . ." ausbrachen. Das waren noch Zeiten.

*

Die sorgsame Erkundigung nach der gehabten Verdauung, wie sie in Italien üblich und höflich ist, würde eine englische Breakfast-Tafel in Krämpfe versetzen. Hierin ist die Konvention am stärksten Ausdruck eines Standes, einer gesellschaftlichen Klasse. Was durch die Geschichte mit „Merde" illustriert wird, die ich ungeheuerlich, nein, grandios finde.

Sie trug sich zu in einem Metro-Waggon, Linie Nord-Sud, der mit 50 km Geschwindigkeit auf die Place Pigalle zusteuerte. Eine sehr elegante, sehr gepflegte Dame tritt in den Gang und muß stehenbleiben, weil der Waggon überfüllt ist. Ein Arbeiter mit schwarzem Schnurrbart (Hosen weit wie der Atlantische Ozean) steht schwerfällig auf und weist mit ritterlicher Handbewegung auf seinen warmgesessenen Sitz. Die Dame murmelt naserümpfend, aber deutlich: „Non, merci". Der Arbeiter wird um eine Nuance dunkler im Gesicht, setzt sich wieder, und sagt gleich darauf, ganz laut, gegen die Dame: „Merde! . . . Merde!! . . ."

Jetzt schaut der ganze Waggon auf die beiden. Der Arbeiter (immer lauter fortfahrend): „Merde, madame? Vous avez dit, ‚merde'?!"

Die Dame (tödlich verlegen): „Mais non, monsieur . . ."

Der Arbeiter (läßt sie nicht ausreden; mit gesteigertem Pathos): „Merde!? Vous, une femme du monde, vous avez dit ‚*merde*'? — *Merde*?? — *Merde*???

Kurt Werth

— Und wißt ihr, was er dann zu mir gesagt hat?
— Und das hast du dir gefallen lassen??

Alles hält den Atem an. Die Dame bricht unter dem Haufen von Merde fast zusammen, der immer weiter auf sie zufliegt — vous, *VOUS* avez dit ‚merde'?! — bis sie endlich, schandeübergossen, auf der nächsten Station aussteigen kann. Der Arbeiter saugt stumm an seiner Pfeife.

*

Merkwürdig, daß für die gewissen Dinge alle Ausdrücke noch hingehen: der mondäne, der wissenschaftliche, der moralistische, ja zuweilen selbst der populäre — und daß nur vor dem *eigentlichen Wort* die Konvention das bekannte Zittern bekommt (oder bekam). Kokotte, Prostituierte, Freudenmädchen, sogar Nutte, das mag alles noch passieren, denn wir fühlen, daß es *Bezeichnungen* sind, *Zeichen*,— also selber schon Konventionen.

Selbst Wedekind hat die Anfangsstrophe seines unkonventionellsten Gedichtes für die erste Drucklegung nicht anders zu fassen gewagt, als:

Freudig schwör' ich es mit freier *Stirne*
Vor der Allmacht, die mich züchtigen kann:
Wieviel lieber wär' ich eine *Dirne*
Als an Ruhm und Glück der reichste Mann!

Denn erst das gewisse Wort ist keine Bezeichnung mehr, sondern die Sache selbst; mit ihrem Zurückschrecken drückt die Gesellschaft instinktiv einen Glauben an die *Magie* des Wortes aus. An ihren Worten sollt ihr sie erkennen. Nämlich an denen, die sie nicht ausspricht.

*

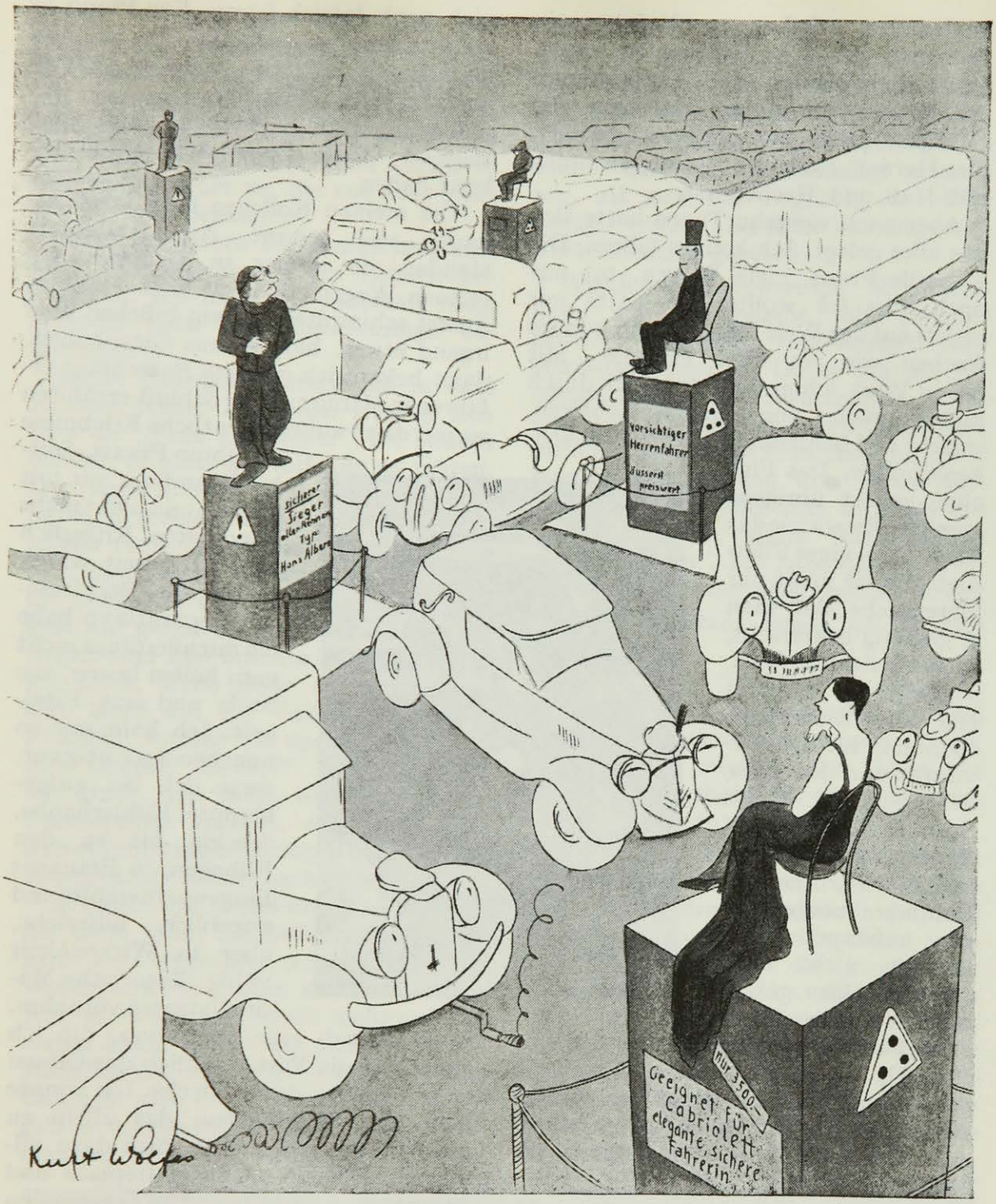
Wedekinds tragische Geschlechtserkenntnis wurde vergnügt als die Erlaubnis umgedeutet, sichs kannibalisch wohlsein zu lassen. Man hatte so lange davon nicht gesprochen, bis man nur noch davon sprach. Von München ging dieser neue Harfenton aus, von manchen der ‚Kreise', die dort das Gesellschaftsleben bestimmen, — und er wurde in Berlin mit ehrlicher Begeisterung aufgenommen. So ein Münchener ‚Kreis' bot in seiner Blütezeit den Anblick einer Tafelrunde, wo sämtliche Paare sich mit gewisser Naivität Dinge ins Gesicht sagten, die einen Affen erröten lassen müßten. Eine erotisch großzügige Frau, zum erstenmal Zeugin dieses neuen Gesellschaftsspiels, fragte beim Fortgehen bestürzt: „— — ja, was machen diese Paare nur, wenn sie allein sind? . . ."

Eine zweifellos berechtigte Frage, die nebenbei das Problem bloßlegt. Denn nicht so sehr der Mann, sondern die Frau, die den ‚Herrenabend' mitmacht, wird von den gewissen Worten *depraviert:* was sie als Snob gewinnt, büßt sie an erotischem Reiz ein, der eben in der Verhüllung beruht — mit jedem Zentimeter, um den damals die Röcke kürzer wurden, sank die Geburtenziffer. Ein falschverstandener Wahrheitsdrang reduzierte die Wolke der Juno auf ein Viertelliter Regenwasser. Nur der Pfuscher der Erotik wird auch sprachlich intim.

*

Mit den Fortschritten einer spanischen Grippe breitete sich die neue Sprechmode aus, weil die Sache ja zu schön und einfach war! Jede aus München verschlagene Kunstgewerblerin wies sogleich den neuen Bildungs-Bon vor, indem sie nach den ersten drei Begrüßungssätzen möglichst gleichmütig etwa „Hurenlokal . . ." sagte — wobei natürlich die fade Absicht weit mehr als das Wort verstimmt. Das Theater, ewig in Angst, sich den Zeitstil entgehen zu lassen, schnappte gierig nach den neuen Kultur-Vokabeln. Wie man vorher im Kriege Fremdwörterpogrome veranstaltet hatte, so vollzog man jetzt die Inthronisierung der gewissen Worte — denn es war dieselbe Dummheit am Werk, nur in anderer Richtung. Und schon war die neue Konvention geschaffen: die Konvention der deutschen Deutlichkeit. Jetzt war eben das Erröten unschicklich. Es herrschte die Prüderie der Zote.

Bekanntlich ist das Zeitenpendel im Begriff, auf die andere Seite auszuschwingen, und so legt auch unsere Konversation heute wieder eine Handbreit Volant an — weshalb ein neuer Knigge betonen müßte, daß die ideale Gesellschaft allerdings jene ist, in der man alles sagen kann: entweder auf Französisch, das heißt umschreibend, oder auf Shakespearisch, also mit geistiger Perspektive. Die hat aber nur die Persönlichkeit, und da sich bekanntlich jeder für eine Persönlichkeit hält, so ist solcher Losgelassenheit immer noch die zimperlichste Konvention vorzuziehen, weil sie, wie jede Zensur, auf die Kunst des Ausdrucks ja nur anregend zu wirken vermag.



Kurt Wolfes

Autos sehen dich an

MARGINALIEN

Droschkenschofföse in Berlin

Von *Gertrud Bückle*

Als es mir einmal *ganz* dreckig ging, wurde ich Schofför.

Der Anfang war etwas aufregend. Ich habe in der ersten Zeit förmlich gezittert vor Angst, daß ich wirklich einen Fahrgast bekommen könnte.

Wenn ich dann nach zwölf Stunden Dienst nach Hause kam und völlig

lendenlahm aufs Lager sank, fuhr mein Bett mit mir Auto. Die ganze Nacht. Und dann kamen die Angstträume: der Wagen wurde mir gestohlen, die Fahrgäste entwichen, ohne zu bezahlen, die Herren Kollegen verfolgten mich mit Haß und Rachedurst.

Aber nach vierzehn Tagen hatte sich das alles gelegt. Ich konnte fahren. Die Kanaille Franz, mein Wagen, tat nur noch was *ich* wollte, ich hatte vor nichts auf der Welt Respekt und konnte fluchen wie ein alter Halunke. Mit einem Wort ich unterschied mich durch nichts mehr von einem richtigen, wasch- und lichtechten Berliner Droschkenschofför. Das Fluchen gehört übrigens zum Handwerk wie das Lächeln zu einer Filmdiva. Es ist nicht nur Ehrensache, daß man es geläufig beherrscht, so aus Stilgefühl etwa, sondern es bedeutet eine Art seelischer Entspannung für die Nervosität und den Zorn, der sich in vielen Stunden Kampfes mit Wagen, Straße, Verkehrsvorschriften und Publikum notgedrungen aufstapelt. Man kommt nicht ohne das aus. Dazu gehört auch die ganze übrige Droschken-Terminologie, eine Sprache für sich, die gelernt sein will, und die der Uneingeweihte bestimmt nicht ohne Anleitung versteht. Man höre sich einmal an einem Droschkenhalteplatz beispielsweise folgendes Gespräch an:

„Heit hats jar nich jeschlackert. Erst hatt ick en Springer nach Anhalt, da keilen mir die Zausels ein un ick rutsch ab. Dann mach ick en Satz nach Excelsior rüber, da stehen drei Fijuren. Ick jeh uf die Klötzer, det der Schlitten drieselt, un wat soll ick dir sagen, da steht en Helmut daneben un will mir fotegrafieren. Ick aber jleich mit vierzich Sachen ab, det er mir nich erwischen tut. Denn bin ick hierher jelungert un nu stell ick mein Apparat in Stall. Wejen die paar Knochen mach ick nich noch fufzich Leere. Een Pfund ha ick ja schon ranjeschaukelt un Schmalz ha ick och janz jut, wern wir ebend noch ne Molle zwitschern."

Um das zu verstehen, muß man tausend Worte Droschkendeutsch gelernt haben.

Von meinen Kollegen habe ich überhaupt viel gelernt. Am Halteplatz standen sie immer in Gruppen um meinen Wagen, und ich hielt Audienz. Zuerst schimpften wir ein bißchen über irgend etwas, bloß so aus Gewohnheit, dann bekam ich goldene Ratschläge erfahrener Männer, zum Schluß erzählten sie mir dann außerordentliche Erlebnisse aus ihrer Praxis. Seither kann man mir mit Jägerlatein nicht mehr imponieren. Ritterlich und hilfsbereit waren sie fast alle. Bei kleineren Reparaturen habe ich mir allerdings nicht gern helfen lassen, aus Stolz und aus Eitelkeit. Ich kam mir so ungeheuer wichtig vor, wenn ich bei aufgeklappter Kühlerhaube, dreckig bis zu den Ellbogen, in Franzens Eingeweide wühlte und angeblich hilfreiche, aber in Wirklichkeit völlig illusorische Manipulationen vornahm. Aber es gab eine Operation, die ich haßte wie die Pest, nämlich das Öffnen und Schließen des Verdecks. Ich konnte mich nie entschließen, das allein zu machen, sondern stellte mich dazu allmorgendlich an einen Halteplatz und fing mit großem Aufwand an Zeremonien langsam an, zu tun als ob, spuckte in die Hände, stöhnte und lief geschäftig um den Wagen herum. Dann dauerte es nicht lang, bis ein Kollege kam: „Komm man, Mächen, ick wer dir det machen, det kannste nich."

Gott, es gab ja auch andere Kollegen. Gut gemeinte Zurufe aus anderen Wagen durfte ich immer hören, wenn ich unterwegs war. „Dämliche Zicke, jeh nach Haus, schäl Kartoffeln und stopf Strümpfe, statt daß de uns de

Arbeit wegnimmst!" Das war das Hauptmotto. Natürlich hat man keine Zeit, die Herren zu fragen, wie man sich mit Strümpfestopfen ernähren kann, sondern man legt sich eine stereotype und wenig zeitraubende, aber allgemein beliebte Antwort zu, die auf alles paßt (sie ist sehr bekannt).

Eines besondern Tones muß man sich auch im Verkehr mit der Schupo befleißigen. Ich habe das fabelhaft raus. Niemals habe ich eine Anzeige bekommen.

Meine Fahrgäste konnte ich in zwei Klassen teilen. Die einen freuten sich über die „Frau am Steuer", die andern lehnten es glatt ab, mit mir zu fahren. Der angenehmere Teil, der den Mut hatte, in meinen Wagen zu steigen, war immer rücksichtsvoll und freundlich zu mir, sogar, wenn ich, was mir im Anfang oft passierte, den unglücklichen Fahrgast auf geradezu phantastischen Umwegen zum Ziel brachte. Geärgert habe ich mich, wenn einer so mißtrauisch den Kopf auf die Seite legte: „Na, Fräulein, werden Sie uns auch nicht in den Graben fahren?" Dann erklärte ich ernst, daß mein Chef nur solche Fahrerinnen anstellt, die mindestens sieben fahrlässige Tötungen und zwanzig eingedrückte Kühler nachweisen können.

Als auch das nichts half, packte mich die kalte Wut. Ich ließ mir die Haare ganz kurz schneiden und stieg in einen wunderschönen blauen Monteur-Anzug. Nun merkte kein Mensch mehr auf den ersten Blick, ob ich ein Junge oder ein Mädchen war. Ich triumphierte, und das Geschäft ging etwas besser. Manchmal gab es komische Verwechslungen, und manche sind nie dahintergekommen, was in dem Anzug steckte. Und einmal spürte ich plötzlich mitten in der Fahrt eine fremde Hand an meinem Kinn, die hier, anscheinend mit quälenden Zweifeln belastet, Spuren eines Bartes suchte und sich tiefbefriedigt zurückzog, als sich das Ergebnis als völlig negativ erwies. Das hätte beinahe einen Verkehrsunfall gegeben.

Wirklich unangenehme Erlebnisse habe ich nie gehabt, bin niemals bedroht, beraubt, vergewaltigt oder erschossen worden. Dabei bin ich oft nächtelang in den berüchtigsten Vierteln von Berlin herumgefahren, dort vielleicht als einzige Frau, denn nirgends war die Verblüffung über mein Auftauchen größer, aber auch nirgends gab man sich mehr Mühe, mich höflich „aufzunehmen". Ich habe da die interessantesten Erfahrungen machen dürfen.

Und den Franz werde ich nie vergessen!

Ford. Wenn man Ford nach dem Geheimnis seines Reichtums fragt, antwortet er stolz: „Ich habe nie Angst davor gehabt, für einen dummen Kerl gehalten zu werden!"

Sehr gern leistet er sich hie und da einen Witz, den er sehr gern in Zeitungen abgedruckt wiederfindet. Im Sommer 1920 reiste er in einem Lancaster-Auto, worüber die Journalisten sich etliche ironische Bemerkungen leisteten. Darauf aber hatte er nur gewartet, um ihnen die gebührende Antwort geben zu können: „Warum sollte ich mit einem Ford-Wagen fahren? Ich bin ja auf Urlaub und habe keine Eile . . ."

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF, SONNENBÄDER, STRAHLENDE WINTERSONNE • DIÄTKÜCHE
PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Müssen billige Sachen häßlich sein?

Von *Graf Wolf Baudissin*

Wir leben bekanntlich in einer Krise. Billigkeit ist Trumpf — muß Häßlichkeit auch Trumpf sein?

Die Verwirrung in den Köpfen aller über soziale Fragen, insonderheit über die Berechtigung des Reichtums und den ungleichen Lebensstil der Klassen ist ungeheuer. Obwohl sich vieles geändert hat — ob bei der allgemeinen Schlechtigkeit der Menschen zum Guten, das ist die Frage — scheint in den Köpfen der Produzenten noch heute die unsinnige Idee zu bestehen, daß Glück, Sonne, helle Farben, schöne Gegenstände, kurz eine lichte Umgebung nur für Reiche bestimmt sei.

Die Beispiele, die man für die Mißgestaltung von billigen Dingen anführen kann, sind ungeheuer mannigfaltig: wenn man die Auslagen der Läden betrachtet oder sich in Geschäften Proben irgendwelcher Art vorlegen läßt, sind fast stets die billigen Gegenstände häßlich! Es ist klar, daß eine billige Kravatte nicht dieselbe gute Seide haben kann wie eine teure. Weshalb aber die Muster der billigen schäbig oder von teuflischem Bunt sein müssen, ist unersichtlich. Oder vielmehr nicht, denn die Antwort haben wir ja bereits gegeben: Die Großerzeuger wollen, daß das Publikum die teuren Gegenstände kauft und sich von den billigen abwendet. Dies ist eine besonders heute bezüglich ihres Nutzens sehr fragliche Sache, denn viele Wenigerbemittelte werden einfach überhaupt nicht kaufen. Sind Leute mit geringem Einkommen gezwungen, notwendige Dinge billig einzukaufen, so werden sie auf jeden Fall scheußlich aussehen und in scheußlicher Umgebung leben.

Beispiele: Sucht man Tapeten aus, wird der Verkäufer viele Muster nebeneinander legen, von denen meist — nicht immer — die billigen häßlich, die teuren hübscher sind (hübsch sind Tapeten sehr selten). Daß die billige Tapete schlechtere Qualität besitzt, ist notwendig — daß Farbe und Muster häßlich sind, keineswegs.

Ähnliches gilt vom Essen. Gutes Essen ist teuer, muß teuer sein, das scheint einfach eine Devise zu bleiben. Billige Speisen *müssen* lieblos bereitet werden, was unsinnig, gemein und rücksichtslos ist, wenn man bedenkt, daß man in einfachen Kneipen Südfrankreichs vorzügliches billiges Essen erhält.

Ein trauriges Thema bilden auch die Ausverkäufe, bei denen meist häßliche Dinge verkauft werden. Darüber, daß unmodern gewordene Sachen billiger werden, wollen wir nicht sprechen, vielmehr nochmal hervorheben, daß z. B. einem billigen Herrenhut, einem Stock, einem Teppich nicht nur naturgemäß schlechteres Material, sondern auch häßliche, oft widerwärtige Form und Farbe scheinbar zwangsläufig zu eigen ist.

Auch die Faschingskostüme sind nicht zu vergessen. Nicht jeder hat das Geld, sich als Maharadschah zu verkleiden, und muß auf anderes sinnen; aber Billiges muß im Laden, einem höheren Gesetz folgend, häßlich sein, obschon z. B. die Requisiten einer Bajadere nicht viel kosten können.

Seit langem ist man bemüht, den allgemeinen Geschmack durch Ausstellungen und Vorträge in Wort und Schrift zu verbessern. Sicherlich sind auch einige Fortschritte zu verzeichnen; namentlich in der Erkenntnis, daß auch eine billige Wohnung mit billigen Möbelbezügen, Bodenbekleidung und Blumen einen Stil haben darf. Auch gibt es bereits billigen Schmuck hübsch gefaßt zu kaufen.

Der Feldzug gegen unnützen Hausrat und die Idee, Lebensumstände vortäuschen zu wollen, deren Kosten man nicht gewachsen ist, muß aber viel energischer geführt werden. Hierzu würde die Einführung einer allgemeinen hübschen und billigen Arbeitstracht gehören und das Einsetzen einer künstlerischen Zentralstelle, welche die Massenanfertigung und das Feilbieten von Gegenständen verbieten kann, die das ohnehin graue Lebensniveau noch mehr verhäßlichen.

Erich Grisar

Schwälmerin

Schaufenster und

Atget

Spiegelbilder

Ein Faschingsbild von 1870 (Wien):
Graf Althan, Prinzeß Clementine Metternich, Frau Nilson

Unionbild

Fastnachtsfiguren in der Kirche von Toledo

Die Krise des Ehrenworts

Wort des Mannes sei wie eine Säule,
Und der Handschlag sei ein stummer Eid.

Die Chronisten der letzten Vorkriegsjahre haben es leider versäumt, den Mann zu erwähnen, der damals das erste Filmbüro in der unteren Friedrichstraße eröffnete. Man hätte ihn heute fragen können, wer der zweite gewesen ist, den wieder, wer als dritter kam usf., um damit einmal festzustellen, was das für Menschen waren. Heute kann man sie nicht mehr zählen, die Herren der Friedrichstraße; sie sind zahlreich wie am Himmel die Sterne — und heißen auch meistens so.

Es ist etwas Eigenes um diese Leute; és sind Menschen wie wir andern auch, nur haftet ihnen ein anatomisches Wunder an: ihr Herz sitzt im Kopf, und dort, wo es hingehört, bereitet ihnen ein Terminkalender Beschwerden. Wenn das aber ein Mangel ist, gleicht es sich wieder aus. Ihr Plus ist nämlich ihr Glaube. Die Herren von der Friedrichstraße glauben alles, allen und sich selbst — zwar nicht alles, aber das spielt dabei keine Rolle. Und — was die Hauptsache ist — sie geben auch etwas für ihren Glauben: auf jeden Fall einmal ihr Ehrenwort!

Dieses Ehrenwort mag einstmals für einen ehrlichen, guten Glauben hundertprozentig gewesen sein. Das war in jener Zeit nicht anders gang und gäbe. Heute . . .? Die kühnsten Optimisten glauben von ihren eigenen Worten innerlich knapp die Hälfte, von denen ihrer Freunde immer noch ein bißchen weniger; und dann fällt mit dem Grade der Bekanntschaft immer mehr der Kurs. Aber: selbst wenn der Glaube mangels Masse in Konkurs gegangen ist, bleibt immer noch eine Deckung — das Ehrenwort!

Solch Ehrenwort repräsentiert demnach — in Zahlen ausgedrückt — fünfzig bis null Prozent des „guten" Glaubens. Man müßte also annehmen, daß die Geschäfte dieser Leute auf solchem Kurswert ihre Basis haben. Weit gefehlt! Die Sache läuft ganz anders. Jetzt rächt sich die betrogene Moral!

Nämlich: Ein Ehrenwort von etwa zehn Prozent (10000 Mark), als ideelle Kapitalsanlage investiert, wird von dem Kontrahenden — des Geschäftes wegen — aufgewertet. Bevor man nun zum endgültigen Abschluß kommt, hat dieses Ehrenwort mindestens zehnmal seinen Herrn gewechselt, wobei ein jeder — wieder aus Geschäftsinteresse — die Aufwertung weiter vollzogen hat. Und plötzlich hat das Ehrenwort zweihundert Prozent Wert (200000 Mark).

Das hört der erste Filmer — und bekommt es mit der Angst zu tun. Weil das Objekt inzwischen viel zu groß geworden ist. Er nimmt daher sein Kapital aus dem Geschäft wieder heraus — eben die zehn Prozent (manchmal auch mehr). Dürfte doch keine Rolle spielen? Denkste! Schon kracht das ganze Kartenhaus zusammen. Und die Folge? Elf Ehrenworte werden eingeklagt.

„Ehrenworte kosten wenig", meint Herder in seinem „Cid". Der Narr! Er hat nicht an das Jahr 1932 denken können. Heute kostet ein Ehrenwort bis siebzigtausend Mark! Und dazu kommen noch die Kosten des Prozesses! Beispiele? Bitte sehr . . .

Ein prominenter Star sitzt eines Nachts in einer Bar. Mit einem Mann vom „Bau". Man trinkt, man lacht, man unterhält sich. Und plötzlich meint der eine: „Möchten Sie nicht mal bei mir filmen?" — „Och ja, warum auch nicht." — „Im Ernst?" — „Na Mensch . . . mein Wort!" . . . Am Morgen hat der Schauspieler gar keine Ahnung mehr, was man so nachts einander zugeflüstert hat. Aber der andere — geht mit dem Ehrenwort hausieren. Die Aufwertung beginnt, nimmt ihren Kreislauf, bis vor dem endgültigen Abschluß auch der Schauspieler benötigt wird. Er kommt und staunt: er weiß von nichts, nimmt seine „Einlage", sein Ehrenwort, zurück. Die andern sitzen da und sprechen von Verlust und klagen. Ein Ehrenwort ist doch ein Ehrenwort!

Und umgekehrt: ein Schauspieler bekommt von einem Mann vom „Bau" ein Ehrenwort — der nächste Film mit ihm. Der Schauspieler lehnt andere

Angebote ab und wartet auf Vertrag und Rolle. Sie kommt nicht, weil längst ein anderer Kollege engagiert ist. Der Schauspieler hat den Verlust und klagt. Ein Ehrenwort ist schließlich immer noch ein Ehrenwort!

Jetzt kommt das Komische: im ersten Falle — wohlgemerkt, es handelt sich in beiden Fällen um die gleiche Filmgesellschaft — läßt man den Schauspieler nicht aus dem Ehrenwort; er ist gebunden. Im zweiten Falle aber heißt es: Mein Lieber, das war doch nur eine Redensart. Die sagt noch nichts! — Und dann wird irgendein Vergleich geschlossen. Was ist schon groß passiert? Weshalb die Aufregung? Wegen der Ehrenworte — einfach lächerlich.

Man fragt sich insgeheim, wo eigentlich diese Entwertung eines Ehrenworts begann. Natürlich unten, bei den Kleinen. Da wird z. B. für ein Ballfest größere Komparserie benötigt; sagen wir fünfzig Leute. Zwei Tage vorher melden sich gut hundertfünfzig. Sie stehen dann herum und gehen nicht, bevor der Aufnahmeleiter — nur um sie loszuwerden — allen sein „Ehrenwort" fürs Engagement gegeben hat. Natürlich werden trotzdem nur die fünfzig Mann beschäftigt. Können die andern hundert klagen? Nein! Und was dem einen recht ist, ist dem andern billig — was so ein Aufnahmeleiter kann, das können Direktoren auch.

Zieht man das Fazit, birgt es eine paradoxe Formel: Das Ehrenwort ist eine Leiter hinauf — vom Aufnahmeassistenten zum Filmdirektor — in den Abgrund gestiegen. Sie wissen alle in der Friedrichstraße, wie wenig heute auf ein Ehrenwort zu geben ist. Sie schreiben es sogar auf große Tafeln und hängen sie in ihren Räumen auf:

MÜNDLICHE VEREINBARUNGEN HABEN KEINE GÜLTIGKEIT
sofern sie nicht schriftlich bestätigt.

Aber trotzdem reiten sie weiter auf ihren Ehrenworten, galoppieren bedenkenlos auf ihrem ramponierten Gaul, und glauben — diesmal wirklich — damit der Wirtschaft einen Dienstzu tun.

Sie könnten einen Umstand zu ihrer Entschuldigung anführen, aber sie werden es nicht tun. Daß nämlich das Ehrenwort nur dort zu gelten hat, wo es aus alter Tradition geboren ist. Der Film und seine Industrie ist noch zu jung, beginnt vielleicht erst seinen ersten Ruhepunkt zu finden; er hat noch keine Tradition. Nur seine Herren haben einen Vorschuß einkassiert — die Manieren einer Tradition. *H. Pr.*

In Amerika ist der Beruf eines Bankiers so diskreditiert worden, daß man sich nicht nur eine Ehrenbeleidigungsklage zuzieht, wenn man jemand mit dem Schimpfwort „son-of-a-bitch" belegt, sondern auch, wenn man jemand ganz schlicht als „son-of-a-banker" bezeichnet.

Hazard. Bei der Verhandlung im Falschspielerprozeß Baron M. und Herr v. B. in Wien wurden die Angeklagten gefragt, warum sie denn so etwas getan hätten. „Weil wir unsern Papas versprochen haben, nie mehr Hazard zu spielen."

Die Heroine des Burgtheaters, Frau *Bleibtreu,* sprach kürzlich in einer Gesellschaft mit einer Berlinerin, die nicht wußte, wer die Dame war, mit der sie sich unterhielt. Es war vom verflossenen Sommer die Rede, und Frau Bleibtreu sagte, sie habe ihn in der Schweiz verbracht, worauf die Dame sie fragte, wie sie es denn angestellt habe, um sich die nötigen Schweizer Franken zu verschaffen. „Ich habe ja jeden Abend gespielt", erklärte Frau Bleibtreu. Worauf die Berliner Dame sie entgeistert ansah: „Wie konnten Sie denn aber wissen, daß Sie immer gewinnen würden?"

Als Brieux sich der Académie vorstellte, besuchte er auch Frédéric Masson, der ihn hinter einem Tisch stehend empfing. Frédéric Masson beobachtete ihn bereits mißtrauisch, als sich Brieux zum Überfluß auch noch einer sehr unglücklich gewählten Wendung bediente: „Die Themen meiner Stücke lagen mir sozusagen im Blut."

„Dann werden Sie entschuldigen, wenn ich Ihnen nicht die Hand reiche", sagte Masson, als er den Autor der „Schiffbrüchigen" zur Tür begleitete.

Greguerias

Von Ramón Gómez de la Serna

Wo sind unsere Gegenstände aus Silber? Alle glauben wir, viele Gegenstände aus Silber einmal gehabt zu haben.

Das Kopfwaschen erfrischt die Wurzeln der Gedanken.

Die Bauplätze träumen Fenster.

Jede Frau hat in ihrer Handtasche das Musterpröbchen eines Kleides, das sie sich soeben gemacht hat oder machen lassen will.

Am Kanarienvogel ist noch das Gelb des Eies, aus dem er kroch.

Der letzte Vollmond scheint uns immer voller als der vorige, als ob er sich beim Zug über die Kartoffelfelder gemästet hätte.

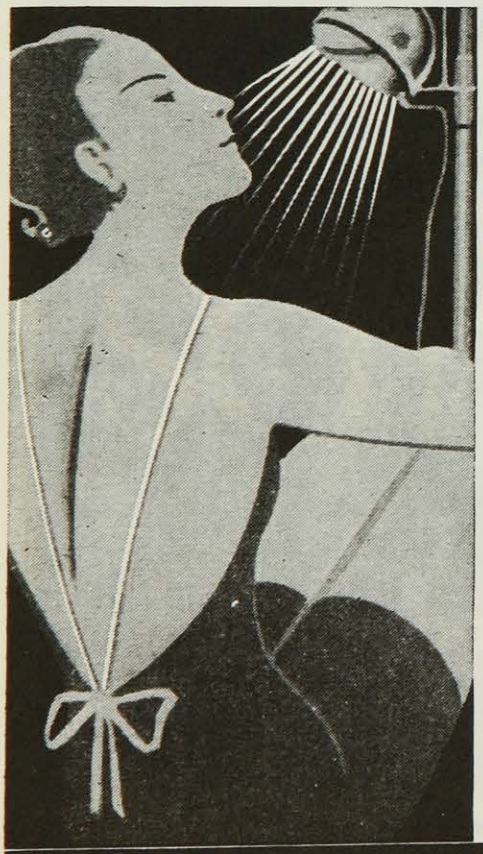
Bisweilen wissen wir nicht, warum wir traurig geworden sind; vielleicht waren es die hohen Fensterchen eines Personenzuges, der am fernen Horizont vorüberfuhr.

Der Schweizerkäse sieht uns beim Vorübergehen an.

Das ganze Haus war so unvermietet, daß die geschwungenen Balkons sich zu sich selbst hinauslehnten, um die Mietszeitung zu lesen.

Das Löffelchen ist das Kind von Messer und Gabel.

Die dichtgedrängte Schafherde ist die Matratze Gottes, wenn er sich bei einer Landpartie verspätete und auf Erden übernachtet.



... und zur natürlichen Teintverbesserung

ist die bekannte „Künstliche Höhensonne" zu empfehlen. Grau verfärbte Haut wird durch die Bestrahlung und nach leichtem Einreiben mit „Engadina"-Höhensonnen Teintcreme, rosig und sonnengebräunt — „wie vom Urlaub zurück" - samtartig weich und glatt. Unreine Haut, Pickel und Mitesser verschwinden. Sommersprossen werden überdeckt.

Wir senden Ihnen gern (gegen 60 Pfennig in Briefmarken) unsere neue illustrierte 60 seitige Broschüre Nr. 514 und eine Probe Engadina-Creme zu.

QUARZLAMPEN GESELLSCHAFT M. B. H.
HANAU A. M., POSTFACH 187

Zweigstelle Berlin NW 6, Robert-Koch-Platz 2/187.
Telefon D 1 Norden 4997

KÜNSTLICHE HÖHENSONNE - ORIGINAL HANAU -

Winter am Mittelmeer

Von Herbert v. Hindenburg

Noch tost nach dem Sturme das Meer;
Wo die Sonne versank, dehnt sich am lichtgrünen Himmel
Ein Wolkenstreifen, purpurrot.
Wie Kristall schimmert die Luft,
Es riecht nach Pinien, nach Lorbeer.
Den runden, macchiabewachsenen Hügeln
Entsteigt silbern der Mond,
Strahlt so hell auf Monte Nero, Valle Benedetta,
Daß der Blick geblendet zurückschreckt
Und sich dort erholt, wo es violett
Zu dunkeln beginnt.
Leuchttürme blitzen auf:
Vor Livorno, auf Meloria, fern auf Elba
Und, achtzig Seemeilen weit, vor Spezia,
Der jüngste, mächtigste Leuchtturm!
Rot, rot, weiß, weiß, weiß,
Warnen die Leuchttürme.
An ihren harten Scheiben stoßen sich Vögel die Köpfe ein,
Viele kleine Vögel und auch große.
Ein Dampfer stampft vor Livorno
Und brüllt wie ein Stier,
Daß der Lotse ihn noch hineingeleite
In den sicheren Hafen.
Die Mannschaft ginge gern in der Via Grande spazieren.
Vielleicht trifft man ein Mädchen?
Doch hier, vor der Mole, brr!
Wenn der Sturm wieder anfinge!
Der erste Maat, der im Kriege fromm wurde,
Bekreuzigt sich
Und schaut hinauf zum Monte Nero,
Zur Madonna.

Kleine Gedichte

Von *Toni Hyrkan*

Hamburg

Am Eppendorferbaum,
trab ich, junges weißes Pferd —
Es schneit.
Groß-Borstel ist nicht weit —
Und unser Moor —
Und unser Schilf —
Und unsere Kaulquappen
sind nicht mehr weit —
Das Pferdchen wiehert.

Junge Kolonie

Unsere Zelte stehen im Vormittag.
Durch Gesäge schwingt ein Hammerschlag,
überall Bauen und Halbfertigkeit.
Stein wird behauen,
ein Esel schreit.
Duftdoldenwege,
gepflügtes Land,
Kaktusgehege
aus dem Rhythmus verbannt.

Dies ist die verkleinerte Wiedergabe der Titelseite des neuen Schmuck-Modeheftes, das Sie in jedem einschlägigen Geschäft erhalten können. Auf Wunsch erfolgt die Zusendung auch durch den alleinigen Hersteller des Fahrner-Schmucks:
GUSTAV BRAENDLE, THEODOR FAHRNER NACHF., PFORZHEIM

Ottomar Starke

— Ich möchte eine Maske haben, in der ich komisch wirke.

Maskeraden

Die moderne Frau ist unromantisch. Sie weiß, daß sie ganze 126 Gramm weniger Gehirn hat als der Mann (der darum auch langsam im Intellekt verkommt) und daß solche Vorgabe verpflichtet. Sie trägt ja sowieso die Hauptkosten an der Erhaltung der Art, da ist es wie eine Entschädigung, daß im Menschlichen die Vorsehung dem Weibchen die Verzierungen verliehen hat, gerade umgekehrt wie beim lieben Vieh. Sie hat ganz offensichtlich den Beruf, sich so hübsch wie möglich zu machen, außerdem ist das auch unterhaltend.

Was die Maskerade anlangt, so wird keine Frau sich den Kopf zerbrechen, „als was" sie gehn soll. Sie hat nicht die Ambition, historische noch allegorische Figuren darzustellen; oder gar „komisch" wirken zu wollen. Da käme nichts dabei heraus für sie. Ein Maskenkostüm muß so beschaffen sein, daß die gezeigten und beleuchteten Partien für die verhüllten Bürgschaft zu leisten scheinen, und daß die Grenze zwischen Verweigern und Gewähren willkürlichen Zollverkehr erlaubt, denn das Männchen geht aufs Ganze. Im übrigen hat man nicht schön schlechthin, sondern schön à la mode zu sein. Die angekleidetsten Schaufenster-Puppen sind mehr nach unserem Geschmack als die nackteste Venus von Milo.

Der Mann kann es nicht verschmerzen, daß Natur ihn nicht wie Gockel, Pfau und Affen farbenprächtig angetuscht hat. Daher hat er immer das Gefühl, man könne ihm vielleicht nicht ansehn, daß er der Hahn und Herr der Schöpfung ist. So wird die Maskerade für ihn zum Problem der Rechtfertigung. Er will mit dem erborgten Kostüm sein wahres Wesen aufdecken, denn er fühlt sich verkannt. Schließlich hat er Goethes Werke nur deshalb nicht geschrieben, weil er nicht so viel Zeit hatte wie der Frankfurter.

Er hält Komik für ein Aphrodysiakum und für eine Art Weiber-Zauber. Wenn er sich nicht für den Helden entschließen kann, entschließt er sich für den Clown. Seit den kitschigen Maharadschah-Filmen hat der Nabob den Napoleon aus dem Ballsaal verdrängt; kommt hinzu, daß man ungestraft Orden und Schärpe zu Frack und Handtuch tragen darf. Ein Trost in Pleitezeiten.

Die Frau ist als Schauspielerin nur bedeutend, wenn sie sich selbst spielt, der Mann nur, wenn er andere darstellt. Sie kann nicht aus sich heraus, er nicht in sich hinein. Die oberen Zehntausend schwärmen nach wie vor für Gesindebälle, adelige Damen gehen gern als Kellnerinnen, Girls und Nutten. Sie

wittern vielleicht erotische Möglichkeiten. Kleine Ladenmädel erträumen als indische, Rokoko- und andere Prinzessinnen vielzackige Aristokraten und riechen sauber und unverkennbar nach Mandelseife. Der Apache im Ballsaal wird wohl im Leben ein Feigling sein, und jeder heldenhaft und pompös aufgemachte Mann nichts anderes als eine von Anfang an unterdrückte Seele.

Ottomar Starke

Masken. Eine Apothekerin in Paris gab uns die erbetene Auskunft: „In jeder halbwegs assortierten Apotheke sind Gasmasken lagernd; bestellen kann man sie aber jederzeit, und sie werden innerhalb weniger Tage geliefert. Preis: 185 Francs, also nicht arg. (Vorgeschriebene Preise für diesen Artikel gibt es nicht.) Ich kenne nur ein Modell, Type A. R. S. der Armee. Jeder Apotheker kennt den Grossisten O. C. P., der sie liefert. Meines Wissens gibt es augenblicklich keinen einzigen Apotheker, der einen größeren Stock Gasmasken lagernd hätte. Ich selbst hatte vor, einige anzuschaffen, zumindest für meine Familie, aber ich bin vor der immerhin großen und hoffentlich überflüssigen Ausgabe zurückgeschreckt. Im Falle eines plötzlichen Gasangriffes wäre kein Mensch gerüstet, was allerdings sehr beunruhigend ist; aber was soll man tun? Wir können nicht einmal einen für unsere Stammkunden ausreichenden Vorrat haben." — Ist das sehr beruhigend? Bestätigt dieser Brief nicht alle unsere in dieser Richtung geäußerten Sorgen . . .? *Pierre Veber.*

Man darf die Südfranzosen nicht für unhöflich halten. Sie sind „geradezu". Mein alter Freund Olive bestieg in Saint-Chamar den Zug Tarascon—Marseille. Er fand sich in einem Coupé zweiter Klasse drei Damen gegenüber. Höflich berührte er seinen Hut und erkundigte sich:

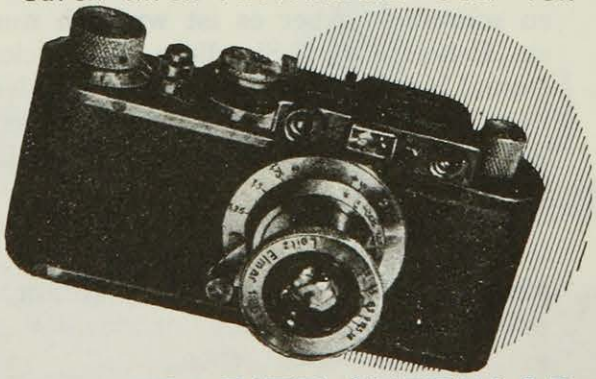
„Stört Sie der Tabakrauch, meine Damen?"

„Ja", antwortete eine alte Dame mit zittriger Stimme.

„Dann täten Sie, glaube ich, gut daran, in einen anderen Wagen zu steigen, denn ich beabsichtige, tüchtig zu rauchen."

Leica

die weltbekannte Präzisionskamera ermöglicht es Ihnen, mühelos und schnell solch schwungvolle Sportaufnahmen herzustellen. Druckschriften kostenlos durch Ihren Photohändler oder von



ERNST LEITZ, WETZLAR

Das Lachzeichen

Lachen Sie nicht: es ist mir sehr ernst darum zu tun, das Lachzeichen zu erfinden. Sie machen sich keinen Begriff, was diese Erfindung für eine umwälzende Wirkung auf unser gesamtes Schrifttum haben wird. Denn Sie sind sich sicher noch nicht bewußt geworden, wie sehr uns das Lachzeichen fehlt.

Wir haben das Ausrufungszeichen und das Fragezeichen. Dies sind eigentlich die einzigen Bilder, mit denen wir im Schrifttum unserer Stimmung Ausdruck geben können. Zwar gibt es noch kleine Punkte und Strichelchen. Die sind aber doch nur mangelhafte Behelfe. Wir wenden sie nur an, wenn wir es selbst nicht recht wissen, wie unsere Stimmung ist. Auf jeden Fall, eines fehlt uns ganz: ein Zeichen, mit dem wir spontan unserer Heiterkeit, unserem Lachsinn Ausdruck geben können.

Ich lese einen Bericht. Mache am Rande meine Glossen. Hier finde ich etwas ernstlich beachtenswert; ich male ein Ausrufzeichen oder zwei. Dort erscheint mir etwas fragwürdig; sofort schlängelt sich mein Fragezeichen neben die Zeile. Nun komme ich aber an etwas Lächerliches. Was tun? Ich versuche es vielleicht mit einer Zusammensetzung aus Frage- und Ausrufzeichen, so etwa: !? — Aber da stimmt etwas nicht. !? bedeutet vielleicht: *Erstaunliche Frage oder Beachtlich oder nicht?* oder *Merkwürdig* — alles das kann es bedeuten und noch manches mehr, aber beileibe nicht *Lächerlich*. Hier also zum Beispiel brauche ich das Lachzeichen, das ich abstufen könnte vom feinsten Lächeln bis zur brutalen Platzlache.

Es gibt ja Leute, die sich damit behelfen, Ha-Ha oder Hi-Hi oder Ho-Ho zu schreiben. Aber es ist wirklich nur ein Behelf. Lesen Sie diese Ausdrücke einmal laut und schlicht hintereinander weg. Lachen Sie? — Nein, Sie kommen sich vor wie beim Augenarzt oder wie in der Singschule.

Also, her mit dem Lachzeichen! Ich schlage dies vor ‿, also nichts als die Andeutung eines lachenden Mundes. Alle Schattierungen des Lachens ließen sich hiermit wiedergeben: ‿, ?‿, ‿, ?‿!, oh, was gäbe es für herrliche Kombinationen! Wieviel lustiger sieht dies aus: (‿ Die Redaktion.) anstatt (Ha-Ha. Die Redaktion.). Ha-Ha — das ist so geräuschvoll. ‿, das ist ein ruhiges, gemütliches In-sich-Hineinschmunzeln. Soll es aber nun wirklich geräuschvoller werden, so setze man zwei Bogen oder, je nach Bedarf, Frage- und Ausrufezeichen dazu.

Unmöglich, auch nur annähernd alle Verwendungsarten aufzuzählen. Nur noch eines. Was würden die Witzblätter gewinnen! Wie herrlich bequem könnte man es dem Leser machen, wenn man ihm genau das Stichwort bezeichnen würde, bei dem er lachen müßte!

Das Lachzeichen im Dienste der öffentlichen Sittlichkeit. Wenn ich an der Regierung wäre, ich würde es sofort notverordnen. Doch meine Macht ist nur gering. Helfen Sie mir alle, endlich das langentbehrte Lachzeichen einzuführen. *Max Ulmau*

Was wir nicht mehr hören wollen:

Stehe auf dem Standpunkt
Letzten Endes
Geht in Ordnung
Restlos
Phantastisch
Beachtlich
Kollossal
Fabelhaft
Moment mal
Dezent
Männe
Pardon, ist gerne geschehen
Ein patenter Kerl

Vorschläge zur Finanzgesundung Deutschlands. Der Roman- und Lustspielschriftsteller Julius v. Voß (1768 bis 1832) schlug einst, als sich Preußen in argen Finanznöten befand, zur Vermehrung der Staatseinnahmen vor: Alljährlich einen allgemeinen Fasttag anzuordnen, und alles, was an diesem Tage verzehrt worden wäre, in barer Münze an die Staatskasse abzuliefern.

Im Jahre 1765 wurde der Dresdner Hofkanzlei ein neuer Steuervorschlag vorgelegt. Danach „solle jeder Unterthan von jedem Ofen in seiner Wohnstube 4 Groschen und von jedem Windofen 2 Groschen zu einem bestimmten Tage entrichten".

Kisling, Polin (Öl)

D. Jawlensky, Harlekin (Öl)

Sammlung Raoul Korty

Adele Sandrock 1898

Atlantic

Siegerin in einem spanischen Wadenwettbewerb

Aufforderung zum Ball (Wien 1892)

Militärische Übung (Tokio 1932)

Delius

Associated Press

Als Großer Kurfürst (1885)

Pachmann, Chopin und der Tod. Mit Wladimir v. Pachmann, der im 85. Lebensjahr in Paris starb, ist einer der letzten Schüler Liszts aus dem Leben geschieden. Eng befreundet mit ihm und auch mit Richard Wagner blieb seine scharf akzentuierte Persönlichkeit nicht ohne Einfluß auf das Schaffen der älteren und größeren Zeitgenossen, und sein Stil, die Betonung des Pathetisch-grotesken in der Komposition, befruchtete manche Werke der beiden. Seine wirkliche Leidenschaft aber war *Chopin*, dessen Werke er mit unnachahmbarer Meisterschaft vortrug. Nur ein einziges Stück Chopins spielte er ungern, den Trauermarsch. Pachmann war nämlich überzeugt, daß dieses Chopin-Stück, von ihm vorgetragen, Unglück bringe, seitdem einmal in einem Pariser Konzertsaal eine Dame, die ihm nahestand, während des Spiels des Trauermarsches im Zuhörerraum tot zusammengebrochen war. Noch einmal spielte er das Stück in der Londoner Albertha11. Am selben Abend starb Eduard VII., einer seiner intimsten Freunde und Gönner. Seit diesen beiden Unglücksfällen war Pachmann nicht mehr dazu zu bewegen, auch nur die Noten des Marche funèbre zu berühren. Am letzten Abend vor seinem Tod bemächtigte sich des schwerkranken Greises eine sonderbare Erregung. Er gab seinen Freunden, die sich an seinem Sterbebett versammelt hatten, durch Zeichen zu verstehen, er möchte sich erheben, und wankte dann, gestützt, zum Klavier. Im nächsten Augenblick ertönte unter seinen Fingern, erst etwas zaghaft, dann immer sicherer, der Trauermarsch Chopins. Er kürzte einige Partien, die er bei seinem Zustand technisch nicht hätte bewältigen können, spielte aber das Stück von Anfang bis zum Ende; und sank dann mit dem letzten Ton ohnmächtig in die Arme seiner Freunde. Eine halbe Stunde später starb er.

Gounod, der vor fünfzig Jahren starb, hatte eine berühmt verschrobene Art sich auszudrücken. Während der ersten Klavierstunde, die ein 15jähriges Mädchen bei ihm nahm, sagte er: „Schlagen Sie jetzt an . . ., und zwar einen lila Ton . . ., in dem ich mir die Hände waschen kann!"

Bei einer Manon-Vorstellung schloß er das Lob einer bestimmten Stelle mit dem schönen Satz: „. . . Ich finde sie achteckig!"

„Genau dasselbe wollte ich auch sagen!" bestätigte die witzige Schülerin.

E. de Goncourt

Song-Rezepte. Der Sänger befindet sich stets irgendwo, wo er nicht sein möchte. Statt dessen wünscht er „to be back in":

Ohio Tenessee Mississippi	where the	corn cotton palm trees	grow

Man befördere ihn dorthin mit:
Zug
Flugzeug
zu Fuß;
zu:
Vater,
Mutter,
sonstigen Anverwandten.

Beverley Nichols

Galsworthy. Vergangene Woche passierte ich in dem neuen Waldorf-Astoria Hotel die Aufzüge, als ein netter junger Liftboy aufgeregt auf einen andern zustützte und ihn fragte: „Ist Galsworthy schon heruntergekommen?" — „Ich glaube nicht," sagte der andere, „Ich habe aufgepaßt, aber ich hab ihn nicht gesehn." Sie hielten einen dritten Liftboy an, welcher sagte, er glaube, Galsworthy sei im 8. Stockwerk. Dann stellten sie sich alle nebeneinander vor dem Lift auf, der eben herunterkam, und ich stellte mich dazu, denn ich wollte Galsworthy ebenfalls sehn. „Wo ist Galsworthy?" fragten die Boys, als der leere Aufzug sich öffnete, den Liftjungen darin. „Im Wegen nebenan", antwortete er, und stieg heraus. Alle vier standen nun vor der nächsten Türe Front, und unsere Augen verfolgten das Lichtzeichen, als der Aufzug sich abwärts bewegte. Die Türe öffnete sich, und ein fünfter Liftboy trat heraus. Der erste Liftjunge ging auf ihn zu und sagte: „Du, Galsworthy, höremal" — und alle fünf begannen miteinander eingehend zu konferieren.

Darf man Bier aus Gläsern trinken?

Ein Bier-Fanatiker hat in Berlin 1890 ein Büchlein veröffentlicht, das das Herz jedes Biertrinkers auch heute noch höher pochen läßt: *Warum Bier nicht aus Gläsern getrunken werden soll* mit dem Untertitel: *Untersuchung, ausgeführt vom Standpunkte des Biertrinkers und vom Standpunkte der deutschen sowie österreichischen Sanitätsgesetzgebung.* Der Verfasser, *Dr. W. Schultze,* war Chemiker der Brauerei in Liesing (bei Wien). Als chemischer Biertrinker fragte er sich eines Tages, warum ihm Bier in Gläsern nicht schmecke, und begann zu experimentieren: „Um Antwort auf diese Frage zu erhalten, füllte ich einen gewöhnlichen grauen bayerischen Halbliter-Steinkrug und ein dem Wirtshausverkehre entnommenes, beliebiges Halbliterglas . . . mit demselben Biere an . . . und kostete von fünf zu fünf Minuten den Inhalt der beiden Trinkgefäße an Ort und Stelle . . ." Furchtbares mußte Schultze entdecken: „ . . . schon nach fünf Minuten Stehens unterschied sich der Geschmack und Geruch des Bieres im Glase deutlich, kräftig . . . von dem . . im Steinkruge: jenes schmeckte scharf, dünn, leer, dieses dagegen süßlich, mild, zart und rund" (es ist von Bier und nicht von jungen Mädchen die Rede!). Der Forscher wiederholt den Versuch mit den verschiedensten Biergläsern „bezogen aus Wien, aus München, aus Dresden, aus Frankfurt und aus Berlin — den *fünf bedeutendsten Bierstädten deutscher Zunge*" — aber immer mit demselben Mißerfolge. Er fragt sich traurig und wissenschaftlich, ob die Gläser vielleicht Bleioxyd enthielten und konstatiert — unerhörtes Resultat — $\frac{1}{1 \cdot 013 \cdot 000}$ des Glasgewichtes an Bleioxyd.

Nicht genug daran, stellt er fest, daß auch blei*freie* Biergläser den Biergeschmack und -geruch verschlechtern, da sich Glas in Bier einfach löst. Kapitel 5 hat die Überschrift: „Bestätigung meiner Kostproben durch circa 100 Personen" und darin heißt es: „Ich lud daher im Winter 1888 nach und nach circa 100 Personen aus den verschiedensten Ständen — Frauen und Männer — zu vergleichenden Bierkostproben in meinem Laboratorium ein. *Ungläubig* waren alle meine Gäste gekommen . . . *überzeugt* jedoch davon, daß *Bier im Glase* nichts anderes ist als *Bier auf dem Sterbebette,* verließen sie das Laboratorium . . ."

Nun erst gelingt die genaue Messung — es folgen seitenlange Tabellen — die etwa folgendes Bild ergeben: Herkunft des Glases: Dresden, nomineller Inhalt: ¼ Liter, wirklicher Inhalt 302, Glassubstanz-Milligramme: 0,0000026, darin Bleioxyd-Milligramme 0,000000006 — kein Wunder, daß der Biergenuß beeinträchtigt war!

Resultat der umfassenden Forschungen wird endlich in einer „Stufenleiter der Wertigkeit" zusammengefaßt, die jeden Kenner erschauern lassen muß: „*Gut:* in gedeckelten salzglasierten Steinkrügen — *besser:* in gedeckelten Zinnkrügen, wie sie beispielsweise der Hofzinngießer Jos. Lichtinger in München anfertigt — *am besten:* in gedeckelten, inwendig vergoldeten Silberkrügen — *schlecht:* in bleifreien, geblasenen harten Gläsern — *schlechter:* in bleifreien, gepreßten weichen Gläsern — *am schlechtesten:* in bleihaltigen gepreßten Gläsern."

Schultze teilte das Schicksal so vieler Entdecker — seine Idee blieb unbeachtet, man trinkt nach wie vor Bier aus Gläsern, sogar aus „gepreßten".

P. E.

Trinken! Man sagt in Berlin nicht „trinken", man sagt statt dessen lieber:

Einen genehmigen
Einen heben
Einen verlöten
Einen schmettern
Einen trillern
Eine Molle kippen
Einen auf die Lampe gießen
Einen hinter die Binde gießen
Einen hinters Vorhemd brausen
Sich einen Affen kaufen
Sich die Nase begießen
Sich die Gurgel waschen
Einer Flasche den Hals brechen . . .

Meine Herren! Wie reich ist die deutsche Sprache, wenn sie liebt.

Karl Escher

KULINARIA

TRAUBE
Am Zoo im Haus Germania

FLORIDA
KURFÜRSTENDAMM 61
ECKE LEIBNIZSTRASSE
DIE EXOTISCHE
BAMBUS-BAR
DIE GANZE NACHT BETRIEB
TANZ-RESTAURANT

CASCADE
W, RANKESTRASSE 30
„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet
Souper M 3.50
Telefon: Bavaria B 4 0145 u. 1945

Max Schlichter
LUTHERSTRASSE 33
Hier
ißt der Feinschmecker

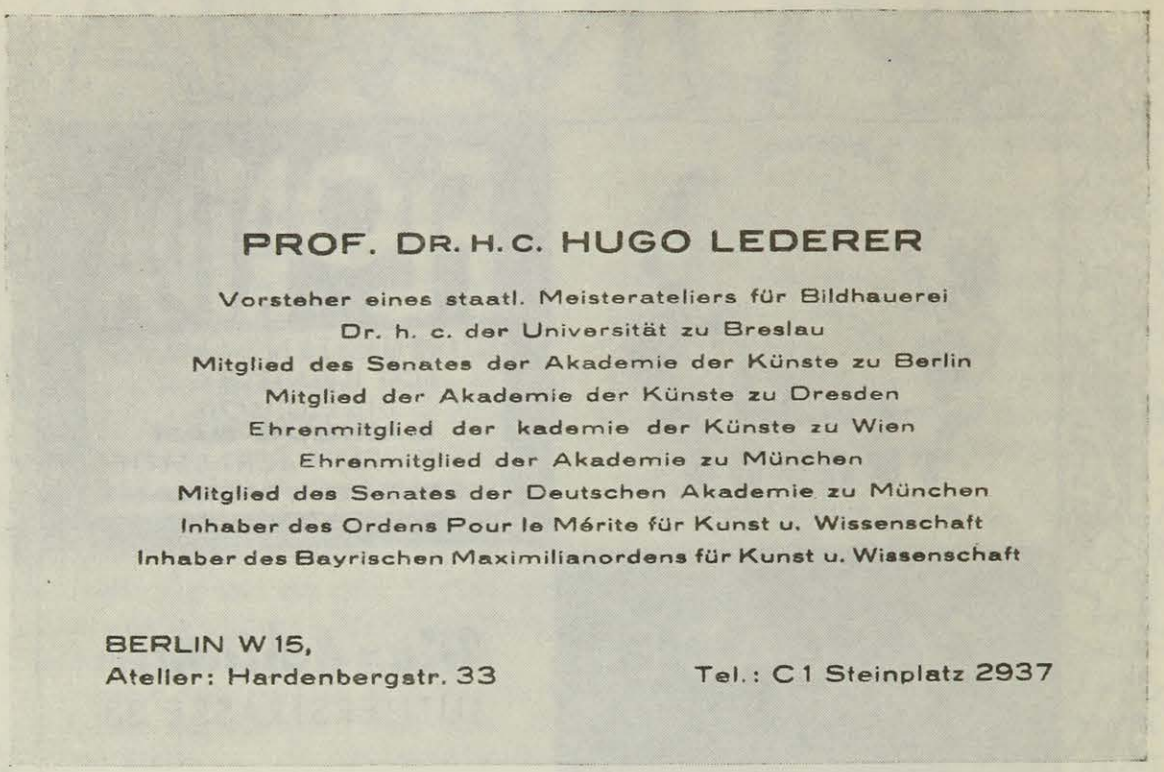
Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins

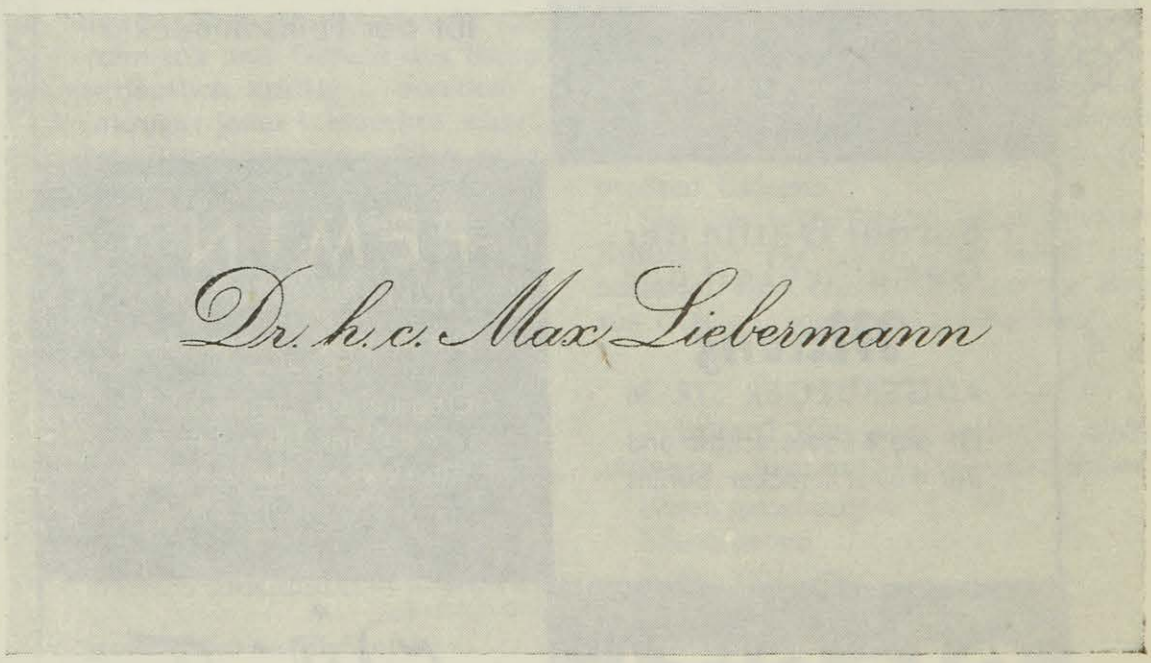
FEMINA
NÜRNBERGER STR. 50
Die besten Tanzorchester
Berlins
Originellste Unterhaltung
4³⁰ Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone · Saalrohrpost

RIORITA
Tauentzienstraße 12
INTIME BAR
Berliner Nachtleben —
nur dort!
Schönste Tanzstätte

5 Uhr Tee
DACHGARTEN
BERLIN AM ZOO
FRITZ UNGER
Hardenbergstr. 29a-e
Gedeck M 1.45

Feindliche Visitenkarten





Kunstnotiz. Man schreibt uns: Im Gardinenhaus Fratschner, Wilhelminenstraße 31, ist gegenwärtig ein Gemälde ausgestellt, welches kürzlich Herr Kunstmaler Hercher, Wienersstraße 6, anfertigte. Das Gemälde stellt dar Exzellenz August v. Herff, Generalmajor und Flügeladjutant, Hessischer Ordenskanzler, in 115er-Uniform. Die vortrefflich wiedergegebene Uniform wird manchen 115er Leibgardisten erfreuen und an vergangene Zeiten erinnern. *Hessische Landeszeitung*

Das Gleichnis. Renate ist fünf Jahre alt und hat noch nie einen nackten Menschen gesehen. Als sie zum erstenmal einen sieht, meldet sie das mit den Worten: „Er war barfuß bis an den Hals!"

Wer ist ein richtiger Theatermensch? Nicht der Autor, nicht der Schauspieler, nicht der Regisseur, nicht der Dirigent, nicht die Musiker, nicht der Bühnenmaler, in den meisten Fällen nicht einmal der Direktor oder der Kritiker. Also die wirklichen Theatermenschen sind nicht jene, die vom Theater auch etwas verstehen. Denn diese Leute werden vom Theater nicht angezogen, sondern werden, grade im Gegenteil, von ihrem Talent oder ihrer Berufung zum Theater gezwungen, oft gegen ihren Willen. Denn was soll schließlich ein Mensch anfangen, dem Gott nichts anderes gegeben hat, als eine herrliche Tenorstimme? Seine Bemühung, Chirurg, Weinagent oder Waldhüter zu werden, wäre vergeblich: Der Arme muß Caruso werden. Ein wirklicher Theatermensch ist jener, der weder Talent, noch Berufung fürs Theater hat, aber das Theater trotzdem dermaßen liebt, daß er ohne es nicht leben kann. Das sind also jene Menschen, die, obgleich sie sonst ganz gesund sind, für Theaterunternehmungen Geld hergeben, oder sich sonst bei den Theatern herumtreiben als Berater, Agenten, geheime Dramaturgen, Generalprobenhyänen, Freikartenschnorrer, Primadonnenanbeter, Schneider, Möbeltransporteure, Gläubiger, Billettzwischenhändler, Premierengratulanten, Claque-Häuptlinge und Klatschträger. Ein wirklicher Theatermensch ist, wer mit dem Theater nichts zu schaffen hat, aber trotzdem ein Leben dort verbringt. Sein eigenes Leben oder das des Autors, oder der Schauspieler, oder das Leben des Direktors.

Ladislaus Lakatos.

Die große Zeit. Nun ist Hofrat Hödl also in Pension gegangen . . .

Zweites Kriegsjahr, 1915 — Hödl Oberstleutnant im Pressequartier. Er war es, der zu Kokoschka sagte, dem weißen Dragoner: „Sie, Herr Leutnant! Hier wird stramm Dienst gemacht. Hier wird ordentlich gemalt — nicht expressionistisch." *Roda Roda*

KOLYNOS
ZAHNPASTA

kostet nur noch RM 1.— und dabei füllt nichts Überflüssiges die Tube. Die Paste ist **so** hoch konzentriert, daß der Inhalt einer Tube ca. 165 Portionen ergibt. KOLYNOS ist also nicht nur die Zahnpasta aller Anspruchsvollen, sondern auch der **wirklich** Sparsamen.

Verlangen Sie KOLYNOS in den Original-Reinzinntuben in jedem besseren Fachgeschäft.– Sie werden zufrieden sein!

Probetube auf Wunsch kostenfrei durch CURTA & CO. GMBH, BERLIN-NEUKÖLLN

* *

Wer schön bleiben oder gar schöner werden will,

muß um das Geheimnis der schlanken Hüften und schönen Beine wissen, muß die richtige Pflege des Gesichts, der Haut und der Haare kennen. All dies verrät ein erfahrener Schönheitsarzt in der „Fibel der Schönheit", dem neuen Ullstein-Sonderheft für 60 Pfennig!

* *

Schutz gegen Grippe
Halsentzündung u. Erkältung
durch

Coward und Lubitsch

Vorstöße gegen die Verblödungs-Offensive

„Unter Bezugnahme" auf die für solche Zwecke besonders geeignete Weltwirtschaftskrise hat man in allen Ländern der Erde zu wirksamen Schlägen gegen die Freiheit der Künste ausgeholt, und hat es erreicht, daß — nach allerlei selbständigen und vielversprechenden Regungen vor ungefähr zehn Jahren — unser geistiges Niveau, unsere Mentalität in die filzigen Zeiten von 1870 zurückgedrückt worden ist. Voll Eifer stellen heute diejenigen, die die geistige Arbeit wirtschaftlich organisieren und ausbeuten, im Interesse ihrer Kassen Regeln über das auf, was das Publikum angeblich zu sehen wünscht und was dem Publikum unter keinen Umständen zugemutet werden darf. Aber die beiden größten Erfolge, die *London* augenblicklich aufzuweisen hat, danken ihren Zulauf der Tatsache, daß sie alle diese senilen Regeln über den Haufen geworfen haben. Mit Entzücken wohnt das Publikum den ersten Durchbrüchen gegen die internationale Verblödungs-Campagne bei.

„Zweiter gigantischer Monat" steht als Reklame über dem Theater, das den neuen Film Lubitschs *Trouble in paradise* vorführt. Lubitsch (übrigens der einzige Filmregisseur, der die Kunst des Weglassens erkannt hat und virtuos anwendet) ist diesmal im Thematischen vollkommen selbständig. Er zeigt zwei internationale Hochstapler, einen Herrn und eine Dame, und behandelt sie, wie man sonst die edelsten Helden zu behandeln pflegt. Er zeigt ihren Lebenskampf, ihre redlichen Bemühungen um einen neuen Trick, einen neuen Raub, zeigt, wie „sauer sie sich ihr Brot werden lassen", und wie der gefeierte Hochstapler sich schließlich als Sekretär bei der reichen Inhaberin der weltbekannten Parfümfabrik verdingt, um in Ruhe ihren Safe knacken zu können. Auch seine Genossin findet ein gutbürgerliches Pöstchen im gleichen Betrieb. Die schöne reiche Frau, von *Kay Francis* betörend gespielt, verliebt sich in ihren Sekretär, dessen Eifer zunächst ihrem Geschäft zugute kommt. Aber einer ihrer Gäste kommt dem Gauner auf die Sprünge. Der Gauner wird in die bedauerliche Lage versetzt, sich beeilen zu müssen, und die schöne Frau überrascht ihn und seine Genossin, als beide gerade den wohlgefüllten Safe ausräumen wollen. Da sagt sich die reiche Frau, daß ein charmanter Gauner mehr wert ist als ein filziger Ehrenmann, und reichbeschenkt läßt sie den ziehen, der ihretwegen so viel Entbehrungen und Sorgen auf sich genommen hatte. Die Polizei, die bei solchen Gelegenheiten sonst im letzten Moment stets auf Schnellwagen einzutreffen pflegt, wird *nicht* gerufen, und das „Gerechtigkeitsbedürfnis" des Publikums wird *nicht* „befriedigt". Die heiligsten Güter des Films werden angetastet, und das Publikum applaudiert stürmisch dem Schlußbild, das den Gauner zeigt, wie er bei der Abreise im Auto auch noch die kostbare Handtasche zu 120 000 Francs hervorholt, die er der schönen Frau im letzten Augenblick unbemerkt entwendet hat.

Warum applaudiert das Publikum? Weil er *nicht* zurückkehrt, bereut, und der schönen Frau die Ehe verspricht, ehe er für einige Jahre zwecks Läuterung im Gefängnis verschwindet. Weil der Film *keine* klischierten Geschehnisse zeigt, sondern frech und unbarmherzig wie das Leben ist.

Auf derselben Einstellung beruht der Erfolg der neuen Revue von *Noel Coward*, die er — eine Verkörperung des modernen Theatergeistes — selbst gedichtet, komponiert und inszeniert hat. Sie heißt *Words and Music* und macht ungefähr alles lächerlich, was in einem Ordnungsstaat nicht lächerlich gemacht werden soll: die Regierung, den Missionar, die Gesellschaft, die Moral, die Trottel, die im „Eingesandt" Meinungsaustausch üben, den Filmstar, die Familie, das Theater — kurz alles, was zu Bünden zusammengeschlossen „flammenden Protest" erheben sollte. Es ist noch nicht allzu lange her, daß man sich in England über Coward entrüstet hat, heute begrüßt man ihn als einen, der die muffigen Stuben auslüftet. Diese begeisterte Zustimmung zu Selbständig-

keit und Freimut ist das geistige Ereignis, ist die geistige Stimmung, in der London das neue Jahr begonnen hat. Cowards Revue läuft seit September, und ein Ende dieses Laufs ist vorläufig nicht abzusehen.

Da wird zum Beispiel eine Szene aus der „Anderen Seite" aufgeführt, wie Charell dieses Stück inszenieren würde, mit dem Schuhplattler der deutschen Kriegsgefangenen, mit einigen Nonnen aus Reinhardts Mirakel, die mit besonderer Heiterkeit begrüßt werden, mit einem Papptank, der mit bunten Glühbirnen besteckt ist und vollkommen sinnlos für einige Augenblicke aus der Kulisse geschoben wird. Man erinnert sich dabei, daß kürzlich ein deutscher Bühnenverlag eine Parodie auf das „Weiße Rößl" verbieten wollte(!)

Dabei hält in fast allen übrigen Londoner Theatern und Kinos die Stagnation und Langeweile den Berliner Verhältnissen die Waage. Alberne Schwänke, kitschige Märchen und der Wust des Moralisch-Einwandfreien machen in den meisten Fällen den Theater- und Kinobesuch zu einem zweifelhaften Vergnügen, und es sei nicht verschwiegen, daß noch sehr viele Menschen an diesen zweifelhaften Vergnügungen ihre helle Freude haben. Aber an zwei Stellen hat die Zukunft bereits Fuß gefaßt: bei Lubitsch und bei Coward. Der Film von Lubitsch wird vielleicht nicht in Deutschland gezeigt werden, oder in einer „geläuterten" Form. Die Revue von Coward ist nicht zu übersetzen und nicht zu verpflanzen, denn sie hat eine rein britische Mission. Trotzdem ist der Beweis erbracht, daß die Epoche des Duckens und Maulhaltens in dem Augenblick vorüber ist, in dem wir es wünschen. Das Publikum wartet, und ein Geschäft — siehe London — wird es auch. *Hans Rothe*

Das magische Band. Der Ausspruch Nestroys, der auf Seite 27 des vorigen Heftes zitiert wurde, lautet richtig: „Zwischen Hinauswerfenden und Hinausgeworfenen besteht ein magisches Band, und wenn sie sich nach Dezennien wiederfinden, gibt's dem ei'n noch ei'n Zucker (Zucken), dem andern ei'n Riß." (Kampl, 36. Szene.) *A. K.*

Eine lebendige Stilgeschichte

MAX DERI
DIE STILARTEN
DER BILDENDEN KUNST
IM WANDEL VON ZWEI JAHRTAUSENDEN

Mit 48 Bildtafeln

„Zum ersten Mal eine Stilgeschichte, die man mit Genuß lesen kann. Nicht mehr die Äußerlichkeiten des Stilwandels, sondern die Gestaltungsabsichten und ihre soziologischen Untergründe."
Das Kunstblatt

Ganzleinen RM 4.80, Engl. Broschur RM 3.80

Reichillustrierte Prospekte kostenlos

DEUTSCHES VERLAGSHAUS BONG & CO. · BERLIN W 57

Der Mann, der den Goncourt-Preis nicht bekam

Er nennt sich *Louis - Ferdinand Céline* und hat ein Buch geschrieben: *Voyage au bout de la nuit.* Bekannt machte ihn die Académie Goncourt dadurch, daß sie ihm den Prix Goncourt *nicht* verlieh. Es kam darüber zum offenen Krach zwischen den Mitgliedern, und die Öffentlichkeit erregte sich für und wider, meist für Céline, so wie sie sich heute nur noch in Frankreich erregen kann, wenn es sich um ein Buch handelt.

Wer ist nun dieser Céline?

Ein Arzt, 38 Jahre alt, angestellt an einer Entbindungsanstalt in der Pariser Bannmeile. Er heißt in Wirklichkeit *Louis Detouches* und hat ein abenteuerliches Leben hinter sich. Eine Art Rimbaud-Leben, von hinten erzählt. Sein Vater — ein ehemaliger Schulprofessor, der aus Gründen, die selbst der Sohn nicht kennt, seine Stellung aufgeben mußte und Unterschlupf im Eisenbahndienst fand; der sich später in allerlei Geschäften versuchte, die aber alle daneben gingen. Seine Mutter — eine Schneiderin aus der Pariser Arbeitervorstadt. Es geht der Familie schlecht. Man zieht von einer Stadt in die andere. Nirgends will es gelingen, Fuß zu fassen. Der junge Detouches lernt das Elend und alle Erniedrigungen der Armut kennen. Gründlich. Mit zwölf Jahren muß er in einer Bänderfabrik arbeiten. Dann kommt der Krieg. Mit 20 Jahren geht er ins Feld. Er erhält die Militär-Medaille. Ein Kopfschuß wirft ihn nieder, man flickt ihn zusammen, muß ihn aber als dienstuntauglich entlassen. Dieser Kopfschuß wird ihn nicht hindern, zehn Jahre später ein Buch zu schreiben, für das sich die besten Namen der französischen Literatur einsetzen. Während der Monate im Lazarett, die langsam und leer dahingehen, in denen er ein Objekt der Ärzte ist, fängt er an, sich für Medizin zu interessieren. Er verschafft sich Lehrbücher und medizinische Zeitschriften und sucht, System in die da und dort aufgeschnappten Kenntnisse zu bringen.

Der Krieg, der so viele Stellen freimacht, geht weiter. Eine Holzfirma schickt ihn, den vom Militärdienst Befreiten, nach Afrika. Und er lernt nun die Tropen kennen, ihre aggressive, wuchernde, den Menschen zermürbende Vegetation.

Immer noch ist er der Proletarier-Junge, einer von vielen, kräftig, blond, mit einem Haß auf die Welt, die das Leben so schwer macht. In seinen wenigen freien Stunden studiert er weiter Medizin, als Autodidakt. In Frankreich wie in Amerika ist es ja möglich, auch ohne höhere Schule und Abitur zu studieren. Wer qualifiziert genug ist, die außerordentlich strengen, für den Außenseiter doppelt erschwerten Prüfungen zu bestehen, hat zu jedem akademischen Beruf Zugang.

Der Friede kommt, und mit ihm die graue Masse der Stellungsuchenden. Es wird immer schwerer, sich durchzuschlagen. Detouches sucht nach der Möglichkeit, sich ein Universitätsdiplom zu erwerben. Er lebt als Werkstudent. Tut Dienst als Geschäftsbote, später als Stadtreisender. Einem jungen Mann aus reichem Haus, der dem berühmt gewordenen Autor der „Voyage" schreibt: „Sie kennen mich nicht, aber erlauben Sie mir, Sie zu beglückwünschen . . ." antwortet Céline „. . . aber ich, Monsieur, ich kenne Ihr Haus, ich war öfters dort — als Geschäftsbote nämlich . . ." Er schreibt eine Dissertation über den Wiener Frauenarzt Semmelweis — das Erhabene und zugleich Lächerliche in der Haltung dieses Fanatikers des Dienstes an den Menschen zieht ihn an — und die medizinische Fakultät in Rennes verleiht ihm für seine Arbeit die goldene Medaille. Die Tür zur bürgerlichen Karriere ist offen, zu einer Karriere, die Detouches gar nicht will. Er nimmt eine Stellung als Schiffsarzt an. Seine erste Reise bringt ihn nach Amerika. Drüben angekommen, löst er seinen Kontrakt und verläßt das Schiff. Er geht nach Detroit, in die Stadt Fords. Er praktiziert dort unter Arbeitern.

Die ewige Unruhe treibt ihn weiter. Er ist ein tüchtiger Arzt und beginnt als Wissenschaftler aufzufallen. Die Rockefeller-Stiftung schickt ihn mit einer Forschungsexpedition nach Afrika, das er einst als kleiner proletarisierter Angestellter gesehen. Etwa 1926 kehrt er

heim, gesättigt von fremden Dingen. Er nimmt einen Posten in der Entbindungsanstalt an, in der er noch heute praktiziert. Es hätten sich wohl andere Möglichkeiten geboten, aber ihn zieht es immer wieder in die Welt, aus der er kam. Eine bescheidene Wohnung in der Rue Leppic am oberen Montmartre, in einem Haus, dessen Mauern aussehen, als ob sie Ausschlag hätten, und jenes Krankenhaus in Clichy — das sind die Orte zwischen denen sich sein Leben in den letzten sechs Jahren abspielt.

Und diese sechs Jahre hindurch setzt er sich Nacht für Nacht hin, schreibt nieder, was sich in ihm aufgehäuft hat, erbarmungslos, schamlos, in einer rüden Sprache mit dem Haß derer, die das Elend überwunden, nicht verwunden haben. Er schenkt sich nichts. Er ist unzufrieden, er schreibt sein Buch von neuem, immer wieder von neuem, es ist so schwer, die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu sagen. Zwölfmal hat er das Manuskript umgeschrieben, fünfzigtausend Seiten alles in allem. Dann, als es endlich fertig ist, läßt er es durch seine Aufwärterin bei einem Verleger abgeben, ohne Namen und Adresse. Der Verleger liest die Voyage au bout de la Nuit und ist begeistert. Er will sie drucken — aber er findet den Autor nicht. Man sieht sich das Packpapier an, in das die Blättermasse eingewickelt ist. Es trägt die Adresse einer Wäscherei. Man geht die Kundenliste durch — endlich findet man in Dr. Louis Detouches den Autor.

Das Buch erscheint, sechshundert und einige Druckseiten, ausgewählt aus dem unmäßigen Manuskript, und findet bei allen, die empfänglich sind, begeisterte Zustimmung. Léon Daudet und der kommunistische Kreis um Henri Barbusse, Paul Valéry und André Maurois, François Mauriac und der Zola-Schüler Lucien Descaves setzen sich dafür ein. Aber die „Goncourts" lassen es durchfallen. Einen Trostpreis bekommt es wenigstens, den von Journalisten gestifteten Prix Théophraste Renaudot.

Céline ist mit einem Schlage berühmt, aber er liebt den Ruhm nicht, er weicht den Neugierigen aus, so gut es geht.

Scipio

Ann Vickers

Soeben erschienen!
720 Seiten Umfang
Deutsch von Franz Fein.
Kartoniert . . RM 7.—
Leinenband . RM 8.50
In jeder guten Buchhandlung vorrätig
Rowohlt Verlag Berlin W 50

der erste neue, große Roman von
SINCLAIR LEWIS
seit Erteilung des Nobelpreises 1930

Neue Erzähler

Sechs wertvolle, anständige Bücher einer, der jüngsten Erzählergeneration — doch sie widerstreben lebhaft einer gemeinsamen Formel. Das einfache Band etwa des gemeinsamen Kunstwillens, wie Naturalismus, Surrealismus oder ähnliches, fehlt, das natürliche der Zeitbezogenheit ist geistig ein Irrtum. Der Kritiker, selber Zeitgenosse, kann es, wenn er nicht Münchhausen ist, nicht abheben. Mit dem, was sich nach voreiligen Kriterien so gerne „Zeit" und „Ausdruck der Zeit" nennt, treibt man, soweit mans überhaupt ernsthaft treibt, nicht Kritik, sondern vorwärts gewendet Literaturgeschichte, nach innen gewendet Politik. Dabei vermengt sich der ästhetische Wert — die Sonne Homers scheint trotz allem auch uns — und die soziologische Ausdrucksfunktion. Und noch einmal vergreift man sich, indem man die bloße Aussage für diese Funktion selbst nimmt. So kommt es zu den scheinbar wertenden, aber falschen, nur stofflichen und endlich langweiligen Einteilungen nach „Ich" und „Wir" (Viele, Alle)-Romanen, nach Psychologie- und Zustands-Epik. So verwechselt man soziologische Standortgebundenheit und soziologisches Bewußtsein (das man womöglich fordert, wobei man meist die ebenso soziologische Tatsache des „falschen Bewußtseins" vergißt), verwechselt sozialen Willen und soziale Wirkung. Entscheidend ist aber nicht, was gesagt wird, sondern was sich zeigt (als Ausdruck einer Zeit erst für die nächste oder übernächste Generation — daher das künstlerische Recht des quasi-historischen Romans, man sehe Roths Radetzkymarsch, Musil). Was fehlt, ist eine Soziologie der Form. Was bleibt? Unlängst hat Giraudoux bei der Anzeige eines Kriegsbuches gesagt: „Il n'y a pas des livres de guerre. Il n'y a que des livres de talent".

Und Talente gibt es. Da ist vor allem *Martin Kessel*, einer, der ungeheuer so tut, als ob er Talent hätte, obzwar er es hat. Sein Roman *Herrn Brechers Fiasko* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) schlägt beträchtlichen intellektuellen Krach (ist Kessel ein Schüler des vortrefflichen Hermann Kesten?), aber Kessel hat die Mittel dazu. Sein gutes Wort vom Leistungshysteriker paßt vorläufig ein wenig auf ihn. Dennoch ein ausgezeichnetes Buch. Die „Zeit" gemessen durch das Propagandabüro einer großen Aktiengesellschaft. Das Leben und Sterben von Menschen, das aus dem Faden Büro — das deswegen nicht immer ein fades ist — und dem Einschlag Privatleben gewebt ist, und das große Verhängnis Berlin, mit glänzender Kritik gesehen. Kessel hat geistiges Temperament, nicht gewöhnliche Klugheit, Humor, eine eigenwillige Sprache, die Kraft, eine ganze „Geistesfauna" zu beleben. Eine große Hoffnung.

Hans Stock ist stiller und nicht weniger hoffnungsvoll. *Das Erbe des Kapitäns* (Gustav Kiepenheuer, Berlin), in einer empfindlichen, genauen, sehr reizvoll intelligenten Sprache erzählt, ist die bloße Geschichte eines freien jungen Menschen, der einen Kapitän mit einem sagenhaften Erbe, seine Umgebung und die Führer einer Kleinstadt durcheinanderbringt, ohne anderen Erfolg als den nicht unerheblichen dieses gedichteten, feinen Buches, das von Menschen mit einem Ich als Subjekt und nicht von Repräsentanten sehr unterhaltlich bevölkert ist.

Noch etwas sordinierter ist diesmal *Peter Mendelssohn* in seinem Roman *Schmerzliches Arkadien* (Universitas Berlin). Ein in Argentinien geborener deutscher Junge kommt in ein Landerziehungsheim am Bodensee und wird hier am Erlebnis einer dämmerhaften Liebe und hineingestellt in die Freund- und Feindschaften einer solchen Schule zum Jüngling. Sehr zart, einfach, in Schwingungen seelischer Obertöne wird das Halbunbewußte der Jugendzustände in die Sprache, die Zeichnung der Figuren, die unexpliziert und voll eines frühen Lebensduftes sind, hineingenommen. Seine Romantik, wenn man es so nennen will, ist ohne jede Süßlichkeit, die Natur-Romantik der Pubertät, derer, die verschwiegen sind und voll von Drängen, daneben noch Räuber spielen und gut und gern schwimmen. (Als Gegenstück, aber nicht Vergleich — zwischen den Pubertäts-Themen besteht ein hier wichtiger Unterschied von Jahren — die bedeutend gespannte Gehirn-Romantik des ebenso jungen Friedrich Torberg in seinem neuen Roman: „Und glauben, es wäre die Liebe". Ein Buch, dessen prachtvolle Mißlungenheit mir weiter und tiefer zu greifen scheint als manches fertige „Gekonnte".)

Bruno Wellenkamp läßt in seinem Roman *Sehnsucht mit Erfolg* (Ullstein, Berlin) drei — nicht Arbeitslose — typisch Berufslose, ein Mädchen und zwei Männer, vom Zufall zusammengespült, durch eine niederdeutsche

Kleinwelt etwas unbekümmert im Wellenschlag von Humor und Tragik treiben. Aber er erzählt gut, mit überlegener Harmlosigkeit und angenehm leicht.

Von *Walter Bauer* gibt es ein problematisches Buch: *Die notwendige Reise* (Bruno Cassirer, Berlin). Bauer versucht die Erzählung eines jungen Bürgers zu schreiben, der versucht, seine Geschichte zu schreiben, nichts zu erfinden, sein Leben, seine Erschütterung, Aufbruch aus der Bürgerlichkeit, gewollte Armut, das Ideal am Horizont — „Europa", „Wir" — zu erzählen. Aber es werden weder Memoiren, die durch sich selbst, noch Dokumente, die durch Tatsachen überzeugen, es wird ein etwas blasser, skizzierter Rahmen zu einem Roman, der zu schreiben wäre. Der begabte Literat Bauer — die Legitimation echter Proletarier-Abstammung bürgt nicht für Wahrheit — müßte stärker erfinden, also fälschen, um zu überzeugen, um wahr zu sein.

Das letzte: *Dreißig neue Erzähler des neuen Deutschland* (Malik-Verlag, Berlin) ist ein Lehr- und Lesebuch, das eine Gemeinsamkeit voranstellt. Es will belehren, erziehen, aufrütteln. Unter den dreißig sind ganz bekannte und ganz unbekannte Namen. Auf etwas mehr oder weniger Talent kommt es hier nicht an. Es will zeigen: so sind, so leben Bergleute, Arbeitslose, Illegale, Arme. Es sind ein paar ausgezeichnete Geschichten darunter. Lesen sollte man alle. Man wird hier nicht nur einen Teil der jungen Generation und ihren Willen, man wird ein Stück Welt kennenlernen, das — jenseits aller Kunst — zu unserem Gewissen spricht. *Ernst Schwenk*

Max Deri: *Die Stilarten der bildenden Kunst im Wandel von zwei Jahrtausenden.* (Deutsches Verlagshaus Bong, Berlin.) Die Kunstschriftstellerei pendelt gemeinhin zwischen zwei Polen: Schablone und Willkür; entweder sie begnügt sich am Wiederkäuen des x-mal Gesagten oder sie stellt frischbeherzt und formulierungsfroh Thesen auf, die zwar den Eigenblick des Verfassers ehren, jedoch nicht zwei Minuten lang überzeugen. Wie selten ist jene Durchdringung von Wissen und neuem Anschauen, die sich dem Leser als Zuverlässigkeit mitteilt! Max Deri gelingt diese Wirkung. Seine Darstellung der europäischen Stilarten von der Hellaszeit bis zur Gegenwart ist ein geistiges Lehrbuch ohnegleichen. Wie etwa darin das Verhältnis der Griechen und Römer zum Raumproblem behandelt wird, das ist: Aphoristik, restlos in Sachlichkeit umgesetzt. Ein Strahl von der Sonne Stendhals liegt auf diesem Buche. *k.*

Goethe-Kalender auf das Jahr 1933. Herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung).

Aus dem Inhalt dieser Kostbarkeit sei Thomas Manns Rede genannt (die teilweise auch im Querschnitt stand), eine Rede Mussolinis, eine Studie über Cornelia Goethe, ein großer Aufsatz von Hans Kern und die höchst interessanten, verehrungsvollen Briefe einiger Teilnehmer der Romantik an Goethe, so eine Einladung Kleists zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift „Phoebus" (mit der Zusicherung eines die normalen Tarife übersteigenden Honorars . . .). *—r.*

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 9. März unter dem Motto: „Liebesgeschichten und Heiratssachen".

Diesem Heft liegen Prospekte bei: des Verlags F. Bruckmann A. G., München, und der Riepe-Werk G. m. b. H., Altona.

Eins der schönsten Bücher von 1932 ist

PAULA MODERSOHN-BECKER

Ein Buch der Freundschaft

Beiträge von Rainer Maria Rilke, Otto Modersohn, Emil Waldmann, Manfred Hausmann u. a. Herausgegeben von Rolf Hetsch

Mit 75 Abbildungen kartoniert RM 4.50, gebunden RM 6.50

Das 5. bis 8. Tausend ist soeben erschienen

Die Frauen werden sich mit besonderer Freude in dieses schöne Buch vertiefen und es mit immer neuem Gewinn in die Hand nehmen. (Magdeburger Zeitung)

REMBRANDT-VERLAG, BERLIN SW 11

Antoine de Saint-Exupéry: *Nachtflug,* Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Das ist ein schönes, starkes und innerliches Buch — angefüllt mit wirklichen Erlebnissen, die ein Dichter gestaltete und damit zu einer gewissen Allgemeingültigkeit erhob, ein Dichter, der nicht nur die Feder meistert, sondern auch Flieger ist und darum an Dinge herankommt, die nur der zu erleben vermag, der selbst als Pilot auszog, um mit dem Flugzeug die dunklen Gewalten der Nacht zu besiegen. Es gibt keine Helden in diesem Buch. Der Hauptakteur ist der Nachtflug selbst, der Kampf des schwachen Menschen auf kleinem Flugzeug gegen gigantische Kräfte, die in der Dunkelheit lauern. Da ist die Nacht, da sind Wolken und Nebel und Zyklone — da sind Flugzeuge, die durch all diese Fährnisse hindurch ihren Weg zum Zielflughafen suchen. Da ist aber auch die große Organisation, da sind Funkwellen, die den Äther durchschneiden, die Kunde bringen und dann verstummen, wenn der Kampf ausgekämpft ist, zu dem sich der Mensch gegen die Natur vermaß. Und schließlich — das ist wohl das Schönste — über allem steht der große, siegesgewisse Glaube: einmal werden wir es doch schaffen, einmal wird die Nacht, werden Nebel und Sturm durch das Flugzeug erobert sein! Allerdings — was wir über den eigentlichen Flugbetrieb erfahren, befremdet uns: den Piloten wie dem Flugleiter sitzt ein Pflichtbegriff im Nacken, der dem Kenner des deutschen Luftverkehrs, unverständlich bleibt, weil er bis zur Selbstvernichtung starr ist. Hier wird uns ein Heldentum gezeigt, das im Grunde unheldisch ist, da es erzwungen ist. Trotz alledem: das Buch ist lesenswert! Packend die Flugschilderungen, aufrüttelnd der Kampf gegen den Zyklon, ausgezeichnet gesehen die Widerspiegelung der tragischen Ereignisse in der Luft unten auf der Erde. Ein Fliegerroman, in dem das Menschliche zur Allgemeingültigkeit erhoben wird, ein Buch, das tiefste Beziehungen des Fliegers zu Landschaft und Naturgewalten aufzeigt.

Hauptmann Köhl

Theodore Dreiser: *Das Buch über mich selbst* (Paul Zsolnay Verlag).

Das Buch liest sich, dank einer kongenialen Übertragung von Ernst Weiß, wie ein deusches Werk. Bewundernswert die beschreibende Technik des Autors, wie die, den amerikanischen Ausdruck ausgezeichnet treffende, des Übersetzers. Dreiser schildert seinen Werdegang von der hohen Warte des „arrivierten" Schriftstellers. Inhaltlich ist daher manches absichtlich auf eine Plattform getrieben, deren er sich damals, als junger Zeitungsreporter, in keiner Weise bewußt war. Der Aufriß seines Lebens ist teilweise eine schonungslose Aufdeckung seiner Schwächen. Allerdings läßt er sich von Dritten Komplimente machen, wie: „Sie haben zu viel Talent . . .!" Interessant der Einblick in die tiefste Provinz von U. S. A. der neunziger Jahre (worin sich heute wenig gewandelt hat!). Rücksichtslos treffend sein Urteil über New York: „. . . der Kontrast zwischen Reichtum und Armut . . . gab der Stadt ihr brutales, grausames, mechanisiertes Gesicht." Ein lesenswertes Buch, flüssig geschrieben, streckenweise nüchtern in Einzelhandlungen aufgelöst, von gewissem historischem Wert.

Kammersänger Walther Kirchhoff

Rolf Hetsch, *Paula Modersohn-Becker, Ein Buch der Freundschaft* (Rembrandt-Verlag, Berlin).

Es war ein guter Gedanke des Rembrandt-Verlages, nach seinen Büchern über Kollwitz, Zille, Barlach, nun auch ein schönes Buch über Paula Modersohn-Becker herauszugeben. Freunde der einzigartigen Frau und Künstlerin schildern ihr Leben und ihr Werk, ihre Gedanken und ihr Gefühlsleben. Die Auswahl ihrer Gemälde und ihrer Zeichnungen ist vortrefflich. Von den vielen Publikationen über die Modersohn ist diese vielleicht die beste, und sie dürfte zur Lektüre insbesondere denen empfohlen werden, die heute die große Kunst der Menschheit in Provinzchen aufteilen wollen. Die Kunst der Modersohn entsproßt deutscher Bauernerde und findet ihre Vollendung in Paris. Paula Modersohn zeigt durch ihr Leben und ihr Werk, wie stark die Befruchtung deutschen Künstlertums durch französische Kultur sein kann. Aus der Geschichte deutschester Kunst ist Paula Modersohn-Becker nicht wegzudenken. Ihre Kunst wäre ohne Paris nie zur vollen Reife gelangt, und doch hat sie keinen französischen Maler nachgeahmt. Diese Entwicklung zeigen uns die vortrefflich gewählten Beiträge. Besonders wertvoll ist der Aufsatz Emil Waldmanns, der auf Paula Modersohns Zeichnungen hinweist. Ich wünsche dem Buche weiteste Verbreitung.

Eduard von der Heydt

Hendrik Willem van Loon: *Du und die Erde. Eine Geographie für Jedermann.* (Ullstein-Verlag, Berlin.)

Weil „Erdkunde" in unseren Schulplänen seltsamerweise nicht als Haupt-, sondern nur als Nebenfach behandelt wird, nimmt unsere Unkenntnis der Erde, d. h. ihrer Geschichte und alles dessen, was Erde und Mensch in gegenseitigem Kampf aus einander gemacht haben, gewissermaßen mit Beginn der Schulerziehung ihren offiziellen Anfang. Daß uns (natürlich mit Ausnahme der zuständigen Wissenschaftler) als unwissenden Laien die neuesten Forschungsergebnisse auf den Gebieten der Astronomie, der Strahlenforschung, des Stratosphärenfluges usw. beinahe geläufiger sind als die Grundbegriffe der Geologie und der Biologie, mag seinen Grund weniger in den Expansionsgelüsten der industrialisierten Physik und in jedem daraus entstehenden öffentlichen Sensationsbedürfnis haben, als in dem wachsenden Selbstbewußtsein der Kreatur Mensch, in ihrem widernatürlichen Hang zur Beständigkeit und in der instinktiven Furcht vor jenem atemraubenden, unausdenkbaren „Gesetz des ewigen Wechsels", dem alles, was ist, unterworfen ist: das Erforschte und das Geheimnisvolle, das Organische und das Anorganische, diese Erde mit ihren zwei Milliarden Menschen und jener unausmeßbare Kosmos. Um diese Furcht zu beheben, um das Heimatrecht des Menschen auf der Erde, „auf der Nahrung für uns alle wächst und jeder mehr als satt werden könnte", bewußt zu machen und sein kreatürliches Stammesbewußtsein zu vertiefen, stellt Hendrik van Loon in seiner „Geographie" den Menschen an erste Stelle. Nach einer sinnfälligen Erklärung der geographischen Grundbegriffe wandert Loon als ein vertrauenswürdiger Führer, dem die Weisheit des Alters und die besessene Neugier des Kindes eigen zu sein scheinen, von einem Land zum andern — von Deutschland, dem „Reich, das zu spät gegründet wurde", nach Österreich, dem „Land, das keinem gefiel, bis es nicht mehr existierte", von Holland und seinen Kolonien, dem „Schwanz, der mit dem Hund wedelt", nach Polen, dem „Land, welches immer darunter gelitten hat, ein Korridor zu sein, und deshalb heute selbst einen Korridor sein eigen nennt", von Asien nach Australien, dem „Stiefkind der Natur", von Afrika, dem „Kontinent der Widersprüche und Gegensätze", nach Amerika, „dem (geographisch) Glücklichsten von allen". In all diesen amüsanten und lehrreichen Kapiteln, die sich nicht bei lästigen Kleinigkeiten aufhalten, gelingt Hendrik van Loon in hohem Maße der selbstgestellte Versuch, darzustellen, wie sich der Mensch „seinem Hintergrund angepaßt oder wie er seine natürliche Umwelt abgewandelt hat". Die außerordentliche Sachkenntnis, mit der hier erd- und menschheitsgeschichtliche Tatsachen, der gegenwärtige, auch nur vorübergehende Zustand der Erde und die rühmlichen und höchst unrühmlichen Tatsachen unseres Geschichtsabschnittes miteinander verbunden werden, macht diese „Geographie für Jedermann" mit den sinnfälligen, humorvollen und nachdenklichen Skizzen des Verfassers zu einem der schönsten Lehrbücher, in dem reales, grundsätzlich wichtiges Wissen spannend und aus reiner menschlicher Gesinnung heraus vermittelt wird. „Mit offenen Augen über einer Karte zu träumen, ist ein ebenso vergnüglicher wie lehrreicher Zeitvertreib", sagt Hendrik van Loon. Und er beweist es selber mit diesem Buch.

Hans Georg Brenner

„Hier öffnet sich der Weg zu einer Lebensgewißheit und Selbstbejahung, die weder Todes- noch Lebensangst mehr kennt"

schreibt Otto Maag in der Nationalzeitung über das Buch „Der Weg meiner Schüler" von Bô Yin Râ. Gebunden RM 6.—. Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

Erik Reger: *Das wachsame Hähnchen.* Roman. (Ernst Rowohlt Verlag.)

Reger setzt seine mit der „Union der festen Hand" so erfolgreich aufgenommenen Versuche um die „Vivisektion" unserer Gegenwart in einem Werk fort, das wiederum im Ruhrrevier spielt. Diesmal bietet die neue Gründerperiode, die Scheinblüte der Investitionskonjunktur der Nachinflationszeit den Hintergrund: jene falsche Amerikanisierung, der die Krise von 1929 ein bitteres Ende bereitete. Wiederum imponiert Reger durch seine Sachkenntnis, durch die Fülle des verarbeiteten Materials, das dieser Art Romane einen dokumentarischen Charakter und über das Künstlerische hinaus bleibenden soziologischen Wert gibt. Hier begegnet sich Reger mit Upton Sinclair: seine Bücher füllen eine bisher in der deutschen Literatur fühlbare Lücke aus, und es wäre dringend zu wünschen, daß diese Romane ihren Weg in die breiten Massen fänden; nach der Durchleuchtung der fernsten Kontinente, nach den in Indien oder Mexiko spielenden Romanen müßte die Entdeckung des Ruhrgebietes für den deutschen Menschen ohne Zweifel eine interessante und wichtige Überraschung darstellen. Reger wäre nur zu raten, die Fülle des Materials stärker zu konzentrieren: gerade weil man ihm auch den großen Publikumserfolg wünscht und weil sein mutiger Verzicht auf billige Konzessionen die stärkste Anerkennung verdient, darf man ihm sagen, daß seine Romane unmittelbarer wirken würden, wenn sie in ihrem Umfang gekürzt würden, weniger „umfassend" und „vollständig", dafür aber „persönlicher" wären. Das ist allerdings nicht nur eine technische Frage, ein Problem der Komposition, sondern vor allem eine Frage der geistigen oder, brutal herausgesagt, politischen Haltung Regers. Die sachliche Objektivität, das Zurücktreten des Autors hinter dem Stoff ist ausgezeichnet, doch darf diese Selbstbescheidung nicht so weit gehen, daß der Leser ohne Führung bleibt. Reger ist unter den Jungen der stärkste Vertreter jener Richtung, die dem Märchen von der „reinen Kunst" die Verpflichtung zur Darstellung und Durchleuchtung der zeitlich bedingten Realität entgegenstellen. Dieser so wichtige Versuch darf nicht in der gleichen „Parteilosigkeit" enden. Diese sogenannte „reine" Sachlichkeit ist nicht minder feig als die „reine" Kunst. Reger wäre ein Schuß jenes Glaubens, jener Überzeugungskraft zu wünschen, die Zolas Realismus Wärme, Schwung und — Wirkung gegeben hat. *L. Lania*

Hanns Saßmann: *Das Reich der Träumer* (Verlag für Kulturpolitik, Berlin.)

In unserer so ereignisreichen, aber seelisch verschlossenen Zeit ist ein neues Interesse für Metaphysik erwacht. Man sucht sie in der Politik, man sucht sie in der Geschichte. — Geschichte ist heute keine Wissenschaft mehr — man weiß, daß sich vergangene Ereignisse nicht exakt rekonstruieren lassen —, man bevorzugt heute die Intuition in der Geschichtsschreibung. Weshalb auch die bedeutendsten Geschichtswerke der letzten Epoche von Außenseitern geschrieben wurden. Auch Saßmann ist ein solcher Theoretiker der Geschichte, einer, der einen tieferen, denkbaren Sinn im Geschick der Völker sucht. Daher hat seine Österreichische Geschichte eine große Konzeption, aber mitunter biegt er auch gewaltsam historische Fakten zurecht. Doch ist dies nur so lange ein Vorwurf, als man sich nicht über jenen prinzipiellen Punkt der Geschichtsschreibung (Data oder Intuition) geeinigt hat. Erkennt man aber Geschichte als Disziplin der Metaphysik an, so muß man bekennen, daß dem Autor ein Wurf gelungen ist. Das Wogen der Völkerwanderung; der Zusammenprall fremder Nationen; ein Völkergewimmel sozusagen, das Kristalle ansetzt, entwickelt zu einer Kultur (ohne das Fundament der Rasse), von so hoher Geistigkeit, daß diese Kultur der Realität entrückt scheint, einem Spiel gleicht, das um seiner selbst willen besteht, ein Reich der Träume — dies alles spielt sich vor den Augen des Lesers wie auf einem großen Theater ab, das der Autor meistert. Saßmann kennt die Geschichte Österreichs bis in ihre letzten Fugen, deshalb darf er auch eigenwillig die historische Szene zurechtrücken, die politischen Kräfte ordnen: niemals verstößt er gegen den Geist dieser Kulturentwicklung, niemals irrt sein künstlerischer Blick im historischen Urteil. Und damit hat — scheint mir — der Autor, ein Erzähler von dramatischer Anschaulichkeit, psychologischer Klarheit und poetischer Sorgfalt, für seine Person jenen prinzipiellen Streit entschieden: daß nämlich der Dichter unter Umständen eher der Wahrheit nahe kommt als der Universitätsprofessor.

Walter Schneider

Die Einbanddecken für den Jahrgang 1932 des Querschnitts sind vorrätig und, zusammen mit dem Inhaltsverzeichnis, zum Preise von 4,— M. durch jede Buchhandlung oder vom Verlag zu beziehen.

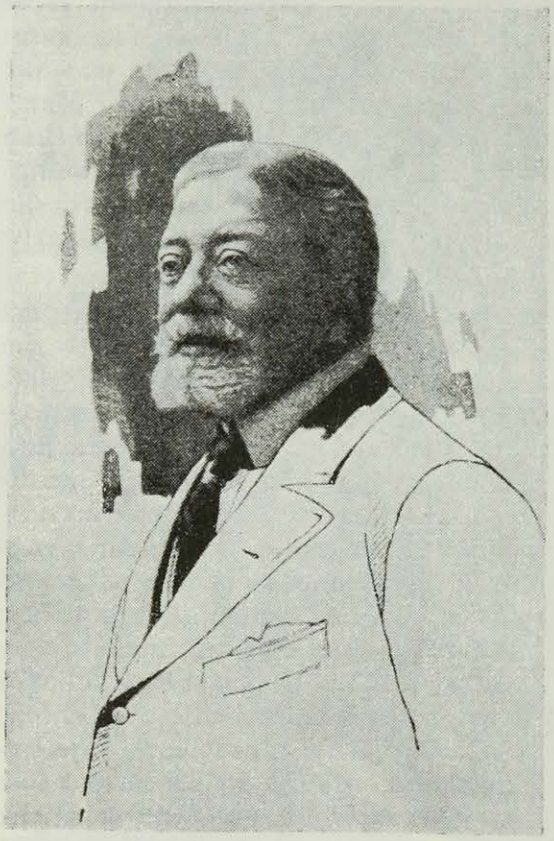
Entdeckungen auf Schallplatten

TOSTI

Die schönste Entdeckung auf Schallplatten ist der große, durch eine Schicksalstücke unbekannt gebliebene Sänger. Eine zweite Gattung Entdeckungen läßt einen unbekannten Tanz spielen, der den Hörern eine Woche nicht mehr aus dem Wege geht und viel später im Ablauf einer Ideenassoziation wiederkehren wird. Am schwersten ist es, auf Schallplatten einen unbekannten Komponisten zu entdecken, denn unbekannte Komponisten werden auf Schallplatten überhaupt nicht reproduziert. Jeder bekannte, große, jeder kommende große Sänger wird auf den erfolgreichsten Platten vorgeführt, ein neuer gar nur mit einem Musikstück, das schon auf einer halben Million verkaufter Platten durch die Welt gegangen ist.

Unter solchen Umständen auf Schallplatten einen Komponisten zu entdecken, wäre aussichtslos, wenn nicht gerade durch Schallplatten eine Reihe Lieder weltberühmt geworden wäre, deren Komponisten niemand dem Namen nach kennt. Wer weiß, von wem das weltberühmte „Marie, Marie" ist, von wem das Italienlied aller Liebespaare: „O sole mio", von wem das „Ay-ay-ay", das allein im deutschen Electrola-Katalog fünfmal wiederkehrt. Nur einer dieser unbekannten, aber gesungensten Komponisten ist in Deutschland einem kleinen Kreis auch dem Namen nach aufgefallen: *Tosti*, dessen herzbezwingendes *Addio*, wie es *Caruso* kurz vor seinem Tode sang, zu den wenigen Musikplatten gehört, nach denen man keine andere mehr hören möchte. Man hat etwas vom Sterben gespürt, wie es die antike Kultur gebildet hat: in Schönheit.

Ich habe nie glauben wollen, daß der Komponist dieser aufwühlenden Ode daneben nichts Gutes geschaffen haben soll. Es gibt in allen Künsten Meisterschüsse, die dem Schützen im Wegsehn gelungen sind. Das Addio von Tosti kann nicht dazugehören. Es ist das Werk eines Künstlers, der viel geschrieben haben muß, weil es neben dem Wunder einer selten schönen, einmaligen Erfindung so gemacht ist, wie es allein die Übung fertigbringt. Und so war das Nächste, daß ich mir alles ansah, was Caruso noch von Tosti gesungen hat, um staunend wahrzunehmen, daß Caruso offenbar Tosti nicht weniger geschätzt hat, daß es viele Tosti-Platten allein von Caruso gibt (Electrola) und



F. P. Tosti

daß daneben noch von der alten Generation Battistini, von der neueren Urbano, de Muro Lomante, Stracciari, Giannini, Galli-Curci, von Deutschen van Endert und Joseph Schmidt Tosti singen. Singen in der wahren Bedeutung des Wortes. Denn Tosti ist ein Meister des gesponnenen bel-canto-Liedes, und ob er aus dem Weltschmerz des Salons oder aus der Spottlust eines neapolitanisch-spritzigen Scherzando seine kleinen Gesänge formt, er vergißt nie, daß das Lied gesungen werden, im Munde des Sängers leicht schmelzbar und wendbar sein muß.

Daß Tosti gerade darin ein kleiner Meister ist, kommt nicht von seinem

italienischen Ursprung allein, von seiner neapolitanischen Kompositionsschule, von seiner Verbundenheit mit der Tradition des italienischen Melodienbaues — sicher verdankt er die besondere Sangbarkeit seiner hundert Lieder, von denen ich etwa fünfzig kenne, dem Umstand, daß er selbst Sänger war. Tosti war — es klingt nach ancien régime — Hofgesangslehrer am römischen Hof, die letzten dreißig Jahre seines Lebens aber, das im Weltkrieg zu Ende ging, Gesanglehrer am Hofe seiner britischen Majestät. Man kann sich gewiß schwer vorstellen, was für ein artiges Benehmen dieser Mann gehabt haben muß, und so ist natürlich auch seine Kunst, zu einem Teil wenigstens, Ausdruck jener Gesellschaft, die so gut ist, daß es schon über society hinausgeht.

Dieses Doppelleben eines Italieners am Hofe von St. James erklärt die Internationalität seiner Lieder. Er hat auf französische Texte reinste französische Musik in der Art Massenets und Saint-Saëns' gemacht (muß ich hinzufügen, daß das zwei Meister waren?), er hat auf englische Texte ganz entzückende englische Chansons, fast schon Songs geschrieben, und er hat schließlich auf italienischen Versen sein unverwechselbares, nie aufgegebenes Ich am schönsten ausgesprochen, in echten, neapolitanischen Volksliedern. Wie geschmackvoll, wie melodiös, wie wahr ist das alles! Diese Salonmusik reicht ja in Deutschland bis zu Schumann und Liszt, in Frankreich bis zu Débussy, in Italien bis zu Giordano und noch viel weiter. Tosti hat Victor Hugo und d'Annunzio vertont, er hat eine Internationale des Salons des zweiten französischen Kaiserreichs in sich getragen, aber er ist doch auch etwas wie ein Musset der Chansons, deren Inhalt man ohne Worte versteht; am süßesten in einigen jener Melodien, die ich mir in verrauchten Cafés von Geigern gespielt denke, bei deren Flageolettönen der Engel der Stille durch die verräucherte Luft zwischen den Tischen geht, so daß alles Klappern von selbst verstummt.

Von Tosti-Sängern ist Caruso der größte. Wer sein Addio zum erstenmal hört, wird nie davon Abschied nehmen können. Caruso singt nichts nur um seiner selbst willen, sondern vor allem für das Werk. Jawohl, diese kleinen Nichtigkeiten verlangen eine delikate Kunst. Was der begabte Joseph Schmidt aus dem Addio gemacht hat (Parlophon) ist eine kleine Katastrophe. Und dann das wunderbare Gegenstück zum Addio, Die Ideale! Das singen noch, außer Caruso, Battistini (Electrola) und der mächtige Stracciari (Columbia). Aber keiner gibt wie Caruso diesem verzweifelten Wunsch, daß der Engel ihm wiederkehre, eine solche Weihe des Schmerzes.

Von den vielen anderen Tosti-Platten, die bei Electrola und Columbia erschienen sind — im Ausland sicher viel mehr —, nenne ich als meine liebsten: Pour un baiser, das bezaubernde englische Parted, den italienischen Sommermond, das spöttische A vucchella, wohl die einzige Gesangsplatte Carusos, auf der sein Singen eine lustige Jungenmimik ausdrückt, und die Serenata, eine Ariette im neapolitanischen Stil, breit von Urbano, einem Bassisten, und von der adelig rassigen Galli-Curci wie von einem Volkskind aus einer Oper gesungen.

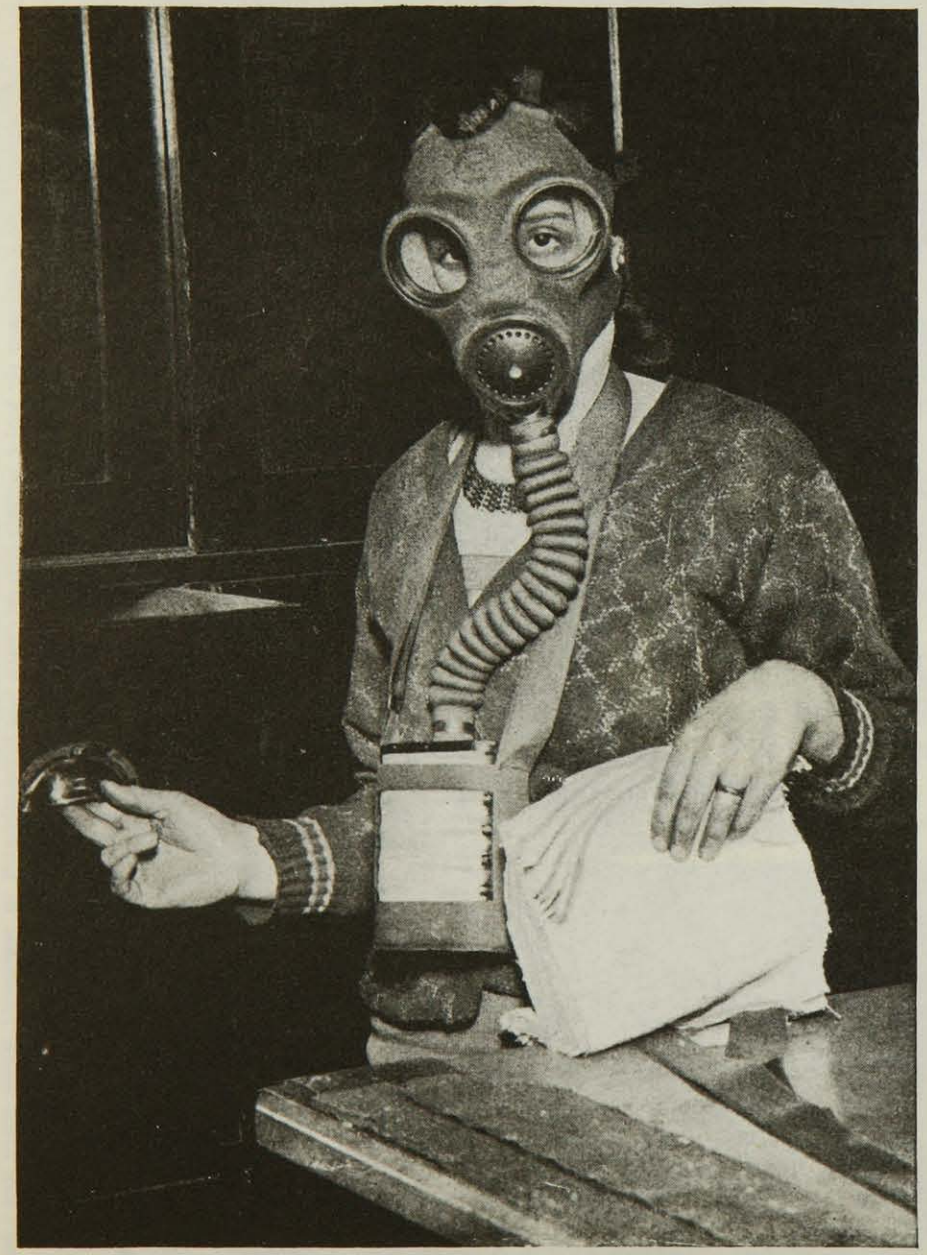
Tosti starb 1916 und wurde 1846 geboren. Er konnte auch 1816 zur Welt gekommen sein und 1846 sterben, ohne daß sich eine Note bei ihm verändert hätte. Es ist das alte, unvergängliche, singende Italien, das er verkörperte. Als er starb, glaubten wir in Deutschland, diese Welt sei hundert Jahre tot. Heute steht sie wieder auf, im Gefolge Verdis.

Felix Stössinger

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Kraus, Berlin — Nachdruck verboten
Zuschriften nur an die Redaktion: Berlin SW 68, Kochstr. 22—26
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G.m.b.H., Wien I Rosenbursenstraße 8 — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag — Der Querschnitt erscheint zwischen dem 8. und dem 15. jeden Monats und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste.

Associated Press

Als Fridericus (1892)



Photopress

Joan Craven

Harter Lebenskampf
verlangt **Sprachkenntnisse**
Moderne Handelsfachschule mit Diplom. Praktische Erlernung des Französischen u. Englischen.
Internat und Externat · Sport
LEMANIA · Lausanne

Knabeninstitut „ALPINA"
Champéry (Französische Schweiz) · 1070 m
Bergluft und Höhensonne
Unterricht auf sämtliche Schulstufen. Gründliche Erlernung des Französischen. Gymnastik, Sport, Exkursionen. Schwimmbad. - Ferienkurse.

Erziehung in herrlicher Höhenlandschaft
Voralpines
Pädagogium Dr. Schmidt
auf dem
Rosenberg über **St. Gallen** Schweiz
Alle Schulstufen bis Abitur und Handelsdiplom · Einziges Schweizerinstitut mit staatlichen Sprachkursen. Alle Sports

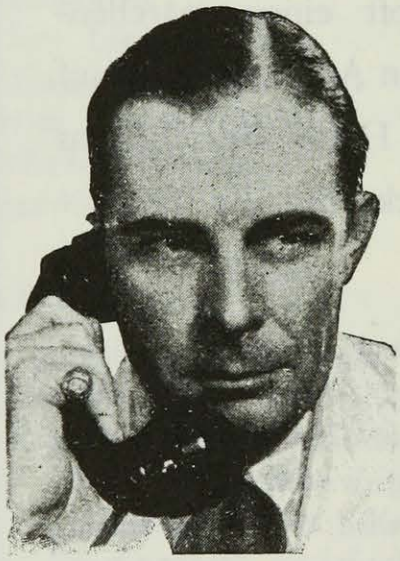
Erfolgreiche, diskrete Eheanbahnung gebildeter Kreise, jede Religion, seit 1912
„empfange persönlich"
Besuche 2-5 Uhr
Freifrau v. Coburg
Anmeldung erwünscht
gewissenhafte und individuelle Behandlung. Berlin-Schöneberg 1, Grunewaldstraße 19. B 6, Cornelius 0844

Erste deutsche
Rassehunde-
Zuchtanstalt und Hdlg.
Arthur Seyfarth, Bad Köstritz 88
(Thüringen) Gegründet 1864
Salon-, Wach-, Schutz-, Polizei- und Jagdhunde.
Versand nach allen Weltteilen. Illustrierter Prachtkatalog mit Preisverzeichnis und Beschreibung der Rassen 1 M (Marken)

TEGERNSEE
paying guests
zu jeder Jahreszeit in anerkannt schönstem Privathaus Zimmer mit eig. Bad, Zentralheizung. Ski, Bridge-Anschluß. Telefone. Interessenten wollen sich melden unter Qu. 280 Ullstein-Ziffer-Dienst Ullsteinhaus, Berlin, Kochstraße

Bei Verstopfung
RM. 1,25
chronischen Verdauungsbeschwerden, Blähungen und Fettsucht verlangen Sie in der Apotheke aber nur
H. W. M. Kräutertabletten 86
ca 90 Tabl.
vollkommen unschädlich, da reines Naturprodukt. Bestimmung aus Packung ersichtlich.
H. O. Albert Weber, Magdeburg

Der Mann ist doch nicht krank, Herr Kollege!



Warum sollen wir mit ihm Experimente machen? Verordnen wir ihm „Titus-Perlen"!
So sprechen heute modern denkende Ärzte, die darüber Bescheid wissen, daß Neurasthenie, Sexualstörungen und Leistungsunfähigkeit auf Hormonmangel beruhen. — Ist die Hormonproduktion mangelhaft, so stellt sich **sexuelle Minderwertigkeit** und ein Heer von Beschwerden ein, unter denen Depression, Reizbarkeit und vorzeitiges Altern für die Harmonie der Ehe vernichtend sind. — Glücklicherweise ist es dem wissenschaftlichen Institut der Dr. Magnus-Hirschfeld-Stiftung in Berlin gelungen, eine Methode zu finden, die die Darstellung von Hypophysen- und Keimdrüsenhormon in reiner Form ermöglicht. Wer **„Titus-Perlen"** einnimmt, führt also seinem Organismus lebenswirksame Hormone zu, die neben ihrer Wirkung die Hormon-Eigenbildung ganz erheblich steigern. — Preis **100 Stück „Titus-Perlen" für Männer RM 9.80, für Frauen RM 10.80.**

Zu haben in allen Apotheken.

Sie erhalten eine Probe „Titus-Perlen" gratis, dazu die lehrreiche Broschüre, die Ihnen durch zahlreiche Illustrationen die Funktionen der Organe zeigt (verschlossen-neutral) gegen 40 Pf. in Briefmarken. **Friedrich-Wilhelmstädtische Apotheke, Berlin NW 6/182, Luisenstraße 19.**

FRANZ KÖRMENDI

Versuchung in Budapest

Ein Mann träumt. Der Mann wacht auf. Er erkämpft einen märchenhaften Aufstieg. Aber auf der Höhe des Lebens lockt ihn die Tiefe!

Dieses als „bester Nachkriegsroman" preisgekrönte Buch war in Ungarn der größte Erfolg der letzten fünf Jahre und wird in Italien bereits in 7. Auflage verkauft! Englische, amerikanische, holländische und schwedische Ausgaben stehen unmittelbar bevor!

*

568 Seiten, in Ganzleinen 6 Mark, broschiert 4 Mark

DER PROPYLÄEN-VERLAG

Eine preiswerte Anthologie des modernen englischen Schrifttums ist der

ALBATROSS ALMANAC 1933

Er enthält auf 200 Seiten Erzählungen, Essays, Briefe, Gedichte und Auszüge aus Werken von *Hilaire Belloc, Aldous Huxley, D. H. Lawrence, Charles Morgan, Louis Golding, Liam O'Flaherty, Sinclair Lewis, Katherine Mansfield, Bernard Shaw, James Joyce, Hugh Walpole* und vielen anderen im Originaltext

Preis 80 Pfennig

THE ALBATROSS VERLAG HAMBURG

KUNST- UND GEWERBESCHULE

MAINZ

VERLANGEN SIE DRUCKSACHEN

DER QUERSCHNITT

13. Jahrgang Berlin, März 1933 Heft 3

INHALT

Friedrich Franz von Unruh: Keuschheitstendenzen 153
Emil Ludwig: Frau Schliemann 157
Johann Nestroy: Liebe, Brautstand, Hochzeit . . . 161
Vier Liebesbriefe aus dieser Zeit 163
Aldo Dami: Hüben und drüben 165
Lina Lejeune: Heimglückbewegung und Brautschule 171
Jean Lasserre: Familienleben in Park-Avenue . . 173
Graf Ludwig Salm: Mein erstes Abenteuer . . . 179
Paul Wiegler: Kurtisanen 181
Ein Habsburger: Heirat mit Habsburg 185
Felix Stössinger: Amerikanischer Liebesbetrieb . 189
Kilian Kerst: Gedicht für ein Hausmädchen . . . 194
Anton Schnack: Die Ballade vom Kinderfräulein . 195
Richard Wiener: Jazz und Liebeserklärung . . . 196
Franz Pühringer: Drei Wintergedichte 198

Marginalien:

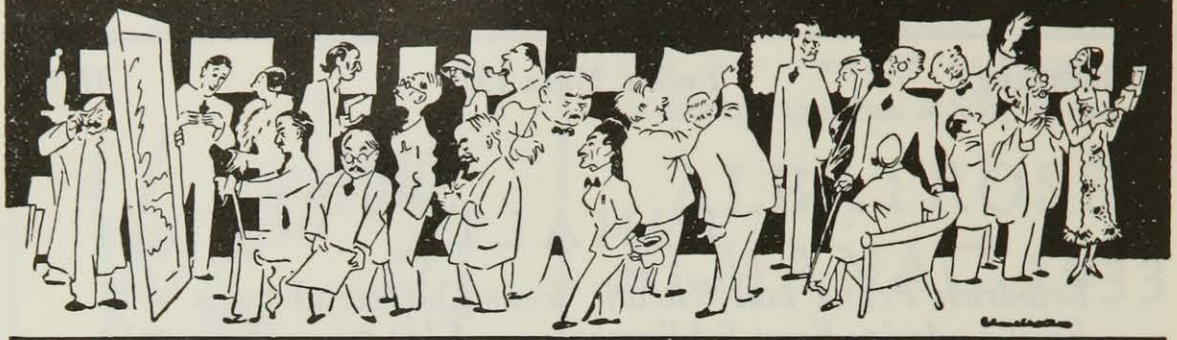
Franz Blei: Eine alte Dame ist gestorben / Im Staat der alten Jungfer / Karl Lohs: Ist die Frau fürs Glück begabter? / Susanne Krammer: Wir sind gar nicht sachlich / Die Entwicklung der Liebesphrase / Nachruf an eine Katze / Heiratsgründe / Alte Moritat / Hermann Nöll: Meine Zuchthausgeliebte / Alfred Döblin: Ein Lazarett- und Liebes-Roman / Indische Sprüche / Hans Reimann: Liebe und Hochzeit auf Schallplatten / Anatol Braunstein: Die Kunst der Kurzfassung / Bernard Guillemin: Die Entzweiung der Literatur

Umschlagbild von Felix Nußbaum

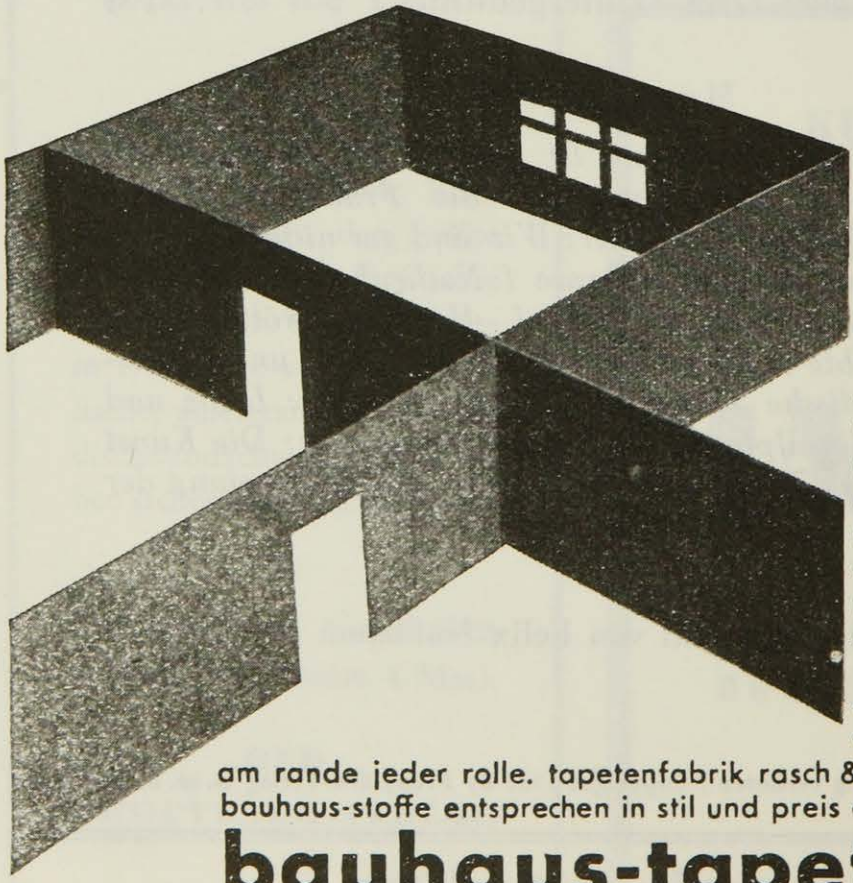
Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1933 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Herausgeber: Victor Wittner

KUNST *und* AUKTIONEN



Museum der Gegenwart Die reichillustr. Zeitschrift für moderne Kunst Herausgeber Ludwig Justi. Jährlich M 5.— **ERNST RATHENAU VERLAG** Charlottenburg 2, Fasanenstraße 85	Gemälde alter Meister **KUNSTHAUS MALMEDÉ** Köln a. Rh., Unter Sachsenhausen 33
Zeitgenössische Kunst Heckel, Kirchner, Klee. Otto Müller, Nolde u. a. **GALERIE FERDINAND MÖLLER** **Jetzt:** Berlin W 10, Lützowufer 3	Gemälde moderner Meister **GALERIE WEBER** Berlin W 35, Derfflingerstraße 28



bauhaus-tapeten sind wegweiser des guten geschmacks. sie passen in jedes heim, sind zurückhaltend gemustert und in 250 verschiedenen, aufeinander abgestimmten farbtönen in jeder besseren tapetenhandlung zu erhalten. qualität und preiswürdigkeit sind unübertroffen. rolle von 0.76 rm an. schützen sie sich vor minderwertigen nachahmungen. nur echt mit dem wort „bauhaus" am rande jeder rolle. tapetenfabrik rasch & co. gmbh, bramsche. bauhaus-stoffe entsprechen in stil und preis den bauhaus-tapeten.

bauhaus-tapeten 33!

Georg Kirsta

Keuschheitstendenzen im jungen Deutschland

Von

Friedrich Franz von Unruh

Als eine verstockte, philisterhafte Moral dem Ansturm der von Nietzsche entfachten Kritik und vollends der Wirkung von Krieg und Revolution erlag, ahnte man nicht, wie rasch der Erfolg den Gegenschlag auslösen würde. Das Leben war derart gestaut gewesen, daß, als die Eindämmung brach, zwar die ersehnte Entfaltung, eine freiere Daseinsgestaltung begann, aber auch ein chaotisches, dumpfes Überschäumen von Grenzen, die nicht zu verrücken sind, ein Niedergang aller Sitte, die Gefährdung unersetzbarer Werte. Hiergegen macht die Jugend in Deutschland Front, die Jüngsten erst jetzt, viele Ältere seit über zehn Jahren. Sie verabscheuen eine zum Kult erhobene Verderbtheit; wo Bücher desto sicherer Beifall fanden, je verworrener die Perversität war, in der die verschiedenen Romangestalten die Betten teilten und tauschten; wo die Witzblätter davon lebten, die „Aufklärung" der Großeltern durch ihre Enkel zu schildern; wo sich Vergnügungen zu Orgien auswuchsen, die früheren Niedergangszeiten den Rang abliefen.

Der Ruf nach „Sauberkeit" ist allgemein. Doch man würde ihn falsch verstehen, wenn man ihn etwa als Aufmunterung für das einstige Muckertum nähme. Die Zwischenzeit hat genügt, um die Denk- und Fühlweise umzuwandeln. Wenn heute eine deutliche Keuschheitstendenz in Deutschland wahrnehmbar ist, so hat diese nichts gemein mit einer verstaubten, anrüchigen Ehrbarkeit, die tadelt, was sie heimlich begehrt, mit einer Askese, die sich in unsauberen, unfruchtbaren Krämpfen verzehrt. Die Jugend steht dem ebenso fern wie der Ehepraktik, die auf die Lutherschen Anweisungen zurückgeht.

Die Neigung zur Keuschheit ist nicht in Tugendbünden und Konfirmandenzimmern, sondern auf dem Sportplatz geboren. Die Freude am kräftigen, schönen

und leistungsfähigen Körper, der Wettkampf im Stadion, die Verpflichtung gegenüber der Mannschaft, zu der man gehört, macht vielen heute einfach und selbstverständlich, was früher unmöglich schien. Eine Hilfe dabei ist die Abkehr von Kneipereien, eine andere Ernährungsweise und das Aufkommen von Interessen, die schon den Jungen vollkommen in Anspruch nehmen. Die Jugend bemüht sich, ihre Kräfte zu steigern; ein Vortrag über innere Sekretion lockt sie mehr als die Art von Vergnügungen, die man früher beliebte. Vor Selbsttäuschung schützt die gesteigerte Möglichkeit des Sichauslebens, dem nicht Furcht und Verbot entgegensteht, sondern nur noch der Wille, sich zu bewahren und sich zu bewähren. Wie wirkt sich nun diese Einstellung aus, die natürlich nur im Sinn einer Richtung als Tendenz zu verstehen ist, wie verändert sie das Verhältnis zur Frau?

*

Viele sind erotisch uninteressiert. Die Zeiten der Liebesgedichte und Schwärmereien, des Bangens, Verzweifelns um eines Mädchens willen sind offensichtlich vorbei. Im Mittelpunkt der Gedanken, wo früher das Mädchen stand, steht heute neben Motorrad und Radio, oft auch allein, die Partei. Der Existenzkampf, der schon die Jugend erfaßt, tut das seine, die politische Anteilnahme zu steigern' Die Schulentlassenen gehen oft restlos in dieser Leidenschaft auf. Das Mädchen, das man gelegentlich braucht oder mag oder nicht ganz entbehren will, ist keine Wichtigkeit. Die Behandlung, auf die es gefaßt sein muß, geht über die Nichtachtung hinaus, die auch sonst junge Leute ihrer Freundin bezeigten. Daß man sich, weil sie schwanger wird, kurzerhand und höchst sachlich im Kameradenkreis einigt, sie umzubringen, ist ein zwar krasser, aber lehrreicher Fall.

Eine andere Erscheinung, die der Indifferenz parallel geht, ist die, daß eine extreme sexuelle Ethik an Macht gewinnt; daß des Tacitus Schilderung der germanischen Sittenreinheit wieder beispielhaft wirkt. Naturgemäß suchen die Kirchen hier anzuknüpfen. Sie irren indes; die Jugend lehnt die christliche Wertung ab, die Keusch und Sinnlich für Gut und für Böse nimmt. Sie ist nicht aus Gutsein, sondern aus „Sauberkeit", um des Sports willen, aus ihrer Natur heraus keusch, was vom christlichen Standpunkt aus, streng genommen, heidnischer Hochmut und Blasphemie ist.

Das Ideal, unter dem das Verhältnis zum andern Geschlecht von der Jugend gesehen wird, ist das der frühen, gesunden Ehe mit möglichst viel Nachwuchs, nicht unter fünf Kindern. Hauptgesichtspunkt dabei ist die Meinung, daß sich die Stärke einer Nation in ihrer Bevölkerungszunahme ausweist; dann die Wehrhaftigkeit und der Wunsch, die noch immer abnorme Verbreitung der Geschlechtskrankheiten zu hemmen. Hinzu kommt das rassische Ziel der „Aufnordung" Deutschlands. Dahinter verbergen sich freilich noch andere, minder ideale Motive. Bequemlichkeit etwa, auch Angst vor beruflicher Konkurrenz, vor dem wachsenden Intellekt der Frau, der ihr vielfach eine peinlich empfundene Überlegenheit gibt. Zum Teil sind die Hintergründe subtiler. Im nationalistischen

Photo Trude Fleischmann

Jahrgang 1914

Jahrgang 1932

International Graphic Press

Neue Mode in London

E. Schneider

Berlinerin

Walter Hege-Gerlach

Der sterbende Läufer
(Parsischer Marmor, 6. Jahrhundert v. Chr.)

Photopress

Gallionsfigur eines gescheiterten Schiffes
(Schottland)

Frau Schliemann

(1853—1932)

Von

Emil Ludwig

Am Fuß der Akropolis liegen noch heute gegen Südwesten gewandt ein paar alte Weingärten; aber vor sechzig Jahren gab es dort kaum ein Haus. Da wohnte die Familie Eugastromenos, die in der Stadt ein Gewölbe hatte, um Tuche, Öle und Früchte zu stapeln und zu verkaufen. Der Vater hatte sich im griechischen Freiheitskrieg hervorgetan. Söhne und Töchter tummelten sich, wie sie heranwuchsen, lieber draußen vor der Stadt in ihrem Weinberg, der an eine kleine Kirche stieß.

Warum der mecklenburgische Pfarrersohn Heinrich Schliemann und auf welchem phantastischem Umwege er dazu kam, um diese Zeit von Indianopolis in Nordamerika nach Athen zu reisen, das habe ich in meinem Leben Schliemanns erzählt. Daß ich darin das Bild seiner Frau auf die Titelseite setzte statt sein eigenes, geschah nicht bloß um ihrer Schönheit willen, in der sie ihm entschieden überlegen war, auch weil sie die wahre Heldin dieser Geschichte ist. In ein paar flüchtigen Sätzen ist dieses Lebensabenteuer nicht zu wiederholen.

Gewiß ist, daß sich die Bahnen dieser sonderbaren Sterne über jenem Weinberg kreuzten, an einem Frühlingstage des Jahres 1869, und daß mit diesem Augenblick eine klassisch-romantische Verbindung begann, wie sie in Faust und Helena vorgebildet lag. Ein Deutscher, Forscher und Abenteurer wie der mittelalterliche Doktor, war gleich diesem mit dem entschiedenen Vorgefühl und Vorsatz nach Griechenland gezogen, dort, wenn nicht das schönste Weib, so doch eine klassische Griechin zu finden; denn daß sie in Athen geboren sein und daß sie den Homer kennen mußte, waren die einzigen Vorbedingungen gewesen, die er seinem Freund, dem athenischen Bischof, stellte, als er ihm, soeben nach langem Kampf geschieden, mitten aus seinen Goldspekulationen in Amerika aufgab, ihm eine junge Griechin zur Frau zu suchen. Schön mußte sie freilich auch noch sein.

Da stand sie nun auf der Leiter und schmückte mit ihren Freundinnen das Portal der kleinen Kirche mit grünen Ranken, denn morgen war ein großes Fest.

Als sie mir sechzig Jahre später die Geschichte erzählte, war die durch die Patina der Legende nicht verändert, denn schon vierzig Jahre vorher hatte sie sie meinem Vater erzählt, und dieser hatte sie mir überliefert. Auch erzählte sie keineswegs davon wie eine Frau, die den großen Glücksfall ihres Lebens berichtet, mit dem der Weg zu Ruhm und Reichtum doch faktisch für sie begann. Von Schliemann und von ihrer Ehe sprach sie vielmehr schalkhaft und mit der Munterkeit einer unsterblichen Jugend etwas kritisch, und während ich manche tragische Unterströmung in meinem Buch verschwieg, weil sie lebte, will ich auch heute nicht alles erzählen, denn nun ist sie tot. Keineswegs wünscht der Orientale als Bekenner aufzutreten, und er sieht in der Selbstenthüllung weniger Größe, als nordische Seelen nur allzuoft tun; dieses Geschöpf des Mittelmeeres wußte um das Geheimnis der Form und hielt auf sie vor der Welt. Daß die Arbeit ihres Gatten auch

sie ins öffentliche Licht rückte, war für sie noch lange kein Ansporn, ihr Privatleben mitzuteilen.

Als ich sie zum erstenmal sah, trat sie aus dem Portal des Marmorschlosses, das Schliemanns romantischer Wunsch nach Glanz und Herrschaft als schönstes Haus des neuen Athen sich einst gebaut hatte, 25 Jahre nach seinem Tode noch in Schwarz gekleidet, wie Niobe, aber geschmückt mit einer großen Perlenkette wie eine der Fürstinnen, die Tintoretto gemalt hat. Es war im Krieg, sie war damals eben sechzig und hatte das Air einer Königin-Witwe.

Zwei turbulente Jahrzehnte hatte sie mit Schliemann verbracht und dem um 33 Jahre älteren Manne zwei Kinder geboren. Eine Reihe von Sommern, aber auch die Zeit der Märzstürme, die eisig über die Ebene von Troja fegen, hatte sie mit ihm in Holzhütten verbracht, in Glut und Kälte auf dem Boden kauernd, um mit Spaten und Messer dem Golde sagenhafter Könige nachzugraben. Dann hatte sie ihre Ruhe, die Pflege ihrer kleinen Kinder; eingeborene Gewohnheiten hatte sie seiner Eitelkeit geopfert, damit er sie bei glänzenden Banketten in London und Paris als seine Königin vorführen konnte, was ihrer Natur durchaus entgegen war. Bei den langjährigen Ausgrabungen in Mykene und Troja hatte sie die Kämpfe Schliemanns mit dem türkischen und dem griechischen Staate nicht bloß an seiner Seite bestanden, zuweilen auch durch Klugheit ausgeglichen; dann wieder hatte sie gemeinsame Bücher selbst übersetzt oder die Angriffe der legitimen Archäologen gegen den genialen Dilettanten mit ihm zusammen abweisen müssen. Wenn er sie in der Jugend durch die Museen Europas schleppte, wenn er sie dann sechs Sprachen zu lernen zwang oder als rechter Haustyrann sie in dem unbequemen Palast ohne Diwan und ohne Gardinen mit den Dogmen seiner Hygiene quälte; wenn er mit seinen plötzlichen Entschlüssen für zwei Wochen nach Kuba fuhr, um dort seine Eisenbahnaktien zu verkaufen, oder ein andermal in das alte norddeutsche Pfarrhaus, in dem er arm, leidend und ohne Hoffnung herangewachsen war: immer mußte sie ihre ererbten und natürlichen Wünsche nach Gestaltung eines orientalisch ruhenden Lebens zurückstellen und das Wirken ihrer eigenen Seele dämpfen.

Ich habe, als ich sie in ihren letzten Lebensjahren oft im vertraulichen Gespräche hörte, in Athen oder in der Schweiz, niemals zu fragen gewagt, ob sie glücklich war; man sollte diese Frage niemand stellen. Schliemanns zäher, diktatorischer Charakter, dem sie doch viel mehr diente als er ihr, war nicht gemacht, auf Freunde oder Mitarbeiter einzugehen, am wenigsten auf die Frau seiner Wahl.

So stand die damals Sechzigjährige, als sie mir im Athener Museum ihre mykenischen Schätze zeigte, mit seltsamer Fremdheit über die Glaskästen gebeugt, die sie selber vierzig Jahre vorher gefüllt hatte. „Dort diesen Stierkopf von Gold", sagte sie, „habe ich damals mit dem Taschenmesser ausgegraben, denn Schliemann wollte es niemand anvertrauen. Es hat vier oder fünf Tage gedauert, es war Juli."

Diese Frau, die, wenn irgendeine, die echte und produktive Mitarbeiterin ihres Gatten war, hatte nach seinem Tode das Interesse an dieser von ihr selber miterleuchteten Vorwelt verloren; aber sie hat sich als eine sehr reiche Frau doch nicht ins Weltleben gestürzt. „Als er mir tot ins Haus gebracht wurde (er starb Weihnachten 1890 allein in Neapel), da habe ich ihm den Homer in den Sarg gelegt und ein Bild von uns beiden. Meinen Sie nicht, daß das richtig war?"

Boris *Das Wiedersehen*

Damals beschloß sie, nie wieder zu heiraten; eine schöne Frau in der Mitte Dreißig hat damals jeder Form der Liebe für immer entsagt und diesen Vorsatz niemals verletzt. Der Sinn für Form, Würde und Ruhm hielt sie von alldem fern, und wenn sie sich im Alter vielleicht in manchen Augenblicken nachträgliche Gedanken machte, kannte sie doch die symbolische Bedeutung ihres Entschlusses.

Sie warf sich in Wohlfahrtspflege, baute ein Erholungshaus für kranke Mädchen, und als ich sie dort auf dem Hügel zwischen den Zypressen stehen sah, zwei, drei blasse Kinder in die Seidenfalten ihres Kleides gedrückt, wie hilfeflehend am Standbild einer antiken Göttin; wie sie da stand im leichten Wind und über die unsterbliche Bucht von Phaleron nach den Inseln um Salamis hinüberblickte, empfand ich stärker das Schicksal jener Frauen, die Talent und Autokratie ihrer Männer auf sonderbaren Wegen durchs Leben führen, und ich beschloß und revidierte mancherlei.

Später, als sie mich bat, Schliemanns Leben zu schreiben und mir die vierzig Jahre lang verschlossenen Schränke öffnete, aus denen die Kunde dieses Aben-

teuers in etwa 20 000 Dokumenten zu heben war (es war Ende 1928), schien sie heiterer, schien verjüngt, zuweilen schelmisch. So sah ich sie an ihrem Tisch in der klein gewordenen Villa unten am Phaleron mit voller Souveränität den Präsidenten Venizelos behandeln und wohl auch necken; ja, es schien, als ob sie in den letzten Jahren, trotz mancher äußeren Verluste, an der Seite ihrer klugen und hingebenden Tochter das Leben noch einmal voller und heiterer lebte.

Als ich dann, nach längeren Vorarbeiten, das Buch ihres Lebens schrieb, das mit dem ihres Gatten in dessen zweiter Periode völlig verbunden war, lebten wir beide in St. Moritz, und jede Woche schickte ich ihr eins von den fünf Kapiteln gleich nach der Niederschrift in ihr Hotel hinunter. Da stand denn mancher Brief im Wortlaut zu lesen, den sie selber nicht kannte, besonders aus Schliemanns unglücklicher erster Ehe. „Das gestrige Kapitel hat mich ganz umgebracht", sagte sie dann. „Finden Sie nicht, daß diese arme Frau doch auch oft recht hatte? Mir ist das Ganze wie ein Traum. Ich sehe die Bilder meines Lebens wieder und sehe sie auf eine neue Art."

Nach zwei oder drei Wochen sagte mir ihr Arzt, sie schliefe nicht mehr. Als ich eine Stockung der Arbeit vorschützte, durchschaute sie's gleich und forderte die Fortsetzung. Ich schickte sie ihr und schrieb dazu, sie möge sich nur nicht erregen, ich könnte ihr vertraulich im vorhinein versichern, daß die Geschichte gut ausliefe. Sie lachte, erzählte, zitierte seitenweise Homerische Verse, spottete über ihre und Schliemanns Irrtümer im Leben und schenkte uns die schönsten griechischen Stickereien. „Wie sich die Dinge wiederholen", sagte sie. „Jetzt sind es vierzig Jahre, da brachte mir Ihr Vater im selben St. Moritz in dasselbe Hotel jeden Tag eine Rose. Und Sie schicken mir jede Woche ein blühendes Stück meiner Vergangenheit."

Als mein Buch erschienen war und — ganz wie einst Schliemanns eigene Bücher — in fremden Ländern viel größeres Echo weckte als in Deutschland, brachten viele fremde Zeitungen ihr Bild, wie sie den „Goldschmuck der Helena" trug, den Schliemann mit ihr zusammen in Troja gefunden. Ein paar Monate später erkannte ich beim Wiedersehen in der Schweiz irgendeinen Wechsel an ihrer Frisur. Sie lachte: „Ich lasse mich jetzt etwas anders frisieren, damit es mit dem Bilde wieder stimmt. — Sie verstehen!"

Damals habe ich sie zum letztenmal gesehen, nie habe ich sie stärker bewundert. Sie stieg die steinerne Treppe unseres kleinen Berghauses am Fuße des Julier herab, glitt mit ihren hohen Hacken aus und rollte fünf oder sieben Granitstufen buchstäblich herunter, dicht vor meine Füße, denn ich war vorausgegangen, sie aber war dem Arm meiner Frau plötzlich entglitten. Eine Sekunde hielten wir sie alle für tot, aber sie brauchte keine Minute, um sich zu erholen, sie hatte sich beinahe nichts getan. Nun sah sie unsere bleichen Mienen und nahm alle Geistesgegenwart und Anmut zusammen, um uns wieder aufzurichten. Als ich sie in ihr Hotel gefahren und bis an ihre Zimmertür gebracht hatte, faßte sie mich im Korridor um die Hüfte und tanzte mit mir zu der aus der Halle heraufdringenden Musik, um mir zu zeigen, sie hätte sich nicht verletzt. Dann führte sie mich in ihr Zimmer vor ihr Bild, eben jenes mit dem antiken Goldschmuck, dessen Geschichte ich wieder belebt hatte, lachte und sagte: „Es wäre doch recht stilvoll gewesen, wenn ich mein Leben in Ihrem Hause beendet hätte!"

Liebe, Brautstand, Hochzeit

Von

Johann Nestroy

Frizzi Richard

Es is was Eigenes mit diese Liebsgschichten, sie drehen sich doch immer ums Nämliche herum, aber die Art und Weise, wies anfangen und aus werden, ist so unendlich verschieden, daß s gar nicht uninteressant is, selbe zu beobachten!

*

Verbot is die Leibfarb der Lieb. Das is nur ein Zufall, wenn sich Wunsch und Erlaubnis bisweiln begegnen auf der Welt, und auf solche Zufäll zu warten, da kommet man der Sehnsucht grad zrecht damit.

*

Meine Junggesellenschaft ist nicht als staubige Distl auf der rohen Pußta des Weiberhasses emporgeschossen, o nein, sie ist als düsterer Efeu dem Garten der Liebe entkeimt. Für mich war die Liebe kein buntes Gemälde in heiterer Farbenpracht, sondern eine in der Druckerei des Schicksals verpatzte Lithographie, grau in grau, schwarz in schwarz, dunkel in schmutzig verwischt.

*

Über kein Thema existieren so viele Variationen, als übers Heiraten; aber noch so künstlich variiert, die uralte Fischgratenmelodie ist nirgends zu verkennen.

*

Meine Auserwählte is reich und dabei nicht ohne Unliebenswürdigkeit, ich schließe also eine Vernunftheirat, eine Geldheirat und zugleich eine Heirat aus Inklination, weil ich eine unendliche Inklination zum Geld hab.

*

Soviel is gwiß, heimliche Liebe is immer was Nobles, die Liebe zur Schau tragen, das is etwas Ordinäres, und wenn zwei Liebende, die z Haus Gelegenheit genug haben, sich vor d Leut hinstellen mit ihre Zärtlichkeiten und Gschichterln und Händedrückerln und Busserln und abgestochene Kalbsaugerln, das is drei Grad unter Pintscherlgemein.

*

Der sentimentalste Jüngling muß oft seinen schlankesten Gehrock versetzen, damit er die uneigennützige Gspusin aufn Saal führen kann; warum soll ich, ein Mann, aus dem die Natur vier Jünglinge bilden könnte, nicht auch verhältnismäßig generos sein? Im weiblichen Herzen gibts nie ganz freien Eintritt, und daß ich splendid bin, setzt meine Liebenswürdigkeit noch nicht herab.

*

Dafür is ja eben s Heiraten erfunden, daß s nix mehr nutzt, wenns einem reut; wenn die Reue nicht wär, wär ja die Liebe genug.

*

Ein Mädel hat ihren Liebhaber papierlt (zum Besten gehalten), dieser Fall hat sich schon vor Erfindung des Papiers millionenmal ereignet, um so mehr jetzt in dieser papieren Zeit. Der Fall ist alltäglich. Nur daß das Mädel grad mein Mädel is und daß ich grad der Liebhaber bin, der dem Mädel sein Liebhaber war, das ist das einzige Neue und Verdrießliche in der Sach. Was tut man in so einer Lage? — Kleine Seelen lamentieren, hochherzige Männer nehmen sich eine andere, und die ganz großen Geister haben schon immer eine im Vorrat, so wie es jetzt bei mir der Fall is.

*

Ja, mit die Heiraten gehts oft wie beim Krapfenbacken (Pfannkuchenbacken): man nimmt alles mögliche dazu und sie graten doch nicht.

*

Wie der angenehme Jüngling Schlaf einen fatalen Bruder, den Tod, hat, so hat die reizende Zauberin Liebe eine etwas langweilige Schwester, die Ehe. Die Liebe kommt mir vor als wie eine Hausunterhaltung, die sich ganz unverhofft gestaltet, das sind immer die schönsten. Der Ehstand hingegen is als wie eine Landpartie, wo man sich eine Menge vornimmt, wie unendlich man sich unterhalten will, da wird meistens nix draus, allerhand Verdruß und ein rechts Wetter sind so wie das landpartieliche auch das ehständliche Fazit. — Bei der Lieb is das Schöne, man kann aufhören zu lieben, wenns einm nicht mehr gfreut, aber bei der Ehe! Das Bewußtsein: Du mußt jetzt allweil verheirat sein, schon das bringt einen um.

*

Es gibt nix Traurigeres auf der Welt als einen Liebhaber ohne Adreß.

*

Wer ist sie denn, die Deinige?

— Ein Mädl!

Hör auf! Von der Natur mit jedem Reiz verschwenderisch begabt, mit holdem Anmutszauber übergossen, doch hoch überragt die Schönheit ihrer Seele jeden körperlichen Vorzug und weit über alles hinüber strahlt noch ihr Herz in himmlischer Verklärungsmilde!

— Du kennst sie?

Nein, aber die Ideal schaun ja alle so aus.

*

Wie wir uns kennen glernt haben, hat sie nix ghabt und ich war reich, jetzt is sie reich und ich hab nix, das macht in der Lieb grad soviel Unterschied, als ob sich eine Gelsen (Mücke) aufn rechten oder linken Wadl setzt.

*

Guter Gatte und Vater, das trifft sich in praxi nicht immer so paarweis als wie die Strümpfe oder Ohrfeign beisamm. Es ist sehr leicht, ein guter Vater zu sein; guter Gatte, das is schon mit viel mehr Schwierigkeiten verbunden. Die eigenen Kinder sind dem Vater gewiß am liebsten, und wenns wahre Affen sein, so gfallen einem doch die eigenen Affen besser als fremde Engerln. Hingegen hat man als Gatte oft eine engelschöne Frau, und momentan wenigstens gfallt einm a andre besser, die nicht viel hübscher is als a Aff. Das sind die psychologischen Quadrillierungen, die das Unterfutter unseres Charakters bilden.

*

Die Schöpfung hat sich einmal im Dramatischen versucht und hat eine Komödie verfaßt „Die Liebe", und das Stück is halt so gut ausgfallen, allgemeiner Beifall und Andrang — da hat dann die succès-verblendete Schöpfung einen zweiten Teil drauf gmacht, „Die Ehe", und wies schon geht bei die zweiten Teil, es is nicht mehr das Interesse.

Vier Liebesbriefe aus dieser Zeit

(Authentisch)

Schäfer-Ast

Brief eines siebzehnjährigen Wandervogels an eine Fünfzehnjährige

Mädel!

Das war eine stille, ganz stille Fahrt. Einsam schritt ich nächtlings die Wege entlang. Schweigend, im Schweigen der Nacht. Bangen dunklen Gedanken nachhängend in der nächtlichen Finsternis. Unter Wolken behangenem Himmel zog ich dahin. Nur hier und da leuchtet ein einzelner Stern durch die Wolkenfenster hindurch auf den einsamen Wanderer. — Einmal ließ mich eine Sternschnuppe meine Schritte stocken. Und ihre Pracht machte mich vergessen, daß ein Wunsch bei ihrem Fallen ausgesprochen in Erfüllung gehe. — Und doch war ich so voller Wünsche. War ich doch enttäuscht, daß Du nicht mitkonntest. Mit der Vorfreude der Fahrt war auch ihre Erfüllung dahin. Es war gut, mich ihr hingegeben zu haben. Nur wußte ich nicht so recht, was ich mit mir anstellen sollte. Einsame Nachtfahrten brauchen Vorarbeit, um Verkrampfungen lösen zu können.

So still wie die Nacht, war auch der andere Tag. Glockenläuten aus der Ferne — ein Klang voll wunschlosen Friedens — weckte mich aus meinem Schlummer. — Am ganzen Tag, bis auf dem Weg nach Birkenwerder, wo ich vergeblich auf Dich wartete, begegnete ich nur drei Menschen. —

Weißt Du, an was ich oft denken mußte, an den Sonntag zuvor und den Dienstag,

an jene sternklare Nacht,
da wir beide uns küßten,
uns küßten — weil wir es mußten.
An jene Stunde,
wo ich das Feuer meiner Glut
nicht zähmte,
weil ich um das nicht wußte,
was Du mir am anderen Tag
erzähltest.
Wohl küßten wir uns auch da.
und Deine Augen flimmerten
im Glück zwar, —
doch war ein Glimmern schon darin —
von Leid. —

Eigenartig, daß ich Dir diese tristen Stimmungen mitteile. Sonst verfuhr ich immer nach dem Sprichwort: „Freuden schenke den Freunden aus, Wehmut haben sie selbst zu Haus." Doch sollte ich mir, da es mich treibt, Zwang anlegen? Wohl können die Zeilen nur andeuten, über Endgültiges müßte man schon sprechen.

Mir verbleibt immer noch die Sehnsucht nach einem bißchen Glück, nach einem Hauch Freiheit und Taten, die aus diesem Sehnen geboren werden — und Letzteres ist die Hauptsache —, denn an den Taten wird man schon seine Freude haben.

Nimm's mir nicht übel, Mädel, sondern lasse Dich fein grüßen von Deinem *G. K.*

*

Ein Oberlehrer an seine Nichte

Liebe Annemarie!

Deinen Brief, Liebling, habe ich bekommen. Kellers Werke schicke ich Dir, sobald wie möglich. — Über welches Buch soll ich nachdenken? Das, was im letzten Briefe stand, war mir unbekannt. Ich bin Franzose und Engländer.

Mein Liebling, ich weiß, wie es mit Deinen Kenntnissen in der Schule bestellt ist. Aber verliere deshalb den Mut nicht. Deine Großeltern und ich werden schon für Dich sorgen. Liebes Mädel, Du scheinst ein bißchen schwermütig zu sein, wenn Du denkst, dass niemand danach fragt, wenn Du Dich schön machst. Hab' ich

Dich nicht gerne? Warte nur, bist Du in Gera bist. Jetzt bist Du 16 Jahre alt, und doch schon so groß!

Nur vor eins muß ich Dich warnen, das sind die jungen Burschen, die die jungen Mädels zur Befriedigung ihrer Lüste haben wollen, indem sie sie durch Redensarten betören. Annemarie, Du bist ein hübsches Mädchen und brauchst keine Angst zu haben, daß Du keinen Mann kriegst, der Dir gefällt. Um so mehr warne ich Dich, mein Liebling. Erst gibt der Mann der Frau alles, was er hat: Name, Titel, Vermögen, Einkommen, bevor er sie umarmen darf. Nur das ist ein Ehrenmann. Viele aber sind da, die junge Mädchen durch Redensarten betören, um sie für ihre Gelüste zu gebrauchen, um nachher mit einer anderen anzufangen. Das sind Lumpen, die nichts für Dich tun, sondern Dich nur gebrauchen wollen.

Wenn Du meine Warnung beachtest, mein Liebling, kann es Dir nie schlecht gehen, verlaß Dich auf mich!

Mit den herzlichsten Grüßen Dein Dich liebender Onkel Erich

N. B. Mein Liebling, wenn Du etwas Besonderes auf dem Herzen hast, darfst Du es mir ruhig schreiben, Du brauchst gar keine Angst haben, daß ich es wieder ausplaudere.

*

Der siebzehnjährige Don Juan

Verehrte Damen!

Es würde mir selbstverständlich eine Ehre sein, könnte ich den Mist Ihrer Lebens-Hühnerleiter durch mein persönliches Auftreten entfernen — auch habe ich mit innigem Vergnügen und einem genießerischen Kribbeln um die Mundwinkel von dem 100-km-Rekordküssen Kenntnis genommen.

Sie sind nur zwei — etwas wenig für mich — ich bin ganz andere Mengen gewöhnt — nein, nein, ich muß schon bitten, das Lyzeum ist ja groß, vielleicht nochmal zwei Damen, und dann wollen wir uns wieder sprechen!

Ich warte Ihre Vorschläge hinzu, es kommen natürlich nur prima Mädchen in Frage!

Nun noch eins, überlegen Sie sich alles genau vorher, denn wen ich erst in meinen Klauen habe — ja wissen Sie, das ist nämlich direkt furchtbar mit mir in den Sachen —, der ist total geliefert —, Tugend und ähnliche Scherzartikel fallen von vornherein unter den Tisch.

Ich kann dieses günstige Angebot allerdings nur noch für diese Woche aufrecht erhalten, da ich für die nächste Woche schon ziemlich besetzt bin — etwas Ruhe muß man ja auch außerdem zwischendurch bei dieser aufreibenden Tätigkeit haben!

Bitte äußern Sie sich! Besten Gruß die *Zuckerschnauze!*

*

Eine Hausangestellte!

Lieber Jenni! Ich möchte Dir mitteilen, das ich gut in Rönnebeck angekomen. Du wolteſt doch am Auto komen. Aber keiner war da. Lieber. Jetzt möchte ich Deine Wünſche erfülen. Aber eigenlich komt es den Herrn doch zu das an zu erſt ſchreiben. Ich wil aber nicht ſo ſein. Das tuhe ich ſchon aus Liebe zu Dir. Nun haſt Du die Wette verloren. Ich hätte Dir einen Kuß gegeben. Lieber Jenni, ich möchte Dir bitten, das Du es verner gut mit mir meins. Lieber Jenni, es war doch wirklich ſchön in Utlede und alles was ich getan habe das war nur aus Liebe zu Dir. Hoffe das Du es auch offen und ehrlich gemeint haßt. Oder wilſt Du mir nur durch den Dreck zien. Hoffentlich iſt das nicht der Fal. Wenn das aber wirklich Deine Herſenswünſche geweſen ſind und das Du es offen und ehrlich gemeint haßt was Du mich alles erzählt haßt dann kannſt Du alles von mir bekommen was Dein Hers begert. Wenn Du mir das treu und ehrlich erweiſen kannſt Du treue Liebe zu mir haßſt möchte ich Dir um einſt bitten wenn Du mit mir gehen wilſt ſo muſt Du mir das Verſprechen geben das Du nicht mit andere Mädchen gehen wilſt. Ich bin zwanzig Jahre ich weiſt doch wohl ſo ungefer was mit den Männern loß iſt. Das ich Liebe zu Dir habe weiſt Du ja. Sonſt hätte ich gans beſtimmt mein Jawort nicht dazu geben und ich hoffe das Du es mich verner auch nicht nachtragen wirſt. Das war nur aus Liebe. Deine ewig treubleibende Grethe

Ausflug in den Grunewald (1889)

Wegener

Andacht der Vegetarier im „Garten Eden" bei Oranienburg

Sophia Schliemann mit dem Goldschmuck der Helena

Paul W. John

Die Tänzerin Neryda mit einer Pythonschlange

Hüben und drüben

Von

Aldo Dami

In der französischen Provinz schließt man noch heute Geldheiraten, Standesehen. „Die gute Partie", die frei oder schon besetzt ist. Jemand ist „zu verheiraten". Man heiratet „nach Besançon". Die Ehe — das ist für die Frau das, was für den Mann Jura ist oder Grünzeughandel oder Textile: eine Karriere. Die jungen Mädchen ohne Beschäftigung warten im Salon der Mama. Einmal im Jahr gehen sie zum Ball, manchmal empfangen sie Besuch — bis zu dem Tag, an dem ein Liebhaber sich den Eltern „erklärt". Von diesem Moment an ist er der „Zukünftige". Wenn er mindestens 30 ist, also wenn er eine „Stellung" hat — und eine reiche erotische Laufbahn hinter sich —, dann wird er angenommen. Aber das junge Mädchen muß rein und naiv sein. Anfängerin. Aus den Armen ihrer Mutter fliegt sie in die ihres Bräutigams. Vor allem hat sie nie einen anderen Mann gekannt. Ehen werden von den Eltern gemacht. Die jungen Mädchen werden ohne Liebe verheiratet, oder genauer: man richtet es so ein, daß sie einzig und allein den lieben, der für sie bestimmt ist — durch eine Art Fatalität. Sagen wir: Mangel an Auswahl. Aber die Dinge wenden sich nachher: später kommt eine wirkliche Liebe — und die dann nicht unbedingt für den Gatten. Die Ehe weckt die Sinne der Frau zur Liebe. Sie sucht die Liebe anderswo. Das sind Heiraten im Sack: Hauptgrund für die Enttäuschungen von später — und für den Ehebruch. Während in Deutschland die Ehe oft für die Frau das Ende ihrer „erotischen Laufbahn" bedeutet, bedeutet sie in Frankreich den Beginn.

Diese Erscheinung wird vom Theater widergespiegelt. Fast das gesamte französische Schauspiel beruht auf Erbschaft und Ehebruch. In diesem Theater der Liebe und des Geldes, wo die Liebe nie innerhalb der Ehe existiert, gibt es nur ein ewiges tête-à-tête. Einsamkeit zu zweit an einem Abend der Spannung. Die Liebhaber sind allein und sprechen von Liebe; die Ehegatten auch, sie sprechen von Geldangelegenheiten. Keine Kinder. Manchmal ein einziger Sohn. Natürlich ein Erbe.

Genau das Gegenteil verblüfft den Franzosen, den Romanen im allgemeinen, in Deutschland. Für ihn gibt es zwei grundverschiedene Welten. Das junge Mädchen auf der einen Seite, die Frau — verheiratet oder nicht — auf der anderen. In Nachtlokale geht man mit einer Geliebten. Nie würde man ein junges Mädchen dahin führen. Die junge Frau eines meiner Freunde, eine Französin, tanzte eines Abends in Deutschland mit einem jungen Mann, der selbstverständlich ihr den Hof zu machen begann. Als sie ihm später sagte, sie sei verheiratet, war der junge Mann schwer enttäuscht. In Frankreich wäre es genau umgekehrt gewesen: im Augenblick da der junge Franzose das gehört hätte, würde er sich sagen: „Il y a quelque chose à faire." In Frankreich ist immer „etwas zu machen". Nur: handelt es sich um eine Frau — dann kommt es zu einer „Liaison"; ein junges Mädchen — das wird geheiratet. Die Begriffe sind von vornherein vollkommen getrennt. Das eine ist Galanterie und geht bis zum „Verhältnis", das andere nur nennt man Liebe. Und oft ist das Verhältnis nicht vereinbar mit der Liebe. Wie

oft wird eine Geliebte einfach verlassen — für eine Heirat. Entweder weil es „Zeit" ist — oder weil man endlich wirklich liebt. Oder vielleicht, weil man auf andere Art liebt: eine Seele und nicht mehr nur einen Körper, nicht mehr physisch, sondern rein und voller Achtung.

Weil das junge Mädchen in Frankreich von vornherein als etwas ganz Reines, Unberührtes betrachtet wird, setzt sich die Liebe für sie aus allen Sublimationen des Instinkts zusammen; eine Liebe, die respektvoll und schüchtern ist, weil sie übersteigert und überschätzt: ätherisch. Das junge Mädchen ist etwas Kostbares. Zugegeben, daß die Galanterie in Frankreich nicht spontan, sondern angelernt, daß sie nur ein Rest aus alten Zeiten ist. Aber selbst wenn sie oberflächlich ist, selbst verlagert in ein Zeitalter von Gleichheit der Geschlechter und Unabhängigkeit der Frau — die Galanterie bleibt immer als Grundlage aller gesellschaftlichen Beziehungen bestehen, und sie durchdringt sie alle, auch die legitime Ehe. In romanischen Ländern wird die Frau bewundert. Sie wird höher gestellt als der Mann, auf ein Podium: die ganze Kultur kreist um sie. In Deutschland kreist die Kultur um den Mann. Der Mann ist der Führer. Die Frau, das junge Mädchen, unterlegen und bewundernd, respektieren den Mann. Verweigern sich ihm nicht, um ihn nicht zu verstimmen. In Frankreich spricht man immer von einer „femme fatale", einer Schönheit, die alle Herzen bricht. In Deutschland ist es oft der Mann, der Herzen bricht, ehe er „wählt".

Die große Abhängigkeit der verheirateten Frau in Deutschland erklärt, daß der Ehebruch seltener ist: aber sie steht vor allem in einem starken Gegensatz zu der in den Augen der Franzosen außerordentlichen Freiheit der jungen Mädel. Auch hier das Gegenteil von Frankreich, wo das junge Mädchen von Natur aus weniger kühn ist — und die verheiratete Frau viel mehr. Eine Sache des Temperaments, das frühreifer und feuriger ist bei der Deutschen. Und eine Sache der Erziehung: denn die höhere Tochter in Frankreich — jedenfalls in der Provinz und in den obersten Klassen der Gesellschaft — wird noch heute streng bewacht. Nicht mehr in Deutschland — das ist eine allgemeine Erscheinung. Sie soll sich vergnügen und „leben", solange es Zeit ist. Wenn sie erst verheiratet ist, wird das Leben streng und eintönig sein; die Männer ehren die Matrone, nicht die Jungfrau.

Am meisten verblüfft den Ausländer in Deutschland die Frühreife der Jugend. Die lebt zu „Paaren", oft schon mit 16, 17. In Deutschland ist man zu zweit. In Frankreich zu dritt. In der Schweiz ist man allein. Nichts, was uns mehr erstaunt als diese Freiheit der deutschen Jugend, als der Individualismus, selbst innerhalb der Familie. Ich mußte bis zu meinem zwanzigsten Jahr mit den Eltern in die Sommerfrische fahren. Ich habe in Deutschland Sechzehnjährige gesehen, die bei uns Indianer spielen würden, die allein reisten, manchmal mit ihrer „Freundin" und oft ohne daß die Eltern wußten, wo sie sind. Wenn ihr Freund die Stadt verläßt, hört man ein junges, achtzehnjähriges Mädel sagen: „Ich werde sehr einsam sein." Obgleich sie in ihrer Familie lebt. Daher das Staunen des Romanen, wenn er nach Deutschland kommt. Jedesmal, wenn ein junges Mädchen von Reiseplänen mit diesem oder jenem sprach, verlobte ich sie im Geiste schon und verlegte die Reise nach der Hochzeit. Aber es war der Freund.

Die Deutschen leben paarweise. Aber in Frankreich legt man dem illegitimen Paar eine ganz andere Bedeutung bei (ohne hier von der Arbeiterwelt zu

George Grosz

— *Sie sollten doch wissen, daß man eine Dame nicht anspricht . . .*
— *Schön, dann nicht . . .*
— *. . . ohne den Hut abzunehmen.*

sprechen, denn da ist die freie Liebe in allen Ländern gleich verbreitet). Wenn in Frankreich ein junger Mann aus guter Familie eine Geliebte hat, dann kann man wetten, daß es eine verheiratete Frau ist oder ein kleines Ladenmädchen oder eine

Kokotte. Also eine Frau eines anderen Standes oder einer anderen Klasse. Höchstens ein Vater, der Offizier ist, zwinkert mit einem Auge — und schließt das andere — zu den Seitensprüngen des Sohnes, die er natürlich findet; denn Jugend soll sich „ausleben". Das ist „hygienisch". Aber es gibt wenig Verbindungen zwischen Menschen gleicher Klasse — warum sich „anfreunden", wenn man doch heiraten kann? Aber in Deutschland, in Universitätskreisen und selbst in den Oberklassen der Gymnasien, existiert die Liebe — platonisch oder nicht — zwischen jungen Männern und jungen Mädchen, fast vom Pubertätsalter an. Es ist wahr, daß der französische Student viel weniger Möglichkeit und „Wahl" hat, denn gemeinsame Gymnasien gibt es nicht, und die Zahl der Studentinnen ist in Frankreich viel geringer als in Deutschland.

Nicht nur, daß die Liebe, außerhalb von Ehe und Verlobung, in Deutschland zwischen Menschen gleicher Klasse existiert: sie hat die zweite Eigenheit, vollkommen offen und fast offiziell bekannt zu sein. Bei uns würde man nie von einem Erlebnis dieser Art — das meist platonisch ist, denn die jungen Mädchen geben sich nicht hin — überhaupt sprechen, vor allem nicht zu den Eltern. Es bleibt etwas „Verbotenes". Meist dauert es nicht an. Es ist nur ein Beginn. Ein Vorspiel zur Verlobung. Spricht man davon, dann nur weil man sich — ganz automatisch — verlobt. In Deutschland dagegen ist der Ausdruck „Freund", ist die „Freundin" etwas Festgelegtes in der alltäglichen Sprache und selbst in der Familie. Eltern besprechen untereinander oder mit den Kindern die Eigenschaften dieser Freunde und dieser Freundschaften. Und um so mehr die jungen Mädchen untereinander.

Wenn man daran denkt, daß es in Korsika und Sizilien noch geschieht, daß der Bruder eines jungen Mädchens deren Liebhaber tötet, um ihre „Ehre" zu rächen — so verbrecherisch ist die Liebe außerhalb der Ehe —, wenn man daran denkt, daß man sogar bei uns einen Heiratsantrag macht, sobald man ein Mädchen liebt, und daß, wenn das Idyll — selbst platonisch — andauert, das junge Mädchen außer sich ist, weil der Liebhaber bei den Eltern nicht um ihre Hand anhält — und wenn man daran die Entwicklung mißt, die sich seitdem vollzogen hat, dann findet man, daß die romanischen Länder noch im Anfang des Weges sind.

Schließlich ist die Liebe in Deutschland — seit der Romantik wahrscheinlich (und trotz der neuen Bewertung der Romantik in Deutschland, die als Schwäche und Urheberin alles Unglücks betrachtet wird) — ganz nah der Natur und mit Reisen assoziiert. Der durchschnittliche Franzose aus der Provinz reist kaum ins Ausland, das wissen alle. Aber man weiß weniger, daß er auch kaum in seinem eigenen Land reist. Sprechen wir nicht von Bauern und Arbeitern, die in Deutschland Berlin nicht öfter sehen als die in Frankreich Paris. Aber eine Menge französischer Kleinbürger reist nur nach Paris, und oft nur einmal in ihrem Leben. Alles übrige zählt nicht; höchstens für ihre Geschäfte.

Der Deutsche kennt zwei Arten von Reisen. Er ist leidenschaftlich begeistert für Entdeckungen, fremde Sprachen, Mittelmeer. Er zieht nach Italien oder Frankreich, wenn er kann. Aber außerdem kennt er sein Land; hier gibt es Städte zu sehen und nicht nur Landschaften. Und dann während der Student in Frankreich alle seine Studien an derselben Fakultät macht — manchmal sogar ohne hinzu-

Burger-Mühlfeld *Das Ehepaar*

gehen —, reist die deutsche Jugend von einer Stadt zur anderen, von Semester zu Semester. Der Freund ist in Göttingen, die Freundin in Marburg, man feiert gemeinsam Wochenende, man macht Ausflüge. Der Franzose findet ein Mädchen aus dem Volke und schläft mit ihr. Die jungen Deutschen führen ein Leben, das um vieles frischer und jünger ist. Die Liebe ist der Natur angeglichen; denn sie lieben Natur und Freiluft. Nicht wie bei uns, wo es nur verbotene heimliche Liebschaften gibt vor der Ehe, wo alles nach Zimmerluft riecht, nach Drogen, Schminke,

Puder. In Deutschland verbirgt man nicht die Liebe vor der Ehe. In Frankreich denkt man gleich an „Galanterie". An Ehebruch, an Heimlichkeit. An Alkoven.

Deshalb passen die französischen Worte *amant*, *maîtresse*, *liaison* auch so schlecht auf die jungen Deutschen, selbst wenn ihre Liebe nicht platonisch ist; denn das junge Mädchen behält seine Mädchenhaftigkeit. *Maîtresse* würde bedeuten ein Mädchen mit vielen Erfahrungen, einer Vergangenheit, oder eine verheiratete Frau; *amant* einen alten Lebemann. In Deutschland ist die Liebe zugleich leichter — denn es geht nicht um Zukunfts-, um Heiratsprojekte, es geht darum, zu *leben* — und tiefer als in Frankreich ein „Liaison", die oft nur rein sinnlich ist.

Dieses Freiluftleben hat noch andere Folgen. Die Kameradschaft gibt es von klein auf, Jungens und Mädels sind miteinander aufgewachsen in gemeinsamen Schulen. Sie haben zusammen Sport getrieben; einerseits mäßigt körperliche Übung durch die Ermüdung den Instinkt, andererseits kennen sie längst die Körper des anderen Geschlechts. Der Franzose in Deutschland wundert sich, daß alle dort schwimmen können, daß man ohne Ende badet, gemeinsam, daß die Mädels sich hinter fingerdünnen Bäumen ausziehen. In Frankreich käme die Feldwache herbeigelaufen. Die deutschen Jungens und Mädels, einfach als Kameraden, haben voneinander mehr gesehen als ein Verlobter in Frankreich von seiner Verlobten. Es bleibt nichts mehr zu erraten. Auch das ist von Wichtigkeit. Das Leben im Freien, halb nackt, schließt manche Erregungen und Übersteigerung aus. In den romanischen Ländern hat eine jahrtausendalte Erziehung, auf dem Christentum begründet, die Geschlechter voreinander versteckt. Alles, was versteckt ist, erreicht den Wert des Unerlaubten. Im Nackten ist alles schon gegeben. Der Franzose, im Gegenteil, liebt es, zu erraten, mit dem Blick zu erhaschen und so seine Vorstellungskraft arbeiten zu lassen. Mehr als das Nackte liegt ihm das Entkleidete, die Dessous: der letzte Schritt bleibt der Fantasie überlassen. Alle Männer werden finden, daß ein Ball „erregender" ist als ein Badestrand.

Aber eben der Strand ist das Lebenselement der deutschen Jugend. Der Körper ist kein Mysterium mehr, er ist ein Gegebenes von vornherein. Während der romanische Begriff der libido aus einer Art wartender Verwirrung besteht. Die jungen Menschen bleiben länger unberührt, die Kindheit dauert länger. Wenn die jetzige Generation von Deutschen realistischer und unromantischer ist, unlyrischer als die vorhergehenden, dann weil die Liebe zu rasch da ist, zu frei. Weil sie die Übersteigerung ausschaltet, in der sich bei uns das Gefühl sublimiert, in einer erzwungenen Reinheit.

Ein Volk, das auf diesem Gebiet zurückgeblieben ist, sentimental nach der Mode der Alten, respektvoll und galant wie das französische Volk, ist gleichzeitig oft leichtfertig in den Dingen der Liebe. Aber man muß betonen, daß der Franzose mit Vorliebe über alles Körperliche scherzt, weil diese Dinge ihm nicht von vornherein als selbstverständlich gegeben sind und eine geheime Anziehungskraft behalten. Ein Deutscher findet nichts Witziges in den Dingen körperlicher Liebe. Während der französische Esprit fast nur darauf gegründet ist. Für Frankreich ist eine Geschichte nur dann wirklich komisch, wenn sie anzüglich und schlüpfrig ist. Frankreich ist das Land der Geschichten, die man nur unter Männern erzählt, Geschichten für Raucher-Abteile.

Erich Rhein (Holzschnitt)

Heimglückbewegung und Brautschule

Von

Lina Lejeune (Eisenach)

Auf dem Umweg über Tokio, von dessen Bräuteschule das erstaunte Deutschland in allen größeren Illustrierten und Tageszeitungen an Hand eines nichtssagenden Bildchens erstaunt Kenntnis genommen hat, dämmert es scheinbar nun auch endlich bei uns! Man hörte, daß die grundlegende Anfassung der Aufgabe, die Braut für die Ehe sachlich und praktisch vorzubilden, *schon seit fast vier Jahren* erstmalig bei uns in Deutschland *zur Tat* geworden ist. Im Heimglückhaus in Eisenach ist im Rahmen der von mir ins Leben gerufenen *Heimglück-Bewegung* zum Wiederaufbau der deutschen Familie — auch die Bräuteschule geschaffen worden.

Die Vorbedingungen zur Ehe haben sich bei uns in den letzten Jahren vollständig gewandelt.

Das, was früher im mütterlichen Haushalt gelernt wurde und selbstverständlich war, ist heute durch Beruf, Frauenstudium, wirtschaftliche Gebundenheit der Familie vollständig weggefallen. Ganz zu schweigen von der Untüchtigkeit vieler Mütter! Früher schwieg man über Fragen des Geschlechtslebens in bezug auf die Ehe und bereitete auch die Jugend nicht auf Pflichten am Kind vor. Wie unsinnig das war, sieht man heute ohne weiteres ein. Man klärt zwar auf, setzt aber dadurch die Jugend leicht in Gefahr, dies heilige Erleben zum Gegenstand sensationeller Witzeleien und tändelnden Spieles zu machen. Man gerät dabei in die ernste Gefahr, dies ganze Gebiet herabzuziehen, anstatt daß hier der Schwerpunkt der Bräuteerziehung in ernstester Arbeit einsetzte.

Alles auf der Welt wird systematisch gelernt, Bäcker und Schuster brauchen nächstens akademisches Studium! Nur den *grundlegendsten* und wichtigsten *Frauenberuf*, die Ehe, überließ man bisher dem glatten Zufall. Was wußte denn der verliebte und entzückte Bräutigam von der künftigen Mutter seiner Kinder, der Gestalterin seines Eheglücks, wenn er sie nur in der sympatischsten Aufmachung vorgeführt bekam? Er ging direkt ein Lotteriespiel ein. Es mag zu bedenken geben, daß die wachsende Zahl der Ehescheidungen in unsere aufgeklärte Zeit fällt.

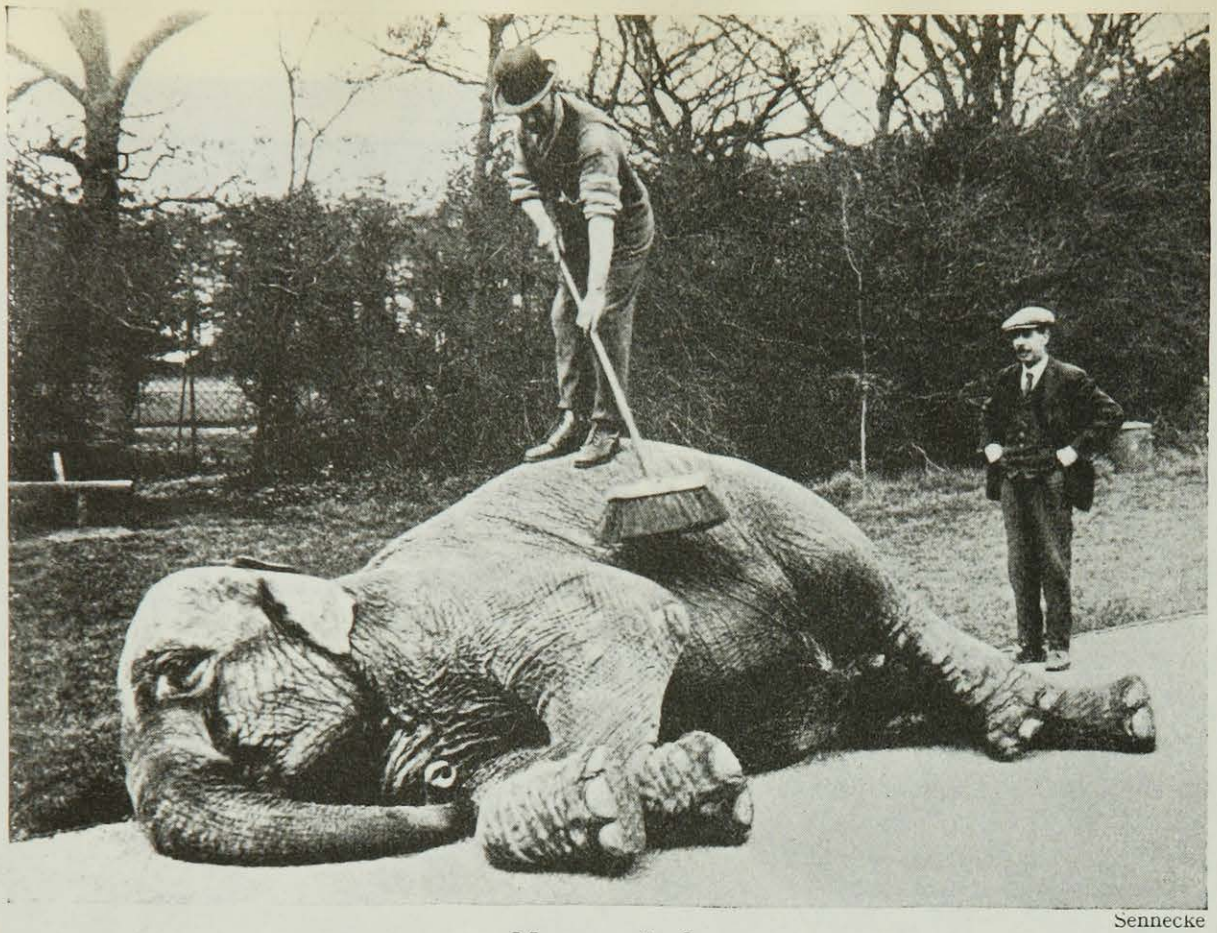
Als ich deshalb die erste Bräuteschule ins Leben rief, war mir von vornherein klar, daß ich *mit ganz andern* als den bisherigen *Mitteln* an die Sache heranzutreten hätte. Die Bräuteschule konnte sich *an keine vorbestehende pädagogische Einrichtung anlehnen!* Im Gegensatz zu anderen Schulen mußte der *Eintritt jederzeit* möglich, die Kurse auf jede einzelne Schülerin, je nach ihren besonderen Bedürfnissen zugeschnitten sein. Wer etwa schon ein Fach beherrschte, sollte die ganze verfügbare Zeit auf das ihm auf anderm Gebiet fehlende konzentrieren. So gestaltete sich kein fester, allgemein innegehaltener Lehrplan, sondern das viel wichtigere, das freie Hineingeführtwerden in die Pflichten des Hauses und der Familie, eben so, wie es später die Ehe verlangen würde. Im Mittelpunkt steht das, was zur Befriedigung des Mannes und seiner Anforderungen das Primäre ist. Seine Ansprüche auf Kost, Gemütlichmachung und Reinhaltung der Wohnung, müssen durchaus befriedigt werden. Auch die Rücksicht auf den Geldbeutel spielt dabei eine ausschlaggebende Rolle. Nicht nur die Frage: „Was schmeckt mir?" sondern in erster Linie diejenige: „Was kann ich mir leisten bei möglichster Sparsamkeit und unter Berücksichtigung der modernen küchenhygienischen Gesichtspunkte?" bedingt die Leistung. Aber auch das Anrichten, Servieren, der Tischschmuck, die gesellschaftliche Form, Empfang von Gästen, Unterhaltung und Geselligkeit, alles das sind Fragen, die in der Bräuteschule so beherrscht werden müssen, daß sie in der jungen Ehe keine Schwierigkeiten mehr bieten. Neben diesem aber spielt die eigene Kleidung und ihre Herstellung, gründliches Stopfen und Flicken, die Wäschebehandlung auch des Gatten eine wichtige Rolle.

Ist dies alles zur Zufriedenheit erlernt, so wird die junge Braut der schönsten Abteilung, der Arbeit am Säugling zugeführt. Unter fachlicher Anleitung des Arztes und der Säuglingsschwester, *so* gelehrt, wie sie in der Familie brauchbar und durchführbar ist, dazu selbstverständlich nach modernsten Ernährungs- und Pflegeerfahrungen nach der Seite der Theorie *und* der Praxis. Auch knüpfen sich hieran die Stunden, die in die besonderen Ehebelange einführen. Sie werden von Arzt und einer Mutter geboten. Selbstverständlich ist keine Puppe, sondern das kleine zappelnde *lebendige* Wesen Objekt der Pflege, der Liebe *und* — des Lernens.

Damit das Ganze nicht „schulisch", sondern so „wie in der Familie", ins Leben gestellt ist, ist der Bräuteschule als praktischer Boden das Erholungsheim der Heimglückbewegung angeschlossen. Diese Einrichtung bietet den Vorteil, daß am wirklichen Leben gelernt wird und daß die Kritik der Leistung sofort auf dem Fuße folgt.

Daß die Bräuteschule in der schönsten Lage Eisenachs im romantischen Mariental mit Blick zur Wartburg liegt, die flache Dachterrasse des Hauses, das abgeschlossene eigene Waldgrundstück zur Morgengymnastik, zu Luft- und Sonnenbädern, die notwendige Gelegenheit zu ungestörter körperlicher Erholung bietet zum Zweck der Stärkung und Gesundung des jungen Frauenkörpers vor der Ehe, ist auch ein wichtiger Faktor.

Wenn so alle Bedingungen erfüllt sind zu allseitiger Ertüchtigung, so ist doch unstreitig *das wichtigste Moment* das der *inneren Zurüstung* im Hinblick auf die große *Eheverantwortung* gegenüber Gatte, Kind und Volk. Wir sehen in der Erfüllung dieser, an unsere Schule gestellten Erwartung unsere wichtigste Aufgabe und führen sie deshalb auf dem Boden ernst christlich-nationaler Gesinnung, damit auch durch sie *die* Arbeit an der zukünftigen deutschen Familie geleistet werde, die unser Volk wieder zu neuer Ethik und Sittlichkeit emporführen kann.



Sennecke

Morgenwäsche

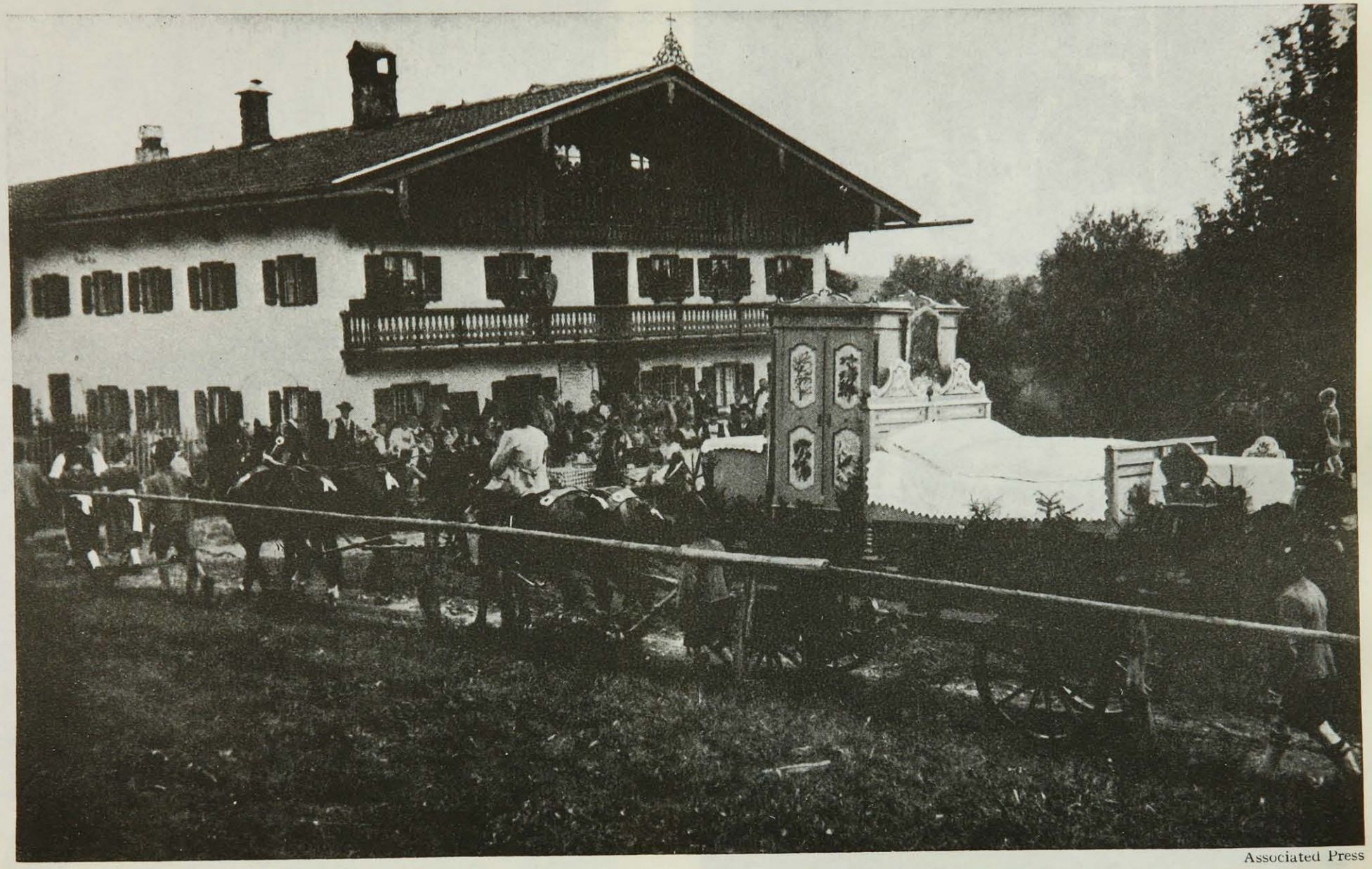
New York Times

Aus der Brautschule in Eisenach

New York Times

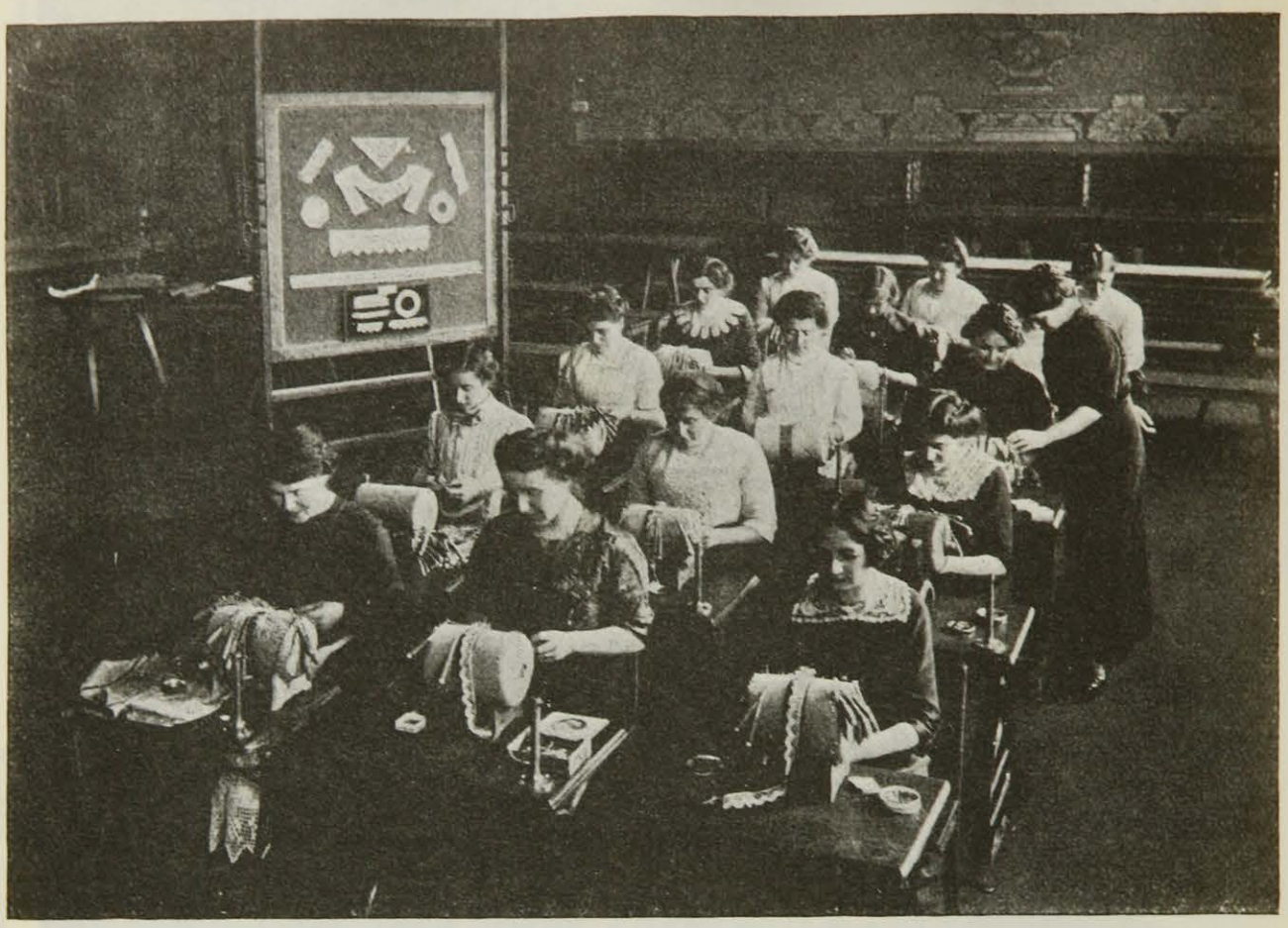
Frau Lejeune und ihre Brautschule

Graf Ludwig Salm



Associated Press

Hochzeitsbrauch in Bayern



Städtische Spitzenklöppelkurse in Berlin (1913)

Atlantic

Dienstmädchenschule in Hamburg (1910)

Familienleben in Park-Avenue

Von

Jean Lasserre

Eines Abends kommt ein junges Mädchen zu seinen Eltern nach Hause; wie jeden Tag. Direkt aus dem Büro, wo sie arbeitet. Und vertreibt sich die Zeit mit allem Möglichen, läßt das Grammophon laufen, trinkt einen Whisky; wie jeden Tag. Dann geht man zu Tisch. Und während des Essens, etwa zwischen dem zweiten und dritten Gang, sagt sie seelenruhig: „Übermorgen heirate ich."

„So? Wirklich?", meint der Vater und streicht weiter seine Brötchen.

Schweigen. Man spricht von anderen Dingen. Erst nach Tisch fragt die neugierige Mutter: „Wen heiratest du denn?"

„Ach, du kennst ihn nicht . . ."

Das spielt sich in einer sehr ehrenwerten Familie des amerikanischen Westens ab, in jenem Teil des Landes, wo am strengsten an den alten Traditionen festgehalten wird. Dieses junge Mädchen, 24 Jahre alt, ist immer ein braves Kind gewesen. Die Eltern können nur hoffen, daß es ein anständiger Kerl ist, den ihr Kind heiratet. Werden die Eltern zur Trauung gehen? Kaum. Gebraucht werden sie jedenfalls nicht.

Das junge Mädchen hat eine Schwester, die ein paar Monate später ebenso heiratet. Mit einem einzigen Unterschied: sie hält bei ihrem vierten Mann. Alter: 22 Jahre.

Ein Deutscher hat in Europa eine Amerikanerin kennengelernt. Er betet sie an. Sie liebt ihn und schenkt sich ihm. Eines schönen Morgens teilt sie ihm mit, daß sie nach USA zurück muß. Es fällt ihr schwer, es muß aber sein.

„Warum?" fragt der Deutsche.

„Ich soll heiraten."

Nie hatte sie ein Wort davon gesagt. Jetzt hörte er zum erstenmal davon. Und wohl auch zum letzten, denn sie ist unerschütterlich und hat bereits ihre Schiffskarte. Den Tod im Herzen, begleitet er sie an den Hafen: „Ja, aber warum heiratest du denn nicht mich?"

„Weil ich dich liebe."

„Um so mehr!"

„Nein. Ich will frei sein. Wenn ich frei sein will, dann darf ich nicht den heiraten, den ich liebe. Und du bist der einzige, den ich liebe . . ."

Die Sirene heult. Die Schornsteine speien ihre langen, schwarzen Fahnen aus. Langsam fährt der Dampfer davon.

„Leb wohl!" ruft Lohengrin.

„Auf Wiedersehen!" antwortet Onkel Sams Nichte. „Auf bald . . ."

Denn sie kommt zurück. Allein selbstverständlich. Aber verheiratet. Und frei.

*

Noch eine Geschichte von einem Schiff. Aber diesmal auf der amerikanischen Seite des Ozeans. Am Peer der Hamburg-Amerika-Linie erwartet ein Junge, er heißt Bobby, seine Braut, die aus Frankreich zurückkommt. Sie war ein Jahr drüben, um die Sprache und gute Manieren zu lernen. Da ist auch schon das

Schiff. Und da ist auch schon das Mädchen. Kuß auf den Mund. Dann sagt Bobby strahlend: „Morgen früh heiraten wir, Liebling. Ich habe schon unsere Freunde verständigt, es wird ein sehr lustiges Fest."

„Nein, Bobby, morgen nicht."

„Warum nicht? Hast du es dir überlegt?"

„Nein, mein Schatz, ich habe es mir nicht überlegt. Aber die Sache ist so: Ich habe in Frankreich geheiratet."

„Du hast geheiratet?"

„Ja. Weil ich ein Kind bekommen habe."

„Das ist ärgerlich."

„Nein. Denn ich lasse mich jetzt scheiden. In vierzehn Tagen ist die Sache erledigt. Dann können wir heiraten und veranstalten ein schönes Fest."

„Bist du sicher, daß du die Scheidung bekommst?"

„Ach ja. In Frankreich ist das sehr leicht."

Und eng umschlungen geht das Brautpaar ab. Dann sagt Bobby nach einiger Überlegung:

„Wir werden lieber in Frankreich heiraten, Liebling."

„Ja . . . heiraten wir in Frankreich."

Nach ein paar Minuten . . . dann fährt Bobby fort:

„Wie heißt denn dein Kind, Liebling?"

„Es heißt Bobby, mein Schatz . . ."

„Wie süß du bist . . .!"

*

Die amerikanischen Mädchen sind genau so wie alle andern: sie wollen heiraten.

Daß die amerikanischen Frauen den Männern sehr überlegen sind, steht fest. Sie sind aufgeweckter und kultivierter. Wenn man außerhalb des Geschäfts mit reifen Männern spricht, hat man das Gefühl, Kinder vor sich zu haben. Da sind die Frauen ganz anders. Die Frauen ziehen aus ihren Studien einen weit größeren Nutzen als die Männer. Sie eignen sich, wenn schon kein Wissen, so doch einen gewissen Firnis an, der sie zu einer einigermaßen menschlichen Konversation befähigt.

*

Die jungen Mädchen in Amerika wollen vor allem ausgehalten werden. Und so gut wie möglich. Das beste und sicherste Mittel des Ausgehaltenwerdens ist die Ehe. Der Gedanke, daß sie dadurch ihre Freiheit und Unabhängigkeit aufgeben müßten, ist ihnen bestimmt auch nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen. So wenig wie die Idee, daß Heiraten und ein Heim gründen dasselbe sein könnte.

Die Ehe bedeutet: so viel Geld wie möglich, Toiletten, Flirts, jedes Jahr ein neues und immer schöneres Automobil und einen guten Kameraden, den man nicht allzu oft sieht und dessen Namen man trägt. Manchmal passiert etwas: ein Kind.

*

Die amerikanische Ehe hat einen ziemlich schlechten Ruf, der aber nicht ganz berechtigt ist.

Hanna Nagel *Die stumme Kreatur*

Vor allem einmal die klassische Geschichte von dem jungen Mann, den man betrunken macht und dann mit Gewalt heiratet. Ein alltäglicher Fall, der sich in jeder beliebigen Familie bereits ereignet hat. Wieviele nette kleine Jungs, die eines Abends ausgezogen sind, um sich zu unterhalten, erwachen früh mit pappigem Mund und von den heiligen Banden der Ehe gefesselt. Sie sind gar nicht zu

zählen. Und dabei muß zugegeben werden, daß das Experiment meist gar nicht so schlecht ausfällt.

Derartige Dinge passieren gewöhnlich reichen jungen Leuten und sind meist von langer Hand von Spezialisten in derlei Angelegenheiten vorbereitet worden. Gewöhnlich spielt sich die Sache so ab: Man sucht sich einen jungen Millionärssohn aus. Eines Tages im Klub lernt irgendein Herr ihn kennen, ist liebenswürdig und sagt ihm ein paar nette Schmeicheleien. Dann wird gemeinsam diniert. Der Herr stellt dem jungen Millionär einen seiner Freunde vor und dann noch einen. Man lädt einander gegenseitig ein. Und es dauert gar nicht lange und man bildet einen unzertrennlichen Kreis. Frauen sind selbstverständlich auch dabei. Und ebenso selbstverständlich verliebt sich der junge Millionärssohn in eine von ihnen. Wenn er schließlich recht fest hängt, dann gießt man eines schönen Abends viel Champagner, Whisky und Gin in ihn hinein. Und am nächsten Tag hat sein Vater eine Schwiegertochter.

Dagegen ist gar nichts zu machen. Die Gesetze schützen die Frau. Der Bub ist verheiratet. Und da es sich um einen bekannten Namen handelt, bringen die Zeitungen die Neuigkeit. Für die Frau bedeutet der Streich ein Vermögen. Und die Helfershelfer können auf ihren Anteil rechnen.

Oft versucht der Vater, seinen Sohn zu retten. Er kauft sich das Stillschweigen der Frau und der Zeugen. Oder er versichert sich eines Richters, der in aller Stille die Scheidung durchführt. Aber das alles ist sehr kostspielig.

*

Das Kino und gewisse Romane sorgen für die Verbreitung solcher Geschichten in der ganzen Welt. In einem der letzten Bücher Upton Sinclairs zum Beispiel heiratet ein junger Sekretär aus Habgier die Tochter seines Chefs, die von einem gewissenlosen Menschen zur Mutter gemacht worden war. Von da zur Verallgemeinerung ist nur ein Schritt. Und der amerikanische Romandichter scheut nicht vor ihm zurück. Auf diese Weise macht man sich von der amerikanischen Familie ein nicht gerade vorteilhaftes Bild, das oft übertrieben, aber nicht immer falsch ist.

Eines nachts im Klub Richman setzen sich Freunde an meinen Tisch. In Gesellschaft eines bildschönen Mädchens, Miß Peggy B. H.; ein in der Bankwelt und Schwerindustrie sehr bekannter Name. Ich werde ihr vorgestellt, wir trinken Cocktails. Es kommen noch andere Freunde hinzu; jetzt sind wir schon zehn. Plötzlich ruft Peggy einen alten Herrn, der an einem Nachbartisch mit einem Mädchen von den „Vanities" sitzt, einem halben Kind: „Hallo! Papa!"

Er hebt seinen weißen Kopf: „Hallo, Peggy!"

„Wie gehts, Papa?"

„Sehr gut, mein Kind."

„Und der Mama?"

„Gehts auch gut. Und dir, Peggy?"

„Es geht, Papa."

Man trinkt ein Gläschen, dann sagt Peggy zu ihrem Papa: „Ich sehe dich dieser Tage zu Hause . . ."

Worauf der Papa den Kopf schüttelt: „Ich wohne augenblicklich nicht zu Hause. Ich wohne im Hotel . . ."

Kurt Werth

— Die linden Frühlingslüfte werden dem Kinde wohltun . . .

— Ja, aber die Dame gehört nicht zu uns.

Peggy geht tanzen. Irgend jemand macht die Bemerkung, daß es ihr nicht an Bewerbern fehlen dürfte. „O gewiß!" sagt ein mir unbekannter junger Mann, „es gibt viele Burschen, die sie gern heiraten würden. Sie ist übrigens schon 26 Jahre alt, hätte also selbst nichts dagegen. Nur muß sie sich jemand Vernünftigen aussuchen und darf keine Dummheiten machen. Sie können sich denken, daß eine Menge zweifelhafter Kavaliere sehr glücklich wäre, sie ihres Geldes wegen zu bekommen. Und sie ist mißtrauisch. Es könnte passieren, daß man sie betrunken macht und in diesem Zustand mit weiß Gott wem verheiratet. Des-

Pid Elkins Sylvia Sidney

wegen hat sie sich auch versichern lassen... Die Versicherungssumme beträgt mehrere Millionen. Wenn sie im Rausch heiraten sollte, muß die Gesellschaft, mit der sie abgeschlossen hat, zahlen. Deswegen folgen ihr ständig zwei Detektive, um sie daran zu verhindern, mit einem Gigolo zum Pastor zu gehen. Sie selbst denkt ja nicht daran, aber wenn man etwas zu viel Whisky getrunken hat, ist schnell etwas geschehen . . ."

Worauf er aufsteht und ebenfalls tanzen geht. Ich erkundige mich bei meiner Nachbarin, wer der weise Jüngling ist. „Peggys Bruder. Er war siebenmal verheiratet. Seither hat auch er seine Detektive. Sehen Sie die vier Männer drüben bei der Tür? Das sind sie. Zwei für ihn und zwei für seine Schwester."

Die vier Männer im Frack sind breit und gedrungen wie Möbelpacker und haben Galgengesichter. Sie sind zwar betrunken, lassen aber ihre Klienten nicht aus den Augen. „Sie sind immer hier", sagt die junge Dame. „Wenn Peggy und ihr Bruder Dummheiten machen wollen, bringen sie sie nach Hause, sperren sie ein und übernachten im Vorzimmer."

„Wirklich?"

„Wirklich. Sie können es mir glauben: ich bin mit Peggys Bruder verlobt."

*

Das ist ein Familienbild aus Park-Avenue. Die Familie aus Park-Avenue ist das Schickste, das New York zu bieten hat. Peggy ist der Typus des jungen Mädchens aus Park-Avenue. Jungfrau ist sie selbstverständlich nicht mehr. Sie hat sogar schon mehrere Liebhaber gehabt. Und das ist der Hauptunterschied zwischen den jungen Mädchen der ersten Gesellschaft . . . und denen, die arbeiten. Die meisten Jungfrauen findet man unter den letzteren. Auf hundert Theatergirls kommen viel mehr Unschuldsengel als auf hundert Fräulein mit Millionen-Mitgiften.

Aber ein Gedanke beschäftigt sie alle: heiraten. Gut heiraten. Die armen Mädchen wollen reich sein und die reichen noch reicher. So wird die Familie gegründet.

„Wir sind hart", hat mir einmal eine Amerikanerin gesagt, die in einem gräßlichen Vorort von Brooklyn das Licht der Welt erblickt hatte und durch glückliche Heiraten und noch glücklichere Scheidungen in den Besitz von Millionen gelangt war. „Ja, wir sind hart. Aber es ist lange nicht so schwer, es gegen die andern zu sein, wie gegen sich selbst. Machen Sie sich einen Begriff, was das für ein Leben ist, wenn man niemals vertrauensvoll neben einem Mann einschlafen kann und wenn der, der neben einem liegt, immer ein Feind ist? Erfassen Sie die ganze aufregende Qual eines solchen Lebens?"

„Wer zwingt Sie, es zu führen?"

Die junge Frau spielte traurig lächelnd mit ihrer herrlichen Perlenschnur: „Es gibt kein Glück, das der Not standhalten würde. Ich bin lieber im Ritz unglücklich, als in irgendeinem Vorstadthaus . . ." *(Deutsch von Rose Richter)*

Mein erstes Abenteuer

Von

Graf Ludwig Salm

Merk dir drei Sachen: „Spiele nicht Karten, denn man verliert immer. Leih im Spielsaal niemandem Geld, sei es auch dem Rothschild, denn du bekommst es nie wieder zurück. Und nimm dich vor den Frauen in acht."

Dies war der wohlgemeinte Ratschlag meines Vaters vor meiner Abreise an die Riviera, wohin ich aus Gesundheitsrücksichten geschickt werden sollte. Außerdem hatte man sämtliche Maßregeln, die den Achtzehnjährigen vor diesen drei Gefahren schützen sollten, ins Auge gefaßt und mich nach Cannes beordert, das damals ein kleines, gar nicht mondänes Nest war.

Mein Hotel lag hoch oben in der Californie, eine gute Wegstunde von der Stadt entfernt. Zum erstenmal an der Riviera, wollte ich nicht unbedingt nur meiner Gesundheit frönen, sondern mich auch unterhalten. Es gab außer der wunderschönen Aussicht auf den blauen Golf und die dunklen, vorgelagerten Inseln wohl auch lustige Gesellschaft, Spielkasinos und hübsche Französinnen. Im Hotel wohnten vierzig bis fünfzig schweigsame Briten im kanonischen Alter. Ich fuhr also gleich am ersten Abend mit dem Hotel-Omnibus zum Spielkasino,

M. Frischmann

— Ich flehe dich an, hab Mitleid mit meinem Abendkleid!

und als ich um elf Uhr die Rückfahrt versäumt hatte, mußte ich anderthalb Stunden zu Fuß in die Berge zurückwandern. Hier war . . . meines Bleibens nicht. Ich schrieb also mehrere Briefe, in welchen ich Berichte über landschaftliche Schönheiten und meine geschwächte Konstitution gab, versah sie fein säuberlich mit den korrespondierenden Daten der drei aufeinanderfolgenden Sonntage und vertraute sie dem Hotelportier an: jede Woche einen davon an meine Eltern nach Wien! Nun flugs eingepackt und schnurstracks nach Monte Carlo in den Spielsaal.

In den ersten zwanzig Minuten hatte ich 24 000 Francs gewonnen. Es war wie ein Traum! Ein bildhübsches Mädchen begann mit mir zu kokettieren: Natürlich, ich war ja jung, schön und reich! Da trat sie an mich heran und pumpte mich um 25 Louis an. Selbstverständlich wagte ich nicht, das hübsche Kind zu enttäuschen. Doch war ich sicher, daß ihr bezauberndes Lächeln die einzigen Zinsen für das verlorene Kapital sein würden. Wie erstaunt war ich, als die Schöne in kürzester Zeit wieder kam und mir die fünfhundert Francs zurückgab. „Wollen Sie mich nicht zum Souper führen", flötete sie. Nun, mein Vater hatte schon zweimal mit seinen Warnungen unrecht gehabt — denn ich hatte nicht nur im Spiel gewonnen, sondern auch das verliehene Geld zurückbekommen —, warum sollte er sich nicht auch ein drittes Mal geirrt haben. Also: auf ins Café de Paris zu zweit!

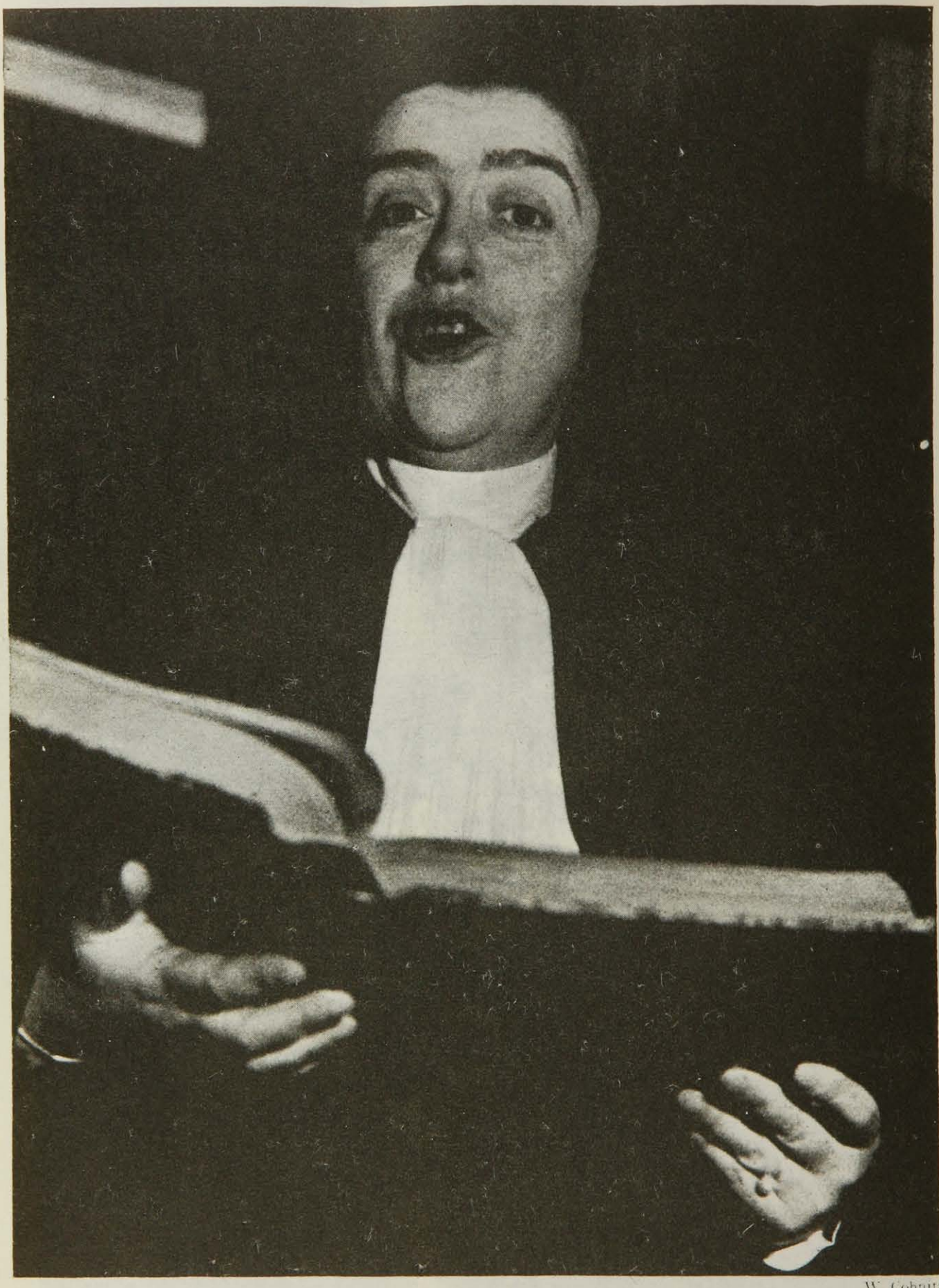
Mademoiselle Lolotte erklärte mir im Lauf der Unterhaltung, daß es entzückend wäre, wenn ich sie nach Hause begleiten wollte, doch müßte sie selbstverständlich bitten, ihr morgen früh fünfundzwanzig Louis zu schenken, aber nur, weil es ihr im Spiel so schlecht ginge. Daher hatte ich für die dritte Warnung meines Vaters nur mehr ein überlegenes Lächeln, und Lolotte führte mich oben nach Beausoleil, wo alle hübschen, ganz jungen Kokottchen wohnen. In ihrem Fremdenzimmer schlief ich den Schlaf des Gerechten, doch wurde ich für meinen Geschmack viel zu früh von Lolotte geweckt, die mich fragte, ob ich Tee, Kaffee oder Schokolade zum Frühstück wünschte. Ich murrte, sie möge mich doch weiterschlafen lassen, und drehte mich recht ungalant zur Wand. Lolotte schien zu zaudern.

Da hatte ich das instinktive Gefühl, daß die Kleine mich bestehlen wollte. Mein ganzer Gewinnst und mein übriges Geld lagen in meiner Tasche auf dem Nachttischchen. Ich stellte mich schlafend. Doch schon hörte ich das eigentümliche Geklimper des Glasvorhanges, der in dem warmen Monaco so oft die Zimmertüren ersetzt und hier das Fremdenzimmer von Lolottes Salon trennte. Beim Durchschlüpfen hatte Lolotte die Fransen des aus Glasschnüren zusammengesetzten Vorhanges in Bewegung gesetzt. Lautlos glitt ich aus dem Bett und sah, wie die kleine Blonde mit einer Banknote in der Hand leise auf eine Palme zuschritt, die im Erker stand. Dort nahm sie die Palme samt den Wurzeln und dem daranhaftenden Erdreich aus dem Blumentopf, legte das Geld auf den Grund des Topfes und pflanzte die Palme wieder drauf.

Ich schlief ungestört bis elf Uhr, wartete, bis Lolotte im Badezimmer war, entwurzelte die Palme und fand darin *zwei* Billette zu 500 Francs. Eines davon war mir gestohlen worden. Ich nahm beide an mich und beschenkte Lolotte beim Weggehen mit ihrer eigenen Fünfhundertfrancs-Note.

Holländische Familie

Sammlung J. Rona

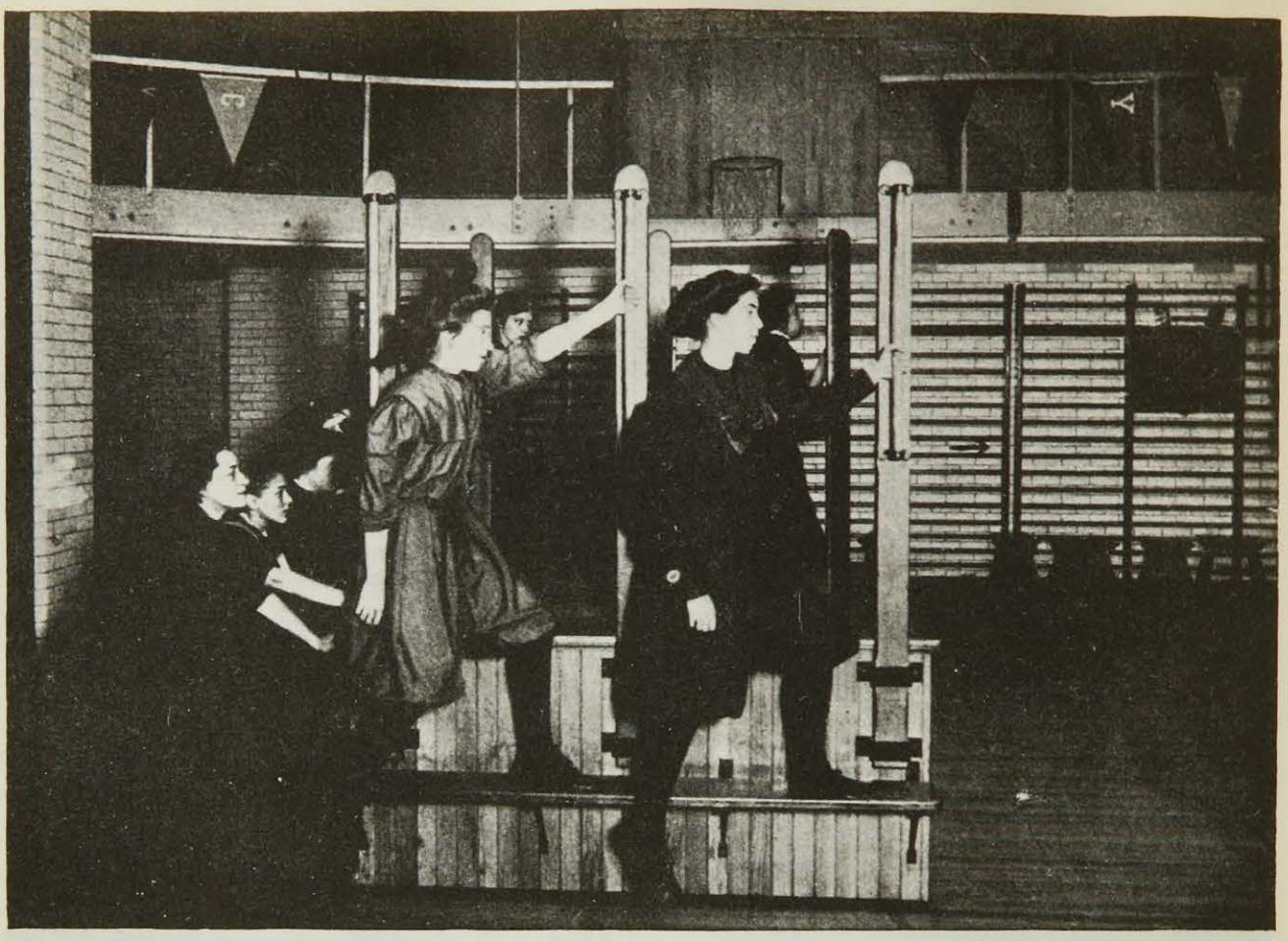


W. Cohnitz

Advokatin in Paris

Sammlung Raoul Korty

Die Kurtisane



Atlantic

Berliner Schulkinder lernen Straßenbahn-Auf- und Abspringen (1910)

Sport and General

Hochzeitspaar im Autobus (London)

Kurtisanen

Von

Paul Wiegler

Das Wort empfängt seine eigentliche Bedeutung erst von der Geldwirtschaft und seine eigentlichste von der Allmacht des Papiergelds. Sie gibt einer großen Szene bei Dostojewskij den Sinn: wenn Nastasja Filipowna, die Mätresse Tozkijs, die „Schamlose", das zusammengeschnürte Päckchen mit den 100000 Rubeln des meistbietenden Rogoschin in den Kamin schleudert. Eine Flammenzunge erfaßt das Paket, doch nur der Rand glimmt, nur ein Tausender wird versehrt. Die Kurtisane gibt in edler Rache die Kaufsumme für ihre Schönheit dahin. Sehr melodramatisch, sehr Kino. Aber wirklicher ist eine andere Banknoten-Geschichte, die von der Païva. Einem Bewerber um ihre Gunst hat die Païva zugesagt, sie werde ihm so lange gehören, bis 10000 Francs, der abgemachte Preis, verbrannt seien. Der Liebhaber bringt 12000 Francs. Die Païva breitet sie in Fächerform auf ein Marmortischchen neben dem Diwan und zündet den ersten Schein an. Die Noten werden zu Asche. Die Païva kommt wieder zu sich und triumphiert. Ihre Laune ist erfüllt. Aber der Liebhaber verhöhnt sie lachend: die Banknoten waren falsch.

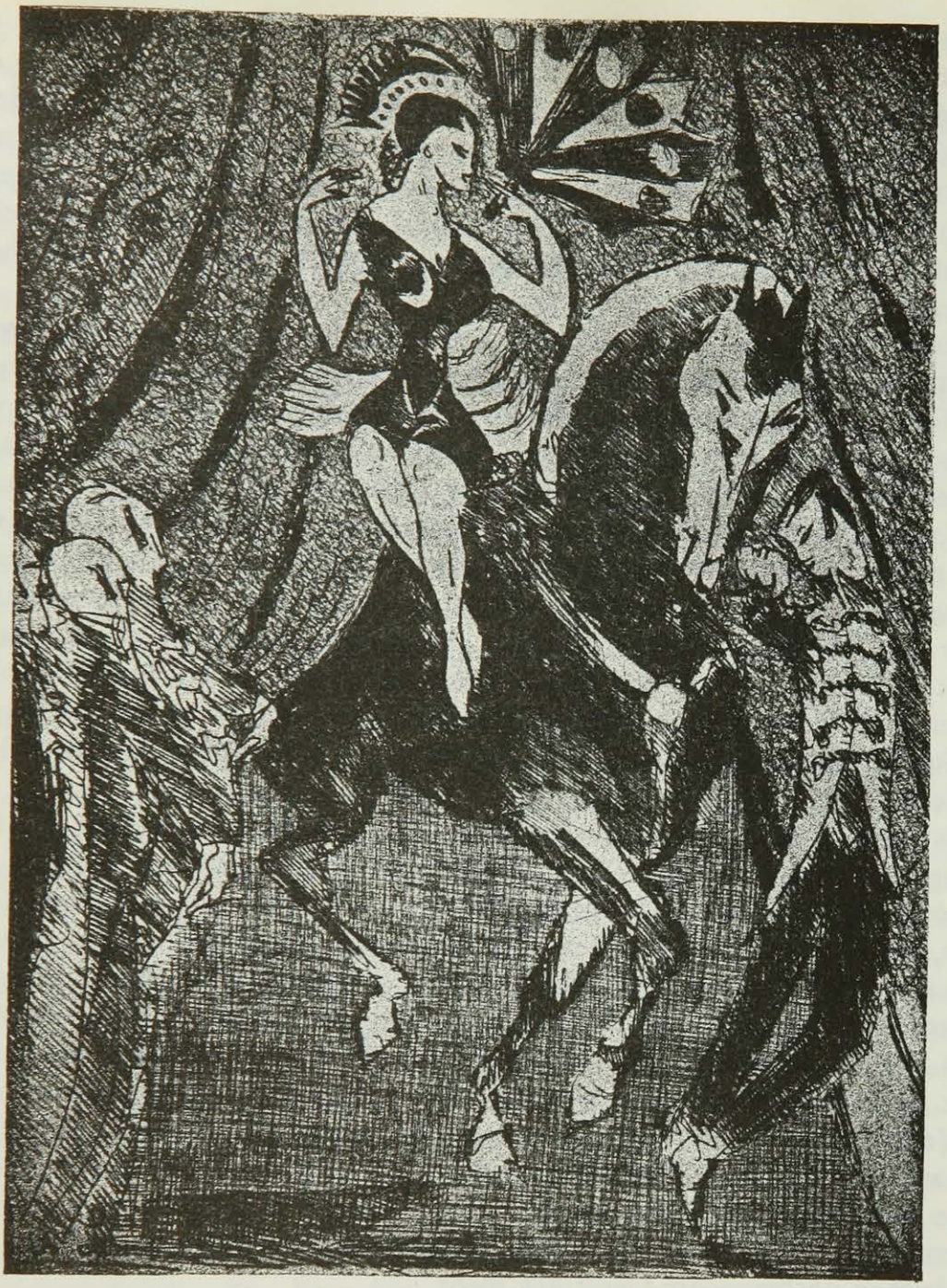
Die stärksten Kurtisanen-Typen, die je von Dichtern geschaffen wurden, erstehen im neunzehnten Jahrhundert, im Vorstadium des Kapitalismus. Sie sind unempfindlich raffende Räuberinnen und heißen Rebekka Sharp und Valerie Marneffe. Thackerays Rebekka, „Becky", ist die kalte Vernunft. Der plumpe Kapitän Rawdon hat sie geheiratet. Von Mylord Steyne, der ihr Sklave geworden ist, wird sie mit Papiergeld und Juwelen überschüttet. Sie hat ihren Platz neben Seiner Königlichen Hoheit, man serviert ihr auf goldenem Geschirr. „Wenn sie gewollt hätte, so hätte sie wie eine zweite Kleopatra Perlen in ihrem Champagner auflösen können, und der Magnat von Peterwardein würde die Hälfte der Brillanten an seiner Jacke für einen zärtlichen Blick dieser bezaubernden Augen gegeben haben." Ihr Gatte ohrfeigt sie und wirft sie hinaus. Sie zigeunert auf dem Kontinent, sitzt in Brüssel mit galanten jungen Leuten an der Table d'hôte und dem Ecarté-Tisch der Madame de Borodino, ist die Königin der Hôtels garnis von Paris, spielt, trinkt, borgt, hat eine hemmungslose „disrespektability", verkehrt mit Hausierern, Akrobaten, Studenten, wohnt in schmutzigen Dachkammern, ihr Schminktöpfchen, eine Likörflasche, einen Teller mit Aufschnitt neben ihrem Bett, Pomadenflecke auf ihrem rosa Domino; und ist zuletzt bigott, heuchlerisch, bürgerlich.

Heine sieht auf der Place Bréda das Urbild von Balzacs Marneffe, eine „unterhaltene Gottheit": „Sie trug ein graues Hütchen von gesuchter Einfachheit und war vom Kinn bis zu den Fersen in einen prachtvollen indischen Schal gehüllt, dessen Saum über das Pflaster hinstreifte." Die Marneffe unterjocht den Baron Hulot, einen Parfumeur und einen brasilianischen Krösus und ist, in der Maske der Frau „comme il faut", Erpresserin. Viel echter als in Balzacs „Splendeurs et misères des courtisanes" Esther van Gobseck, die „Torpille", die durch die Ausstattung mit einer Tante, einem Hotel, einem Wagen, Lakaien, einem Koch,

Hüten und Zeitungs-Echos in Kurs gesetzt werden soll und, liebende, jammernde Büßerin, sich vergiftet, als Nucingen, der Bankier, der Greis, ihr ein Palais und 750000 Francs geschenkt hat. „Ein Vermögen schmilzt", bemerkt Balzac über die Kurtisanen, „in den Händen dieser Geschöpfe, deren Tätigkeit in einem Sozialsystem nach Fourier wohl die ist, daß sie die von Geiz und Habgier verursachten Schäden ausgleichen. Diese Verschwendung ist für den Organismus der Gesellschaft offenbar, was für den Körper, der zuviel Blut hat, ein Lanzettstich ist." Aber Balzac läßt den Kurtisanen nicht nur die Möglichkeit des Sinkens ins Elend. Auch die der Klugheit vorsorgender Rentnerinnen.

Seine naive Soziologie wird dann von Dumas überboten, für den die Absperrung der ehrbaren Frauen gegen die Spekulantinnen der Liebe gefallen ist. Die wahren Damen passen sich „diesen Damen" an: „Zwischen den Töchtern der Portierweiber und der Nachkommenschaft des Feudaladels begann eine freiwillige Annäherung im Zeichen der Krinoline, der Schminke und der venezianisch roten Haarfarbe. Kurtisanen und Damen der Gesellschaft liehen einander Kleidermodelle aus, unter Vermittlung eines Bruders, eines Freundes, eines Geliebten, manchmal auch eines Gatten. Man hatte dieselben Toiletten, dieselbe Sprache, dieselben Abenteuer und Liebschaften, dieselben Spezialitäten." Das ist Zeitgeschichte um 1850. Das Napoleonische Kaisertum vollendet sie. In dem Paris der Finanz, des Jockey-Clubs, der Oper, des Café Anglais und des Mabille errichten die Illegitimen ihre Herrschaft.

Therese Lachmann, die Fremde aus Russisch-Polen, die den Schneider Villegoing geheiratet hat, den Marquis Ajauro von Païva und ihren schlesischen Grafen, und bei der auch die Schriftsteller und die Künstler zu Gast sind, residiert in dem Prunkbau in den Champs Elysées, eine weißgepuderte, immer bis zum Kreuz entblößte, unerbittliche Geschäftsfrau. Léonide Leblanc, die beim Theater war und Politik treibt, ist Orléanistin, auch ohne ihre Beziehungen zu dem Herzog von Aumale, dessen täuschend ähnliche Wachsfigur sie in ihrer Etage am Boulevard Haußmann durch einen Türspalt zeigt. Ist eine Hysterikerin der Lüge, eitel und verschlagen. Die Tänzerin Céleste Venard, Mogador genannt nach der glorreich beschossenen Stadt in Marokko, wird durch einen ruinierten Edelmann Gräfin von Chabrillan. Musset, der kranke Zyniker, hat ihr, als sie noch käuflich war, aus einem Siphon mit Sodawasser den Busen bespritzt. Sie hat nicht einmal schreiben können; aber dann erscheinen Romane von ihr, Stücke und Memoiren. Die braunhaarige, üppige, durch ihre Passivität lockende Anna Deslion, die Arbeitertochter, die noch im Luxus an einsamen Vormittagen in weißer Unterjacke, mit gelbem Halstuch, in schlechten Pantoffeln durch ihre Zimmer läuft, fängt den Prinzen Jérôme Napoléon und verliert alles, Schmuck, Spitzen, Möbel, Equipagen, im Zusammenbruch einer Auktion. Cora Pearl, die blonde Engländerin, auch sie eine der Freundinnen Jérômes, bewirtet ihre Kavaliere mit fabelhaften Soupers und hat Araberpferde. Vichy und Baden-Baden bereist sie mit ihrem Troß. In einem englischen Seebad wird ihr der Eintritt in den Spielsaal verweigert. Der Herzog von Morny, der Halbbruder des Kaisers, beschützt sie, an seinem Arm geht sie hinein. Nichts bleibt von ihrem Palais, ihrem Glanz; nur drei Männer, Mori, ein Brite, Perez, ein Spanier, und ein Unbekannter, begleiten ihren Sarg.



Franz Baum (Radierung)

Heirat mit Habsburg

Von

einem Habsburger

Bei der Verheiratung von Habsburgern mußte auf so viele Umstände Bedacht genommen werden, daß der Kreis der Heiratsfähigen, sowohl Jünglingen als Mädchen, beträchtlich zusammenschrumpfte. Vor allem war eines unerläßlich: die katholische Religion; die Ehe sollte ebenbürtig sein, also kamen,

mit großer Duldung, eventuell noch mediatisierte Häuser in Betracht; auch sollten die Vermögensverhältnisse, wenn nicht zum mindesten gleich, so doch eher günstiger sein. Auf Eigenschaften des Geistes und des Körpers wurde fast kein Gewicht gelegt, denn ein Prinz oder eine Prinzessin konnte doch nicht anders als schön sein. Ob sich die jungen Leute liebten oder nicht, war völlig gleichgültig. Kam es dennoch zu Liebesehen, deren Anfang vielversprechend schien, so quittierte man diese überflüssigen Gefühle mit einem gönnerhaften Lächeln.

Eines Tages taten die Eltern geheimnisvoll, das ausersehene Opfer wurde plötzlich mit besonderer Sorgfalt behandelt, Anschaffungen wurden gemacht, von bevorstehenden Reisen geredet, über eine bestimmte Familie mehr als sonst gesprochen, Briefe gingen hin und her — und eines Tages reiste die ganze Familie in eine fremde Residenz: zu Besuch. Es gab da festlichen Empfang, viele Umarmungen und Küsse auf Haupt und Wangen, die beiderseitigen Eltern sahen sich mit leuchtenden Blicken und siegesbewußter Miene an, als ob sie sagen wollten: Ist das nicht prima Ware, die ich euch anbiete? Allsogleich wurden, unter den plumpsten Vorwänden, die zukünftigen Brautleute allein gelassen, damit sie sich, man verzeihe diesen vulgären Ausdruck, beschnüffeln sollten. Waren sie bisher arglos gewesen, so ging ihnen doch ein Licht auf und zugleich ein Schreck durch die Glieder, denn nun hieß es: Zugegriffen. Ein Zurück gab es nicht mehr.

Es setzte nun die Überredungskampagne ein, mitunter zart, aber meist eindeutig und energisch. Der Tenor dieses kaum mehr verhüllten Befehles war: „Nun haben wir (d.h. die Eltern) diese Reise unternommen, die zu deinem Glück führt, und du hast dich zu entscheiden. Untersteh dich ja nicht, nein zu sagen, denn sonst sind wir blamiert!" Alle ängstlich gestammelten Gegengründe prallten an dem Willen der Eltern ab. Zumeist fügten sich die Opferlämmer ohne weiteres, denn es gab niemanden, der ihnen zur Seite gestanden wäre oder sie gedeckt hätte. Alle, alle redeten zu, und so konnte womöglich am ersten Abend schon die Verlobung in alle Weltgegenden telegrafiert werden, und wenn die Betroffenen sich zu Bette legten (selbstredend, um kein Mißverständnis hier aufkommen zu lassen, jeder für sich), so dachten sie wohl, eine Maus zu sein, hinter der die Falle zugeschlagen hatte, bald einen völlig Fremden neben sich liegen zu haben, und dergleichen unabweisbare Gedanken mehr.

Es gab aber auch harte Köpfe, die entweder schlankweg nein sagten oder diplomatisch einer entscheidenden Aussprache aus dem Wege gingen oder sie so weit hinausschoben, daß die verzweifelten Eltern keinen anderen Ausweg mehr wußten, als den Befehl zum Packen zu geben. So oder so, die Blamage war da, und nun sollte sie nur noch maskiert werden. Wenn aber das „Geschäft" abgeschlossen und die umständlichen finanziellen Fragen nach endlosen, oft herbe Worte einschließenden Konferenzen erledigt und danach erst der Hochzeitstag festgesetzt war (um einige Monate später), so wurde beiderseits fieberhaft gearbeitet, die Hochzeit so prunkvoll und schön wie möglich zu gestalten. Die fand bei den Habsburgern in der Residenz der Braut statt, also in Wien, denn auch jene Zweige dieser Familie, die nicht in Wien residierten (um diesen Kurialausdruck zu gebrauchen), wie die Toskaner in Salzburg und die Josephs in Buda-

pest, kamen hierzu nach Wien; jedoch nur, wenn es sich um einen fremden Prinzen königlichen Geblüts handelte.

Dann wurde der ganze Prunk des spanischen Hofzeremoniells aufgeboten. Die Säle der Hofburg waren gedrängt voll von Damen der Aristokratie, behangen mit den Familienjuwelen, ordensbesäte, goldgestickte Staatskleider umhüllten die Herren des Hofadels, der Diplomatie, der Staatswürdenträger, in der Burgkapelle flimmerte es von Lichtern, und Wolken von Weihrauch umhüllten die Geistlichkeit, in deren Mitte allein und unnahbar ein Erzbischof oder Kardinal das Brautpaar erwartete. Dieses kam langsam heran. Die kostbare Schleppe der Braut wurde vom Pagen getragen, neben ihr schritt stolz und gewichtig der Bräutigam. Im Chor rechts der Kaiser, links die Eltern der Brautleute. Die Braut hatte erst einen tiefen Knicks gegen den Kaiser zu machen, um sich gewissermaßen dessen Zustimmung zu erbitten, und einen ebensolchen gegen die Eltern; wonach sie das Jawort zu sagen hatte. Ebenso steif und gemessen ging es dann zurück, es gab sonach eine große Gratulationscour und ein Hochzeitsfrühstück von fünfzehn Gängen, worauf die Brautleute, erdrückt von den Segenswünschen der Familie, ihre Hochzeitsreise mehr oder weniger heiter antraten.

* *
*

Es ist bekannt, daß die Ehe des Kaisers Franz Joseph, des Hofrats auf dem Throne, mit der mimosenhaft zarten und geistig hochgebildeten Elisabeth von Bayern auf die Dauer das nicht gehalten hat, was des Kaisers energische Mutter Sophie, auch Prinzessin von Bayern, sich versprochen hatte. Ursprünglich soll Franz Joseph für seine Kusine Elisabeth, Tochter des Palatins Joseph von Ungarn, lebhaft geschwärmt haben. Vielleicht aber hat diese selbst, eine Maria Theresia an Erscheinung und Geist, ein erträglicheres Leben als das im grellen Licht des Thrones vorgezogen, und ihre beiden Ehen mit dem Herzog von Modena und mit dem Erzherzog Karl Ferdinand sollen friedlich und, da sie eine energische Person war, verhältnismäßig glücklich gewesen sein. Die Ehe des Kronprinzen Rudolf mit Stephanie von Belgien war schon von allem Anbeginn an eine verpfuschte Sache. Derartige Gegensätze hätten nicht zusammengespannt werden sollen. Franz Ferdinand, ein starrer, unduldsamer und wenig begabter Charakter, hätte um die Tochter Maria Josepha des Prinzen Georg von Sachsen freien sollen. Er wollte aber nicht. Und um nun die ganze Reise der Familie Erzherzogs Karl Ludwig, seines Vaters, nach Dresden nicht umsonst unternommen zu haben, wurde der nette Lebemann Otto, jüngerer Bruder Franz Ferdinands, dem alles egal war, zum Lückenbüßer herangeholt, und er führte auch ohne Widerrede Josepha heim. Dies war ein ebensolcher Mißgriff wie jener mit Rudolf, denn Otto lebte weiter, als ob er ledig wäre, und machte sich aus gar nichts etwas draus, ja, er war noch kaustisch in seinen Ansichten über prinzliche Ehen. Der schöne und stets heitere Mann ist dann im besten Alter einer akuten Krankheit erlegen, die er sich im Irrgarten der Aphrodite zugezogen hatte. Glücklich, fast bürgerlich glücklich hingegen, war die Ehe des Erzherzogs Leopold Salvator, des Seitenzweiges Toscana, mit der Prinzessin Blanka von Bourbon, Tochter des spanischen Kronprätendenten Don Carlos, Herzogs von Madrid. Diese beiden verstanden einander, und ihre Häuslichkeit,

in die sie sich gern zurückzogen, war von gegenseitiger Achtung und rührender Sorgfalt und Liebe erfüllt. Er war Artillerietechniker, man würde heute „Bastler" sagen, ein einfacher und tüchtiger Mensch, und sie ein richtiges Hausmütterchen, das sowohl in der Kinderstube, die sich erst spät leerte, wie in Haus und Küche bewandert war. Leopold Salvator ist im vergangenen Jahr in Wien gestorben, und Blanka lebt noch dort in völliger Zurückgezogenheit in zwei kleinen Stuben ihres Palastes.

Die Ehe des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand mit Sophie Gräfin Chotek hat einen romantischen Anfang gehabt. Franz Ferdinand kam öfters nach Preßburg zum Besuch der Familie des Erzherzogs Friedrich, dessen Ehe mit vielen Töchtern gesegnet war. Diese Besuche deutete Friedrichs Gemahlin Isabella, geborene Prinzessin Croy, nicht anders, als daß Franz Ferdinand auf eine ihrer Töchter ein Auge geworfen habe, und es erfüllte sie mit ungeheurem Stolz, die Schwiegermutter des zukünftigen Kaisers zu werden. Eines Tages aber entdeckte ihr wachsames Auge, daß Franz Ferdinand Gefallen an ihrer Hofdame Gräfin Chotek gefunden hatte, und nun war sie aus allen Himmeln gefallen, selbst aus jenen, in denen die Ehen geschlossen zu werden pflegen, und rief, vielleicht an Busch anklingend: „Abscheuliches Mädchen, verlasse das Haus!" — Nach Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten — denn Franz Joseph verbot eine unstandesgemäße Ehe — wurde Sophie zur linken Hand Franz Ferdinands angetraut. Sophie verstand es, den störrischen und rechthaberischen Mann zu leiten. Gewiß war auch ein gut Teil Liebe zwischen den beiden, wenigstens hatte er für sie immer zarte Rücksichten, insbesondere äußerlich, und da er ja immer zu kämpfen hatte, um seiner Frau stets höher aufsteigende Ehren zu verschaffen, wird sie das zu würdigen gewußt haben. Und die Ehe des letzten Kaisers auf dem schon lange wankenden Throne der Habsburger, Karl, mit Zita, Tochter des letzten Herzogs von Parma, war eine vorbildliche Liebesehe, über alle Zweifel erhaben.

Man darf sich nicht wundern, daß bei solchen fürstlichen Ehen, in denen beide Teile meist nicht viel an Jahren differierten und die Gefühle gar bald erkalteten, um so mehr, als die Frau durch viele Kindbetten rasch verwelkte oder unförmig dick wurde, Ehebrüche des Gatten, sobald er aus dem jugendlichen Alter in den Vollbesitz seiner Kräfte kam, eine Selbstverständlichkeit wurden, die niemand tadelte. Und die Frauen? Manchmal wurde in den tratschsüchtigen Hofkreisen manches gemunkelt. Irrsinn ist es aber, die Kaiserin Elisabeth der Untreue zu zeihen, obwohl es begreiflich gewesen wäre. Sie war darüber so erhaben, daß sie ungeniert mit Herren ausritt, oder bei sich empfing, wen sie wollte, und dabei blieb sie trotz ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem Interesse königlich und unnahbar. Keine der Frauen der Habsburger ist eine Katharina II. gewesen. Gelitten aber haben viele unter der Gleichgültigkeit und dem liederlichen Leben ihrer Männer und sich dafür nicht gerächt, sondern ihre Kinder nach ihrer Weise fromm und gottesfürchtig, wie sie es selbst waren, zu erziehen versucht. Es mögen schmerzliche Verzichte auf illegales Glück ihr Herz gemartert haben. Vielleicht hat es doch kurze Augenblicke des Vergessens und des Aufgehens in Seligkeit gegeben. Aber dies haben die Frauen mit sich in die Stille der Kapuzinergruft mitgenommen.

Tibor Dery

Schaufenster in Berlin

International Graphic Press

Herzprüfung der Küssenden (Amerika)

International Graphic Press

Wettbewerb in Liebesbriefen (Amerika)

Weltrundschau

Damenstift in Mecklenburg

Atlantic

Frau Jimmy Walker (New York) mit dem Bildnis ihres Mannes

Sammlung Raoul Korty

Lina Strauß vor dem Bildnis ihres Vaters,
des Walzerkomponisten Josef Strauß

Amerikanischer Liebesbetrieb

Von

Felix Stössinger

Amerika ist durch die Krise entzaubert. Die Beunruhigung einiger Reporter, daß Berlin noch immer nicht so viel Verbrechen hat wie Chicago, hat sich gelegt. Die Justizmorde haben den Glauben gewisser Intellektueller, daß größere Rationalisierung größerer Ratio entspricht, behoben. Inzwischen ist manchen Deutschen die Überzeugung gekommen, daß die Barbareien, die Sinclair Lewis und andere schildern, amüsant zum Lesen, aber nicht zum Leben sind. Im allgemeinen glaubt noch immer der Deutsche, der sich ungern von alten Hörigkeiten trennt, daß diese Barbareien die Ausnahmen sind, über die auch der Amerikaner lächelt, während das Leben sonst anders ist. Aus den folgenden Notizen geht hervor, daß Europäer, die zu langem Leben drüben verurteilt sind, die Abwesenheit jeder Feinheit in den Beziehungen der Menschen, die Unkenntnis aller delikaten Dinge, die das Leben erst angenehm machen, als das eigentliche Kennzeichen des Landes empfinden. Die folgenden Notizen stammen aus Gesprächen mit vier Freunden aus den letzten vier Wochen. Die unglaubhaftesten Dinge habe ich nur aufgenommen, wenn sie einstimmig bestätigt wurden. Die verschiedenen kleinen Ereignisse des Lebens habe ich nur so weit notiert, als sie typisch sind. Das Material der Gespräche ergab sich aus einem zwanglosen Zusammensein, aber hinter jeder Mitteilung steht die Kenntnis von vielen Jahren Amerika. Meine Gesprächspartner haben von 7 bis zu 23 Jahren drüben gelebt, gute und schlechte Zeiten gekannt und das ganze Land bereist. Sie sind Europäer geblieben, die wieder gesehn haben, daß dem Deutschen selbst in der Krise mehr Lebensgenuß zur Verfügung steht als dem reichen Amerikaner der Prosperity.

„Habt Ihr als Musiker Nebeneinnahmen?"

„Wir haben ab und zu in sehr reichen Häusern Kammermusik gemacht. Aber zum Essen durften wir nicht zu Tisch kommen. Wir aßen mit dem Personal."

„Wie Mozart, in der Küche."

„Übrigens kann man sich nicht vorstellen, wie elend das Essen selbst bei amerikanischen Millionären ist. Dein Vetter, der als Juniorpartner einer der größten Kunsthandlungen der Welt zu allen Milliardären kam, erzählte, daß selbst bei T., einem der reichsten Männer Amerikas, das Frühstück derart war, daß er das Essen kaum hinunterbrachte. Als er bei diesem Millionär ein neu erworbenes Bild besichtigen sollte, wurde er dabei von einem Diener überwacht. Er hatte aufzupassen, daß dein Vetter das Bild nicht stiehlt. Wenn die Amerikaner ein Bild rühmen oder einen Sammler, sagen sie: Er hat Bilder, die sind alle mit der Hand gemalt."

„Also, wie steht es mit euren Nebeneinnahmen als Musiker?"

„Ich habe wenig, aber drei Musiker unseres New-Yorker Orchesters haben sehr gut verdient. Sie hatten ein Engagement, für zehn Tage Musik zu einer Orgie zu machen."

„In Amerika, eine Orgie?"

„Habt Ihr eine Ahnung, was für ein gemeines Land Amerika seit dem Kriege geworden ist? Sie sind die größten Heuchler. Ein Mann, der mit einer verheirateten Frau ein Liebesverhältnis hat, bekommt keine Versicherung, da er als unzuverlässig gilt und man keine Geschäfte mit ihm machen kann, aber die Schwester von Lee, ein braves Mädchen, das in der Provinz lebt und bei ihren europäischen Eltern sehr artig erzogen wurde, kann ich zu keiner Gesellschaft einladen, weil es mir widerwärtig ist zu wissen, was für gemeine Sachen sie sofort von den Männern hören wird, wenn sie mit ihnen eine Minute allein ist. So haben wir als Jungen unter uns in

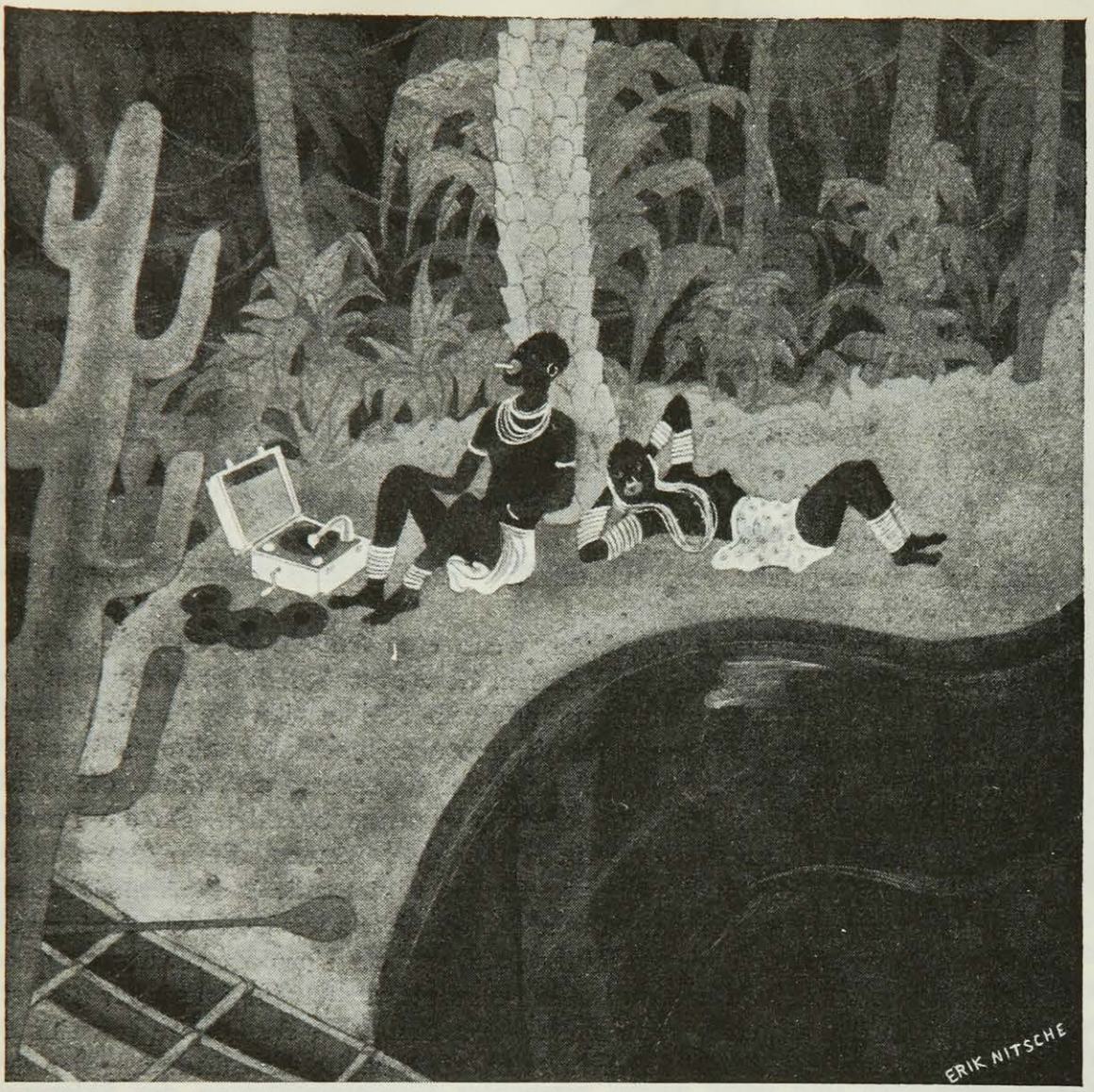
Europa nie gesprochen, wie heute die amerikanischen Männer zu jeder Frau, die sie vor fünf Minuten in einer Abendgesellschaft kennengelernt haben."

„Also die Orgie der Musiker. Sie wurden engagiert mit der Verpflichtung, zehn Tage ohne Pause zur Verfügung zu stehn, und das Haus, in das man sie mit verbundenen Augen führen würde, nicht zu verlassen. Sie hatten eine längere Eisenbahnfahrt zu machen, vor der Station, in der sie ausstiegen, wurden ihre Augen verbunden, die erst nach längerer Autofahrt nach der Ankunft in einem fremden Hause gelöst wurden. Das Haus war eine Villa, sehr einsam liegend. In dieses Haus kamen zehn Ehepaare der besten Gesellschaft, die dort zehn Tage zusammenblieben. In diesen zehn Tagen sollte jeder Mann mit jeder Frau zusammenkommen. Das Trio hatte für Musik zu sorgen. Im übrigen wäre es ganz verkehrt, sich unter dieser Orgie besondere Raffinements vorzustellen, der Amerikaner hat keine Ahnung von Liebe. Das Land ist durch und durch kalt. Die Kälte der Frauen macht die Männer unglücklich. Man sieht in diesem Heuchlerland mehr nackte Frauen und mehr Entblößungen als irgendwo sonst, aber niemand kümmert sich darum, weil kein Reiz und keine Suggestion von den Frauen ausgeht. Wie für die Männer ist für die Frauen Liebe eine Sache, die eine Minute dauert. Man kann ohne weiteres annehmen, daß die ungeheure Mehrheit der amerikanischen Frauen das Erlebnis der Umarmung überhaupt nicht kennt.Die Liebe ist für sie völlig mechanisiert, und da sie nie befriedigt werden, ist jeder, Mann und Frau, unbefriedigt und scheußlich."

„Ja", fügt C's Frau hinzu, „man kann ohne Übertreibung sagen, daß in keinem Lande der Welt die Frau eine so erniedrigende und entwürdigende Rolle spielt wie in Amerika. Äußerlich haben wir dort alles. Wehe dem Mann, der nicht im Fahrstuhl den Hut abnimmt, eine fremde Frau oder selbst eine bekannte ohne deren Willen anspricht oder auch nur irrtümlich berührt. Er ist verloren. In Wahrheit rächt sich der amerikanische Mann für die Dienste, die er der Frau sein Leben lang leisten muß, ohne von ihr dafür etwas Gleichwertiges zu bekommen, durch seine innere Verachtung, die er aber seit einigen Jahren gar nicht mehr verhehlt."

„Ich habe nie in Amerika wirkliche Freundschaft oder Kameradschaft zwischen Mann und Frau getroffen. Was es davon gibt, spielt neben der allgemeinen Haltung des Mannes der Frau gegenüber überhaupt keine Rolle. In Gesellschaft sind die Männer formell und übertrieben höflich, doch wenn man mit ihnen fünf Minuten allein ist, nehmen sie sich Dinge heraus wie in keinem Lande der Welt. Ein Mann, der eine Frau aus der Gesellschaft nach Hause bringt, greift sie im Wagen sofort frech an. Wenn sie ihn abweist, sagt er: ‚Dann wollen wir keine Zeit verlieren —' und läßt die Taxe zum Aussteigen halten. Die Leute gehn nur in Gesellschaft, um sich Sexualobjekte auszusuchen. Sie wählen schon beim Eintritt in den Raum das Objekt, das sie nach der Gesellschaft glauben sofort besitzen zu können. Man betrinkt sich so schnell wie möglich mit scheußlichsten Getränken, um eine Ausrede zu haben für das, was man dann sagen und tun wird. Wir wissen ja von unseren europäischen Freunden, wie die Amerikanerin ist. Tut hinterher, als ob nichts geschehen, redet gleich wieder vom Wetter."

„Auf meiner letzten Konzertreise kam ich in eine kleinere amerikanische Stadt, in der ein bekannter amerikanischer Pianist ein College leitet. Die Schüler wohnen auch bei ihm. Ich lernte am ersten Tag in der Stunde, die er vor mir gab, einen jungen Pianisten kennen, der sein bester Schüler sein sollte, ein netter, schüchterner Junge. Später kamen die Eltern dazu. Am nächsten Tag, kaum daß ich vierundzwanzig Stunden im Hause war, sagte mir der Lehrer folgendes: ‚Der Vater meines Schülers freut sich, Sie kennengelernt zu haben. Er läßt Sie fragen, ob Sie seinen Sohn, der noch ganz unschuldig ist, in die Liebe einführen wollen. Er glaubt, es



— *Die Kulturfilm G. m. b. H. schuldet mir auch noch 11 Mark . . .*

wäre auch für Sie nützlich und angenehm.' Wenn ich das Europäern erzähle, glauben sie, mein Benehmen hätte den Leuten irgendeinen Anlaß gegeben, mir solche Anträge zu machen."

„Jawohl, sie heucheln, daß es nichts gibt, und dabei reden sie von allem. Ich habe meiner ersten Frau und auch meiner zweiten sagen müssen, sie möge mir nichts von dem erzählen, was sie und ihre Freundinnen sich täglich mitteilen. Die Frauen reden beim Tee und bei ihrem Zusammensein von ihren Liebesereignissen wie von den Preisen auf dem Markt oder von Dingen aus der Zeitung. Das ist das Hauptgespräch. Wie sie sich hier fragen, wie es geht, was in der Familie los ist, was für Briefe von den Eltern vorliegen, tratschen dort die Frauen über alles, was im Schlafzimmer vorgefallen ist. Viel haben sie ja nicht zu erzählen, aber was immer da geschehn ist, wird getreu berichtet, wie von irgendeinem Gesellschaftsereignis — alles wird erzählt. Wie bei uns die Frauen über ihre Dienstmädchen oder ihre Besorgungen sprechen. Ohne jede Scham, ohne jede Zurückhaltung. Der Mann, der mit einer Freundin seiner Frau oder einer guten Bekannten von ihr spricht, weiß, daß ihr stets jede Bewegung aus seinem Schlafzimmer brühwarm am nächsten Tag weitergesagt wurde, auch telefonisch."

„Meint Ihr nicht, daß auch das eine Schuld des Mannes ist? Würden die Frauen darüber reden, wenn es Erlebnisse wären, die sie ergriffen hätten? Nur weil es nichts

ist, weil sie gar nicht wissen, daß es etwas sein kann, sprechen sie davon wie von irgendeiner anderen Verrichtung des Lebens oder des Tages."

„Das ist richtig. Aber wie viele Männer können ihren Frauen, die nichts spüren und immer unbefriedigt etwas Unbekanntes und doch sehr sicher Geahntes suchen, etwas geben? Die Frauen sind doch drüben genau solche Räuber wie die Männer. Ihr glaubt, man kann drüben einer Frau, die man kennt, vertrauen? Das Gesetz gibt ihnen so viele Möglichkeiten, den Mann zu erpressen, daß sie nur schwer widerstehn können. Und wenn die Frauen die Möglichkeiten nicht kennen, die das Gesetz ihnen gibt, dann treibt sich ein Haufen Anwälte in der Stadt umher, die den Frauen Fingerzeige geben und gegen prozentuelle Beteiligung, fifty: fifty, die Erpressungen einleiten."

„Und dieser Männerstaat kennt keine Schutzmittel gegen Erpressungen?"

„Nein, denn er begünstigt sie ja. Ein Kunde von mir war einer der ersten, der wegen Vergehens gegen das Gesetz zum Schutz der weißen Frau vor Versklavung zu Gefängnis verurteilt wurde."

„Ich habe davon gehört. Aber wie schützt sich der weiße Mann davor, von der Frau versklavt zu werden?"

„Er kann ohne weiteres hereinfallen, wenn eine frühere Freundin von dem richtigen Anwalt aufgehetzt wird: nach diesem Gesetz macht sich der Mann strafbar, der eine mit ihm nicht verheiratete Frau auf eigene Kosten über die Landesgrenzen transportiert. Das Gesetz wollte die Prostitution unterbinden, es sollte die Bordellvermittler treffen, die Mädchen für ihre Häuser engagieren und ihnen die Reise über eine Staatengrenze in die Stadt des Engagements bezahlen. Da die Frauen aus dem Westen und dem Land nur in Häuser gehn können, die in Großstädten liegen, sollte dadurch die Zuführung von Frauen vom Lande in die Frauenhäuser der anderen Bundesstaaten verhindert werden. Das Gesetz wird aber vor allem gegen die Männer angewendet, die je mit einer Frau, mit der sie nicht verheiratet sind, eine Reise gemacht haben. Wenn du in Chikago für zwanzig Pfennig mit der Elektrischen oder dem Bus mit einer nicht angetrauten Frau über die Grenze von Illinois fährst und selbstverständlich die Fahrkarte für sie bezahlst, hast du dich gegen das Gesetz vergangen und wirst wegen versuchter Wiedereinführung der Sklaverei bestraft, verlierst dein Vermögen."

„Kann sich der Mann nicht davor schützen, indem er die Frau bezahlen läßt und ihr das Geld später in anderer Form wiedergibt?"

„Unmöglich. Die Amerikanerin würde nur verstehn, daß der Mann nicht zahlen will und ihn sofort stehn lassen. Wenn sie das Gesetz kennt, behält sie sich bestimmt vor, es in Anspruch zu nehmen, wenn sie es nicht kennt, ist es für dich unter allen Umständen besser, denn die verschleierte Rückzahlung der ausgelegten Transportkosten, einerlei ob es eine Fahrt mit dem Motorboot oder der Elektrischen über die Landesgrenze oder eine Luxusfahrt ins Ausland war, wird auf gleiche Weise bestraft. In New York leben Anwälte davon, auszuforschen, mit was für Frauen Amerikaner nach Paris gefahren sind. Nachher forschen sie aus, ob die beiden noch zusammenleben. Sowie sie sich trennen, geht der Anwalt zur Frau und macht sie darauf aufmerksam, wie sie ihre gegenwärtige Lage verbessern könnte. Dann läßt er den Mann kommen, erzählt von den Anzeigeplänen seiner Reisebegleiterin und rät ihm, ihr lieber sein Vermögen abzutreten." — „Sein ganzes Vermögen?"

„Ja, ich kenne Leute, die bis auf den letzten Dollar alles opfern mußten. Wenn sie es nicht tun, riskieren sie den Prozeß und sind dann erst recht verloren, weil das Gesetz keine Ausnahme kennt."

„Ihr sagtet aber doch neulich, der Reiche würde nicht verurteilt. Kann er sich nicht vom Richter freikaufen?"

„Das ist teurer. Er muß zu den Richtern, zum Staatsanwalt, zum eigenen und fremden Anwalt fahren. Er muß mehr Leute bezahlen, und die nehmen ihm auch das ganze Vermögen ab, wie Wegelagerer. Besser, er gibt schnell alles her, was er nicht verstecken konnte, und beginnt von neuem, als daß er in die Zeitung kommt und sich ganz unmöglich macht."

„Die Frau ist natürlich auch von Gefahren umlauert. Wenn sie in New York auf der Straße im Regen ohne Schirm steht und, wie es allgemein üblich ist, ein Auto, in dem ein Herr allein sitzt, anwinkt, um ein Stück mitgenommen zu werden, sei es auch nur bis zur nächsten Taxe, kann sie an Ort und Stelle wegen Prostitution verhaftet werden. Der Mann mit. Vielleicht stand gerade ein Schutzmann in der Nähe, der noch kein Handgeld gemacht hatte und sich schnell zehn Dollar verdienen will. Sie verdienen an dem Umsatz einer Ware, an dem sie sich sonst in keiner Form beteiligen könnten, z. B. am Alkohol. So ist es übrigens auch mit der Liebe. Auch daran wird viel verdient, weil es ein verbotener Artikel ist."

Otto Dely

— *Rühren Sie mich nicht an!*
— *Keine Angst, ich bin nur ein Einbrecher.*

„Von wem?" — „Vom Privatdetektiv meines Hotels z. B. Ich wohnte, bevor ich wieder verheiratet war, in einem Hotel, das in der Stadt den Rang des Adlon hatte. Jeder Hotelgast wird vom Detektiv der Etage bewacht, daß er keine Frauen ins Hotel bringt. Da ich mit meinen Freundinnen ungeniert leben wollte, mußte ich dem Detektiv eine Rente bezahlen. Das haben natürlich auch andere Hotelgäste gemacht. Am meisten hat er an denen verdient, die ihm keine Monatsrente zahlten. Es war ein ganz gemeiner Ire, da ich ihn aber jahrelang aushielt, erzählte er mir alles. Wenn ein Gast sich eine Frau ins Hotel brachte, ließ er sie ungestört. Erst, wenn er dachte, sie seien schon ausgezogen (in Amerika dauert das nicht lange), klopfte er brutal an und verlangte sofort das Öffnen der Tür. Dazu ist er berechtigt. Er wäre auch berechtigt, Frau und Mann wegen Prostitution sofort zu verhaften. Bei solchen Zwischenfällen verdiente er regelmäßig zwanzig Dollar. Er wurde mit der Zeit so frech, daß er tagsüber mein Bett für seine Freundinnen benutzte, die ihn im Hotel aufsuchten. Später nahm er mein Auto und fuhr nachts um fünf in die Frühmesse. Da gab es im Hotel nichts mehr zu versäumen, und er konnte rechtzeitig in der Messe sein und zur Morgenkontrolle der Gäste zurück im Hotel . . ."

Gedicht für ein Hausmädchen

Von

Kilian Kerst

Ich kam zum Berg zur Frühlingszeit.
Ich sah sie gern und liebte sie.
Ums Haar das Kopftuch, grün ihr Kleid.
Bedachtsam war sie, hieß Marie.

So aufrecht gehend, ohne Stolz.
In Blüte, ohne kecke Pracht.
Fast-schmal, doch von gesundem Holz.
Und Knospensprung, sooft sie lacht.

So hat sie jeden Tag serviert,
die weiße Schürze lieblich um.
Stets ungeziert und ungeniert.
Denn Mensch blieb Mensch, sie wußte drum.

„Ich danke für den Zweig, Marie."
Sie hatte ihn ins Glas gelehnt.
„Ach Männer danken uns ja nie."
Vielleicht hat sie sich auch gesehnt.

Ich saß am blauen Licht vom See.
Die Gipfel waren schroff und weiß.
Marie, die Liebe tut mir weh.
Wohl schein ich dir so kühl wie Eis.

Sie aufrecht, ohne Drum und Dran,
klar das Gefühl und klar der Sinn.
Und ich ein stadtverwirrter Mann
voll Wunsch nach neuem Anbeginn.

„Marie, der Zweig steht blütenblau."
„Ach Zweige blühen ungefragt."
Und heimlich bat ich: sei mir Frau.
Ich habe es nicht laut gewagt.

Sie bog sich nach dem Spiegelglas
und wischt' es mit dem Scheuertuch.
Ich hielt die Hand ihr fest zum Spaß
und labte mich am Haargeruch.

Das war zur frühen Morgenzeit.
Dann lief ich bergwärts, bis zur Wand.
Es war, als hielt in Ewigkeit
ich ihr vorm Spiegelglas die Hand.

Zu Mittag hat sie nicht serviert.
Ich zog die Stirn in Falten kraus.
Im weißen Kleid und frisch frisiert
ging talwärts sie aus unserm Haus.

Zum Knechte sprach ich: „Seht Ihr sie?"
— Das Herzgewicht den Atem nahm.
Und er: „Zwei Tage darf Marie
nach München zu dem Bräutigam."

Die Ballade vom Kinderfräulein

Von

Anton Schnack

Martin Bloch

Mein Name ist gewöhnlich Li:
So nennen mich Herr und Frau.
Der Herr ruft heller, die Frau ruft flau;
Denn ich bin jünger als sie.
Ich muß es überhören.

Ich bin zur Liebe engagiert,
Ich bin genormt auf Kinder.
Durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Immer Kinderfuß mit mir spaziert,
Reizend, zum Betören.

Ich decke auf, ich decke zu,
Ich pudere, öle, salbe.
Es kommt und zieht die Schwalbe:
Immer bleibt der Kinderschuh,
Immer Grieß und Möhren.

Ich ziehe aus, ich ziehe an,
Ich seife, kämme, wasche,
Ich säubere Bett und Morgenflasche:
Die Zeiten ziehen ihre Bahn.
O Bergsee, Meerstrandföhren!

Ich habe für mich keine Zeit,
Nur Zeit für süße Puppen,
Für Kindertand und Abführsuppen.
Und immer ist mein Herz bereit:
Ich kenne kein Empören.

Ich bin die ewige Herzlichkeit
Für fremdes Kind, für fremdes Blut,
Ich lächle immer, bin stets gut
Selbst in der größten Schmerzlichkeit:
Herhören!

Mein Herz klopft oft erhitzt, bedrängt.
Bedrängt wodurch, bedrängt wovon:
Warum ist's nicht mein eigener Sohn,
Der sich um meine Schultern hängt?
Warum nur fremde Gören?

Der Jazz-Sänger ersetzt die Liebeserklärung

Von

Richard Wiener

Es gibt Leute, die behaupten, Goethes Gespräche mit Eckermann seien — zumindest formal — eine Fiktion, und ihr bedeutungsvoll belehrender Tonfall, ihre ein wenig speckige Glätte sei einfach ein Produkt Eckermanns. Solche Gespräche Goethes — sagen sie — habe es bestimmt niemals in Wirklichkeit gegeben, und alle Begeisterung der Welt gelte einer nicht existierenden Truggestalt. Einen ähnlichen Argwohn hege ich hinsichtlich der Liebessprache, die ich schlechthin für ein *Als ob* halte. Zumindest aber steht eines fest: was Liebende miteinander reden, ist etwas ganz und gar anderes, als was zu hören und zu lesen ist. Meistens sogar wird überhaupt nichts gesprochen.

Und darin liegt zweifellos die große Chance der Lyrik, deren charakteristisches Merkmal darin besteht, daß sie das Ungesagte später („im stillen Kämmerlein") auf dem Papier nachholt, die Lücke ausfüllt, und die man darum gut und leicht als den Treppenwitz der Liebe bezeichnen könnte. Wie andererseits ja wirklich auch die Chance der Liebe in dieser Wortlosigkeit besteht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein im aktuellen Augenblick hervorbrechendes oder hervorströmendes Liebesgedicht von dem Partner angenehm empfunden würde und der Neigung förderlich sein könnte. Schon Fragmente wie etwa *Du bist mein Sonnenschein, mein Alles* oder *Nur du erfüllst meine ganze Seele* wären unerträglich durch ihre pedantisch einwandfreie Satzkonstruktion.

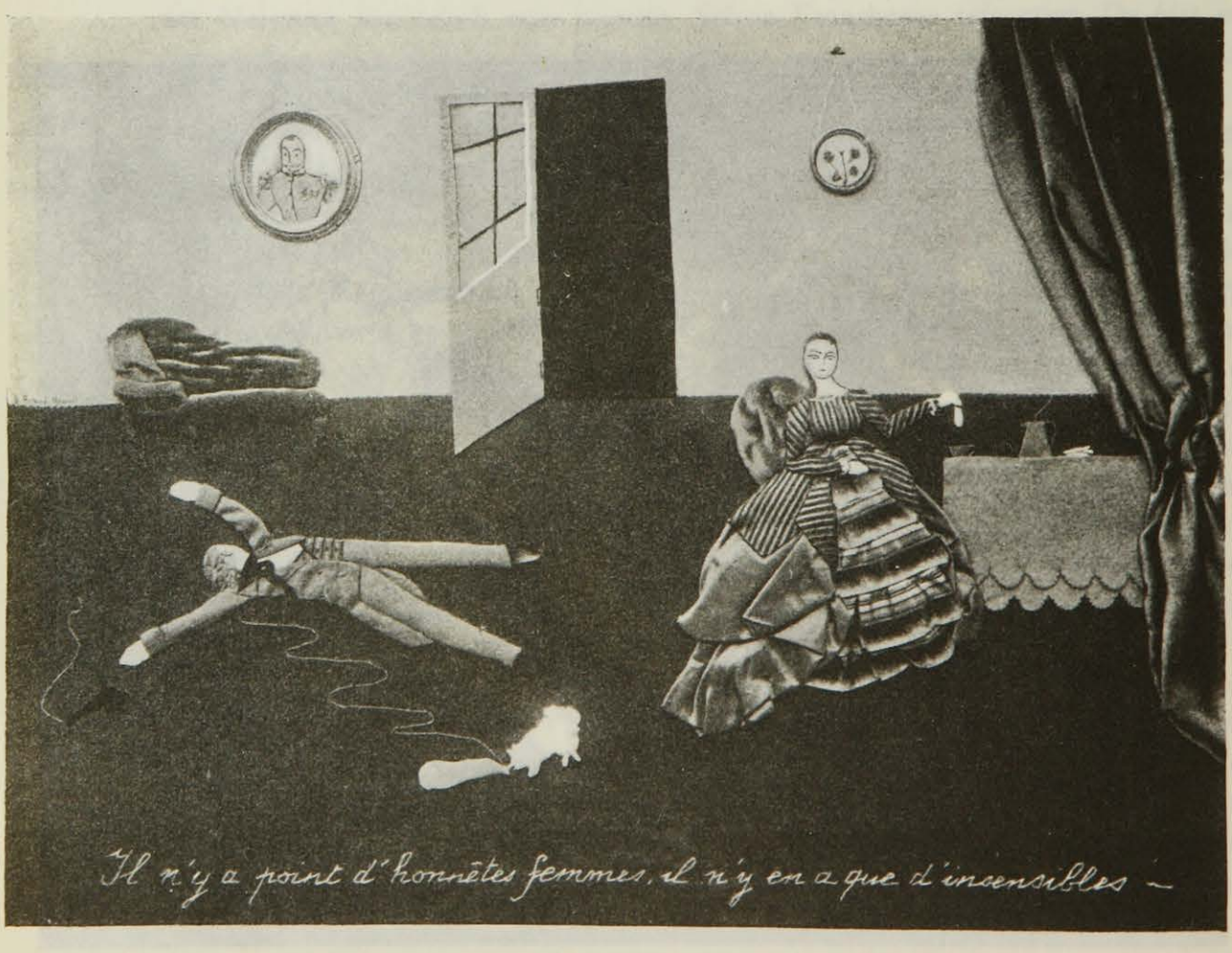
O unermeßliches Glück, daß dies doch verhältnismäßig selten vorkommt! Denn das erst ermöglicht den volkswirtschaftlich so bedeutungsvollen Handel mit Liebesworten, an dem heute — trotz allem immer noch — ungezählte Existenzen hängen. Man denke an gewisse Romanautoren, die geradezu von dem amorphen Charakter und der Schweigsamkeit durchschnittlicher Liebesszenen leben und sozusagen auf Grund einer Generalvollmacht für alle Welt das Liebeswort führen. Sie entsprechen einem dringenden Bedürfnis. Man denke an die hochentwickelte Schallplattenindustrie mit ihren Tausenden von Arbeitern, Beamten, Vertretern, Verkaufsstätten und Verkäuferinnen. Man erinnere sich der Komponisten und Textdichter, die die Mode des Jahres nach langen und eingehenden Erwägungen und Erörterungen schaffen, sei es im Rahmen von Operetten, sei es in Einzelnummern, und so eine Lücke im geistigen Bestand der Welt und des Gefühlslebens laufend auszufüllen bestrebt sind. Auch sie sind nötig, und die Rosen sind ihre Erfindung.

Man fasse aber vor allem die Jazzkapellen und Jazzsänger ins Auge, die als stets bereite Dolmetscher des Liebeslebens eine nicht mehr zu entbehrende soziale Funktion ausüben. In gleicher Weise greifen sie der Bequemlichkeit wie der Verlegenheit des Barbesuchers unter die Arme, der sich mit der Selbsterzeugung zweckdienlicher Liebesworte nicht befassen will, möchte oder kann, sei es aus beruflicher Überlastung, sei es aus mangelnder Befähigung; der, bequem in

Louvre

F. di Giorgio, Raub der Europa

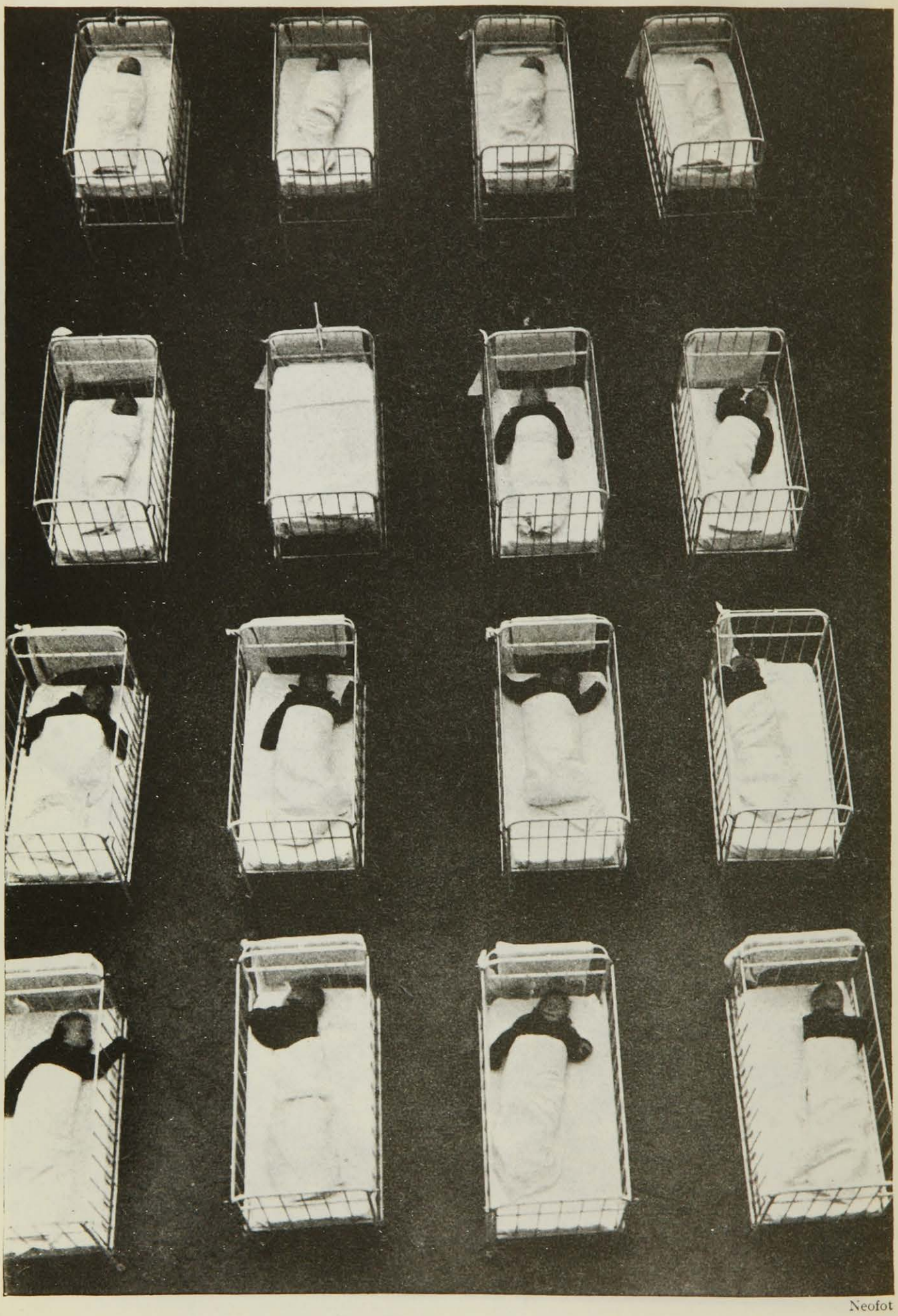
Noiton, Raub der Europa



Stoffbilder von Suzanne Roland-Manuel

Rudolf Kramer

Geschwister



Neofot

Säuglingshotel in Berlin

seinen Sessel zurückgelehnt, den Jazzsänger sprechen beziehungsweise singen läßt, was ihm selbst stürmisch das Herz bewegt, und der nur durch ein leises Flirren des Auges nach der Richtung deiner Partnerin hin unter den Schlagertext sein Siegel setzt. — „Als ich dem Klang deiner Stimme gelauscht, hab' ich die Welt mit dem Himmel getauscht", singt der Jazzsänger, und das entspricht durchaus der Ansicht des Bargastes wie auch seinem Intelligenzgrad und dem Format seines lyrischen Empfindens. Im weiteren Verlauf läßt er der Dame bekannt geben, daß sie ihm zum Palast sein Zimmer gemacht habe oder machen werde, um sie schließlich unumwunden durch des Sängers Mund als Martha, Elvira, Ilona oder allgemeiner als Madame und farbiger als Signora oder Señorita apostrophieren zu lassen, gegebenenfalls mit dem Zusatz, daß ihre Augen wie Sterne seien oder auch rätselhaft.

Nun frage man sich, ob heute ein Mensch so etwas selbst im Sprechton über seine Lippen bringen könnte. Schon die Bemerkung, ob man nicht gemeinsam einen Kaffee (wann?) trinken wolle, gilt beinahe als ein unzulässiger Lyrismus. Demgegenüber steht rätselhafterweise trotz allem auf weiblicher Seite ein verschämter, aber unleugbarer Bedarf an Zärtlichkeistausdrücken, der von den sachlicher eingestellten Partnern nicht gedeckt werden kann, weder in wirrem Liebesgestammel, wie es sich von Rechts wegen gehörte, noch in der korrekten literarischen Fassung eines Liebesbriefes oder Liebesliedes, nachher verfaßt und mit der Post zugesandt.

Hier enthüllt sich das Produktions- und Marktgesetz des Jazzliedes und seiner textlichen Formulierung. Es muß auf alle sich ergebenden Möglichkeiten seine Anwendung finden können und daher entweder die allereinfachsten Tatbestände behandeln oder orakelhaft und vieldeutig sein. Schon aus der großen Zahl weiblicher Namen, die im Mittelpunkt der Jazztexte stehen, ergibt sich, daß es hier darauf ankommt, die größtmögliche Menge von Frauen zu erfassen, wobei noch zu erwähnen ist, daß ebenso auf die Marthas Rücksicht genommen wird wie auf jene Friedas, die lieber Elvira hießen, und die so im Lied eine ungeahnte und wonnevolle Wunscherfüllung finden. Der Sänger, der ihnen dergestalt alles Erträumte gewährt, samtig ihren Namen raunt, huldigt, fleht, preist, dankt, sich sehnsuchtsvoll erinnert, vor ihrer Schönheit anbetend in den Staub sinkt, könnte trotz der unanzweifelbaren Überholtheit dieser Dinge dennoch jedes Dankes gewiß sein, wenn nicht der zuhörende und das Liebeslied zeichnende Partner ihn vorher für sich einkassierte, vermöge einer seltsamen Verschiebung des Gefühls, deren Erzeugung eben Sinn und Geheimnis des Barbesuches und Barbetriebes ist.

Der Sänger — einer für alle — ist ein Produkt neuzeitlicher Rationalisierungsbestrebungen. Er ist ein Werkzeug, ein Apparat, ein Liebeswort-Automat. Er bringt die Sprache der Liebe in allen gangbaren Größen und Ausführungen, jene Sprache der Liebe, die es — wie wir wissen — von Natur aus nicht gibt, die sich aber doch als Kunstprodukt einer dauernden Nachfrage erfreut. *Dein Märchenauge, so hold* — das läßt der Gast lieber den Jazzsänger sagen, in richtiger Erkenntnis der Inkongruenz dieser Wendung mit dem Beruf eines Realitätenvermittlers, und weil es eben verlangt wird. Der Jazzsänger tut es, der den Markt kennt und auf ihm Bescheid weiß. Man sollte sich nie in unbekannten Branchen betätigen: Laßt andere die Liebesworte erzeugen; und Jazzsänger laßt sie sprechen.

Drei Wintergedichte

Von

Franz Pühringer

*

Die Schneeflocken

Wer hat wohl
da oben
die vielen Gedichte
eingereicht,
die jetzt
hernieder tänzeln zur Erde,
abgelehnt,
verschmäht,
aber selbst zerknittert, zerknüllt
und aus dem Papierkorb —
noch weißer
als unsere, eben hingeschrieben . . .

Abend

Sperlinge zirpen in einem nackten Strauch.
Es klingt,
als haue jemand
wie ein Wilder auf einen Haufen
alter Metallreifen und Drähte ein.

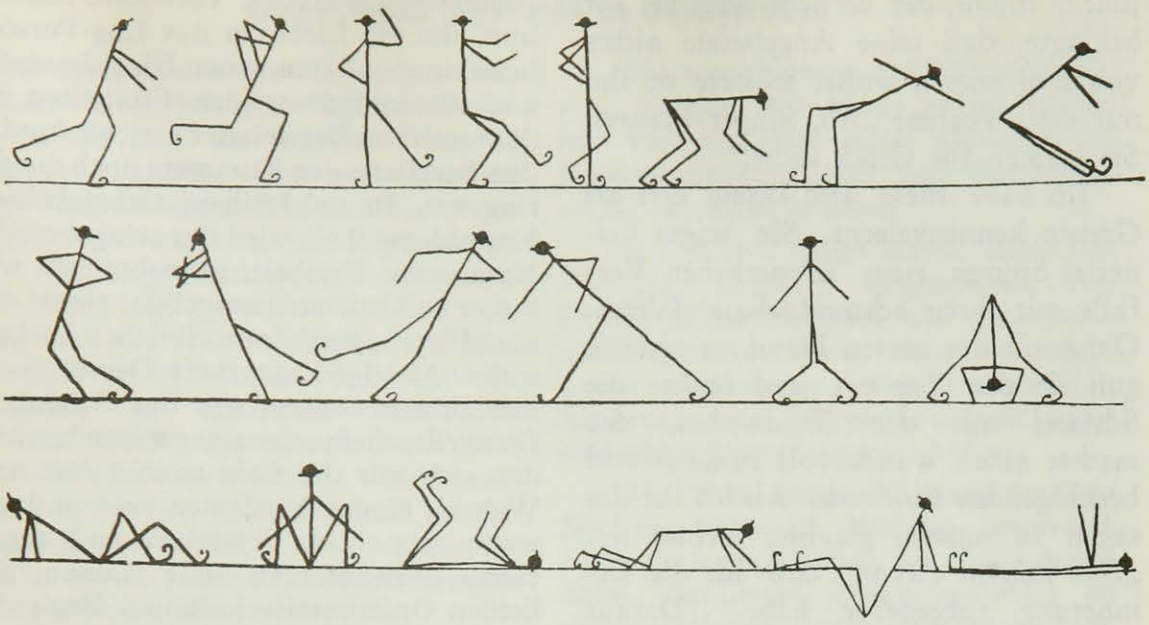
Im elektrisch erleuchteten Hallenbad
wieder ist dir,
wenn das Wasser an die hellen Kacheln schlägt
sich bricht und so die ganze Oberfläche
immerfort blinzelt, zuckt und flackert,
einen Augenblick,
als stünden unter dir
Hunderte von Jongleuren,
die unentwegt
Teller auf hocherhobenem Zeigefinger
kreisen lassen.

Mittag

Auf der anderen
Erdhälfte ist jetzt Sommer. Oh!
Denk:
Urwaldstrom.
Denk:
Mittag.
Zu den Palmen an den Ufern spricht
kein Lüftchen.
Kein Laut steht auf.
Nur einmal
schnarrt ein Paradiesvogel im Traum
und ist auch schon wieder still.

Auf einer schwimmenden Insel treibt
reglos,
heiß, daß die Luft über ihm flimmert,
ein altes
Krokodillederhandtäschchen.

Die Lineamente des Eislaufsportes.



Hans Schließmann

MARGINALIEN

Ein alte Dame ist gestorben . . .

Sie war achtzig Jahre alt geworden, sie selber und ihre Art also längst aus der Mode. Ihre Zeit war zu einer Zeit, wo man sich in Gesellschaft noch unterhielt, also lang vor dem Grammophon und dem Lautsprecher. Sie hatte noch „das junge Mädchen" gekannt, denken Sie! Und war schon eine Matrone, als es aufkam, daß sich Mütter von Kindern den Typus ihres Aussehens von siebzehnjährigen Mädchen diktieren ließen. Sie war weise genug, das alles nur etwas erstaunlich zu finden. Wie auch die Art der Unterhaltung dieser neuen Generation, die mit ihren himmlisch, fabelhaft, irrsinnig oder zum Totlachen und mit ähnlichen Elativen eine gar nicht vorhandene Erregtheit, Begeisterung oder Enttäuschung vortäuschen wollte.

Wenn man diese Achtzigjährige reden hörte, sie war eine Wienerin aus guter, alter Familie, hatte man das Gefühl, sie müßte dem Fürsten von Ligne zur Kongreßzeit aufgefallen sein. Sie war seit langem von ihrem Mann geschieden, warum sagte sie nicht, aber dazu einmal: „Im nächsten Monat können wir die goldene Hochzeit unserer wolkenlosen Trennung feiern." Woraus man schließen konnte, daß es ganz ohne Krach abgegangen war, wenn einem überhaupt vor dieser alten Dame so ein Gedanke gekommen wäre.

Als man sie einmal bei einem Souper zwischen zwei sehr gescheite Leute gesetzt hatte, um ihr wahrscheinlich damit die würdige Fassung zu geben, fragte sie der rechte Tischnachbar um ihre Meinung über den Ehebruch. Einem Thema abgeneigt, das zu Indiskretionen verleitet, bemerkte die alte Dame: „Entschuldigen Sie, aber ich habe mich auf den Inzest vorbereitet."

Sie fühlte sehr stark, aber es war ihr peinlich, das in Worten zu äußern. So kam sie durch manche Aussprüche in den Ruf der Herzlosigkeit. Kurz nach dem Tode ihrer Mutter — und sie hatte sie sehr liebgehabt — sagte sie einmal: „Ja, sie tut mir leid, aber nicht sehr viel auf einmal." Als sich ein

junger Mann, der verliebt war, bei ihr beklagte, daß seine Angebetete nichts von ihm wissen wolle, tröstete sie ihn mit den Worten: „Ah, junger Freund, Sie kennen Ihr Glück nicht!“

Ich habe diese alte Dame erst als Greisin kennengelernt. Sie zeigte keinerlei Spuren eines körperlichen Verfalls mit ihren achtundsiebzig Jahren. Ohne mit der zarten Hand zu zittern, goß sie den Tee ein und reichte die Schüssel mit den Sandwiches. Sie machte einen wundervoll ruhigen und beruhigenden Eindruck. Als ich ihr das sagen zu müssen glaubte, meinte sie: „Das kommt davon, daß ich die Erinnerung aufgegeben habe.“ Daraus mußte man schließen, daß ihr Leben nicht immer an einem Rosenband abgelaufen war. Auch dafür gab sie einen Hinweis, nur dies, denn sie erzählte nie Einzelheiten aus ihrem vergangenen Leben, war immer und durchaus Gegenwart. Sie sagte: „Das Unglück hinnehmen ist weniger schmerzlich, als das Glück suchen.“

Nun ist diese alte Dame gestorben, die nie, wie es so alte Leute zu tun lieben, mit dem Sterben, dem erwünschten, kokettiert hat. Sie war, wie sie sagte, so neugierig nach dem Leben — die „anständige Neugier“ —, wie sie meinte. Darum bekam man auch nie diese selbstgefällige Aeußerung von ihr zu hören, daß sie die Zeit nicht verstünde oder nicht mehr in sie passe. Sie hatte ja auch ihre Zeit „nicht verstanden“ und dem Verstehen keinerlei Wert gegeben. *Franz Blei*

Dichters Liebesbrief

Geliebte Frau!

Gerade das ist es, was die Sicherheit selbst Deiner Liebe gefährdet, daß ihr nicht gegeben ist, zwischen den menschlichen Voraussetzungen zum Entstehen eines Kunstwerkes und den gerechten Forderungen an ein ganzes Menschentum zu unterscheiden. Immer wird ein heilig entbotenes Recht zum Allgemeinen die holden Vorrechte schmälern, die die Liebe an das Eng-Persönliche einer vollkommenen Hingabe stellt, und die unbedeutenden Freiheiten im dämonischen Bereich der Lust sind unter den Bereitern des Kummers noch die geringsten. In unbändiger, tief geheimer Entschlossenheit wird der schöpferische Mann seine Freiheit, aufzubrechen wohin er will, niemals aufgeben; sie ist der unstillbare Quell der weiblichen Liebessorge. Als die Lauterkeit Deiner Seele mir zum erstenmal aus der Schönheit Deiner Erscheinung entgegenbrach, schieden sich mir die Pole meiner Zeit und Welt zu einem deutlichen Bild und gewann aus allen Bereichen und abgetanen Benennungen neue Namen. Sie heißen Opferbereitschaft und Begierde. Ich trank den glühenden Wein der Hoffnung, es möchte meine Liebe zu Dir alle Begierde in Opferbereitschaft verkehren, und sah im Spiegel dieses dunklen Weins Dein Angesicht . . . und langsam ward es meins. Dein Waldemar

(Bonsels im Almanach des Berliner Presseballs: „Wieder Liebesbriefe“)

Gespräch

„Und warum nicht?“
„Auf keinen Fall.“
„Du willst nach Haus?“
„Nein.“
„Wohin denn?“
„Nicht ins Hotel.“
„Und warum nicht?“
„Ich will nicht.“
„Warum willst du denn nicht?“
„Wir können ja zu dir gehen.“
„Du weißt, es ist unmöglich.“
„Ich gehe aber in kein Hotel.“
„In ein Separee?“
„Gut.“
„Endlich. Ich möchte bloß wissen, warum in kein Hotel?“
„Laß doch schon.“
„Ich möchte es aber gern wissen.“
„Ich schäme mich.“
„Wenn ich sehr darum bitte?“
„Ich hab's meiner Mutter versprochen.“ *Hans Lefèbre*

Im Staat der alten Jungfern

Auf der Terrasse des Kursaals saßen ein paar sehr geschminkte Mädchen und langweilten sich. An anderen Tischen thronten unnahbar und sehr blasiert einige Herren, deren Eleganz und Vornehmheit sie unschwer als Diplomaten und Völkerbunddelegierte erkennen ließ — bis die Jazzband loslegte: da lösten sich die Herren aus ihrer Starrheit und waren ebenso unschwer als Eintänzer zu erkennen. Publikum war nur durch eine Gesellschaft laut lachender und eine Unmenge von Naschwerk vertilgender Mädchen und junger Burschen vertreten, die knallgelbe Schuhe zu schwarzen Anzügen trugen und also Amerikaner waren.

Ich schnupperte nach rechts und links — von der Atmosphäre mondänen Lebens, von Flirts und Intrigen kein Hauch. Die Spannung, mit der ich meiner ersten Begegnung mit der jungen Dame entgegensah, wuchs.

Die junge Dame, die mir mein Freund, ein höherer Beamter des Völkerbundes, hier vorzustellen versprochen hatte, sollte schön, elegant, jung und eine Sekretärin der „Societé des Nations" sein. Sie hatte sich bereit erklärt, mir einige Aufschlüsse über das gesellschaftliche und private Leben im Völkerbundstaat zu gewähren.

Die junge Dame kam nicht. An ihrer Stelle erschien mein Freund und erklärte, das Fräulein weigere sich, zu diesem unmoralischen Fünfuhrtee zu erscheinen und erwarte uns im kleinen Café an der nächsten Straßenecke.

„Das war überhaupt nicht so einfach, mein Lieber. Wir haben ja im ganzen nur vier bis fünf junge Mädchen im Völkerbundsekretariat und überhaupt — na, du wirst ja sehen."

Ich sah eine junge Dame, Mitte der Zwanzig, elegant, Engländerin, von kühler Distanziertheit, die noch hübscher gewesen wäre, wenn sie nicht durch eine etwas herbe Strenge den Eindruck der Mißgestimmtheit und schlechter Laune erweckt hätte.

„Also bitte, fragen Sie, was wünschen Sie zu wissen?" Welche besondere Note doch das Leben im Völkerbund habe, das enge Zusammenleben so vieler Nationen, das durch eine deutlich sichtbare Mauer vom Leben der Genfer Bevölkerung, der „Eingeborenen", geschieden sei. Was für interessante Komödien, was für amüsante Flirts und Intrigen alle diese Säle und Büros des Völkerbundsekretariats wohl verknüpfen müssen! Welcher interessante Stoff, welch farbiger Hintergrund für einen modernen Roman! Welche Aussichten für ein junges Mädchen — welche Karriere von einer einfachen Sekretärin zur vertrauten Freundin, zur Gattin eines Diplomaten, eines Staatsmannes, und in der Tat, wieviele Ihrer Kolleginnen, gnädiges Fräulein, haben diese Karriere schon gemacht!

Die junge Dame schüttelte ungnädig ihr hellblondes Köpfchen: „Das war einmal. Vor langer Zeit. Heute? Sie machen sich ganz falsche Vorstellungen. Wir alle hier im Sekretariat sind auf

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF, SONNENBÄDER, TENNIS • DIÄTKÜCHE
PROSPEKTE AUF ANFRAGE

langjährige Verträge, auf Lebenszeit angestellt. Anfangs, als diese Institution noch jung war, konnte man vielleicht durch Protektion, dank der Fürsprache und Förderung einflußreicher Herren hierher kommen, und ein paar hübsche junge Damen haben damals von dieser Protektion profitiert und so den Grundstein zu ihrer Karriere gelegt. Aber bald änderte sich das. Langwierige und schwere Prüfungen vor ernsten Kommissionen muß man bestehen, um einen freiwerdenden Posten zu erhalten. Bei diesen Prüfungen, vor den strengen Augen alter Herren und besonders älterer Damen, ist Eleganz, das Äußere viel eher ein Schaden als eine Empfehlung. Es weckt Mißtrauen gegen die sachliche Eignung. Aber heute gibt es ja schon gar keine freien Stellen mehr, da, wie ich schon sagte, alle Beamtinnen und Sekretärinnen auf Lebenszeit angestellt sind und also kein Abgang, kein Wechsel erfolgt. Die wenigen Mädchen, die vor Jahren trotz ihrer Jugend und gewisser äußerer Vorzüge angestellt wurden, sind mittlerweile auch älter geworden. Ihr Freund wird Ihnen bestätigen, daß nur noch vier bis fünf Mädchen meines Alters im Sekretariat arbeiten, alle anderen sind vierzig, fünfzig Jahre alt. Andrerseits sind die meisten Herren im Völkerbund verheiratet, ausschließlich mit Damen, die sie sich aus ihrer Heimat geholt oder mitgebracht haben. Nein, nein, ohne Zweifel hätte ich in London oder Paris oder Berlin eine weit größere Aussicht, mich zu verheiraten als hier in Genf. Aber ich ziehe die sichere Stellung, das hohe Gehalt, das mir ein sorgenloses und gehobenes Leben ermöglicht, der ungewissen Romantik vor."

„Und womit verbringen Sie Ihre freie Zeit?"

„Wir spielen Golf, wir haben das Strandbad, ich habe ein eigenes Auto, ich kann es mir leisten, abends ein elegantes und teures Restaurant zu besuchen; wie Sie sehen, bin ich sogar schon so weit modern, allein ins Kaffeehaus zu gehen." Das ganz ernst, mit einem gewissen Stolz auf die eigene Kühnheit.

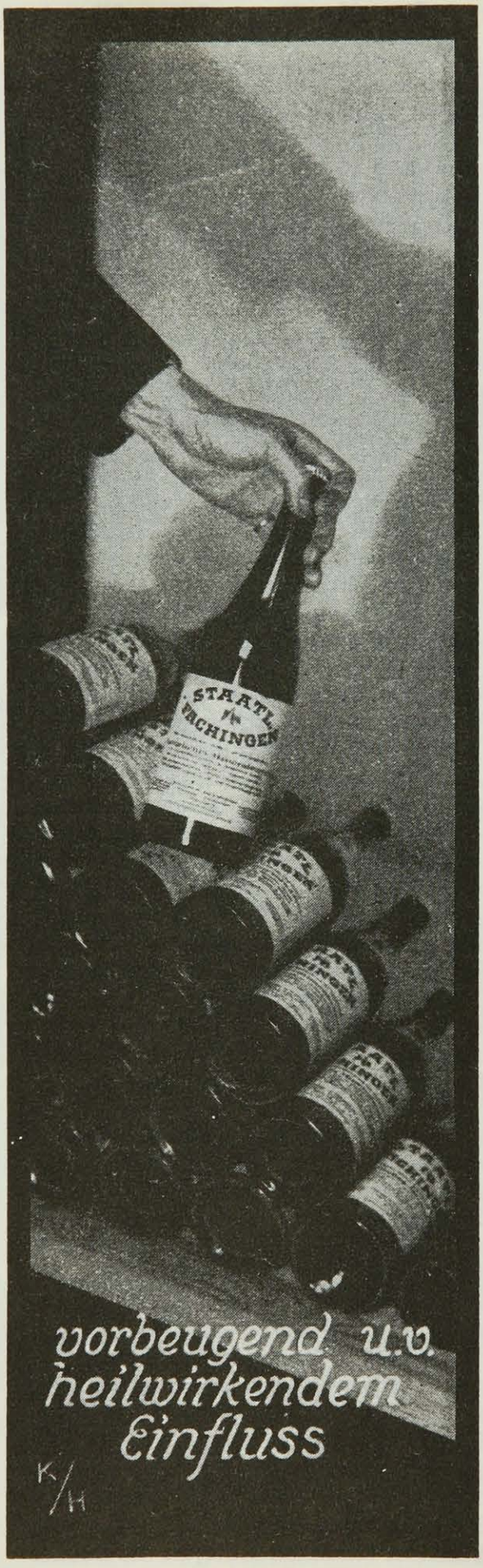
„Ich will Ihnen eine kleine Episode erzählen. Vor kurzem erhielt ich einen sehr schönen Blumenstrauß. Mit einem Brief. Ein Delegierter schrieb mir, er säße mir seit Tagen immer gegenüber, eine kleine Aufmerksamkeit usw. Da wäre ja noch nichts dabei gewesen. Aber er schrieb auch, falls mir die Blumen gefielen, sollte ich ihm das schreiben. Also das war doch eindeutig, finden Sie nicht? Er wollte mit mir eine Beziehung anknüpfen, ich verstand das sofort. Natürlich schrieb ich ihm nicht. Kommt gar nicht in Frage." Und ganz sachlich, ohne Stolz und ohne Scheu, eine einfache Feststellung: „Ich bin Jungfrau, mein Herr."

„Siehst du", sagte mir später mein Freund, „das war die jüngste und mondänste unserer Damen. Aber was willst du, der oberste Chef des administrativen Apparates, dem im besonderen das gesamte Personal, der Stab der Sekretärinnen usw. untersteht, Marchese Paulucci di Calbole Barone, hat vor etwa einem Jahr einen besonderen Erlaß herausgegeben, in dem er den Sekretärinnen untersagte, während der heißen Monate in Söckchen ins Büro zu kommen. Wir sind hier so moralisch, daß selbst Calvin mit uns zufrieden sein muß. Böswillige Außenseiter allerdings werden behaupten, dem inneren Betrieb und dem Wirken des Sekretariats bekomme dieser Puritanismus nicht sehr gut, mehr Farbe, mehr Jugend, eine gehörige Portion lebendiger Sinnlichkeit — pst, nicht zu laut! — würden dieser Institution nicht schaden. Ja, diese Böswilligen werden sogar von ‚Verdrängungen' sprechen, die aus der Societé des Nations einen sterilen Staat von alten Jungfern gemacht haben —"

L. L.

Zola gesteht mir, daß er heuer, wo er schon knapp an fünfzig ist, plötzlich wieder von Lebenshunger und brennendem Bedürfnis nach Genuß erfüllt ist. . . . „Ja", unterbricht er sich, „ich kann kein junges Mädchen, wie zum Beispiel dieses hier, vorbeikommen sehen, ohne mir zu sagen: Ist das nicht tausendmal mehr wert, als ein Buch?!"

Die Wiederkehr des Fächers. In Paris feiert jetzt der Fächer seine Auferstehung. Die großen Pariser Modehäuser, die fünf Modediktatoren, von Paquin abwärts, haben in gemeinsamer Sitzung seine Wiedereinführung beschlossen, und seit einigen Wochen gehört der Fächer wieder zu den unentbehrlichsten Requisiten der Abendtoilette einer Dame von Distinktion, ebenso wie der Muff und das Korsett, die gleichfalls vor kurzer Zeit ihren Triumphzug durch die Boudoirs der Stadt Paris angetreten hatten. Die Wiedereinsetzung des Fächers in seine altherkömmlichen Rechte wird nicht ohne Folgen auf die Umgangsformen bleiben. Unsere Großväter konnten sich unseren Großmüttern gegenüber, noch lange, bevor sie um ihre Hand auch wirklich angehalten hatten, einen viel freieren Ton erlauben als in der späteren fächerlosen Zeit; war doch der Fächer in erster Reihe zu dem Zweck bei der Hand, dem Kavalier, der seine Komplimente in leicht anzüglicher, aber charmanter Form anbrachte, sanft aber verständnisvoll lächelnd einen zärtlich beleidigten Schlag ins freche Gesicht zu geben oder anzudeuten. Werden das die Damen unseres Zeitalters ebensogut treffen? Ich könnte wetten, daß bald Abendkurse zur Handhabung des Fächers und damit ein neuer Beruf entstehen werden. Auch die Literatur wird durch die Wiederkehr des Fächers neu befruchtet werden, und längst vergessene Autoren werden wieder in die Auslagefenster und Theaterrampen vorrücken. Wer kümmerte sich noch in den letzten zwanzig Jahren um „Lady Windermeres Fächer", wem fiel ein, den aus Elfenbein geschnitzten, mit zarten Spitzen umrahmten Fächer einer Ehebrecherin in den Mittelpunkt einer dramatischen Verwicklung zu setzen? — Der Fächer der diesjährigen Wintermode ist gerade der gleiche: Gerippe aus Elfenbein oder Perlmutter, Stoff aus Milaneser oder Valencienne-Spitzen. Nach der Pariser Vorschrift soll die Dame ihr Korsett mit denselben Spitzen besetzen lassen, die den Hauptbestandteil ihres Fächers bilden. Die Kontrolle über die Einhaltung dieser Moderegel wird wohl den Kavalieren obliegen. *L. F.*



Ist die Frau fürs Glück begabter als der Mann?

Wedekind, ein etwas ausgefallener Glückssucher, aber ein desto unerbitterlicherer, sagt: „Welt, in mir ging dir ein Weib verloren." Und er fügt neidisch hinzu, daß er lieber die Geringste der Frauen wäre, „als an Ruhm und Glück der reichste Mann".

Aber wenn man Frauen über die Glücksfähigkeit ihres Geschlechts fragt, sagen sie, daß der Mann glücklicher sei als die Frau. Und wahrscheinlich ahmen sie ihn deshalb nach. Vor kurzem äußerte in einer Ehescheidungssache der männliche Ehepartner: „Meine Frau läuft den ganzen Tag in einem betont männlichen Pyjama herum. — Auch ahnte ich vor der Ehe nicht, daß sie keine Begabung zum Glück hätte." Unzweifelhaft hängt Glück und Unglück der modernen Frau stark mit ihrer Vermännlichung zusammen. Doch ist sicher solche Vermännlichung weniger wirkliche Ursache von Frauenleid, als selbst Anzeichen dafür, daß diese Zeit für die Frauen keine glückbringende ist.

Man müßte, wenn man so nach der Glücksfähigkeit der einen Hälfte der Menschheit fragt, das Glückstalent der Menschheit überhaupt erst einschätzen. Schopenhauers Meinung z. B. war bekanntlich, daß die Zahl der unglücklichen Momente im Leben die der glücklichen weit überwiegt. Frau *Dr. Rowina Ripin*, Dozentin der Psychologie an der Universität Long Island, USA., hat einige interessante experimentelle Untersuchungen über die Glücksfähigkeit des Menschen und besonders die der Frau gemacht. Sie hat deren Endergebnisse auf dem letzten Psychologenkongreß der Columbia Universität der Öffentlichkeit unterbreitet. Der Vorgang der Untersuchung war folgender: An eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Universitätsstudenten, die sich für diese Untersuchung interessierten, hat Frau Ripin ingeniös präparierte Umfragebücher verteilen lassen, in die die Betreffenden während der Dauer von fünf Wochen zumindestens viermal am Tage Eintragungen machten. Um die Genauigkeit des Resultats nicht zu gefährden, wurde den Studenten eingeschärft, daß, wenn ihre Ausdauer erlahmen sollte, sie die Bücher gleich zurückgeben müßten, um ein Resultat nicht zu verfälschen, an dem die Menschheit ein gewisses Interesse hätte. Die Hälfte der Studenten gab auch während der fünf Wochen die Bücher zurück, wofür sie ausdrücklich belobt wurden. Die Gemütsbewegungen, die notiert werden sollten — die Fragestellung war hier das Wichtigste —, fand der Student auf jeder Seite schon durch Vordruck bezeichnet. Er mußte nur noch genaue Angaben über Dauer und Stärke dieser angenehmen oder unangenehmen Empfindungen machen. Auch hatte jeder der Studenten seinen täglichen Gesundheitszustand mitzunotieren, ferner Angaben über die Witterung. Auch vorkommende außerordentliche Geschehnisse, die die Durchschnittlichkeit des Beobachtungsresultats fragwürdig machen konnten. Also wenn einer Studentin während dieser fünf Wochen eine lang erhoffte Liebeserklärung gemacht wurde oder ein Student Ärger wegen seines Wechsels hatte, so war dies natürlich zu notieren. In welcher Art Frau Ripin solchen Unregelmäßigkeiten der Jugend statistisch Rechnung trug, ist uns nicht bekannt geworden.

Das Ergebnis der Untersuchung war eine Widerlegung der Schopenhauerschen These. Weit über die Hälfte der Empfindungen waren angenehmer Art. Wichtig für die Beantwortung unserer Frage ist, daß sich das Naturell der Frauen als das glücklichere erwies. Bei den Frauen waren 68 Prozent der Empfindungen angenehmer Art, bei den Männern bloß 64 Prozent.

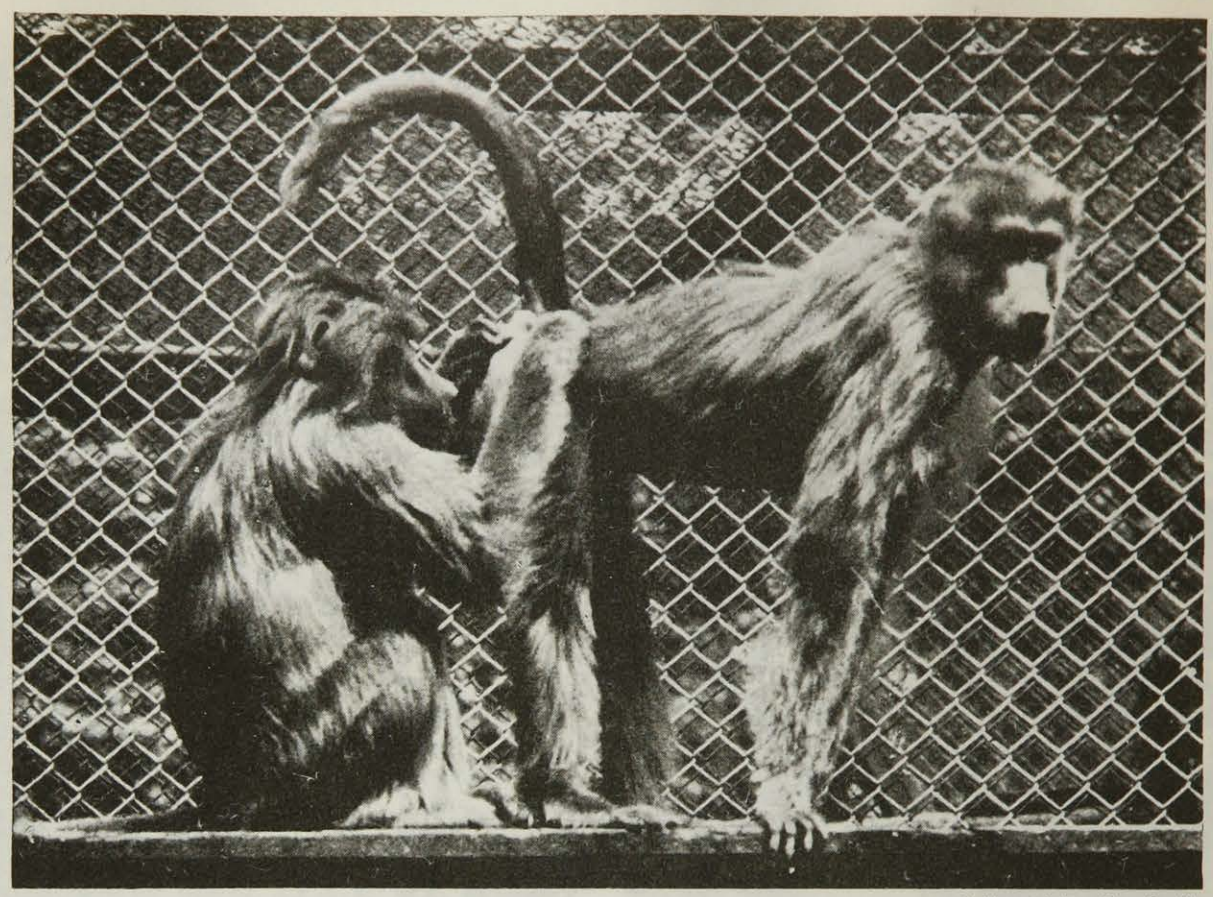
Man braucht vielleicht nur Europäer zu sein, um die „Fehlerquellen" einer solchen Untersuchung — sei ihr Endresultat auch richtig — rauschen zu hören. Manche werden aber von vornherein äußern, daß die Frauen wenigstens heiterer sind, wenn auch nicht gleich glücklicher, als die Männer. Viel von der Heiterkeit der Frau ist aber Konvenienz und jener Dienst am hübschen Äußern, der Frauenpflicht ist. Jede Frau weiß das und durchschaut das bei sich und anderen Frauen.

Also nochmals: Ist die Frau glücksbegabter als der Mann? *Karl Lohs*

Erwin Drinneberg

Das Gesicht der indischen Tänzerin

Vorfrühling



Seidenstücker-Zoo-Berlin

Paul W. John

Aus dem Film „Ekstase"

Hedy Kiesler im Urwald

International Graphic Press

Der Orchideenfreund

Marc Chagall: Geburtstag (Ölbild)

Wir sind gar nicht sachlich!

Neuerdings hat man das junge Mädchen entdeckt! Nach all dem, was diese Entdecker über uns geschrieben haben, muß man fast annehmen, daß das ältere Herren sind, vielleicht sogar welche mit Bärten, die uns höchstens im Vorübergehen einmal erblickt haben. Diese Leute finden nun, daß wir sachlich, kühl, unromantisch sind, daß wir entweder studieren, oder daß Sport, Jazz, Film unser Leben erfüllen. Ich möchte nun behaupten, daß dem nicht so ist!

Wir sind nicht sachlich — aber auch nicht voll falscher Romantik, erfüllt von unerfüllbaren Illusionen. Wo wir praktisch sein müssen, sind wir's. Die Zeit zwischen fünfzehn und zwanzig benutzen wir nicht, um uns aus Büchern merkwürdige Vorstellungen vom Leben zu bilden. Wir träumen nicht nur von reichen, wohlgeordneten Heiraten, wir wollen nicht nur von „klugen" Ehemännern umhegt werden. Wir wissen, daß wir auch allein glücklich sein können, wenn wir was Vernünftiges zu tun haben. Das heißt nicht, daß wir Feinde der Ehe sind. Wir sind nämlich gar nicht so selbständig und sicher, wie die „Entdecker" von uns denken. Wir sind sogar manchmal sentimental, aber das äußert sich nicht in schlechten selbstverfaßten Gedichten, wir suchen unsern Trost auch nicht in kitschigen Büchern (der einzige Schund, den wir gern lesen, sind Detektivromane). „Wir", das heißt alle Mädchen, die ich kenne, mit denen ich zusammen bin, wir sind nicht so sachlich, wie man uns beschimpft, und nicht so unromantisch, wie man uns vorwirft.

Wie sind wir denn?

Das kann ich ja eigentlich am schlechtesten beurteilen; da sich aber so viele Leute einbilden, genau über uns Bescheid zu wissen, dann aber leider nie etwas Wahres berichten können, will ich doch mal versuchen, etwas Richtigeres über dies umstrittene Objekt zu sagen, wenigstens über die, die ich kenne und die meine Freundinnen sind.

Eins ist richtig: wir sind unbeständig, wir versuchen alles mögliche, wir machen vieles durcheinander, aber wir bilden uns auch nicht ein, etwas davon gut zu können. Wir versuchen dies und das und sind glücklich, wenn wir recht Verschiedenes tun können. Ich lese Eichendorff und Mörike, mein liebstes Theaterstück ist der Prinz von Homburg — aber ich kann auch wunderbare Pfannkuchen backen und Pullover stricken. Überhaupt kochen wir alle sehr gern, wir sind auch, wenn es drauf ankommt, ganz brauchbare Hausfrauen. Wir sind so wenig gegen Heiraten, daß wir uns gern einschränken, in einer winzigen Wohnung leben und selber kochen und wirtschaften würden. Etwas wirklich Romantisches ist unsere Reisesehnsucht, und je weiter und abenteuerlicher die Reisen sind, desto schöner ist es. Nordpol, Afrika, Südsee, ein Flug um die Welt: das sind unsere Sehnsüchte. Allerdings: wir wissen, daß es nicht so ideal wie im Film ist, daß das Schöne nicht so ausgewählt und bequem auf uns wartet, aber das stört uns nicht.

Wir freuen uns an der Schönheit der Landschaft, und wenn wir Skilaufen, tun wir es nicht *nur* wegen der Hosen oder um einen Slalomlauf zu gewinnen, sondern weil wir das Gebirge im Schnee, die Wintersonne und den klaren Himmel lieben. Wir lieben Kinder und Tiere, Bücher und Segelboote, Berge und Musik, Schwimmen und Skilaufen. Wir sind sogar eitel, wir sind ernst und albern, kurz — wahrscheinlich genau so durcheinander wie alle jungen Mädchen, seit es welche gibt. *Susanne Krammer*

Ratschläge für Freier. Ein geistig eingestelltes Mädchen ist aller Bewunderung wert, doch soll man es nicht heiraten. Ueberdies wenden die Frauen zumeist ihren Verstand nur als Beschönigung an, um Handlungen zu begehen, bei denen der Verstand nichts zu suchen hat. Wollen Sie aber allen Ernstes erschöpfende Auskunft über die Frau erhalten, die Sie zu heiraten die Absicht haben, dann erkundigen Sie sich bei dem kleinen Bruder des betreffenden Mädchens nach ihr, falls sie einen hat. Nicht wenige Männer sind nach einer Zusammenkunft, die sie mit diesem nahen, gut unterrichteten Angehörigen hatten, von ihrem verhängnisvollen Entschluß wieder abgekommen.

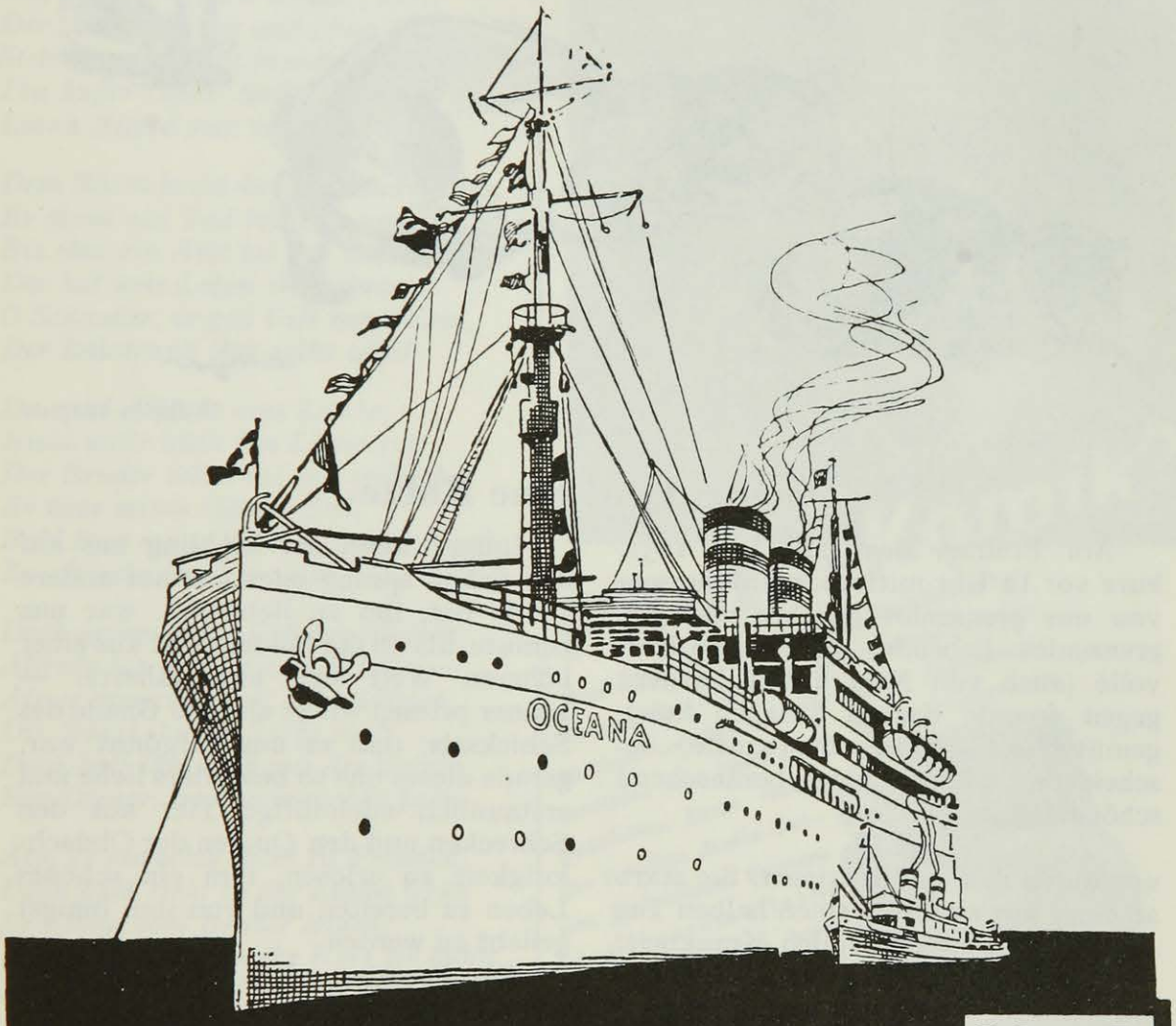
Oscar Wilde

Die Entwicklung der Liebesphrase von 1860 bis zur Gegenwart

	1860	1890	1900	1914	1932
Er	Ich glaube zu ahnen, was Ihre Lippen verschweigen müssen . . .	Vielleicht bin auch ich Ihnen nicht ganz gleichgültig geblieben . . .	Befragen Sie einmal Ihr Herz . . .	Liebst du mich?	Also morgen um 5 . .
Sie	Ich flehe Sie an, quälen Sie mich nicht!	. . . Sprechen wir von anderen Dingen . . .	. . . Und wenn es schon geantwortet hätte? . . .	Ich weiß es nicht	Abgemacht!
Er	Sie sind eine Königin im Vergleich mit den anderen . . .	Was Sie sind? Ein göttliches Weib!	Ein reizender Käfer!	Du bist mein Verhängnis	Wirklich nett!
Sie	Ich darf so etwas nicht hören . . .	Sie sind ein wenig stürmisch!	Sie böser Mensch!	Mein ewiges Schicksal!	Findest du?
Er	Oh, dürfte ich die Tränen von Ihren heißgeliebten Wangen küssen!	Habe ich Sie gekränkt . . . beleidigt . . .?	Sie sind überreizt . . .	Alles, alles, nur keine Tränen . . .!	Wenn du flennst, fliegst du raus!
Sie	Mein Herz ist zu voll . . .	Lassen Sie mich . . .!	Es war zu viel . . .	Egoist!	Sehr fein!
Er	Wenn die Welt um unsere unschuldige Beziehung wüßte	Niemand kann ahnen, was Sie mir sind . . .	Lassen Sie die Leute reden	Ich bin verschwiegen . . .	Uns können alle . . .
Sie	Um des Himmels Willen . . .!	Es wäre entsetzlich . . .!	Bedenken Sie doch: meine Familie . . .!	Das sagt jeder Mann!	Nichts dagegen einzuwenden
Er	Wann wird der letzte Schleier fallen . . .?	Ihr strahlendes Dekolleté läßt Schöneres ahnen . . .	Darf ich die Seidenbänder lösen . . .?	Verbirg mir deinen süßen Leib nicht länger . . .!	Also komm schon . . .!
Sie	. . .	Ach bitte, reichen Sie mir doch ein Glas Limonade herüber	Ich zittere . . .	Du bist sehr ungeduldig!	Wann geht die letzte Straßenbahn?
Er	Ich würde sterben, wenn du von mir gingest . . .	Schone ein liebendes Herz!	Wenn du mich treulos verläßt, töte ich mich . . .!	Wenn du mich stehn läßt, bring ich dich um!	Telefonier mir wenigstens ab!
Sie	Ewig dein!	Ich bleibe bei dir!	Du bist überreizt . . .	Aber! Aber! Aber!	Das sowieso!

SONNIGE WOCHEN IM MITTELMEER

auf dem Vergnügungsreisendampfer



OCEANA

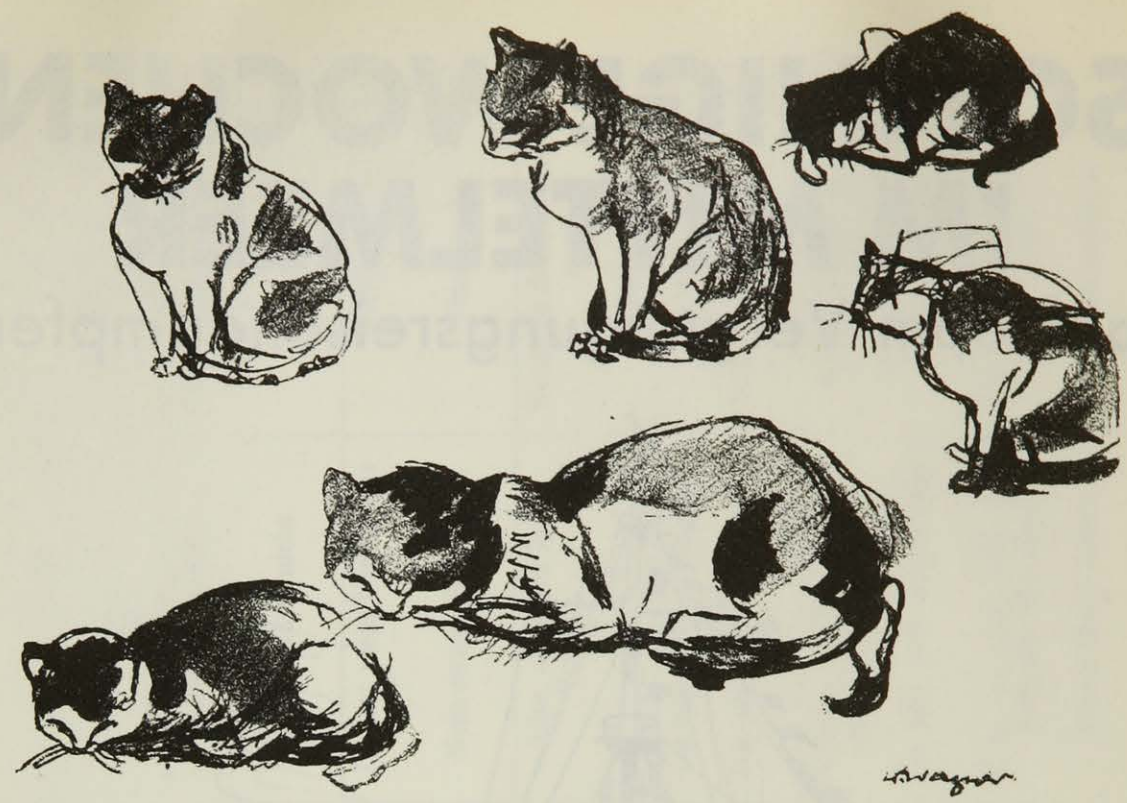
HAPAG

Vier Mittelmeerreisen zu niedrigen Fahrpreisen
von Anfang März bis Mitte Juni 1933

Prospekte, Auskünfte, Platzangebote durch die

HAMBURG-AMERIKA LINIE

und ihre Vertretungen



Wilhelm Wagner

Nachruf auf eine Katze

Am Freitag, dem 24. Juli 1931, kurz vor 12 Uhr mittags, wurde unsere von uns grenzenlos geliebte und uns grenzenlos liebende, gütige, mitleidvolle (auch von Neid und Eifersucht gegen fremde Katzen gänzlich freie), gemütvolle, zartfühlende, sanfte, bescheidene, dankbare, kluge, berauschend schöne Freundin

ELFI

uns durch den Tod entrissen. Sie starb an einer nur zwei und einen halben Tag dauernden, aber qualvollen Krankheit: Nerven- und Gehirnentzündung aus unbekannter Ursache.

Vor ungefähr drei und einem halben Jahr brachte Mathilde Wohl das süße Tier, das damals etwa sieben Monate alt zu sein schien, als gequälten und furchtbar verängstigten Findling zu uns.

An *jedem* der Tage, die wir in ELFIS Nähe verleben durften, hat das wunderbare Tier uns innig erfreut. An *jedem* dieser Tage haben wir uns aber auch bemüht, unserm Liebling so viel Glück wie irgend möglich zu bereiten und ihm jeden Wunsch, den wir von seinen schönen, sanften, unergründlichen Augen ablesen konnten, zu gewähren.

Immer wenn der Liebling uns auf den Schoß sprang oder uns auf andere Weise bat, ihn zu liebkosen, war uns zumute, als ob ein holder Gast aus einer höheren Welt sich uns näherte. — Immer priesen wir es als eine Gnade des Schicksals, daß es uns vergönnt war, gerade dieses uns so besonders liebe und erstaunlich edelmütige Tier aus den Schrecken und den Qualen der Obdachlosigkeit zu erlösen, ihm ein schönes Leben zu bereiten und von ihm innigst geliebt zu werden.

Am Samstag, dem 25. Juli, kurz nach Sonnenuntergang, haben wir die entseelte Hülle unseres Lieblings im Garten unserer lieben Freunde Alfred und Grete Hoffmann in Neubabelsberg, unter den Zweigen einer Blautanne, beerdigt.

Der Tierärztin Fräulein Dr. Wera von Dörner sind wir herzlich dankbar für die sehr liebevolle und sorgsame ärztliche Behandlung unserer kranken Schwester. — Welcher Tierfreund mußte unsere ELFI nicht lieben, wenn er sie einmal gesehen hatte!

Berlin W, 27. Juli 1931.

M. . . . und *R. . . . S. . .*

Alte Moritat

Es ist wohl schön mit anzusehen,
Wenn einer heiß den Bruder liebt,
Dem muß der Himmel offen stehen,
Der die Geschwister nicht betrübt;
Doch schlimmer als ein wildes Tier
Erscheint der Haß des Bruders mir.

So warf auch Louis finstre Blicke
Auf Alfred, seinen Bruder, hin,
Der sanft und gut und ohne Tücke
Stets wandelte mit frommem Sinn.
Ihn haßte Louis, weil als Braut
Liona Alfred sich vertraut.

Dem Bösen kocht das Blut und Gallen,
Er sinnt auf Tod bei Tag und Nacht,
Bis ihm ein Arzt tat den Gefallen,
Der hat ums Leben ihn gebracht.
O Schauder, er goß Gift zum Wein,
Der Labetrunk ihm sollte sein!

Da wird Alfredo eine Leiche,
Nicht mehr küßt ihn Liona rot;
Der Bruder selbst tut, als erbleiche
Er über seines Opfers Tod.
Bald trug man ihn vom Schloß hinab
Zur Kirche ins Familiengrab.

Doch anders hatte Gott beschlossen,
Alfredo lag nur tot zum Schein. —
Als er erwachte, ach, da schlossen
Die Nägel ihn im Sarge ein!
Doch half ihm bald aus der Gefahr
Ein Diener, treu so manches Jahr.

Ach, er erwachte nicht zu Freuden,
Denn bald sieht in der Laube Grün
Er Liona vom Bruder leiden;
Den Dolch stößt in ihr Herz sie kühn.
Da brannte Alfredo vor Wut
Und rächt sie in des Bruders Blut.

In finstre Wälder muß er weichen,
Ein Räuber wird der edle Mann,
Und mancher fiel unter den Streichen,
Die er mit seiner Schar getan.
„Denn", dacht'er, „meine Lieb ist tot,
Sie betet für mich schon bei Gott."

Doch lebte sie; in schweren Ketten
Hielt Louis sie, der auch nicht tot,
Bis Alfred kam, sie zu erretten,
Die treu Gebliebne in der Not.
Nun eilten nach Amerika
Sie beide und sind glücklich da.

(Mitgeteilt von P. P. Althaus)

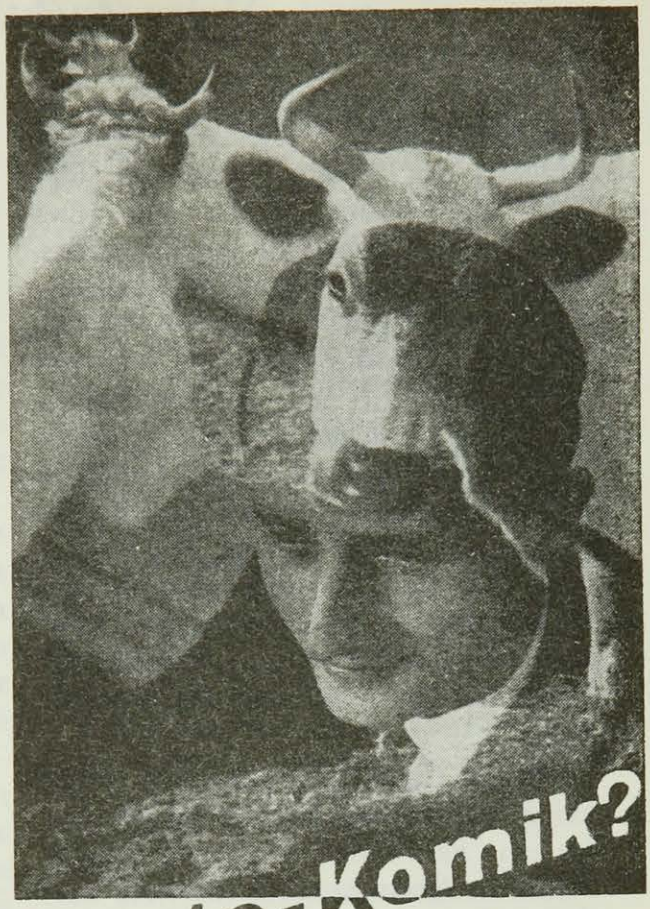
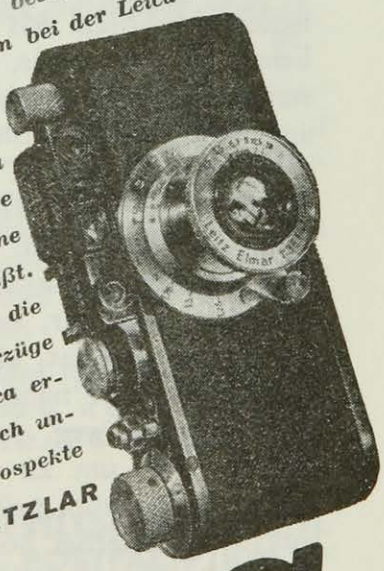


Photo-Komik?

Zwei Aufnahmen auf einem Negativ! Interessant, aber ärgerlich. Durch diese Vergeßlichkeit werden oft die besten Aufnahmen wertlos. Das kann Ihnen bei der Leica nie passieren. Denn einer der Vorzüge dieser kleinen Präzisions-Kamera ist der automatische Filmtransport, der keine Doppelbelichtungen zuläßt. Hierüber sowie über die zahlreichen anderen Vorzüge des Photo-Wunders Leica erfahren Sie Näheres durch unsere kostenlosen Prospekte



ERNST LEITZ, WETZLAR

Leica

Meine Zuchthausgeliebte

1922 saß ich im Zuchthaus zu Ziegenhain. Die Haft fiel mir sehr schwer. Ich glaubte, daß ich hier nicht lange leben könnte und eines Tages elend zugrunde gehen müßte. Ganz abgesehen von der schlechten Verpflegung und Behandlung, an die ich mich schließlich nach und nach gewöhnt hatte, litt ich, wie alle Gefangenen, bis zu meiner Entlassung furchtbar unter der Sexualnot. Oft wußte ich nicht ein noch aus, war ich dem Wahnsinn nahe. Rastlos lief ich dann in der Zelle auf und ab oder kletterte am Fenster hoch, preßte meinen Kopf zwischen die Gitter und lauschte auf Frauenstimmen, die von der Freiheit kamen.

Eines Tages, ich hatte schon lange keine Frauenstimmen mehr gehört, war ich ganz verzweifelt und trug mich mit Selbstmordgedanken. Ich kletterte wieder und wieder am Fenster hoch und lauschte und lauschte ... Nur die eintönigen Stöße der Zuchthauspumpe, die den Kerker mit Wasser versorgte, ließen sich hören. Als ich, vom vergeblichen Warten müde, grade vom Fenster steigen wollte, ging die Zellentüre auf, ein Wachtmeister erschien und warf mir ein Bündel Wäsche auf den Tisch, er schimpfte dabei, weil ich, obschon ich wußte, daß es verboten war, zum Fenster hinaussah. Ich sprang erschrocken herunter, nahm die Wäsche zur Hand und tat, als ginge mir sein Geschimpfe sehr nahe. Kaum war der Wachtmeister weg, so packte ich die Wäsche auf, um zu sehen, ob nichts fehlte. Jedes Stück prüfte ich außerdem sorgfältig. Hierbei hörte ich in einem der Strümpfe etwas knistern. Ich griff hinein und holte es heraus; es war ein Zettel, auf dem folgendes geschrieben stand:

„Liebster Bubi! Ich weiß, daß Du in Einzelhaft liegst und Dich sehr einsam fühlst und die gleiche Not leidest wie ich. Du bist wie ich jung und kannst nachts nicht schlafen, weil Dir Dein Blut keine Ruhe läßt, und niemand kommt, der Dich liebhat. Wie gerne käme ich zu Dir! Ich würde Dich herzen und küssen, aus Deinem Munde alle Seligkeit der Welt trinken, und unsere Strafe ginge so im Fluge vorüber. Da ich aber leider nicht zu Dir darf, so wollen wir uns wenigstens in Gedanken liebhaben, uns herzen und küssen und uns unsere Sehnsucht schreiben. Lege Deine Briefe stets in einen Deiner schmutzigen Strümpfe, ich bekomme sie dann, denn ich wasche die Strümpfe aller Insassen. Deine Strümpfe erkenne ich an der aufgedruckten Wäschenummer, so daß ich Deinen Brief leicht finde. Wenn ich Deine Strümpfe gewaschen habe, so stecke ich einen Brief von mir hinein und lege sie zu Deiner Gesamtwäsche. Auf diese Weise können wir uns dauernd schreiben. Ich verlasse mich auf Dich und hoffe, daß Du mir bald schreibst. Herzlichst Deine Emma."

Ich war wie von Sinnen, als ich diesen lieben Brief gelesen hatte. Mein Herz pochte laut und mein Blut raste. Ich nahm den Brief mit ins Bett und legte ihn unter meinen Kopf. Jetzt konnte ich gar nicht mehr schlafen. Ich wälzte mich die ganze Nacht auf meinem Strohsack hin und her. Mein Leben hätte ich gegeben, wenn ich zu diesem Mädchen gedurft hätte! —

Am nächsten Tag schrieb ich ihr einen langen Brief, in den ich ein paar Haare von mir legte. Den Brief steckte ich, wie verlangt, sorgfältig am Ende der Woche in einen meiner schmutzigen Strümpfe und gab sie zum Waschen ab. Einige Tage später bekam ich sie sauber zurück. Ein Brief von ihr war dabei, und zwar ebenfalls mit Haaren. Ich las ihn. So viel Liebes und Gutes, wie dies Mädchen, hatte mir noch niemand geschrieben. Ich freute mich wie ein Schneekönig. In diesem Augenblick

war ich gewiß der Glücklichste von der Welt, vergessen waren Zuchthaus, Gitter und Mauern! Ach, wenn ich nur zu ihr gedurft hätte!

Wir schrieben uns nun alle Woche und gewannen uns so immer lieber. Die Liebe wuchs und mit ihr wuchs unsere geschlechtliche Not. Wir wurden krank und kränker und magerten sichtlich ab. Unsere Sehnsucht klagten wir in die Nacht hinaus. Wir preßten unsere Köpfe zwischen die Gitter und rieben sie wund. Jeder körperliche Schmerz tat uns wohl.

So waren Jahre vergangen, fast nichts hatte sich geändert. Wir schrieben uns immer noch. Ich war inzwischen bis zum Skelett abgezehrt und dem Wahnsinn nahe. Wieder und wieder las ich Emmas Briefe und bedeckte sie mit unzähligen Küssen.

Morgen mußte wieder ein Brief von Emma kommen. Er kam. Es war der letzte. Emma teilte mir mit, daß sie begnadigt worden sei und in drei Tagen entlassen würde. Ich war wie vom Schlage gerührt und weinte wie ein getretenes Kind.

In der folgenden Nacht schnitt ich mir die Pulsader durch.

Hermann Nöll.

Die Dame. Der Wiener Graf Mucki erzählt seinem Freund Rudi: „Alsdern, da hab ich gestern abends eine Frau kennengelernt, so was kannst dir net vorstelln, zuerst war ma im Kino, no und dann ham wir Tee bei mir trunkn, reizend geplaudert, sie, immer Dame, weißt, und da sagt sie auf einmal: ‚Graf, ich möcht badn!' — No, hab ich ihr halt ein Bad einglassen, und sie hat sich reingsetzt, und so nett herumgepritschelt, — aber immer Dame, bittä, immer Dame, und da sagt sie auf eimal: ‚Wollns net auch badn, Graf?' — Na, i bin halt auch einstiegn in die Wanne — no, und seitdem zerbrech ich mir den Kopf: Wär mit der net was zu machn gwesen?"

... und zur natürlichen Teintverbesserung

ist die bekannte „Künstliche Höhensonne" zu empfehlen. Grau verfärbte Haut wird durch die Bestrahlung und nach leichtem Einreiben mit „Engadina"-Höhensonnen Teintcreme, rosig und sonnengebräunt — „wie vom Urlaub zurück" - samtartig weich und glatt. Unreine Haut, Pickel und Mitesser verschwinden. Sommersprossen werden überdeckt.

Wir senden Ihnen gern (gegen 60 Pfennig in Briefmarken) unsere neue illustrierte 60 seitige Broschüre Nr. 814 und eine Probe Engadina-Creme zu.

QUARZLAMPEN GESELLSCHAFT M. B. H.
HANAU A. M., POSTFACH 187

Zweigstelle Berlin NW 6, Robert-Koch-Platz 187.
Telefon D 1 Norden 4997

Unverbindliche Vorführung in allen med. Fachgeschäften und in allen AEG-Niederlassungen

KÜNSTLICHE HÖHENSONNE - ORIGINAL HANAU -

Heiratsgründe

„Wegen der Anmeldung. Wir haben auf Reisen immer Schwierigkeiten gehabt. Ich mußte ein zweites Zimmer dazunehmen . . ."

*

„Weil er nie geredet hat. Das hat mich nervös gemacht. Da entschlossen wir uns zu dem Schritt . . ."

*

„Weil das Amtslokal im II. Stock lag. Zu ebener Erde wäre ich durch das Fenster gesprungen . . ."

*

„Weil mich die Wirtin im Mietspreis steigerte . . ."

*

„Sie führte ein geheimes Tagebuch. Wichtige Ereignisse waren neben dem Datum durch einen Anfangsbuchstaben und ein Ringelchen eingezeichnet. Als sie eines Tages verreiste, fiel mir das Buch in die Hand. Ich fand darin beunruhigend oft ein ‚R.'. — ‚Wer ist R.?' fragte ich sie bei der Rückkehr. Sie wurde verlegen. Da bin ich eifersüchtig geworden und habe sie geheiratet . . ."

*

„Um mich einmal tüchtig auszuschlafen . . ."

*

„. . . und meine Wäsche hatte ohnedies die gleiche Märke gehabt. Ich heiße nämlich mit dem Mädchennamen Schindler . . ."

*

„Weil mir das tägliche Hin- und Zurückfahren im Auto zu kostspielig war, erst zu ihrem, dann zu meinem Haus . . ."

*

„Weil ich seine Freunde nicht ausstehen konnte . . ."

*

„Aus Gefälligkeit. Ich dachte, es ist nur für ein paar Tage . . ."

*

„Er wollte mich vor meiner Familie retten — die hatte nichts dagegen . . ."

Der Junggeselle

Tragödie in einem Satz

„Kathi hat mir ein Hemd geflickt und einen Zahn gezogen. Letzterer war freilich schon etwas wacklig."

(*Aus Grillparzers Tagebüchern*)

Horst und Dieter suchen einen Vati, und für die Mutti, die seit Vatis Tod alleinsteht, einen gebildeten, frohsinnigen Kameraden in nur sicherer Position. Mutti, 33 Jahre alt, evangelisch, kultivierte Häuslichkeit. Gewerbsmäßige Vermittlung verbeten. Bildzuschriften unter D. M. 7700 an . . .

(Gartenlaube)

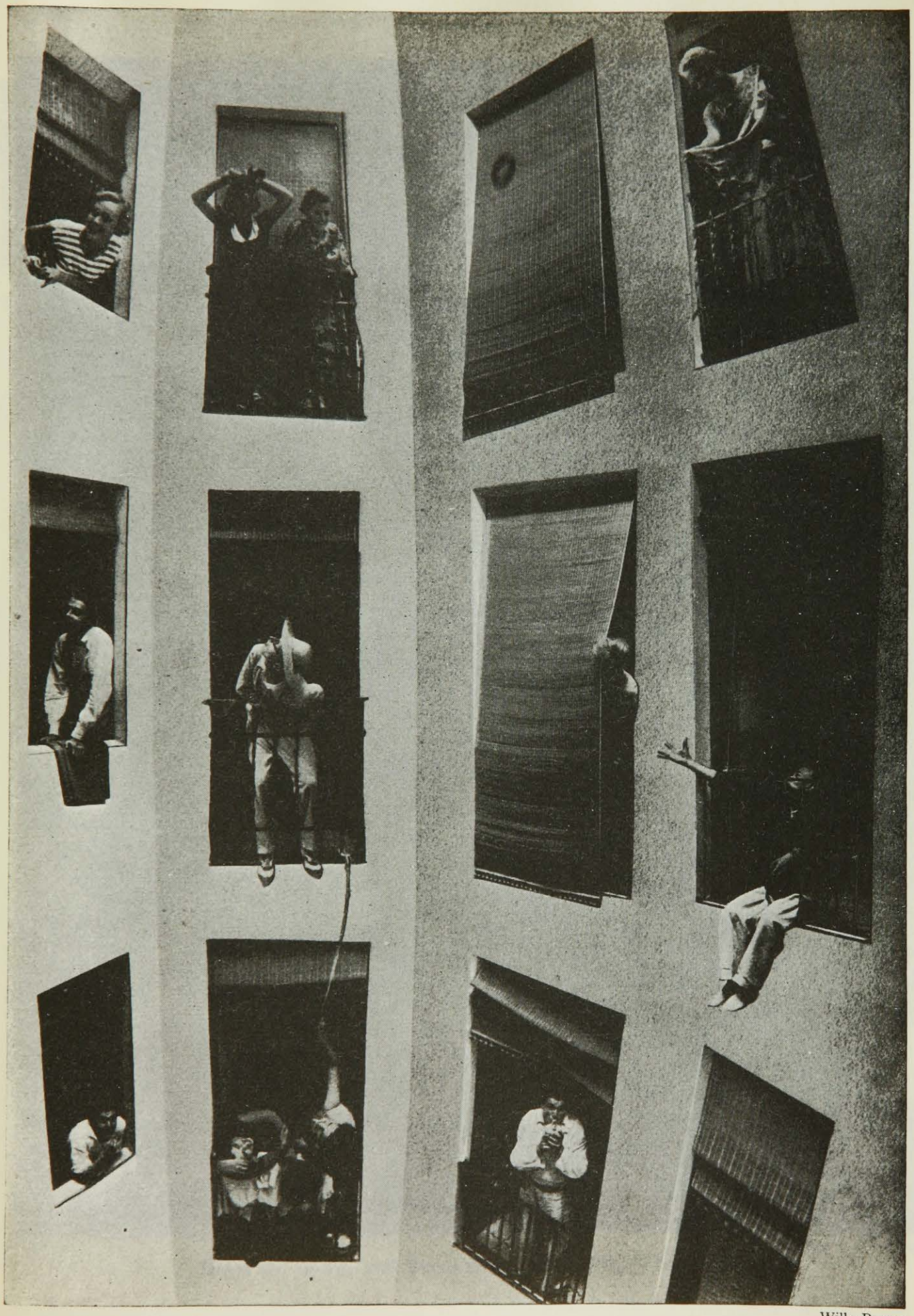
Wo finde ich dich, du *herrliches, gut situiertes Wesen*, Weib. Bin 37 Jahre alt, intell., weltbereist, musikalisch, Sprachenkenntnisse, Fixangestellter. Unter „Geteilte Rechnung 4640" an die Expedition. *(Wiener Tagblatt)*

Amerikanische Anzeige. Möchte zwecks Ehe eine Witwe kennenlernen, deren Mann zum Tode durch Exekution verurteilt worden ist, um nicht immer das Lob des Entschlafenen singen zu hören.

Wenn eine von denjenigen Weibspersonen, die einen öffentlichen Abscheu vor Kindern bezeigen, auch einen Widerwillen vor dem Ehestand deswegen an den Tag leget, und die schönsten Gelegenheiten die artigsten Manns-Personen . . . und dergleichen ausschläget, und sich bloß deswegen, weil sie keine Kinder haben will, zum ledigen Leben entschließet; so giebt dies zwar eine Schwachheit des Verstandes . . . zu erkennen, es kann aber ihrer Tugend und Aufrichtigkeit nichts benehmen . . . Allein bey allem diesem Abscheu vor Kindern, bloß die Verdrüßlichkeit solche zu stillen, sich Tag und Nacht mit ihnen abzumartern, die Mühseligkeit solche zu erziehen, vorwenden, und unaufhörlich darauf zu schmählen — und dennoch heyrathen, wie soll man dieses nennen?

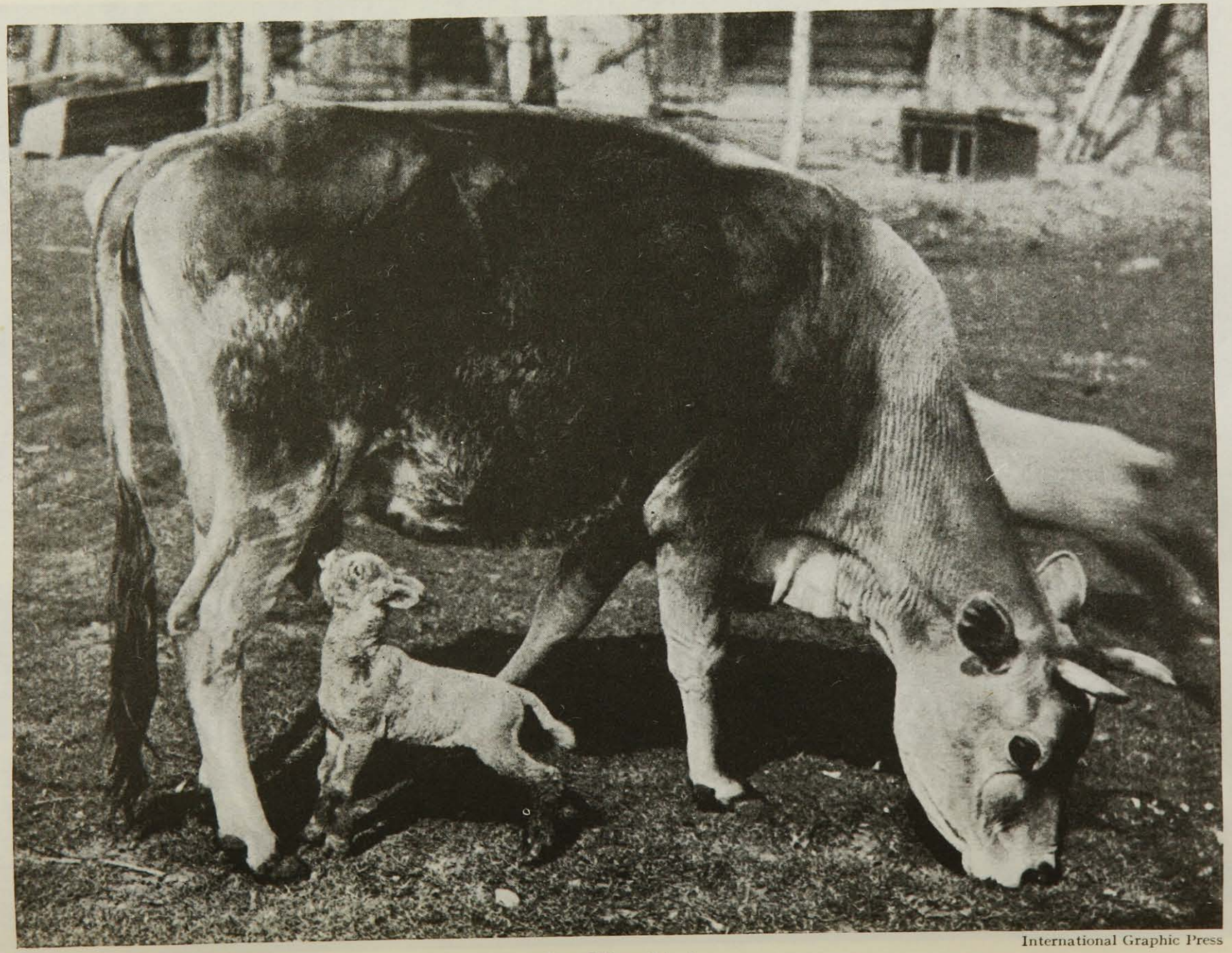
Daniel Defoe (1734)

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 12. April.



Willy Prager

Schüler der Kunstschule Reimann in einem spanischen Hotel



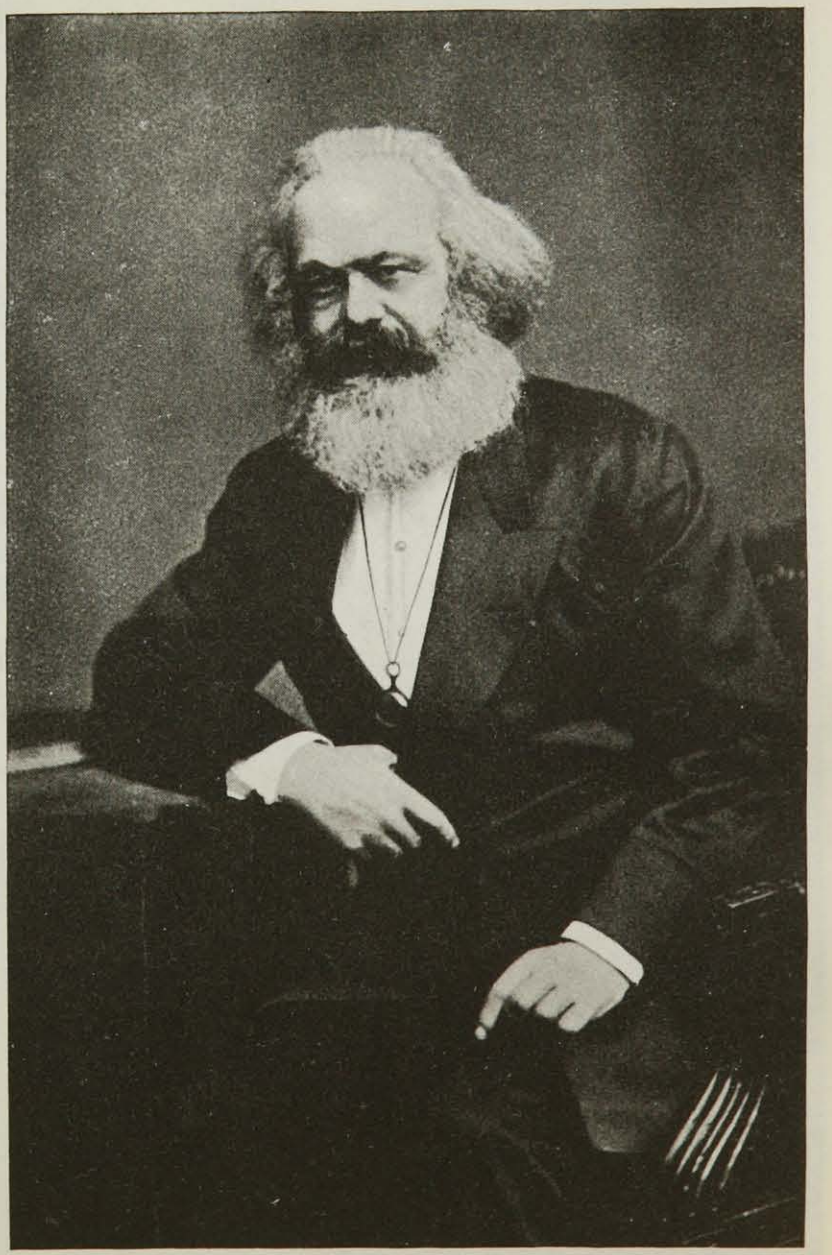
International Graphic Press

Das Pflegekind

Gemeinschafts-Film

Heinrich George und Berta Drews in „Schleppzug M 17“

Disraeli (1804—1881)



Karl Marx (gestorben am 14. März 1883)

Ein Lazarett- und Liebes-Roman

Von *Alfred Döblin*

Wenn man in diesem Jahr wieder daran gehen wird, den Schillerstaatspreis, nämlich für Dramatik, zu verleihen, wird man es nicht leicht haben. Es ist nicht klar, ob so wenig produziert wird, aber man behauptet, es ist keine rechte Auswahl da, in der Dramatik. Und was eventuell auszuzeichnen wäre, wird nicht ausgezeichnet werden. Aber man erweitere den Kreis der Anwärter (ich glaube, die Möglichkeit besteht nach den Statuten); es gibt den Roman und, unglaublich aber wahr, sogar Lyrik. Nachdem das Drama durch die gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland, das Kino und die Kritik erschlagen worden ist, bleiben uns diese beiden Gattungen, und sie sind nicht schlecht instand, auch die Lyrik erholt sich.

Max René Hesse ist ein guter deutscher Erzähler. Er ist vor Jahren mit einem merkwürdigen Buch *Partenau* hervorgetreten. Jetzt legt er einen Roman vor: *Morath schlägt sich durch*, im Verlag Bruno Cassirer. Der Cassirer-Verlag macht literarisch in den beiden letzten Jahren auffällige Fortschritte, da hat die schlechte Entwicklung des Kunstmarktes etwas Gutes, nämlich für die Literatur, zuwege gebracht. Es sind Energien, auch materielle, nach einer neuen Richtung geleitet, und der Lektor des Hauses, *Tau*, darf nicht vergessen werden. Vergeßt die Lektoren nicht. Sie machen in der Musik viel Geschrei von den Kapellmeistern, am Theater vom Direktor und Regisseur, aber der Lektor ist bedeutungsvoller. Eine Geschichte der deutschen Literatur wird nicht die Verlagspolitik und die Lektoren vernachlässigen. (Lektoren sind — leider — nicht Liktoren, sie haben keine Ruten, und hätten sie welche, wäre die Romanpublizistik im Lande klarer und besser, aber sie kämpfen waffenlos gegen das Kapital.) Der Hesse, von dem ich spreche, heißt Max René mit Vornamen. Wer ist in seinem neuen Buch, das an 600 Seiten Umfang hat, der Morath, der sich durchschlägt? Er sagt es selbst: „Ich ritt eines Morgens sehr früh durch den verwilderten Uferwald des großen Flusses (Süd-Amerika), verwildert, vernachlässigt, weil die großen periodischen Überschwemmungen jedes Ordnen sinnlos machen. Mein Pferd, im Schritt, horchte auf die Verse, die ich ihm vorsang, und die beiden Hunde liefen weit vor mir. Plötzlich machten sie kehrt, und der Gaul legte beide Ohren nach vorn. Der da kam, —. Der Reiter kam in seltsamem Bogen herunter und überrollte sich, wie ein tödlich getroffener Hase: Es war Doktor Jakob Morath. Er hatte auf einem Vollblutpferde das er gar nicht reiten konnte, Haidée erwarten und in Erstaunen setzen wollen. Wir freundeten uns an. — Und als ich einige Jahre nichts mehr von ihm gehört hatte, entwickelte sich langsam, sehr langsam der Embryo dieses Buches. — Er heiratete Haidée bald. Er hat es nie bereut. Es war eine Liebesgeschichte, die für ihn mehr bitter als süß war, aber wenn süß, dann so sehr, daß er noch in der Erinnerung sprachlos und blaß wurde. Sie verließ ihn bald und heiratete einen Botschafter." — So berichtet René Hesse. Und das Buch?

Es führt diesen jungen Deutschen Morath nach Südamerika in das Krankenhaus der deutschen Kolonie dort, irgendeine große Hafenstadt; Morath avanciert dort und lernt Haidée kennen. Mehr ist kaum zu erzählen von „Handlung" aus dem farbenreichen, bewegten, von Lebensströmen durchflossenen Buch. Denn dieser Hesse, Max René, kennt die Dämonie des Daseins. Er hat sich Raum gelassen für seine „Erzählung" und den Raum nicht durch eine „Romanfabel" unechten Geblüts entstellt. Seine Technik ist nicht eigentlich modern, nicht vom neuesten Schnitt; ich möchte glauben, würde er diese Technik des Darstellens anwenden, er würde, gerade er, und gerade mit seiner Absicht, leichter und kürzer zum Ziel kommen. Aber er erzählt auch nicht einfach, er stellt knapp und scharf hin, er hat alles sehr deutlich gesehen, und die Sprache teilt das, transparent, mit. (Er arbeitet nicht mit der Sprache, er kommt aus dem, was er gesehen und erlebt hat, und bleibt darin. Das ist eine Methode. In das dichterische Element der Sprache selbst wagt er sich nicht — oder noch nicht? — hinein.) Ohne gemachte Kühle, zurückhaltend, aber doch mit der Nähe des fühlenden Menschen berichtet Hasse und stellt seine Figuren hin. Wir sind im Milieu eines wirklichen Krankenhauses, es ist, in allen Punkten, kein Außenstehender, der in dem Roman berichtet. Wir haben noch keinen Roman aus dieser Landschaft des

menschlichen Leidens, der Chirurgie, des inneren Krankenhausbetriebes. Wahrheiten, Wirklichkeiten gibt Hesse, und mehr als das bloß Gesehene. Deutschland hat zahllose Romane, auch viele gute, aber viele Realitäten entziehen sich heute noch dem Zugriff des Berichterstatters und gar des Darstellers. Vieles liegt, obwohl mitten im Alltag, zu sehr abseits. Es gibt noch viel zu entdecken, eine Querstraße von uns entfernt, und man braucht nicht in die Stratosphäre vorzustoßen. Die Konvention und die Kenntnislosigkeit hindert unsere Autoren. Nun das Krankenhaus. Seine Darstellung erfolgt im ersten Teil des Buches. Sie ist, mit den Figuren der Ärzte, ihrer Rivalität, den Schwesternaffären, den Geldaffären vorzüglich, bisweilen glänzend. Man atmet schon auf, wenn man zwei Sätze des Buches gelesen hat: endlich einer wieder, der etwas mitzuteilen hat, der sich seine Handlung nicht aus einem Sumpf von Geschwätz herausfischt — und dann ist es noch mehr als das ruhige Aufatmen, es ist das Vergnügen an der kultivierten Arbeit eines Wissenden und Könners, der niemals Routinier ist.

Diese Krankenhausdarstellung also — das farbige, ernste, erschütternde Bild — nimmt die erste Hälfte des Buches ein. Das Werk ist zweifellos stark durchgearbeitet, aber zu einer organischen Einheit ist es nicht gediehen. Es hat, in der Form wie es jetzt vorliegt, einen Krankenhausteil und eine Liebesgeschichte (Morath und Haidée finden sich). Aber das sind zwei Bücher, und sie hätten als zwei Blöcke voneinander abgesetzt werden sollen. Hesse, der Gestalter, hat hier nicht scharf gesehen. Bei der Absicht, den zweiten Teil aus dem ersten zu entwickeln (warum nur?), mußten Fehler in der Proportion entstehen, denn für die Liebesgeschichte ist die Exposition des Krankenhauses zu breit. Aber sie ist ja gar keine Exposition, muß nur durch den Fehler des Zusammenschmelzens dazu werden. Der zweite Teil bringt dann Haidée, eine wunderbare, unvergeßliche Frauen- oder Mädchenfigur. Sie ist episch gelungen in der Stärke, wie im Filmdasein heute die Marlene oder die Garbo. Die Schilderung dieser „Liebe" hat die harte Echtheit der Schilderungen Stendhals. Wie überhaupt im Inhaltlichen (nicht im Formalen, welches nur streng, simpel und knapp ist) das Irrationale, Schillernde (kurz vor dem Einbruch einer Art realer Mystik) hier den ersten Platz einnimmt.

Es sieht aus, als hätte ich viel von dem Buch Hesses (Max René) gesagt. Mir kommt vor, ich fange eben erst an mit dem Bericht und einer Analyse. Auf meinem Tisch liegen noch mehrere Bücher und warten: ein Roman aus dem Englischen, von *Pearl S. Buck:* „Die gute Erde", Zinnenverlag Basel, dann der neue *Josef Löbel:* „Medizin oder dem Mann kann geholfen werden", dann von dem Schweizer *C. G. Jung:* „Seelenprobleme der Gegenwart" — alles drei interessante Bücher, über die ich mich noch äußern will und muß. Aber der Respekt vor der überragenden Leistung René Hesses zwingt mich, von ihm allein zu melden, um seinem Buch, wenigstens in den paar Sätzen, die ganze ihm gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Sie wollen Ihr Leben verlängern? Fahren Sie mit einer widerlichen Person für fünf Tage aufs Land. Sie werden staunen, wie sich die Zeit zu Ewigkeiten dehnt. *Roda*

Wenn du Frauen gefallen willst, sprich so zu ihnen, wie du nicht wünschen würdest, daß mit deiner Frau gesprochen werde. *J. R.*

Der rasende Kalender. Der junge Kunstmaler hat seinen Mantel im Leihhaus. „Nanu?", fragt man ihn", bei drei Grad gehen Sie ohne Überrock aus?" — „Es ist nichts dabei" erwidert er. „Bis Oktober braucht man keinen, Novemberdezemberjännerfeber ist rasch vorbei — und dann kann man doch wieder blank gehen? . . ."

Bist du noch ein Junggsell? fragt in Wien die Liebesmeisterin den schüchternen jungen Mann. Aber sie meint etwas anderes: das Gegenstück zur Jungfrau.

Liebe und Stadtpark. Im Brüsseler Stadtpark werden jährlich nicht weniger als 900 Bänke durch das Einschneiden von verschlungenen Herzen und Buchstaben so stark beschädigt, daß sie durch neue ersetzt werden müssen. *(Prager Tagblatt)*

Kalifornischer Dialekt. „Noch ist die ‚göttliche Greta', um im kalifornischen Filmdialekt zu reden, das ‚große Geschäft'". *(8-Uhr-Abendblatt)*

Liebe, Brautstand, Hochzeit. Die Aussprüche Nestroys († 1862) sind aus den Possen: Liebesgeschichten und Heiratssachen, Unverhofft, Das Mädel aus der Vorstadt, Der Zerrissene und Die verhängnisvolle Faschingsnacht.

Knigge für Eisläufer

Adolf Freiherr von Knigge beginnt den 2. Abschnitt des 5. Kapitels vom II. Teil seines „Umgang mit Menschen": „Nichts ist so gschickt, die letzte Hand an die Bildung des Jünglings zu legen, als der Umgang mit tugendhaften und gesitteten Weibern." — Das gilt auch von der Ausbildung im Eislauf, wenn freilich hierbei die gute Technik der Dame wichtiger ist, als Tugendhaftigkeit und Sittsamkeit. Diese Tatsache gibt aber dem Jüngling nicht das Recht, seine Hand während des Paarlaufs irgend anderswohin zu legen, als ausschließlich um die Hüfte der Partnerin. Der auf dem Eise noch unsichere Jüngling soll sich lieber hinfallen lassen, als an den Rundungen oberhalb oder unterhalb der weiblichen Hüfte Halt zu suchen.

*

Wenn der männliche Eisläufer mit seiner Dame zu Fall kommt, so falle er unter dieselbe, nicht über sie; weniger aus Dezenz als aus Ritterlichkeit, denn die Dame wird immer noch lieber auf einen unsympathischen Partner stürzen als auf den blanken — Eisgrund.

*

Für junge Damen, die fallen: Falle, wie du, wenn du fällst, wünschen wirst, gefallen zu sein . . . oder gefallen zu haben.

*

Was die Kleidung beim Eislaufen betrifft, so deute durch sie der Herr möglichst wenig, die Dame möglichst viel von den natürlichen Formen des Körpers an. Der Herr hingegen vermeide die allzu lange Hose, die Dame den allzu kurzen Rock. Eins wird ebenso wie das andere zu Mißdeutungen verleiten hinsichtlich deines Charakters, wenn von diesem auch noch so wenig vorhanden ist. *K. P.*

Hoppla! Schon wieder der Verschluß der Zahnpaste in das Abflußrohr gerollt! Nun bleibt nur, die ganze Tube wegzuwerfen, denn bis morgen ist der Inhalt wohl schon hart geworden! Bei

KOLYNOS

kann das nicht passieren, denn der praktische Springverschluß verhindert das Wegrollen.

Dabei wird KOLYNOS-ZAHNPASTA den höchsten Anforderungen gerecht.

Frühlingsfahrt
in fremdes Land?
Fremde Sprache
unbekannt?
Auf dem Weg von
hier nach dorten
Lernt man sie
mit „1000 Worten"

„1000 Worte" — die lustige Sprachlehrmethode! Überall zu haben!

Nicht warten!

Erkältungs-Infektion
Halsentzündung
Grippe
vorbeugen mit

BAYER

Panflavin-
PASTILLEN

Indische Sprüche

Ein Elefant, so hoch wie der Gipfel eines mächtigen Berges, ein Elefant, der früher spielend Bäume entwurzelte, läßt sich, wenn ihn der Wahn ergreift, ein Weibchen zu berühren, an einen Pfosten ketten.

Es kommt kein mit Vorzügen reich Ausgestatteter zur Welt, selbst kein Gott, um gar lange zu bestehen: mit voller Scheibe steht der herrliche Mond nur eine Nacht am Himmel.

Der Körper ist zusammengeschrumpft, der Gang unsicher, die Reihe der Zähne ausgefallen, das Gesicht schwindet, die Harthörigkeit nimmt zu, der Mund kann den Speichel nicht mehr halten, die Angehörigen achten nicht mehr auf die Rede, die Frau gehorcht nicht. O wehe über das Mißgeschick des altgewordenen Mannes! Selbst der eigene Sohn benimmt sich gegen ihn wie ein Feind!

Da zuerst Vergänglichkeit wie eine Amme das neugeborene Kind in ihre Arme schließt, und dann erst die Mutter, so frage ich, welche Veranlassung zum Kummer sei.

Donnere oder regne, o Indra, oder schleudere hundertmal den Blitz: die Weiber können, wenn sie sich zum Geliebten aufmachen, durch nichts abgehalten werden.

Für ein Opfer, für eine Hochzeit, bei Unglück, bei Vernichtung eines Feindes, bei einer ruhmvollen Tat, zur Unterstützung von Freunden, für geliebte Weiber und für arme Angehörige: in diesen acht Fällen kann man nicht zu viel ausgeben.

Ein magerer, einäugiger, lahmer, ohrenloser, am Schwanze verstümmelter, räudiger, von Eiter feuchter, mit Hunderten von Würmern bedeckter, durch Hunger ausgemergelter, alter Hund, den eine Topfscherbe in der Kehle plagt, läuft noch einer Hündin nach: auf einen Toten sogar schlägt der Liebesgott noch los.

Ich halte dafür, daß ein Mann, der aus der Familie und der Kaste gestoßen ist, der gemein und bösen Wandels ist, und den andere nicht berühren mögen, weil der Tod schon auf ihn lauert, den Weibern noch ein lieber Buhle ist.

Die Weiber tun zuerst freundlich, aber nur solange, als sie sehen, daß der Mann ihnen noch nicht anhängt; sehen sie den Mann mit der Liebe Bande gefesselt, dann ziehen sie ihn wie einen Fisch, der den Köder verschluckt hat, hinauf an die Luft.

Eine Schöne, deren Leib von Safransalbe gefleckt ist, an deren weißem Busen die Perlenschnur zittert, an deren Lotusfüßen vom Schmuck Laute wie des Flamingo ertönen, wen auf Erden bringt die nicht in ihre Gewalt?

Selbst der Verständige, wenn er eine Jungfrau erblickt, die genau angesehen nichts weiter als eine unreine Puppe ist, nennt sie Geliebte, Lotusäugige, preist die Wucht ihrer mächtigen Hüften, den starken und hohen Busen, vergleicht ihr schönes Antlitz mit einer Wasserrose, lobt ihre schönen Brauen, ist voll Verlangen nach ihr, rast, freut sich, ist in Entzücken und beginnt sein Spiel. Wehe, rufe ich über das tolle Gebaren des Unverstandes.

Bei der Krähe Reinlichkeit, bei Spielern Ehrlichkeit, bei der Schlange Nachsicht, bei Weibern ein Nachlassen des Liebestriebes, beim Eunuchen Festigkeit, beim Trunkenbolde Forschen nach Wahrheit, einen König als Freund: wer hat solches je gesehen oder gehört?

(Deutsch von Otto Böhtlingk)

KULINARIA

TRAUBE
Am Zoo im Haus Germania

FLORIDA
KURFÜRSTENDAMM 61
ECKE LEIBNIZSTRASSE
DIE EXOTISCHE
BAMBUS-BAR
DIE GANZE NACHT BETRIEB
TANZ-RESTAURANT

CASCADE
W, RANKESTRASSE 30
„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet
Souper M 3.50
Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

Max Schlichter
LUTHERSTRASSE 33
Hier
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins

FEMINA
NÜRNBERGER STR. 50
Die besten Tanzorchester
Berlins
Originellste Unterhaltung
4.30 Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone · Saalrohrpost

RIORITA
Tauentzienstraße 12
INTIME BAR
Berliner Nachtleben —
nur dort!
Schönste Tanzstätte

ENGEL
spielt und singt allabendlich im
Jockey
LUTHERSTRASSE 2

Liebe und Hochzeit auf Schallplatten

Mit einer kleinen Sehnsucht fängt es an, Grete Mosheim singt wie ein Schulmädchen auf ElectrolaE G 1801. Blandine Ebinger empfiehlt, lieben zu lernen, ohne zu klagen, und jammert, er hasse, daß sie ihn liebe, und Spoliansky macht die Musik dazu (E G 1913). Daß Marlene von Kopf bis Fuß auf etwas eingestellt ist, wovor man sich bei blonden Frauen in Acht zu nehmen hat, wissen wir von Electrola E G 1770. Auf E G 2265 teilt sie mit, daß man ohne Liebe nicht leben kann, und auf E G 2275 wird sie gradezu aufdringlich („Marokko"). Claire Waldoff als unbescholtenes Mädchen hat wegen Erich Einegg ihre jute Stellung bei Tietz aufgegeben und einer Direktrizen-Karriere entsagt (Parlophon B 12240). Aber auch die Männer sind nicht müßig. Tauber schmettert sein ganzes Herz heraus (Odeon o-4949), bedauert, daß Liebe ein Märchen ist (o-4507), und schmeichelt sich ins Ohr mit einem „Was weißt denn du, wie ich verliebt bin . . ." (o-4920). Frau Massary bewahrt durchaus Haltung und übersieht die Situation von oben (Electrola E W 35: „Im Liebesfalle"); auf der potipharischen Rückseite schlägt der kützlige Pallenberg die ihm gemachten Avancen in den (ein Carmen-Zitat daherwehenden) Wind.

Aber nun Jeanette Macdonald mit ihren drei schönsten Platten: Electrola E G 1861 („Dream lover"), E G 2045 („Fahrt ins Land der Liebe") und E G 2569 („Eine Stunde mit dir"). Der abgegriffene Ausdruck „bezaubernd" muß für die Macdonald neu geprägt werden. Sie klingt im Englischen genau so schön wie im Französischen. Da wir jedoch ihre Tonfilmausschnitte in der englischen Version beziehen und andererseits die Sprache unseres Erbfeindes für amoureuse Dinge besonders geeignet ist, legen wir das Liebeslied aus der Dreigroschenoper auf den rotierenden Teller: Albert Préjean singt es (Ultraphon A 717). Und wenn es dann soweit ist, und Staatsanwalts nebenan schlummern, und die Nacht wird von tiefer Stille umfangen, und eine weiße Maus, Patronin längst geschlossener Kabaretts, raschelt unter der Standuhr, dann ist die rechte Zeit für Lucienne Boyer. Du kannst von ihr spielen, was du magst: es ist immer privat. In Fällen versagender Sinnlichkeit helfe man der gehemmten Partnerin nach — Colombia D W 4057 wird das ihre tun.

Wer es, der heutigen Zeit zum Trotz, ernst meint, findet keinen Anfang und kein Ende, denn die Mehrzahl unserer deutschen Lieder und Opernrosinen sind eitel Liebe. Man begnüge sich mit dem Ständchen von Brahms, das Schlusnus auf Grammophon 90177 singt, oder mit dem „Ich liebe dich" des Richard Strauß auf Grammo 62654. Leidenschaftliche Naturen werden sich vom Rausch des Liebesduetts mitreißen lassen, einem Juwel aus Wagners „Tristan", von der Leider und Fritz Melchior auf Electrola E J 482-83 in Trunkenheit hingelegt. Maria Olszewska breitet das Lied „Von ewiger Liebe" vor uns aus (Grammo 95468). Und wer fürs Vollständige ist, fürs Geschlossene, für den Ablauf und die Serie, der erwerbe die vier bei Odeon erschienenen Platten (o-4806 bis 4809): von Dr. Weißmann begleitet singt Lotte Lehmann Chamissos Frauenliebe und Leben in der Vertonung Schumanns. Seit sie ihn gesehen, den Herrlichsten von allen, kann sie es zunächst nicht fassen, steckt den Ring an ihren Finger und erleidet über ein Kleines den ersten Schmerz.

Wer seine Absichten allzu hoch schraubt, wird in die Tiefe gestoßen. Skeptizismus hat seine Vorteile. Darum zieht der große Pianist Rossborough den „Liebestraum" Franz Liszts ganz artistisch auf und verjazzt die Barcarole aus „Hoffmanns Erzählungen" in schelmischer Weise (Odeon o-6821). Wie praktisch, andere vermittels angenehmer Töne für sich werben zu lassen! Wenn ich Brunswick A 5106 laufen lasse, brauche ich mich nicht selbst zu bemühen: Frank Munn und die Boswell sisters besorgen es besser, als der Laie je vermöchte. Hinströmend, in den Vokalen breit wie der zu Unrecht verschollene Al Jolson, attackiert der Minnesänger sämtliche Frauenherzen der Welt — my love, my life, my all. Als graziöse Abkühlung schalte man Kreis-

lers „Liebesfreud, Liebesleid" ein (Electrola D B 985), ohne der Reihenfolge irgendwelche Bedeutung beizumessen.

Jetzt aber erbrause die begreiflicherweise ebenso pathetisch wie hausbacken geratene Hochzeitsmusik Adolf Jensens (Electrola E H 398), denn vor dem schon in früher Jugendzeit geübten Hochzeitsmarsch Mendelssohns genieren wir uns leider ein wenig. Lotte Lehmann taucht nochmals auf . . . mit Louis Roessels „Wo du hingehst" auf Odeon o-8733. Anschließend gönnen wir uns eine historische Erinnerung, indem wir Electrola E W 60 auflegen, ein unter dem Motto „Treulich geführt" berühmt gewordenes Musikstück, ehedem „Captain Morgan" betitelt, ein wallisisches Volkslied, bei dessen Absingung die rote und die weiße Rose einander in die Arme sanken, siehe jedes bessere Lexikon. Eine mit Sarkasmus bespritzte Braut wird von Margo Lion auf die Beine gestellt, Marcellus Schiffer und Mischa Spoliansky sind dabei beteiligt (Electrola E G 890).

Und das köstlichste Liebeslied der letzten Jahre: die „Erinnerung an die Marie A.", gedichtet von Bert Brecht, komponiert von Charles Malo, vorgetragen von Kate Kühl (Grammo 23121). In meiner, ach, dahingeschwundenen Kinderzeit hieß es „Verlorenes Glück", alle Dienstmädchen trällerten es, es war so wundervoll traurig, Leopold Sprowacker stand groß auf dem von Paul Scheurich gezeichneten Umschlag, aber es war dennoch das Lied des Franzosen Malo, ein wunderholdes Plagiat auf das „Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen" aus dem „Trompeter von Säckingen". Aus diesen vielerlei Ingredienzien wurde, wie gesagt, das köstlichste Liebeslied der letzten Jahre.

Hans Reimann

Die anständige Frau geht nicht mit nackten Waden. Sie trägt Strümpfe. Fleischfarbene.

Man kriegt schwer die Frau, die man haben will. Weil man die Frau haben will, die man schwer kriegt.

Werner Lansburgh

In neuer Auflage

11.-13. Tausend erscheint soeben

ERNST OTTWALT

Denn sie wissen was sie tun . . .

Ein deutscher Justizroman

Wer die deutsche Entwicklung begreifen will, muß dieses **täglich aktueller** werdende Werk kennen.

Umfang 404 Seiten
Steifdeckelband M 2.85 Leinen M 4.80

MALIK-VERLAG

Sieben Tage

das größte deutsche Funkblatt

Überall für 20 Pfennig. Bestellen Sie bei Ihrem Buch- und Zeitschriftenhändler, durch die Post oder den Verlag Ullstein, Berlin SW 68, Kochstraße

Die Kunst der Kurzfassung

Die Amerikaner haben Shakespeares Sprache vervollkommnet. Sie haben aus ihr etwas Lebendes, Frisches, Ausdrucksvolles, Schnelles, d'ever-sharp gemacht, und da heute die Rede ist, das Esperanto vom Schulplan zu streichen, so sollte man es durch das Amerikanische, das heißt, durch das modern Englische ersetzen, „up to date", das rezensierte Englische, aus welchem alles, was unnötig Platz einnimmt, rausgeschmissen wird: Zeitwörter, Bindewörter, Präpositionen, Fürwörter, Artikel, also ein ganzes Zeughaus von alten, geschmacklosen Requisiten, die für den Papierkorb reif sind. Besonders in der Reklamebranche würde diese Neuerung Anklang finden. Heute, wo der Quadratmeter so wahnsinnig teuer ist. In New York sieht man in allen Abteilen der Untergrundbahn eine Negerköchin, die in der Hand einen Teller voll goldiger und dampfender Pfannkuchen hält. Links liest man folgendes:

Aunt	(Tante)
Jemina	(Jemina)
Pancakes	(Pfannkuchen)
Flour	(Feinstes Weißmehl)
Delicious	(Köstlich)

5 Worte! Im Deutschen würden wir sagen: Die Pfannkuchen, welche Tante Jemina mit unserem feinsten Weißmehl backt, sind die köstlichsten! 13 Worte! Wieviel Platz und Zeitverlust! Wir haben eine gewisse Tollwut, unnötig lange Sätze zu schreiben.

Ich habe ein Lustspiel „Das Leben" geschrieben, in dem ich mich besonders kurz fassen wollte. Meine drei Akte dauerten zusammen zwei und eine halbe Minute. Ich glaubte, den Schnelligkeitsrekord geschlagen zu haben. Ich hatte mich getäuscht, denn mein Freund Thomlison hat mir genau das Gegenteil bewiesen. Thomlison ist der Roda Roda Amerikas. Sein Stil ist schneller als der Blitz. Ich habe ihm mein Manuskript eingeschickt. Der Uebersetzer braucht im ersten Akt nur 2 Worte. Sein zweiter Akt ist allerdings länger als der meinige; aber das ist ja nicht mein Fehler. Ich fürchte, daß die weiblichen Stars die Rolle in dieser gekürzten Fassung nicht spielen würden. Hier die zwei Fassungen dieses Kunstwerkes:

DAS LEBEN

Erster Akt

Dekoration: Ein Salon in einem Hotel an der Riviera. Großes Fest beim König der mechanischen Besen. Man tanzt im Rhythmus einer Neger-Kapelle.

Personen:

Susanne . . . . . 23 Jahre
Heinerich . . . . . 30 Jahre

Heinerich:

Fräulein, ich habe das Gefühl, daß ich Ihnen vollkommen gleichgültig bin, aber Sie würden aus mir den glücklichsten Menschen machen, wenn Sie mir diesen Fox-Trott gestatten wollten!

LIFE

First act

Scenary: Drawing-room. Riverside-house. Grand levee of mecanic weaps King. Jazz-Band.

Characters:

Suzy . . . . . twenthy-tree
Harry . . . . . thirty

Harry:

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— Dance? . . .

Susanne:

Bedauere sehr, mein Herr, ich bin kein Fräulein. Ich bin verheiratet. Aber ... wie fast alle Männer, mein Mann kann nicht tanzen! ... Ich nehme Ihre Einladung an!... Foxtrotten wir!...

Suzy:

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— Sure! ...

Zweiter Akt

Am andern Morgen bei Heinerich. Dieser Akt spielt sich im völligsten Dunkel ab.

Susanne:

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Second act

The following morning. Complete darkness.

Suzy:

— Harry, how you can? ...
— Would never have thought you could act like this! ...
— Please stop or I shall really be very cross! ...
— You naughty boy! ...
— You really must not! ...
— If anybody should see us! ...
— Please do stop, Harry! ... Oh Harry! ...
— Promise you wont tell anyone! ...

Dritter Akt

Dieselbe Dekoration wie im zweiten Akt.

Heinerich:

Das Andenken dieser Minuten, die wir eben verbracht, bleibt immer in meinem Herzen! ... Sage mir nur, daß du nichts bereust! ... Sage mir nur, daß deine Lippen in dem Kelch, den wir bis zur Neige tranken, keine Bitterkeit empfanden! ... Lächle mir doch in aller jugendlicher Frische zu.

Susanne:

Ich liebe dich und gehöre dir ... nur dir ... ein ganzes Leben lang! Jeden Tag werde ich voller Hoffnungen wiederkehren! Auf Wiedersehen. Nimm, bevor du gehst, meine Seele mit einem Kuß! ...

(Vorhang)

Third act

Same scenary as second act.

Harry:

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— Good bye! ...

Suzy:

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— Ring me up in the morning! ...

(Curtain)

Anatol Braunstein.

Die Entzweiung der Literatur

Von *Bernard Guillemin*

Es ist etwas Schönes um die Klassizität, und wenn das bezaubernde Romanfragment aus der Hinterlassenschaft Hofmannsthals *Andreas oder die Vereinigten* (S. Fischer, Berlin), das von der Herrschaftlichkeit der menschlichen Haltung und der inneren Wohlgeratenheit der Hauptfiguren bis zu dem auserlesenen Anstand der Sprache alle Merkmale des Klassischen aufweist, auch nichts anderes zu bewirken vermöchte, als im Gemüte des sich einen Augenblick lang erhoben fühlenden Lesers so etwas wie die Ahnung eines verlorenen Paradieses aufdämmern zu lassen, so wäre damit mehr erreicht als heute, in einer Epoche drohender Barbarisierung des Geschmacks, eigentlich zu erhoffen ist. Trotzdem darf man die Augen nicht davor verschließen, daß es der hohen und edlen Kunst Hofmannsthals — die hier freilich nur als Beispiel herangezogen wird — an Zeit-, d. h. an Existenznähe gebricht. Der Vollkommenheit der rund hundert Seiten seines nachgelassenen Fragments tut es zwar keinen Abbruch, daß es uns zwingt, uns in eine unwiederbringlich verlorene Zeit und Welt zu versetzen, und gewissermaßen nur rückschauend genossen werden kann. Wären die Aufgaben, die unsere Gegenwart uns stellt, weniger dringlich, so könnte man vielleicht sogar in der Rückverlegung und Historisierung der Vorgänge ein Kunstelement mehr erblicken, in dem dadurch bewirkten Abrücken, in dem schön und kühl erzielten Abstand würde man nur um so besser eine Funktion der Kunst erfüllt sehen: mehr als Natur zu sein. Doch es ist bezeichnend, daß das Fragment eben Fragment geblieben ist. Als Hofmannsthal seinen unvollendeten Roman zu schreiben begann, war er zu glauben berechtigt, daß die Zeit, in der er lebte, nicht etwa in einer fruchtbaren Umbildung begriffen, sondern lediglich unter die vergangene Zeit herabgesunken sei. Die Rückwendung in eine verflossene Herrschaftlichkeit der Lebensform entsprang der besten Absicht: sich aus dieser sinkenden Bewegung herauszulösen, zu steigen, ja zurückzusteigen, während seine Zeit sank. Einen dritten Weg sah er nicht, weil er als einseitiger Traditionalist zu statisch dachte und in aller Bewegung nur eine Fortbewegung von der klassischen Höhe, nur ein Sinken, nicht die Ansätze des Kommenden, den neuen Aufbruch zu erkennen vermochte. Dann kam der Krieg und der österreichische Zusammenbruch, für den in jedem Äußeren immer ein Inneres sehenden Dichter das untrügliche Zeichen für die endgültige Auflösung der alten Formen und des Geistes, der ihnen innewohnte. Die immer unabweislicher werdende Einsicht, daß es ein Zurück nicht gibt, lähmte seine Schaffenskraft. Hofmannsthals letzte Jahre: die Tragödie eines Mannes, der kein Verhältnis zur Zukunft hat. „*Andreas oder die Vereinigten*" sind darum nichts anderes als ein Schwanengesang, von dem Dichter in dem Augenblick jäh abgebrochen, da er selber sich dessen bewußt ward.

Hofmannsthal verkannte, und sein großartiger Kommentator *Rudolf Borchardt*, der seine Nachfolge im Bereich der gelehrten Dichtung angetreten hat, verkennt heute mit ihm, daß jede Veränderung der Welt auch eine veränderte Dichtung bedingt. Freilich, wenn Umfang und Tempo der Veränderung ein gewisses Maß überschreiten, wird die Arbeit des Dichters dadurch gewaltig erschwert, daß ihm kaum ein Teilchen davon durch andere abgenommen werden kann. Er hat keine Vorgänger mehr im Sinne von Vorbereitern seines Materials. Die Tradition ist für ihn keine Stütze mehr, sondern eher ein Hemmnis: hat er es doch mit einer neuen Welt zu tun, die ihre Spiegelung in der Literatur noch nicht oder noch kaum gefunden hat. Wessen Geschmack und künstlerische Absicht also (wie dies bei Hofmannsthal und Borchardt der Fall ist) in erster Linie auf das Vollkommene gerichtet sind, der wird sich nicht anders zu helfen wissen als durch eine Beschränkung seiner dichterischen Aufgaben auf die Vollendung und Verfeinerung des bereits durch Geschichte und Tradition Erarbeiteten. Er wird der Zeit fluchen, die ihm sein Geschäft erschwert, und nur

allzu sehr dazu neigen, in jeglicher Umwälzung oder Umwandlung der Bedingungen der Dichtung etwas Satanisches zu sehen. Denn wo alles mit großer Beschleunigung sich wandelt, ist auch die Literatur, um den Anschluß an die Wirklichkeit nicht zu verpassen, gewissermaßen zu laufen gezwungen, im Laufen aber kann niemand Vollkommenes hervorbringen, und vor allem: für einen sehr strengen und verfeinerten Geschmack ist das Laufen alles andere als ein vornehmes Geschäft. Man sieht wiederum, daß jede Tugend ihre Kehrseite hat. Die Vornehmheit gewinnt den Charakter der Rückschrittlichkeit, wenn sie, in bewegten Zeiten, es nicht über sich bringt: zu laufen. Die Fortschrittlichkeit gewinnt einen Anstrich von Unvornehmheit, wenn sie, um hinter der Entwicklung nicht zurückzubleiben, keuchend dahergerannt kommt. Die Zeitläufte haben eine radikale Entzweiung der Literatur bewirkt.

Diese Entzweiung geht aber viel weiter, als es bisher den Anschein haben kann. Betrachtet man ein Fragment wie den Andreas einerseits, einen Roman wie Falladas *Kleinen Mann* . . . andrerseits, so fällt einem in erster Linie weniger die Eigenart des einen oder des andern als vielmehr die Kluft zwischen beiden auf. Es ist die Kluft zwischen sinnvollendeter Vergangenheit und noch sinnloser Gegenwart; zwischen Bildung und Vitalität; zwischen gelehrter Kunst und Volkskunst; zwischen Gestaltung vorbildlichen Seins und soziologisch orientierter Epik. Man könnte auch sagen: zwischen langen und kurzen Sätzen. Eine ähnliche Entzweiung der Literatur war wohl schon immer vorhanden. Man braucht nur an den Gegensatz Zola—Mallarmé in Frankreich oder Hauptmann—George in Deutschland zu denken. Doch die Kluft hat sich seitdem beträchtlich verbreitert. Was unsere zeitgenössischen Volksbücher, unsere volkstümlichen Zeitromane von Döblins *Alexanderplatz* über Falladas *Kleiner Mann — was nun?* bis herab zu der amüsanten Irmgard Keun von allen früheren unterscheidet, ist die Tatsache, daß der höhere Standpunkt des Erzählers oder überhaupt irgendein denkbarer, im Verhältnis zur geistigen Haltung der Romanfiguren höherer Standpunkt nicht mitgestaltet ist: alles. was geschieht, ist mit den Augen dessen gesehen, dem es geschieht, mit den Augen des Transportarbeiters, des Warenhausangestellten, der Stenotypistin. In diesem Sinn sind die genannten Bücher vollkommen eindimensional. Nicht der Autor spricht, sondern durch ihn als durch ein fast passives, freilich nur Typisches durchlassendes Medium hindurch sprechen seine Personen: so sind wir, so ist unser Leben. Ob es ein höheres Leben gebe und wie dieses beschaffen sei, wird nicht gesagt. Der bloße Stoff triumphiert wie nie zuvor in der Dichtung. Und freilich triumphiert auch das Leben, das in allen diesen Büchern allen Widerständen und Grausamkeiten unerachtet „weitergeht". Die Frage, ob ein Roman wie etwa Falladas *Kleiner Mann* . . . optimistisch oder pessimistisch aufzufassen sei, läßt sich somit unschwer beantworten: er ist optimistisch vom Standpunkt des bloßen Lebens, das weitergeht, aber pessimistisch vom Standpunkt des Geistes, von dem im weitesten Umkreis des

DIE SUGGESTION

PAUL HÄBERLIN
Professor an der Universität Basel

geheftet RM 5.60, gebunden RM 7.20

Aus dem Inhalt: Der Vorgang im Empfänger. Arten der Suggestion. Suggestion und geistige Anregung. Provokatorische Einwirkung. Suggestion gegen den Willen. Negative Suggestion. Massensuggestion. Suggestibilität und suggestive Fähigkeit. Hypnotische Suggestion. Autosuggestion.

Das Buch ist insbesondere für den Kundenwerber wertvoller und erzieherischer als manche Schrift, welche das Wort „Reklamepsychologie" tönend im Titel hat. Die Reklame.

Bei höchstem wissenschaftlichem Niveau ist das Buch ausgezeichnet durch klare, allgemein verständliche Sprache, die auch den interessierten Laien müheloses Eindringen in die behandelten Fragen gestattet. Reclams Universum.

KOBER'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG • GEGR. 1816 • BASEL-LEIPZIG

Romans nicht einmal Spuren zu entdecken sind. Aber was kann uns ein Leben bedeuten, von dem sich schließlich nichts besseres sagen läßt, als daß es immer nur „weitergeht"? Man muß schon zu *Robert Musils* großem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* (Rowohlt Verlag, Berlin) greifen, um, wüßte man es nicht schon, zu erfahren, wie kläglich ein Optimismus beschaffen ist, der von der billigen Einsicht lebt, daß das geistlos fortwuchernde Leben eben fortwuchert und nicht klein zu kriegen ist. Zugleich werden wir in Musil einen geistigen Dichter von erstaunlicher Zeitnähe kennenlernen, dem gegenüber die noch so großartige Naturbegabung Falladas an die, immerhin sehr ansehnliche Stelle zurücktritt, die ihr gebührt.

Freilich ist auch Musil noch ein Symptom für die Entzweiung unserer Literatur. Sein „Mann ohne Eigenschaften" — von dem soeben der zweite, den ersten noch übertreffende Band erschienen ist — ist zwar ein Romanwerk allerersten Ranges, eines der wichtigsten, das dieses Jahrhundert hervorgebracht hat, von einer Lebens- und Gestaltenfülle ohnegleichen und zugleich von exemplarischer Bedeutung, nicht bloß schildernd wie Falladas lebendiges und nützliches Buch, sondern kritische Maßstäbe, geistige Normen und eine heimliche Vorbildlichkeit in sich enthaltend. Doch — und dies ist nicht seine Grenze, sondern sein Ruhm (wie es der Ruhm der Bücher Marcel Jouhandeaus in Frankreich ist) — es wird nie volkstümlich werden. Vielleicht gab es einmal eine Zeit, wo es dem großen Dichter verstattet war, doppelsinnig zu sein und wie Cervantes gewissermaßen im exoterischen Gewande eines Volksbuches, dessen äußerer Reiz jedermann zugänglich ist, die exoterische Weisheit eines auserlesenen Geistes zu verbergen. Solche Bücher waren Schlüsselromane allerhöchsten Sinnes: wessen Geist zu unkräftig war, ihren innersten Gehalt zu erschließen, konnte dennoch in anderer Weise an ihnen sein Genüge finden. Doch die Voraussetzung einer solchen Doppelsinnigkeit war, daß der Dichter eine möglichst wechselreiche Handlung zu erzählen hatte. Der große moderne Roman ist aber kaum noch erzählender Natur. Die Erzählung vielmehr ist in den meisten wirklich bedeutenden Büchern der vergangenen Jahrzehnte fast ganz in den Hintergrund getreten, und somit ist das volkstümlichste Element aller bisherigen Dichtung in Fortfall geraten. Der Roman hat sich vergeistigt. Er will, mit Georges *Meredith*, Marcel *Proust*, Marcel *Jouhandeau*, Thomas *Mann* und Robert *Musil*, nicht mehr irgendwelche Begebenheiten erzählen, sondern er stellt — in epischer Form — Untersuchungen an. Sich an einer Untersuchung zu beteiligen, ist aber ungleich schwieriger, als einer Erzählung zuzuhören. Wenn sich die große Dichtung, was für Deutschland der Fall Meredith und der Fall Proust beweist, heute nicht immer durchsetzt, so liegt dies nicht daran, daß sie mißfällt, sondern daß sie nicht mehr verstanden wird. Die Entzweiung der Dichtung in eine solche, die an geistige Bildungsvoraussetzungen geknüpft ist, und in eine andere, die es nicht ist und auf seiten des Lesers bestenfalls eine gewisse Lebenserfahrung voraussetzt, ist nicht mehr rückgängig zu machen. Die wachsende Rolle der untergeordneten Dringlichkeiten des Daseins ist nur geeignet, sie zu vertiefen.

Gleichwohl könnte man hier die Frage aufwerfen, ob nicht doch eine Synthese möglich wäre. Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Ich für mein Teil glaube, daß nur Teilverbindungen herzustellen sind, etwa zwischen Geistigkeit und Zeitnähe wie bei Musil oder zwischen volkstümlicher Erzählkunst und großer Poesie wie bei *C. F. Ramuz*, dessen letzter Roman *Farinet oder das falsche Geld* (Piper Verlag, München) von einer einzigartigen Schönheit ist und den Erfolg verdiente, der den mäßigen Büchern Manfred Hausmanns ganz zu Unrecht zugefallen ist. Aber eine Totalsynthese zwischen all den Elementen, die heute in der Dichtung entzweit und auf viele verschiedene Bücher verteilt sind, — das wäre ein unwahrscheinlicher Glücksfall. Er ist nur denkbar auf verhältnismäßig tiefem Niveau. Der Zustand der Entzweiung hat manche Vorteile, nicht zuletzt den, auch extreme Versuche zuzulassen.

Franz Körmendi: *Versuchung in Budapest.* Roman (Propyläen-Verlag, Berlin).

Es gibt Romanautoren, die einen Sonderfall erledigen, ihn ans Ziel laufen lassen, wie man einen Windhund zwischen zwei Schranken zum Ziel hetzt. Da gibt es irgendein ausgefallenes Problem: eine weltumstürzende Erfindung oder siamesische Zwillinge oder ein Doppelleben oder einen Eifersuchtsmord oder eine Berufstragödie. Das rennt dann, mit Scheuklappen versehen, bis ans Ende, und ein geschickter Leser kann mit Leichtigkeit von 100 zu 100 Metern am Rande ablesen, wo die Sache jetzt hält. Es ist die landläufige Technik, sehr nahe verwandt der dramatischen, bei der — behaupten Sachverständige — von Anfang an alles genau festgelegt sein muß. Ein Weltbild kommt dabei nicht heraus. — Und dann gibt es Romane, die nicht aus einem Einfall geboren sind, sondern aus einer Lebensstimmung, aus einem Zeitgefühl. Romane, die nicht aus einem Fluß herausgeangelte Fische sind, sondern der Fluß selbst, mit allen Fischen darin. Sie haben ein natürliches Gefälle, Wirbel, Arme und Buchten; Nebel steigt aus ihnen auf, sie fließen ins Weite. — Wenn ein Roman den Titel „Versuchung in Budapest" führt, ist man eigentlich nicht geneigt, diesen großen, ruhigen Lauf ins Weite vorauszusetzen. Aber dieser Franz Körmendi — sein Name ist völlig neu — geht wirklich ins Universelle. Er hat den langen und starken Atem eines echten Epikers. Man ist aufs Tiefste erstaunt, so gar nichts von Stadtwäldchen und Liliomzauber bei ihm zu finden. Seine Kelemens und Kadars und Vargas heißen rein zufällig so ungarisch. Sie verschmähen jeden Exotismus, wurzeln nicht in der fetten, und immer ein bißchen paprizierten ungarischen Erde, sondern leben schlechthin in der Zeit, die einen James Joyce hervorgebracht hat. Wohltuend ist dieser ungarische Roman ob seines völligen Mangels an leuchtenden Puszten, bewundernswert ob seines Mutes zum großen Flaubert-Format, zur Allgemeingültigkeit, und faszinierend durch die Besessenheit seines Autors: zu erzählen, zu erzählen. Kein Gedanke bleibt ungedacht, keine Gesichtsfalte unerwähnt. — Der Inhalt? Ein reichgewordener Ungar kommt vorübergehend wieder nach Budapest, und um ihn entsteht ein Wirbel gieriger, listiger, verschlagener ehemaliger Schulkollegen. Aber wie das strömt und rollt und fließt! Mit Franz Körmendi scheint Ungarn — jetzt erst — den wirklichen Anschluß an die Weltliteratur gefunden zu haben. Spät, aber doch. *Rich. Wiener*

Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Hervorragende Neuerscheinungen:

R. C. SHERRIFF, *The Fortnight in September.* Sherriff ist der Autor des weltberühmten Kriegsstückes „Die andere Seite".

MAURICE BARING, *Lost Lectures.* Ein gutes Mosaikbild englischer Geisteskultur.

KATE O'BRIEN, *Without my Cloak.* Ein Miniaturbild des viktorianischen Irlands.

LUISE TOTTENHAM, *The New Woman.* Wohl die zarteste und aufregendste Liebesgeschichte, die wir von Irland haben.

DR. G. J. RENIER, *The English: Are They Human?* Das beste Englandbuch des Jahres 1932.

EDNA FERBER, *American Beauty.* Nichts führt dem Leser den Geist Amerikas deutlicher und plastischer vor Augen als die Werke Edna Ferbers.

UPTON SINCLAIR, *American Outpost.* Eine interessante Kritik über die amerikanische Kultur.

JOHN DOS PASSOS, *Three Soldiers.* Einer der bekanntesten amerikanischen Kriegsromane

Jeder Band broschiert 1.80 RM, gebunden 2.50 RM

BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG

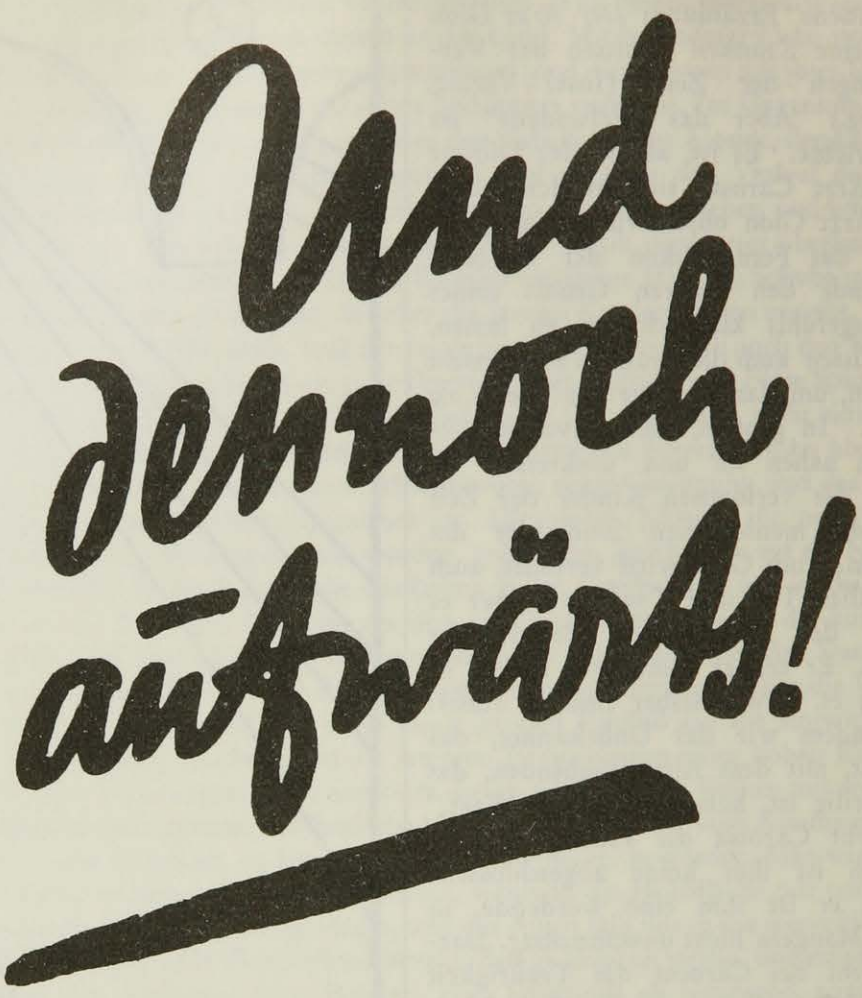
Ilja Ehrenburg: *Spanien von heute* (Malik-Verlag, Berlin). — „Mañano" (Morgen) hat der Autor als den Grundzug des spanischen Volkscharakters, ja als dessen privaten Wappenspruch gefühlt, und das bringt uns sogleich mitten in das Land. Mit besonderer Liebe und Sorgfalt hat er sich des Arbeiters und des Bauern angenommen und diese Typen mit ihrer Umgebung so lebendig geschildert, daß man sie zu sehen und hören vermeint. Im Gegensatz zu diesen Zünften, sowohl besitzlich, wie geistig, stellt er den Caballero, den Alcalde, den Latifundienbesitzer vor unsere Augen, beschreibt eingehend und amüsant den Verlauf des uns ununbegreiflich erscheinenden Liebes- und Ehelebens, so wie er es gesehen und erfahren hat, ohne ein überflüssiges Wort der Beschönigung und die Kritik dem Leser überlassend. Der Typus des Caballeros, der sich mit peinlicher Sorgfalt unzählige Male die Schuhe putzen läßt, der die Mädchen eindeutig anschnalzt, der eher die letzten Kupfermünzen ausgibt, ehe er die Hausschlüssel aus der Tasche zieht, und der heute nicht weiß, und sich auch den Kopf nicht darüber zerbricht, wer ihm morgen ein paar Peseten borgt, stellt die edle Blüte Spaniens noch immer dar. Daß der Autor mit den Amtshandlungen der Behörden nicht einverstanden ist, begreift man, und daß er das Walten der Guardia civil mit bitterem Hohn überschüttet, ist ebenso verständlich, wenn man seine Abstammung, seine Gesinnung und das Milieu in Betracht zieht, aus dem er hervorgegangen ist. Die vielen Klöster, die noch bestehen, und die vielen Kirchen, die ausgebrannt wurden, gehen ihm gleichweise auf die Nerven. Er schildert mit scharfer Beobachtungsgabe das Leben in den Großstädten und in kleinen Orten so lebendig und so prägnant, daß man aus den einzelnen Steinen, denen die kurzen Sätze gleichen, die da und dort gleichsam hineingeschleudert sind, unschwer das Staatsgebäude zusammenstellen kann. Die wenigen Andeutungen über das Klima und über die Vegetation genügen, um im Bilde zu sein, daß diese einen großen Einfluß auf die Entwicklung des Lebens der Bevölkerung ausüben, und die latenten Erinnerungen einer hohen Kultur zeigt der Autor in den Äußerungen des Charakters dieses romanischen Volkes mit semitischem Einschlag. Die Pyrenäen sperren die iberische Halbinsel noch immer vom Kontinente ab, und das Meer, das sonst verbindet, ist hier eine abwehrende Mauer geworden. Man wird gewahr, daß nur die Küste in üppiger Vegetation strotzt, während die Hochfläche öde und steril ist. Das spiegelt sich in der Bevölkerung wieder, und der Autor läßt uns in das menschliche Elend tief hineinblicken, ja, er hebt dieses Elend heraus, daß es gesehen werde, und erhofft sich aus dem Umsturze eine Änderung zum Bessern, dem allerdings als hemmend, sowohl in der bedrückten Bevölkerung als wie der schütteren Schicht der Machthaber jene spezifisch spanische Indolenz gegenübersteht, an der alle Initiative und alle Auflehnung abprallt. Mañano. *Leopold Wölfling*

D. W. Carman: *Die Scheidungsstadt.* Roman (Verlag Ullstein, Berlin).
Das Buch ist kein eigentlicher Roman. Es beleuchtet mit blendender Schlagkraft den sechswöchigen Aufenthalt einer in Scheidung begriffenen Frau in der „größten Kleinstadt der Welt", die Reno in U. S. A. genannt wird. Es sind Ereignisse des täglichen Lebens, die sich unter dem Schatten einer qualvollen Scheidungszeit wie dunkle Steine aneinander reihen. Das Romanhafte liegt mehr in der Schilderung, als in der Entwicklung. Die Heldin, von durchaus anständiger Gesinnung, verbringt ihre Tage, um die vorgeschriebenen sechs Wochen zu erfüllen, in einer geistig- und empfindungsarmen Umgebung. Das heutige Amerika wird ohne Scheu in seiner ganzen Trostlosigkeit geschildert. Reno, als Sammelpunkt aller aus dem Wege geworfenen Scheidungsbedürftigen! Reno im Schwatz dieser Nichtstuer, im Bann stumpfsinniger Nachtlokale, wo kurze Gespräche mit den Zimmermädchen, dem Kellner, dem Zahnarzt schon fast Ablenkung bedeuten. Man muß dieses Buch lesen, um den Autor zu bewundern, der den Mut hat, Amerika in dem Zentrum seiner Ideenlosigkeit zu schildern. „Es gibt genug prostituierte Städte in Amerika", sagt er, „Reno verlor sein eigenes Gesicht, Reno wurde zur Prostituierten!" — Ausgezeichnet der Stil dieses Buches: Knapp, trocken, unbarmherzig die Sprache. Gegensätzliches wird meisterhaft behandelt. In die zartgetönte Schilderung der eigenen oder der sie umgebenden Natur, fallen kantige Sachlichkeiten. So ist das Buch spannend von der Ankunft in Reno bis zur Abfahrt. Erschöpfend in seinen Einzelheiten und alle Winkel dieser gräßlichen Scheidungszeit beleuchtend. Ein besonderes Kompliment der Übersetzerin Lina Horn. Ihre Übertragung trifft den Kern der, in diesen Kreisen, verwaschenen amerikanischen Sprache und baut sie mitschöpferisch in deren Mentalität auf. *Walther Kirchhoff*

Hans Carossa gibt nach den Büchern seiner Kindheit und seiner Jugend eine „erfundene" Erzählung: *Der Arzt Gion* und seine Kranken inmitten der Verwirrungen der Zeit. (Insel - Verlag, Leipzig.) Aber das „Erfundene" ist das Erlebte. Es ist, als ob der Dichter und Arzt Carossa sich in dem Mann und Arzt Gion objektivierte, um grade durch das Fernerrücken der Daseinsumstände den inneren Gehalt seines Lebensgefühls klar schauen zu lassen. So müssen auch die Trauben zerquetscht werden, um das Wunder des Weins zu geben. In großen, ahnungsvollen Gestalten nahen sie und umkreisen sie Gion: die verlorenen Kinder der Zeit und die menschlichen Sinnbilder des Ewigen. Auch Gion wird versucht, auch ihn fallen Tod und Teufel an, aber er bleibt der Ritter, der Helfer, der Mann. Er erliegt nicht dem Leben, er erfüllt es. „Wir selber sind ja nichts: nur indem wir das Unbekannte, das kommt, mit dem Alten verbinden, das uns heilig ist, haben wir einen Wert." So sieht Carossa die Heutigen. Der Mensch ist ihm keine abgeschlossene Figur, er ist ihm eine werdende, in ihren Mängeln nicht unwandelbar. Darum geht bei Carossa die Traurigkeit und Verzweiflung an der Irdischkeit schließlich doch am Menschlichen vorbei ins Irre, weil durch alle Verstörung und Zerstörung der Zeit immer wieder ein großes Werden durchbricht. Was Carossa unter den heutigen deutschen Dichtern bestimmende Größe gibt, ist seine Unverzagtheit inmitten der Wirrnis — bei allem schaudernden Wissen um sie —, ist eine Gläubigkeit an das Werdende, aus der mütterlichen Verbundenheit mit dem Daseienden heraus. Es ist etwas von der Kraft des Brotes in dem Dichter Carossa: etwas, was uralt ist und doch immer wieder frisch und jung schmeckt.

Oskar Maurus Fontana

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Bln.-Charlottenburg — Für die Anzeigen: Herbert Kraus, Berlin — Nachdruck verboten — Zuschriften nur an die Redaktion: Berlin SW 68, Kochstr. 22—26
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G.m.b.H., Wien I, Rosenburenstr. 8 — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag — Der Querschnitt erscheint zwischen dem 5. und 15. jeden Monats und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste.



Es ist eine deutsche Nachkriegsbilanz, die der ehemalige Reichsminister

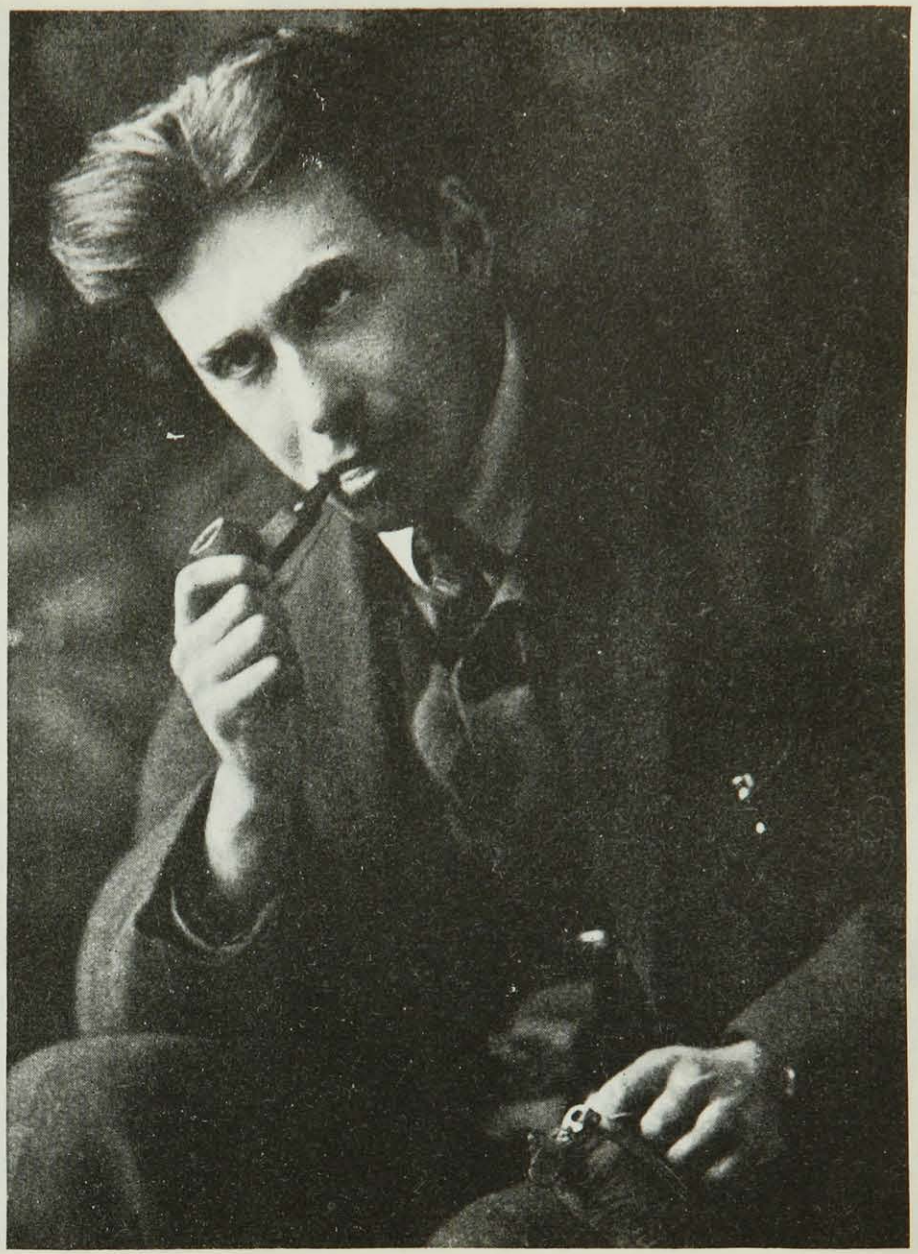
ERICH KOCH-WESER

jetzt der Öffentlichkeit übergibt, ein Buch vom deutschen Menschen, vom deutschen Staat, vom deutschen Schicksal seit 1918. All die Probleme und Fragen, vor denen wir heute stehen, werden hier von einem Mann behandelt, der schon in der Vorkriegs- und in der Nachkriegszeit an markanter Stelle wirkte: die Wandlung der jungen Generation, die Stellung der Kirche, die unvollendete Sozialisierung, die Vertrauenskrise der Justiz, das Verhältnis der Länder zum Reich, das geplante Ober-Haus, Artikel 48, die Lage des Parlamentarismus, das Parteiwesen, der Milizgedanke! Mithelfen am Neubau will Koch-Weser, Wegweiser sein für die Jungen, auf die er hofft, wenn er seinem Buch den Titel gibt: „*Und dennoch aufwärts!*“ Es ist wahrhaft

ein Buch der Stunde

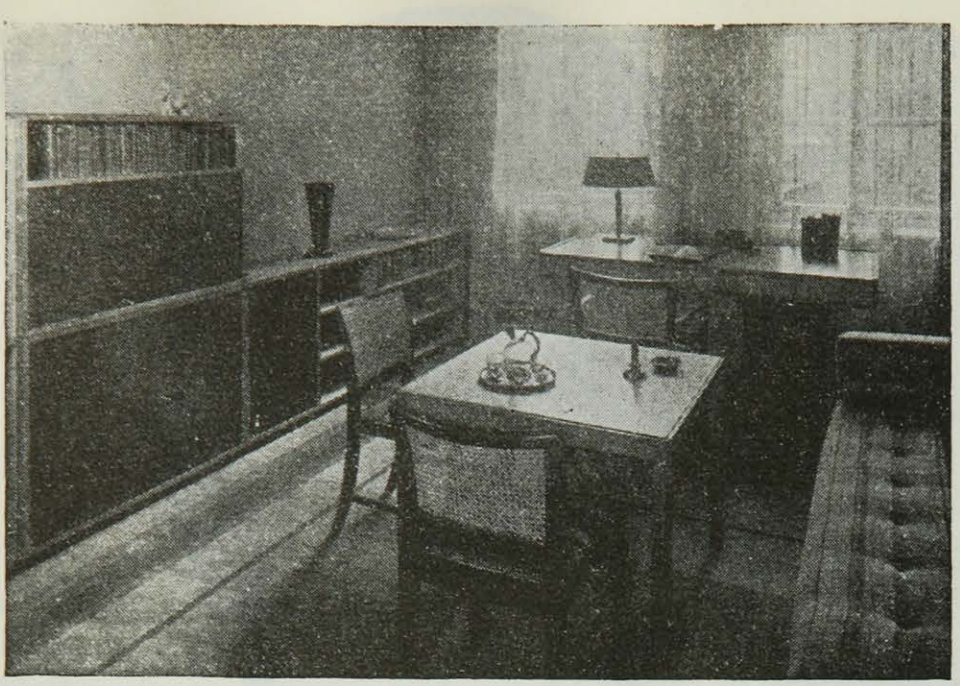
Kartoniert 3 Mark. Überall zu haben! Verlag Ullstein

Charles Duff



Ilja Ehrenburg

Stanley Spencer, Lazarett (Ölbild)



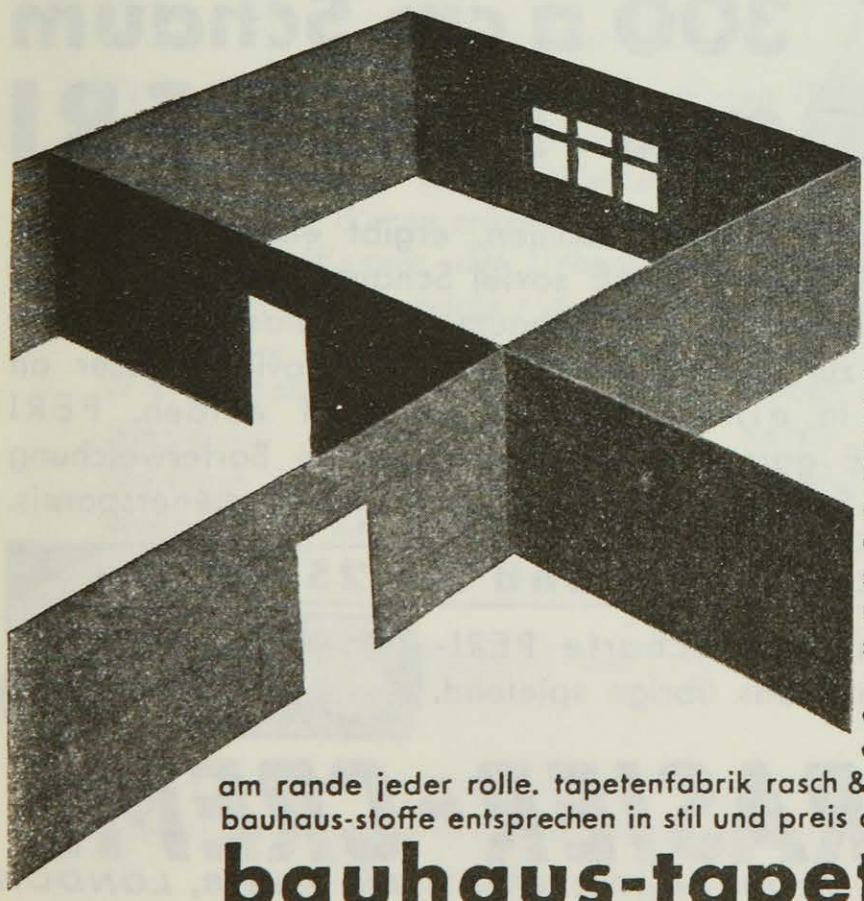
DEUTSCHE WERKSTÄTTEN

WOHNZIMMER in Kirsch- und Nußbaumholz Zusammensetzbar
Entwurf Prof. Hillerbrand

HELLERAU
BEI DRESDEN

Neue billige Möbel

Werbeschriften kostenlos. Neuer illustrierter Katalog Z 5, RM 1.50



bauhaus-tapeten sind wegweiser des guten geschmacks. sie passen in jedes heim, sind zurückhaltend gemustert und in 250 verschiedenen, aufeinander abgestimmten farbtönen in jeder besseren tapetenhandlung zu erhalten. qualität und preiswürdigkeit sind unübertroffen. rolle von 0.76 rm an. schützen sie sich vor minderwertigen nachahmungen. nur echt mit dem wort „bauhaus" am rande jeder rolle. tapetenfabrik rasch & co. gmbh, bramsche. bauhaus-stoffe entsprechen in stil und preis den bauhaus-tapeten.

bauhaus-tapeten 33!

300 □ cm Schaum aus 1 cm PERI

Wenn Sie genügend Wasser nehmen, ergibt ein 1 cm langes Stückchen PERI RASIER-CREME soviel Schaum, wie Sie für eine gründliche Rasur brauchen. Der Schaum ist feinblasig, richtet die Haare senkrecht zur Hautoberfläche und gibt soviel Wasser an sie ab, daß sie in einer Minute schnittreif werden. PERI RASIER-CREME garantiert die bestmöglichste Barterweichung bei vollständiger Schonung der Haut. Zeit- und Klingenersparnis.

In Tuben zu M -.50 und M 1.25

Die extra dünne und scharfe PERI-Rasierklinge besorgt das übrige spielend.

PERI RASIER-CREME

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A. M., PARIS, LONDON

DER QUERSCHNITT

13. Jahrgang Berlin, Mitte April 1933 Heft 4

INHALT

General Groener: Die Marneschlacht 229
Clifton Fadiman: Hemingway, Amerikas Byron . 235
H. H. Stuckenschmidt: Militärmusik 241
Patricia Collinge: Vom Drehbuch 246
Ferri Pisani: Der rätselhafte Rockefeller 249
Weare Holbrook: Zeit im Zickzack 257
Hans Robert: Umgang mit Staatsoberhäuptern . . 259
F. T. Marinetti: Der Hut des Futuristen 263
Arthur Rundt: Humbug, Bluff und Ballhyoo . . . 265
Richard Billinger: Tod des Tagelöhners 270
Max Hermann-Neiße: Alte Bäuerin 271
Carl Zuckmayer: Usinger und Schiebelhuth . . . 272

Marginalien:

Peter W. Rudolf: Jahrgang 1925 / Waren Wellingtons Augen braun oder blau? oder: Was ist Geschichte? / Hedwig Schneider: Manchmal / Geno Ohlischlaeger: Das Geduldspiel / Erich Grisar: Woran erkennt man den Bayern? / Fritz-Heinz Reinhardt: Wagner, der Ueberknecht / Paul Berend: Beim Präsidenten Oesterreichs / Aussprüche Napoleons III. / P. C. Wodehouse: Zuschriften aus dem Leserkreis / Billie Wilder: Wie ich Zaharoff anpumpte / Robert Scheu: Ratschläge für Beleidigte / Friedrich Karinthy: Sanfte und heftige Reklame / Reklame in Japan / B. Nichols: Geschenke komplizieren das Leben / Ernst Lissauer: Neue Lyrik / Bücher-Querschnitt

Umschlagbild von Erik Nitsche

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1933 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Herausgeber: Victor Wittner

KUNST und AUKTIONEN

Gemälde alter Meister

GALERIE FRITZ ROTHMANN

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Gemälde alter Meister

KUNSTHAUS MALMEDÉ

Köln a. Rh., Unter Sachsenhausen 33

Zeitgenössische Kunst

Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

GALERIE FERDINAND MÖLLER

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Kunstauktion in Frankfurt a. M.

2. und 3. Mai 1933

Gemälde aus einem süddeutschen Museum. Sammlung Schloß B. ..... in Oberhessen

HUGO HELBING

Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstraße 8

Harter Lebenskampf

verlangt **Sprachkenntnisse**

Moderne Handelsfachschule mit Diplom. Praktische Erlernung des Französischen u. Englischen.

Internat und Externat · Sport

LEMANIA · Lausanne

Knabeninstitut „ALPINA"

Champéry (Französische Schweiz) · 1070 m

Bergluft und Höhensonne

Unterricht auf sämtliche Schulstufen. Gründliche Erlernung des Französischen. Gymnastik, Sport, Exkursionen. Schwimmbad. – Ferienkurse.

Erziehung in herrlicher Höhenlandschaft

Voralpines

Pädagogium Dr. Schmidt

auf dem

Rosenberg über **St. Gallen** Schweiz

Alle Schulstufen bis Abitur und Handelsdiplom · Einziges Schweizerinstitut mit staatlichen Sprachkursen. Alle Sports

TAPETEN

ENTWÜRFE

erwerben dauernd

Norddeutsche Tapetenfabrik

HÖLSCHER & BREIMER

Langenhagen vor Hannover

Bei **Kopfschmerzen**

DIMETYL-ACID PHENYL-PHENAC.LITH.

10 Tabl. Q 60

20 Tabl. 1,05

Grippe, Rheuma-Muskel- und Nervenreißen

kaufen Sie in der Apotheke aber nur

Herbin-Stodin

u. Sie werden angenehm überrascht sein

Unschädlich - Harnsäure lösend

H. O. ALBERT WEBER

MAGDEBURG

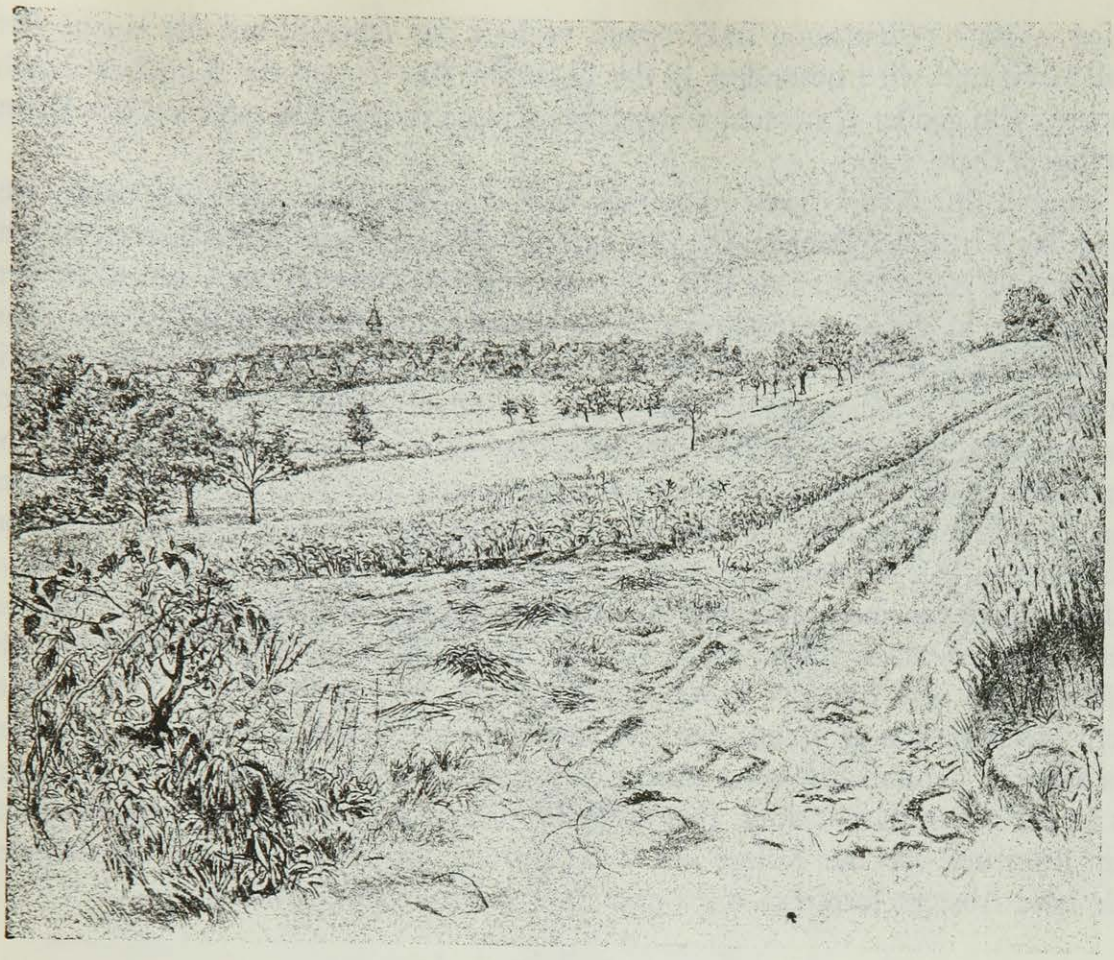
Erste deutsche

Rassehunde-Zuchtanstalt und Hdlg.

Arthur Seyfarth, Bad Köstritz 88 (Thüringen) Gegründet 1864

Salon-, Wach-, Schutz-, Polizei- und Jagdhunde.

Versand nach allen Weltteilen. Illustrierter Prachtkatalog mit Preisverzeichnis und Beschreibung der Rassen 1 M (Marken)



Rudolf Schlichter

Querschnitt durch die Marneschlacht

Von

General Wilhelm Groener

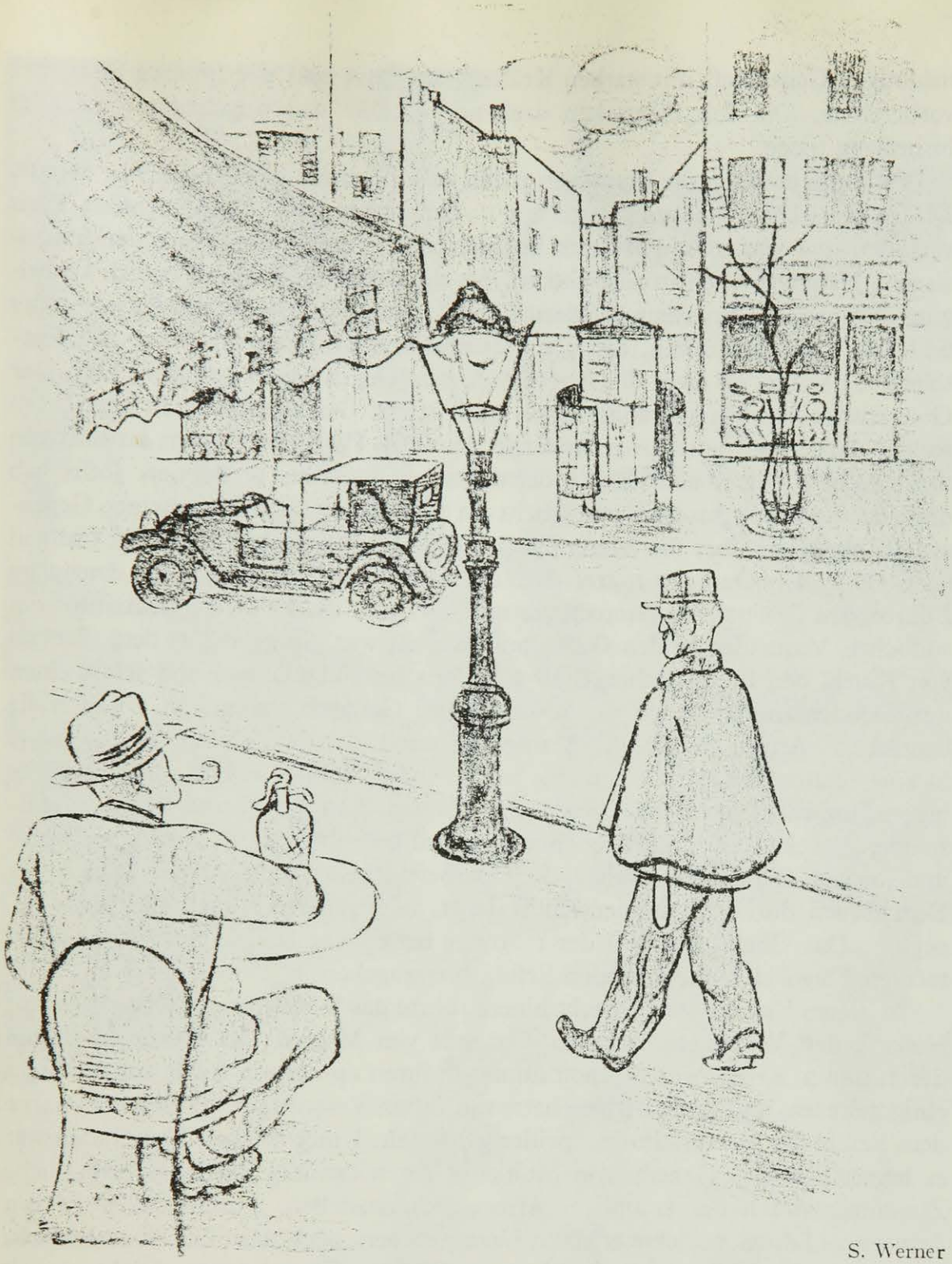
Jahrelang sind die Vorkommnisse in der Marneschlacht dem deutschen Volk ein Rätsel geblieben. Erst die kriegsgeschichtlichen Forschungen nach dem Krieg haben den Schleier gelüftet. Zahlreiche Schriften sind über die damaligen Ereignisse erschienen. Neuerdings ist sogar die deutsche Heerführung während der Marneschlacht im Schauspiel auf die Bühne gebracht worden. Man mag darüber im Zweifel sein, ob die Zeit dafür schon gekommen ist, da mehrere der Persönlichkeiten, die auf dem wirklichen Kriegstheater in maßgebender Stellung mitgewirkt haben, noch am Leben sind. Es ist auch Einspruch gegen die Aufführung des Stückes erhoben worden. Niemand wird es angenehm empfinden, die eigene Person auf dem Theater zu sehen, ganz gleich, ob die Darstellung zutreffend ist oder nicht. Das natürliche Empfinden scheut das Rampenlicht noch mehr als die Druckerschwärze. Wer im öffentlichen Leben — und das ist auch der

Krieg — eine bedeutsame Rolle spielt, verliert das Anrecht auf die eigene Persönlichkeit und wird besonders in der heutigen Zeit bis auf die Knochen durchleuchtet. Ein großer Unterschied ist nicht, ob man in Büchern oder auf der Bühne durchgehechelt wird.

In dem Stück von *Cremers* kommen aber die Menschen eigentlich besser weg als in der Kritik der Bücher. Freilich sind die dargestellten Charaktere nicht ganz naturgetreu gezeichnet. Das läßt sich bei einem Schauspiel auch gar nicht vermeiden, da es dabei wesentlich auf die theatralische Wirkung ankommt, sonst fällt das Stück durch. Ich könnte mir denken, daß eine der Wirklichkeit völlig entsprechende Wiedergabe der Gespräche zwischen Moltke und seinen Beratern aus jenen Tagen auf der Bühne überhaupt keinen Eindruck machen würde. Von den Schauspielern kann man auch nicht verlangen, daß sie das äußere Gehaben und die innere Wesensart der von ihnen dargestellten Persönlichkeiten haarscharf wiedergeben. Als ich das Stück sah, war ich zunächst tief erschüttert. Alte Kameraden, mit denen man jahrelang in gemeinsamer Arbeit verbunden war, auf der Bühne dargestellt zu sehen, ist an sich unsympathisch. Es wollte mir auch nicht gefallen, daß ihre Eigenart durch die Phantasie von Verfasser und Schauspieler nicht unwesentlich verändert war. Nachträglich sehe ich aber darin einen Vorteil des Stückes, denn es sind eben andere Menschen, die sich auf der Bühne bewegen, als in der Kriegswirklichkeit. Das große Publikum freilich faßt sie lediglich nach dem Eindruck von der Bühne her auf. Da dem Verfasser und dem Intendanten jede böse Absicht fernliegt, wird man sich damit abfinden müssen.

*

Ehe ich auf die historische Grundlage des Stückes näher eingehe, möchte ich eine Bemerkung über den Schlieffen-Plan vorausschicken, da auch im Stück immer wieder auf ihn hingewiesen wird. Der Aufmarsch 1914 und die Operation, die zur Marneschlacht führte, wichen bekanntlich in wesentlichen Punkten vom Schlieffen-Plan von 1905 ab. Aber General von Moltke und seine Berater glaubten tatsächlich, den Schlieffen-Plan auszuführen. Am 24. August hatte ich im Gespräch mit Oberstleutnant von Dommes über Schlieffens Geist in der Operation darauf hingewiesen, daß stets Gefahr im Verzug sei, sobald wir irgendwie dagegen sündigen. Dommes meinte, das wisse auch Moltke. Das war aber nicht der Fall, denn wenige Tage darauf wurden gegen den Rat von Oberst Tappen und mir zwei Korps vom rechten Heeresflügel nach Ostpreußen gesandt, weil Moltke infolge der übertriebenen Siegesmeldungen der Armeen in der Illusion lebte, die Feldzugsentscheidung wäre bereits gefallen und die beiden Korps könnten auf dem rechten Flügel entbehrt werden. Daß der Durchbruch zwischen Toul und Epinal die größte Sünde gegen den Schlieffenschen Operationsgedanken war, ist dem General von Moltke und seinen Beratern nie ganz klar geworden. Man glaubte sogar, durch eine doppelte Umfassung erst recht im Sinne Schlieffens zu handeln, und erinnerte sich nicht mehr der Worte in seiner Denkschrift vom Dezember 1905: „Das Wesentliche für den Verlauf der gesamten Operationen ist, einen starken rechten Flügel zu bilden, mit dessen Hilfe die Schlachten zu gewinnen und in unausgesetzter Verfolgung den Feind mit eben diesem starken Flügel immer wieder zum Weichen zu bringen".



S. Werner

Wenn wir die historische Grundlage des Schauspiels richtig verstehen wollen, müssen wir davon ausgehen, daß schon der 30. August, der Siegestag von St. Quentin, zum operativen Unglückstag geworden war, weil die I. Armee durch den Übergang auf das östliche Oise-Ufer ihre umfassende Stellung aufgegeben hatte. Daraus mußte sich mit Naturnotwendigkeit eine Operation entwickeln, die die Masse des deutschen Heeres zwischen die beiden Eckpfeiler und Ausfallstüren des französischen Landesverteidigungssystems Verdun und Paris einklemmte und die deutsche Offensive zu einer rein frontalen gestaltete. Es kam dann nur darauf an, ob der französische Generalissimus diese Gunst erkannte und einen

mächtigen Gegenstoß mit starken Kräften von Paris und der unteren Seine her vorbereitete. Die den Deutschen drohende Gefahr war ungeheuer trotz aller bisherigen Siege.

Vorläufig merkten die Franzosen nicht, daß ihnen ein glänzender Sieg winkte. Die französische Regierung hatte am 2. September auf Drängen Joffres Paris verlassen und war nach Bordeaux übergesiedelt. Eine Verteidigung der französischen Hauptstadt schien aussichtslos. Als die deutsche 1. Armee östlich vorbeiging und nur ein Korps zum Rückenschutz am Ourcq stehenließ, war Paris gerettet und eine Lage geschaffen, die den französischen Generalissimus vor die Entscheidung stellte, ob nicht der Augenblick zum Gegenangriff gekommen sei. Der Gouverneur von Paris drängte dazu, weil er die Gelegenheit nicht versäumen wollte, das einsam am Ourcq stehende deutsche IV. Reservekorps zu schlagen und sich den Weg in den Rücken der deutschen 1. Armee zu bahnen. Joffre gab der Ungeduld Gallienis nach und schritt am 6. September zum allgemeinen Gegenangriff gegen die über die Marne nach Süden verfolgenden Deutschen. Gallieni stieß gegen den Ourcq vor, traf aber dort auf einen hervorragenden deutschen Führer, den General von Gronau, der standhielt, bis die Masse der 1. Armee vom südlichen Marneufer an den Ourcq zurückgeeilt war. So gelang es dem General von Kluck, den französischen Stoß von Paris her aufzufangen und selbst einen umfassenden Angriff gegen den linken Flügel Gallienis anzusetzen. Freilich die deutsche 2. Armee südlich der Marne war durch den Ausfall der Kräfte der 1. in eine schlimme Lage geraten. Sie mußte ihren rechten Flügel scharf zurückbiegen, um nicht umfaßt zu werden. In die zwischen der 1. und 2. Armee entstandene Lücke stießen die Engländer vor und bedrohten die 1. Armee in Flanke und Rücken. General von Bülow, der Oberbefehlshaber der 2. Armee, wollte dem Durchbruch durch Zusammenschluß der 1. und 2. Armee nach rückwärts begegnen. Das Oberkommando der 1. Armee hatte keine Neigung, den auf seinem rechten Flügel sich anbahnenden Erfolg preiszugeben.

In diesen Verlauf der Schlacht hinein führte das Schicksal den Oberstleutnant *Hentsch*, den Vertrauensmann des Generals von Moltke. Die Oberkommanden der 1. und 2. Armee waren schon immer in ihren operativen Auffassungen nicht einig gewesen, und die 1. Armee hatte mit ihrem Vorstürmen südlich der Marne dem Befehl der Heeresleitung zuwider gehandelt. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß General von Moltke es für notwendig hielt, das einheitliche Zusammenwirken der 1. und 2. Armee sicherzustellen. Anstatt selbst zu den Armeen zu fahren, schickte er einen Untergebenen, noch dazu mit einer unklaren Vollmacht, die nicht einmal schriftlich gegeben war. Über den tatsächlichen Inhalt der Vollmacht wird kaum mehr Klarheit zu schaffen sein. Oberstleutnant Hentsch hielt sich für befugt, den beiden Armeen den Rückzug zu befehlen. Er tat es im vollen Bewußtsein seiner Verantwortung und begründete die Notwendigkeit des Rückzugs bei der zweiten Armee mit der Lage der ersten, bei der ersten mit der Lage der zweiten. Nach der kriegsgeschichtlichen Forschung war aus taktischen Gründen der Rückzug nicht erforderlich, die Schlacht hätte durchgekämpft werden können und vermutlich mit einem Sieg der Deutschen geendet. Freilich, über die Größe des Sieges ist sicheres nicht zu sagen, und spätestens an der Seine wäre die Verfolgung zum Stehen gekommen. Dann entstand von neuem die Frage

Associated Press

Straßenszene Berlin 1933

Dührkoop

General v. Kluck, der Führer der I. Armee

Graf Moltke, der Chef des Generalstabes 1914

New York Times

„Die Marneschlacht" von Paul Joseph Cremers, dargestellt von Schauspielern des Mannheimer Nationaltheaters (Regie: Herbert Maisch). Von links nach rechts: Willy Birgel (Hentsch), Karl Zistig (Moltke), Erwin Linden (Tappen), Karl Marx (Dommes).

des Rückzugs, um das deutsche Heer aus der Klemme zwischen Paris und Verdun herauszuziehen.

*

Die auf der Bühne sich abspielenden Szenen bewegen sich innerhalb des historischen Rahmens, wenn auch die Gespräche im Kreise der Heeresleitung sowie die Unterredungen von Hentsch bei den beiden Oberkommandanten frei gestaltet sind. Ernste Bilder der deutschen Heerführung ziehen auf der Bühne vorüber, die Unvollkommenheit und der Irrtum allen menschlichen Handelns wird offenbar, aber keine tragischen Helden erschüttern unsere Seele. Nur die in Paris spielende Szene mit Poincaré, Joffre und Clemenceau ist hochdramatisch und packt den Zuschauer. Der Beifall gilt der Schauspielerkunst, nicht dem Inhalt des Stückes, nur einmal einer theatralisch herausgestellten Persönlichkeit, dem General von *Kluck*, der in Wirklichkeit den Oberstleutnant Hentsch bei seiner Sendung gar nicht gesehen hat.

Die Figur *Moltkes* ist nicht ganz glücklich gezeichnet. Man könnte den Eindruck gewinnen, als ob er in Augenblicken großer seelischer Erregung die Haltung des vornehmen Mannes etwas verloren hätte. Das war in Wirklichkeit nie der Fall; selbst wenn er Tränen vergoß, mußte man vor seinem sittlichen Ernst hohe Achtung haben. Sein überstarkes Gefühl für Verantwortung und die Unterschätzung seiner eigenen Person haben in kritischen Augenblicken Ruhe und Sicherheit des Handelns nicht aufkommen lassen. Wider seinen Willen war er zum Feldherrn ernannt worden und mußte nun eine Bürde tragen, die über seine Kraft ging. Sein physischer Zusammenbruch ist erst nach der Marneschlacht erfolgt.

Sein nächster Berater, der Generalquartiermeister *von Stein* tritt in dem Stück nicht auf. Er hatte sich auch in Wirklichkeit nicht die Stellung verschafft, für die er berufen worden war. Er hielt sich in operativen Fragen fast ganz zurück. Dafür bildete sich ein Dreimännerkollegium, das General von Moltke zu seiner Beratung heranzog. Der Chef der Operationsabteilung, *Oberst Tappen*, ein kenntnisreicher und im Generalstabsdienst sehr erfahrener Mann, zeigte jederzeit eine unerschütterliche Ruhe. Nach außen zurückhaltend, war er der Mittelpunkt der operativen Arbeit. Für den Ausgang der Marneschlacht wäre es vermutlich besser gewesen, wenn General von Moltke sich nur von ihm hätte beraten lassen. Oberstleutnant von *Dommes*, im Adjutantendienst bei Schlieffen, Moltke und dem Kaiser emporgestiegen, bei der Heeresleitung Chef der politischen Abteilung, wurde mehrfach als Nachrichtenoffizier zu den Armee-Oberkommanden entsandt. Er hatte die Formen des Hofmannes angenommen und war ein guter Gesellschafter. General von Moltke schätzte ihn deshalb und zog ihn im Felde an seinen Tisch. Dadurch hat er wohl gelegentlich auch in operativen Dingen Einfluß ausgeübt; ein hervorstechender operativer Kopf war er nicht. Dies galt durchaus von dem dritten Mann des Kollegiums, dem Oberstleutnant *Hentsch*. Er ist dadurch zum Vertrauensmann Moltkes geworden. In seinem Wesen ruhig und bedächtig, überlegend und leidenschaftslos, wirkte er durch die klare logische Begründung seiner Anschauungen. Reiches Wissen und ein zuverlässiger Charakter hatten ihm bei Vorgesetzten und Kameraden eine gute Stellung verschafft. Er war ebenso wie Tappen nach außen zurückhaltend und im Gespräch stets nachdenklich.

Gegenüber: Photo Bill Brandt

Im Gegensatz zu der Darstellung auf der Bühne ist anzunehmen, daß es in Wirklichkeit im Dreimännerkollegium eher gemessen als lebhaft zuging. Alle drei waren keine Brauseköpfe, Hentsch am wenigsten. Das Verhalten von Hentsch findet seine Erklärung in der operativen Entwicklung schon vor der Marneschlacht. Er beobachtete längst mit größter Sorge, daß der rechte Flügel des deutschen Heeres mehr und mehr an der Schwindsucht der Kräfte litt und keine Möglichkeit bestand, ihn zu verstärken. Die Gefahr von Paris her tauchte wie ein Gespenst auf. Je weiter das deutsche Heer zwischen Paris und Verdun nach Süden vordrang, um so größer wurde die Bedrohung von Flanke und Rücken. Sollte sich der französische Generalissimus solche Aussichten entgehen lassen? Wenn Joffre vor Beginn seiner Gegenoffensive mit den Eisenbahnen eine mächtige Offensivgruppe bei Paris zu einem weitausholenden Stoß in Flanke und Rücken der 1. Armee versammelte, war die Katastrophe des deutschen Heeres besiegelt. Nach der Zahl seiner Streitkräfte und der allgemeinen Lage des französischen Heeres war er durchaus dazu in der Lage. In solchem Falle hätte Hentsch für seinen selbständigen Entschluß zum Rückzug der 1. und 2. Armee dem Pour le mérite nicht entgehen können. Da er sich aber in den Feldherrngaben des französischen Generalissimus geirrt hatte, wurde ihm die Schuld an dem entgangenen Sieg zugeschoben. Es war jedoch ein unverdientes Glück für die Deutschen, daß Joffre sich vorzeitig zum Gegenangriff entschloß. Die Schwächung des rechten Flügels durch Belassen überstarker Kräfte in Lothringen und durch Abgabe der beiden Korps nach Ostpreußen während der Operationen hätte sich noch viel bitterer gerächt. So hat letzten Endes Hentsch auch für die Fehler anderer seine Haut zu Markte tragen müssen.

Die Szenen bei den Oberkommanden der 2. und 1. Armee, sowie das kurze Zwischenspiel auf der Fahrt von einem zum anderen Hauptquartier hinterlassen einen starken Eindruck, weil die Unterredungen auf der Bühne sich in viel kürzerer Zeit abspielen, als dies in Wirklichkeit der Fall war. Die Persönlichkeiten der beiden Oberbefehlshaber sind wohl mit einiger dichterischer Freiheit behandelt, aber gut herausgestellt, während General *von Kuhl*, mit dem Oberstleutnant Hentsch die Besprechung beim Oberkommando der 1. Armee in Anwesenheit des Oberquartiermeisters von *Bergmann* gehabt hat, mehr zurücktritt. In Wirklichkeit ist Hentsch dem Einfluß des Generals von *Bülow* deshalb stärker unterlegen als dem des Generals von Kuhl, weil er das Vorstürmen der 1. Armee über die Marne nach Süden entgegen dem ausdrücklichen Befehl der Heeresleitung für einen operativen Fehler gehalten hatte. Hätte Hentsch auf seiner Frontfahrt zuerst die 1. Armee aufgesucht, so hätte er sich vielleicht davon überzeugt, daß die Gefahr von Paris her sich weniger bedrohlich entwickelt hatte. Auch wäre er nicht in demselben Maße wie bei der 2. Armee durch das Gespenst des Durchbruchs der Engländer geschreckt worden. Es wäre auch nicht zu der ungenauen Verabredung mit Bülow über den Beginn des Rückzuges gekommen. Der Zufall, daß Hentsch die Front von links nach rechts abfuhr statt umgekehrt, hat ihm übel mitgespielt.

Er hat sein Schicksal mannhaft getragen und sich später bei der Vorbereitung des serbischen Feldzuges und in Rumänien ausgezeichnet. Dort starb er an einem schweren Leiden, dessen Anfänge bis in die Tage der Marneschlacht zurückreichen. Requiescat in pace.

Hemingway — ein amerikanischer Byron

Von

Clifton Fadiman

Bertram Hartmann Hemingway

Es gibt wohl immer eine verlorene Generation, und eines ihrer Bücher macht sie immer unsterblich. Die Jugend findet sich wieder in den „Leiden des jungen Werther", in den „Vätern und Söhnen", im „Bildnis des Dorian Gray". Solche Bücher werden in der Geltung erweitert, beleuchten die Enttäuschung eines Geschlechts, das sich an der Vorstellung seines Verlorenseins berauscht. Sie werden volkstümlich über ihren eigentlichen Kreis hinaus, die Öde wird in ihnen malerisch, voll Schönheit und dramatischer Spannung. Man will lieber „wie Werther enden" als leben wie „der Herr Geheimrat". Die Stimmung verdichtet sich aus einer Verwirrung zu einem Lebensplan.

Ich will für den Augenblick von dem literarischen Rang unseres Byron: Ernest Hemingway absehen. Er und seine Gestalten stehen zu uns in einem ähnlichen Verhältnis, wie Dorian Gray, wie der junge Goethe und ganz besonders, worauf hinzuweisen ist, wie Lord Byron zu ihren Zeitgenossen standen. Hemingways glänzender Stil begründet offenbar nur zum Teil seinen Erfolg. Auch wenn er nur halb so gut schriebe, und nur von denselben Gegenständen und in der gleichen Art, würde seine Herrschaft über die Geister gleich sein. In der Tat sind seine Erfolge die eines *Helden* und weniger die eines Dichters. Hemingway ist zur rechten Zeit geboren, er verkörpert die stumme Sehnsucht und die unklaren Ideale eines großen Teiles seiner eigenen wie der nach ihm herangewachsenen Generation. Er ist der Krieger ohne Sieg, der viele Leute so gern sein möchten. Über ihn gibt es einen echten zeitgenössischen Heroen-Mythus. Junge Männer legen sich die Haltung eines Hemingway zu, so wie andere bei uns in Amerika sich als Noël Coward gebärden.

*

Warum ist Hemingway so aktuell? Er verachtet zwar von Herzen seinen Zeitungsruhm — der, am Rande bemerkt, ihn zu einer Greta Garbo des Romans macht —, aber sein Name wird in allen Kreisen öfter und mit mehr Leidenschaft genannt als der irgendeines anderen amerikanischen Schriftstellers unserer Tage. Und das darum, weil sein neuer „Lochinvar" aus dem mittleren Westen einfach

ein Held ist, so wie Scott einst Helden dichtete. Weil Hemingway offenbar einen neuen Ruhm für die Leute schafft, die jede ältere Art abgetan haben. Er bereitet eine zeitgenössische, wildere Romantik zum Ersatz der kränklichen abgebrauchten des neunzehnten Jahrhunderts. Er nimmt ein geistiges Übel und macht es zu irgend etwas Lebendigem, Vitalem, sogar Anziehendem. Die Verbitterung bekommt bei ihm eine Lebensfülle wie kein Lebensgenuß.

Das Geschlecht, dessen Sprecher Hemingway ist, war zwar nicht stumm. Das Geschlecht, das zum Teil in den Argonnen verkümmert ist, war nicht das einzige verlorene. Die Mehrzahl vermutlich des folgenden verkommt heute in der Krise. Die Leute, die Hemingway lesen, sind — ich würde eine Wette wagen — wohl oft keine dreißig Jahre alt. Ihnen wenigstens kann der Krieg nichts mehr als ein Lesestück bedeuten, und doch fühlen sie sich ebenso im Lebensnerv verstümmelt wie der Held von „The Sun also Rises" *(Fiesta)*. Sie sind die Geschlagenen, die Verratenen, die Enttäuschten, die nicht einmal mehr den Wunsch haben, einen Schuldigen aufzusuchen. Sie sind zu tief verwundet, um sich auf dem bequemen Weg der Logik zu helfen. Da die meisten großen Worte schon in sich zusammengefallen sind, werfen sie auch den Rest über Bord. Sie sind Rebellen.

*

Wem sollen all diese jungen Leute ihr animalisches Vertrauen schenken, das unter all ihren tragischen Ablehnungen unversehrt geblieben ist . . . In Zeiten, wo von dem herrschenden System nur noch das chaotische Gebein offenliegt, rettet sich das stärkere Individuum entweder in eine Gemeinschaft zu irgendeinem Versuch einer besseren Ordnung oder, wie die Leute bei Hemingway, einfach in seine Instinkte! Ein solcher verzichtet, wie Hemingway es darstellt, auf jede „Weltrettung". Er treibt einen Fetischkult mit seinem Triebleben, welches wenigstens ihn nicht betrügen kann, so wie seine Hände und Füße ihn nicht anlügen können. Zu dieser Gefühlswelt gehören Furcht vor, wie Interesse an dem Lebensende. Die stoische Lust am Kampf zusammen mit dem glücklichen Erlebnis des eigenen Leibes und der Muskeln: genau genommen ein Kult der bloßen Reflexe, der Aktivität, die durch Philosophie nicht angetastet werden kann. Der Held gelangt, wenn auch unmerklich, zum Primitiven und bis zum Tierischen, denn auf dieser Stufe allein schweigt die Kultur, die ihn betrogen hat. So darf er „gelassen" an dem Zeiger der Uhr hangen, ein Einzelwesen, ein Zoon apolitikon sein. Als wirklicher Individualist verwirft er, mit jedem anderen Glauben, schließlich auch den Individualismus selber.

Er glaubt nur noch an die schlichten Dinge und nicht an die zusammengesetzten Worte. Alles, was nach Metaphysik oder Ethik schmeckt, lehnt er ab. Er sucht die Gesellschaft und sucht die Erlebnisse von Boxern, Gangstern, Athleten und Sportsleuten, die alle ein Leben rein sinnlichen Inhalts führen, dem Anschein nach abgetrennt von dem Hauptstrom ihrer Zeit. Er bekümmert sich vielleicht noch um die Lebensäußerungen der Tiere. Und über alles sucht er nach einem Helden, nach einem, der alles das mit Erfolg und aus dem Handgelenk tut, als Verkörperung und Formel dieses „Behaviour", einer wirklichen künstlerischen Formel zugleich, aus der Zeit heraus in die Ewigkeit.

Er, Hemingway, treibt als ein solcher Held oben auf der Hefe Amerikas, so wie

Erwin Damaske *Der Klatsch*

in anderer Art und mehr in der Tiefe *D. H. Lawrence* ein Erzeugnis der Industriegärung Englands war. Hemingway ist der Primitive unserer Zeit. Er beginnt so von neuem mit der Erzeugung von Gefühlen, wie seine amerikanischen Vorfahren einst mit den Erzeugnissen des Bodens begonnen. Er ist der Vorkämpfer von Herz, Nieren und Muskeln, er ist die stoische Rothaut. Er pfeift auf alles Frühere, für ihn ist alles wohl „sentimental". Er faßt das Leben der Muskeln in eine ge-

meinverständliche und harte — Muskelprosa. Er ist Held, weil er dem Heldentum mißtraut. Er ist Prophet für die Glaubenslosen.

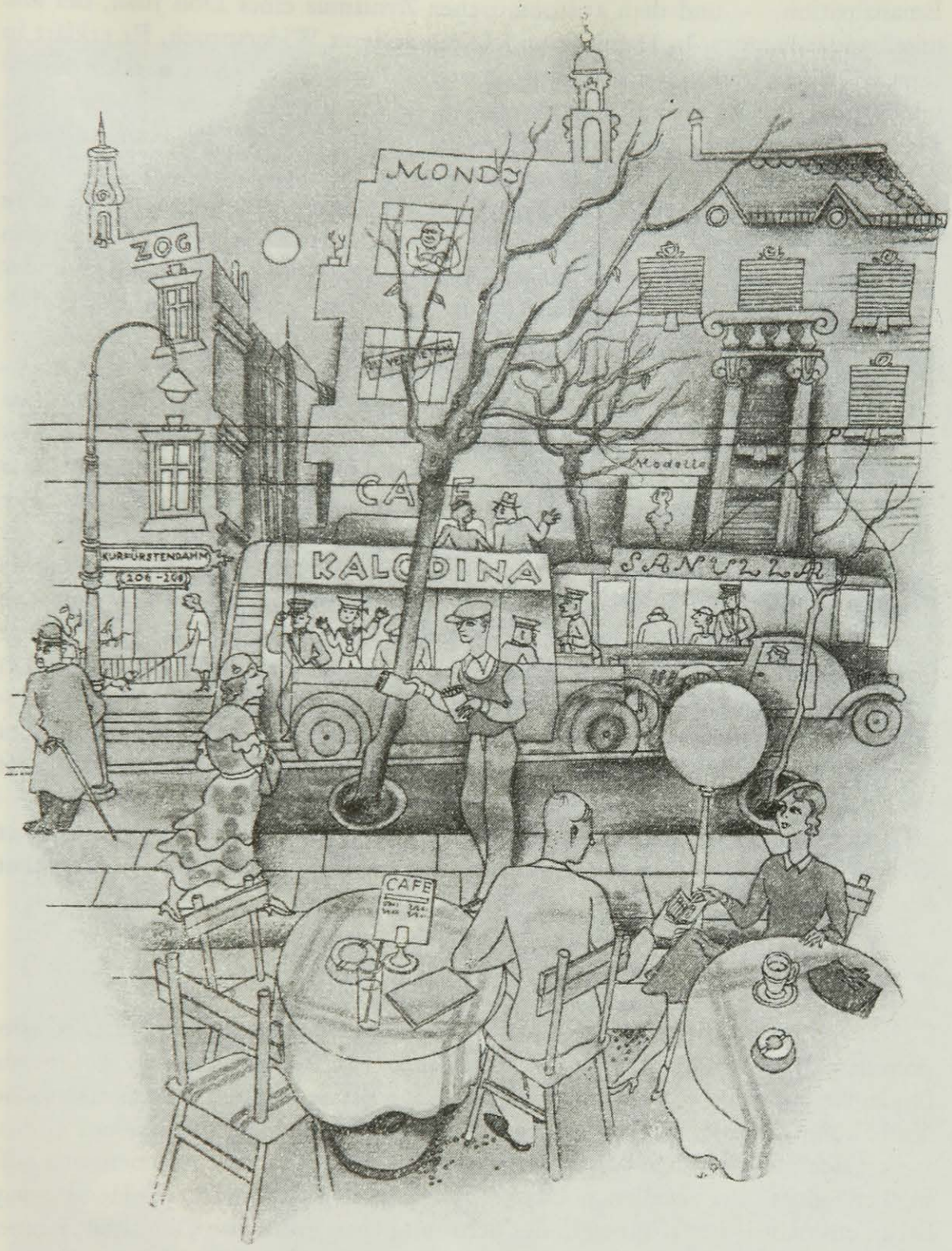
*

Vergleichen wir Hemingway mit einem großen Dichter, der vor mehr als einem Jahrhundert lebte, so gewinnen wir einen lehrreichen Einblick in die Art, wie ähnliche Epochen ähnliche führende Geister hervorbringen. Byron nahm in der Phantasie der jungen Europäer seiner Zeit eine auffallend analoge Stellung wie Hemingways Stellung von heute ein. Wir wollen den Vergleich wagen, der nur den starken Eindruck der beiden Persönlichkeiten auf ihre Zeit behandeln soll, denn ich will keineswegs einen Vergleich zwischen den Werken der beiden Autoren ziehen.

Byron wie Hemingway sehen sich beide berühmt bereits im Alter von fünfundzwanzig Jahren, beide verlassen sie brüsk in der Jugend ihr Vaterland. Der Lord strebt nach Griechenland und Italien, Hemingway feiert Spanien. In Hellas findet Byron die Schicksalsbühne für seinen großen Kult der Freiheit, Hemingway entdeckt in Spanien die Tempel für seinen Kult der Gewalt. Beide lassen sich von dem Glanz und Ruhm des Soldatenlebens anziehen, und beide sind enttäuscht. Beide sind hochgezüchtete Exemplare der Männlichkeit und beide exhibieren eine Athletik, die ihnen beiden — und zwar dem Lord zur Freude, dem mittleren Westler zum Ärger — eine Tenor-Popularität unter den gebildeten jungen Damen einträgt. Beide zieht es nach wildromantischen Orten: Byron in das Schweizer Hochgebirge und an die Küsten von Hellas, Hemingway nach dem fernen Montana.

Aber diese plutarchischen Parallelen sind doch nichts neben der tieferen Ähnlichkeit, die aus der Weltgeschichte selbst entspringt. Byron ist das Erzeugnis der Zeit nach Napoleon. Seine herausfordernde Romantik kreist um die Brennpunkte des Aufruhrs, der Enttäuschung, der Bitterkeit, die Europa nach seinem ersten großen imperialistischen Bürgerkrieg überfluteten. Hemingway ist, ebenso deutlich, ein Produkt unseres zweiten Einsturzes. Die harte gespannte Art seiner Romantik bezeugt den Unterschied in dem geistigen Ton von 1825 und von 1925. Doch beide sind ausgesprochene Nachkriegserscheinungen, typisch für Zeiten einer gewaltsamen Umwertung der Werte. Aus dem Chaos rings um sie in ihre (leibliche) Innenwelt geflüchtet, überladen sie unabänderlich ihr Werk mit eben demselben Chaos, dem sie entrinnen wollen. Byron sieht sich selbst als „Verdammten" an, seine Manfred-Geste ist dem etwas logischeren Hemingway unzugänglich. Doch beiden im Herzen liegt das gleiche tragische Gefühl der Niederlage, Leben erzeugend in einer brennenden Empörung.

Diese Empörung drückt sich in offener Herausforderung der herrschenden Sitte aus. Byron tut es mit der Grandseigneur-Geste des Lords, Hemingway mit der kleineren Kasuistik des hartgesottenen Reporters. Im Streit entwickeln sie beide einen glänzend bissigen Stil, und beide gehen sie in der Umgangssprache ihrer Zeit so weit — „als es die Postvorschriften zulassen". Sie tragen das Herkunftszeichen so vieler auffallender Romantiker unserer Zeit: ein wie festgebanntes Interesse an den verstiegensten Problemen der Sexualität. Beide höhnen sie ihre Verkommenheit mit einer gewissen wilden „morbidezza". Byron trinkt aus



Walter v. Dreesen

Schädeln, Hemingway hat sein Vergnügen an irgendeinem netten kühlen „Krach", an blutigen Spitalsszenen.

Die sittlichen Ziele der beiden, so unterschiedlich sie scheinen, sind doch praktisch verwandt, nicht nur in ihrer Romantik, sondern mit ihren inneren Widersprüchen. Byron ist immer hin- und hergerissen zwischen seiner ganz unzweifelhaft echten Liebe zu den großen Worten seiner Zeit, zu Freiheit, Geistesfreiheit,

Emanzipation, — und dem aristokratischen Zynismus eines Don Juan, der alle miteinander leugnet. In Hemingway lebt ein anderer Widerspruch. Er erklärt in seinem „A Farewell to Arms" *(In einem andern Land)*: „Solche abstrakte Worte wie Ruhm und Mut sind einfach obszön neben den konkreten Namen von Dörfern, Flüssen, den Nummern der Straßen und Regimenter, den Datierungen."

Man sieht hier, wie ein Teil seines Wesens, seine hartgesottene Hälfte der großen Worte spottet, die sich als Schwindler erwiesen haben, indessen die andere Hälfte, sein „Parade"-Teil, verzweifelt nach einer neuen Gruppe von Phrasen sucht, die er dann vielleicht in dem spanischen „pundonor" (Ehrensache) findet oder in dem mehr als romantischen Akzent, den er dem Lebensende gibt, und vielleicht in jener ganzen Sprache der Enttäuschung!

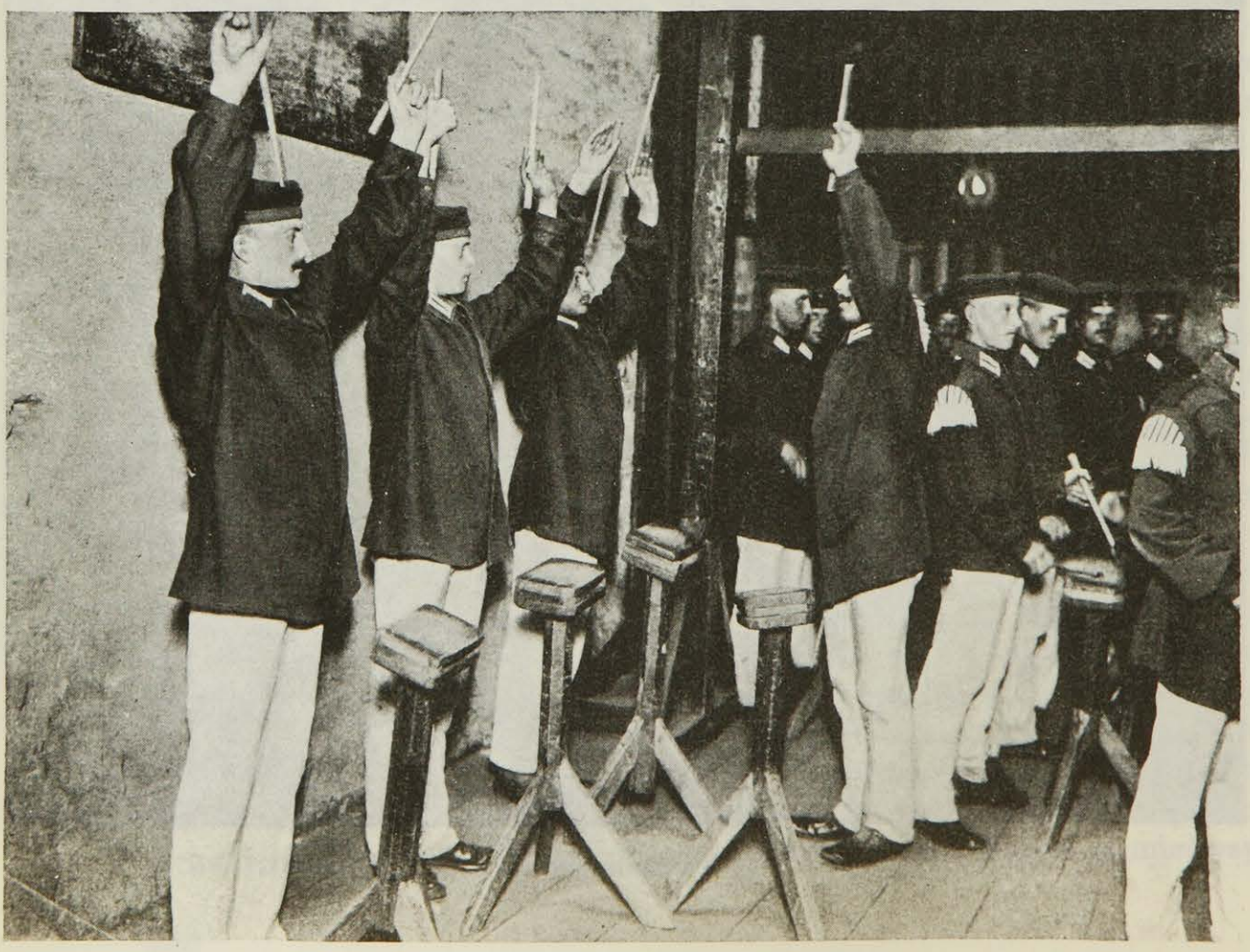
Die Wertskala der Hemingway und Byron steigt gleicherweise auf zu Leidenschaft, Tat und Gewalttat. Beide verehren den Sport, Byron zum Teil wegen seines Klumpfußes und seiner Erziehung zum Tory und Landedelmann. Die Fähigkeit gründlicherer Erwägungen geht beiden ab. Goethes oft zitiertes Wort über Byrons geistige und Denkfähigkeit gilt in einem gewissen Grade von Hemingway. Die Gleichgültigkeit vor jeder verstandesmäßigen Analyse ist ja mit ein Grund der besonderen Energie und fortreißenden Kraft in den Werken beider Dichter. Beide bewundern das adlige ritterliche Individuum (Nothing ever happens to the Brave — Dem Tapferen stößt nichts zu). Sie glauben an die höheren Fähigkeiten einer gezüchteten Kaste. Byron findet es in seinen etwas zweideutigen Fürsten aus dem Orient, Hemingway in seinen „Matadoren". Eine echte Blutsverwandtschaft verbindet Manolo, den unbesiegten Stierkämpfer, mit den „Korsaren" und dem „Gjaur" Byrons. Die Verehrung einer hochgezüchteten, hochmütigen Kaste ist ganz natürlich bei einem Mann starker und positiver Gefühle. Ein solcher wird — ob ein Lord vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts oder ein „Mittlerer Westler" aus dem zwanzigsten — keinerlei Gefallen an der Banalität bürgerlicher Kultur finden.

*

Ich will hier nicht davon sprechen, inwieweit Hemingway, rein literarisch genommen, einer unserer besten amerikanischen Schriftsteller ist. Ich wollte nur hindeuten auf seine soziale Funktion, auf seine Bedeutung für die amerikanische Verhaltungstechnik. Wie Byron drückt er die Sehnsucht einer Generation aus, soweit sich diese wirklich verloren gibt und dabei doch zu einem Lebensweg aufblicken möchte, der bei allem noch Mut und „Farbe" bietet. Byron wie Hemingway haben ein natürliches Können in der Schaffung einer Aura von Gewalttat, Laune, Unabhängigkeit. Sie schmeicheln der Vorstellung jener Leser, die (nach Charles du Bos wunderbarem Wort) „das Bedürfnis nach Tragik" haben. Diese Sucht nach dem Schicksalhaften — amor fati —, dieses Hetzen hinter dem Gewalttätigen, Dunkeln, sogar der Vernichtung . . . ist eine glänzende, oft in der Wirkung schöne, aber doch klinisch deutliche Krankheit der Phantasie, auftretend in jedem sozialen Verfall. Und oft sind es gerade die hinreißendsten Schriftsteller einer Zeit — unser amerikanischer Robinson Jeffers kann da mitzählen —, die an dieser Krankheit leiden. Zu ihnen gehört zweifellos auch Ernest Hemingway.

Knabenorchester

Zapfenstreichprobe



Trommelübung

Militärmusik

Von

H. H. Stuckenschmidt

Der Brauch, mit klingendem Spiel in die Bataille zu ziehen, ist sehr alt. Ja, die Ursprünge der Musik sind untrennbar mit dem Material des Jagd- und Kriegshandwerks verknüpft. Aus der schwingenden Saite des Bogens, wenn der tödliche Pfeil ihm entschleudert ist, entsteht die Gattung der Zupf-Instrumente. Das älteste und größte Symbol liefert das Alte Testament, wenn es die Befestigungen von Jericho unter dem Erzklang der Posaunen zusammenbrechen läßt. Nicht die akustische Wirkung erschüttert hier Mauern, sondern die moralische, die in den Herzen der Truppe „cette généreuse exaltation, cette sublime intrépidité" zu wecken vermag, „qui fait les héros et assure la victoire". Der Straßburger *Johann Georg Kastner*, ein Zeitgenosse der Romantiker und tüchtiger Erforscher populärer Musik, hat in seinem „Manuel Général de la Musique Militaire" als erster diese Wirkungen untersucht und dabei die zitierten Wendungen gebraucht. Sein Buch, obgleich 1848 erschienen, ist bis heute das wichtigste Quellenwerk der Musica militans geblieben. Er verfolgt sie bis in ihre Anfänge, historisch und philosophisch, er beschreibt die Trompetensignale, von denen die Bibel spricht, nennt Ägypten und Hellas, dringt über Rom ins Europa des Mittelalters und der Kreuzzüge vor und liefert eine genaue Geschichte der neuzeitlichen Militärmusik. Seine Grundthese ist in dem Satz zusammengedrängt: „Was vor allem die Musik als eine Kunst von hervorragender Nützlichkeit erscheinen läßt, ist ihre außerordentliche Fähigkeit, kriegerische Gefühle zu entfesseln, Mut zu wecken, Tapferkeit zu erregen."

*

Die Tradition der heutigen Militärmusik geht sehr weit zurück. Ein großer Teil der Regimentsmärsche zeigt die Merkmale bedeutenden Alters; die produktivste Zeit dürfte der Dreißigjährige Krieg gewesen sein, aus dem ja auch eine Anzahl heute noch gebräuchlicher Soldatenlieder stammt. Im Mittelalter bildet die Heermusik Zünfte von höchstem Ansehen; der damalige Militärmusiker stand gesellschaftlich weit über dem Virtuosen späterer Zeiten. Mozart und Haydn hatten Anstellungsverträge, die ihnen Lakaienrang zuwiesen; sie mußten an der Dienstbotentafel essen. Hingegen waren die mittelalterlichen Zünfte der Hof- und Feldtrompeter sowie der Heerpauker „ritterlich frei"; die Mitglieder der späteren „Cameradschaften" standen im Rang höherer Offiziere. (Heute ist es verschieden. Einige Länder stellen ihre Militärmusiker als Beamte an, also ohne militärischen Rang. Bei einigen haben die Dirigenten Offiziersrang, vom Leutnant bis zum Hauptmann. In Deutschland ist der „Musikmeister" eine Feldwebelcharge.) Ein Reflex dieser bevorzugten Stellung war der 1871 von *Kosleck* in Berlin gegründete „Bläserbund", eine Korporation von 100 ausgezeichneten Musikern, die unter dem Protektorat des Kaisers stand und als solche bei gewissen Festlichkeiten die Person des Monarchen vertrat. Das junge deutsche Kaiserreich war überhaupt

reichlich mit musikalischen Symbolen bedacht worden. Zwar hatte *Richard Wagner* für seinen als Siegesmusik und Nationalhymne geplanten Kaisermarsch 1871 wenig Gegenliebe bei den zuständigen Stellen des Reichs gefunden, obwohl das Stück es an Zündkraft mit den meisten patriotischen Musiken der Deutschen aufnehmen kann. Man zog es vor, den Kaiser nach der Versailler Proklamation mit den schmetternden Fanfaren des Hohenfriedbergers zu ehren, womit sich freilich auch die Huldigung für einen andern Hohenzoller verband: für *Friedrich den Großen*, der ihn komponiert hat.

Die wesentlichsten Reformen innerhalb der preußischen Militärmusik waren damals schon durchgeführt. Ihr Vorkämpfer und leidenschaftlicher Anwalt war *Wilhelm Friedrich Wieprecht*, ein Musiker von Phantasie und bedeutenden technischen Kenntnissen, die er auch im Instrumentenbau betätigte. Von Wieprecht stammt die wichtige Erfindung der Baßtuba, wohingegen sein Prioritätsstreit mit *Adolphe Sax*, dem Vater des Saxophons, um die Erfindung der Ventilbügelhörner zu seinen Ungunsten entschieden wurde. Dieser ehrenwerte Wieprecht ist sozusagen auf dem Wege des Schocks zu seiner Karriere gekommen; er berichtet darüber selbst: „Als ich in Berlin zum erstenmal (1824) eine vollständig besetzte Infanteriemusik hörte, wurde ich von einem Gefühl ergriffen, von dem ich mir nie habe Rechenschaft geben können. War es der Rhythmus, die Melodie, die Harmonie oder die Verschmelzung dieser verschiedenen Elemente, die mich so gewaltsam erschütterte? Als ich nun diese Militärkapelle auf ihrem Hinmarsch zur Wachtparade verfolgte und dort in geschlossenem Kreise die Ouvertüre zu Mozarts Figaro spielen hörte, da wurde es in meinem Herzen zum festen Entschluß, mich von nun an dem Fache der Militärmusik ausschließlich zu widmen."

Das hat er getan. Er starb 1872 in hohen Ehren als Direktor der Garde-Musikchöre. Seine Reform, das „System Wieprecht", war eine Art Quellenrekonstruktion. Er kämpfte gegen die Gleichmacherei der Militärmusik-Arten. Die Infanterie, so lehrte er, soll im wesentlichen Signalhörner benutzen, der Kavallerie gebühren die leichten Trompeten, wohingegen die Jäger Anspruch auf Waldhörner begründen können. Ein besonderes Verdienst hat sich Wieprecht außerdem durch die Bearbeitung der Beethovenschen Symphonien für Blasorchester erworben.

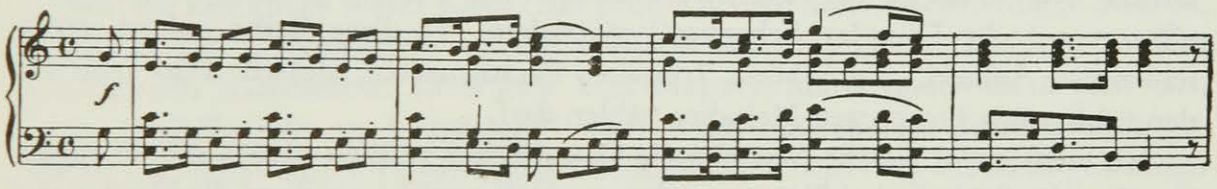
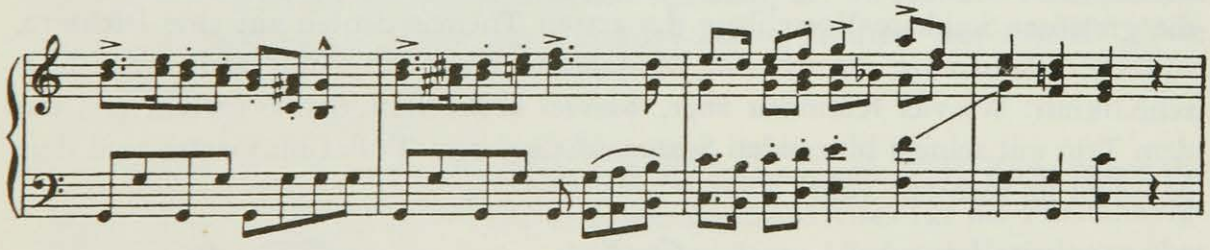
* * *

Militärmusik ist, von Signalen und Biwakliedern abgesehen, ausnahmslos Marschmusik. Sie ordnet den Schritt gleichgerichteter Menschentrupps, sie beflügelt den Gang und erleichtert Strapazen. Auch Pferde reagieren übrigens auf die Macht der Marsch-Rhythmen. Alle Militärmusik trägt, melodisch und rhythmisch, sehr ausgeprägten Nationalcharakter. Am deutlichsten wird das im Tempo ausgedrückt. Das Verhältnis ist bemerkenswert; Kalkbrenner teilt es, nach einer 1883 ausgeführten Umfrage, genau mit. Am trägsten marschieren die Japaner mit 110 Schritten in der Minute. Der deutsche Paradeschritt bringt es auf 112, Österreich auf 115 bis 118, Bulgarien, Holland, Schweden, Spanien und die Schweiz auf 116. Der Geschwindschritt der französischen, italienischen, belgischen und englischen Parade beträgt 120, der des zaristischen Rußland gar bis zu 124 in der Minute. Die Zusammensetzung wird geringfügigen nationalen Abwandlungen unterworfen. Wenn man von exotischen Spezialitäten wie dem schottischen Dudel-

sack-Chor absieht, ist nur erwähnenswert, daß Frankreich und Belgien schon seit Jahrzehnten, längst vor seiner Entdeckung durch die Jazzmusik, das Saxophon im Quartett besetzten (Sopran, Alt, Tenor und Bariton). Als einfachste Marschbesetzung für unbegleitetes Melodiespiel gilt überall der Trommler- und Pfeiferchor; die großen Kapellen verwenden oft bis zu sechzig Mann mit allen Abarten der Holz- und Blechbläser.

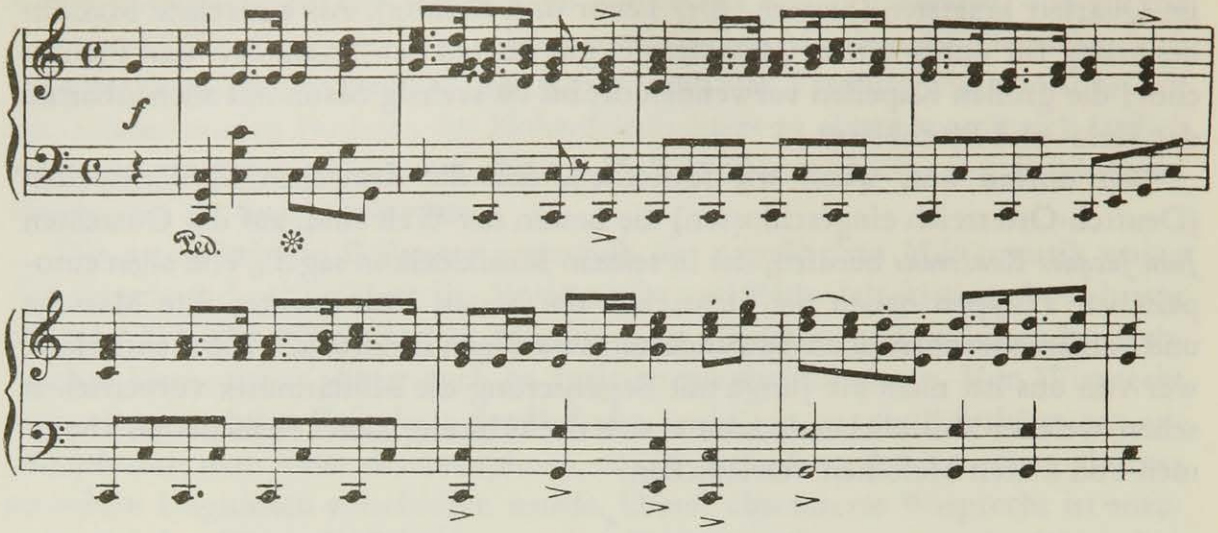
Wir dürfen uns, wenn wir feststellen, daß die deutschen Militärkapellen (Deutsch-Österreich eingeschlossen) die besten der Welt sind, auf das Gutachten *Jean Jacques Rousseaus* berufen, der in seinem Musiklexikon sagt: „Von allen europäischen Truppen haben die Deutschen die besten Instrumente; ihre Märsche und Fanfaren machen einen bewunderungswürdigen Eindruck." Hand aufs Herz, wer von uns hat nicht als Junge mit Begeisterung die Militärmusik vorbeiziehen sehen, welcher Musikliebende könnte sich der Wirkung dieser elementaren Rhythmen und klaren Melodien verschließen?

*

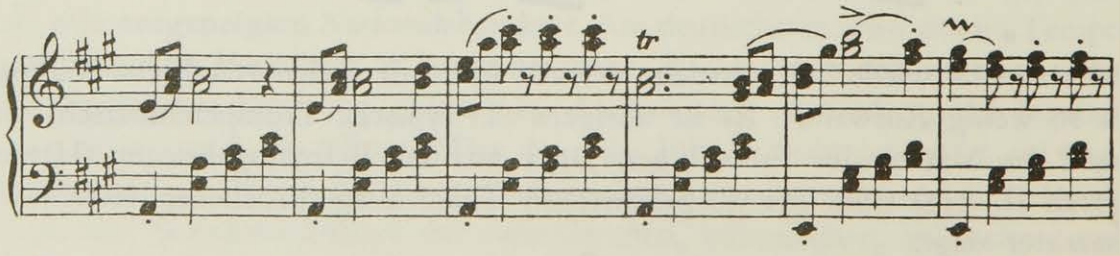
Zu den schönsten und ältesten Märschen rechne ich den *Dessauer*. Seine lapidare Einfachheit liegt nicht nur in dem altertümlichen Fehlen des langsamen Mittelsatzes, des sogenannten Trios, sondern vor allem in der konsequenten Verwendung des punktierten Rhythmus, der als Steigerungsmittel benutzt wird, indem er den Taktort wechselt. Sein Aufbau ist von wahrhaft spartanischer Art; die Viertaktgruppe

wird wiederholt, ihr folgen vier Takte, die von der Dominante in die Tonika zurückmodulieren

und ebenfalls wiederholt werden. Wieviel Echtheit und musikalische Wirkung mit so wenig Aufwand! Es ist übrigens der typische Trompetenmarsch, wogegen der Marsch der Freiwilligen Jäger aus den Befreiungskriegen (Heeresmarsch II, 239) trotz der Wieprechtschen These ausgesprochenen Holzbläser-Charakter zeigt.

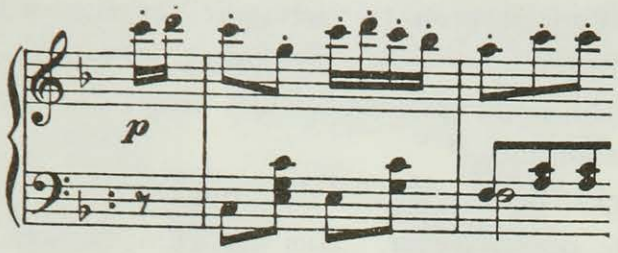
Die altpreußische Tradition hat ihren großartigsten musikalischen Ausdruck in den Märschen Friedrichs des Großen gefunden, vor allem im *Hohenfriedberger*. Dieses Juwel der Marschliteratur ist wie der Dessauer ein C-dur-Stück

und auch nach dem gleichen Schema gebaut, nur mit verdoppelten Maßen. Acht Takten, die wiederholt werden,



folgen acht in der Dominante, die ebenfalls wiederholt werden. Übrigens sind diese Märsche, wie fast alle elementaren Rhythmen, Auftaktmelodien; man mißtraue aller Soldatenmusik, die auf dem guten Taktteil beginnt! Eine Fortsetzung der friderizianischen Tradition im strengen Sinne gibt es leider nicht; doch hat das 19. Jahrhundert einen Musiker hervorgebracht, der das musikalische Preußentum sehr kräftig und urwüchsig repräsentiert. Schon der Name des Mannes ist eindeutig, er heißt *Gottfried Piefke*, und sein Meisterwerk „Preußens Gloria" rechne ich zu den schönsten Märschen der Welt, obgleich manche seinen „Sturm auf die Düppler Schanzen" vorziehen. In diese Reihe gehört, trotz fehlendem Auftakt, der schöne Torgauer Parademarsch, dessen Trio man zu den sublimsten Trompeten-Melodien zählen darf.

Ich weiß nicht, welche Märsche die Österreicher gespielt haben, als sie gegen Preußen die Schlacht bei Torgau verloren; doch soviel ist sicher: die Niederlage wäre ihnen erspart geblieben, wenn damals schon der *Radetzkymarsch* von *Johann Strauß Vater* existiert hätte. Das hinreißende Stück ist ein durchaus anderer Typus Soldatenmusik als die ernsten, gleichförmigen Armeemärsche preußischer Art; die graziösen Stakkato-Vorschläge des ersten Themas deuten auf eine leichtere, südlichere Lebensart, die scharfen Modulationen auf Wagemut und rasche Entschlußkraft. Wieviel Kühnheit aber, wieviel kecke Reiterlaune spricht erst aus dem Trio mit seinem blitzenden Sextenaufstieg, dem Triller im vierten und dem Mordent im sechsten Takt!

Ein interessanter Sonderfall ist der beliebte, auch außerhalb Österreichs populäre echte *Deutschmeistermarsch* („Wir sind vom k. und k. Infanterieregiment"), der den Auftakt verdreifacht.

Dem gleichen österreichischen, mit mährisch-tschechischen Volksliedfloskeln durchsetzten Marschtypus gehört auch *Fučiks* berühmter *Einzug der Gladiatoren* an, ein triumphales Stück Musik, über das Peter Altenberg bekanntlich Tränen vergossen und Hymnen der Begeisterung geschrieben hat. Auf österreichische Einflüsse deutet auch das bezaubernde zweite Thema des „Pariser Einzugsmarschs von 1814".

Den Ford der Marschkomposition haben die Vereinigten Staaten in *John Philip Sousa* hervorgebracht, der kürzlich fast achtzigjährig gestorben ist. In ihm verbinden sich spanische und deutsche Elemente zu einer höchst fruchtbaren Synthese. Unter den rund hundert Sousamärschen, die er reisend mit seiner eigenen Kapelle in der ganzen Welt zu propagieren pflegte, hat die „Washington Post" den stärksten Dauererfolg errungen, sie gehört zu den klassischen Werken des Genres.

Alle großen Musiker haben den Militärmarsch geliebt. Von *Gustav Mahler* weiß man, daß er imstande war, dringende Arbeiten zu unterbrechen, um in hellem Entzücken der Blasmusik zu lauschen. In vielen seiner Kompositionen stehen die Denkmale dieser Liebe; das größte in dem dreiviertelstündigen Marsch, mit dem die 3. Symphonie anhebt. *Beethoven* hat 1809 „zum Caroussel an dem glorreichen Namensfeste Ihrer kais. kön. Majestät Maria Ludovika in dem kais. kön. Schloßgarten zu Laxenburg" zwei F-dur-Märsche für Militärmusik geschrieben, deren erster als Marsch des Yorckschen Korps 1813 berühmt geworden ist. Mehr lyrischer Art, doch von unwiderstehlichem melodischen Reiz, sind die *Schubert*schen Militärmärsche, besonders der erste berühmte in D-dur. Wie leicht übrigens klassische Musik in den Verdacht der militanten Absicht kommen kann, beweist der Fall jenes alten französischen Soldaten, der im Konzert beim Eintritt des C-dur-Themas im Finale der Beethovenschen Fünften laut ausrief: „Vive l'Empereur!"

*

Der modernste Typus ist Marschmusik mit gesungenem Text. Zwar haben die jungen Musiker des Donaueschinger Kammermusikkreises für die Fürstenbergsche Militärmusik Kompositionen geliefert, von denen *Hindemiths* Variationen über „Prinz Eugen, der edle Ritter" den Vogel abschossen. Aber die Liebe des Volks gilt den Kampfliedern für soldatische Verbände aller politischen Richtungen. Auch hier ist also die Idee des „aktiven Musizierens" eingedrungen; man will nicht nur hören, sondern selbst mitsingen. Die Form und Gestaltenwelt dieser politischen Gesänge ist ohne das Vorbild des Militärmarschs nicht zu denken. Als rhythmisches Novum sind die eingeschobenen Verkürzungen zu buchen, Zweivierteltakte in Viervierteltstücken, die dem formalen Aufbau einen irrationalen Zug von Überraschung, Aufruhr und gebändigter Regelwidrigkeit verleihen.

Vom Drehbuch

Von

Patricia Collinge (New York)

Nein", sagte der Theatermanager, „dieses Stück kommt für uns gar nicht in Frage. Es gefällt mir übrigens, und wenn die Verhältnisse besser wären, würde ich einen Versuch wagen, aber so wie die Dinge jetzt liegen — unmöglich!"

„Aber warum nicht, wenn es Ihnen gefällt?" fragte der Autor.

„Es wäre kein Kassenstück."

„Kein Kassenstück? Meinen Sie, daß das Publikum . . .?"

„Ach nee", sagte der Manager, „aber die Filmgesellschaften kaufen so was nicht, mein Lieber."

„Die Filmgesellschaften? Ich habe es doch für die Bühne geschrieben!"

Der Manager rückte ungeduldig hin und her: „Gewiß, das ist ja doch der Haken daran. Das Stück hat nicht die leiseste Aussicht, als Film gekauft zu werden."

„Das lag auch gar nicht in meiner Absicht", sagte der Autor gekränkt. „Da hätte ich es ja gleich als Drehbuch abgefaßt und nach Hollywood geschickt."

„Das hätte Ihnen nichts genützt."

„Nein, wieso?"

„Weil es ja doch zuerst ein Theaterstück sein müßte."

„Ich verstehe nicht", sagte der Autor.

Der Manager seufzte: „Es muß doch für den Film bearbeitet werden, nicht? Wie kann es bearbeitet werden, wenn es nicht zuerst ein Theaterstück ist?"

„Aber . . ." begann der Autor.

Der Manager zog heftig an seiner Zigarre.

„Jetzt hören Sie mir mal zu", sagte er resigniert. „Die Filmgesellschaften wollen einen Film drehn. Infolgedessen schauen sie sich nach einem guten Theaterstück um, das man bearbeiten könnte. Wenn nun gerade ein Stück läuft, das eine gute Filmhandlung hat, kaufen sie es und richten es für den Film ein."

„Aber wenn sich der Stoff für den Tonfilm eignet, wäre es doch besser, die Leute würden es gleich als Drehbuch kaufen?"

„Nee, nee", sagte der Manager, „es muß bearbeitet werden."

„Es würde aber doch", fuhr der Autor hartnäckig fort, „mir und den andern sehr viel Mühe ersparen, wenn ich eine für den Tonfilm passende Handlung gleich in der geeigneten Form verfasse und direkt an die Leute sende. Das wäre doch weit besser, in jeder Beziehung, denn was sich für den Tonfilm eignet, paßt doch nicht für das Theater."

„Ach, *das* würde nichts machen", sagte der Manager.

„Nein?" sagte der Autor.

„Durchaus nicht. Sie schreiben es ja doch nicht für die Bühne, sondern für den Film."

„Ich verstehe nicht."

„Hören Sie, Sie wollen, daß Ihr Stück aufgeführt wird, nicht? Da müssen Sie eben etwas schreiben, was als Tonfilm zieht."

„Das will ich aber gar nicht", sagte der Autor.

Der Manager starrte ihn an.

„Ich wollte doch gerade, daß es als Theaterstück zieht."

„Beim Theater können Sie damit nichts machen, wenn's nicht was für den Tonfilm ist", sagte der Manager, und schüttelte energisch den Kopf. „Höchstens bei den Staatstheatern, vielleicht, aber für ein *richtiges* Theater müssen Sie ein Stück mit einer guten Filmhandlung schreiben. Etwas, woraus man ein Drehbuch machen kann."

Der Autor überlegte: „Aber wozu eigentlich ein Drehbuch? Wenn mein Stück für den Tonfilm geeignet ist, könnte es doch direkt nach meinem Manuskript gedreht werden."

„Nee", sagte der Manager, „die Leute brauchen nichts als die Grundidee. Das Drehbuch machen sie sich selbst."

„Aber Tonfilme haben doch die gleiche Form wie Bühnenstücke?"

„Gewiß doch", sagte der Manager, „aber sie werden erst nachher so eingerichtet, wenn das Drehbuch daraus gemacht ist."

„Sie meinen, daß ich dann das ganze nochmals schreiben müßte?"

„*Sie* nicht, das würde natürlich jemand anderer tun."

„Das heißt, es wieder in die ursprüngliche Form zurückbringen, wie?"

„Nein, nicht so, wie es vorher war", sagte der Manager. „Es muß Dialog hinein."

„Aber es hat doch Dialog", sagte der Autor.

„Ja, aber es muß Tonfilmdialog haben", sagte der Manager, „der ist ganz anders."

„Wie anders?"

„Na, anders, für den *Film*."

„Lassen Sie mich das erst mal verdauen, bitte. Also Sie wollen mein Theaterstück nicht kaufen, weil es für den Film ungeeignet ist. Aber, wenn es genau das wäre, was man braucht, müßte es abgeändert werden."

„Natürlich", sagte der Manager.

„Und es ist nichts für die Bühne, weil es beim Film nicht ziehen würde, und würde es beim Film ziehen, so müßte es für die Bühne geschrieben sein. Wäre es aber für die Bühne geschrieben, dann könnte man es ohnehin nicht verwenden."

„Ja, es müßte natürlich bearbeitet werden."

Der Autor schwieg.

Dann ergriff er seinen Hut und das Manuskript und ging auf die Tür zu.

„Warum ändern Sie's nicht ein bißchen um", sagte noch der Manager, „und bringen es mir wieder?"

„Nein, ich will mit Theaterstücken nichts mehr zu tun haben. Ich werde etwas einfacheres schreiben, vielleicht ein Buch."

Der Theatermanager nickte beifällig: „Warum nicht, die Leute machen auch Filme aus Büchern."

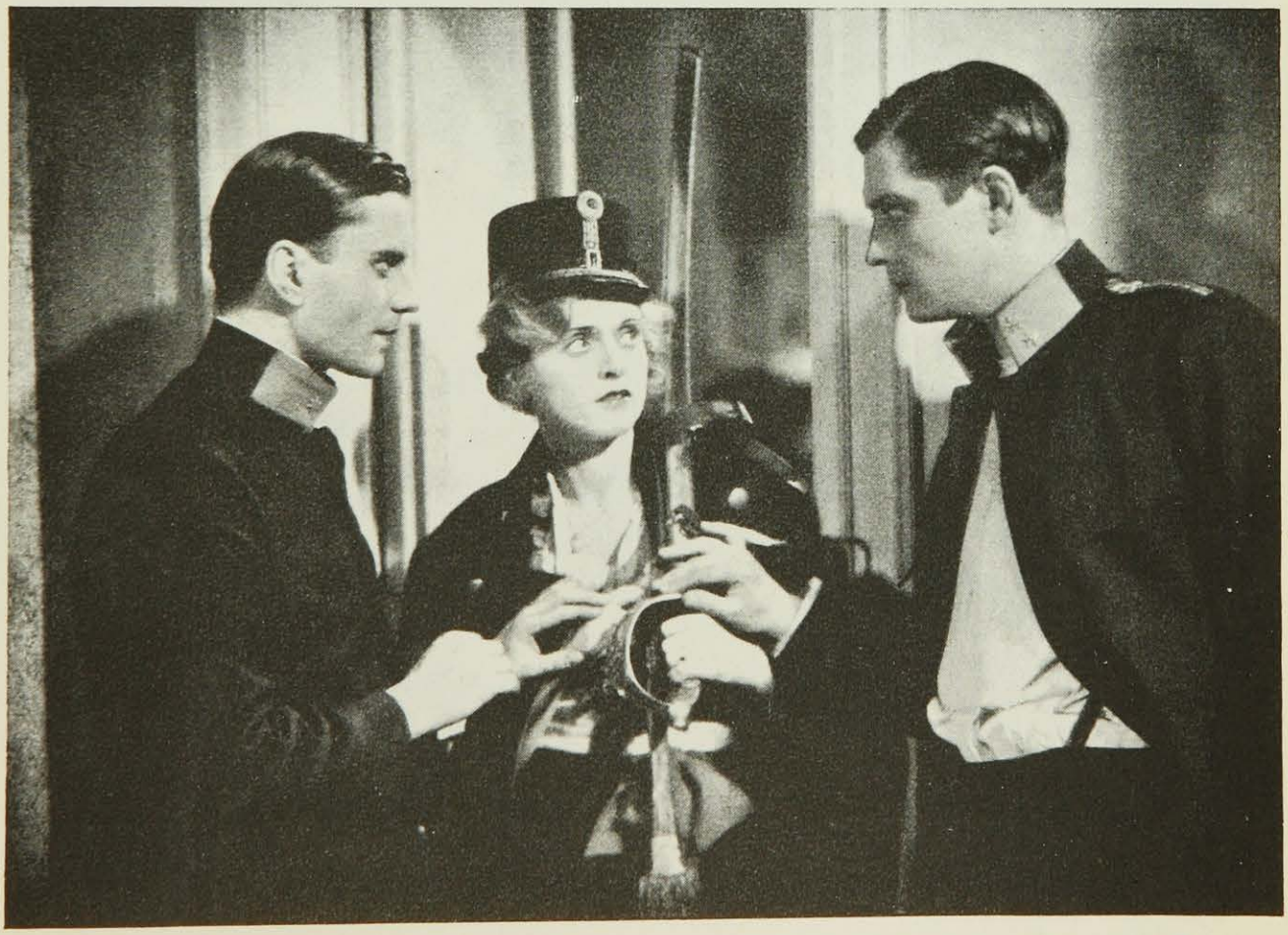
Georg Alexander und Hans Albers in einem Film von 1918

Emil Jannings, Paul Hartmann, Werner Krauß, Max Gülstorff (1918)

Weltrundschau

Publikum einer ungarischen Wanderschmiere

Hilde Koerber, Walter Franck, Alexander Granach in Richard Billingers Drama „Rosse" (Staatstheater, Berlin)



Wolfgang Liebeneiner, Luise Ullrich, Willi Eichberger im Schnitzler-Film „Liebelei" (Regie: Ophüls)

Rembrandt

Lil Dagover 1920

Hedda Walther

Berlinerin 1933

Der rätselhafte Rockefeller

Von

Ferri Pisani

Wenn derjenige ein ungewöhnlicher Mensch ist, der, von der Nähe besehen, alle Vorstellungen, die man sich aus der Entfernung von ihm macht, über den Haufen wirft, dann ist John Davidson Rockefeller ein ungewöhnlicher Mensch. Von all den Schilderungen des Petroleumkönigs entsprechen die wenigsten der Wirklichkeit. Was hat man diesem Reichsten der Reichen alles angedichtet! Worte, die er nie gesprochen, Handlungen, die er nie getan, Gefühle, die er nie empfunden hat. Deshalb ist es auch keine leichte Aufgabe, das um das größte Vermögen der Welt wuchernde Sagendickicht auszujäten.

Wochenlang habe ich dem „Old man" aufgelauert, im „Temple", im Freien, auf seinen Spaziergängen, sogar in seinem eigenen Haus. Und trotz aller Kniffe und Bestechungen ist es mir nur ein einziges Mal gelungen, mich dem großen Mann zu nähern. Und auch da dauerte mein Gespräch mit ihm kaum drei Minuten.

Es war auf dem Rasenplatz, wo der alte Mann seine tägliche Golfpartie zu machen pflegte. In grauer Hose und grauen Strümpfen, die langen, mageren Arme durch den Stock noch verlängert, bereitete er gemessen den Schlag vor, der die kleine, weiße, harte Kugel über ein winziges Flüßchen schleudern sollte. Ein Privatdetektiv, der den Sack mit den eisenbeschlagenen Stöcken trug, spielte den Caddy.

Ich ging, vom Haushofmeister des Petroleumkönigs begleitet, auf die beiden zu. Bald war ich nahe genug, den Ausdruck dieser Pergamentmaske genau betrachten zu können, in der zwei kleine Äuglein ununterbrochen hin und her rollten, wie auf der Lauer vor unsichtbaren Gefahren. Jetzt hörte ich auch seine Stimme. Er erzählte dem Detektiv eine Anekdote, die sehr komisch sein mußte, denn der Alte lachte dazu ein trockenes Lachen.

In diesem Augenblick bemerkte er mich. Das ihm vertraute Gesicht an meiner Seite beruhigte ihn. Er wandte sich zu mir und sah mich belustigt an:

„Wie alt sind Sie?" fragte er ganz unvermittelt.

Ich nenne mein Alter.

„Verheiratet?"

„Ledig."

„Dann müssen Sie eben heiraten, mein Junge! . . . Welchen Beruf?"

Man hatte mich vorbereitet: „Buchhalter, Sir", sagte ich devot.

„Wieviel verdienen Sie? — Wo wohnen Sie? — Um wieviel Uhr stehen Sie auf? — Haben Sie Ersparnisse gemacht? — Gehen Sie in die Kirche? — Trinken Sie? — Rauchen Sie?"

Alle diese Fragen beantwortete ich denkbar harmlos.

„Sie sind mir sympathisch, junger Mann", schloß der Alte. Dabei tastete er in die Tasche seiner Wollweste und zog ein funkelnagelneues silbernes Zehncentstück heraus, das er mir reichte.

„Ich will etwas für Sie tun", sagte er tiefernst. „Sie haben keine Ersparnisse? Sie müssen welche machen, mein Junge! Nehmen Sie diese zehn Cent und eröffnen sie sich morgen ein Bankkonto damit. Das Geldstück wird Ihnen Glück bringen."

Diese humoristische Einleitung, denn anders als humoristisch war sie ja wohl nicht aufzufassen, ermutigte mich, nun selbst vorzustoßen: „Herr Rockefeller, darf ich Sie fragen . . ."

Dieses Wort *Fragen* allein schien dem Petroleumkönig eine jähe Angst einzujagen. Eine derartig rasche, vollkommene Veränderung eines Gesichts habe ich noch nie gesehen. Seine kleinen Äuglein mit dem schelmischen Ausdruck rollten plötzlich angsterfüllt hin und her. Ohne daß Rockefeller seinem Detektiv auch nur ein Wort zu sagen brauchte, erfaßte dieser sofort die Lage und stellte sich zwischen seinen Herrn und mich, während der Alte sich eilig entfernte, allerdings nicht ohne sich mehrmals umzusehen und sich zu überzeugen, daß sein Rücken gedeckt war.

„Solange *er* Sie ausgefragt hat", sagte der Haushofmeister, „ist alles gut gegangen. Aber Sie wollten ihn auch ausfragen! — Er lebt in einer ständigen Angst vor Narren, Bittstellern und Journalisten. Und das ist nur zu verständlich. Kein Tag vergeht, ohne daß irgendein Irrsinniger versucht, sich ihm, der verkörperten Macht des Geldes, zu nähern. Und unter diesen Verrückten gibt es mitunter auch gefährliche, die Bomben in der Tasche haben. Die Bittsteller sind noch zahlreicher, wie Sie sich denken können. Sie schreiben ihm aus allen Enden der Welt. Viele machen sogar die Reise bis hierher, ein ziemlich zweckloses Unternehmen übrigens, denn Rockefeller hat sich von einer persönlich vorgebrachten Bitte noch niemals rühren lassen. Aber am meisten beunruhigen den alten Herrn die Journalisten. Die kann er nicht arretieren lassen, und ihre Hartnäckigkeit ist um so größer, als sie genau wissen, daß ihnen nichts passieren kann. Ich glaube übrigens nicht, daß Rockefeller in seinem ganzen Leben je ein Interview bewilligt hat. Nicht einmal als die Standard Oil wegen Verletzung der Trustgesetze belangt wurde. Und in diesem kritischen Augenblick hätten einige der Presse gegebene Erklärungen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung haben können. Aber er zog sich, wie immer, auch damals in seine Verschlossenheit zurück. Und ich kann mir nicht denken, daß er sie je verlassen könnte."

Aber was lag an einem verfehlten Interview? Weit mehr als Worte erschließen uns Rockefellers Taten sein wahres Wesen. Es ist kompliziert. Die Einfachheit des Amerikaners ist Bluff.

*

Viele stellen sich den berühmten Old man mit den Zügen des klassischen Geizhalses vor. Neunhundert Millionen Dollar! Das größte Vermögen der Welt! Seht ihr ihn vor euch, diesen Krösus, wie er auf Ballen voll Banknoten sitzt, die Hände in Haufen Goldes vergraben, oder — moderner — fieberhaft in Aktien, Nominalen, Obligationen, Bons, Wertpapieren und wieder Wertpapieren wühlend? — Da irrt ihr euch aber sehr! Hier der Bericht eines Mannes, der über ein Vierteljahrhundert einer von John D.s Privatsekretären war:

„Ich kann mich nicht erinnern, in den Händen des großen ‚Boß' je eine größere Summe gesehen zu haben. Er hat seit jeher nur Zehncentstücke bei sich getragen, die aber mußten neu sein. Führt ihn der Zufall mit einem Polizisten zusammen, einem Straßenkehrer, Handlungsgehilfen oder sonst irgendeinem Passanten, dann stellt ihm der Petroleumkönig eine Reihe von Fragen, immer dieselben, worauf er, so sicher wie das Amen im Gebet, dem Befragten ein ‚dime' reicht, das er stets mit den unwandelbar gleichen guten Wünschen begleitet. Und was seine Papiere betrifft — sein Gesamtvermögen war damals beweglich —, so hat Rockefeller nie persönlich mit ihnen hantiert. Lange lagen seine neunhundert Millionen in einem Dutzend New Yorker Kreditinstitute im Depot. Im Jahre 1900 bekam ich den Auftrag, eine eiserne Kasse, welche die ganzen Wertpapiere zu fassen vermochte, in das Souterrain einer Bank von Wall-Street schaffen zu lassen. Dort wurde eine feuer- und bombensichere Panzerkammer gebaut. Darin hatten sechs um einen Tisch sitzende Männer

Eduard Braun (Holzschnitt)

bequem Platz. Hier schnitt ich gemeinsam mit zwei anderen Sekretären die fälligen Kupons. Damit hatten wir allmonatlich eine ganze Woche zu tun. Ein einziges Mal während der ganzen zwanzig Jahre begleitete mich der große ‚Boß' auf mein Bitten in den Panzerraum. Er blieb kaum drei Minuten, warf einen vollkommen interesselosen Blick auf seine neunhundert Millionen, sagte ‚All right! very nice!' — und weg war er."

Da die Volksphantasie keinen Geizhals in ihm hassen konnte, suchte sie nach irgendeinem ungeheuren Unglück, dessentwegen man ihn hätte bedauern können (der Neid ist nun einmal so). Man schilderte uns Rockefeller von irgendeiner furchtbaren Krankheit zerfressen, ganz kahl, mit einem Affengesicht, den Magen verätzt

und unfähig, anderes zu vertragen als gewässerte Milch. Ah! Da hatten es doch die Armen besser! — „Das Geld ist nicht alles, mein Sohn! Schau dir John D. an! Mit seinem ganzen Geld ist er nicht imstande, ein Rumpsteak zu vertragen, wie wir es heute mittag essen werden! Ich möchte nicht in seiner Haut stecken wollen! Es gibt keinen bedauernswerteren Menschen als ihn!"

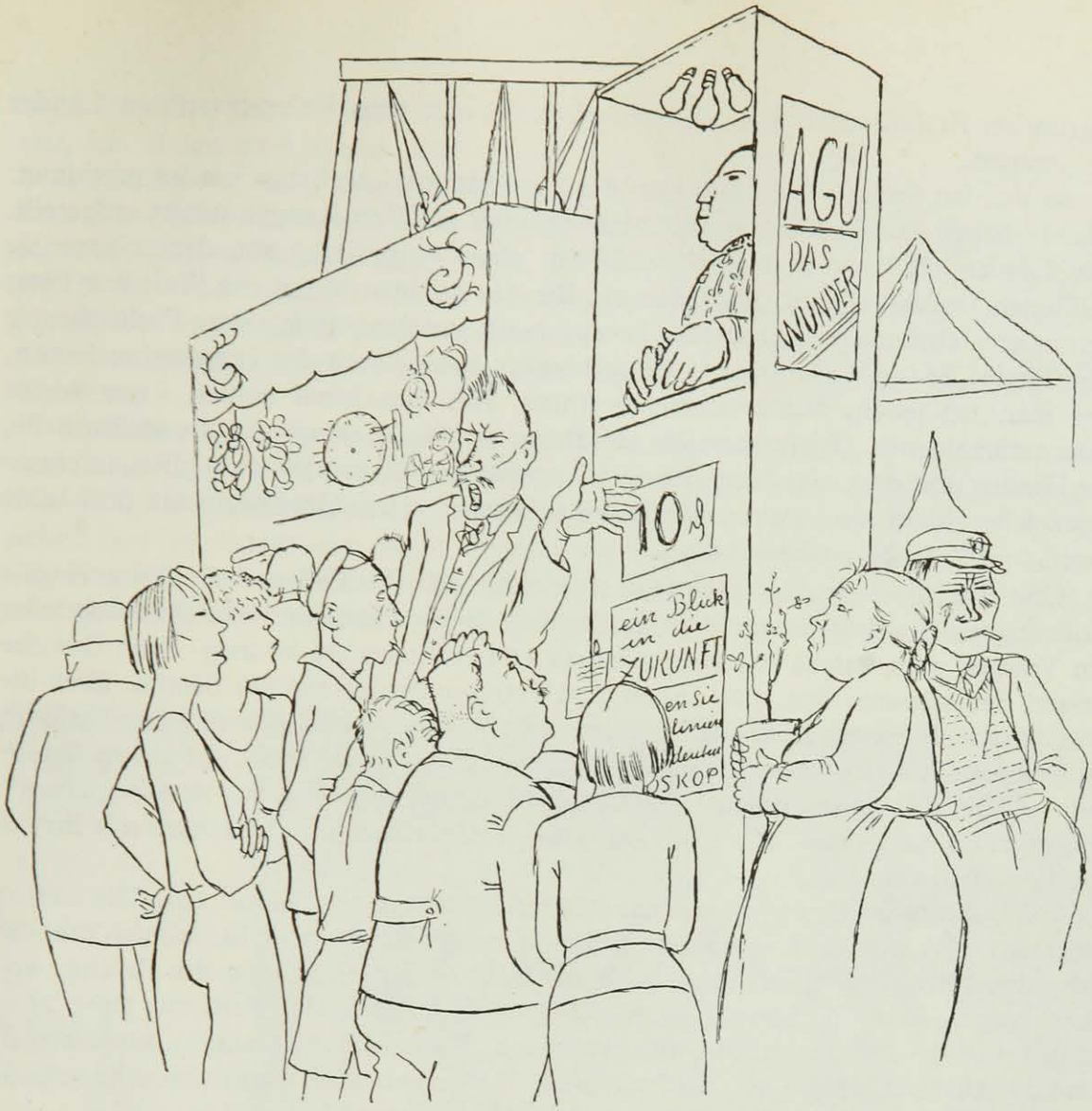
Dieses Porträt vom Vater der Trusts ist recht düster. Gewiß, sein Gesicht ist recht runzlig, aber, wenn man über neunzig ist! — Rockefeller ist kahl? — Viel Jüngere sind es auch. Und sein empfindlicher Magen? Der Old man ist mäßig; er ißt wenig. Aber ob er das wenige auch verdaut? — Glaubt nur ja nicht, daß der Petroleumkönig ein Jammerbild ist. Ganz im Gegenteil! Er ist heiter. Wenn er nicht ein solsches Format hätte, könnte man fast sagen: „Ein spaßiger Kerl!"

Kommt er mit jemandem zusammen, der weder ein Narr, noch ein Bittsteller, noch ein Journalist ist, beginnt er sofort Witze zu erzählen. Keine Pfarrergeschichten, denn der Erzähler ist Protestant. Es sind Pastorengeschichten. Was den Alten übrigens nicht hindert, seiner Kirche treu zu sein und notfalls selbst zu predigen. Aber selbst seine Predigten lächeln. Der einzige Schriftsteller, den er versteht, gutheißt und bis zu Ende gelesen hat, ist Mark Twain, der Humorist. Rockefeller ist auf Witzblätter abonniert. Er lacht täglich, aus Gesundheitsrücksichten und zum Vergnügen. Geld macht nicht glücklich? — Zugegeben. Aber es muß auch nicht unbedingt unglücklich machen.

Immerhin aber mußte doch für den reichsten Menschen der Welt eine Etikette gefunden werden, die die Phantasie des Volkes befriedigte. Das übernahm der Moralist. Dank diesem langweiligen Kerl erschien Rockefeller eines Tages als der Inbegriff einer großartigen Arbeitsmaschine. Sechzehn Stunden täglich bei seinem Geschäft, bravo! Ein ganzes Leben des Studiums und des Fleißes! Ohne Fleiß kein Preis, meine guten Kinder! Welche wunderschöne Lehre!

Nun, in Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Schon in der Volksschule war der zukünftige Petroleumkönig sehr faul. Mit zwanzig ist er noch ein bescheidener, nichts weniger als arbeitsbesessener Beamter einer Mineralölraffinerie. Hat er es also aus nichts so weit gebracht, neunhundert Millionen Dollar wert zu sein, dann ist das bestimmt nicht auf seinen Fleiß zurückzuführen. Sechzehn Stunden des Tages hat er nie gearbeitet, auch zehn und acht nicht, ja nicht einmal sechs. Seine Leidenschaft für Golf ist ihm angeboren, wie andern die Billardwut, und er hat niemals auch nur eine Minute dieses Vergnügens dem Geschäft geopfert. Langsam in Entscheidung und Erledigung ist der Old man nichts weniger als ein Aktenfresser.

Dieser Mann hatte ganz einfach eines Tages eine Idee, aber sie war gut und sie kam zur rechten Zeit. Das war im Jahre 1870. Nordamerika, noch ganz erschöpft vom Sezessionskrieg, suchte nach einem Weg. Die Rohstoffproduktion, die Industrie, der Handel, das ganze Geschäft war unter Tausende von Produzenten, tausende Fabriken, Tausende von Geschäften, Tausende von Geschäftsleuten zersplittert. Rockefeller erfaßte, daß man alle diese häufig entgegengesetzten Interessen unter einen Hut bringen, alle diese rivalisierenden Kräfte zu Gruppen vereinen, die kleinen Unternehmungen zu einer gigantischen Kombination verschmelzen, mit einem Wort: *trusten* mußte. Auf seinem eigenen Gebiet, dem Petroleum, schuf er die Standard Oil, den ersten der großen Trusts. Die andern folgten. Rockefeller ist also weder der große Geizhals, den man hassen kann, noch ein Unglücklicher, den man bedauern muß, er ist nicht einmal eine Arbeitsmaschine, die einem Bewunderung abringt. Sollte er also nichts weiter sein als ein Glückspilz, der auf die Butterseite gefallen ist? Es liegt im Interesse der Geschichte, daß der Petroleumkönig



Jeanne Mammen

mehr sein muß als bloß ein Kaufmann mit einer glücklichen Hand: als geborener Menschenfreund ist er der größte Philanthrop aller Zeiten und Länder.

Als der Old man sich seinem fünfundsechzigsten Jahre näherte, rief er seinen Sohn zu sich und sagte: „Mein Reichtum ist mir eine Last und Sorge. Ich möchte während der Jahre, die mir noch bleiben, ruhig Golf spielen können. Ich werde dir vierhundertfünfzig Millionen Dollar geben. Die übrigen vierhundertfünfzig sollen dazu dienen, Seelen zu bilden und kranke Körper zu heilen."

So gründete Rockefeller das Institut, das seinen Namen trägt. Hier können Gelehrte aller Länder, von Alltagssorgen befreit, ihren Forschungen leben und der Wissenschaft neue Siege über die Mikroben erringen. Aber das Institut beschränkt sich nicht etwa nur auf Laboratorien. Es sendet weltliche Missionäre mit dem neuen Heilserum bis ins finsterste Brasilien, China, Patagonien, Zentralafrika und Europa, überall dorthin, wo Menschen leiden. Der Name des Petroleumkönigs ist für immer mit dem Verschwinden des „hookworm" verknüpft, der Zentralamerika und Mexiko verwüstete und auch schon das Mississippigebiet zu entvölkern begann. Dank dem Rockefeller-Institut ist das Ende der Lepra nur mehr eine Frage von Monaten. Bis an die äußersten Enden der Welt haben die Millionen des Old man den Kriegszug gegen gelbes Fieber, Malaria und Pest organisiert. Der Vater der Trusts hat Spitäler in der Mandschurei, in Rußland, Syrien, Armenien, Serbien und auf den Philippinen

gegründet. Er hat auch zum Wiederaufbau unserer vom Krieg zerstörten Länder beigetragen.

So wurden dreihundert Millionen der Linderung körperlicher Leiden gewidmet. Die restlichen hundertfünfzig Millionen wurden auf Erziehungsinstitute aufgeteilt. Die Universität Chicago allein wurde mit einer Schenkung von dreiundzwanzig Millionen Dollar bedacht. Der Mensch, der der reichste Mann der Welt war (jetzt besitzt er nichts mehr, er hat alles hergegeben), verdient dank seiner Philanthropie den Titel „Erster Weltbürger". Er verkörpert jenen Geist des Internationalismus, den man bei jedem Nordamerikaner findet. Ein manchmal naiver, sogar wirrer Internationalismus. (Ließe man ihn gewähren, so würde er morgen die afrikanische, die Hindu- und die europäische Republik ausrufen.) Aber es ist unmöglich, in einem Rockefeller nicht den weiten Blick seiner Rasse, seine Großzügigkeit und seine prophetische Gabe zu bewundern.

Und alle diese wundervollen Gesten, ohne daß der Old man je die geringste Rührung dabei gezeigt hätte. Denn trotz seines Internationalismus bleibt Rockefeller ein Yankee, dem unsere Art zu denken nicht beizukommen vermag. Zum Beweise dessen der seltsame Zug, den ich an dem Petroleumkönig auf der Straße, über die sein Auto täglich nach Hause fährt, etwa einen Kilometer von seinem Heim entfernt, zu beobachten Gelegenheit hatte. Ein Bettler sitzt an dieser Stelle auf einem Baumstumpf. Der Platz liegt auf einer Anhöhe oberhalb der Straße. Jeder Vorübergehende muß den armen Teufel sehen. Ich gab ihm ein Geldstück und ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein.

„Seit zwanzig Jahren strecke ich an dieser Stelle meine Hand aus. Die Zeiten sind hart. Das wenige, was ich zum Leben brauche, steigt von Jahr zu Jahr, und die ‚vornehme Welt' gibt viel weniger als früher. Vor Jahren stiegen die Reichen aus dem Wagen. Wir sind hier auf dem Gipfel eines Hügels. Der Kutscher fuhr langsamer, um die Pferde verschnaufen zu lassen. Damals war es leicht, auszusteigen und zu schenken. Heute höre ich nur mehr Motorgeknatter. Man muß sehr schnell leben. Da hat man keine Zeit mehr, an den Blinden zu denken."

„Aber Rockefeller muß Sie doch gut kennen. Seit Jahren kommt er täglich hier vorüber. Hat er nie etwas für Sie getan?"

„Ja, ich weiß. Es heißt, daß er vierhundertfünfzig Millionen unter die Unglücklichen verteilt hat. Gewiß hat er ein gutes Herz. Ich kann nicht beschwören, daß er mir noch nie ein paar Cents gegeben hat, denn ich sehe ja nicht. Aber ich höre gut, und ich glaube nicht, daß der reichste Mann der Welt mir je etwas gegeben hat, ich glaube nicht."

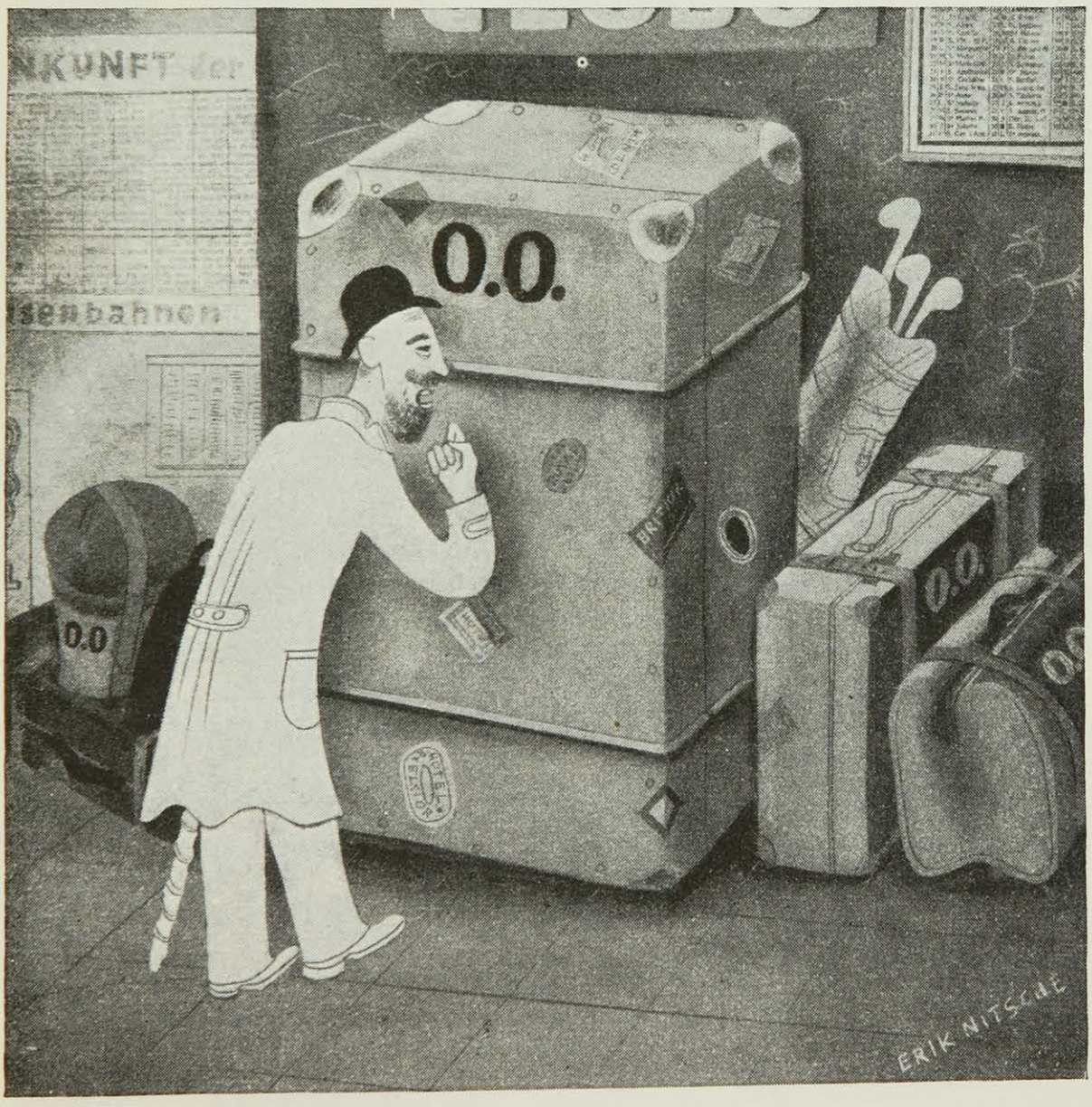
Gewiß, er ist ein Philanthrop, der Petroleumkönig, aber ein Philanthrop von der Art der großen vorchristlichen Geister: seiner Philanthropie fehlt die Barmherzigkeit. Soll das heißen, daß den berühmten Old man menschliches Elend nicht zu rühren vermag? Eines ist sicher, empfindet er eine derartige Rührung, dann weiß er sich zu beherrschen, sie zu überdecken und mit dem ganzen Stolz des Stoikers zu ersticken. Des Stoikers? Wieder das Heidentum? Wie kommt es, daß uns in diesem ultramodernen Amerika auf Schritt und Tritt die antike Seele begegnet, diese antike Seele, die wir in den Ruinen des cäsarischen Roms oder unter den Trümmern der Akropolis vergeblich beschwören würden?

Aber der seltsamste Zug des seltsamen Rockefeller ist vielleicht der, den mir sein einstiges Faktotum erzählt hat:

„Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt und Werkmeister in einer Fabrik. Am Sonntag hörte ich den Gottesdienst im Baptistentempel, den auch der Herr der Standard Oil besucht. Ich half dem Pastor öfters beim Anweisen der Plätze,

beim Verteilen der Gesangbücher und beim Einsammeln der milden Gaben. Das nur, um Ihnen zu erklären, wie ich mit dem Petroleumkönig in Berührung kam. Sein Erscheinen rief jedesmal eine solche Neugierde im Temple hervor, daß ich dem alten Mann immer erst einen Weg durch die Menge bahnen mußte. Er hatte mir für diese kleinen Dienste nie gedankt, bis er mich eines Tages nach der Predigt zu sich heranwinkte: ‚Junger Mann, Ihre Gesellschaft ist mir angenehm und wertvoll. Ich möchte gern immer, wenn ich ausgehe, von einem kräftigen Burschen mit guten Augen begleitet werden, so wie Sie einer sind. Wollen Sie mich morgen um zehn Uhr abholen?'

Sie können sich denken, daß ich an diesem Tag nicht mehr in die Fabrik ging. Am nächsten und am übernächsten auch nicht, denn ich war ja aufgefordert worden, Rockefeller bei allen seinen Ausgängen zu begleiten. Waren wir allein, saß ich neben ihm im Innern des Autos. Hatte er einen Gast, dann setzte ich mich neben den Schofför. Sehr bald ließ mich der Petroleumkönig einige Besorgungen machen, und nach und nach vertraute er mir wichtigere Missionen an. Er behandelte mich



— Herrr! Eine geschlagene Viertelstunde warte ich schon hier!

mit größtem Wohlwollen: ‚Sie sind mein Freund, nicht wahr?' pflegte er mich zu fragen. Und er fügte hinzu: ‚Ein uneigennütziger Freund? Oh! Wie schön ist das!'

Inzwischen waren Monate vergangen, und der reichste Mann der Welt hatte noch mit keiner Silbe die Gehaltsfrage gestreift. Ich war bei ihm eingetreten, ohne diesen Punkt auch nur zu berühren. War ich denn nicht die rechte Hand John D. Rockefellers? Ich hatte einiges Geld gespart. Davon lebte ich und sagte mir: Am Jahresschluß wirst du dein Gehalt schon bekommen! Der Jahresschluß kam, aber nicht der kleinste Scheck. Und doch schien ich dem Old man völlig unentbehrlich geworden zu sein. Hatte ich ihm nicht erst kürzlich das Leben gerettet, indem ich einem Narren, der ihn ermorden wollte, die Waffe entwand?

Endlich, nach zwei Jahren, entschloß ich mich, die Geldfrage anzuschneiden. Auf den Zügen des großen Boß malte sich äußerste Verblüffung: ‚Junger Mann, zwischen uns kann von Geld keine Rede sein. Ich habe Sie gebeten, mich aus Freundschaft zu begleiten. Sie zu beleidigen, indem ich Sie wie einen Dienstboten entlohnte, diese Idee wäre mir niemals gekommen.'

Vergebens setzte ich ihm auseinander, daß ich arm sei, daß ich meine Ersparnisse verbraucht und für Frau und Kind zu sorgen habe. Der reichste Mann der Welt schien nicht zu verstehen: ‚Da Sie keine Freundschaft mehr für mich empfinden, ist es besser, wir sehen uns überhaupt nicht mehr!'

Was hätten Sie an meiner Stelle getan? Ich war bei einem Advokaten, und nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Angelegenheit freundschaftlich zu erledigen, verklagte ich endlich den Petroleumkönig. Ich verlangte 3000 Dollar für zwei Jahre treuer Dienste.

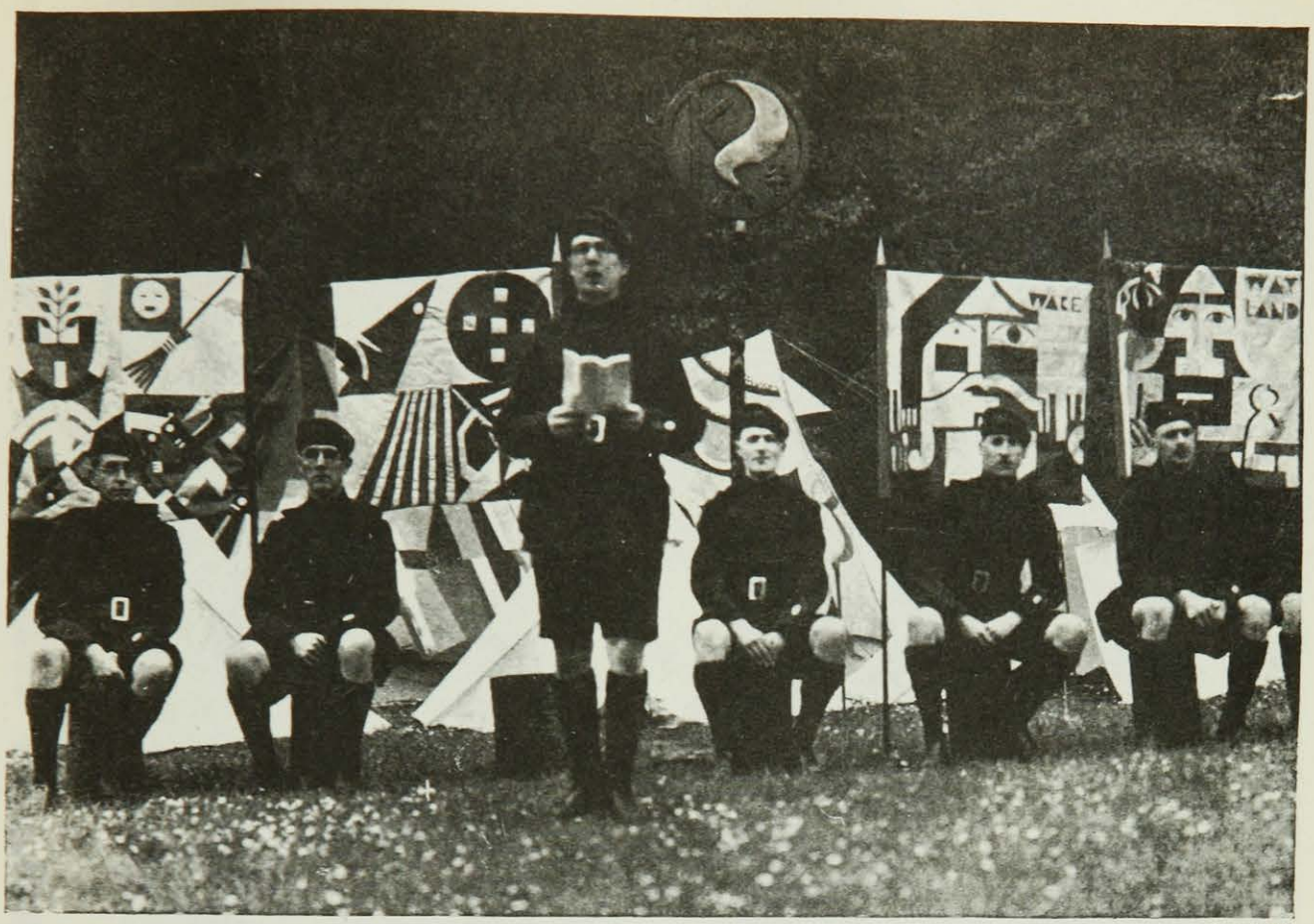
Diesmal antwortete mir das Rechtsbüro der Standard Oil und lud mich und meinen Anwalt zu einer Besprechung ein; hier schilderte man uns den Zorn, in den mein gerichtliches Vorgehen Rockefeller versetzt habe, und daß er fest entschlossen sei, Berufung auf Berufung einzulegen, bis zum obersten Gerichtshof. Das bedeutete für mich zehn Prozeßjahre, ohne daß ich einen Dollar zu Gesicht bekommen würde. Schließlich riet man mir, dem großen Boß persönlich eine Quittung zu übergeben über alles, was ich zu fordern hatte — nach welcher hübschen Geste ich ruhig dem günstigen Ergebnis meines Vertrauensaktes entgegensehen könne. Ich habe nie am guten Glauben der Advokaten des Petroleumkönigs gezweifelt. Sie sahen das Unrecht ein, das mir geschah, und glaubten, mir den besten Weg zu weisen, um zu erreichen, was mir gebührte. Einige Tage später — der Alte hatte gerade in dieser Woche der ‚General Education Board' eine Schenkung von fünfzig Millionen Dollar zugewiesen — wurde ich von Rockefeller empfangen. Ich trat in sein Arbeitszimmer, meine ‚Quittung' in der Hand. Er nahm sie und rief entzückt:

‚Ah! Ich habe es ja gewußt, daß Sie nicht so sind wie die andern! Ich habe nichts anderes von Ihnen erwartet, mein Freund!'

Das war das einzige Mal, daß ich den Old man gerührt sah. Er hatte Tränen in den Augen, schloß mich in die Arme und drückte mich an sein Herz: ‚Ach! mein Bruder! mein Bruder!'

Seit jener Szene sind zehn Jahre vergangen. Ich habe längst auf die 3000 Dollars verzichtet, die der reichste Mann der Welt mir schuldig blieb. Aber ich habe gleichzeitig darauf verzichtet, für Rockefellers Seele eine Erklärung zu finden."

Unerklärlich in der Tat. Unerklärlich und wirr wie eine Seite in einem russischen Roman.



Lubinski

Offiziere des „Kibbo Kift" („Der Starke"), eine politische Vereinigung Englands, ursprünglich ein Bund von Naturschwärmern

Erich Grisar

Schaufenster in Düsseldorf

Gardemusik in Amsterdam

Vor 150 Jahren in Versailles stiegen die Brüder Montgolfier vor dem König Ludwig XVI. in ihrer aerostatischen Maschine auf

Sport & General

Norwegische Kropf-Taube

Tibor Dery

Blumenfrau am Alexanderplatz

Zeit im Zickzack

Von

Weare Holbrook

Bernhard Brach

— Ooooh Roosevelt! Gib mir mein Gleichgewicht wieder!

Wenn ich ein junger Mann wäre, der sich für einen Beruf zu entscheiden hat, so würde ich Wirtschaftskurvenzeichner werden. Denn hier haben wir offenbar eine Industrie vor uns, die unter der Krise nicht gelitten hat. Sie gedeiht vielmehr zusehends unter ihrem Einfluß. Wie schlecht es auch immer um uns stehen mag, so wird es doch stets möglich sein, die Entwicklung in einer Kurve darzustellen, aus der hervorgeht, daß es einmal noch schlechter war oder noch schlechter werden wird.

Wir leben im Zeitalter der Tabellen und Diagramme. Die Zickzacklinien der graphischen Darstellungen verfolgen uns von der Wiege bis zum Grab. Wenn wir Säuglinge sind, dann verzeichnet das wissenschaftlich geschulte Pflegepersonal unser kaum wahrnehmbares Wachstum an Gewicht und Weisheit in säuberlichen Diagrammen. In der Schule sind wir von Tabellen und graphischen Darstellungen umgeben, die sich von Jahr zu Jahr häufen und einen immer malerischen Verlauf zeigen. Sogar der Literaturprofessor stellt die Entwicklung des Epos in einer Kurve dar, und im Erwerbsleben sehen wir uns erst recht der Manie gegenüber, alles von der Gründung bis zur Pleite in Schwarz und Weiß, mit ein bißchen Rot, darzustellen. Und wenn wir diese Welt verlassen, so fällt unser letzter Blick auf die Fieberkurve zu unseren Häupten. Es gibt kein Entkommen.

Früher einmal galt das Anfertigen von Statistiken und graphischen Darstellungen als eine harmlose Beschäftigung für künftige Doktoren der Philosophie. Sie trugen ein umfangreiches Material über weitabliegende Themen zusammen und ordneten es zu gefälligen Mustern. Erst in jüngster Zeit begann der unerbittliche Siegeszug des Zickzacks. Während der letzten zehn Jahre beschäftigten sich Ingenieure, Volkswirtschaftler und Naturwissenschaftler mit der Ausarbeitung einer Bilanz aller in den Vereinigten Staaten vorhandenen Energiequellen und des ihnen gegenüberstehenden Energieverbrauches — einem gewaltigen Unternehmen, das mehr als 6000 graphische Darstellungen und Tabellen erforderte.

Diese Leute bezeichnen sich als *Technokraten*, und Technokraten sind, obwohl man es nicht glauben würde, wenn man sie ansieht, Apostel der sozialen Revolution. Sie propagieren nicht den Umsturz, sondern sie sagen ihn voraus. Ihr Banner ist nicht die rote Fahne, sondern der Blaudruck. Man kann mit einem

Technokraten nicht diskutieren — wenn man nicht selber ein Technokrat ist. Denn Statistiken üben auf den Durchschnittsmenschen einen geradezu betäubenden Einfluß aus. Nach dem ersten Dutzend Ziffern scheint alles einleuchtend zu sein.

Wie wenig ich von der Technokratie weiß, erfuhr ich von Herrn Milfret. Er besucht ihre Versammlungen und Vorträge und kommt immer, alle Taschen voll Tatsachen, nach Hause. Als er uns das letztemal besuchte, belehrte er uns über die Lage der Schuhindustrie: „Wißt ihr auch, daß im alten Rom ein Schuster fünfeinhalb Tage brauchte, um ein Paar Schuhe fertigzustellen?"

„Ja", sagte meine Frau, „und wahrscheinlich sagte er immer, daß sie am nächsten Tag fertig sein würden. Die Schuster haben sich sicher seither nicht viel geändert."

„Und heute", meinte Milfret, „kann eine erstklassige Schuhfabrik in derselben Zeit 595 000 Paar Schuhe erzeugen. Aber wer wird all diese Schuhe kaufen?"

Meine Frau blickte mich hoffnungsvoll an; aber ich schüttelte den Kopf. Es war auch nur eine rhetorische Frage gewesen.

„Nehmen Sie die Roheisenproduktion, wenn Sie wollen", schlug er großmütig vor. „Die Statistik beweist, daß wir heutzutage an einem einzigen Tag mehr Roheisen produzieren können als im Jahre 1880 an 650 Tagen."

Diese Enthüllung wirkte erschütternd auf einen, der niemals viel von einem Roheisenproduzenten an sich gehabt hatte, nicht einmal im Jahre 1880. Ich war so erschüttert, daß ich kein Wort hervorbringen konnte, was auch gar nicht notwendig war, da Milfret sofort zur Ziegelindustrie überging: „Vor hundert Jahren erzeugte ein Ziegelbrenner nie mehr als 450 Ziegel im Tag, aber eine moderne Ziegelbrennerei kann 450 000 produzieren. Und in der Landwirtschaft finden wir, daß ein Mann heute in einer Stunde das leisten kann, wozu er vor siebzig Jahren 3000 Stunden brauchte."

„Natürlich", sagte meine Frau, „er muß doch vor siebzig Jahren wirklich noch ein ganz kleines Kind gewesen sein. Man kann doch einem Säugling nicht zumuten . . ."

Aber Milfret beachtete nicht die Unterbrechung. Er analysierte bereits eifrig die Textilindustrie. Von dieser ging er zur Automobilindustrie, dann zur Effektenbörse und schließlich zum Übervölkerungsproblem über. In jedem Falle gab er Ziffern von sich, die bewiesen, daß die Erzeugung den Verbrauch weit überholt habe. Es war ein niederdrückendes Panorama. Offenbar übertrifft in jedem Zweig menschlicher Tätigkeit das Angebot die Nachfrage, nur nicht in einem: der Herstellung von Wirtschaftskurven.

Und so habe ich mich entschlossen, selbst ein paar Wandtafeln mit Kurven und Zickzacklinien herzustellen. Ich arbeite an ihnen an langen Abenden; es sind erlesene Muster in Rot und Schwarz mit messerscharfen Gipfeln und atemberaubenden Untiefen, die sich von einem gestreiften Hintergrund, verziert mit Zehnern, Hunderten, Tausendern und Millionen, anmutig abheben. Sie haben allerdings keinen tieferen Sinn; aber sie werden mich instand setzen, es mit Herrn Milfret aufzunehmen. Und überdies gibt es in jedem Menschenleben Augenblicke, in denen die Worte versagen und nur eine Zickzacklinie seine wahren Gefühle ausdrücken kann.

Umgang mit Staatsoberhäuptern

Von

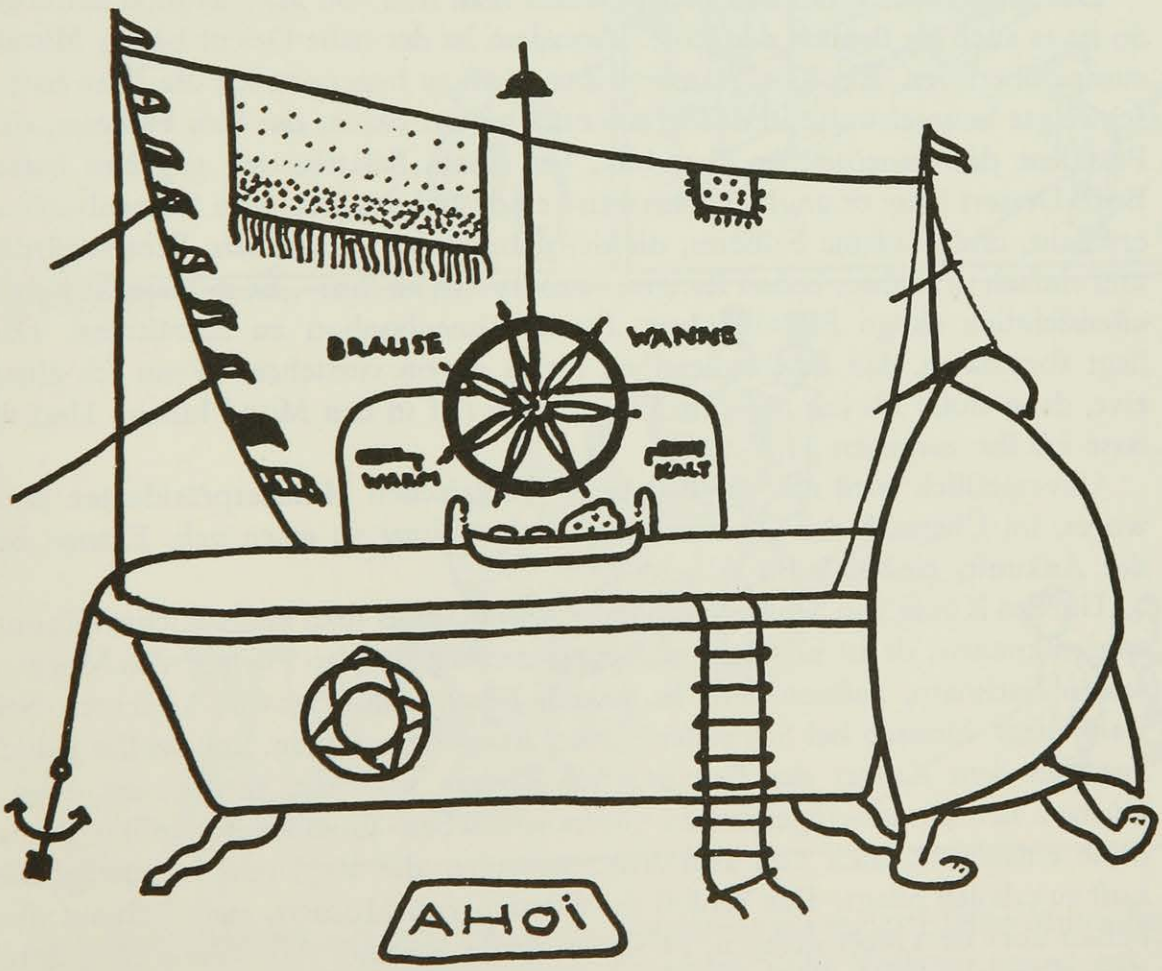
Hans Robert

Man tut gut, zwischen drei Kategorien streng zu unterscheiden: zwischen solchen, die es waren, solchen, die es sind, und denen, die es werden wollen. Während ein großer Teil abgedankter Monarchen und gewesener Ministerpräsidenten für Aufmerksamkeit dankbar sind, hat der im Amt befindliche nicht nur die Nation zu repräsentieren, was zu Zeitmangel führt; er muß sehr aufpassen auf das, was er sagt. Der zukünftige Monarch wird um so würdevoller, je näher er sich seinem Ziel glaubt. Dann ist zu unterscheiden zwischen den Umgangsformen des Staatsoberhauptes und denen seines Besuchers.

Wir sind nicht mehr in den Zeiten, wo Präsidenten von Republiken, den Königen gegenüber in der Minderheit, Mühe hatten, den richtigen Hofton zu treffen. Felix Faure, zum Präsidenten der französischen Republik erwählt, erhielt den Gratulationsbesuch eines Schulfreundes.

„Ich bin so glücklich", sagte dieser, „dich in deiner neuen Würde zu sehen."

„Vergiß nicht!" antwortete Faure, „daß man Staatsoberhäupter nicht duzt!"



Johannes Gaertner

Der Admiral hat gebadet

Der Jugendfreund, einigermaßen erstaunt, fragte den Präsidenten, ob er noch einmal das altvertraute „Du" benutzen dürfe. Als der Staats-Chef leutselig seine Erlaubnis gab, sagte der andere: „C'était pour te dire: Merde!"

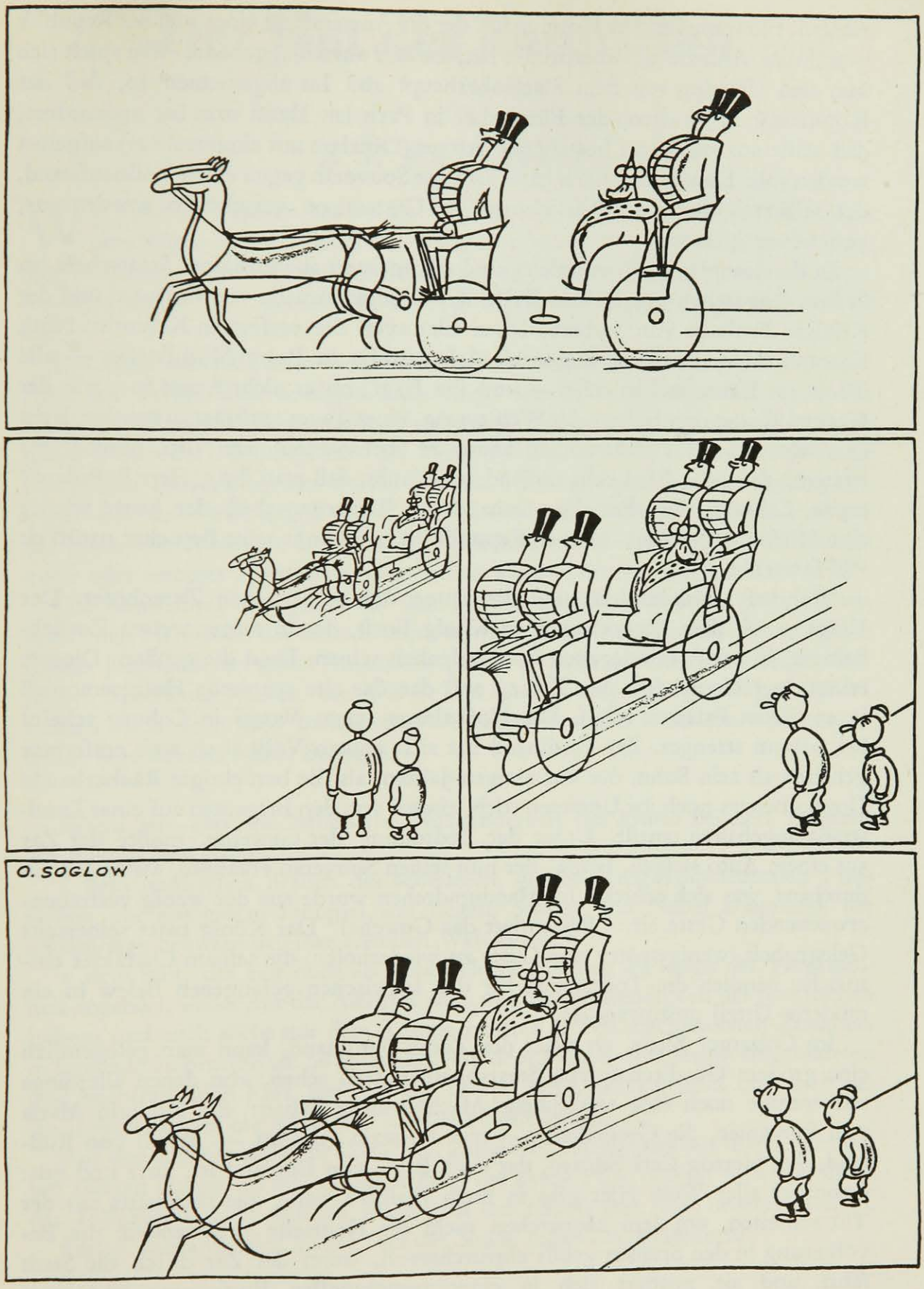
Faure verwand es nie, seine Güte so verschwendet zu haben.

Untertanen und Besucher können aber noch viel gefährlicher werden. Sie haben mitunter Bomben bei sich und zeigen so eine völlige Unkenntnis des guten Tons. Gleichwohl zeigte der Regent von Ungarn, Admiral Horthy, keine Bedenken, eine höchst gefährliche Gesellschaft von Schriftstellern bei Gelegenheit des P. E. N.-Club-Kongresses zu empfangen. Die Fragen des Zeremoniells waren schwer zu lösen. Da jedoch der Hofmarschall Anordnung in Gruppen, nach Ländern, je mit dem Rangältesten an der Spitze, empfohlen hatte, hieß es nur, in den einzelnen, um den Thron gruppierten Komitees die Chefs zu suchen. Galsworthy richtete dann eine Ansprache an das schließlich erschienene Staatsoberhaupt und dankte für die Gastfreundschaft in dem wunderschönen Budapest. Während der Regent nun mit den einzelnen Vertretern des Schrifttums das Gespräch begann und eine Brücke zu den so vielfältigen Lebenskreisen zu schlagen begann, konnte man interessante Studien über Hofzeremoniell machen, über die Kunst, jedem das richtige zu sagen, die Konversation der Höfe. Der Regent sagte zu den deutschen Schriftstellern: „Ich bin ein unglückseliger Mann! Seit über zehn Jahren habe ich kein Buch gelesen!"

Die Speisesitten verändern sich, je weiter man sich von Mitteleuropa entfernt. So ist es auch im Bereich der Höfe. Trotzdem ist der nahe Orient häufig Mitteleuropa überlegen. Ein König unserer Zeit, dem zu begegnen ich die Ehre hatte, schwelgte beispielsweise in der Erinnerung an ein Essen, das ihm Fallières, der Präsident der französischen Republik, bei einem Staatsbesuch gegeben hatte. Beim Dessert hatte er unglücklicherweise einen äußerst klebrigen Sahnenbonbon erwischt, und Madame Fallières, die den König sich quälen sah, liebenswürdig und einfach trotz ihres hohen Ranges, wandte sich an ihn: „Eure Majestät haben offensichtlich einige Schwierigkeit, Ihren Sahnenbonbon zu bewältigen. Das liegt aber daran, daß Höchstdieselben nichts davon verstehen. Wenn ich einen esse, dann stoße ich ihn mit dem Finger ganz tief in den Mund hinein. Und da lasse ich ihn zergehen . . ."

Unvergeßlich wird mir ein Ball beim rumänischen Ministerpräsidenten sein, wo es, im Übermaß der Gastfreundlichkeit, zweimal zu essen gab. Einmal bei der Ankunft, einmal beim Abschied.

Um den König von Schweden zu interessieren, muß man ausgezeichnet Tennis spielen können; da ist es schon einfacher, den regierenden Fürsten von Monaco, seinen Nachbarn, aufzusuchen; in seinem Kasino fällt der Sport leichter. Seit wann liegt Monaco bei Schweden? wird man mich fragen. Ich wollte jedoch nur von dem Kurort der französischen Riviera sprechen, in dem der König Gustav, der ja der angesehenen südfranzösischen Weinhändlerfamilie Bernadotte entstammt, sich von den Anstrengungen des Regierens in zuträglicher Luft zu erholen pflegt. Das Schloß der Fürsten von Monaco, malerisch auf dem Felsen über dem Meer gelegen, ist sicher einzig in seiner Art. Wenn man durch seine Gänge wandelt, trifft man hier und da auf Inschriften, die besagen: Innenministerium, Finanzministerium. Das anmutige Fürstentum von anderthalb



Quadratkilometern wird also von diesen Kammern aus regiert? Diese Mutmaßung trifft nicht zu. Monaco kommt ohne Kammern, ohne Volksvertretung aus. Es kann sich selbst nach den Ideen seines feinsinnigen und kunstliebenden Monarchen

richten. Ein französischer Kommissar, der die Anwendung einer von der Republik gewährten Anleihe zu überprüfen hat, ist hier ausschlaggebend. Wie spielt sich nun sein Umgang mit dem Staatsoberhaupt ab? Im allgemeinen so, daß der Kommissar in Monaco, der Fürst aber in Paris ist. Denn man hat angeordnet, daß seine aus 96 Mann bestehende Armee (Offiziere mit eingerechnet) aufgelöst werden soll. Dieses Jahr noch hätte sich der Souverän gegen einen Volksaufstand, der seinerzeit nur aus Rücksicht auf die Gästesaison verschoben worden war, verteidigen können.

In der Hauptstadt Frankreichs sind die meisten abgedankten Staatschefs zu finden. Abgesehen von Alfons XIII., der Königin Amalie von Portugal und der Königin Nathalie von Serbien, leben hier auch die verfemten Kerenski, Nitti, Karolyi. Wenn man zu Kerenskis Arbeitsstube in Passy hinaufsteigt — alle Türen im Hause stehen offen — und ihn fragt, ob er nicht Angst hat, wie der General Kutiepow, Führer der Weißrussen, eines Tages entführt zu werden, lacht er einen aus. Ein Zeremoniell kennt er ebensowenig wie Nitti, obwohl der letztere, auf seine Rückkehr hoffend, es erlaubt, daß man ihn „Herr Präsident" nennt. Caillaux, der ehemalige französische Regierungschef, der heute wieder eine Hoffnung der französischen Republik ist, empfängt seine Besucher natürlich viel formeller.

Wahrhaft demokratisch sind die Sitten des bulgarischen Zarenhofes. Der Umgang mit dem liebenswürdigen König Boris, der in seiner weisen Zurückhaltung, in seiner überlegenen Bescheidenheit seinem Land die größten Dienste leistet, legt niemandem den Zwang auf, den das alte spanische Hofzeremoniell in so vielen Palästen schuf. Die Hofhaltung seines Vaters in Coburg scheint bei weitem strenger. Zar Ferdinand hat sich seinem Volk auch weit entfernter gehalten als sein Sohn, der vor einigen Jahren, als die berüchtigte Räuberbande Doyno Belews noch ihr Unwesen trieb, einmal von den Briganten auf einer Landstraße angehalten wurde. Unter der Bedrohung der Gewehre, mußte der Zar aus einem Auto steigen. Belew, der nun seinen Souverän erkannte, wußte jedoch durchaus, was sich schickt. Im Handumdrehen wurde aus der wenig vertrauenerweckenden Geste ein: „Präsentiert das Gewehr!" Der König hatte seinerseits Gelegenheit, wenig später eine Geste zu wiederholen, die seinem Charakter entspricht, nämlich die Todesstrafe für den inzwischen gefangenen Belew in ein milderes Urteil umzuwandeln.

Im Coburger Kreis, als Gast des Zaren Ferdinand, kann man gelegentlich eine größere Gesellschaft von Staatsoberhäuptern sehen, von denen allerdings nur wenige noch eine tatsächliche Machtstellung haben: die Königin Maria von Rumänien, die Großfürstin — hier Kaiserin genannt — Kyrill von Rußland, den Herzog Carl Eduard, der auch Prinz von England ist, kurz und gut: Coburger aller Welt. Hier gibt es noch Hofmarschälle, die rückwärts aus der Tür schreiten, um dem Monarchen nicht die Kehrseite zuzuwenden, die Bevölkerung in den Straßen grüßt ehrfurchtsvoll, wenn der Zar durch die Stadt fährt, und sie postiert sich in einer respektvollen Entfernung von etwa fünfzehn Metern, wenn der Zar im stehenden Wagen sein Gespräch über Reinhardts „Schöne Helena", die Musik Offenbachs, den Charme Max Hansens fortsetzt.

Der Hut des Futuristen

Von

F. T. Marinetti

Wir Futuristen stellen uns an die Spitze der Bekleidungsrevolution. Wir sind überzeugt, daß die bewährte, schöpferische Kraft unserer Rasse uns zum Sieg verhelfen wird. Während wir Befähigten und Beauftragten das integralistische Manifest vorbereiten, verkünden wir jetzt schon das Manifest des italienischen Hutes.

Die Weltherrschaft des italienischen Hutes war Jahrhunderte lang vollkommen. Aber seit einiger Zeit huldigen viele junge Italiener aus Ausländerei oder aus schlecht verstandenen hygienischen Grundsätzen der amerikanischen und teutonischen Mode der Hutlosigkeit. Das Verschwinden des Hutes von des Mannes Haupt und vom Markt, der Verfall und der Niedergang in der Mannigfaltigkeit seiner Formen wirkt durch die Verstümmelung der Silhouette schädigend auf das männliche Aussehen. Den Mangel sollte hier die überidiotische Wildheit des mehr oder weniger aggressiven, männlichen Haarwuchses ersetzen.

Die Sturmabteilungen, die auf den Plätzen Italiens und beim „Marsch auf Rom" den Heroismus der alten Römer übertrafen, dürfen nicht die Tracht dieser Römer Jahrhunderte später in einem gewiß veränderten Klima nachäffen. Die jungen Sportleute Italiens, die sich in Los Angeles siegreich geschlagen haben, müssen auch noch diese barbarische, von einer dummen historischen Sentimentalität herrührende Mode besiegen.

*

Indem wir also die ästhetische Notwendigkeit des Hutes bejahen, erklären wir hiermit den Krieg:

1. dem nordischen Brauch der schwarzen, grauen, langweilig-neutralen Hutfarben, die aus einem Himmel von Regen, Schnee und Nebel kommend, die schlammige Schwermut einer fremden Welt bringen.

2. dem Hut, der nur noch als Kopfdeckel anzusehen ist, längst der Vergessenheit angehört, weder mit der Ästhetik noch mit der Notwendigkeit des praktischen Lebens und auch nicht mit dem Tempo unseres großen mechanischen Zeitalters in Einklang zu bringen ist. So unter anderem dem Zylinderhut, jenem eingebildeten und hochtrabenden Kerl, der nur das Tempo des Läufers hemmt und auch bei den Leichenzügen nur noch eine klägliche Rolle spielt.

Auf den mit blendendem Licht und glühender Schweigsamkeit überschwemmten Plätzen Italiens ist der schwarze Hut, der graue Hut, und auch der Strohhut des Fußgängers nicht weniger schäbig als der Dreck und Mist unserer Straßen.

Farbe! Farbe tut not! Es gilt, mit der Sonne Italiens zu wetteifern!

*

Wir schlagen die futuristische Funktion des Hutes vor, jenes Hutes, der dem Manne bisher nur wenig oder überhaupt nicht diente, aber von heute angefangen ihn auszeichnen, pflegen, schützen, befeuern, belustigen sollte. Und so weiter.

Wir wollen einige Hutsorten schöpfen, die durch ihre ästhetische, hygienische, funktionelle Ergänzungen der ideellen männlichen italienischen Linie diene, wir wollen diese Linie verbessern und vollenden und die aus der neuen Mussolinischen Atmosphäre entstandene Abart, den Stolz, den dynamischen Schwung und die Lyrik hervorheben.

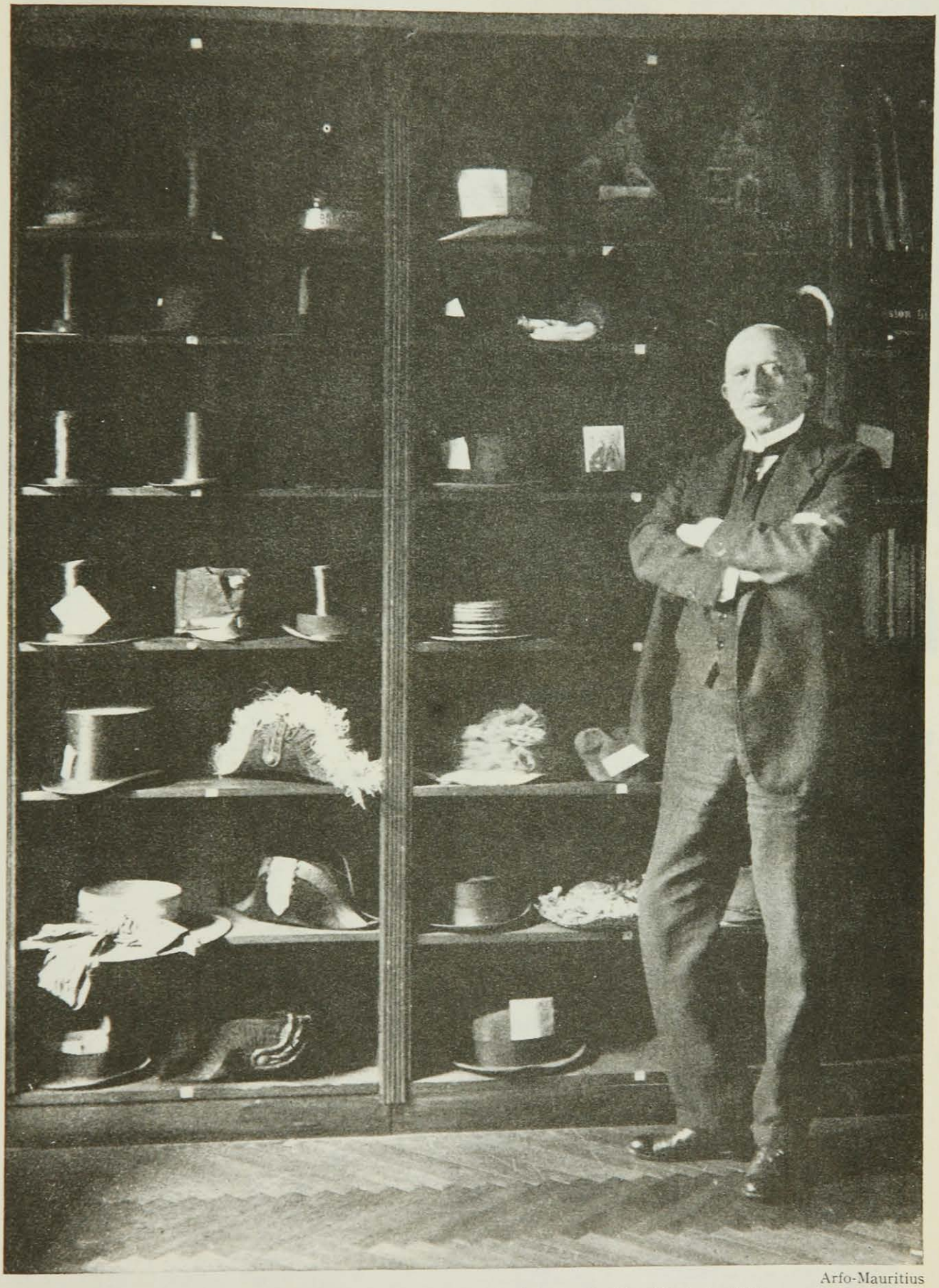
1. *Schnellhut* (für den täglichen Gebrauch)
2. *Nachthut* (für den Abend)
3. *Paradehut* (für die Parade)
4. *Luftsporthut*
5. *Sonnenhut*
6. *Regenhut*
7. *Alpenhut*
8. *Seehut*
9. *Schutzhut*
10. *Dichterhut*
11. *Publizistenhut*
12. *Simultanhut*
13. *Plastikhut*
14. *Takthut*
15. *Lichtsignalhut*
16. *Tonhut*
17. *Rundfunkhut*
18. *Medizinalhut* (hergestellt aus Harz, Kampfer, Menthol — Sperrkreis zur Beherrschung der kosmischen Strahlen)
19. *Selbstgrüßender Hut* (durch Anwendung der infraroten Strahlen oder Photo-Effekt)
20. *Geniehut* (für die Schafsköpfe, die dieses Manifest kritisieren wollen).

Die Hüte werden aus Filz, Samt, Stroh, Kork, Leuchtmetall, Glas, Zement, Zelluloid, Leder, Schwamm, Beryllium, Uranpech, Vulkanfieber, Néonröhren usw. hergestellt, zusammengesetzt oder jeder gesondert.

*

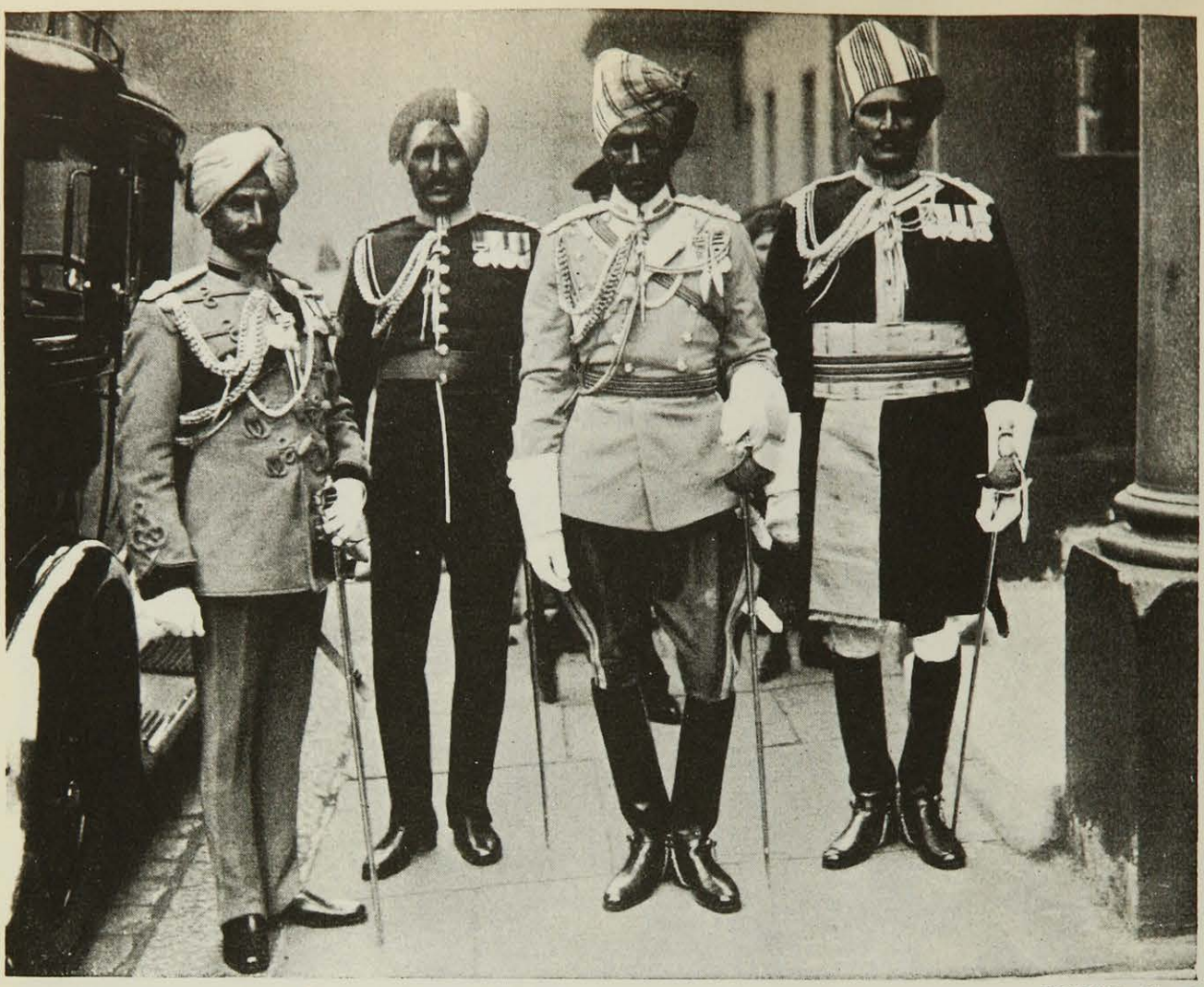
Der Farbenreichtum der Hüte wird unseren sonnigen Plätzen die Pracht duftender Fruchtkörbe und leuchtender Kleinodien verleihen. Die nächtlichen Straßen werden zu einem so sehr duftenden, melodischen, beweglichen Lichterschmuck, daß die alte Sehnsucht nach dem Mondschein endgültig getötet wird. So wird der ideale Hut als italienisches Kunstwerk aufblühen, heiter und vielseitig, die Schönheit der Rasse vielfach fördernd und steigernd und einer der bedeutendsten nationalen Industrien unseres Landes zur Blüte verhelfend.

Unsere schöne Halbinsel ist das Ziel der Touristen aller Länder. Sie dürfen uns auch mit hutlosem Haupt besuchen, wenn es ihnen Spaß macht. Wir wollen sie mit der üblichen Freundlichkeit empfangen. Dabei aber wollen wir den neuen italienischen Hut fest über den Kopf stülpen, um ihnen zu zeigen, daß es nichts Gemeinsames mehr zwischen der Unterwürfigkeit der Fremdenführer von vor hundert Jahren und der stolzen erfinderischen Originalität der heutigen futuristischen Faschisten gibt.



Arfo-Mauritius

Die Hutsammlung des Oberlandesgerichtsrats Dr. Pick in Wien

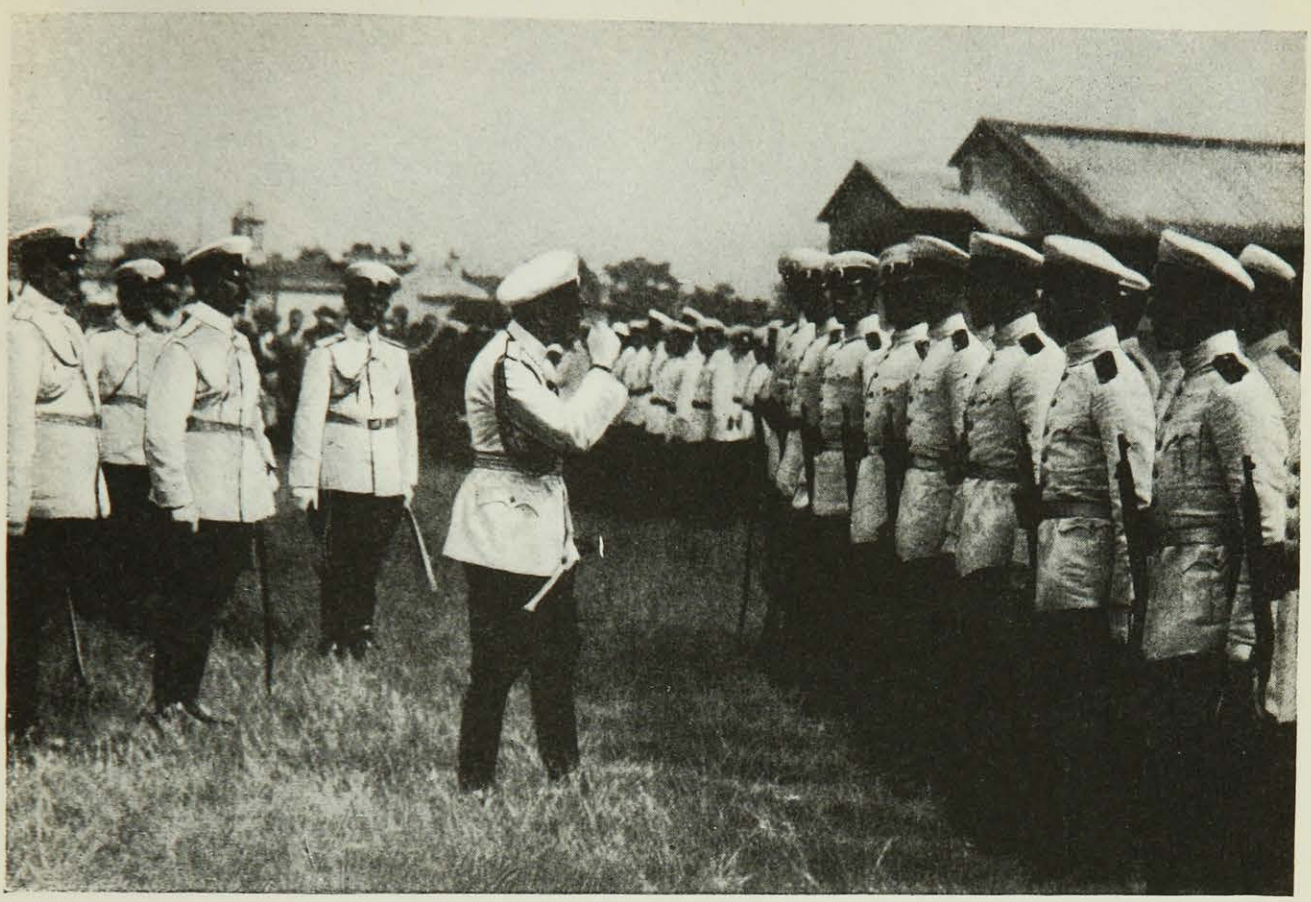


Weltbilderdienst

Indische Offiziere in London

Universal

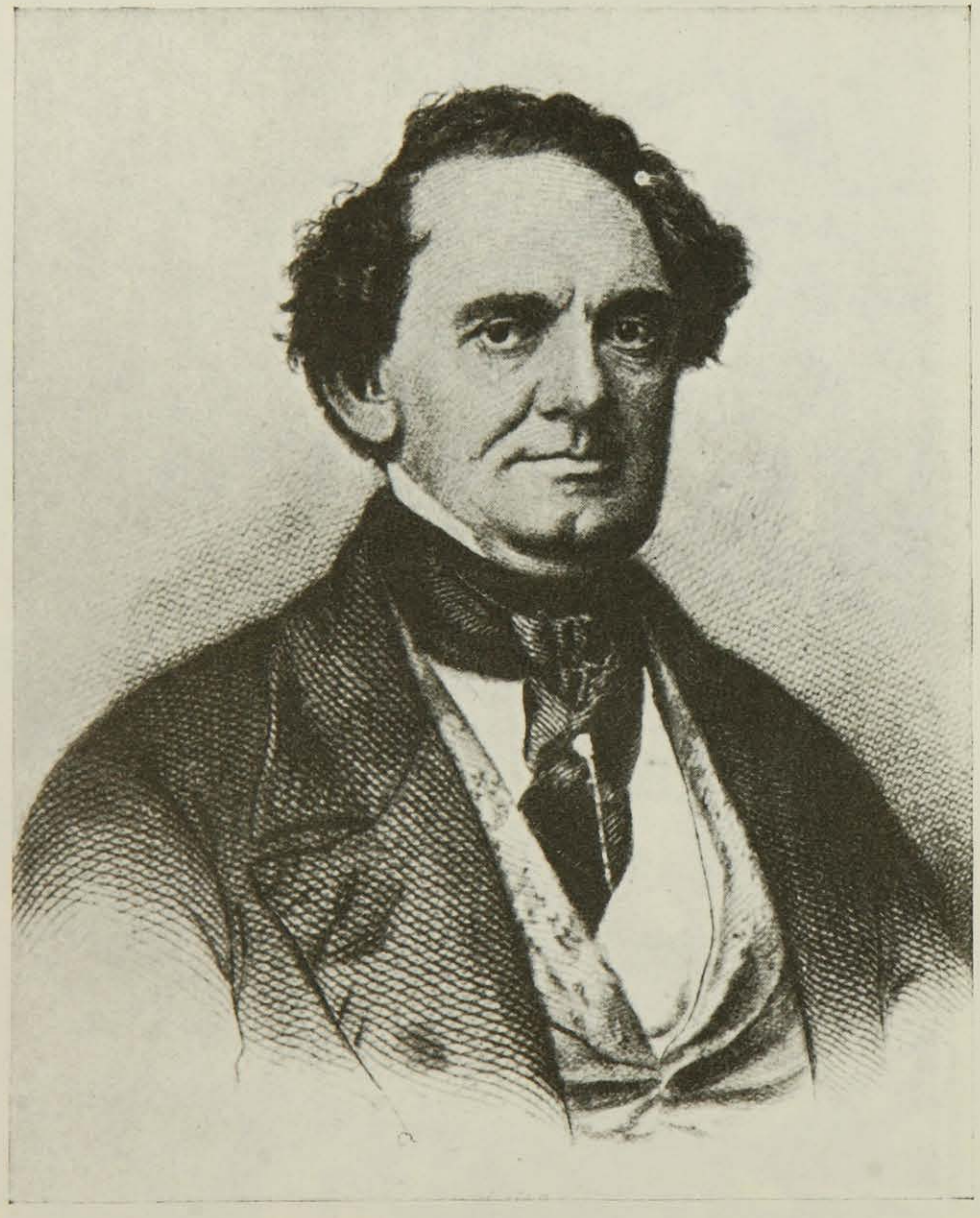
Zur Entwicklungsgeschichte des Hutes



König Boris von Bulgarien spricht zu seinen Gardeoffizieren

Atlantic

König Christian von Dänemark eröffnet das „Königsvogelschießen"



Phineas Taylor Barnum

Edward L. Bernays

die Meister der amerikanischen Reklame

Humbug, Bluff und Ballhyoo

Von Barnum bis Bernays

Von

Arthur Rundt

Es ist eine Entwicklungsreihe, die über fast ein Jahrhundert läuft. Zu Beginn steht der Name des großen Schau- und Reklame-Mannes *Phineas Taylor Barnum*, am Ende der Analytiker der Massenpsyche *Edward L. Bernays*, beide von Geburt und Geist Amerikaner.

Als Barnum in seinen Anfängen, um 1835 herum, eine alte Negerin kaufte und die Ausrufer vor seinem Museum in Philadelphia verkünden ließ, hier sei Joice Heth zu sehen, die Amme George Washingtons, 161 Jahre alt — das war Bluff, klarer, tüchtiger Schwindel. Barnum hatte immer den unbedenklichen Mut zum Bluff. Als das Geschäft mit Joice nachzulassen begann, hörte er plötzlich auf zu behaupten, sie sei in ihrer Jugend Washingtons Amme gewesen, er sprach nicht mehr von ihrem Alter, sondern erklärte resolut, sie sei — ein Automat: was sie rede, das bauchrede neben ihr der Mann, der das Wunder dem Publikum erläuterte. Und bei dieser Version blieb Barnum, bis der Automat eines Tages starb und sich herausstellte, daß Joice, die Barnum irgendwo in den Südstaaten aufgegabelt hatte, lächerliche 80 Jahre alt gewesen war.

Barnum blieb nicht beim Bluff und Humbug stehen. Seine Praxis weist in ein paar schönen Beispielen schon die ersten Elemente dessen auf, was das moderne Amerika „Ballyhoo" nennt, die Reklame mit dem Umweg über die Psychologie, als deren interessantester und geistig ernstester Vertreter Edward L. Bernays gilt, Schüler und Neffe Freuds.

Da ist zuerst einmal Barnums Geschichte von dem Mann mit den Ziegelsteinen. Barnum selbst erzählt sie so: „Eines Morgens kam ein gesunder, kräftiger Mann in mein Büro, um zu betteln — er müsse betteln, er finde nirgends Arbeit. Ich sagte ihm: ‚Ich habe einen Tip für dich. Komm her, hier sind fünf Ziegelsteine, ganz gewöhnliche Ziegelsteine. Die nimmst du untern Arm, gehst nach der Ecke des Broadway und der Ann Street und legst dort den ersten Ziegelstein nieder, mitten auf den Steig. Den zweiten leg nahe bei meinem Museum nieder, den dritten an der Ecke Broadway und Vesey Street, den vierten vor der St. Pauls-Kirche. Dann machst du, mit dem fünften Ziegelstein in der Hand, einen Gang von einem Punkt zum andern, wobei du einen Kreis beschreibst, tauschst an jedem Punkt den Ziegelstein aus und gehst dann, wenn du wieder beim Museum ankommst, mit dem letzten Ziegelstein ins Museum hinein — hier hast du ein paar Eintrittskarten. Du bleibst ungefähr eine Viertel-Stunde im Museum, hältst dich in den Sälen auf, dann gehst du hinaus und beginnst einen neuen Rundgang. Du redest bei deiner Arbeit kein Wort, verrichtest sie ernst und mit wichtiger Miene und gibst auf nichts, was man dich fragt, eine Antwort.' — ‚Wozu das alles?' fragte mich der Mann. — ‚Damit du anderthalb Dollar am Tage verdienst, mehr geht dich nicht an.' — Nach ein paar Runden folgten dem Manne bereits hundert Menschen, die durchaus wissen wollten,

was mit den Ziegelsteinen los sei. Und so oft der Mann ins Museum ging, trat mit ihm ein Dutzend besonders Neugieriger ein, in der Hoffnung, im Museum das Geheimnis zu lösen. Nach ein paar Tagen mußte bereits die Polizei einschreiten, weil die neugierige Menge den Verkehr störte. Es wurde in der ganzen Stadt viel über die Sache gesprochen, erst stellte man allerhand Vermutungen an, dann gabs herzliches Gelächter. Die Sache mit den Ziegelsteinen brachte mein Museum ins Gerede und mir — ein schönes Stück Geld."

Diese Sache mit den Ziegelsteinen ist vielleicht der erste Fall von „Reklame mit Psychologie". Sicher war vieles von dem, was Barnum in seinem Museum zeigte, aufgelegter Bluff, Humbug. Aber die Methode, mit der er damals — es sind jetzt bald hundert Jahre her — mit Hilfe von fünf Ziegelsteinen den Besuch seines Museums steigerte, das schmeckt schon stark nach den Künsten des späteren Meisters, des New-Yorker „Fachmanns für öffentliche Meinung" Edward L. Bernays.

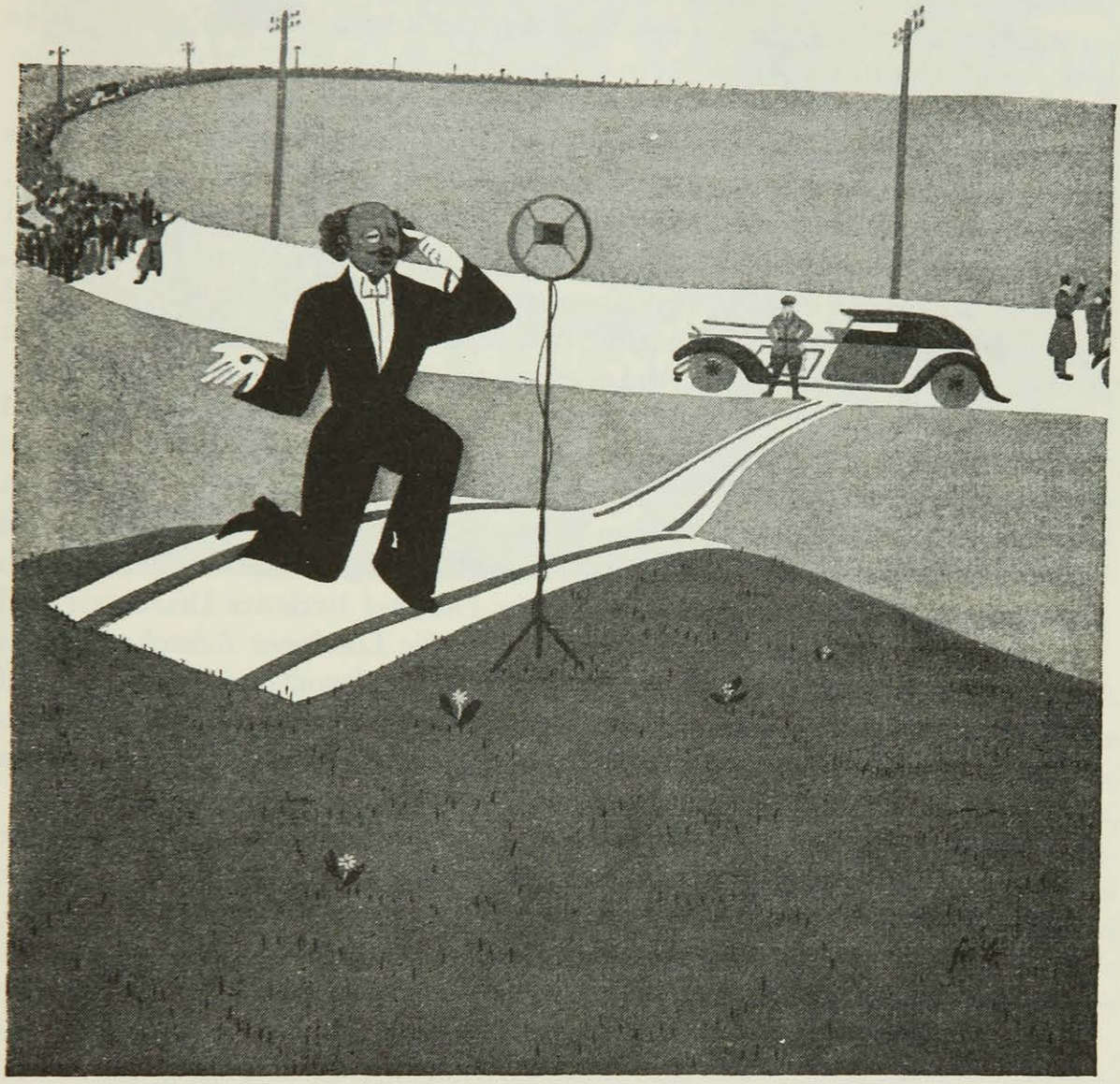
Natürlich hat es Barnum nie verschmäht, in der großen Anzeige und im Rieseninserat von sich und seinem Geschäft zu den Leuten zu reden. Er glaubte inbrünstig an die Wirkung des bedruckten Papiers, er liebte die größten Lettern — von ihm stammt ja das Wort, es sei grundfalsch, nur viel Geld für Reklame auszugeben, der Geschäftsmann, der den Erfolg zwingen will, müsse seinen letzten Cent zum Drucker tragen. Gewiß hatte er damals in den Zeitungen von Philadelphia ausgiebig für sein Museum die Trommel geschlagen, aber er schickte außerdem den Mann mit den Ziegelsteinen auf die Reise, er addierte zur direkten Reklame die indirekte.

Die indirekte Reklame sagt nie geradeheraus, worauf sie abzielt, sie spricht von etwas ganz anderem, das mit dem Endzweck scheinbar nichts, nicht das Geringste zu tun hat. Als vor ein paar Jahren Amerikas große Rauchspeck-Produzenten ihren Absatz steigern wollten und zu Bernays kamen, um seinen Rat zu hören, da sah die Aktion, zu der er riet, zunächst gar nicht so aus, als handle es sich um Speck. Bernays veranstaltete über alle achtundvierzig Vereinigten Staaten eine Umfrage: „What is America eating for Breakfast?" — wie das Frühstück des Amerikaners aussehe. Und alle ärztlichen und hygienischen Kapazitäten, die zur Umfrage mobilisiert wurden, waren der Meinung, das Frühstück des Amerikaners sei nicht konsistent genug. Das Frühstück nicht konsistent genug? Auf diese beiden Worte „Frühstück" und „konsistent" reagierte Amerika zwangsläufig damit, daß es — dem Frühstück eine größere Portion Speck beifügte.

Das ist *Ballyhoo:* Speck verkaufen, ohne vom Speck zu reden. Es auf dem Umweg machen, mit Psychologie, mit Wissenschaft. Denn Ballyhoo ist — natürlich! — exakte Wissenschaft!

Obwohl Bernays sein Büro in Wall Street hat, obwohl sein Tag mit geschäftlichen Konferenzen ausgefüllt ist, sagt man in NewYork: Eddie Bernays ist ein Philosoph. Er sei nicht nur nach dem Familienstammbuch ein Neffe Sigmund Freuds, er sei ihm auch geistig verwandt. Der Onkel in Wien lege das Unterbewußte im Triebleben des *Individuums* bloß, der amerikanische Neffe analysiere die unbefriedigten Wünsche der *Masse.*

Auch Bernays hat seine „Lehre". Er hat sie in ein paar stattlichen Büchern



Friedrich Bach *Achtung, Achtung! Ein Frühlingsgedicht!*

niedergelegt, sein Hauptwerk heißt: *Cristallizing Public Opinion* (vom Aufbau der öffentlichen Meinung); er hat über dieses Thema ein paar Semester hindurch an der New-Yorker Universität vor einem hörgierigen Auditorium Kolleg gelesen.

Als er zu seinen Schülern über jene Frühstücks-Umfrage zur Hebung des Speckkonsums sprach, erklärte er, die Aktion sei aufgebaut auf dem Prinzip des „bedingten Reflexes", das als erster der russische Psychologe *Pawlow* experimentell dargetan hat. Und dann erzählte er von Pawlows Experimenten. Der russische Forscher habe Hunden, während sie fraßen, durch Stiche Schmerzen zugefügt, so daß die Tiere bei der Fütterung schrien; ließ er später die Stiche

fort, so heulten die Hunde dennoch, während sie ihre Mahlzeit schlangen; stach er sie aber, ohne zu gleicher Zeit den Freßnapf vor sie hinzustellen, so sonderten sie gleichwohl — wie beim Fressen — mehr Magensaft ab. Diesen bedingten Reflex, den Iwan Petrowitsch Pawlow an seinen Hunden festgestellt hat, wendet Bernays auf die Bevölkerung der achtundvierzig Vereinigten Staaten an: im amerikanischen Gehirn ist der Speck als der konsistente Teil des Frühstücks so fest verankert, daß das Wort vom zu magerem Frühstück mit eherner Notwendigkeit einen Sturm auf den Rauchspeckmarkt auslöste.

Phineas T. Barnum hat nie von einem Katheder herab über die Kunst des Trommelns doziert, er hat bei seinen tollen Streichen gewiß nicht daran gedacht, welchen psychologischen Gesetzen folgend er handelt, er hat einfach gehandelt. Da ist eine der allertollsten Geschichten, der Streich mit dem Zwerg Tom Thumb, mit dem Barnum in den Vierzigerjahren die Welt erschüttert hat. Dieser Zwerg war nichts anderes als ein frühreifer fünfjähriger Junge, Barnum verlieh ihm einen militärischen Rang, nannte den gescheiten kleinen Thomas *General Tom Thumb.*

Als Barnum mit dem Zwerg-General von Amerika kommend in England landete, bot ihm in Liverpool der Besitzer eines Wachsfigurenkabinetts für den Däumling eine Wochenmiete von zehn Dollar. Barnum lachte dem Gaukler ins Gesicht und ließ ihn stehen. Nahm seinen General auf den Arm, reiste nach London und — machte es anders, ganz anders. Er bezog in einer der vornehmsten Straßen von Westend ein Palais, stellte ein Dutzend livrierter Diener an und schickte goldgerandete Einladungskarten an die Londoner Aristokratie, ans diplomatische Korps, an alles, was man heute „prominent" nennen würde, und natürlich auch an die Presse: General Thomas Thumb werde an einigen Abenden der Woche die Spitzen der Londoner Gesellschaft empfangen und sich besonders freuen . . . und so weiter, und so weiter.

Die Spitzen kamen. Grafton Street hatte seit langem nicht ein so wildes Gedränge eleganter Wagen gesehen. Lady Rothschild lud den General in ihr Palais in Piccadilly, Mr. Everett, der amerikanische Botschafter, empfahl der Königin, sie möge sich ja nicht die seltene Gelegenheit entgehen lassen, General Thumb zu sehen und ihn ihren Kindern zu zeigen — der General wurde nach St. James Palace befohlen. Die königlichen Kinder fanden den „General" für einen General ungewöhnlich klein und für einen so kleinen General ungewöhnlich gescheit. Als Zar Nikolaus nach London kam, war es selbstverständlich, daß er dem General seine Aufwartung machte; Louis Philipp wollte dem Zaren nicht nachstehen — der General wurde nach Paris eingeladen. Bald hatte die Elite Europas ihn gesehen, war stolz darauf, ihn gesehen zu haben. Wie konnte es da anders sein, daß nun alle, alle ihn sehen wollten, auch solche, die nicht auf Barnums Prominentenliste standen, die auf keinem europäischen Thron saßen. Barnum versagte sich diesem Drängen nicht, er zeigte Tom Thumb öffentlich. Zuerst, unter ungeheurem Zulauf, in Egyptian Hall in London, dann trat der General eine Rundreise durch die Hauptsädte des Kontinents an. Tom Thumb war ein Weltwunder, wurde ein Weltgeschäft.

Barnum hatte es geschafft, ohne von „Cristallizing Public Opinion" etwas zu wissen, er hatte um ein frühreifes fünfjähriges Kind die öffentliche Meinung des Erdballs aufgebaut, dieses Kind sei ein Weltwunder, ohne Analyse der Massen-

Irmingard Straub (Holzschnitt)

psyche, ohne Fachleute darüber zu befragen, ob der Markt für Zwerge aufnahmefähig sei. Ballyhoo lehrt, die Masse werde am sichersten gelenkt, wenn man „Gruppenführer" für seinen Zweck gewinnt, denen die nachgeordnete Gruppe gerne folge; so datiert Ballyhoo die Karriere der Armbanduhr von dem Tage, an dem es gelang, den Prinzen von Wales zu bewegen, daß er seinen Chronometer am Handgelenk trage. Phineas T. Barnum wußte nichts vom massenpsychologischen Prinzip des Gruppenführers, nur einem blanken hellen Instinkt folgend, sorgte er dafür, daß die Gruppenführerin aller Gruppenführer, die Königin, den Miniaturgeneral zu sich lud und ihn auch in der gruppenführenden Kinderstube des britischen Weltreichs präsentierte.

Barnum hat sich nie um die Geschäfte anderer gekümmert, er hat immer nur ans eigene Geschäft gedacht, ans eigene Museum, an den eigenen Zirkus. *Ballyhoo* ist Nachdenken für andere, Kopfzerbrechen für den Mitmenschen, in einem wohlorganisierten Büro, gegen Professorenhonorar für die Einzelkonsultation oder im Jahresabonnement.

Barnum, der den Weltrummel mit dem General Tom Thumb fingerte, der die Negerin Joice Heth als Automatin ausrief — Barnum war naiv schlau, er ist das unkomplizierte, bedenkenlose Amerika der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Bernays ist jenes ganz und gar veränderte Amerika der großen Nachkriegskonjunktur, von der Blässe europäischen Denkens angekränkelt, mit dem Zeitsymptom, den Geschäftstrick als Wissenschaft zu verkaufen.

Darum zeigt die Linie, die von Barnum zu Bernays führt, in besonderer Klarheit eine Entwicklung auf, den Wandel des amerikanischen Geistes in den letzten hundert Jahren.

Tod des Tagelöhners

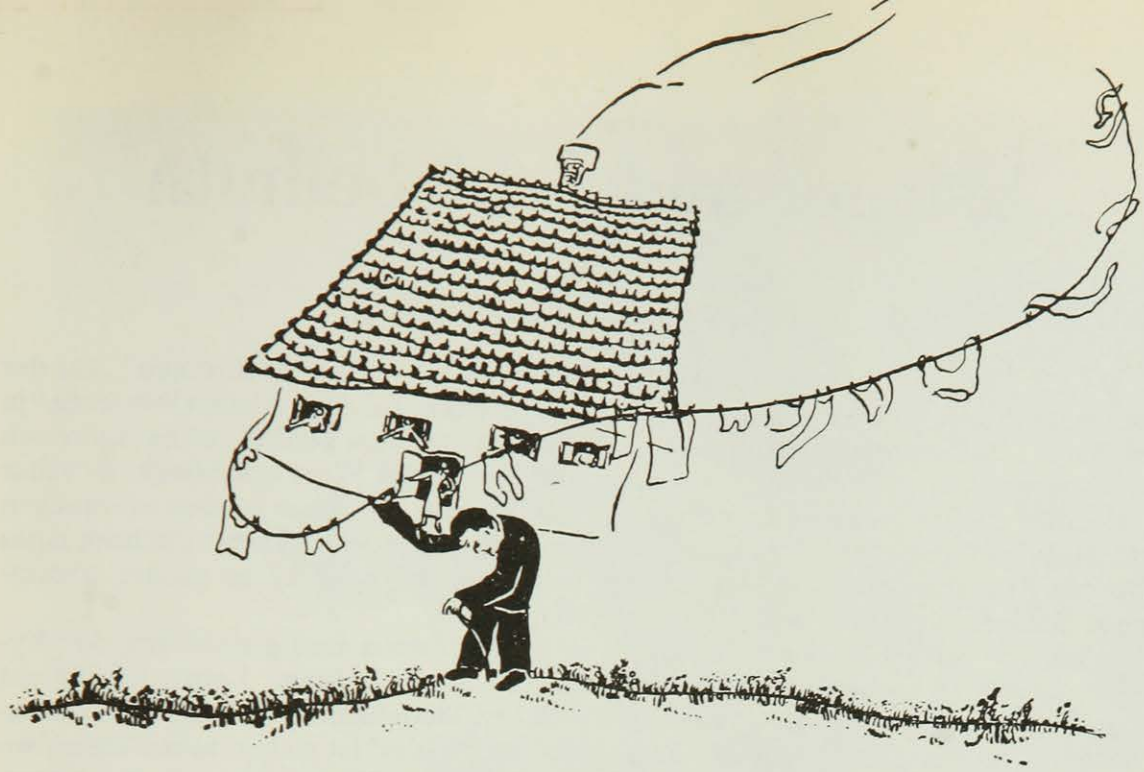
Von

Richard Billinger

*

Ja, doch sicher, morgen acht
wird der Häusler Georg Wolf
in das Grab getragen.
Kapuziner aus dem Kloster
kommen mit geweihten Kerzen,
alle Glocken werden läuten,
und die Bahre tragen Bauern.
Es wird eine schöne Leiche,
sagen alle, die was wissen.
Kannte ihn doch jedes Kind:
Aufrecht noch trotz Altersbürde
schritt er mit der Morgenfrühe
in das Feld zum Tagewerken.
Doch an einem Sommermorgen,
vor zwei Tagen, fand sein Weib
tot ihn auf des Hauses Schwelle.
Wollte er vorm grimmen Schnitter
in die oft gedüngten Wiesen,
in die treugepflegten Felder
hilfesuchend fliehn?
Morgen wird er nun begraben.
Und die jahremürbe Wölfin
rüstet schon den schwarzen, seidnen
Glanzrock zu der Trauerfeier.
Vor wohl mehr als fünfzig Jahren
hat sie ihn als Braut getragen.
Morgen nun zum letzten Male
wird sie ihrem Mann zu Ehren
wieder sich so fürstlich schmücken.
In dem Stübchen mit den alten
rauchgeschwärzten Deckenbalken
und den kleinen Fensteraugen
liegt der Tote.
Nachbarinnen flüstern, beten:
„Gib ihm, Herr, die ewige Ruh."
Aus dem blauen Nachmittag
schlüpfen Kinder in das Stübchen,
tunken Rosmarin und Ähren
in den Kelch mit Heiligwasser
und besprengen den Verstorbenen,
daß die kühlen Tröpflein sänken
tief ins heiße Fegefeuer.
Vor dem Häuschen rauscht ein Brunnen,
hauchen reife Erntefelder.
Abendwolken, sonndurchgoldet,
ruhen schwer auf fernen Bergen —:
die gefüllten Himmelsscheunen
des verstorbnen Tagelöhners
Georg Wolf.

Sibylle Moore



M. Fuchs

MF
Der Familienvater

Alte Bäuerin

Von

Max Herrmann-Neiße

Alte Frau, nach einem Tag voll Mühe,
dumpfem Schuften, Zank und Geiz und Dreck,
hockst du regungslos im Fenstereck,
hörst im Stall die Pferde und die Kühe,
siehst geschlossenen Auges, was die Knechte
treiben, weißt der Mägde Heimlichkeit,
und verlierst dich ohne Grenzen weit
in dem eignen bäurischen Geschlechte.
Was kann dir der Abendglocke Läuten
oder eines Kindes erster Schrei
oder die verlorene Litanei
einer Totenglocke noch bedeuten?
Deine Hände legst du, nicht ergeben,
nur zu kurzer Rast in deinen Schoß,
spürst, daß draußen dunkel, kühl und groß
die Verstorbenen das Dorf umschweben,
fühlst den Enkel fremder als die Schatten.
Grundlos tobend bellt im Hof der Hund.
Stumm und ohne Regung gibt dein Mund
Rechenschaft dem lang schon toten Gatten.

Usinger und Schiebelhuth

Von

Carl Zuckmayer

Die Situation der neueren deutschen Lyrik ist schwer zu bestimmen. Auf der einen Seite gibt es eine ganze Menge lyrischer Talente oderHalbtalente, ja wirklich Unzählige, denen dann und wann ein guter Vers gelingt, ohne daß doch die Notwendigkeit, der Zwang, aus dem sich ihnen das Wort erschließt, sichtbar würde. Auf der anderen Seite erkennen wir, abseits der paar großen einmaligen Erscheinungen, die schon fast Überlieferung sind, nirgends das Heranwachsen eines wahrhaft bedeutenden lyrischen Werkes, nirgends die Ansätze zu großer, gesammelter Schau, Berufung und Bildnerschaft.

Talent an sich ist in einer literarisch so überfütterten und gleichzeitig so physiognomielosen Epoche kein Kriterium. Es gibt so viele junge Leute, die Talent genug haben, in einer der gangbaren literarischen Modeformen Erträgliches auszudrücken. Der hunderttausendste Rimbaud-Nachfühler ist sicher schon irgendwo gedruckt worden. Aber es ist bei formbegabten jungen Menschen auch nie sicher, ob nicht hinter der angenommenen Gebärde Eigenes, Wesenhaftes steckt, das ihnen nur selbst noch nicht aufgegangen ist. Es müßte schon einer die Fähigkeit des Wünschelrutengängers haben, um aus der Armee dieser Pioniere, denen sich das Verhau der Sprache allzuleicht ergibt, die wahrhaft Geführten und künftig Führenden zu sondern. Wem so sehr die Lyrik, das deutsche Gedicht, dieser kristallklare Kern, dies ewig wandelbare Luftgebilde, dieser fliegende Schaum und dieser goldschwere Niederschlag unserer Sprachseele, am Herzen liegt, daß er nach jedem Kalenderspruch hascht, der muß sich, will er Frucht und Kern in seine Scheuer tragen, an das halten, was schon ausgeschlackt, schon abgeflackert, schon vom ersten Schlammbad gereinigt, in seiner Eigenform erkennbar ist: an Gekonntes. An Gestaltetes.

Die beiden Bücher, die ich empfehlen will, sind beide im „Darmstädter Verlag" erschienen, einem kleinen eifrigen Unternehmen, das, unabhängig von Modeströmung und Marktbedürfnis, den Ehrgeiz hat, der Dichtung zu dienen. *Das Wort* von *Fritz Usinger* ist ein schmaler schwarzer Band, nicht der erste dieses unbekannten, ernst schaffenden Dichters, von dem eine erkämpfte Klarheit, eine schlichte und doch gehobene, oft fast sakrale Haltung, ein Wille zur großen Form und eine tiefe, wissende Bescheidung vor der Größe der Form ausgeht. *Die Schalmei vom Schelmenried* von *Hans Schiebelhuth* ist ein schönes, weiträumiges Buch, in großer Antiqua gedruckt und mit ungemein reizvollen, romantischen Farbzeichnungen von Alfred Kubin geschmückt. Eines jener Bücher, die schon beim Anschauen oder Anfassen ein gutes freudiges Gefühl wecken, dabei ohne Prätention, ohne Privat-Druck-Allüren, in der äußeren Form seinem Gehalt entsprechend. Es enthält nur drei ausführliche, episch angelegte Gedichte: Hexenhochzeit, Frohvogel, und den Gesang vom großen Schlafdieb, das letzte eine ebenso heitere, witzige, wie lyrisch blühende Romanze. Für mich ist das mittlere, der Frohvogel, eines der schönsten, rührendsten, trostvollsten Gedichte, die ich seit langem las. Während Schiebelhuth in diesem Buch eine sehr wohlgelaunte, sehr menschliche, sehr kunstvolle Kammermusik erklingen läßt, beschwört Usinger die Vox Coelestis, die große Orgelstimme, den mythischen Himmelswind, um dann wieder die Nähe, die Dichtigkeit, die Lebenswärme und die einfache Gestalt des echten Liedes zu finden:

Im Licht die Grillen zirpen schrill,
Das Korn wellt vor dem Wind.

Und auf dem Anger sitzen still
Die Gänse bei dem Kind.

Ich schließe diesen Zeilen die Bitte an — an alle, denen die Sprache noch mehr bedeutet als ein Verständigungsmittel — diese Gedichtbücher, die außer der Reihe stehen und, bar aller Sensationen, wenig Aufsehen erregen werden, zu lesen und zu lieben.

Beim Vorstadtphotographen

Hans Casparius

Der 93jährige Rockefeller

New York Times

Per Krohg, Regen (Ölbild)

Die Schauspielerin Luise Rainer

Hildegard Frensdorf

Hühnerfarm in Ostpreußen

MARGINALIEN

Jahrgang 1925

1.

In einem Berliner Café sitzen sie an einem Sonntagnachmittag: der Vater, die junge Mutter, ein Onkel — und eben Hans, das Kind des Jahrgangs 1925. Oberkellner in weißen Schürzen laufen zwischen den Tischen, gelb-weiß gestreifte Sonnendächer spannen sich über den kleinen Marmorplatten. Der Onkel, ein gütiger Mann mit einem Kneifer und einem blonden, kleinen Schnurrbart, zieht eben — der Kaffee wurde gerade vor ihn hingestellt — umständlich eine prallgefüllte, lederne Zigarrentasche aus der Jacke, entnimmt eine Havanna, beißt die Spitze ab, pustet durch, von vorn, von hinten, und entzündet ein Streichholz. Plötzlich hält er inne, sein Schwager hat aus seiner silbernen Zigarettendose eine Zigarette genommen, und der Onkel reicht das flammende Streichholz dem anderen. Wie er das Hölzchen zurückführt, streicht ein Windstoß darüber, die Flamme verlöscht. Der Onkel sieht den Neffen an, den siebenjährigen Hans, und fragt, ehe er das Streichholz ansteckt, mit seinem besten Sonntagnachmittag-Lächeln: „Rauchst du denn nicht, Hänschen?" — und er denkt an seine eigene Kindheit, wie sie hinter Scheunen und abends in den dunklen Kammern die ersten Lungenzüge versuchten.

Hans sieht sehr erstaunt dem schon wohlig an seiner Havanna lutschenden Onkel ins Gesicht. „Wozu soll ich denn rauchen", fragt er ruhig, „was hat das für Zweck?"

Die Alten sind unzufrieden, sie verstehen sie schon nicht mehr, die neue Generation, die da heranwächst.

2.

Auf einer Großstadtstraße, unweit der Straßenbahnen, der hastenden Menschen, hupenden, lärmenden Autos spielen Kinder, fünfjährige, sieben- und achtjährige Kinder. Erwachsene gehen vorüber, eilig, die Kinder wegschiebend, ganz von ihrer Wichtigkeit erfüllt. Ein ganz kleines Mädchen rollert mit Geräusch den Bürgersteig entlang. Alle paar Schritte hält sie an. „Bahnhof Jannowitzbrücke", kräht sie mit ihrer Kinderstimme und rollert weiter. „Alexanderplatz — umsteigen nach Frankfurter Allee" — und ist schon im Weiterfahren, als dicht vor ihre Füße, direkt am „Alexanderplatz", ein Papierflieger niederfällt, ein sauberer, aus Ashelm-Schulheft gekniffter Papierflieger. Ein Junge, blonder Schopf mit hellen lustigen Augen, stürzt hin zu dem Eindecker, um ihn aufzuheben. Da sieht er das kleine Mädchen mit ihrem Roller stehen.

„Na, Kleine", fragt er — denn offensichtlich ist sie noch nicht mal in der Schule, wer weiß, ob sie überhaupt schon sechs ist, „willste den Flieger haben?" Und seine Stimme hat einen zärtlichen Klang.

„Nee", sagt das Mädchen.

Der Junge ist enttäuscht. „Warum denn nich —", fragt er traurig.

„Weil ich'n nich brauche." Sie faßt ihren Rappen beim Kopf und rollert ab. Die Antwort genügt dem Jungen, der Grund ist mehr als stichhaltig. Nichts gegen ihn. Und er hebt seinen Papierflieger selbst auf und schleudert ihn mit raschem Schwung durch die Luft.

Peter W. Rudolf

Jo-Jo-Rekorde purzeln. Nachdem dem ersten, in Schlesien von einem Mädchen aufgestellten Jo-Jo-Rekord das Lebenslicht durch einen oberschlesischen Schuljungen, der es schon etwas besser konnte, bald ausgeblasen war, folgt jetzt ein Rekord dem anderen mit solcher Geschwindigkeit, daß es schwer ist, gewissenhaft im Bilde zu bleiben. Kaum hatte neuerdings ein zwölfjähriger Schüler in Pilzen in 1¼ Stunden 3104 Züge fertiggebracht, ohne ernstlichen Schaden zu nehmen, schaffte es ein Bauarbeiter in Lehmwasser bei Waldenburg im Kreise seiner Familie 5839mal. Alle aber schlug jetzt der Handlungsgehilfe Artur Schäfer in Löwenberg, der in 2½ Stunden genau gezählt 6648 Jo-Jo-Züge zuwege brachte, ohne daran zu sterben.

(Freystädter Wochenblatt, Januar 1933.)

Waren Wellingtons Augen braun oder blau? oder: Was ist Geschichte?

Wenn es eine historisch bezeugte Persönlichkeit gibt, so ist es der Herzog von Wellington, der, mit Hilfe Blüchers, Napoleon bei Waterloo besiegt hat. Seine Existenz könnte, wofern einer an ihr zu zweifeln Lust hätte, sozusagen buchhalterisch bewiesen werden, denn das englische Parlament bewilligte ihm für Waterloo 200000 Pfund, die damals noch 4 Millionen Mark wert waren. Der Mann war später Ministerpräsident, als solcher sogar der bestgehaßte Mann Englands, und starb, längst wieder angebetet von der Nation, 1852, in seinem dreiundachtzigsten Lebensjahr. Seine erste Lebenshälfte verbrachte er, wie sein gleichaltriger Gegner Napoleon, auf den Schlachtfeldern, und die Soldaten hatten Gelegenheit genug, ihn zu sehen. Seine zweite Lebenshälfte aber verbrachte er auf Reisen, im Parlament und in den aristokratischen Salons, die er bis zuletzt zu besuchen nicht müde wurde. Das alles wird hier nur aufgefrischt, um zu bemerken: Ein Mann, der den Namen Wellington trägt, wird von Tausenden beobachtet, von Hunderten geschildert. Man sieht sich einen Wellington gut an, um dereinst seinen Enkeln erzählen zu können: Ich habe ihn noch gesehen, so und so war er. Ja, wie war er? Wie sah Wellington eigentlich aus? Wenn man nun verschiedene Schilderungen Wellingtons vergleicht, muß man die Entdeckung machen, daß er von verschiedenen Beobachtern im gleichen Lebensabschnitt, ja im gleichen Jahr, ganz verschieden beschrieben wurde. Heine, der ihn wahrscheinlich im Hause der Lords zu beobachten Gelegenheit hatte, erblickt in ihm — selbstverständlich, möchte man sagen — den Kontrast zu seinem vergötterten Napoleon. „Wellington, das dumme Gespenst mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinernen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte", schreibt er in den „Englischen Fragmenten" aus dem Jahre 1828.

Zwei Jahre früher, am 15. Februar 1826, sah Wellington ein Mann, den man schon deshalb gern für einen guten Beobachter halten möchte, weil man sonst die Hälfte dessen, was man über den alten Goethe zu wissen glaubt, abstreichen müßte: Eckermann. In den Gesprächen mit Goethe lesen wir die folgende Aufzeichnung vom 16. Februar 1826:

Ich setzte mich zu Goethe an den Tisch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich gestern, bei seiner Durchreise nach Petersburg, den Herzog v. Wellington im Gasthofe gesehen.

„Nun", sagte Goethe belebt, „wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus, wie sein Porträt?"

„Ja", sagte ich ihm, „aber besser, besonderer. Wenn man einen Blick in sein Gesicht getan hat, so sind alle seine Porträts vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges Mal anzusehen, um ihn nie wieder zu vergessen, ein solcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge ist braun und vom heitersten Glanze, man fühlt die Wirkung seines Blicks. Sein Mund ist sprechend, auch wenn er geschlossen ist. Er sieht aus wie einer, der vieles gedacht und das Größte gelebt hat, und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt und den nichts mehr anficht. Hart und zäh erschien er mir wie eine Damaszener Klinge.

Er ist seinem Aussehen nach hoch in den Fünfzigern, von gerader Haltung, schlank, nicht sehr groß und eher etwas mager als stark. Ich sah ihn, wie er in den Wagen steigen und wieder abfahren wollte. Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menschen ging und mit sehr weniger Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches."

Goethe hörte meiner Beschreibung mit sichtbarem Interesse zu. „Da haben Sie einen Helden mehr gesehen", sagte er, „und das will immer etwas heißen."

Soweit Eckermann. Wir besitzen nun viele Schilderungen Wellingtons, die mit dieser von Eckermann gegebenen in einem wichtigen Punkte nicht übereinstimmen. Wir wählen eine von ihnen, die berühmte Eintragung *Thomas Carlyles* in sein Tagebuch vom 15. Juni 1850.

„Bei weitem die interessanteste Erscheinung unter den Anwesenden war der alte Herzog von Wellington, der zwischen zwölf und eins erschien und langsam durch das Zimmer schlich. Wahrlich ein schöner alter Mann; ich habe erst jetzt gesehen, wie schön er ist, und was für eine anmutige Schlichtheit, Wahrhaftigkeit und Hochherzigkeit in dem Wesen des alten Helden liegt, wenn man ihn in allernächster Nähe sieht. Selbst seine Körpergröße hat mich bisher getäuscht: er hat eine ziemlich kurze, schmächtige Figur, etwa fünf Fuß hoch; jedoch von guter Breite, und *alles* Muskel oder Knochen; — seine Beine müssen wohl der kürzere Teil an ihm sein, denn sicherlich ist er mir, wenigstens wenn er zu Pferde saß, immer hochgewachsen erschienen. Die Augen schön hellblau, voll milder Mannhaftigkeit, mit unendlich viel mehr innerer Kraft und Heiterkeit, als ich mir bis dahin vorgestellt hatte. Das Gesicht ganz sanft, weise, mannhaft und ehrwürdig usw. usw."

Man wird inzwischen den Punkt entdeckt haben, in dem die Schilderungen Carlyles und Eckermanns auseinandergehen: bei Eckermann hat Wellington *braune* Augen, bei Carlyle *hellblaue:* bei beiden freilich ist der Blick aus diesen Augen heiter. Woher diese Abweichung? Was ist geschehen? Wellingtons Augen waren, das darf man wohl behaupten, nicht braun, wie Eckermann, sondern blau, wie Carlyle sie sah. Eckermann hat sich geirrt, und wenn man besonders spitzfindig sein will, könnte man sogar behaupten, daß er sich zugunsten Goethes geirrt hat. Goethe war sein Held und Goethes Augen waren braun; was ein Held war, mußte, für Eckermann, zumindest braune Augen haben; selbstverständlich handelte es sich bei ihm um einen unbewußten Irrtum, um eine Fehlleistung.

Wie aber, wenn Eckermann etwa der einzige wäre, der uns eine Beschreibung der körperlichen Erscheinung Wellingtons liefert? Dann würde Wellington als der Mann mit den braunen Augen in die Geschichte eingehen. Und es gibt viele historische Gestalten, von denen wir nicht mehr wissen, als was ein einziger, mittelbarer oder unmittelbarer Zeuge ihrer körperlichen Gegenwart uns erzählt hat. Wie hoch müssen wir unsere Vorstellung von Scipio, Hannibal, Attila, Karl dem Großen, Dante einschätzen, wenn es in bezug auf Wellington eine solche Schwankung geben kann?

E. L.

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,
SONNENBÄDER, TENNIS • DIÄTKÜCHE
PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Manchmal

Manchmal, wenn man sich besonders
dreckig
Und besonders gottverlassen fühlt,
Sich an allem stößt, ob rund, ob eckig,
Und das Allgemeine als spezielle
Tücke nimmt, nur gegen sich gezielt,
Wenn man wünscht, man wäre auf der Stelle
Tot und brauchte nicht mehr aufzustehn,
Wenn man zwischen Heulen schwankt
und Fluchen
Und bereit ist, nur zum Händel-Suchen
An der Fernsprechscheibe rumzudrehn:
Geht man schließlich für sein letztes Geld
In ein Kino; ohne jeden Spaß.
Oder, weil man innerlich von Nutzen
Eine äußre Umgestaltung hält,
Zum Friseur, und läßt sich (blaß im Glas)
Seine nie gestutzten Brauen stutzen.

Hedwig Schneider

Mit Karl Vallentin

Wir gehen über die Isarbrücke. Möwen flattern hungrig herum. Vallentin sucht in den Taschen. „Teifi, Teifi, koa Stückerl Brot hab i bei mir."

Dann nimmt er aus seiner Geldtasche ein Zehnpfennigstück: „Do, kaufts euch selber was."

*

Im Nymphenburger Schloßpark. Wir setzen uns ins Gras. Ein Wächter kommt. „Drei Markeln Straf pro Person kost das", sagt der.

„Wieso", entgegnet Vallentin, „mir san doch zwei Nympfen."

*

In die Domkonditorei kommt er mit ein paar Schlittschuhen. „Tschuldigen, darf i auf Eanan Vanilleeis a bissel fahren?"

*

Und beim Friseur. „Gelt, Sie schneiden rote Haare auch?" *N. S.*

In einem Wiener Wirtshaus sitzt ein Mann, der ein reiches Mittagessen verzehrt hat und nun, als ihm der Kellner die Rechnung vorlegt, erschrocken in seine Brusttaschen greift. „Um Gottes willen, meine Brieftasche ist weg!" — Der Ober mustert den Gast mit einem scharfen und taxierenden Blick: „Schon gut, das kennen wir." Und befehlend: „Stehns auf! Kommens her!" Er stellt den Mann ohne Brieftasche in die offene Tür und drückt dessen Rücken in eine gebeugte Haltung. „So, alstern hebens Ihnera Rock auf!" Und nun versetzt er dem Gesäß des Zechprellers einen schwungvollen Fußtritt, daß der Mann auf die Straße fliegt. Die andern wenigen Gäste haben mit Vergnügen zugeschaut. Aber da erhebt sich einer von ihnen, nachdem er noch zum Nachtisch einen Emmentaler verzehrt hat, nimmt seinen Hut, geht zur Tür, beugt ein wenig den Rücken, hebt die Rockschöße auf und ruft: „Ober, zahlen!"

Übergang zur Naturalwirtschaft. Euer Wohlgeboren! Wir danken Ihnen bestens für die uns eingesandten Beiträge und beabsichtigen, einen derselben in unserer „Literatur-Zeitung" erscheinen zu lassen. Das grundsätzlich für *alle* angenommenen Beiträge durch uns festgesetzte Honorar besteht in einer Sphinx-Krawatte, die wir nach Erscheinen Ihres Beitrages gratis und franko an Ihre w. Adresse absenden. Wenn Sie mit dieser Form des Honorars einverstanden sind, wollen Sie uns frdl. beiliegende Zustimmungserklärung unterfertigt zukommen lassen. Wir hoffen, auch weiterhin Proben Ihres künstlerischen Schaffens zu erhalten und zeichnen, mit vielen, guten Wünschen für Ihre schriftstellerische Laufbahn,

hochachtungsvoll
Die Literatur-Zeitung

Literarische Begabung. Man sagt, die Probe darauf, ob ein Mensch schreiben könne, liegt darin, ob er eine Inschrift verfassen könne. Ich sage: „Kann er einem Kätzchen einen Namen geben?" Und nach dieser Probe bin ich gerichtet, denn ich kann es nicht.

Musik. Um zu wissen, ob dir ein Musikstück Genuß bereitet oder nicht, gib acht, ob du dir die Ankündigungen von Mundwasser und Seife unten auf dem Programm ansiehst. *Samuel Butler*

In einer Wiener Redaktion hängt folgender Anschlag: „Die Herren Redakteure werden ersucht, nicht fortzugehen, bevor sie gekommen sind."

Neuerscheinungen Frühjahr 1933

JOHN GALSWORTHY
Pharisäer
ROMAN
Deutsch von Leon Schalit
Halbleinen M 5.50, Ganzleinen M 6.50

VICTORIA WOLF
Mädchen, wohin?
ROMAN
1.—5. Tausend
Ganzleinen M 5.50

A. J. CRONIN
Drei Lieben
ROMAN
Ganzleinen M 9.50

JOHANN FABRICIUS
Marietta
ROMAN
Ganzleinen M 6.80

LILI GRÜN
Herz über Bord
ROMAN
Ganzleinen M 5.50

HILDE SPIEL
Kati auf der Brücke
ROMAN
Ganzleinen M 5.50

OSKAR JELLINEK
Die Seherin von Daroschitz
NOVELLE
Ganzleinen M 3.—

JEAN RICHARD BLOCH
Sybilla
ROMAN
Ganzleinen M 6.80

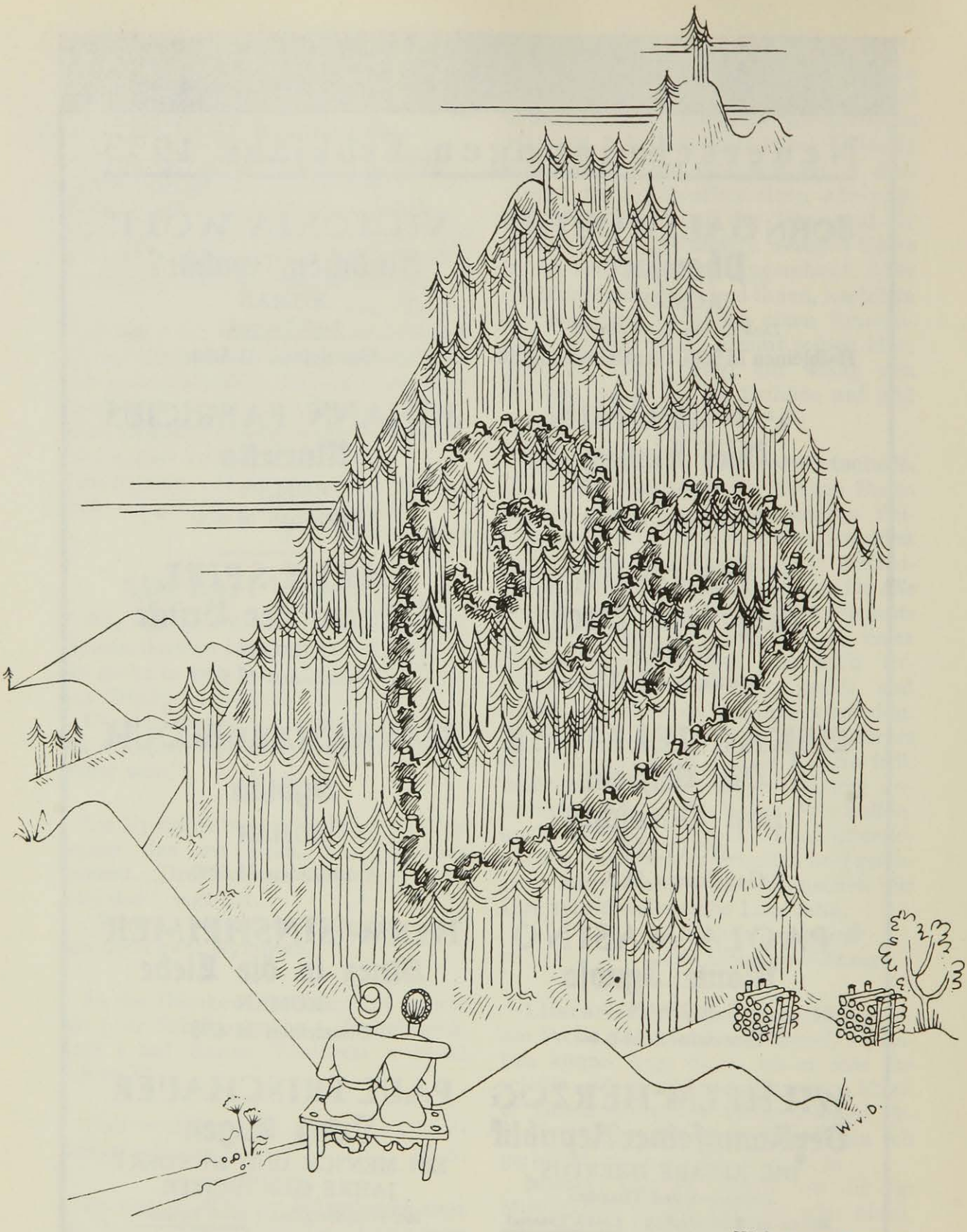
PAOLA MASINO
Monte Ignoso
ROMAN
Ganzleinen M 6.—

HERM. SINSHEIMER
Sturz in die Liebe
ROMAN
Ganzleinen M 4.90

WILHELM HERZOG
Der Kampf einer Republik
DIE AFFÄRE DREYFUS
Dokumente und Tatsachen
Mit ca. 100 Bildbeigaben / 1.—10. Tausend
Ganzleinen M 9.50

PAUL FRISCHAUER
Prinz Eugen
EIN MENSCH UND HUNDERT JAHRE GESCHICHTE
Mit 55 Bildbeigaben / 1.—5. Tausend
Ganzleinen M 9.50

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN



Walter von Dreesen

— Glaubst du jetzt, daß ich dich gern hab, Mirzl?
— Ja, Seppl!

*

Das Geduldspiel

Kluge Ärzte wissen, daß ein freundliches Wartezimmer schon so viel wert ist wie eine gute Medizin; ein düsterer, ernster Raum drückt auf die Stimmung des Patienten, ein heller, heiterer macht Mut zum Gesundwerden. Kluge Ärzte wissen auch, daß Warten zu den unangenehmsten Notwendigkeiten des Lebens gehört. Sie freuen sich natürlich, wenn viele Patienten warten müssen, weil das ja ein Beweis für eine gutgehende Praxis ist; aber sie denken auch daran, wie sie die Wartenden die Zeit vergessen machen können. Zum Zeitvertreib legen sie ihnen Bücher und Zeitschriften hin.

Der ebenso berühmte wie gescheite und liebenswürdige Onkel Doktor, bei dem ich jetzt in Behandlung bin, ist noch einen Schritt weiter gegangen: er hat für das Wartezimmer ein halbes Dutzend „Geduldspiele" angeschafft.

Der Erfolg ist durchschlagend: nun sieht man dort einen würdigenHerrn, der sich mit Zähigkeit bemüht, durch ein geschicktes Schütteln mit der Hand zwei Clown-Hüte auf den Kopf zu stülpen. Drüben in der Ecke versucht die hübsche junge Schauspielerin, die Maus in die Falle zu locken. Das Kind in mir dagegen interessiert sich für das Problem, in einem kleinen Kasten sechs Bleikugeln in je ein Tal zu bringen. Zu diesem Spiel gehört allerdings eine Lammsgeduld. Statt mich zu beruhigen, habe ich schließlich eine Wut bekommen, auf meine nervöse Hand, auf Geduldspiele im allgemeinen, auf rollende Bleikugeln im besonderen.

Beim nächsten Besuch steigerte sich noch mein Haß gegen das Spielzeug: man wird es verstehen, wenn ich verrate, daß ich das Spiel auf dem Tisch fand, — und in jedem Tal lag eine Kugel: also war ein anderer doch geschickter und geduldiger gewesen als ich!

Mit Engelsgeduld stürzte ich mich in die Arbeit. Es geht schon besser: fünf Kugeln liegen richtig. Aber sobald ich nahe daran bin, die sechste an ihren Platz zu bringen, rollen sie alle wieder durcheinander. Ich zweifelte an meinen äquilibristischen Fähigkeiten und gab es auf. Da kam der Onkel Doktor ins Zimmer und fragte mich, wie ich die Idee mit den Geduldspielen fände.

„Großartig! Aber sagen Sie mir eins: wie ist es möglich, alle sechs Bleikugeln in die Täler zu bekommen? Und ich habe doch eben gesehen, daß es geht!"

„Es geht!" lachte er. „Es ist sogar ganz einfach. Passen Sie mal auf!"

Und nun hob er den Glasdeckel von der Schachtel ab und legte die verflixten Kugeln mit der Hand einzeln in die Täler. *Geno Ohlischlaeger*

Galsworthy soll bis zum Schluß jenen Humor behalten haben, welcher die Freude, aber auch den Schrecken seiner Freunde bildete. Am 28. Januar glaubten einige Ausländer, welche lange in England gelebt hatten, seine Stimmung durch nachfolgendes Telegramm zu heben: *Nicht vor Beendigung der Fortsetzung von „Kaid in Waiting" und „Flowering Wilderners" sterben*! Galsworthy antwortete ganz kurz: *Die Fortsetzung ist leider schon fertig*! Am nächsten Tag starb er.

MONTREUX EIN FRÜHLINGSTRAUM!

MONTREUX-PALACE-HOTEL
das vornehme Haus am Genfer See. 300 Zimmer, 150 Bäder

HOTEL NATIONAL • HOTEL LORIUS
erstklassige Familienhotels am See. Pension Francs 13.— an

GOLF · TENNIS · STRANDBAD

Woran erkennt man den Bayern?

Was mir in München auffiel, war, daß es hier so viele Menschen gab, die aussahen, als wollten sie sagen: „Gell, ich schau nicht aus wie ein Preuß' ?"

Nein, das taten sie nicht, aber wie kam das ? Und wenn man ihnen ansehen kann, daß sie Bayern sind, sieht man mir am Ende auch an, daß ich keiner bin ? — Dann pfüat di God in dieser Stadt voll Bayern. Aber, und nun hatte ich mich bereits richtig in dieses Problem verheddert, wenn man hier jeden als den Bayern erkennt, der er ist, dann muß es doch auch etwas geben, woran man ihn erkennt. Und nun dachte ich darüber nach: woran erkennt man den Bayern ?

Diese Frage war nicht leicht zu beantworten, denn wie überall in der Welt gibt es in München Dicke und Dünne, obwohl die Dicken in der Mehrzahl sind. Es gibt Männer mit und ohne Schnurrbärte. Lange Schnauzbärte und kurze Löffelputzer. Auch rote Nasen gibt es hier, aber rote Nasen gibt es auch anderswo. Und die Bäuch' ? Ja, du, mein Liaber, auch dicke Bäuch' hat man anderswo im Reich.

Aber nicht solche Bäuch', versuchte ich mich zu überzeugen, und außerdem wischt man anderswo das Tischmesser am Tischtuch ab, aber man schärft es nicht, ehe man ißt. Aber das alles war nicht von Wichtigkeit. Da begegnete mir eine Frau mit einem Kropf. Aha, dachte ich, jetzt hab ich 's. An ihren Kröpfen sollt ihr sie erkennen. Doch es dauerte sehr lange, bis ich wieder mal jemanden mit einem Kropf sah. Der Kropf konnte es also auch nicht sein. Leichter erkennt man die Bayern schon an ihren Trachtenjacken, die hier viel getragen werden, an der „Kurzen" und den runden Hüten mit dickem Gamsbart oder einer Reihe schöner Edelweiß. Aber auch das schien den Ausschlag nicht zu geben. Eher schon läßt sich sagen, daß man sie an ihren Lodenmänteln erkennt und den alten Pelerinen, die es hier noch gibt, wie es ja überhaupt in München noch sehr viele Leute gibt, die in Kleidern herumlaufen, die nach der Mode von 1914 geschnitten sind.

Inzwischen hatte es aufgehört zu regnen. Die Lodenmäntel verschwanden von der Straße. Wer dennoch einen Lodenmantel mit sich herumschleppte, hatte ihn über die Schulter geschlagen, als wolle er mir helfen, neue Kennzeichen für den Bayern herauszufinden. Aber auch die anwesenden Sachsen hatten sich angewöhnt, den Mantel über die Schulter zu schlagen, wodurch die Sache aufs neue kompliziert wurde.

Ich ging über den Viktualienmarkt und sah ein paar alte Frauen mit runden, vorne hochgeklappten Hüten, die jedoch neben dem einen Zweck, vor der Unbill der Witterung zu schützen, keinen anderen Zweck zu haben schienen. Vor allem nicht den Zweck, ihre Trägerinnen als Münchnerinnen besonders zu kennzeichnen. Andere Frauen, die vom Lande hereinkamen, machten es mir leichter, indem sie die bekannten Tirolerhütchen oder, wenn sie älter waren, schwarze Kopftücher trugen. Charakteristisch schien mir an all diesen Frauen die spitze Nase und die noch spitzere Kinnpartie zu sein, aber es gibt ja nicht nur alte Frauen in München.

Verwirrt durch so viele widerstrebende Kennzeichen, gab ich es auf, die besonderen Kennzeichen festzustellen, an denen man den Bayern erkennt. Außerdem kam es mir am zweiten Tage meines Aufenthaltes in München so vor, als habe die Zahl der anwesenden Bayern abgenommen. Immerhin erschien mir ihre Zahl, besonders in der Gegend um das Hofbräuhaus herum, noch beträchtlich groß. Am dritten Tage jedoch, als ich zum erstenmal meine „Kurzen" spazieren führte, zu denen ich mir eine schöne bunte Trachtenjacke gekauft hatte, vermochte ich keinen Bayern mehr von einem Preußen zu unterscheiden; ja wenn ich unversehens in einen Spiegel blickte, war es mir, als sagte ich selbst zu mir: Gell, ich schau nicht aus wie ein Preuß' ?

Ich kann nicht sagen, wie sehr diese Feststellung mich beglückte, und nur über eins wunderte ich mich: daß man mich nach wie vor überall für einen Preußen hielt. *Erich Grisar*

Galerie Neumann-Nierendorf

Xaver Fuhr, Prozession (Ölbild)

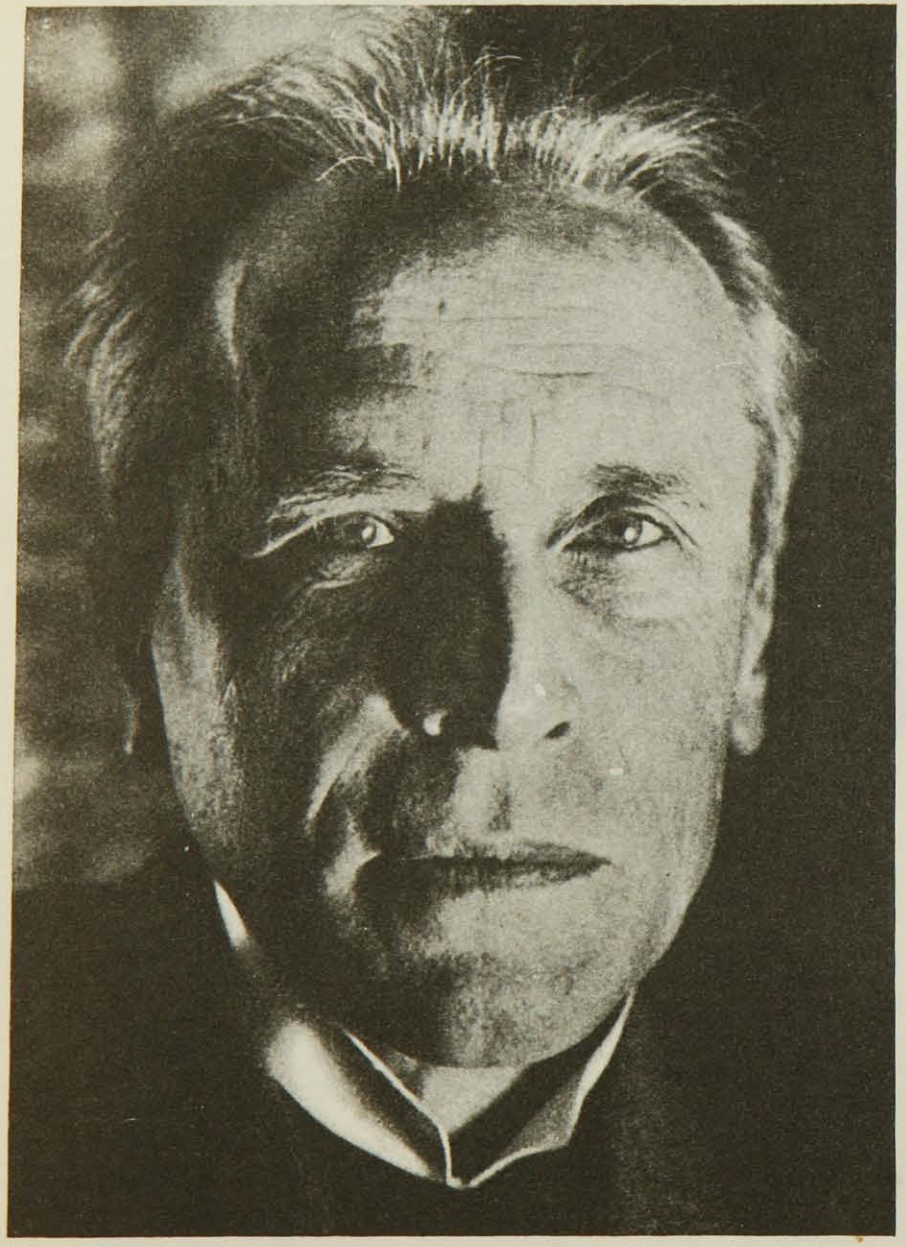
Weltrundschau

In einer Kapelle

Rudolf Schletter

Schwabinger Schirmfabrikant

Ein Preuße in Bayern



Der 60 jährige Ludwig Klages

Photos Elisabeth Hertz

„Tante Riekchen" in Hamburg

Wagner, der Ueberknecht

Unser Pferdeknecht zu Hause hieß Wagner, Franz Wagner. Wenn seine Pferde abends den wohlverdienten Hafer schnurpsten, so stand er meist in die offene Stalltür gelehnt und sah den Hühnern auf dem dampfenden Mist zu, oder hing, in Gedanken schwelgend, seiner ruhmreichen Vergangenheit nach.

Denn Wagner — in unserer anhaltischen Mundart sagte man Wahnär — war ein großer Knecht vor dem Herrn. Wie alle Großen war er bescheiden, trank nicht, fütterte schon um vier Uhr morgens seine Tiere und bearbeitete, um aus der Fülle seiner Vorzüge nur einen zu nennen, die schwere Ackerkrume so lange, bis sie fein wie Pulver war und sogar den Neid der „Howeknechte" erregte. Und das will etwas sagen, denn den Knechten vom Hof, von der Domäne, konnte es so leicht keiner gleichtun. Wagner aber tat es besser, das war er seinem Ehrgeiz schuldig. Wer wollte sich also wundern, daß dieser Ehrgeiz zugleich zur menschlichen Schwäche wurde, die sich in nicht zu überbietenden Selbstbelobigungen kundtat? Man mußte sie ihm verzeihn.

Sooft ich in den Ferien nach Haus kam, war mein erster Weg nach dem Pferdestall, denn diese Wagnergestalt in ihrer Geschlossenheit fesselte mich. „'N Tach, junker Harre", sagte er dann, „oma wedder hier?"

„Tach, Wahnär, na wie geht's denn dem Schwarzen und dem Schimmel?"

„Nu, das sähn Se je."

Ja, die beiden Pferde funkelten richtig, aber der kleine Braune hinten in der Ecke sah ein bißchen ruppig aus.

„Der toltert mich zu sehre (torkelt, meint er), tanzt beim Loofen wie a Zirkusfärd."

Den Braunen fuhr nämlich mein Vater vor der Droschke. „Mer (man) muß die Färe (Pferde) mit de Leine richtich hockhalten, daß se vorne de Beene orndtlich rausschmeißen können, unn das kann Ihr Vater nich. Der kann kee Färd halten. Das muß jelernt sinn."

Und dann folgte jedesmal eine Instruktionsstunde, in der er mir den Begriff des ‚Ewwerkreizfliens' klar machte (überkreuz pflügen), oder sich vergebens bemühte, mir einen mundartlichen Fachausdruck verständlich zu machen, wie z. B. „Ahbund". (Später hab ich herausgekriegt, daß es sich bei einem „Ahbund" um ein Bund von ausgedroschenen Ähren handelt.)

Im Anschluß daran kam regelmäßig der Bericht von seiner rapiden Knechtslaufbahn: „Wie ich als 23jährijer Bursche in Hohenedlau Knecht war, da kamb dr Hommeester (Hofmeister) zu mich unn sade (sagte): Franz, sade (sagte er), du bist a tüchtjer Karl, sade, unn ich mache dich hiermit zum Erschten Ewwerknecht (zum Ersten Überknecht, oder Oberknecht). Tjja!", zischte er abschließend durch die Zähne und kniff dabei die Augen zusammen, womit er sagen wollte: Das soll mir erst mal einer nachmachen!

Trat eine Gesprächspause ein, so füllte er sie geschickt mit einem kurzen historischen Rückblick aus, etwa so: „Ja, junker Harre, wie Ihr Jroßvater noch lebte, das warn Zeiten, Zeiten warn das! Jeden Sonntagk abend, wenn ich fütterte, brachter mich anne Zijarre in'n Stall."

Und dann wurden die jeweils jüngsten Ereignisse aus seinem herrlichen Knechtsdasein aufgetischt. Da das längere Zeit in Anspruch nahm, füllte er am Futterkasten noch einmal die Metze mit Hafer und humpelte damit zu den Krippen. Die feurigen Hannoveraner, seine ersten Pferde bei meinen Eltern, waren ihm nämlich einmal durchgegangen, er war gerade beim Abstechen der Garben, stürzte von dem hochgeladenen Fuder herunter und brach sich die Beine, die trotzdem noch jahrzehntelang, in Gamaschen geschnürt, tagaus tagein den Acker traten.

Nun lehnte er sich an die Boxwand und hub an: „Neilich war Pollands Muhr uffm Anger inn Sump stecken jebliem unn kam nich wedder raus." Pollands Muhr, das war der Mohr vom Fuhrunternehmer Polland, ein Klepper, so alt, daß die Kinder im Dorfe schon sangen: Alle Menschen müssen sterben, nur dr ahle Polland nich.

„Na, ich kamb jrade mit meine Färe unn sah schon von weiten das Jewarje (Gewürge). Mit 'n Flaschenzogk wollten sen raustrecken (rausziehen), awwer se

kam 'n nich von Flecke. Wie se mich nu sahn, da riefen se schon von weiten: Da kimmet Wahnär!! (Da kommt Wagner.) Unn wie ich nu ran war, kucktich mich das bloß an unn sade: Wegk vons Zeigk! (Weg vom Zeug, die Hände weg!) Na, unn denn machtich Pollanten seinen a Strick um'n Leib, spannte meinen Schimmel drvor (davor) unn sade: ,Jüh, Schimmel, hüh' — unn — — — jupp, da stunnte!! (Schwupp, da stand er, nämlich Pollands Mohr.) Tjja . . .!"

Tja, das war mal wieder ein Meisterstück von Wahnär. Aber noch etwas viel Wichtigeres gab's zu erzählen, ein Meisterstück der Kutscherkunst, einen Triumph!

Da hatte die Tochter unseres Aufsehers geheiratet, und Wagner hatte das Brautpaar mit unserm Landauer zur Kirche gefahren. War das ein Ereignis! Er hatte das Kutschgeschirr extra blank geputzt, den Pferden die Schuhe schwarz gewichst, und dann ging die schneidige Fahrt auf hohem Bock vonstatten. „Unn wie ich um de Ecke fuhr, da stand Einecke (der Bäckermeister) vor de Türe, der schüttelte bloß immer mit'm Koppe. Tjja . . .!" So sprachlos war Einecke vor Staunen.

Unübertrefflich ist Wagner aber doch nicht — dachte ich. Es waren einmal Herbstferien und Kartoffelernte. Zu Feierabend setzte ich mich neben Wagner auf den Strohsack in die Schoßkelle (den Lenkersitz vorn am Ackerwagen). Wir fuhren durch den schummrigen Abend heim nach dem Dorfe, und ich erzählte ihm von der Großen Welt: „In dem Harzstädtchen, wo ich zur Schule gehe, Wagner, da kommen zu Silvester die Kutscher alle mit der Peitsche unters Fenster und knallen wie der Teufel, und dann gibt man ihnen ein Trinkgeld. Dreischlag mit der Peitsche — aber die können knallen!"

Wagner sagt gar nichts. Ich sehe ihn von der Seite an und bin ganz betreten. Aber er schweigt, schiebt nur das eine Bein auf der Deichsel ein Stück vor und fitscht ein bißchen mit der Peitsche, fitscht wie ein Laie, doch nicht wie ein Überknecht. Aber das war natürlich nur Getue, ich merke es ganz genau. Und richtig, nach langer Zeit, endlich, legt er los: „Junker Harre, das is jar nischt! Wie ich in Hohenedlau Ewwerknecht war unn kam mit meine Färe aus'n Dorfe raus, dann saten (sagten) de Weiwer (das sind die Arbeitsfrauen) uff'n Acker in Mitteledlau: Da kimmet Wahnär!"

„Ja, aber Wagner, die konnten das doch gar nicht sehn, Mitteledlau und Hohenedlau liegen doch drei Kilometer voneinander entfernt?"

„Nee, die konnten das oh (auch) nich sähn, awwer die *heerten* das an mein'n *Dreischlaagk*, daß ich's bin!! Tjja . . .!!"

Tja, mit *diesem* Dreischlag war ich nun geschlagen. Und ich habe es noch an demselben Abend mit Wagner verdorben. Als wir nämlich zum Dorf hinein an der Poststelle vorbeifuhren — das ist nun schon viele Jahre her —, erzählte ich ihm von der Erfindung des Radio, vom Telefonieren ohne Draht. Da sagte er: „Junker Harre, Sie wolln mich woll verkackeiern?!"

Das waren seine letzten Worte, und ich wollte ihn doch wirklich nicht veräppeln, diesen Mann, vor dem man alle Achtung haben mußte, denn er war ein großer Knecht vor dem Herrn.

Fritz-Heinz Reinhardt

Liechtenstein den Liechtensteinern! Warum in die Ferne schweifen, das Gute liegt so nahe. Ihr Leute, haltet fest zusammen, schickt nicht die Franken ins fremde Land. Wirte, Krämer, Schneider, Schuster, Schreiner, Fleischer, Bäcker, so nahe, Schmiede, Maurer, Glaser, alle diese sind im Land, alle bitten ums täglich Brot. Selbst Bubikopffrisöre sind auch da, wollen auch nicht ausgeschlossen sein. Darum nicht in die Ferne schweifen, denn das Gute liegt so nahe. Auch die Franziskus-Apotheke ist mit allen Mitteln gleich zur Hand. Sie hat stets auf Lager Pillen für Kopfweh, Bauch- und Magendrücken, alles kann man haben, sogar sind die Preise noch erheblich gedrückt. Ärzte und Hebammen sind mit dem Auto oder dem Rad gleich an der Pforte. Auch im Krankenhaus ist alles nach der neuen Mode eingerichtet. Oh, liebe Heimat, teure Heimat, in jedem Dorf einen Acker Gottes, nicht im Ausland solltest du begraben sein, wenn du richtig denkst. Drum, ihr Leute, haltet fest zusammen, denket, oh, liebes Vaterland, nicht in die Ferne will ich schweifen, sondern im Vaterland. (Liechtensteiner Nachrichten Vaduz, 25. 2. 33)

Einer sammelt Hüte

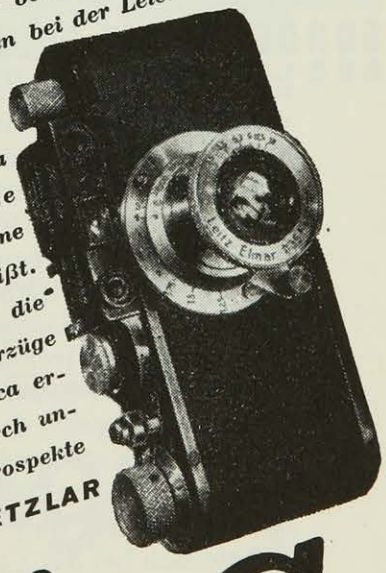
Alle möglichen Dinge werden gesammelt. Aber selten ist eine Sammlung so originell wie jene des Oberlandesgerichtsrats Dr. Alfred *Pick*, eines Wieners vom alten Schlag, dessen Vater das berühmte „Fiakerlied" gedichtet und komponiert hat. Er sammelt nämlich Hüte, und zwar nicht Hüte für sich zum persönlichen Bedarf, sondern einfach wienerische Hüte — Hüte jener Koryphäen des glücklichen Wienertums von Anno dazumal, des Wiens von Johann Strauß, der echten Heurigensänger, der flotten Lebemänner vom seligen Café Laferl, in dem sich alles traf, was wienerisch vom „Grund" war.

Da haben wir ein kleines braunes Hütchen von dem volkstümlichsten Schauspieler Wiens, der erst vor einigen Jahren gestorben ist, Carl Blasel; einen richtigen „Stößer" des Fürsten Karl Trautmannsdorff, eine typisch wienerische Straßenerscheinung der 70er Jahre; den historischen Strohhut mit buntem Band, den Alexander Girardi im „Armen Jonathan" trug und der später geradezu eine Epidemie in der Männermode und nach ihm auch benannt wurde. Einen Hut von Hugo Thimig gibt es, den er 56mal im „Wilddieb" trug, einen abenteuerlichen grauen Florhut der Stella Hohenfels, den sie auf dem Burgtheater benutzte.

Welch eine abenteuerliche Gesellschaft! Kapotthütchen neben grünen Jägerfilzen, feierliche Zylinder neben kühneren „Stößern" — Schriftsteller, Schauspieler, Sänger, Fürsten, Grafen: das vergangene Wien von einst. Der weiche graue Hut Arthur Schnitzlers, des unvergessenen Dichters der „Liebelei", der Typ des wienerischen jungen Herrn um die Jahrhundertwende, neben dem Zylinder Guschelbauers, des berühmten Heurigensängers, der mit soviel Stimmung das Lied vom „Alten Drahrer" im weinfrohen Grinzing sang.

Als Alfred Grünfeld, der begnadete Pianist, starb, bat Dr. Pick seine Schwester um einen Hut seines alten Freundes. Sie aber wußte scheinbar nichts von seiner Sammelwut und meinte sehr dienstbereit: „Aber bitt schön, Herr Rat, selbstverständlich, a paar Schuh könnens auch haben!"

Zwei Aufnahmen auf einem Negativ! Interessant, aber ärgerlich. Durch diese Vergeßlichkeit werden oft die besten Aufnahmen wertlos. Das kann Ihnen bei der Leica nie passieren. Denn einer der Vorzüge dieser kleinen Präzisions-Kamera ist der automatische Filmtransport, der keine Doppelbelichtungen zuläßt. Hierüber sowie über die zahlreichen anderen Vorzüge des Photo-Wunders Leica erfahren Sie Näheres durch unsere kostenlosen Prospekte



ERNST LEITZ, WETZLAR

Leica

SONDERREISEN DURCH INTOURIST
BERLIN UNTER DEN LINDEN 62

Ein Neger gewinnt den französischen Literaturpreis. Die diesjährige Verteilung der Preise der französischen Akademie der Wissenschaften brachte eine enorme Überraschung. Den ersten Preis für Sprachreinheit trug der Negerdichter *M. Badibanga* davon, der sich mit seinem Märchenband „L'Elefant qui marche sur des oeufs" (Der Elefant, der auf Eiern geht) unter den Bewerbern befand. Die Entscheidung des „Institut" blieb nicht ohne Widerspruch. Einige Blätter warfen den Preisrichtern vor, daß sie sich bei der Erteilung des Preises von politischen Gesichtspunkten hätten leiten lassen, indem sie einen Farbigen mit der Medaille nur dekorierten, um die Kolonialpolitik der französischen Regierung, die mit allen Mitteln die Eingeborenen zu gewinnen sucht, zu unterstützen. Das Komitee wies aber diese Zumutung zurück mit dem Hinweis darauf, daß der Dichter Badibanga kein französischer Staatsbürger sei, sondern aus dem belgischen Kongo stamme und sich bereits in Brüssel als Schriftsteller einen Namen gemacht habe. Das Buch, in dem der Dichter uralte Sagen vom Kongofluß mit formvollendeter Zartheit behandelt, ist übrigens auch von einem Landsmann Badibangas, dem Kongoneger *Djiletando* illustriert, einem Aquarellmaler, der vor kurzem eine sehr erfolgreiche Ausstellung seiner Werke in Brüssel veranstaltet hatte. Die Medaille, die Badibanga im Rahmen einer Festsitzung der Akademie überreicht wurde, trägt auf der Vorderseite das gemeißelte Porträt des Kardinals Richelieu, des Gründers des „Institut de France".

Das Beispiel der Ameisen. Die Ameisen waren ehemals ein Volk von Gelehrten, die den Rang von Übermenschen einnahmen. Anfänglich waren sie hochentwickelte Wirbeltiere und hatten die Größe von Menschen. Aber sie gaben sich eine solche Ordnung und Disziplin und regelten ihr Dasein so vortrefflich, daß sie sich in ein kleines Volk von Routiniers verwandelten. Die Abwesenheit alles Ungereimten, alles aufrührerischen Geistes, aller Willkür und Verneinung, aller Faulheit und aller Begeisterung drückte sie auf den Zustand jenes mikroskopischen Volkes herab, das sie gegenwärtig sind.

Ramón Gómez de la Serna

Meinem Onkel, Herrn Karl Schmitter, Zollsekretär, Eynattener Straße 6a, danke ich für die Aufmerksamkeit durch eine Danksagungsanzeige im „Volksfreund", seiner Verbundenheit mit meinem verstorbenen Großvater Ausdruck gegeben zu haben, nachdem ich die Arbeitsleistung und die Kosten für den Trauerfall tragen durfte. 06824

Carl Schmitter,
Pontdrisch 43, 1. Etage

(Anzeige in Aachen)

Aussprüche Napoleons III.

Aus dem Tagebuch der Brüder Goncourt

16. Juni 1856

Feuillet de Couches hat kürzlich im intimen Kreis dem Kaiser und der Kaiserin Briefe Maria Antoinettes gezeigt und war ganz erstaunt, den Kaiser aus sich herausgehen zu sehen: „Wenn man gut ist", sagte er, „dann erscheint man feig; um für mutig gehalten zu werden, muß man bösartig sein."

16. Dezember 1863

... die Prinzessin Mathilde kommt um fünf Uhr aus Compiègne zurück und spricht vom Kaiser: „Was wollen Sie haben? . . . dieser Mensch ist weder lebendig noch irgendwie beeindruckbar. Nichts vermag ihn aus der Ruhe zu bringen ... Unlängst hat ihm ein Diener Syphon in den Kragen gespritzt, worauf er, wortlos und ohne das geringste Zeichen des Ärgers, sein Glas einfach nach der anderen Seite hielt . . . Ein Mensch, der nie in Wut gerät und dessen ärgster Zornesausbruch in dem Wort: ‚Das ist absurd!' gipfelt. Mehr sagt er nie . . . Ich . . . ich . . . wenn ich ihn geheiratet hätte . . . ich glaube, ich hätte ihm den Schädel zerschmettert, um zu sehen, was darin ist!"

21. Januar 1868

Die Prinzessin hat gestern in den Tuilerien diniert, und man merkt ihr noch eine Art Befriedigung an, die Sphinx ein wenig zum Sprechen gebracht zu haben. Der Kaiser sagte zu ihr: „Ich würde ja so gern lesen . . . Aber ich hab nie Zeit dazu . . . Ich ersticke unter der Last der Geschäfte und dem Wust von Papier . . . Aber heute . . . raten Sie einmal, was ich heute gelesen habe . . . ein Buch, das gerade da lag, ich weiß gar nicht, wie es herkam: ‚Madame de Pompadour' von . . . von . . . Aber ist das nicht komisch, auf dem Bild, das dem Buch vorausgeschickt ist, finde ich sie sehr häßlich . . . Gibt es nicht ein Porträt von ihr?"

„Wie!?..." fragte die Prinzessin und brach in helles Gelächter aus . . . „Fragen Sie das nur ja nicht laut!"

„Warum? . . . Wo ist denn das Bild?"

„Im Louvre . . . du lieber Gott! . . . Hat man es Ihnen denn nie gezeigt?"

3. Februar 1867

Es wird erzählt, daß der Kaiser bei seinen Besprechungen mit Ollivier den Minister bat, ihm zu sagen, wie man ihn beurteile; „aber ganz offen" — nicht als spräche er mit dem Kaiser . . . Worauf Olliver ihm schließlich gestand, man finde, „er gehe sehr zurück".

„Das deckt sich mit allen von mir eingeholten Berichten", sagte der Kaiser, ohne mit der Wimper zu zucken.

Wagner und Balzac. Judith Gautier erzählt, daß in Wagners reicher Bayreuther Bibliothek Balzacs Werke einen Ehrenplatz einnahmen. Der Name Balzacs wiederholte sich auf dem Rücken jedes Bandes, der aber zu schmal war, um den Namen ganz zu fassen. Deshalb hatte der Buchbinder den Vornamen abgekürzt: *H. de Balzac*. Als eines Tages das Gespräch auf den Dichter kam, stand Wagner auf, zog einen Band heraus, deutete auf den Namen und las: „Homer de Balzac".

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiss · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Zuschriften aus dem Leserkreis

Was Erfolg für einen Schriftsteller heißt, habe ich gestern zum erstenmal erkannt. Die Leser meiner Bücher sagen mir seit Jahren die nettesten Dinge darüber, die Verleger balgen sich um mein neuestes Werk, aber was Erfolg ist, weiß ich erst seit gestern, als mir im Klub *Ein sorgenvoller Familienvater* auf die Schulter klopfte und sagte, meine Zuschrift an die Morgenpost über „Junge Leute in der Straßenbahn" mache mir keiner nach. Wie dieses Lob mir jene schwere Zeit ins Gedächtnis zurückrief, als ich in die Hauptstadt kam und versuchte, Beiträge für den Briefkasten der Redaktionen großer Tageszeitungen zu liefern.

Neidvoll bestaunte ich die Prominenten, den *Treuen Abonnenten*, den *Empörten Liberalen*, und ich erinnere mich noch gut, welche Ermutigung es für mich war, als mir *Zwei Fabrikarbeiterinnen aus NO* die ersten Ratschläge gab. „Durchhalten, junger Freund!" sagte er und wackelte mit seinem eisgrauen Bart. „Sie haben das nötige Feuer, die flammende Entrüstung und die milde Einsicht, die für Zuschriften aus dem Leserkreise nötig sind. Sie brauchen nur Ausdauer. Erfolg braucht Weile. Auch ich mußte sechs Jahre kämpfen, ehe meine erste Zuschrift im Briefkasten der Redaktion gedruckt wurde, und dann war sie auf drei Zeilen verstümmelt!"

Wir sind eine stolze Gilde, wir Verfasser von Zuschriften aus dem Leserkreis; andere Formen literarischer Produktion behandeln wir ein wenig von oben herab. Unvergeßlich bleibt mir der Ausspruch des *Entrüsteten Hausbesitzers in W.*: „Romane schreiben nur Leute, die kein Talent für Zuschriften aus dem Leserkreis haben." Er hatte recht: jeder Autor möchte seine Zuschriften in den Zeitungen gedruckt sehen, und wenn ihm das nicht gelingt, sinkt er zum Romanschreiben herab.

Man frage einmal einen berühmten Autor, wie ihm war, als er die neue Gesamtausgabe seiner Werke in der Hand hielt. Er gähnt. Aber wenn man beiläufig erwähnt, daß man seine Beschwerde über den Zustand der Strandpromenade im Hiddenseer Anzeiger gelesen habe, wird man sehen, wie sein Gesicht sich erhellt. Die Wahrheit ist dies: Bücherschreiben ist, wir alle wissen es, doch nur eine geschäftliche Angelegenheit. Zuschriften aus dem Leserkreis sind Kunst um ihrer selbst willen.

Einem Anfänger in diesem edelsten aller Zweige des Schrifttums würde ich folgende Ratschläge erteilen: „Papier einseitig beschreiben. Kurz fassen. Ablehnungen nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Und vor allem bescheiden anfangen. Der Anfänger beginne, wie wir alle begonnen haben, mit dem ersten Kuckuck in diesem Jahr!"

Aus unerforschlichen Gründen haben alle Zeitungen eine Schwäche für den Kuckuck. Und wer den ersten im Jahr hört, kann eines Plätzchens im Briefkasten sicher sein. Kuckucksarbeit ist aber gar nicht so einfach, wie sie aussieht. Man muß genau auf den Zeitpunkt achten, denn ist man nicht flink genug, kommt einem ein Rivale zuvor, und merkwürdigerweise herrscht keinerlei Nachfrage nach dem zweiten Kuckuck in diesem Jahr. Wenn man aber zu früh kommt, blamiert man sich. Es wäre töricht, an den „Ratgeber für die kluge Hausfrau" am ersten Januar zu schreiben: „Indem ich mir gestatte, der verehrl. Redaktion und den Lesern dieses Blattes ein glückliches Neujahr zu wünschen, erlaube ich mir, mitzuteilen, daß ich vergangene Nacht um 11 Uhr 45 ganz deutlich den ersten Kuckuck rufen gehört habe . . ." Die Redaktion verzöge das Gesicht zu einem Lächeln, einem durchaus mißgünstigen Lächeln.

Und doch gibt es kein anderes Mittel, Karriere zu machen, als mit dem Kuckuck zu beginnen. Es wird erzählt, daß einst Tolstoi über die erste Drossel an eine Zeitung schrieb, aber die Zuschrift ist nie erschienen.

Noch einen guten Rat: Man treibe das Briefeschreiben nicht bis zum Exzeß. Man hüte sich, dem jungen Tiger zu gleichen, der in seiner Kindheit mit Bananen vorlieb nimmt, bis er seinen ersten Kuli geschluckt hat. Mir selbst, beschämt gesteh ich's, erging es so. Heute ist es mit mir so weit gekommen, daß ich nicht die geringfügigste Notiz gedruckt sehen kann, ohne mich sofort

hinzusetzen und zu beginnen: „Verehrl. Redaktion! In Ihrer Abendausgabe vom Fünften finde ich die sonderbare Behauptung, daß . . ."

Ach, ich bin eben keiner von den ganz Großen. Ich brauche immer einen Haken, an den ich meine Inspirationen hängen kann. Denn wahrhaft begnadet sind nur jene, die unaufgefordert, ohne Anlaß, in Zuschriften an die Redaktion ausbrechen wie die Lerche in Gesang. Etwa so: „An die Redaktion! Es dürfte Ihre Leser interessieren, daß sich ein hervorragendes Haarwuchsmittel aus gemahlenen Pflaumenkernen und Salatöl . . ." Oder: „Meine Mutter war die siebente Tochter einer siebenten Tochter, mein Vater der siebente Sohn eines siebenten Sohnes. Ich selbst, das siebente Kind dieser Ehe, bin am 7. Juli 1877 geboren, habe 47 Kragenweite und sieben siamesische Katzen . . ."

Nie wird mir solche Inspiration zuteil werden. Bedarf es noch eines anderen Beweises, daß ich nicht zu den Besten gehöre wie der *Treue Abonnent* oder *Einer aus der alten Schule* als den, daß ich diesen Aufsatz aus schnöder Geldgier geschrieben habe? Nie hätte der *Besorgte Familienvater* oder *Ein Sechziger, aber nicht unmodern* dergleichen getan. Sie hätten vor den ersten Absatz „Verehrl. Redaktion!" geschrieben und das Ganze als Zuschrift aus dem Leserkreise an den Briefkasten geschickt.

P. C. Wodehouse

National-Ökonomie. Eine englische Firma veröffentlichte in den Londoner Blättern eine Anzeige, in der sie bekannt gab: „Von unserer verehrten Kundschaft sind uns Tausende von anerkennenden Briefen aus England, Wales und Irland zugegangen sowie *eine zustimmende Postkarte aus Schottland.*" *F. Z.*

Was macht der Prinz von Wales? Der Prinz von Wales beschäftigt sich damit, zaubern zu lernen. Die Verwandlung eines weißen Taschentuches in eine britische Fahne soll ihm schon spielend von der Hand gehen, und auch in Kartenkunststückchen erweist er sich als sehr geschickt. Der Trick mit dem Hut und dem Hühnerei soll dem Prinzen jedoch noch immer große Schwierigkeiten bereiten. *(Zeitungsnachricht 1933)*

KOLYNOS

ZAHNPASTA ist etwas Besonderes, kräftig in der Wirkung und dabei die Pasta, deren Zusammensetzung in den wissenschaftlichen Gutachten immer wieder angegeben wird, denn KOLYNOS scheut nicht die Öffentlichkeit! Es ist wirklich hochkonzentriert und darum auch so sparsam.

Benutzen Sie KOLYNOS versuchsweise einmal morgens und abends und überzeugen Sie sich dann im Spiegel, wieviel weißer Ihre Zähne schon geworden sind.

Original-Reinzinntube mit dem praktischen Springverschluß RM 1.—

Sieben Tage
Die große Funk-Zeitung 20 Pf

Herren Maß-Atelier
für den verwöhnten Geschmack bei zeitgemäßen Preisen seit 1861
J. STOCK & CO.
G · m · b · H
Leipziger Straße 391 · A 6 Merkur 8384/5

Temperatur-Wechsel: Erkältungs-Gefahr!
Vorbeugen durch
Panflavin-PASTILLEN
BAYER

Beim Präsidenten Oesterreichs

Der Bundespräsident Miklas ist eine Überraschung ersten Ranges. Er ist ein untersetzter, fröhlicher Mann, der genau so ungern repräsentiert wie seinerzeit Ebert. Herr Miklas ist begabt, anständig, klug, weitsichtig und taktvoll, wie wenige Politiker in den Donaustaaten. Er hängt an seinem Österreich, und ich würde mich nicht wundern, wenn er heute noch eine mit Liebe gemischte Ehrfurcht für Franz Joseph, dieses österreichischste aller österreichischen Phänomene, hegen sollte. Er sagte mir in irgendeinem Zusammenhang mit leuchtendem Blick: „Das alte Österreich, das war ein liberaler Staat. Da hatten wir eine wahre Demokratie."

Ich wagte ihn nicht zu fragen, ob er auch ein Monarchist wäre. Vielleicht hätte er, der Präsident der Republik, die Frage bejaht, und natürlich dürfte ich dann nicht darüber schreiben.

Der Präsident Miklas hat auch seine kleinen Eigenheiten. Ich schrieb in meinem Interview, daß er einen schwarzen Anzug trägt. Er verbesserte: er trage einen dunklen Anzug. Was wollte er wohl damit sagen? Sicherlich betonen, daß er in seinem Amt nicht zu feiern, sondern zu arbeiten pflegt.

Er hat Ideen. Er sagt zum Beispiel: „Es gibt viele Wege zur Lösung des Problems der Arbeitslosigkeit. Doch glaube ich, daß es einer der gangbarsten Wege wäre, die Maschinen, die besonders viel menschliche Arbeitskraft ersparen, in der ganzen Welt zu besteuern und die dadurch gewonnenen Gelder zur Finanzierung neuer zusätzlicher produktiver Menschenarbeit zu verwenden. Aber sagen Sie mir selbst, kann man eine solche Idee propagieren? Würde der westeuropäische Kapitalismus eine solche Idee ausführen, trotzdem dies in seinem Interesse läge? Arbeitende Menschen kaufen ja Industrieprodukte."

Man hat den Präsidenten wegen dieser Worte in Wien angegriffen. Man verlangte eine Erklärung, obwohl hier nichts zu erklären ist, denn Miklas fügte ja seinen Worten hinzu: „Von einer Zerstörung der Maschinen oder einem ähnlichen Gedanken kann natürlich keine Rede sein. Der menschliche Geist wird einen einmal erreichten Fortschritt niemals rückgängig machen, auch die Maschine soll nur dem Menschen die Arbeit erleichtern, nicht aber Menschen brotlos machen."

Herr Miklas lebt einfach. Er hat nicht einmal ein eigenes Amtsgebäude. Bundespräsidium, Bundeskanzleramt und Außenministerium sind in einem einzigen Haus untergebracht. Allerdings heißt dieses Haus: Ballhausplatz 2. Ein Gebäude ältester österreichischer Tradition, der Sitz des Außenministers in der alten Monarchie.

Ich bin statt um neun Uhr früh schon um dreiviertel neun zum Empfang erschienen. Der Sekretär ging ohne weiteres zu dem Bundespräsidenten hinein, sagte, daß Herr Berend früher gekommen sei, und ich wurde sofort empfangen. In welchem anderen Lande als in Österreich, in dem einfachen, unkonventionell gewordenen Nachkriegsösterreich, würde so etwas möglich sein?

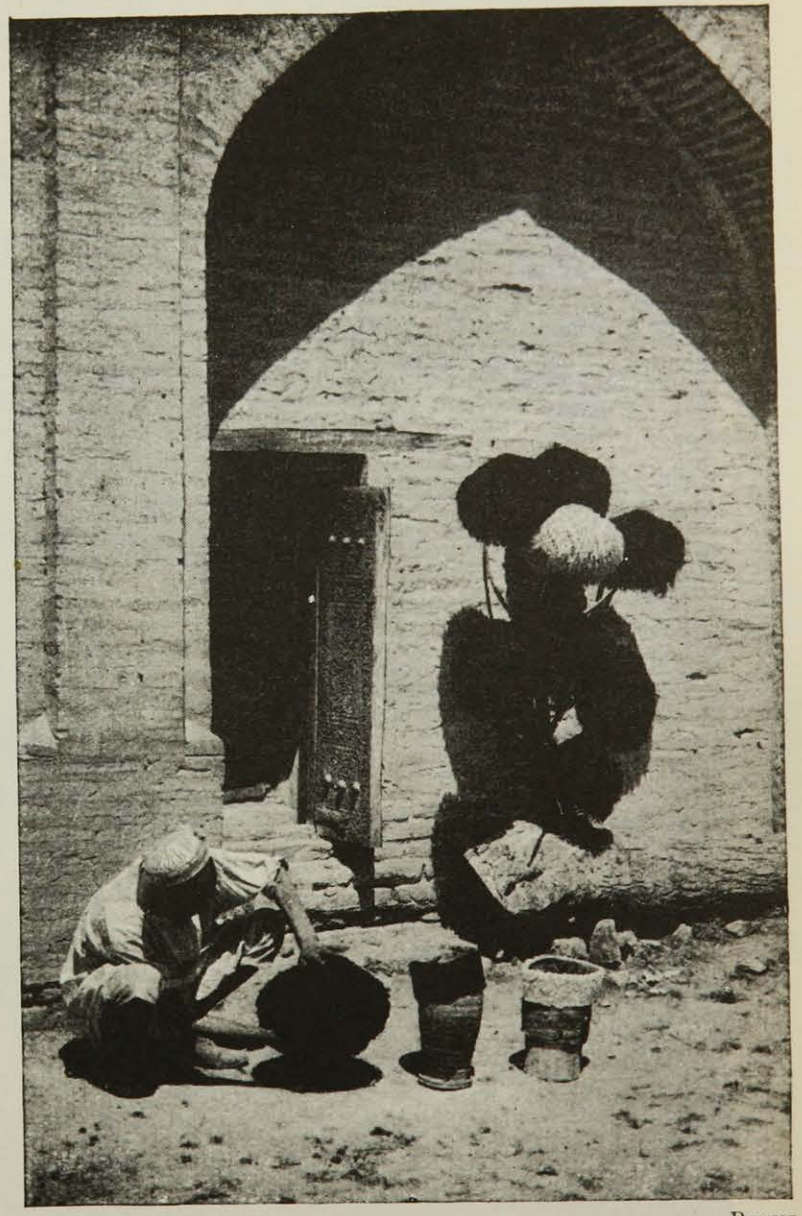
Bevor ich zu dem Präsidenten hineinging, fragte ich den Sekretär, wieviel Zeit für meine Unterredung mit Herrn Miklas bestimmt wurde? Er antwortete, daß man etwa an eine halbe Stunde gedacht hatte. Ich würde es schon von selbst merken: der Präsident werde ein Zeichen geben, wenn der Empfang zu Ende ist. Ich erwartete erregt dieses Zeichen. Ich dachte an Franz Joseph, der seine Hacken zusammenzuschlagen pflegte, daß seine Sporen klirrten. Nichts dergleichen geschah. Herr Miklas hatte auch keine Sporen. Gegen zehn Uhr sagte er mir, nachdem er seine dicke goldene Uhr aus der Tasche gezogen hatte, er müsse auf eine Ausstellung und habe also leider keine Zeit mehr. Er begleitete mich durch viele Säle hinaus, und am Ende hielt er meine Hand noch lange in der seinen. Später fiel mir auf, daß ein amerikanischer Reporter, der den Präsidenten ebenfalls besuchte, Aehnliches erlebte. Er schreibt wörtlich: „Er begleitete mich durch viele Säle hinaus, und am Ende hielt er meine Hand noch lange in der seinen." Woraus zu ersehen ist, daß Herr Miklas besonders nett mit uns umzugehen versteht. *Paul Berend*

Aus dem Film „Die Dame vom Maxim“

Der kleine Hut von 1900

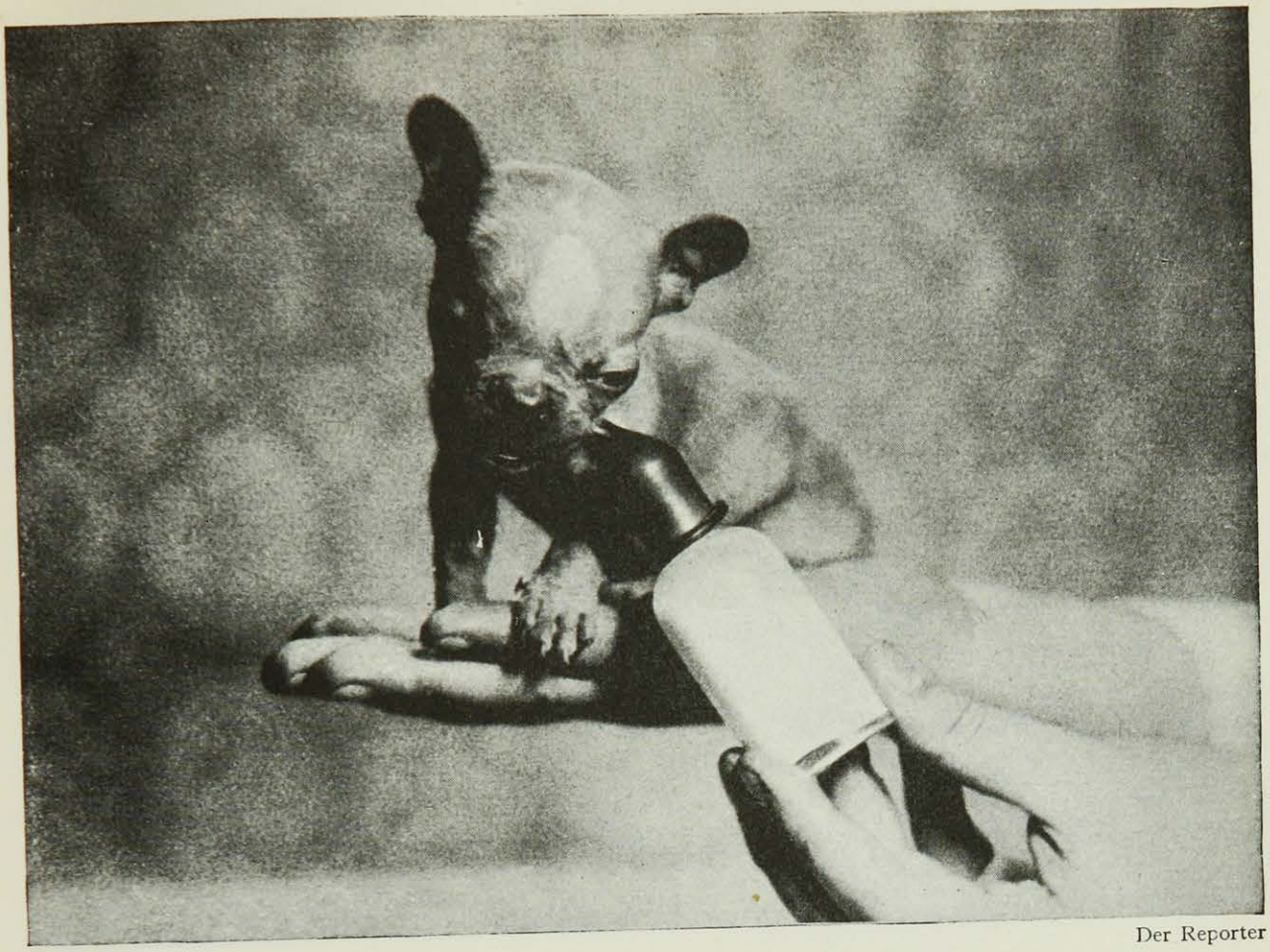
Unionbild

Hutmarkt in Madrid



Prager

Pelzmützen in Usbekistan



Der Reporter

Aral

Der Humorist P. G. Wodehouse

Künstler und Tochter

Albert Schäfer-Ast

Photos Elisabeth Hertz

Raffaello Busoni

Heinz Plesch

Der Schnellgeher und sein Sohn

Max Gerlach

Tom Mix und seine Tochter Tomisina

Englischer Mädchenchor

International Graphic Press

Telegraphenboten gurgeln

Wie ich Zaharoff anpumpte

Eigentlich wollte ich damals nach Helgoland, wollte am Strand sitzen und mit Muscheln spielen. Ich landete in Monte Carlo, saß im Kasino und spielte Roulette. Ich brannte danach, die Bank von Monte Carlo mit meinem so überaus todsicheren System zu sprengen.

Nun — es gelang mitnichten.

Nach zehn Tagen saß ich entsetzlich auf dem Trockenen. Was aber noch schlimmer war: als ich einmal nachts in mein Bett wollte, Hotel Savoy, Zimmer 37, da ließ man mich gar nicht mehr ins Haus. An der Riviera hat man einen unglaublich verläßlichen Röntgenblick, mitten durch die Brieftasche der unglücklichen Hasardeure. Drei Tage warten sie mit der Rechnung, dann sagen sie dem Gast ein paar scharmante Höflichkeiten und knallen einen einfach auf die Straße hinaus.

In jener Nacht stand ich also schläfrig und frierend da, zehn letzte Francs in der Smokinghose.

Ich setzte mich auf eine Bank an der Promenade unten, zählte sämtliche Palmen, es waren 127, ich weiß es ganz genau. Dann spuckte ich noch dreimal ins Mittelländische Meer, was zusammen 130 machte. Schließlich betete ich halblaut zum lieben Gott, er möchte nie, nie wieder die Sonne aufgehen lassen. Nachts hatte mein Smoking nämlich noch einen gewissen Sinn. Aber bei Tag im Smoking — das ging denn doch nicht. Verzweifelt lief ich nach Monaco hinauf, zu dem sogenannten Selbstmörderfelsen, von dem aus schon so viele Systemspieler durch einen kleinen Sprung in den Abgrund einen Schlußpunkt hinter ihr verpatztes Leben gesetzt hatten. Unterwegs fiel mir ein, daß ich im Café de Paris einen Jazzspieler kannte. Ich wollte ihn anpumpen. Aber er konnte mir kein Geld geben. Was er mir lieh, war ein leerer Geigenkasten, und das war schon eine große Hilfe. Mein Smoking gewann mit einem Schlag an Daseinsberechtigung. In den folgenden zwei Tagen lief ich wie ein stellungsloser Violinvirtuose mit einem leeren Geigenkasten unter dem Arm und mit einem leeren Magen immerzu zwischen Monte Carlo und Nizza hin und her.

Zwei Tage schleppte ich mich so herum. Das Smokinghemd säuberte ich mit einem Radiergummi. Die dünnen Sohlen meiner Lackschuhe bekamen schon Löcher. Ich konnte gar nicht nachdenken, was ich anfangen sollte, mein leerer Magen lähmte mich vollends.

Es war zum Weinen. Ich stand mit meinem Violinkasten auf dem Bahnhof in Monte Carlo und wartete völlig grundlos auf den D-Zug aus Marseille. Vielleicht wollte ich mich im Unterbewußtsein vor die Lokomotive werfen. Ich blätterte in einem deutschen Buch, das in dem Zeitungskiosk zum Verkauf dalag. Das Buch hieß: „Wie sie reich und mächtig wurden." Auf einmal entdeckte ich darin das Bild eines alten Herrn, mit weißem Spitzbart, in einem hochgeschlossenen grauen Mantel und mit einer Art Tropenhelm auf dem Kopf. Unter dem Bild stand: *Sir Basil Zaharoff.*

Was meine Knie zittern machte, war die unumstößliche Tatsache, daß ich diesen Herrn vom Sehen kannte. Dieser Mann also, den ich jeden Tag auf meinen Hungermärschen sah, dieser Mann, den ich für einen Leidensgenossen hielt, war der reichste Mann Europas und der Hauptaktionär des Kasinos da drüben: dieser Mann also lebte vielleicht im Augenblick von meinen 20000 Francs, die ich irrtümlicherweise auf Pair statt auf Impair gesetzt hatte.

Als der Marseiller D-Zug einlief, da war ich schon fest entschlossen, ihn anzupumpen. Ich mußte ihn möglichst mit einer vierstelligen Summe aufs Kreuz schmeißen, wenn ich nicht elend verhungern wollte, das schwor ich mir.

Sir Basil Zaharoff ging jeden Morgen zwischen ½9 und ½10 in der Nähe des Kasinos spazieren, das wußte ich ganz genau. Er ging ein wenig unsicher und auf einen Stock gestützt, nach jedem zehnten Schritt setzte er sich auf eine Bank, um zu verschnaufen.

Meine Nerven waren irrsinnig gespannt, als ich mich am nächsten Morgen an ihn heranpirschte. Die Sohle an meinem rechten Lackschuh war gar nicht mehr vorhanden, ich ging schon auf der Socke. Mein Arm war so schwach,

daß mir der leere Geigenkasten wie ein Lastauto vorkam. Mein Atem ging rasend schnell, meine weißen Lippen zitterten. Jetzt erblickte ich ihn, er kam sehr langsam auf die Bank zu, an der ich bebend stand. Sein grauer Mantel wehte gütig, sein grauer Hut, den er wie einen Tropenhelm trug, saß so tief in seinem Gesicht, daß nur der weiße Spitzbart hervorlugte.

Mein Gott, der reichste Mann Europas. Ich mußte mich an der Bank festhalten, sonst wäre ich vor Aufregung auf den Geigenkasten gefallen.

Auf Ehrenwort, wir saßen nebeneinander: Sir Basil Zaharoff, der Milliardär, und ich, das Wrack ohne einen Centime. Ich zählte noch bis 25, ich faßte mir ein Herz und sagte heldenhaft: „Bonjour, Monsieur Zaharoff!" Er schielte zu mir herüber, zuerst sehr unfreundlich, dann nickte er aber. Eine Minute lang hörte ich meinem Herzen zu, wie es immer lauter schlug. Mit einem Male tippte Zaharoff mit seinem Spazierstock an meinen Geigenkasten und fing eine Unterhaltung über Violinvirtuosen an: über Kreisler, Huberman und Kubelik. Rasend rasch arbeitete mein Hirn, ich suchte nach einem Übergang. Ich fand ihn nicht. Schon gar nicht, als Zaharoff mit einer gewissen Freude bemerkte, er fände es herrlich, daß ich Violine und nicht Roulette spielte. Dann erhob er sich wieder und schwankte der nächsten Bank zu. Ich sah ihm gelähmt nach, unfähig, ihm nachzulaufen, vor ihm in die Knie zu sinken und ihm zu sagen: Monsieur, ich verhungere!

Am Nachmittag verschaffte ich mir mit Hilfe meines leeren Geigenkastens ein Engagement als Jazzviolinist nach Venedig. Als es sich herausstellte, daß ich weder eine Geige hatte noch eine einzige Note lesen konnte, da war mir schon von einem Freund geholfen.

Billie Wilder

Das Wort „heiraten" auf der Bühne

Schauspieler haben gewisse Worte und Gebärden, in denen sie mit merkbarem Vergnügen ausruhen. Nichts scheint ihnen etwa erwünschter, als schneebedeckt auf die Szene zu kommen und sich die Flocken fröstelnd vom Mantel zu schütteln; oder mit wachsender Gier einen Krug zu leeren, dem Genuß eine Weile mit verkniffenem Auge nachzusinnen und dann schnalzend hinzumummeln: „Hm, fein!"; oder sich mit der frisch entzündeten Zigarette breitspurig in den Sessel zu werfen und mit übergeschlagenem Bein zu der Erzählung auszuholen: „Es war vor siebzehn Jahren ..."

Doch was kommt der Freude gleich, mit der sie das Wort *heiraten* aussprechen?!... Wie ein dreiteiliges Pfauenrad steigt es aus ihrem Schlund, ein Dreiklang der Trivialität, die sich an der eigenen Feierlichkeit labt. Es mag zugegeben sein, daß die vokalische Folge von *ei, a, e* ihr verführerisches Stück dazu beiträgt; zumal die innere Bewegung des Schauspielers in der Regel erst dem Klang der Silben folgt. Aber die Verlockung bliebe unwirksam, verbände sich mit dem Wort nicht jener Sinn, der — trotz Kollektiv, Lehrstück, Zeittheater — der eigentliche Angelpunkt aller Dramatik geblieben ist. Der untrügliche Instinkt der Schauspieler weiß es. Wenn sie bei „heiraten" zunächst *hei!* zu rufen scheinen, um dann kehlentief und bedeutsam zu *raten* (verräterischer und lustvoller noch ist das Imperfektum „heiratete" mit der Atem-Schleppe *te-te),* dann spüren sie, daß sie das Haus bei seinem atemstockenden, bürgerlichen Herzen gepackt haben. Heiraten, auf der Bühne ausgesprochen, ist immer eine Rakete; es bleibt die Achse auch der neutönendsten Dramen-Welt. Freilich enthüllen die Schauspieler mit diesem treffsicheren Wissen auch ein Standesgeheimnis: daß ihnen nämlich die Erinnerung an den Komödiantenkarren und die Verpöntheit ihres Berufes noch so tief im Blut sitzt, um sie den Genuß an den tönenden Hochwerten der Bürgerlichkeit doppelt empfinden zu lassen.

A. K.

Ratschläge für Beleidigte

Es gibt bekanntlich Menschen, die zu beleidigen sich jedermann scheut, nicht wegen ihrer Macht und besonderen Gefährlichkeit, sondern weil in ihrem Wesen etwas liegt, was unbedingte Teilnahme und zwingende Ehrfurcht erweckt. Sicherlich ist in der Ehrfurcht auch Mitgefühl enthalten. Es handelt sich da nicht um ein persönliches Mitleid im gewöhnlichen Sinn, es ist vielmehr das allgemeine weltschmerzliche Gefühl, das sich gewissen Personen willig und selbstverständlich zuwendet. Ich kannte eine Lehrerin, der alle Schülerinnen, die sonst ihren Schabernack ungebändigt trieben, bedingungslos gehorchten und ihr alles zuliebe taten, nur aus Furcht, ihr wehzutun. Sie fühlten sich innerlich gezwungen, diese Dame zärtlich zu behandeln. Ein Mensch, der allzu häufig Beleidigungen auf sich zieht, mag noch so unschuldig und wertvoll sein, die Tatsache, daß ihm wiederholt so geschieht, ist wahrscheinlich sein Schicksal und irgendwie seine Schuld. Die Frage: Wie schütze ich mich vor Beleidigungen und Kränkungen? wäre somit am treffendsten dahin zu beantworten: Sei so geartet, daß die Beleidigung sich gar nicht an dich heranwagt. Erwecke Ehrfurcht.

Es ist eben ein gewaltiger Unterschied zwischen einem, der da sagt: Ich lasse mir nicht ungestraft an den Wimpern klimpern, und wer es wagt, der hat es zu büßen! — und damit einigen Eindruck erzielt, und jenem andern, der die tiefinnere Überzeugung in sich trägt, daß er für eine Beleidigung gar kein dankbarer Gegenstand sein könne und dürfe, weil in ihm das ganze höhere Menschentum oder eine achtunggebietende Gruppe mitbeleidigt werde, d. h. also, daß er von seiner inneren Würde vollkommen durchdrungen ist.

Ergibt sich aus dieser inneren Einstellung nicht ganz von selbst die äußere Haltung? Wie wird sich derjenige benehmen, der ein so hohes Wertgefühl in sich trägt, wenn er unter seinem Rang behandelt wird, sei es auch nur aus Nachlässigkeit?

Er wird seinen Rang in Erinnerung bringen und im sicheren Gefühl, diesen als bekannt voraussetzen zu dürfen, die ihm zugefügte Beleidigung sofort aus der engen individuellen Sphäre ins Allgemeine rücken. Widerfährt sie ihm z. B. in Gesellschaft oder sonstwie vor Zeugen, so wird er sich vertrauensvoll an diese als Beurteiler und Schiedsrichter wenden und ihren Schutz anrufen, ohne sich zu einer vorschnellen Erwiderung der Beleidigung hinreißen zu lassen. Ist die Beleidigung zugleich mit einer Verletzung berechtigter Interessen verbunden, so wird der Kluge vorerst das Formelle vom Sachlichen trennen und auf der Genugtuung in der Form bestehen, ehe er auf das Sachliche eingeht; häufig ist ja die Beleidigung nur eine Provokation, um uns zu einem Formfehler zu verleiten, in welchem unser Sachanspruch verschüttet werden soll. Fühlt man sich erniedrigt und beschimpft, so ist die würdigste Abwehr die Hervorhebung des Schmerzes und des Unglimpfs, nicht so sehr die Androhung der Rache. Doch darf es an der Kampfansage nicht fehlen.

Robert Scheu

Gesundbleiben — Jungbleiben!

Das Ziel aller Frauen bleibt die jugendliche Schönheit und die Gesundheit. Regelmäßige Höhensonnen-Bestrahlungen begünstigen dieses Ziel in hohem Maße. Da die Heim-Höhensonne — Original Hanau — Sonnenbäder im Zimmer zu jeder Tages- und Jahreszeit gestattet, ist sie mehr als ein Ersatz für die natürliche Sonne und Frauen besonders zu empfehlen.

Prospekte sendet Ihnen gern zu

QUARZLAMPEN-GESELLSCHAFT
Hanau am Main, Postfach 187
Zweigstelle Berlin NW 6, Robert-Koch-Platz 2/187

Es gibt nur eine Höhensonne

ORIGINAL HANAU

Sanfte und heftige Reklame

Ich habe eine Schwäche für Reklame und Inserate. Ich bin der Mann, der vor den Litfaßsäulen stehenbleibt und alles liest, was auf den Plakaten steht. Ihr Einfluß auf mich ist geradezu faszinierend. Es würde sich für ein Reklamebüro lohnen, mich als Versuchskaninchen zu engagieren, die Wirkung der Reklame zu studieren.

An welchen ich am meisten Gefallen finde? Ich muß gestehen: Ich liebe die, welche im Ton etwas grob sind. Reklame, die einem schmeicheln will, kann ich nicht leiden. Ich kann der Aufrichtigkeit einer Firma nicht trauen, die mir unbekannterweise ein solches Maß an Intelligenz und Edelmut zugesteht, das zu der sofortigen Bestellung des Hühneraugenpflasters „Kleopatra" erforderlich ist. Es wird nämlich behauptet, daß ich als ein Mann von vollendetem Geschmack es nachher ohnehin einsehen werde, daß ich etwas Vollendetes erworben hätte.

Das ist nichts für mich. Mein empfindsames Gemüt bevorzugt eher die militärische und priesterliche Strenge, die mir von einer Litfaßsäule oder aus einer Zeitung, wie aus einem Himmel der Moral, mit dem heiligen Zorn eines Savonarolas, entgegendonnert:

Ihre Nerven sind kaputt. Sie sind ein Wrack. Eine Ruine. Bestellen Sie sofort unseren elektrischen Vibrationsapparat „Löwenstier".

Das ja. Das gefällt mir. Ach, wie schön muß es sein, wenn man so aufrichtig und selbstbewußt sein darf.

Unser Handwerk, das Schreiben und Verkaufen von Büchern, bedient sich leider der ersten Art der Propaganda. Der Käufer und zukünftige Leser wird gelobt, man beruft sich auf seine besondere Intelligenz und Aufnahmefähigkeit, die es schon im voraus verbürgen, daß ihm das empfohlene Buch auch gefallen wird. Und sogar diese Art der Propaganda ist dem Verleger vorbehalten, der Schriftsteller hat kein Recht, seine Ware anzupreisen. Man sagt, das sei geschmacklos. Der Verleger aber macht auf die Weise Reklame, die er für richtig hält.

Wie schön wäre es einmal, so zu inserieren, mit derselben Aufrichtigkeit und Liebe, wie es die schon erwähnten groben Firmen tun, die mir so sehr imponieren. Etwa folgendermaßen:

Sie sind ein dämlicher, ungebildeter, geschmackloser Kerl. Ihre Ansichten über das Leben, über die Welt und über sich selbst sind ausgemachte Dummheiten und Blödsinn. Kaufen Sie und lesen Sie sofort meinen neuesten Roman „Empfindsame Schwingungen", damit einmal auch etwas Schönes und Vernünftiges in Ihren Wasserkopf kommt.

Es wäre fabelhaft.

Friedrich Karinthy

Reklame in Japan

Unsere Teppiche sind so weich wie die Haut eines Neugeborenen.

*

Unsere Waren werden mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel expediert.

*

Wir behandeln unseren köstlichen Tee mit derselben zärtlichen Sorgfalt, die ein junger Ehemann seiner Gattin angedeihen läßt.

*

Unser fabelhaftes Papier übertrifft an Unverwüstlichkeit die Elefantenhaut.

*

Besuchen Sie unsere Läden! Sie werden mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen werden. Unsere Angestellten sind so liebenswürdig wie ein Vater, der für seine Tochter keine Mitgift hat und einen Gatten für sie sucht. Wir werden Sie stets wie den Sonnenstrahl begrüßen, der nach einem düsteren Tage den Himmel erhellt.

* * *

Diesem Heft liegen Prospekte der Klepper-Werke G. m. b. H., Rosenheim (Inn) bei, einem Teil der Auflage eine Beilage der Buch- und Musikalienhandlung Carl Merseburger, Leipzig.

KULINARIA

TRAUBE
Am Zoo im Haus Germania

FLORIDA
KURFÜRSTENDAMM 61
ECKE LEIBNIZSTRASSE
DIE EXOTISCHE
BAMBUS-BAR
DIE GANZE NACHT BETRIEB
TANZ-RESTAURANT

CASCADE
W, RANKESTRASSE 30
„Das Abendrestaurant"
Die Küche für den Gourmet
Souper M 3.50
Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

Max Schlichter
LUTHERSTRASSE 33
Hier
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins

FEMINA
NÜRNBERGER STR. 50
Die besten Tanzorchester
Berlins
Originellste Unterhaltung
4.30 Uhr Tanz-Tee
Tischtelefone · Saalrohrpost

RIORITA
Tauentzienstraße 12
INTIME BAR
Berliner Nachtleben —
nur dort!
Schönste Tanzstätte

F. W. Borchardt
unter Leitung von J. Kugel
BERLIN W 8
Französische Straße 47
Fernspr.: Jäger A 1 6021
Die traditionelle Gaststätte der
guten Gesellschaft.

Geschenke komplizieren das Leben

Mein Freund Karl starrte mißvergnügt auf einen großen Messingvogel, der soeben aus einer Flut braunen Packpapiers aufgetaucht war. Es war sein Geburtstag, und dieser Vogel kam herangeflogen, ihm feiern zu helfen.

„Es scheint ein ganz hübscher Vogel zu sein", bemerkte ich zögernd. „Sein Ausdruck ist freundlich. Er bellt nicht, er springt nicht, er produziert anscheinend nicht diese abscheulichen Kunststücke . . ."

„Glaubst du?" entgegnete Karl betrübt. „Er tut es und tut noch mehr." Dann zeigte er mir, daß er die Wahrheit sprach.

*

Wenn man den Vogel aufhob, dann erklang zunächst aus seinem Bauche eine Spieldosenmelodie, eine kleine nette Melodie, aber nicht gerade eine, die man sein Leben lang hören möchte. Drückte man auf einen Hebel in seiner Flanke, dann beugte sich dieser vor, öffnete den Schnabel und brachte eine Zigarette zum Vorschein, die er einem neckisch entgegenhielt. Drückte man auf einen Knopf, der irgendwo an seinem Rücken verborgen war, geschah zunächst eine halbe Minute lang nichts; doch allmählich begannen seine Augen zu glühen, ihre Farbe wandelte sich von Rubinrot bis Hellorange, bis man allmählich den Wunsch des Vogels begriff, man möge ihm eine Zigarette ins Auge stecken, die dort angezündet würde.

Alldies war außerordentlich ermüdend. Selbstverständlich konnte der Vogel auch als bloßer Zimmerschmuck betrachtet werden, man mußte ihn seine Kunststücke ja nicht in einemfort ausführen lassen. Doch gerade dieses Selbstverständliche erwies sich als unausführbar. Der Vogel zwang einen, sich mit ihm zu beschäftigen. Es schien, als sagte er: „Hier bin ich, und viele kluge Menschen haben daran gearbeitet, mich in die Welt zu setzen. Macht ihr nicht Gebrauch von meinen Fähigkeiten, so ist das eine gottlose Verschwendung. Bedienen Sie sich, mein Herr!"

Karl bediente sich. Nach einer Woche traf ich ihn wieder. Das Schlimmste war geschehen. Der Vogel war ihm zur Gewohnheit geworden.

„In den guten alten Tagen", meinte er, „wenn ich eine Zigarette rauchen wollte, nahm ich ein Streichholz und zündete mir die Zigarette an. Dazu brauchte ich fünf Sekunden. Seit ich das Ding da benutze, brauche ich dazu fünf Minuten. Und seit einigen Tagen macht das Tier Mätzchen; es will seinen verdammten Schnabel nicht auftun, oder er droht zu ersticken, oder seine Augen beginnen zu schmelzen, oder die verdammte Melodie will kein Ende nehmen. Und wenn alles gut geht und wenn er die Tricks produziert, die man ihm beigebracht hat, dann . . . dann fühle ich bereits die Geburtswehen einer Reihe von Gewohnheiten, die ich nun, so scheint es, zum Leben brauchen werde. Ueber ein Kurzes, und ich werde mich unbehaglich fühlen, wenn ein Mann mir eine Zigarette anbietet, der keine Melodie dabei summt und dessen Augen dabei nicht zu glühen anfangen; als ob dieser Mann mich betrügen würde . . . Ich werde . . ."

*

Er hate unbewußt auf den Vogel gedrückt, der zu singen begann und ihm zugleich einen leichten elektrischen Schlag versetzte. Ich ließ ihn nicht mit dem gefährlichen Biest allein. Der arme Karl traf den Nagel, psychologisch gesprochen, auf den Kopf. Ja, derlei Dinge schaffen Gewohnheiten. Sie lösen Sehnsüchte in uns aus — nicht nach Luxus, sondern nach Künstlichkeit. Hat sich einmal eine Frau daran gewöhnt, ihren Telefonapparat mit einer Krinolinenpuppe zu bedecken, so wird ihr jeder andere Apparat nackt und schamlos und häßlich vorkommen. Es wird ihr vielleicht gehen wie jener Frau, die

ich unlängst im Film sah. Diese Filmdame hatte ihr Telefon in den Arm eines bronzenen Hermes einbauen lassen. Wollte sie jemand anklingeln, dann riß sie am schönen Arm des griechischen Gottes — schauderhaft. Und deshalb, wenn mich jemand nach einem Gegenstand fragt, den ich mir gern schenken lassen möchte, zermarterte ich mein Gehirn, um ein Ding zu nennen, das ich bereits besitze, denn ich will mein Leben nicht komplizierter gestalten als es ohnehin schon ist.

*

Man stelle sich bloß das Leben eines Menschen vor, der schon eine Menge von diesen Dingen als Geschenk erhalten hat. Ist er gewissenhaft, so muß er sich verpflichtet fühlen, sie nach der Vorschrift zu gebrauchen.

Man könnte diese Liste unendlich verlängern, und auf die Gefahr hin, für unhöflich gehalten zu werden, gebe ich die Schuld daran den Frauen. Frauen lieben es, die Dinge zu schmücken, Männer lieben es, sie so zu lassen, wie sie sind. Frauen lieben es, das Leben zu komplizieren, Männer lieben es einfach. Das Leben ist für Frauen ein Paket, das sie mit hübschen Bändern schmücken müssen. Für die meisten Männer ist das Leben ein Paket, das sie, damit es nicht auseinanderfällt, mit Bindfaden zusammenschnüren.

B. Nichols.

Neue Lyrik

Eigentümlich steht es um *Alfons Paquet.* Immer spürt man die gediegene, trächtige Substanz dieses wesentlichen Menschen, aber nur ganz selten dringt er zum restlos bezwungenen und bezwingenden Gebild vor. Eine in durchaus undogmatischem Sinne geistliche, eine reine Seele, der sich aber die reine Gestalt bis zu einem gewissen Grade versagt. Ludwig Klages teilt in einer aufschlußreichen Abhandlung über Wilhelm Jordan, die in dem tiefsinnigen Buche „Mensch und Erde" enthalten ist, ein Gedicht Jordans mit, das er für vollkommen hält, während es im prosaisch Dürren steckenbleibt. Dieses Gedicht hat Paquet umgearbeitet, erweitert und geweitet, da er aber mehrere Strophen übernommen hat, so hätte er wohl auf Jordan verweisen sollen. Die letzten Zeilen aller Strophen sind untereinander gereimt: ein mächtiger Duktus soll den Gesang durchströmen, jedoch auch bei Paquet bleibt die Musikalität mechanisch. Die ersten beiden Strophen lauten bei Jordan:

Wie voll Hast
Alles rennt!
Für die Rast
Kein Moment!
Glücklos fühlt sich, wer ein Glück in
seiner Macht hat.
Unverweilt
Sonnenfern
Wieder eilt
Unser Stern,
Wann zur Nähe seinen Zirkel er voll-
bracht hat.

OSKAR A. H. SCHMITZ †

Tragikomödie der Geschlechter

Die Entfremdung zwischen Mann und Weib. Gebunden Reichsmark 3.80

Ich möchte den Mann und die Frau kennen, die nicht mit größter Spannung und Erwartung nach diesem vielsagenden, fesselnden und humorvollen Büchlein greift. Biochemische Monatsblätter

Märchen aus dem Unbewußten

Mit einem Vorwort von Dr. C. G. Jung, 12 Zeichnungen von Alfred Kubin und einem Lichtbild der Totenmaske. Geb. Reichsmark 4.50, kart. Reichsmark 3.50

Groteskmärchen von wunderbarem Reiz . . . tolle Phantastik . . . zeigt die Menschenseele ungeschminkt von der Innenseite aus gesehen. Ein überaus wertvolles Vermächtnis und ganz persönliches Dokument des dahingegangenen Oscar A. H. Schmitz. Die Wahrheit

CARL HANSER · VERLAG · MÜNCHEN

Bei Paquet:

Steige, sprüh
Wogen-Feld,
Melodie
unsrer Welt
die den stürmisch großen Drang entfacht hat.
Wie voll Hast
alles rennt!
Für die Rast
kein Moment.
Hilfreich fühlt sich wer im Strudel hier die Wacht hat.

(Die zweite Jordansche Strophe erscheint dann später bei Paquet.) Auch in diesem neuen Bande steht eine Fülle dichterischer Eingebungen, aber die sieben „Oden" des „Siebengestirns" erscheinen, in ihren jambischen Blankversen, minder als Oden denn als Monologe aus ungeschriebenem Drama:

Tief atmet Friede. Land bewegt sich nimmer.
Es hat sich einst bewegt. Nun liegt in Falten noch
das Steinige. Die Wolken strömen
gelassen da und dort hin. Ruhiger als Wolken
ist Menschen-Aug.

Skurriles neben Herrlichem; ein Anfang:

Mit oh und weh beginnen Ost und West.
Wir atmen in der Mitte ein und aus;

aber gewaltig und unvergeßlich dieser Schluß:

Wenn in den Nachbarländern Furcht ist,
dann schläft in seiner Mutter Schoß
das Kind nicht ruhig.

Ein reiches Buch ist der neue Band von *Hermann Kasack*. Er erschließt sich nicht leicht: stets besonders in Gefühl, Ausdruck, Wahl und Prägung der Worte; zuweilen absonderlich und auch dem Willigen schwer nachspürbar, wie die Lyrik Oscar Loerkes, — dem zwei Gedichte gewidmet sind —; minder eigen im Rhythmus, doch wird die Führung der fast immer regelmäßig gebauten Strophen kaum konventionell; ein sehr persönliches Buch, durchaus subjektiv, von einem Menschen diesseits der großen Grenzscheide, die durch unsere Wendezeit schneidet. Ein gedämpftes Buch — „Echo" ist es geheißen — in tosender Zeit; eines Erben:

Wohin bist du entflohen? Und was bleibt
Dem späten Erben?
Niemandes Antwort. Eine Spukhand schreibt:
Lebendes Sterben.

Aber nicht ein Erbe wie die Wiener um 1900, die an Politik und Geschichte wenig Teil hatten und sich in den langen Zug der Zeiten eingefügt fühlten: Erbe, vor dem sich Abgrund, Untergang, fremdester Anfang auftut. In solchem Sinne besonders charakteristisch das Gedicht „Deutschland", das auf unpolitischste Art ein fast Politisches, auf lyrischste Art ein Geschichtliches, auf persönlichste Art das Bekenntnis einer Generation gibt:

Oh, warum fuhr ich?
Wir sind durch den Hades gefahren,
Da blüht kein Lorbeer.

War es der Schatten des Orts,
War es der Wind, der den Baum zerfetzte?
Wir sind der deutschen Gäste letzte.

Nach uns wird der Orion wieder erstrahlen,
Aber die Kinder verwesen vor der Geburt.
Niemand wird den Orion erfahren.

Tod, grün in der Wolke!
Fliehen wir tief ins Elysium!
Fang mich, ich werf mich dir zu.

Wer wird die Kuh melken, wenn ich tot bin —
Wer wird das Feld bestellen —
Wer wird die Schriftzeichen lesen —

Vierzig Tage, wer kennt den Kalender der Seele,
Vierzig Jahre fahren wir durch den Hades
Auf der Arche. Du bist nicht mehr darunter.

Oft erschließen sich Zeilen und Strophen Kasacks bewußter Einsicht, vieles bleibt ahnbar, manches doch allzu ahnbar: die Grenze zwischen dem unmeßbar-unwägbar Lyrischen und dem allzu fern Umgesetzten, nicht mehr Greifbaren, wird bisweilen überschritten; das Ganze aber liegt in einer Region oberhalb des Zeitlichen, und manches, so scheint es, wird sich darin bewahren.

Agnes Miegel steht wie in ihren früheren Gedichten auch in dem neuen Bande *Herbstgesang* durchaus im Zuge der Überlieferung; mehr: ihre Dichtung wird in hohem Maße aus der Gesamtheit gespeist, der allgemeinen deutschen und im engeren der ostpreußischen. Sie ist wirklich „die Dichterin Ostpreußens": nicht auf irgend provinziell beschränkende Art, wie die „Heimatkunst", die vor fünfundzwanzig Jahren ausgerufen wurde, sondern sie ist, in einem großen Sinn, die Sängerin, die Rhapsodin des Landes, in dem sie geboren und aufgewachsen ist. Das persönliche Element ist fast ganz zurückgewichen; wo es noch hörbar wird, wie in dem „Herbstgesang", nach dem das Buch heißt, oder im „Dom", erklingt es überaltert. „Ostpreußen" ist der eigentliche Name dieses Buches. Durchaus gesamtheitlich ist sein Wesen. Wie sie früher Deutschland, England, Rußland als überlebensgroße Frauen sah, so redet sie Ostpreußen, Masuren, Königsberg als die gewaltigen Mütter an.

Immer, wie in einhelliger Symphonie, gestaltet sie Erd- und Volks-Gesichte, und immer und überall kehren die wenigen großen Urmotive wieder: Muttertum, Frauentum, Gesamtheit, Land, und immer verschlingen sie sich neu: Die Erde — Ostpreußens Erde — spricht; Urheimat; Die Wenden sprechen. Elisabeth Goethe spürt zum erstenmal, daß sie den Sohn unter dem Herzen trägt, und sieht in gnadenhafter Vision die Länder zu unermeßlicher Huldigung aufgetan. Großer Gesang gedenkt der Toten des großen Krieges. Drei griechische Frauenmythen erneuert sie: Arachne, Demeter, Leda. Im Leda-Gedicht wird erschütterndes Erlebnis des Geschlechts körperhaft, doch keusch und sagenhaft mächtig gegeben. Ihr Ton füllt die Weite ihrer Vorstellung:

TRANSMARE VERLAG BERLIN

Sinclair Lewis
DR. MED. ARROWSMITH
Der Roman des amerikanischen Arztes
In Leinen RM 7.50. Auflage 22000
Sinclair Lewis bezeichnet dieses Buch als sein bestes und typischstes Werk. „Das schönste Buch des Autors!"
Bernard v. Brentano

Gertrud von Le Fort
DER PAPST AUS DEM GHETTO
Die Legende des Geschlechtes Pier Leone
In Leinen RM 7.20
„Ganz wunderbar ist das Figürliche, wunderbar das Szenische des Buches. Alles ist von größter epischer Dichtigkeit."
Peter Hamecher

Alain-Fournier
DER GROSSE KAMERAD
Mit einem Vorwort von Alfred Neumann
In Leinen RM 6.75
„Aller Zauber der Romantik, alles Holde der jugendlichen Sehnsucht ist hier zu einer zeitlosen Dichtung geworden."
Felix Stössinger

Georg Kaiser
ES IST GENUG
Der erste Roman des Dramatikers
In Leinen RM 6.50
„Ein ungewöhnliches, ein fesselndes, oft sogar ein hinreißendes Buch."
Hermann Sinsheimer

ROMAN-Sonderausgaben RM 3.35

Sinclair Lewis
BABBITT

John Erskine
DAS PRIVATLEBEN DER SCHÖNEN HELENA

John Erskine
ADAM UND EVA

Das Land lag wie ein Tier
In Sumpf und Dickicht. Hob verschlafne Lider
Und starrte ihnen scheu und leer entgegen
Und ließ sie willig doch und dumpf heran.
Sie legten ihm den hölzernen Halfter an.
Da bäumte es sich auf im Frühlingsregen . . .

Zugleich aber tränkt sich ihr Gedicht mit der Fülle epischer Schilderung: sie erzählt etwa, wie das Kind seine Umwelt, Stube und Fenster und Haus, erkennt und kennenlernt, und ihr Vers wird, wie ein Schrank, über und über mit Dingen gleichsam vollgestellt. Und ähnlich beschreibt sie Ostpreußen, und seine Bräuche, Trachten, Speisen. Ein gewichtiges, ein Wachstum bezeugendes Buch.

Ein neuer Autor, *Richard Drews*, legt zwei Bände vor, die außer dem Verfasser nichts gemeinsam haben: *Nebengeräusche*, flotte satirische Verse in der Nachfolge Kästners, und geistliche *Gesänge an Gott*, in denen mancher innigere Ton vernehmbar ist. Beide Bände noch nicht persönlich gekennzeichnet; am merkwürdigsten und für die Stimmung des jüngeren Geschlechts vielleicht symptomatisch, daß hier jemand gleichzeitig Gottlieder und Bänkelsänge schreibt, herzlich und demütig im Überzeitlichen, im Zeitlichen ironisch und — wie alle Satire — überheblich. Diese beiden Bücher haben den Ursprung gemeinsam: einen Menschen dieser Zeit, der nicht wurzelt, der hier sich sehnt, hier sich wehrt, der mit doppelter Zunge spricht: wie diese Zeit überhaupt; wie alle Zeiten, aber aufgelöste gleich der unseren vor allem.

Um so tiefer erfreut die Anthologie junger Lyrik *Mit allen Sinnen*, die *Carl Dietrich Carls* und *Arno Ullmann* ausgewählt haben. Ein gescheites, festes und doch bescheidenes Vorwort: sie verkünden keine neue Richtung: „Die Lyriker in diesem Band haben sich zu gemeinsamer Reise zusammengefunden, wie Menschen in einem Eisenbahnabteil. Sie kamen aus verschiedener Richtung und sind am Endpunkt der Reise wieder in verschiedener Richtung auseinander gegangen. Gemeinsam war ihnen nur ein Stück Weges."

Trotzdem wirkt dieser Band merkwürdig einheitlich. So sicher war Gefühl und Wille der Auslesenden; aber die Gedichte mußten doch vorhanden sein, ehe sie ausgewählt werden konnten. Zehntausend Gedichte haben vorgelegen, etwa hundertundfünfzig, von fünfundvierzig Autoren, wurden aufgenommen; darunter auch einige ältere, wie Ina Seidel, Loerke, Kramer. Diese Sammlung „beruht nicht auf dem Glauben an irgendeine Gemeinschaft, die sich aus nichts als der Tatsache gleichzeitiger Jugend herleitet. Wichtiger war den Herausgebern eine Gemeinsankeit der Wegrichtung, die nach Lebensjahren nicht zu begrenzen ist." Auch dies bezeugt, im Gegensatz zu früheren Proklamationen, überschauende Einsicht. Unverständlich ist nur, warum manche ältere Dichter aufgenommen wurden, deren Art mit der des Buches durchaus nicht zusammenstimmt, ja ihr widerspricht, indes andere ausblieben, die hierher gehören, wie *Wilhelm v. Scholz*. Die Herausgeber haben fast ausschließlich „Naturlyrik und naturnahe Liebesgedichte" aufgenommen; sie fühlen, daß der Mensch aus Großstadt, Mechanisierung und Krise von neuem „bei den einfachen und unwandelbaren Dingen" Zuflucht sucht. Fast alle diese Gedichte bezeugen Wiederkehr des Naturgefühls, wie wir sie ja auch sonst beobachten, zumal in der österreichischen Lyrik, bei *Zernatto* oder *Billinger*, an den man, zum Beispiel bei *Peter Huchel* erinnert wird. Und diese Gedichte, erstaunlicher Weise, sind nicht selten untereinander verwandt, und man liest dies Buch teilweise wie die Sammlung eines einzelnen. Natur-Gedichte: auch im Sinne des „Natürlichen"; man kann auch die Erde, die Bäume, die Tiere abseitig, absonderlich, künstlich sehen. Das geschieht hier fast nirgends, und dennoch fallen immer wieder Tönungen, Beobachtungen, Farben auf. Die Herausgeber glaubten, die Ansätze zu einer Wandlung der Sehweise zu beobachten. „Wie die Kamera an Pflanzen und Blüten bisher nie geschaute Formgebilde enthüllt hat, so

beugt sich nun auch der Lyriker nahe über die Dinge der Natur und betastet sie." Aber diese Sehweise ist schon längst vorhanden, vor allem bei der Droste. „Das Streben nach greifbarem und bildhaftem Ausdruck geht durch die Lyrik dieser Zeit." Das ist allenthalben in diesem Buche spürbar, freilich mehr im Sinne des Sehens als des Anschauens:

Letzter Ligusterschwärmer
Treibt träumend rosa und oliv.

(Rudolf Marx)

Unter meinem Fenster
Sprang der Feuermohn.
Von dem leisen Prall
Wach ich lange schon.

(Georg von der Vring)

Fast nirgends wird man durch geistreichen Ungeist, durch verstandesmäßiges Vers-Schriftstellertum abgestoßen; bei einem erheblichen Teil fällt zumindest die eine oder andere Einzelheit auf. Beglückt weiß man vor diesem jungen Bande wieder: die Wandlungen sind wandelbar, unwandelbar ist die Erde, und immer wieder leben Seelen, die sie erfüllen. *Ernst Lissauer*

*

Bibliographie

Alfons Paquet: Das Siebengestirn. Gedichte. 22 Seiten (Bd. 10/11 der Blauen Reihe), Verlag Die Rabenpresse, Berlin.

Hermann Kasack: Echo. Achtunddreißig Gedichte. 47 Seiten, Verlag Die Rabenpresse, Berlin.

Agnes Miegel: Herbstgesang. Neue Gedichte. 96 Seiten, bei Eugen Diederichs, Jena.

Richard Drews: Nebengeräusche. 72 S. bei Joachim Goldstein, Berlin.

Richard Drews: Gesänge an Gott. Hergestellt von Walter Steffens in der Staatlichen Akademie zu Leipzig.

Mit allen Sinnen. Lyrik unserer Zeit. Herausgegeben von Carl Dietrich Carls und Arno Ullmann. 195 Seiten. Rembrandt-Verlag, Berlin.

D. H. LAWRENCE

Lady Chatterley's Lover

With a preface by
FRIEDA LAWRENCE

Kartoniert RM 2.80

Für diese neue Ausgabe, die sorgfältig nach der endgültigen Fassung des Manuskripts ohne Kürzungen hergestellt wurde, schrieb des Dichters deutsche Frau, eine geborene Freiin von Richthofen, eine eigene Einführung.

THE ODYSSEY PRESS
HAMBURG

NUR DU

selbst kannst Dein Schicksal meistern, den rechten Weg dazu zeigt aber am sichersten ein sorgfältig ausgearbeitetes

HOROSKOP

Berufliche Erfolgsmöglichkeiten sind darin ebenso behandelt wie die Gestaltung der häuslichen und familiären Verhältnisse, Liebesangelegenheiten, Lotteriechancen, Gesundheitsfragen usw., wie überhaupt Alles, was die persönliche

ZUKUNFT

betrifft. — Auf Wunsch versenden wir völlig kostenlos eine Probedeutung des Charakters und Schicksals, bei Angabe des Geburtsdatums mit genauer Adresse

Welt-Kultur-Verlag
Wissenschaftl. Abt. Nr. 800
Berlin W 8

Streng naturwissenschaftl. Untersuchungen. Bedeutendes Institut des Kontinents

Prof. Dr. Charlotte Bühler: *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem.* Verlag S. Hirzel, Leipzig.

Das Leben des Menschen steht jetzt selbst zur Diskussion. Das ist eines der wirklichen Kennzeichen unserer Zeit. Nicht mehr Theorien, Spekulationen über das Leben und den Geist erscheinen jetzt als das Wichtigste, sondern eine zugleich stolze und demütige Betrachtung der Lebensvorgänge und Lebensgesetze selbst. Die Biologie steht hoch im Kurs, und, was nicht jeder von ihr erwartete, sie führt zu immer neuen Fragestellungen. Man untersucht die Lebensrhythmen, fragt, ob es wahr sei, daß es Perioden von 23, 28, 33 Tagen gibt, die mit dem Auf und Nieder der männlich-tätigen, weiblich-hegenden und metaphysisch-intuitiven Kräfte zu tun haben. Noch ist hier die Bahn des Neuen kaum geöffnet, da kommt schon wieder ein anderes Buch: mit neuer Frage, im streng wissenschaftlichem Gewand, ein Buch in der von Prof. Bühler herausgegebenen Reihe psychologischer Monographien, geschrieben von einer Wiener Universitätsprofessorin. Fesselnd schon die Anlage: von den 200 von ihr durchforschten Lebensläufen berühmter (und unberühmter) Menschen breitet sie eine große Anzahl aus: Eleonora Duse, Isadora Duncan, Humboldt, Novalis, Liszt, Cosima, Paula Modersohn, viele, von denen man so gern einmal etwas „wüßte", über die man aber nichts fand, treten plastisch hervor. Und nun eben in einer ganz neuen Beleuchtung. Das Entscheidende in diesen Lebensläufen kommt uns entgegen, eilt einfach auf uns zu. Wir sehen, wie sich jeder entwickelt, langsam, schnell, mit Höhepunkten, die sich von der Bestimmung, von der Vitalität, von der Chance her ergeben. Wie gut sind Schicksal und Sinn der „Kurzleben" erfaßt. Und wie fruchtbar ist das Bemühen darum, das „Gelingen des Lebens" zu betrachten und in den wenigen Fällen, wo ein Leben wirklich gelang, nachzuweisen. Unser eigenes Leben fängt an, fragwürdig und interessant zu werden, wenn wir dies lesen. Mehr können wir von einem guten Buch nicht verlangen! *Liz. Dr. Hans Hartman*

Friedrich Schnack: *Der Lichtbogen.* Falterlegenden. Jakob Hegner Verlag, Leipzig.

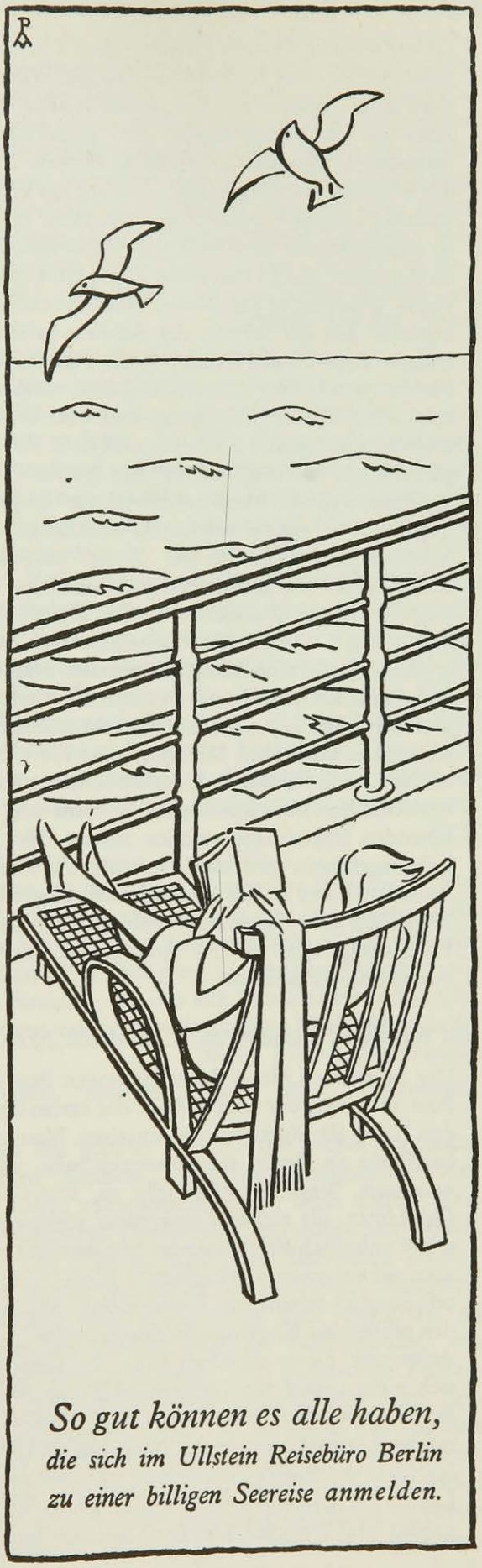
Dieser Lichtbogen, durch Druckerschwärze manifestiert, umspannt Welt und Himmel zugleich. Schmetterlinge aus lodernden Farben, Falter von der Süßigkeit der Heiligenlegenden, ewige Lichtwunder erschließen uns die Liebe der schönen Chinesin, die Gottesinbrunst eines Ordensgeistlichen im alten Aztekenreich, den nächtlichen Tropenspuk auf Madagaskar. Aber die fernen Traumgebilde beglücken auch das lungenkranke Berliner Proletarierkind; sie verklären den Tod Homers und wölben das Spektrum der sieben Regenbogenfarben zu einer Trostgloriole um den Heiligen von Padua. — Solch unstofflich zarte, sensationslose Legenden zu schreiben, ist ein Wagnis in unserer Zeit, ein Unterfangen, das nur von einem Meister der Sprache begonnen werden durfte. Aber Friedrich Schnack hat es gekonnt. Seine Wortmusik, lyrisch, fast möchte ich sagen, aus Pastelltönen leise angerührt, ist niemals verschwommen, kein Brei sentimentaler Gefühle: groß und rein klingt ihre Melodie, die Melodie eines Dichters, eines gläubigen Freundes der belebten Natur. *Paul Eipper*

Arthur Schnitzler: *Die kleine Komödie.* S. Fischer Verlag, Berlin.

Parerga und Paralipomena eines längst gültigen Gesamtwerkes, Nachlese eines früchtereichen Lebensbaumes. Geschmack von Neuem kommt dabei kaum auf die Zunge. Die Bewunderung jedoch hält an für die nur den größten Malern des Impressionismus eigene Gabe feinster Nüancierungen, für die Kunst, Ungesagtes zu gestalten, für die Meisterschaft aussparender Komposition. Eine Schnitzlerische Frühlingslandschaft, eine Wanderung durch einen schattigen Wald, während auf Wiesen und Hügeln die ausgetrocknete Erde unter lastenden Sonnengluten aufbricht, das trägt eben das unverwechselbare Meisterzeichen allerpersönlichster Kunst. Die Männer und Frauen, die in den hier gesammelten Erzählungen der Frühzeit einander lieben, hassen oder betrügen, stehen in ihrer menschlichen Vollgültigkeit jenseits von Zeit und Ort ihres Daseins und jenseits zeitbedingter Ereignisse, deren Mittelpunkt sie bilden. Vielleicht liegt der tiefste Grund dieser Überzeitlichkeit alles Kreatürlichen bei Schnitzler gerade darin, daß seine Menschen so tief verwurzelt sind im Boden ihrer Entstehung, so durchblutet und getränkt von Mark und Säften heimatlicher Landschaft; kann daher das Geheimnis ihrer Unabhängigkeit als Menschen erklärt werden? Die Reihe menschlicher Komödien von Tod und Liebe, die im deutschen Schrifttum mit dem Namen Arthur Schnitzler für immer verbunden bleiben, erfährt wertvolle Ergänzung durch den posthumen Band gesammelter Arabesken, Variationen eines unverlierbaren Themas. Glückhaft klingt hier die Musik Schnitzlerischen Wortes weiter. *Franz Horch*

Die Sachlichkeit. Nicht die allgemeine Tendenz meine ich. Sondern die Synthese, die ihr *Hermann Broch* mit dem dritten und letzten Bande seines großen Romanwerkes *Die Schlafwandler* gibt, der kürzlich im Rheinverlag erschienen ist. Er hat auch den Titel ‚*Huguenau*', nach einem der Helden, der ein Geschäftemacher, fast ein Schieber ist wie irgendeiner. Aber „irgendwelche" sind alle Helden dieser Trilogie, also keine Helden im überkommenen Romansinn der bedeutenden oder interessanten Person. Ob Major oder Druckereibesitzer, ob Unternehmer oder Unternommener, sie schlafwandeln alle auf dem gleichen Dache und unterscheiden sich nur in der Gestikulation, mit der sie sich gegen das Unbekannte des Lebens wehren, in das sie weiß Gott wie und warum geworfen wurden. Sie sind belassen wie sie sind. Zeigen keine Deformation der Haut, weil ihr Finder, ihr Entdecker und Aufzeiger, der Verfasser, darunter gekrochen ist, um sie interessanter oder bedeutender zu machen. Was er zu ihnen zu sagen hat, sagt er ohne Kniffe der „Gestaltung" außerhalb ihrer, ehrlich mit seinen Mitteln, ohne Entgegenkommen für den Leser, der „das Runde" liebt, weil er es von Romanen so gewohnt ist — sagt es in Exkursen zum Thema dieser irgendwelcher Menschen. Broch denkt nicht daran, sich, wie in der Belletristik üblich, dumm zu stellen, um es dem Leser leicht zu machen. Er legt auch nicht, was zu sagen ihm am Herzen liegt, den Figuren als Spruchband in ihren Mund, sondern sagt es, ohne zu zögern, aus seinem eigenen. Sogar in Versen, und es sind darunter Gedichte, die zu dem Großartigsten gehören, was da seit fünfzig Jahren gedichtet wurde. Und: das Werk fällt nicht in Teile auseinander! Es wird dadurch nur ein höheres Ganzes, von solcher Vollkommenheit ist es. „Die Schlafwandler" leiten mit Musils „Mann ohne Eigenschaften" eine neue Epoche nicht nur des deutschen, sondern des europäischen Romans ein.

F. B.



Siegfried von Vegesack: *Das fressende Haus.* Roman. Verlag Universitas, Berlin.

Dieser Roman, der den Hamsunschen Ehrgeiz hat, schütter und tonlos zu sein wie der ländliche Alltag eines bayrischen Marktfleckens, ist ein zartes, bedeutsames Meisterwerk. Hier wird kein Problem gewälzt, sondern alles Wichtige kündet sich so zart, wie verwegen an. Alles ist also Hamsunscher Art: gedichtete Wahrheit. Aber Vegesacks Roman hat eine wärmere Temperatur; er spielt in Bayern. In einen kleinen bayrischen Marktflecken, der an der böhmischen Grenze liegt, kommt ein Fremder, ein baltischer Emigrant. Er will nur zwei Stunden warten, bis sein Zug fährt. Aber er fühlt sich gleich heimisch: der ganze Ort ist eine so eigentümliche Mischung von Ruhe und Geschäftigkeit. Ein kleines Mädchen drückt sich an ihn heran, macht ihm einen Knix, küßt ihm die Hand. Es hat ihn für einen Pfarrer gehalten. Noch während er in seinem Hotelzimmer ist, beginnt die Stadt aufzuleben. Die Kinder kommen aus der Schule, der Schulrat geht in Glacéhandschuhen über den Platz, der Uhrmacher steht an der Ladentür, der Apotheker wartet heißhungrig auf Nachrichten. Da der Fremde seinen Zug nun schon einmal versäumt hat, macht er einen Spaziergang zur Schloßruine. Ein Eichhörnchen, das ihm über den Weg läuft, scheint ihn nachziehen zu wollen. Dem Kommissionär Einhellig und dem Eichhörnchen gelingt es, ihm den Ankauf der Burg plausibel zu machen, der fast sein ganzes Geld verschlingt. Dieser Käufer ist aber auch ein ganz verzweifelter Mensch; er haßt die Hauptstädte der Länder, in die er emigriert ist. Warum dann nicht in einem solchen Winkel leben und sterben? Handwerker kommen und setzen Scheiben und Türen in die „Burg" ein, das Dach wird teilweise in Ordnung gebracht. Einhellig hat die Handwerker verschafft, er verschafft auch eine Magd, eine Kuh, Ziegen, eine Hypothek. Wunderbar ist der Kampf des Nervenmenschen mit der Natur dargestellt. Jeden Tag sehen die Marktbewohner den „spinneten" Baron, ohne Hut und Rock im Ort erscheinen und eine Menge Sämereien, Nägel, Hacken, Spaten und anderes Handwerkszeug einkaufen. Im Traume sieht er sich dann selbst stundenlang gemähtes Heu zusammenharken und ausspreiten . . . Der Baron steckt seine ganzen Ersparnisse in die Burg. Er legt ein kleines Kraftwerk und einen Schwimmplatz für sich und die Dorfbewohner an. Er hofft, daß sie beides ablösen werden. Aber die schlauen Einheimischen warten, bis der „Zugereiste" sich wirtschaftlich übernommen haben wird und diese Unternehmungen ihnen durch die darauf lastenden Hypotheken zufallen werden. Was auch pünktlich geschieht! Nachdem auch seine Lebensgefährtin gestorben ist, zieht der Baron weg. Er weiß nun, daß derjenige, der entwurzelt ist, nur in der Unendlichkeit eine wirkliche Heimat finden kann. Und alle heutigen Menschen geht diese Entscheidung etwas an, weil wir alle zu einem Teile unseres Wesens Entwurzelte sind. — Die Sprache des Buches: nicht eigentlich konzentriert, sondern unabsichtlich-dichterisch.

Karl Lohs

Paul Wegener: *Flandrisches Tagebuch 1914.* Verlag Rowohlt, Berlin.

Der Heroismus dieser Aufzeichnungen liegt in dem Bekennermut eines aufrechten Mannes. Paul Wegener, der große, einer der ersten deutschen Künstler, unterzieht sich der Aufgabe, den Krieg als Muschko mitzumachen. Man erzählt sich von Sokrates, daß er an der Schlacht bei Platää als Hoplit teilgenommen habe, um sich in die Psyche des einfachen Kriegers zu versetzen. Wegener selbst gibt zu, wieviel Wille dazu gehört, das logische Denken des Gebildeten, die eigene Führernatur auszuschalten, um sich in die Masse einzugliedern und selbst unlogisch Erscheinendes gewissenhaft auszuführen. Dies die Tragik des beobachtenden, aber schweigenden „Hopliten". Einfach, und daher groß, die selbstverständliche Pflichterfüllung im feindlichen Feuer. Keine erquälten Schilderungen von den platzenden Granaten, den pfeifenden Kugeln, kein dramatisches „R" im ganzen Buch. Dem Wort wird nicht mehr zugemutet, als es schildern kann. Im Gegensatz zu den vielen Kriegsberichterstattern, die sich nicht genug tun konnten an Tonmalerei und denen man, im Sinne Wegeners, einen Bericht von Paul Lindau aus dem Kriege siebzig entgegenhalten kann: „Die Kanonen machten bumm bumm, nur noch viel lauter!" — Nein, im Regen und Dreck, in naßkalten Nächten, mit wunden Füßen und Herzbeschwerden, frierend, ohne Mantel, mit einer Handvoll Leuten an dem Fleck aushaltend, wo er hingestellt wurde — das ist Paul Wegener, unser großer Paul Wegener. Das Buch ist einer der besten Gesänge der deutschen Iliade 1914—1918.

Walther Kirchhoff

Julius Meier-Graefe: *Der Vater. Roman.* S. Fischer Verlag, Berlin.

Meier-Graefe führt uns in seinem neuen Roman in die merkwürdige Welt des Eisens und der Kohle. Wir hören von Walzwerken, von Bessemerstahl, vom Ruhrrevier und von Oberschlesien. Die Herren Thyssen, Pönsgen, Krupp und Schieß treten auf; es gibt Aufsichtsratssitzungen, Generalversammlungen, Spitzendiners, Deutzer Kürassiere und Kaiserbesuche. Dazwischen schurigelt ein rücksichtsloser Vater seinen etwas mißratenen Sohn. Ich glaube, diesen Herrn Hendrik mit seiner dazugehörigen unerfreulichen Familie vor dem Kriege öfters getroffen zu haben. War es im Industrie-Klub in Düsseldorf, oder auf dem Hügel bei Essen? Ich vergesse die langen Jahre des Krieges und der Nachkriegszeit. Ich staune über die Lebendigkeit und die Sachkenntnis Meier-Graefe. Woher kennt er das „Revier" so gut? Ist er auch, wie ich, im Revier groß geworden? — Das Buch ist spannender Roman und lebendige Wirtschaftsgeschichte zugleich. *Eduard von der Heydt*

Rudolf Brunngraber: *Karl und das 20. Jahrhundert.* Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Ist dieser Roman eher das Buch eines Soziologen — eines sehr klugen Soziologen — als eines ursprünglichen Romanschriftstellers? Oder sollte es so sein, daß eben die Soziologie unser Roman ist? Der soziologische Aufriß der letzten 50 Jahre, den hier Brunngraber gibt, ist, durch Zahlen kräftig skelettiert, jedenfalls spannend und aufregend wie nur je eine Abenteurergeschichte. Synchron damit läuft das Leben des armen, uns allen bekannten Karl Lakner, der, ein Wiener Proletarierkind, unter schrecklichen Entbehrungen Lehrer wird, Krieg, Inflation, Arbeitslosigkeit mitmacht und folgerichtig zugrunde geht. Ein Einzelleben voll von Gefühlen, Entscheidungen, einmaligem Schicksal, Zufall, das sich als ohnmächtige Funktion der Allmächte herausstellt, die wir Politik und Wirtschaft nennen und von denen es nichts weiß. Das Herz — ein Durchschnittsresultat aus den Statistiken der Produktion, der Ausfuhr, der abgeschossenen Granaten, der Konferenzergebnisse. Das bittere Räsonnement, daß der Mensch das erste, die Erde, seine Erde, zu seiner Versorgung das zweite sein sollte, daß es aber nicht so ist. Denn dazwischen schiebt sich etwas, die Wirtschaft, und der Mensch wird der Außenseiter seiner Einrichtungen. Er, der Einzelne, die einzige Realität, der Grund aller Realität. Da ist alles klar und scharf gesehen, und daneben und dazwischen wächst der Alltagsheld zu einem vollen, wahren Menschenbild. Ein gut geschriebenes, unverlogenes, sehr lesenswertes Buch. *E. S.*

Johann Fabricius: *Marietta,* Roman. Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien.

Diese Lebensgeschichte eines jungen Mädchens aus dem Kirchenstaat des Rokoko ist von ergreifender Naivität, voll von bürgerlichem Humor und so echt und frei gesehen, daß man sich wie sonst nur in gewissen Dickens-Romanen mit hineinwünscht in das Getriebe der zärtlich-verträumten Intrigen. Grazie und Witz sind ohne sonderliche Praetensionen am Werke. Die Szene des neu ernannten Bischofs, der das alte Nonnenkloster besucht, gehört zu den Juwelen neuerer Erzählungskunst und ist der allergrößten Vorbilder würdig. *Hans Flesch-Brunningen*

Herbert Eulenberg: *Cicero, der Rechtsanwalt, Redner, Denker und Staatsmann.* Kurt Wolff Verlag, Berlin.

Eulenberg schildert das arbeitsreiche Leben des großen Redners mit jenem tragischen Humor, den wir aus seinen „Schattenbildern" kennen. Diese Darstellungsart hat den Vorteil, daß der Autor alle Schwächen Ciceros akzentuieren kann, ohne dessen Wert augenblicksweise vergessen zu machen. Eulenbergs Darstellung hat doppelten Boden. Und sie ist auch doppelt fundiert. Viele von Ciceros berühmten Schwächen stammten eigentlich daher, daß er, obzwar ein höchst geriebener Advokat, der Raubtiernatur der damaligen Politik nicht gewachsen war. Er war zu sehr Gelehrter, zu wenig Militär. Großartig, fast shakespearisch, ist die sachliche Beschreibung, wie Cicero, der „Vater des Vaterlandes", von den Sendlingen des politischen Führers Marc Anton getötet wird. Etwas, was Cicero durch 2000 Jahre immer neue literarische Gegner erweckt hat, ist seine skandalöse Unerotik. Er ist darin das absolute Gegenteil Cäsars. Diese Unerotik ist dadurch auch biographisch belegt. Er heiratete seine Frau nur um ihres riesigen Vermögens willen. Nach dreißigjähriger Ehe schied er sich von ihr — wegen ihrer schlechten Geldgebarung. Der Sechzigjährige heiratete kurz darauf die achtzehnjährige, schöne Publilia, aber auch die nur — wie er seinem Sekretär Tiro sagte — wegen ihrer riesigen Mitgift. Er selbst war reich. *K. L.*

Hermann Sinsheimer: *Al Rondo.* Novelle. Verlag Paul Zsolnay, Wien.

Das ist eine Geschichte, an der Arthur Schnitzler seine Freude gehabt hätte. Ist es doch die Novelle einer Nacht „voll von einem gespenstischen Chaos, von geträumtem Lärm, Tumult und Grauen" und ihrer Ablösung durch die Helligkeit eines Morgens, der die Masken überflüssig macht und die Wahrheit des Lebens aufscheinen läßt. Und auch das hätte den Puppenspieler Schnitzler gefreut, daß in der Geschichte der Einbruch des Genialischen in die bürgerliche Welt gegeben ist und bei aller Ironie diese auch ihre Rechtfertigung erhält. Al Rondo ist ein Rechenkünstler, eine Varieténummer ersten Ranges und eines jener Genies, die aus dem dämonischen Bereich der Literatur kommen. Er rechnet mit Menschen wie mit Zahlen, er hat die wirkliche Welt ans Abstrakte verloren. Sein Schulfreund ist Subdirektor eines Kreditversicherungsinstituts geworden, „ein mittelgroßes Tier" der Bürgerlichkeit. Die Jugendfreunde haben einander verloren. Sie wissen nichts voneinander mehr, seitdem sie das Gymnasium verlassen haben. Ein Zufall führt sie zusammen, eine Nacht lang. Abermals entscheidet sich ihr Schicksal. Während Al Rondo sein Leben, ein abseitiges, ein aus den Fugen gegangenes, ein vom Grauen umwittertes, aber doch sein eigenes Leben konsequent zu Ende lebt, geht das „mittelgroße Tier" der kreditversicherten Bürgerlichkeit am Leben — gezeigt an einem schönen, kraft- und widerspruchsvollen Weibsbild, der besten Figur der Novelle — vorbei und rettet sich endgültig ins Kompromiß der Minderwertigkeit. Ein Durchschauer hat diese Geschichte geschrieben, sanft und doch unerbittlich. *Oskar Maurus Fontana*

Der große Brockhaus. *Handbuch des Wissens in 20 Bänden.* Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Über die vortreffliche Anlage und Ausstattung dieses rasch fortschreitenden Werkes wurde bereits an dieser Stelle gesprochen. Die Bände 10 und 11 dieses großartigen Lexikons bestätigen die früheren Eindrücke: die große Zuverlässigkeit und Sachlichkeit der Darstellung, die klaren und prägnanten Formulierungen, den reichen Hilfsdienst der Photos, Zeichnungen, Karten und Tabellen. Der 10. Band (Kat-Kz) bringt viel Geographisches und große Kapitel über Kunst und über Kraftwagen. Im 11. Band (L-Mah) gibt es Vieles und Eingehendes über den Luftverkehr, weniger über Lyrik.

Meyers Kleines Lexikon. 3 Bände. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Kürze ist die Würze dieses Lexikons, das in einer kleinen Schrift eine Fülle von Schlagworten und Abbildungen im Text und auf Tafeln enthält und prompte Auskunft vermittelt, bis auf die neueste Zeit ergänzt und selbst kleinere Namen nicht übergehend.

Mitteilung des Verlags

Der Querschnitt stellt mit diesem Heft in seiner heutigen Form das Erscheinen ein und wird zu einem späteren Zeitpunkt in veränderter Gestalt herausgegeben werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin - Charlottenburg
Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Kraus, Berlin — Nachdruck verboten
Zuschriften nur an die Redaktion: Berlin SW 68, Kochstr. 22—26

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8 — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag

Hermann Noack
Bildgießerei gießt

Bln.-Friedenau, Fehlerstr. 8
Gegründet im Jahre 1897
Fernsprech-Anschluß:
Amt Rheingau
Nr. 133

für Ebbinghaus · de Fiori · Gaul · Kolbe
Klimsch · Lehmbruck · Scharff · Scheibe
Schott · Renée Sintenis · Tuaillon u. a.

Ausführung von Denkmälern jeder Größe
Sand- und Wachsguß · Vergrößerungen
und Verkleinerungen von Plastiken und
Plaketten · Ständiges Lager von Nach-
bildungen antiker und moderner Bronzen

LEHRBUCH DER PHILOSOPHIE

Herausgegeben von Max Dessoir

DAS GRUNDLEGENDE WERK
FÜR ALLE FREUNDE DER PHILOSOPHIE

Die Geschichte der Philosophie

Dargestellt von
Ernst Cassirer, Ernst Hoffmann, Josef Geyser,
Ernst von Aster, Max Frischeisen-Köhler

650 Seiten Text. Lexikon-Format.
Broschiert M 15.–, in Leinen M 18.–

★

Die Philosophie in ihren Einzelgebieten

Dargestellt von
J. Bapt. Rieffert, Erich Becher, Moritz Schlick,
Kurt Koffka, Emil Utitz, Paul Menzer, Paul
Tillich, Alfred Vierkandt

970 Seiten Text. Lexikon-Format.
Broschiert M 20.–, in Leinen M 24.–

VERLAG ULLSTEIN / BERLIN

GALERIE
FERDINAND MÖLLER

POTSDAM / WOLLNERSTR. 14

ZEITGENÖSSISCHE
MALEREI / GRAPHIK
PLASTIK

STÄNDIGE AUSSTELLUNG / 10–5 UHR

STAATLICHE AKADEMIE DER BILDENDEN KUNSTE ZU CASSEL

*

MALEREI

GEORG BURMESTER
KURT WITTE
KAY H. NEBEL
EWALD DÜLBERG

PLASTIK

ALFRED VOCKE

ARCHITEKTUR

HANS SOEDER

Ihr Bauch verrät Sie!

Es glaubt Ihnen keiner, daß Sie frisch und elastisch sind, wenn Sie einen verunzierenden Bauch mit sich herumschleppen. Warum tun Sie das? Tausende verdanken Ihre schlanke Figur u. tadellose Haltung dem seit Jahrzehnten bewährten Gentila Gürtel. Warum kommen Sie nicht in unsere Anproberäume, um sich von den überraschenden Wirkungen des Gentila Gürtels zu überzeugen? Kat. H 3 kostl.

J. J. Gentil G.m.b.H. Berlin W 9
Potsdamer Str. 5 (am Potsdamer Platz)
8 separate Anproberäume. Geöffnet 9—6 Uhr.

DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang August 1933

Der Querschnitt erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung, durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag zu beziehen. Preis des Heftes RM 1,50. — Vierteljährlich (ab 1. Oktober 1933) RM 4,— (bei freier Versendung innerhalb Deutschlands und Österreichs). Zahlungen durch jede Buchhandlung oder direkt an das Postscheckkonto der Kurt Wolff Verlag A.G., Berlin 64650. — Zahlungen aus dem Ausland mit Postanweisung an den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21.

Sonderabonnement

auf die nächsten vier Hefte (September, Oktober, November, Dezember 1933) zum ermäßigten Preis von RM 5,— (bei portofreier Sendung innerhalb Deutschlands und Österreichs; für das übrige Ausland unter Portoberechnung). Bitte, benützen Sie den Bestellzettel, den Sie Ihrer Buchhandlung übergeben oder auch an den Verlag senden können.

Hier abtrennen

An den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21

Ich nehme ein Sonderabonnement auf die nächsten vier Hefte des Querschnitts (September, Oktober, November, Dezember 1933) auf und sende Ihnen den Betrag von RM 5,— durch die Buchhandlung

.....

durch Einzahlung auf Ihr Postscheckkonto Berlin 64650 — durch Postanweisung direkt an Ihren Verlag.

Name: .....

Straße und Hausnummer: .....

Ort: .....

Land: .....

(Entsprechend ausfüllen und Nichtgewünschtes streichen.)

Ein neues Buch

vom Dichter der „*Schattenbilder*"

HERBERT EULENBERG

CICERO

Der Rechtsanwalt
Redner
Denker
und Staatsmann, Sein Leben und Wesen

Das Buch enthält als Bildbeigabe die Reproduktion der antiken Büste Ciceros aus dem Vatikan in Rom. Einband und Schutzumschlag von W. Beucke. Preis: Geheftet RM. 2.80, Ganzleinen RM. 4.80.

INHALT: 1. Jugend und Werden / 2. Beginn seiner Beamtenlaufbahn / 3. Das Konsulat und der Kampf mit Catilina / 4. Der schöne Clodius und Ciceros Verbannung / 5. Ciceros Wiederaufbau 6. Das dreiköpfige Ungeheuer / 7. Cicero zwischen zwei Feuern / 8. Cäsar setzt sich in Rom durch / 9. Der tragische Endkampf / 10. In die Unsterblichkeit.

An Cicero hatten wir eine blasse und nicht einmal angenehme Schulerinnerung. Allenfalls wußten wir von seinem Ruhm als Redner und Politiker. Daß er der interessanteste und gegenwärtigste Mensch des ganzen Altertums gewesen ist, ist die große Entdeckung dieses Buches.

Auch für den Wissenschaftler interessant ist die Auseinandersetzung mit Mommsen, gegen dessen gehässig geringschätzige Beurteilung Eulenberg Cicero verteidigt, so daß sein Buch zu einer Ehrenrettung des von der zünftigen Wissenschaft zu Unrecht verkannten und verkleinerten großen Mannes wird. Die letzten Kämpfe der römischen Republik gegen Cäsar und seine Nachfolger sind der gewaltige Hintergrund dieses Lebens, das im Ringen um die Freiheit so tragisch endete. Eulenberg, ein Meister der Vergegenwärtigung historischen Geschehens, wollte kein gelehrtes Werk für Fachleute schreiben; sein Cicero ist ein Volksbuch, das in höchst anschaulicher und lebendiger Schilderung von einem großen Menschen in einer großen Zeit erzählt. Daß wir darin so viel Verwandtes mit uns selbst entdecken können, ist der besondere Reiz dieses Buches und verleiht ihm eine ungeahnte Aktualität. Kein Wort ist erdichtet, und doch trägt das Buch das Gepräge der großen Dichtung.

Kurt Wolff Verlag, Berlin

DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang Berlin, August 1933 Heft 5

„SEINERZEIT“

(1900 bis 1914)

Prof. J. Jastrow: Seelische Strömungen der Vorkriegszeit 305
Adolf Heilborn: Berlin um 1900 310
Karl Scheffler: Zauber und Komik alter Photos 316
Eugenie Schwarzwald: Wie man einen Mann bekam 320
Paul Morand: Die Deutschen auf der Weltausstellung 1900 . . . 323
Rom London: Edwards Eigenarten 326
Fedor von Zobeltitz: Der preußische Adel vor 1914 329
Christian Rath: Geschichte des Schnurrbarts „Es ist erreicht“ . . 332
Ein Tafeldecker: Dienst bei Hof und reichen Leuten 335
Ein Oberkellner: Die Wahrheit über das Nachtleben 338
Hans Reimann: Geschichte des deutschen Witzblattes 341
Hanns von Gumppenberg: Sommermädchenküssetauschelächelbeichte 348
Roman Tetz: Soziologie des Briefkastenonkels 349

Marginalien:

Die frechen Schlager der sittsamen Zeit / Prophezeiungen um 1900 von Henry van de Velde / Definition der Mode von Prof. Jhering / Kleine Erlebnisse mit Sudermann / Die Kleidung / Das Radel-Madel-Korps / Vermischte Anzeigen / Fliegende Händler in Berlin / 25 Jahre und 5 Kaffee ohne Zucker / Etikettefragen / Morgen müssen Sie einen Film drehen / Aus dem Sattel auf die Bühne / Modewörter 1900 bis 1914 u. a.

Mit Zeichnungen und Kunstdrucktafeln

Umschlagbild von Erik Nitsche

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN

Kurt Werth

Seelische Strömungen in Staat und Wirtschaft der Vorkriegszeit

Von

Dr. J. Jastrow

Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin

Die Generation zwischen 1900 und 1914 war die erste, der die *Menschheit als Ganzes* nicht bloß Gedanke, sondern Erlebnis wurde. Für das Erdbild des Europäers war seit den Tagen Herodots Indien das Ende der Welt geblieben. Die Fülle von Ländern, die der Europäer später kennen-

lernte, waren ihm Eroberungsgebiete, Kolonialländer oder solche, die es werden sollten, oder sie blieben ihm Barbarenländer, selbst wenn er zeitweise ihre Unbezwingbarkeit schmerzlich zu spüren bekam. Daß aber eine exotische Macht mit der höchstausgebildeten Kulturwaffe, der Flotte, einen europäischen Staat (und noch dazu den größten) schlug, war noch nie dagewesen. In der Seeschlacht bei Tsuschima hat Japan nicht nur die russische Flotte vernichtet, sondern gleichzeitig das Hochgefühl, mit dem der Europäer es als selbstverständlich hinnahm, daß nur er Geschichte mache, oder wen er zum Mitmachen zuließ. Japan wurde durch niemanden Großmacht als durch sich selbst; es hat nie eine Anerkennung nachgesucht. Dennoch wäre man im Irrtum, wenn man meinte, daß diese Umwandlung von den Mitlebenden in ihrer Bedeutung erkannt wurde. Mit demselben Wohlwollen, mit dem man einst Japans erste überraschende Erfolge auf Weltausstellungen anerkannt hatte, gönnte man ihm auch diesen Sieg; um so mehr, da weite Kreise Europas dem Zarismus die schmähliche Niederlage gönnten. Kein Prophet deutete den Tag von Tsuschima wie einst den von Valmy: daß von hier und heute eine neue Epoche der Weltgeschichte ausgehe.

Aber sie ging aus. Und sie hatte Vorläufer: der Welt-Postverein und Welt-Telegraphenverein hatten schon seit den siebziger Jahren Gewicht darauf gelegt, alle Staaten der Erde zu umfassen. Es gab internationale Unternehmungen für gewisse wissenschaftliche Aufgaben, die nur in vollständiger Umfassung der *ganzen* Erde ihren Sinn fanden: Erdmessung, Erdbebenforschung u. a. In der Seuchenbekämpfung hatte jeder Staat ein Interesse daran, daß jeder andere Staat die gleichen Pflichten übernahm. Überall waren die exotischen Staaten zur Mitwirkung auf dem Fuße der Gleichberechtigung herangezogen worden. Die wirkliche Gleichberechtigung war erst da, seitdem einer von ihnen sie nicht einmal mehr zu fordern brauchte. Die Haager Abkommen schienen ein Zeitalter internationaler Regelungen über das Verhalten der Staaten zueinander in Krieg und Frieden zu eröffnen.

Den Hintergrund zu den gemeinsamen Schöpfungen bildete eine Gleichartigkeit in dem inneren Aufbau der Staaten, wie sie frühere Zeitalter nicht gekannt hatten. In diese Zeit fällt die Einführung von Parlamenten im zaristischen Rußland und in der neuen Republik China, mit denen die geographische Ausbreitung der Parlamentsverfassung einen Grad erreichte, der einer Vollständigkeit ähnlich sah. Wenngleich zu schwebenden Fragen die regierenden Mehrheiten sich verschieden stellten, so waren doch die Fragen selbst fast überall dieselben: Ausdehnung des Stimmrechts, Arbeiterversicherung und Arbeiterschutz, Frauenfragen, Armeevergrößerungen, Schutzzölle u. a. Es war, wie wenn den Völkern von einer unsichtbaren Stelle die gleichen Tagesordnungen gestellt, und nur die Entscheidungen

Rudolf Wilke (Simplicissimus 1903)

„Gestatten Herr Professor, daß ich Ihnen Miß Young aus Chicago vorstelle." — „So, Sie gehören also dem Volke an, das trotz des römischen Rechts beim Spezieskauf keine traditio rei verlangt?"

ihnen überlassen würden. Die Anähnelung der Lebensweise, wie der Lebensziele beförderte die Internationalität in noch schnellerem Tempo außerhalb der staatlichen Sphäre, sowohl in geistigen wie in materiellen Interessen. Fast jede Wissenschaft erhielt in diesen Jahren ihren internationalen Gelehrtenkongreß oder baute einen schon bestehenden aus. Schriftsteller sowohl wie Verleger tauschten ihre Erfahrungen international aus. Die Vertreterinnen der Frauenrechte taten es besonders erfolgreich. Wie die Hotelbesitzer sich über die Länder hin organisierten, so auch ihre Kellner. Selbst von der „Internationalen Artistenloge" und ihren Zeitschriften war mit Achtung die Rede. Die sozialistische „Internationale Arbeiterassoziation", nach ihrer ersten Begründung einst schnell zerfallen, hatte seit ihrer Neubegründung als „Zweite Internationale" ein geordneteres Dasein geführt und schuf sich im Jahr der Jahrhundertwende ein ständiges Büro in Brüssel.

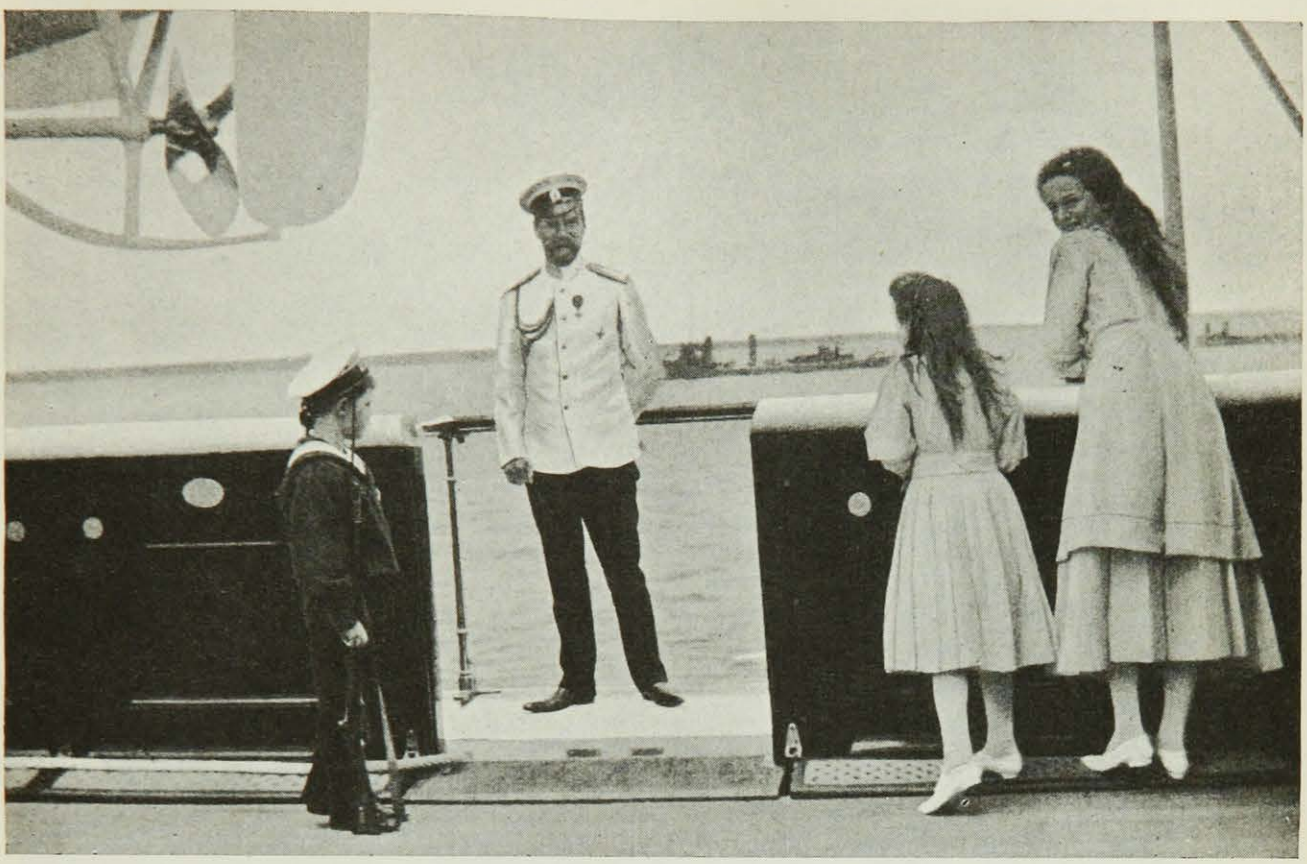
Aber der Geistesströmung, die sich in stets wachsender internationaler Zusammenfassung auswirkte, ging ein nur desto kräftiger auftretender Nationalismus zur Seite, der sich, wo er irgend konnte, zu einem Imperialismus auswuchs. So wurde es für die Geistigkeit dieser Zeit bezeichnend, daß in ihr beständig von den verbindenden Interessen der ganzen Menschheit die Rede war, und daß jeder Staat zum Schutze *seiner* Interessen Rüstungen in einem Umfange aufbaute, wie sie kein früheres Zeitalter gekannt hatte. Zweierlei war bezeichnend: daß die Bündnisse zur Erhaltung des Friedens eine kriegsbedrohte Atmosphäre schufen und daß dieser Zusammenhang nur von wenigen bemerkt wurde.

*

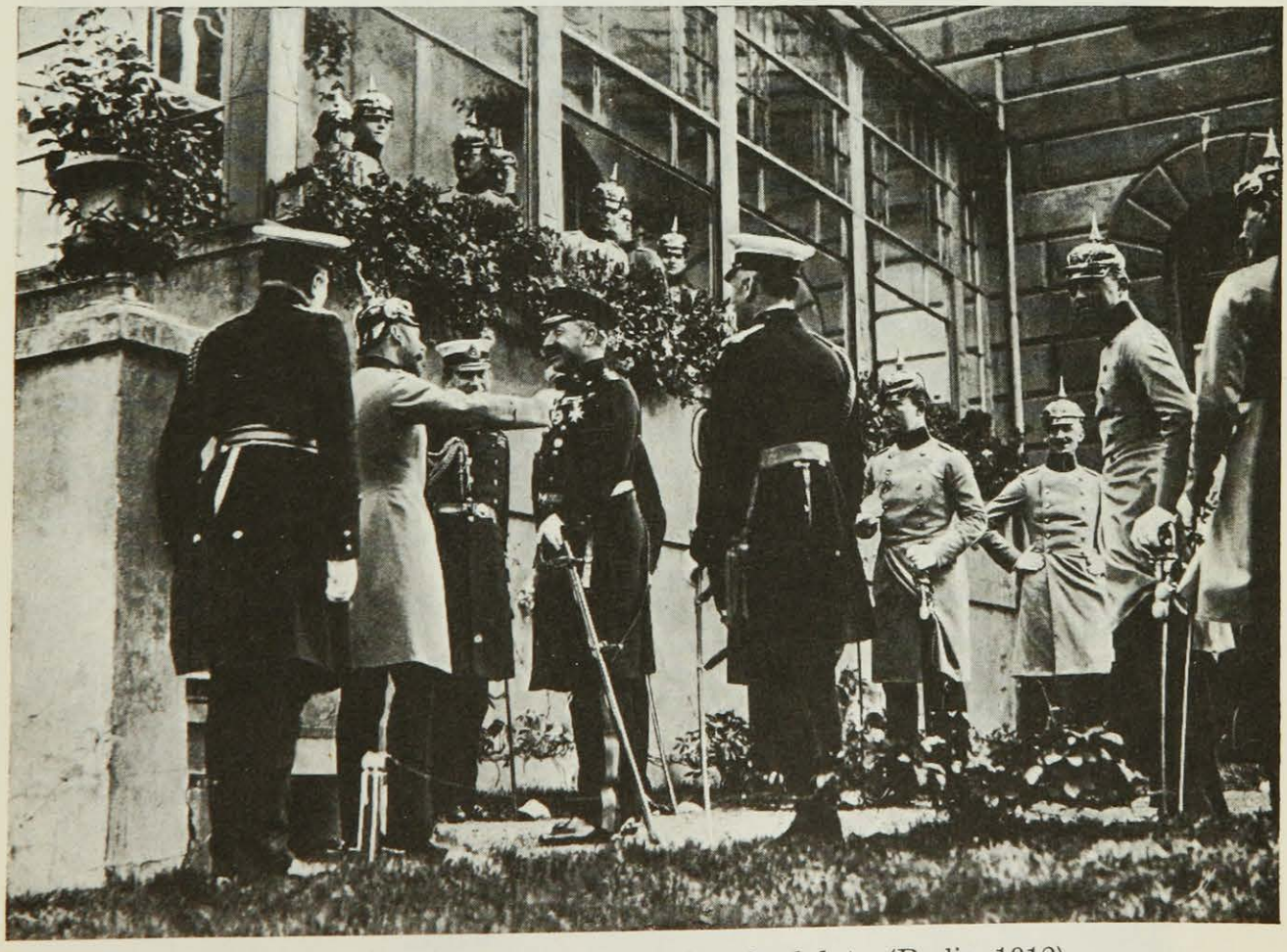
Nicht ohne Grund war das beginnende Jahrhundert stolz auf die Fülle seiner Leistungen, in denen sich mit ungeahnter Schnelligkeit Erfolg an Erfolg reihte. Die Gegenstände dieser Erfolge lassen sich fast alle unter *Organisation und Technik* zusammenfassen. In dieser Zeit wurde Organisation eine Wissenschaft. „Scientific management" kam von Amerika zu uns herüber. Kartelle, Syndikate, Trusts, Fusionen waren Organisationsgedanken. Sie bemächtigten sich fast des ganzen gewerblichen Lebens. Daß es „Kartelle" gebe, war im Jahre 1883 eine wissenschaftliche Entdeckung, die an einigen wenigen Beispielen die Welt in Erstaunen, ja fast in Bestürzung versetzte; die Gerichte versuchten zunächst noch gegen derartige Preisverschwörungen das Publikum zu schützen, mußten aber bald den Kampf aufgeben. Die Reichsenquete von 1905 zählte bereits 383 und war schwerlich vollständig. Manche von ihnen waren international.

Jetzt bekamen die Gewerkschaften einen bestimmten Platz im System der Organisationen: sie waren Kartelle für die Ware Arbeitskraft. Die beiderseitigen Organisationen der Unternehmer und der Arbeiter hatten schon früher angefangen, sich zur Vereinbarung der Lohnsätze und sonstigen Arbeitsbedingungen einen Überbau zu schaffen. Jetzt wurde dies zur Regel. Der „Tarifvertrag" erlangte staatliche Anerkennung. Die Sozialdemokratie hatte vergessen, daß sie ihn einstmals bekämpft hatte. Sie hatte gelernt, daß Ziel jedes Kampfes der Friede ist. Das war das Erziehungsprodukt, zu dem die Nationalökonomen aller politischen Richtungen von dem linksliberalen Brentano bis zu dem deutschkonservativen Adolph Wagner zusammengewirkt hatten. Ja, daß der Einfluß des Organisationsprinzips auf die Unternehmer noch größer war, wurde zunächst auch nur von Theoretikern bemerkt. Aus dem wagenden Kaufmann war ein Organisator geworden, der die Preise durch Kartelle und Schutzzölle, die Löhne durch Tarife gewährleistet sah. An die Stelle eines ewigen Konkurrenzkampfes mit Auslese der Kräftigsten trat eine Art Erblichkeit der Aufsichtsrats-Sitze. Eine Generation von Söhnen und Schwiegersöhnen.

Daß in der Technik die Erfindungen, einander jagend und überbietend,



Der Zar läßt sich photographieren. Mit dem Zarewitsch und den Großfürstinnen Maria und Olga



Georg V. erzählt Wilhelm II. eine Anekdote (Berlin 1912)

1914. **August** **31 Tage.**

Sonntag 2.

Verw. Königin der Niederlande geb. 1858.
Erbprinz von Sachsen-Coburg und Gotha geb. 1906.

1. Mobilmachungstag

Montag 3.

König Friedrich Wilhelm III. geb. 1770. († 7. Juni 1840.)
König der Hellenen geb. 1868. (21. Juli a. St.)
König von Norwegen geb. 1872.

~~12° Hauptbahnhof, Ernst Hohenzollern zum Abschiedsempfang in Potsdam bei Seiner Majestät~~
~~Empfang seiner Offiziere Corps des Ihrer Majestät Leib-Regiments~~
~~Ansprache des Kaisers an das Regiment.~~

Dienstag 4.

12° Gottesdienst im Dom.
1° Reichstags-Eröffnung im Weissen Saale. Anzug: Feldgrauer Waffenrock, Grosses Ordensband.

7.30 Sitzung des Reichstagsgebäudes.

Mittwoch 5.

† 1901 Kaiserin Friedrich.

~~9.45 Abfahrt vom Palais Hohenzollern zum Hauptbahnhof~~
10° Abfahrt des I. Bayer. Königs. Infanteriekorps. Regiment von Hindersin 2 in Treuenbrietzen – Zahlung 4 Hunde. – Anzug für Herren Reit u. Fahrsport. Helm. Mantelrock.
~~Abfahrt vom 11° - Zimmer zur Hohenzollern nach Potsdam~~

Donnerstag 6.

Freitag 7.

Königin von Schweden geb. 1862.

Sonnabend 8.

August.

Kalender Kaiser Wilhelms II. im August 1914 mit

1914. **August** **31 Tage.**

Sonntag 16.

Abreise aus dem Kriegsschauplatz

Montag 17.

† 1786 König Friedrich der Grosse.

Herzog Karl Georg Joseph von Lothringen, geb. 1887.

1° Schiffahrt aus Anlaß der Anwesenheit der Russischen Mission

10° Feldgottesdienst auf Parade im Lustgarten aus Anlaß des Jahrestages des Kaiser Alexander Garde. Gren. Regts Nr. 1. – Paradeanzug.

Besichtigung von Gewehr-Neukonstruktionen unter Zuhalt I.

1° Schiffahrt aus Anlaß der Anwesenheit der Russischen Mission.

5° Marschall Freiherr Hans Gerhard von Brandenstein, Nobilitation der Familie.

6° Essen im Herzoglichen Palais Prinz Friedrich Leopold 1. – Gesellschaftsanzug.

Dienstag 18.

Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich geb. 1830.

1° Schiffahrt aus Anlaß des Geburtstages S. M. des Kaisers von Oesterreich.

10° Feldgottesdienst auf Parade auf dem Tempelhofer Felde aus Anlaß des Jahrestages der Schlacht bei Kunersdorf beim Kaiser Franz Garde-Gren. Regt. Nr. 2 – Paradeanzug.

1° Schiffahrt aus Anlaß des Geburtstages S. M. des Kaisers von Oesterreich.

6° Essen im Leibhusaren-Regiment Prinz Friedrich Leopold 1. – Gesellschaftsanzug.

11½ ab Berlin auf Bf.

Mittwoch 19.

Herzog von Anhalt geb. 1856.

6³⁰ eintreffen mit Vorortzug in Gotha – Empf. mit Ehrenwagen nach Ehrenhain weg Oberdorf, bis in Höhe des Dorfausgangs westlich Hohenkirchen – Parade Maj. steigen hier zu Pferde.

Anzug: Waffenrock (blauer Waffenrock)

2° ab Gotha.

6²⁰ an Cronberg.

Donnerstag 20.

Cronberg

Freitag 21.

Fürst zu Schwarzburg geb. 1852.

Ehrenwache mit Ehrenwagen vom Bataillon Friedrichshof Kommando bei Homburg Inf. 39 – Parade Marsch – Marsch in die Stellung zu Pferde.

8° Begrüßung des Prinzen mit dem Großherzog Prinz Heinrich bei Mainz Anzug für Offiziere Waffenrock

Frühstück bei S. K. H. dem Großherzog v. Hessen B. 937 im Großherzogl. Palais in Mainz

Herausfahrt der Kaiserin und Prinzessinnen zur Besichtigung der Kriegslazarette in Homburg. Im Taunus B. 786

Sonnabend 22.

Königin der Bulgaren, geb. 1860.

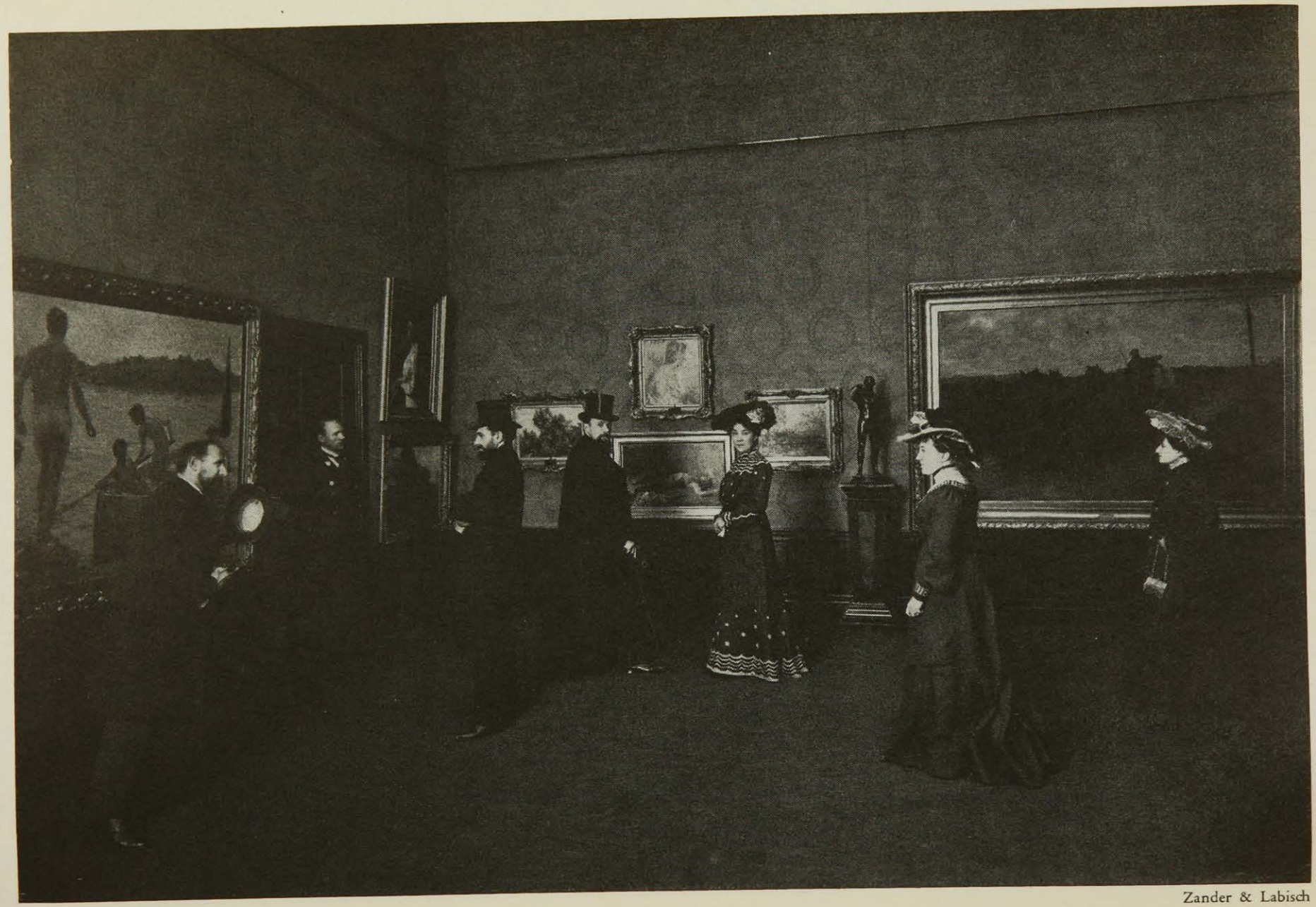
Automobilfahrt nach Homburg

3³⁰ ab Homburg

6⁵⁵ an Wilhelmshöhe

August.

dem ursprünglichen und dem geänderten Programm



Zander & Labisch

Eine englische Ausstellung in Berlin

ein neues Lebenstempo herbeiführten, darüber ist nur eine Stimme. In diese Zeit fallen die Erfindungen, die erst den Nachrichten-, dann den Personenverkehr von gewiesenen Bahnen unabhängig machten und schließlich die menschliche Stimme zu unbekannten Hörerscharen der ganzen Erde tragen sollten (1897 drahtlose Telegraphie, 1903 Telefunkengesellschaft, 1912 Rundfunk-Vorführungen. 1900 bis 1908 Zeppelinflüge). — Die Einwirkungen von Organisation und Technik auf Rhythmus und Inhalt des menschlichen Lebens wurden einander in dieser Zeit nur allzu ähnlich. Beide arbeiteten daran, die Bedeutung des Menschen herabzudrücken, die der objektiven Mittel zu erhöhen. Die Organisation selbst wurde eine Technik. Die Betriebe wurden entseelt. Der Mensch berauschte sich an Erfolgen, die quantitativ meßbar waren. Ein Rekord wurde gefeiert, um morgen überboten zu werden. Nur der einsame Seher konnte seinem Zeitalter die Frage stellen, wo die Hybris der Steigerungen hinaussolle. „Ihr baut verbrechende an maaß und grenze: ‚was hoch ist kann auch höher!' doch kein fund kein stütz und flick mehr dient . . . es wankt der bau" — — —

*

Ganz fehlte der Generation freilich die Empfindung für das Unbefriedigende ihres Stolzes nicht. Das Überwiegen des Verstandes über das Gefühlsmäßige und Intuitive, der Zivilisation über die Kultur, alles menschlich Ersonnenen über das rein Natürliche äußerte sich in einem dunklen Mißbehagen und in einer noch dunkleren Ergänzungsbedürftigkeit. Diese Zeit, die damit anfing, alles „rationalisieren" zu wollen, begann bereits mit einem neuen Kultus des *Irrationalen.* Die Jugendbünde waren in ihren Zielen unklar, und sie bedurften der Klarheit nicht, weil sie ein Protest gegen die einseitige Herrschaft des Verstandesmäßigen waren. Die stärkere Betonung des Religiösen gab dem Katholizismus, der sich niemals gescheut hatte, das über alle Vernunft Hinausgehende den Bekennern besonders ans Herz zu legen, ein erhöhtes Schwergewicht in der Gesamtkultur. Im Protestantismus machten sich Bewegungen geltend, die man als „Neu-Mystik" zusammenfaßte. Die Ärzte zeigten sich geneigter, in „Naturheilmethoden" neben Unbrauchbarem und Schädlichem auch Brauchbares herauszufinden. Ja selbst die Naturwissenschaften, durch die Erschütterung mancher Grundbegriffe stutzig geworden, fingen an, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es neben oder gar über dem Reich des Rationalen ein irrationales gebe. Von diesen Gegenstößen gegen die Alleinherrschaft der ratio führten unmerkliche Übergänge bis zum Wiederauftauchen der Neigung, Dinge zu glauben, bloß weil sie der Vernunft widersprechen. Von solchen Entwicklungen waren die seelischen Strömungen in Staat und Wirtschaft der Vorkriegszeit zwar nicht ergriffen. Aber sie waren von ihnen bereits überschattet und gedämpft.

Berlin um 1900

Von

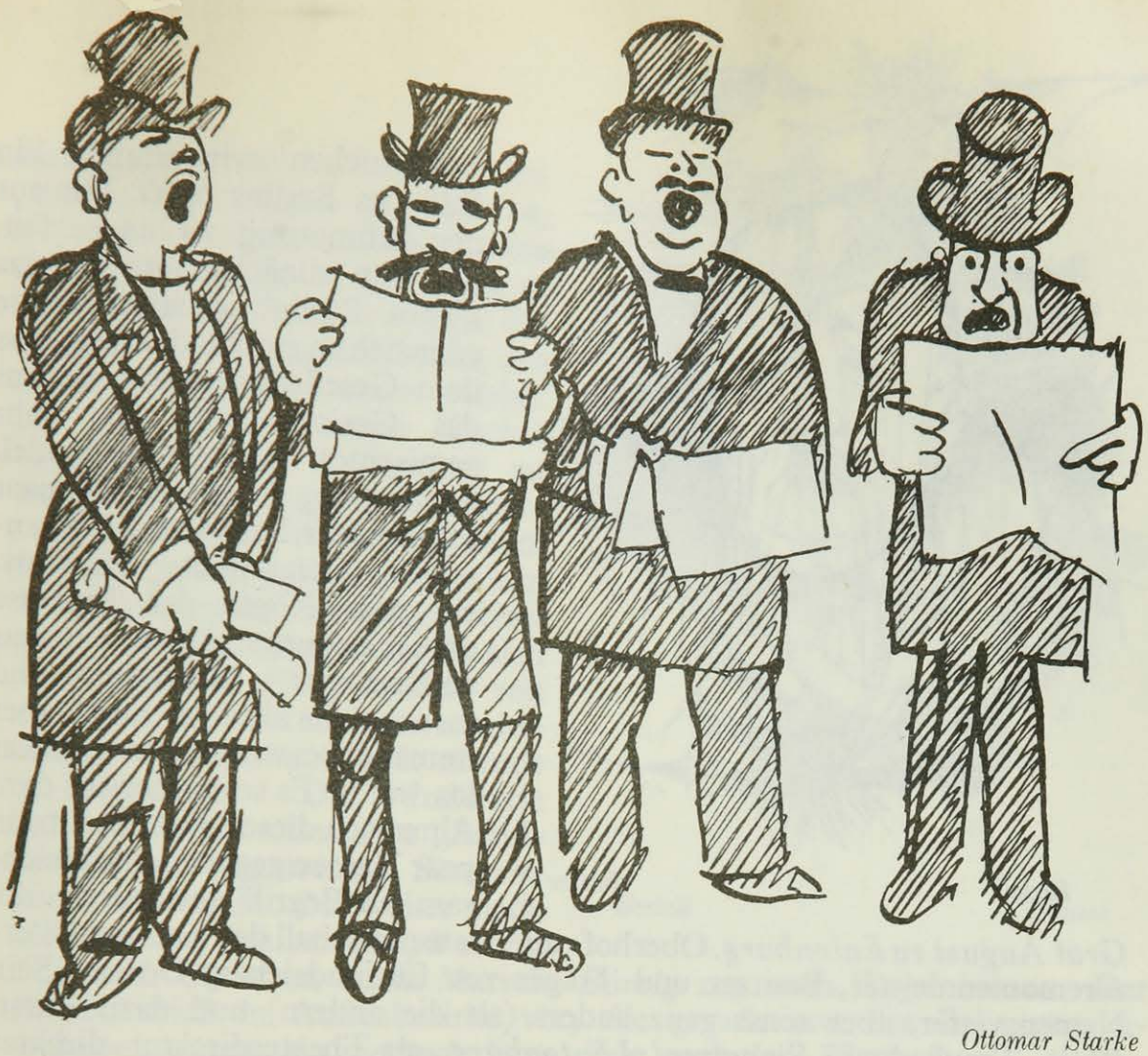
Adolf Heilborn

Berlin um die Jahrhundertwende — das war die von Wilhelm II. befohlene Weltstadt. Im äußeren Bilde ein Zwitter: halb „gute Mittelstadt" noch, halb geplantes, aber nicht gekonntes Paris-London-New York. Gute Mittelstadt („wie es seitdem sich verändert hat!", reimte damals Trojan) noch überall an der Peripherie und im alten Stadtkern, die „schönste Stadt der Welt" (mit dem Kaiser zu reden) in den Zuckerbäckereien um das Schlüterschloß herum, im Tiergarten — nehmt alles nur in allem —, in den zum Grausen schönen Wohnpalästen, zumal im Trakt des Kurfürstendamms, den pompösen Bierpalästen und den Warenhäusern (leider hat Messel ja nur das eine, einzige erbaut). Im Verkehr: die Droschken (zweiter Jiete, erster Jiete, Schwarzlackierter, Weißlackierter), der Pferdeomnibus, bei dessen Scheibenklirren keine Unterhaltung möglich war, die Pferdebahn, die neben den ersten „Elektrischen" noch immer mit dem Gebimmel der Feuerwehr durch manche Straßen schlich. Und wiederum: das erste Benzindroschkenauto, allgemein von schallendem Gelächter begrüßt, und „die Wannseebahn wird demnächst bis 1901 versuchsweise elektrisch betrieben."

Die Bewohner? Das läßt sich am besten an der Weltanschauung (oder wie man das nennen will) und dem Stil zweier Romane zeigen: die Insassen von Stindes „Familie Buchholz" (Berlin NO, Landsberger Straße) beginnen langsam, aber sicher auf die Gefilde von Döblins „Berlin Alexanderplatz" zu übersiedeln. Bettina hat nie richtiger geurteilt als in jenem: „In Berlin wird mit der Zeit alles ruppig — sogar der Papst würde es werden."

Das muß hier gleichsam in der Luft liegen. Denn die meisten „Berliner" sind gar nicht aus Berlin, nicht mit Spreewasser getauft, sind überhaupt nur ein Begriff. Häufig genug ein höchstfataler: „Unsre grenzenlose Unbeliebtheit läßt keine Anerkennung aufkommen, auch da nicht, wo wir sie verdienen", schreibt Fontane 1896 an seine Gattin.

Gerade auch um die Jahrhundertwende hatte Berlin wieder einmal einen starken Strom von Zuwandrern aus Ostelbien, aus Breslau, vom Rhein her, nicht ganz so wogenreich aus Süddeutschland und — wegen der zunehmenden Verdienstmöglichkeiten in den riesenhaft angewachsenen Fabrikbetrieben — besonders aus den ländlichen Gegenden der Mark über sich ergehen lassen müssen. Solche Einwanderer amalgamieren sich meist überraschend schnell mit dem Quecksilber des Berlinertums und gehen dabei des Eigenmetalls gewöhnlich verlustig. Die nächste Generation zeigt sie dann als Bastard-Berliner, als eben *die* Berliner, denen Berlin seinen bekannten „guten Ruf" in Deutschland (und darüber hinaus) verdankt. Sie nehmen zunächst als bequemsten Erwerb berlinisches Sprachgut an, werden groß im „Quatsch", den schon Gutzkow in der Besonderheit von Wortverdrehung und Wortsalat als typisch berlinisch bezeichnete, und fühlen sich damit als „waschechte Berliner". Den echten Reichshauptstädtler kennzeichnete um die Jahrhundertwende eine äußerliche Besonderheit: der Berliner — bis hinab in die unteren Stände, die ja alle beim „Kommiß" eine bestimmte Politur erfahren hatten — trug jenen martialisch drohenden „Es-ist-erreicht"-Schnurrbart.



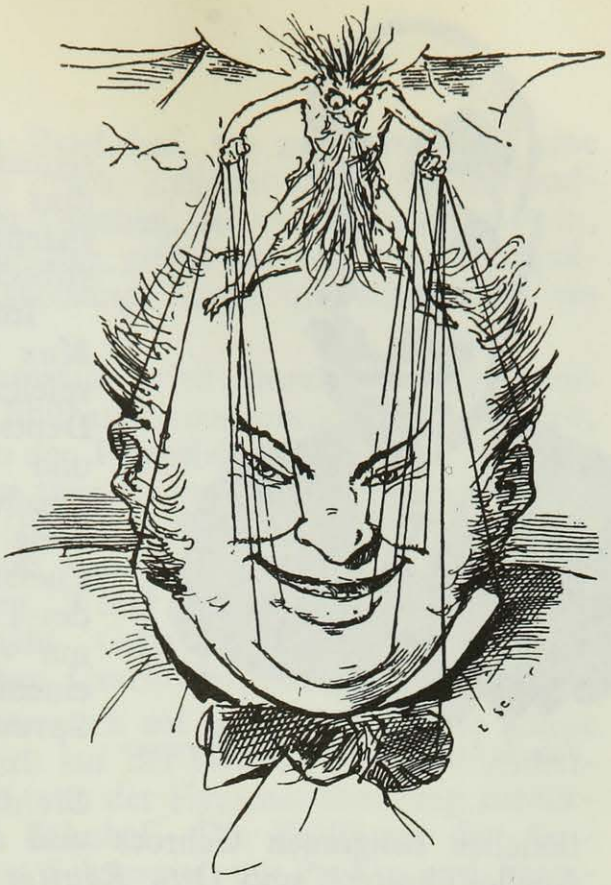
Ottomar Starke

Kennzeichnend für den Durchschnittsberliner kleinen Herkommens, zumal die durch den Militärversorgungsschein zu subalternen Beamten gewordenen ehemaligen Unteroffiziere, war auch das lebenslustig-gesunde Kolorit des Gesichts und die Wohlgenährtheit. Zu dem Bilde jener Tage gehörte ferner der hagere Gardeoffizier mit dem stereotypen „Äh-Äh"-Stottern und dem Monokel, den nichts aus seiner blasierten Unerschütterlichkeit bringen konnte, und der stark auf manche Schichten abfärbte: als ideales Vorbild diente er dem sich als Sportsmann fühlenden Hoppegartenbesucher mit dem schweren Fernglas im beriemten Lederetui, dem schäbiggentilen Deklassierten im Café oder Restaurant und dem Ritter von der Elle bei Hertzog oder Gerson. Und auch der „Urberliner", wie er sich gern nennen hört, ist um die Jahrhundertwende noch nicht ganz ausgestorben — er lebt ja in gleichsam fossilen Einzelexemplaren selbst noch heute —, der Weißbierphilister von ehedem, wie ihn aus jenen Tagen Erdmann Graeser in „Lemkes sel. Witwe" gezeichnet hat. Sehr hübsch schildert ihn ein Anonymus damals folgendermaßen: „Manchmal ist er in einem glücklichen Geschäft zu Wohlstand gekommen und rangiert fast unter den Patriziern, meistens bleibt er in der anonymen Masse, dem mittleren Beamtentum und in den bürgerlichen Bezirksvereinen; je seltener er auftritt, desto origineller ist seine Wirkung. Bei der allgemeinen Schwenkung zu militärischem Paradeglanz ist er zurückgeblieben, und so wenig wie in die neuesten Stadtviertel findet er sich in die Physiognomien seiner Nachkommen. Heute wie einst ist er gemütlich, schlagfertig, zynisch, und sein unmodischer Alltagskopf, weder gepflegt, noch ungepflegt, hat etwas von einem Massenartikel mit Garantieschein für praktischen Gebrauch."

Bertall *Baisse*

Versuchen wir einmal, ein Bild des Berlins jener Zeit aus der Erinnerung zu entwerfen. Da war zunächst etwas, was „Tout Berlin" genannt wurde oder sich so empfand, etwas, was dem Gesellschaftsleben Berlins das Gesicht gab. Ein sehr gemischtes Etwas: Hochadel, Soubretten, Politiker, ein paar Spitzen der Kunst und Wissenschaft, Theaterleute, Bankiers, ein paar Köpfe der Jeunesse dorée, Zeitungsmänner, ein paar ausländische Gesandte und manche, die alles das nicht, aber immer dabei waren, wenn „etwas los war". Es seien hier aus dem Almanach dieses Tout Berlin ein paar Namen gegeben, die gleichsam ein Begriff geworden sind. *Graf August zu Eulenburg,* Oberhof- und Hausmarschall des Kaisers, Oberzeremonienmeister, Besitzer und Träger von fünfundsiebzig Orden. Sein Namensvetter, aber sonst ganz anders (als die andern) und dazu Fürst, *Phili,* Troubadour. *Siegmund Lautenburg,* als Theaterdirektor direkter Nachkomme der Alt-Berliner Cerf und Kroll-Engel, unbewußter Mittelpunkt des Berliner Theaterhumors. *Ferdinand v. Strantz,* Operndirektor a. D., alt wie Methusalem, aber ewig jung als Schwerenöter mit prächtig schwarz gefärbtem Schnurrbart. *Ernst v. Bergmann,* der berühmte Chirurg, der auf Wohltätigkeitsfesten stets in Uniform erschien. *Anton v. Werner,* Akademiedirektor, Redner gegen die neue Richtung — „Die janze Richtung paßt mir nicht!" ist ein kaiserliches Diktum jener Epoche — als Maler berühmt durch das Glanzlicht auf Militärstiefeln, aber — „Die soll'n man erst so'n Stiebel malen wie der Anton", pflegte der alte Zille von der modernsten Kunst zu sagen. *Alfred Holzbock,* Scherls Ludwig Pietsch, stürmischer Lockenkopf, gemildert durch eine behagliche Glatze, von Harden einmal „der unsägliche Holzbock" apostrophiert. Freiherr *v. Mirbach,* der Oberhofmeister der Kaiserin, Sammlungsfanatiker religiöser Tendenz. Der Schminke- und Puder-*Leichner,* der geistige Schöpfer des Richard-Wagner-Denkmals. *Fritz Friedländer* (damals noch nicht mit der Vorsilbe von und dem angehängten „Fuld"), Geheimer Kommerzienrat, Ritterguts-, Jagd- und Rennstallbesitzer, der seinem Stallmeister, wie man sich erzählte, 40 000, dem Privatsekretär hingegen 35 000 Mark Gehalt zahlte. *Erich Schmidt,* lange Zeit der unbestrittene Berliner Literaturpapst, Nährvater der Neu-Berliner Theaterkritik und in jeder Premiere des Lessingtheaters.

Jenes Berlin scheint mir in der Erinnerung ewig von Militärmusik und sonstigem Festgetöse und Farbenprunk erfüllt gewesen zu sein. Nun ja, es gab ja auch Denkmalsenthüllungen, Ausstellungseröffnungen, feierliche Einweihungen, Fürstenempfänge, und damit Gelegenheiten für Wilhelm II., den Hof, das Militär und die Gesellschaft, sich zu zeigen. Und da eine



Bertall *Hausse*

Haupteigenschaft des Berliners von jeher seine Neugier gewesen ist, so füllte bei solchen Anlässen „eine festlich gekleidete Menge" (wie es in den Zeitungsberichten hieß) die Straßen. Daß in diesem Berlin, das sich schon damals immer stärker mit dem Tempo seines Wachstums und seiner Lebenshast zu amerikanisieren begann, auch übermäßig gearbeitet wurde, trat kaum je in Erscheinung. Eigentlich nur in den Menschenströmen, die in früher und frühester Morgenstunde sich durch gewisse Hauptstraßen von den Bahnhöfen her zu ihren Arbeitsstätten ergossen und spät abends zurückfluteten. Die Industrie hatte ja damals schon ihre „Randwanderung" angetreten: *Siemens* wanderte aus Moabit weiter nach Nordwesten, *Schwartzkopff* setzte sich nach Südosten zu in Marsch, *Borsig* zog nach Tegel hinaus. Der Handel stieß in Außenbezirke vor, die gerade erst der Bebauung erschlossen waren: ein merkwürdiger „Zug nach dem Westen".

Der Kurfürstendamm entstand, Ausfallstraße zum Grunewald, vom Kaiser ursprünglich in etwas andrem Zuge geplant, von geschickter Spekulation mittels einiger, durch einen Wilmersdorfer Bauer „zufällig" in einen Graben entleerter Jauchefässer in den heutigen Lauf gelenkt: Franz Hermann Meißner, Kunsthistoriker und Dichter, im Nebenberuf Verwaltungsdirektor des Zoologischen Gartens, hat in seinem Roman „Einsame Menschen" ergötzlich davon erzählt. Damals war das „Café des Westens" vorgeschobene Vedoute der im Aufbruch begriffenen Berliner Künstlerboheme, der bereits arrivierten, wie der erst „etwas werden" wollenden, und wurde bald zum „Café Größenwahn". Hier saß damals der immer verbindliche John Henry Mackay, lyrischer Edelanarchist, neben dem immer verdrossenen Frank Wedekind, damaligem „Reklamechef" der Maggi-Gesellschaft. Hier konzipierte *Ernst v. Wolzogen* die Idee des *Überbrettls*. Auf einem Goethe-Kostümfest in der Philharmonie schlug die Geburtsstunde dieses Überbrettls. Dort erklang mit der Musik von Oscar Straus zum erstenmal Liliencrons „Die Musik kommt", wurde zum ersten Male Bierbaums „Lustiger Ehemann" von Bozena Bradsky und Robert Koppel gesungen und getanzt. Das „Überbrettl" — sicherlich ein künstlerische Tat —, geistreiche Initiative zu vielen Möglichkeiten, wurde schließlich über den „Hungrigen Pegasus" von Max Tilke (Maler und Orientteppich-Importeur) und Georg David Schulz, über Hans Hyans berlinische „Silberne Punschterrine" doch nur das Nachtkabarett von heute. Aber zu Wolzogens Überbrettl am Alexanderplatz — auch das war einmal „Berlin Alexanderplatz"! — und zum Berlin um die Jahrhundertwende gehört auch das betrübliche Schauspiel, das *Detlev v. Liliencron*, nach seinem eigenen Ausdruck „Dichter, Leutnant und Baron", ewig in Geldnöten und

Joseph Lir *Max Liebermann*

seinen Verlegern mit Selbstmord drohend, dort am Vortragspult bot, in schlecht sitzendem Oberlehrergehrock, mit philiströsem Stehkragen.

Im Café Größenwahn wurde auch von *Max Reinhardt,* damals noch Charakterspieler — und welchen Formats — am Deutschen Theater, von Kayßler, Vallentin und Zickel die Don-Carlos-Parodie geschaffen, auf der sich die köstliche Gründung von *Schall und Rauch* aufbaute. Zuerst nur nächtlicherweile (nach Schluß des Theaters) bis zum Morgengrauen und nur vor geladenem Publikum tagend, dann einem soliden Theaterunternehmen zum Sprungbrett dienend.

In meiner Erinnerung taucht *Robert Steidl* auf, der Gentleman mit dem traditionellen hellgrauen Gehrock und dito Zylinder auf den Brettern des Apollo-Theaters, und *Otto Reutter* auf denen des Wintergartens, durch seine Kulleraugen und das sich gleichsam über den selbstgedichteten Blödsinn entschuldigende, leise Lachen alles mit fortreißend. *Paul Linckes* „Frau Luna", „Aus dem Reiche des Indra" erklingt — und die Lincke-Premieren im Apollo-Theater sind „gesellschaftliche Ereignisse", zu denen man sich wochenlang vorher die Eintrittskarten besorgt. Die „Premiere" überhaupt, auch die des großen Theaters, ist um die Jahrhundertwende zu besonderer Spezialität Berlins geworden. „Man" muß dabei gewesen sein. „Premierenpublikum" wird ein Begriff, mancherorts sogar ein Schimpfwort. Eingesetzt hatte dieses Fieber schon 1889 mit den Skandalen bei der Erstaufführung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" und Sudermanns „Ehre". Es zwang schließlich die Literaturwarte der Tageszeitungen zur Unsitte eiliger Nachkritik. Durch Otto Brahm mit Ibsen und Hauptmann gesättigt, sehnte sich das Berliner Publikum wieder nach Klassikern. Max Reinhardt, Brahms Nachfolger am Deutschen Theater (1904), begann seine Shakespeare-Inszenierungen. Die „andre Seite" des Berlinertums — die Vorliebe für das Zweideuteln — verstand *Lautenburg* zu kitzeln. Aber er hat doch neben dem „Schlafwagenkontrolleur" und der „Dame vom Maxim" auch Halbes „Jugend" und Maupassants „Musette" als erster aufgeführt — beide Dramen freilich in gewissem Sinne durchaus auf seiner Linie.

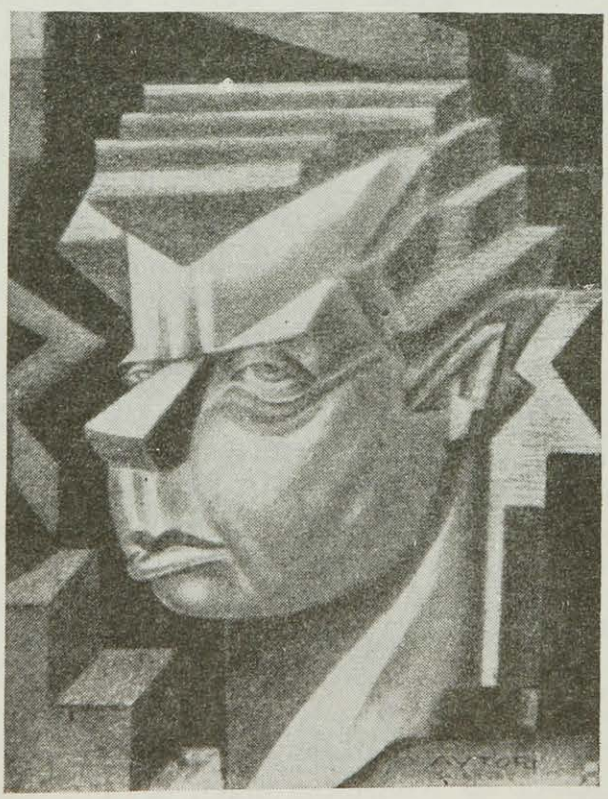
Steigen wir noch weiter hinab: in den reinen Amüsierbetrieb. Das Wort „Betrieb" für flache, schale Unterhaltung, Sichzeigen und „angeben" dürfen, andre sehen und kritisieren — „Hier ist Betrieb" —, muß um die Jahrhundertwende aufgekommen sein. Da war am Oranienburger Tor die Chansonetten-Ecke, Varieté als Volkssitte, Publikum des Quartier latin zumeist, „Café Boulevard", große Aufmachung draußen, galonierter hünenhafter Portier („Rausschmeißer"), drinnen viel talentlose, aber kurzröckige und auch sonst entblößte Weiblichkeit, wohlfeile Soubretten ohne Stimme auf den Brettern — „Denn ich bin die Ballhaus-Anna, bin ein Mädchen, süß wie Manna" und so —, wie Kellnerinnenbedienung. O Muse, verhülle dein Haupt! Die Berliner Lebewelt, die es dazu hatte, soupierte bei

Schaurté (Hotel Monopol) oder im Reichshof, wo zum erstenmal eine echte Zigeunerkapelle spielte, saß in Frack, Zylinder und weißen Handschuhen gelangweilt und blasiert im Glauben, so tonangebend zu sein, mit ihren Damen in der Metropolitan-Bar, zeigte sich auf den Metropolbällen, die für verheiratete Damen „shocking" waren, und schockierte, wo es nur ging, die eigene Familie.

Das Musikleben der Reichshauptstadt wird durch das *Joachim-Quartett,* die großen Konzerte der Philharmoniker unter Hans v. Bülow, dann nachdem Bülow „den Staub von den Pantoffeln geschüttelt", Nikisch, durch Siegfried Ochs mit seinem in temperamentvoller Grobheit streng erzogenen Philharmonischen Chor (Bachs H-Moll-Messe) repräsentiert. An der Oper führen Richard Strauß und Weingartner den Taktstock. Wagner, sehr viel Wagner, Lortzing, Weber, Leoncavallo — und die Preise werden von Zeit zu Zeit erhöht. Galavorstellungen und Théâtre paré entsprechen dem wilhelminischen Geschmack der Zeit.

Und dieser Geschmack beherrschte noch auf lange die bildende Kunst in Berlin und feierte geradezu Orgien auf der *Großen Berliner Kunstausstellung,* in jenem merkwürdigen, von der Hygieneausstellung zurückgebliebenen Glaspalast am Lehrter Bahnhof. Die Eröffnung der Ausstellung war jedesmal ein militärisches Schauspiel, mit Pauken und Trompeten, mit dem Hof, mit einem Massenaufgebot von Garde, Linie und Landwehr, mit Tout Berlin und natürlich auch Künstlern. Mehr als die Ausstellung oft lockte der dazugehörige Park: Heftersche Würste und Drehersches Bier. Es muß nicht geringer Mut dazu gehört haben, nach Vorbild der Münchener eine *Berliner Sezession* (Liebermann, Leistikow, Paul Cassirer, 1898) ins Leben zu rufen. Sie zeigte ihre „Rinnsteinkunst" zum ersten Male im Jahre nach der Gründung in einem kleinen, provisorischen Bau neben dem Theater des Westens und hatte erstaunlichen Erfolg — denn der Berliner sagte ja und sagt stets: „Nu jrade". Natürlich war der Besuch Offizieren verboten. Dafür übernahm die Stadt Charlottenburg bei der Übersiedlung der Sezession an den Kurfürstendamm ostentativ das Protektorat. Zu den Eröffnungsfeierlichkeiten erschien jedesmal der Charlottenburger Oberbürgermeister, mit der goldnen Amtskette geschmückt, als einziger Vertreter der offiziellen Welt, und hielt seine Ansprache.

In den ersten Ausstellungen der Sezession hingen auch die Graphiken der Käte Kollwitz und Heinrich Zilles. Ja, auch das war das wilhelminische Berlin: der Wedding, die Gegend um den Schlesischen Bahnhof und das Scheunenviertel.



Autori — *Max Reinhardt*

Zauber und Komik alter Photographien

Von

Karl Scheffler

Einst gab es fast in jeder Familie ein Photographienalbum, das schön ordentlich, in historischer Reihenfolge, Bildnisse von Familienangehörigen und Freunden, wie der Berufsphotograph sie lieferte, enthielt. Dieses Album — Prachtband, Lederpressung, Schließklammer und Doppelkartons mit Ausschnitten für „Visitenkarten- und Kabinettformat" — ist heute ebenso selten anzutreffen wie das geschnitzte Büfett oder das furnierte Vertiko. Denn der Amateurphotograph hat den Berufsphotographen aus der Familie fast verdrängt, seit kleine photographische Apparate beliebte Geburtstagsgeschenke, bis tief nach Ostasien hinein, geworden sind und die Familienmitglieder sich gegenseitig in allen Lebenslagen photographieren. Diese kleinen Gelegenheitsaufnahmen, die einer fast sportlich betriebenen Passion ihr Dasein verdanken, häufen sich so, daß kein Album mehr ausreichen würde. Auch ist der Stil der Photographie ein anderer geworden. Es sieht alles beiläufiger, inoffizieller und spontaner aus, und es fehlt vor allem die fälschende Retusche; der Amateur arbeitet nicht im Atelier — fünftes Stockwerk, Oberlicht, Sonnengardinen, gemalte Hintergründe, „So, jetzt bitte recht freundlich" —; seine Aufnahmen werden im Freien gemacht, plein air, es sind Erzeugnisse des Augenblicks, und es löst dementsprechend die Momentaufnahme die Zeitaufnahme ab.

Dennoch, auch diesen anspruchsloseren und treueren Photographien gegenüber werden sich einst ähnliche Wirkungen beobachten lassen, wie sie erlebt wurden, wenn einmal ein Photographiealbum alten Stils in der Familie durchblättert wurde. Es gab dann immer eine Stimmung, in der zu gleichen Teilen Rührung und Gelächter war. Man lächelte nachdenklich-ironisch beim Anblick der Bildnisse: „Wie habe ich — wie hast du — wie hat er doch komisch ausgesehen!" Die Reihe der eigenen Bildnisse — das Baby, der Fünfjährige, der Gymnasiast, der Student, der Bräutigam, der junge Vater usw. — erschien einem fast wie eine Illustration zu Darwins berühmter Entwicklungstheorie. Je näher die Bildnisse der Gegenwart kamen, um so stiller wurde die Heiterkeit; die letzte Aufnahme wurde immer ganz ernst genommen, dort hörte der Spaß auf.

Ebenso werden nun aber alte Photographien überhaupt betrachtet, sofern sie eine vertraute Umwelt darstellen. Wir alle lachen über Photographien, die vor zwanzig oder dreißig Jahren irgendwo in dem Lebensraum unserer Jugend aufgenommen worden sind; zugleich aber erwecken sie auch sentimentale Regungen. Mit Photographien, die zur selben Zeit etwa in Indien oder im Kongogebiet gemacht worden sind, verhält es sich anders; sie werden ernst und sachlich angesehen. Das will sagen: der gerührt-ironischen Wirkung sind örtlich Grenzen gezogen. Aber auch zeitlich sind ihr Grenzen gezogen. Photographische Darstellungen des heutigen Lebens werden ebenfalls ernst betrachtet, als Konstatierungen dessen, was ist; und Photographien, deren Entstehungszeit schon fünfzig oder mehr Jahre zurückliegt — man denke an die reizvollen Daguerreotypien — werden aufgefaßt als Konstatierungen dessen, was war, sie rücken in die Sphäre des Geschichtlichen und damit des rein sachlich zu Betrachtenden. Jene merk-

Genrebild

Lippe, Wien

Neckisch

Seiling, München

Taube und Traube

Das Bein

Das Füßchen

Zander & Labisch

Sudermann in seinem Heim

würdig zwiespältige und damit romantische Stimmung wird nur ausgelöst, wenn die photographisch fixierten Menschen, Dinge und Situationen aus unserer Welt sind, wenn wir mit ihnen unmittelbar durch Lebensinteressen verbunden sind, und wenn eine Zeit dargestellt ist, die weder Gegenwart noch historisch gewordene Vergangenheit ist, sondern dazwischen liegt.

Was in diesem Fall rührt, ist ein Gedanke der Vergänglichkeit, es ist ein immer noch zweckvolles Interesse, das aber auch schon in Distanz gerückt ist, es ist eine Erinnerung an die eigene Jugend mit allen ihren Irrtümern, Hoffnungen, Freuden und Leiden, es ist eine das philosophische Empfinden anregende Rückaktualisierung. Was die Photographien zugleich komisch erscheinen läßt, ist ein Gefühl von Überlegenheit, ein selbstgefälliger Gedanke, wie herrlich weit wir es inzwischen gebracht haben und wie schnell die „Entwicklung" inzwischen vorangeschritten ist. Solange eine Gegenwart von Moden beherrscht wird — also immer —, wird über die eben vergangenen Moden gelacht werden. Sie werden den Lebenden grotesk erscheinen. Wo die Herrschaft der Moden aufhört — an den Grenzen der Zeit oder der Länder und Kontinente —, wo das Herrschaftsgebiet des Stils beginnt, verstummt das Gelächter und findet auch die Rührung keine Nahrung mehr. Niemand wird über die Kleidertrachten, über die Formen von Haar und Bart, über Wohnungseinrichtungen oder Verkehrsmittel des achtzehnten Jahrhunderts lachen oder weinen. Das alles ist Geschichte geworden, es wirkt einheitlich als Stil einer Zeit und erscheint darum in einer natürlichen Weise endgültig. Die Kleider und Hüte, die Haar- und Barttracht, die Uniformen, die alten Fahrräder und Automobile, alle Vorstellungen von Eleganz aus der Zeit um 1900 aber regen unwiderstehlich die Sentimentalität und das Lachen an. Denn Moden schließen einander aus, was Stile keineswegs tun. Wir selbst haben uns dieser eben überwundenen Formen noch bedient, sind dann aber zu anderen Formen übergegangen. Wir erkennen in diesen alten Modeformen uns selbst wie in einer Verkleidung wieder — und es geht eine Empfindung vom eiligen Wechsel aller Lebensformen nebenher. Ein Wechsel, der um so schneller vor sich geht, je unsicherer und zweideutiger diese Formen sind.

Besonders deutlich tritt diese Empfindung im Kino zutage, wenn dort einmal Filme aus dem Anfang der Kinematographie gezeigt werden. Das Publikum amüsiert sich königlich, zum Teil über die Unbeholfenheit einer noch sehr unreinen Technik und über die Anspruchslosigkeit der theatralischen Wirkungsabsichten, zum guten Teil aber auch über das Skurrile der verflossenen Moden und über das Anderssein der eben aufgegebenen Lebensformen. Wir begegnen uns gewissermaßen selbst und befreien uns — die wir alle Schauspieler des Lebens sind — lachend von der eigenen Bedürftigkeit. Ohne aber zu bedenken — denn das wäre peinlich —, daß nach wieder zwanzig oder dreißig Jahren über uns Heutige wahrscheinlich ähnlich gelacht werden wird. Vielleicht sogar von uns selbst.

Da nun aber in dem scheinbar völlig Überwundenen und aus der Mode Gekommenen auch immer ein Unüberwindliches, etwas von allen Moden Unabhängiges enthalten ist, nämlich das ewig wahre Leben, das im tiefsten unveränderliche Menschenantlitz, kurz die Natur, so entsteht jener charakteristische und romantische Zwiespalt von Ja und Nein, der so große Reize, ja sogar eine eigene Poesie hat. Er ist es, der uns die alten Photographien

in einer fast schmerzhaften Weise interessant macht. Es ist, als werde eine rührselige Operette aufgeführt. Von Männern mit starrem Haby-Schnurrbart („Es ist erreicht!") oder mit jenen einst beliebten wallenden Vollbärten, die das Allzumenschliche wie hinter einem Paravent verbergen, immer aber mit dem unverbrüchlichen Ernst einer von sich selbst überzeugten Wichtigkeit — von Frauen, die Riesenhüte auf hohen Frisuren mit vielen Nadeln — es gab eine ganze Industrie dafür — befestigten, die in ihren engen und langen Kleidern nicht richtig gehen konnten, aus deren Gesichtern aber nichtsdestoweniger ein ewiger Liebreiz strahlt und die in all ihrer korsettierten Pracht damals so stark wie nur je auf die Erotik der Männer gewirkt haben. Hier ist eine Erinnerung an jenen Zuchthäusler am Platz, der zwanzig Jahre lang von der Außenwelt abgetrennt gewesen war und der beim Verlassen des Gefängnisses von einem smarten Reporter befragt wurde, was ihn bei der Rückkehr in die Welt am meisten in Erstaunen gesetzt hätte. Ohne zu zögern, antwortete er: die Frauen. Seine Phantasie hatte sich mit ihnen beschäftigt, wie sie aussahen, als er in die Gefangenschaft mußte; jetzt sah er sich plötzlich einem scheinbar anders gewordenen Geschlecht gegenüber. Auch dieses ist aufschlußreich für das vorliegende Thema.

*

Dies alles liegt aber nicht nur am Wechsel der Moden und der Weltanschauungen, die ja auch zum guten Teil Moden sind, sondern es liegt ebenfalls im Wesen der Photographie begründet. Es läßt sich auch so formulieren: Die alten Griechen konnten der Welt nur werden, was sie ihr sind, weil sie die Photographie nicht kannten. Die Photogprahie fälscht und verzerrt, während sie die Exaktheit an sich zu sein scheint. Dem Objektiv des photographischen Apparats ist alles gleich wichtig (weil ihm alles gleichgültig ist), ihm bedeutet eine Uniformhose soviel wie ein Augenaufschlag. Das ist das Falsche und das Indiskrete, es ist das Unmenschliche in der Photographie. Wie schädlich es gewirkt hat, wie es die Kultur mit verdrängt und an deren Stelle etwas nur zivilisatorisch Interessantes gesetzt hat, ist mit Händen zu greifen. Wäre das Leben genau so, wie alte Photographien es uns zeigen, so hätten die dargestellten Männer und Frauen sich unmöglich lieben können, so wäre diese lächerliche Umwelt dauernd nicht auszuhalten gewesen.

In Wahrheit war alles anders. Denn wie kommt es doch, daß wir vor den Bildern der guten Maler jener Zeit nicht eine Spur von jener Sentimentalität und Komik empfinden, die von alten Photographien ausgeht? Diese Maler — man denke an die großen Impressionisten — haben doch diese uns lächerlich anmutenden Moden dargestellt, dieselben Barttrachten und Frisuren, dieselben Kleider, Uniformen und Interieurs. Dennoch erscheint in ihren Bildern alles schön und natürlich. Es kommt, weil sie alles Modische nur nebensächlich behandelt haben, weil sie hindurchgeblickt haben auf die ewige Natur, weil sie, anders als der photographische Apparat, eine Auswahl getroffen haben, wie das Auge jedes Menschen es unwillkürlich tut, weil sie das Menschliche, Beseelte und Natürliche mächtig und siegreich betont haben. Die schönen Frauen sind in denselben altmodischen Kleidern dargestellt, in denselben grotesken Interieurs, mit Frisuren, die der heutigen Mode unmöglich vorkommen; und doch er-

Helleu

scheinen sie schön, überzeitlich und in eine Sphäre von Ewigkeit erhoben. Man lacht nicht über sie, man ist nicht gerührt, sondern man unterhält sich ernst und heiter mit dem Endgültigen. Alles, was Mode war, ist zum Stil erhoben worden.

Hier zeigen sich die Grenzen der Photographie: eines seelische Prozesses ist sie unter keinen Umständen fähig. Sie kann in den Händen eines geistreichen Photographen geistreich werden; mehr aber nicht. In den letzten Jahrzehnten ist sie ja sehr vervollkommnet worden, nachdem sie zwischendurch versucht hatte, „künstlerisch" zu werden, das heißt bekannte Bildwirkungen nachzuahmen; über die Grenzen der Mechanik gelangt sie dennoch niemals hinaus. Selbst diese Einsicht aber schmälert nicht den Reiz alter Photographien, sie begrenzt den Reiz nur. Die Wirkung wird nicht geringer, wenn der Betrachter weiß, daß das vom Photographen eingefangene Leben stets wie in einem unmerklich karikierenden Hohlspiegel gesehen wird. Und daß im übrigen sein Interesse etwas wie eine rückgewandte Neugier ist. Die Weltgeschichte — und auch dieses ist ja schon Weltgeschichte geworden — hat die Tendenz zu erhöhen, weil sie alle Gestalten und Tatsachen einem großen Fluß des Geschehens einordnet; die Photographie dagegen hat, aus Gründen ihrer Mechanik, die Tendenz, die Menschen und Dinge zu entheroisieren. Dieses Gegeneinander erzeugt sich jene merkwürdige, zwiespältige Stimmung, woraus Zauber und Komik alter Photographien immer wieder gespeist werden.

Wie man einen Mann bekam

Bürgerliche Bräuche in grauer Vorzeit

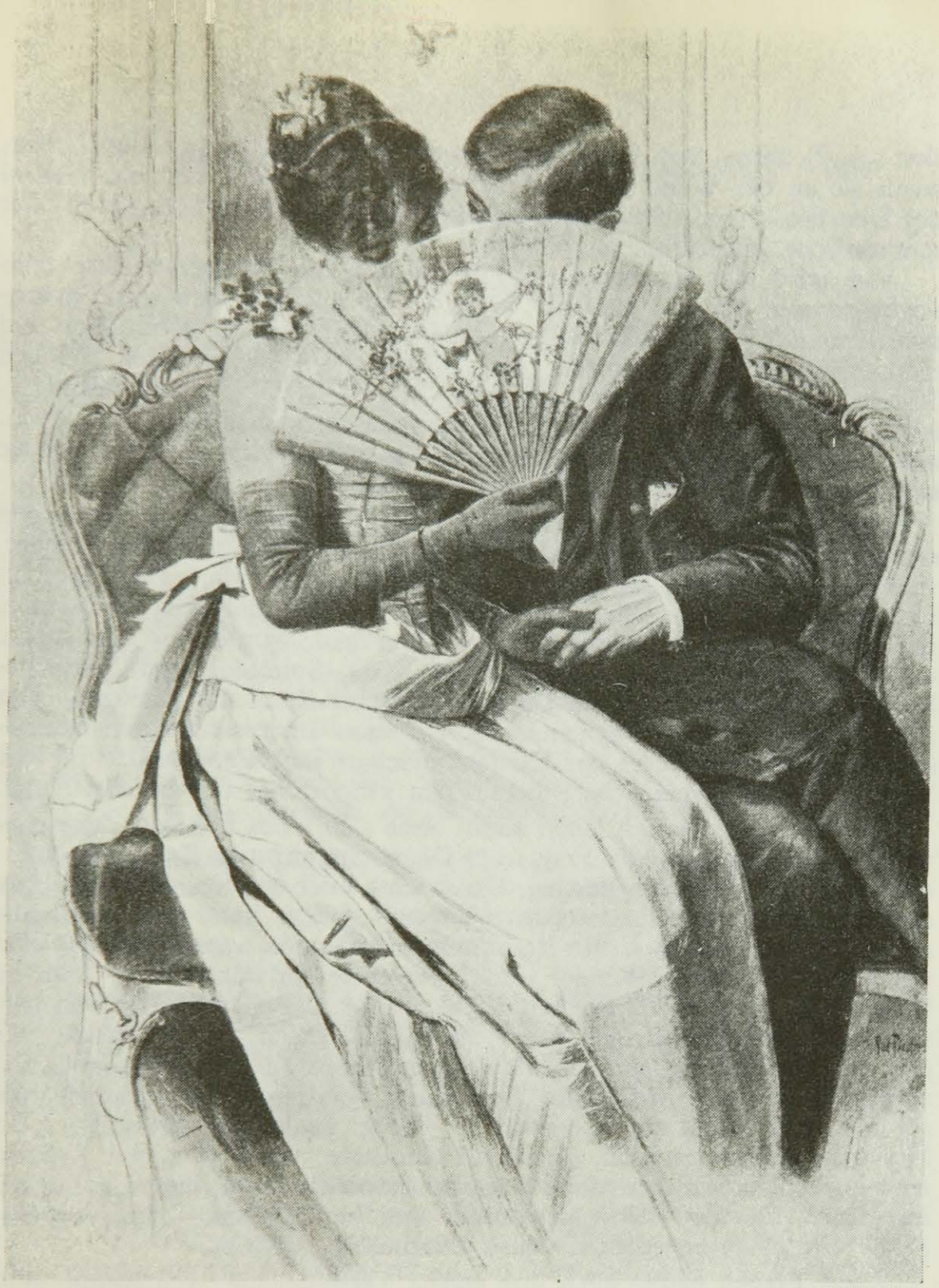
Von

Dr. Eugenie Schwarzwald

Man soll nicht in alten Kisten kramen. Gespensterhafte Unternehmung. Da ist mir letzthin ein Lichtbild in die Hände gefallen, auf dem ich und meine Schulkolleginnen von einem kleinstädtischen Photographen verewigt sind. Mir schauderte. Was waren das für alte Gesichter! Der unfertige Leib in ein Mieder gezwängt, der Kopf durch einen Stehkragen gestützt, der an der Seite mit kleinen Metallschienen versehen ist, die sich tief in den Hals eingraben, auf diesem Kopf Haartürme aufgebaut. Überdies zeigt jedes Kind zwei riesige Schinkenärmel, so daß man aus der Entfernung die Illusion von sechzig statt zwanzig jungen Mädchen hat.

Im Anblick des Bildes gesellt sich zum Abscheu Wehmut. Ich muß mir gestehen, daß es damals überhaupt keine Jugend gab. In solchen Kleidern, mit einer solchen Haartracht konnte man nicht jung sein. Unser Geist trug ein Fischbeinkorsett, und in unsere Herzen gruben sich Metallschienen. Wer so aussah, konnte weder richtig denken, noch fühlen, noch gehen. Das verlangte aber auch niemand von einem. War man reich, so wartete man auf den Mann. War man arm, dann wartete man erst recht auf ihn, denn er war der einzige Gewinn in der Lebenslotterie. Nur mußte man sich mehr anstrengen, um wirklich einen zu kriegen. Alles, was im Hause gegessen wurde, hatte man selbst gekocht, alles, was man anhatte, selbst geschneidert — angeblich. Von den Gefahren des Lebens durfte man nichts ahnen. Blut konnte man nicht sehen. Vor einer Maus mußte man auf einen Stuhl flüchten. Beim Diner durfte man erst vom Dessert nehmen, wahrscheinlich, weil die Verschmähung substantiellerer Genüsse zeigte, daß man eine Frau sei, die leicht zu ernähren ist. Von lebenswichtigen Dingen durfte man nur kichernd in dunklen Ecken mit Altersgenossinnen sprechen, vom Mysterium der Liebe erfuhr eine Tochter aus gutem Hause nur durch die Frage der Mutter, ob die Köchin einen Geliebten habe. Die vernünftigsten Mädchen wurden in eine Schar von gezierten Gänsen umgewandelt, wenn ein Mann das Zimmer betrat, der ein „Heiratskandidat" war. Erzählte dieser den gleichen Witz zehnmal, so mußte das Mädchen dazu lachen, heiter wie ein Frühlingstag. Keine Straße weit durfte man unbegleitet gehen, aber auf einem Ball soviel Champagner trinken, wie man wollte. Jede Operette galt als anständig, der Faust war unanständig, weil Gretchen ein Kind bekam. Man begriff nicht, warum das so schlimm war, denn als die Kusine Berta das gleiche tat, war sogar der strenge Onkel Hans gerührt davon, und ich mußte sogar dem Kind eine weiße Wiegendecke sticken, mit blauer Seide, denn es war ein Knabe; wäre es ein Mädchen gewesen, so hätte die Seide rosa sein müssen.

Ein besonders schweres Kapitel war die Lektüre. Ich kannte ein Mädchen, welches heiratete, um endlich einmal Ibsens „Nora" lesen zu dürfen und Haeckels „Welträtsel", unter denen sie sich etwas besonders Pikantes vorstellte. Vor ernsten Kenntnissen floh man nämlich wie vor der Pest.



Rudolf Rößler

Gesund sein durfte man nicht; das war nicht fein. Das mindeste, was einem fehlen mußte, war Bleichsucht. Diese zu bekämpfen, wurden blutige Beefsteaks und roter Wein verordnet, obgleich man mit derselben Wirkung hätte rote Tinte trinken können. Kennen durfte man nur Leute, die einem vorgestellt waren; befreundet zu sein hatte man mit keinem, denn man hatte ja genug Verwandte. Der Alltag war vom Festtag streng geschieden; der Alltag durfte keine improvisierte Freude bringen, und wenn sie noch so billig war. Der Festtag dagegen war lange vorbereitet, über alle Maßen kostspielig, machte allen Mühe und hinterließ Katzenjammer. Sport (der wenige, den es gab) war unweiblich. Eine Tanzgelegenheit etwas Erlaubtes,

aber sehr Seltenes, heiß Ersehntes, was den Vater Geld kostete, der Mutter, wenn sie an der Wand als Gardedame saß, Langeweile und das Gefühl des Überflüssigseins verursachte, der Tochter einen billigen Triumph oder schmerzliche Zurücksetzung brachte.

Man wird hier einwenden, daß es sich um die Naturgeschichte eines engbegrenzten Kreises handelt. Nun, es ist möglich, daß das Bauernmädchen und die Fabrikarbeiterin schon damals ein verständigeres und menschlicheres Leben führten. Das bürgerliche Mädchen aber, welchen Standes auch immer, war und lebte so: zwischen Thumann-Bildern, Makart-Buketts, Blumen aus Brotteig, Lampenschirmen aus Fischschuppen, alles dies überstrahlt von einer falschen Vorstellung der Ehe, von der sie sich nur Rechte, aber keine Pflichten versprach.

War sie dann verheiratet, so hörten alle schöngeistigen Bestrebungen der Mädchenzeit auf: Pinsel und Palette flogen in einen Winkel, das Klavier, vormals ein wichtiges Instrument der Erotik, verstummte. Der Haushalt trat in seine Rechte. Ohne Vorstellung vom Wert und Preis der Dinge, ungeübt im Umgang mit arbeitenden Menschen, wurde hier eine wahre Orgie des Dilettantismus gefeiert. Das Kind, Spielzeug und Eitelkeitsbehelf, wurde egoistisch geliebt und mit falscher Romantik verzogen. Der Mangel eigener Vertiefung schuf übertriebenes Interesse an den Schicksalen anderer. Die Leere der Existenz erzeugte jene Langeweile, die, wie Fontane richtig bemerkt hat, mehr Ehen zerstört hat als die Eheirrung.

Da aber kein Mensch leben kann, ohne sich eines höheren Zieles bewußt zu sein, so hatte die Frau jener längst vergangenen Zeit auch eines: sie war nervös. Ich bin nervös. Du machst mich nervös. Wie die Frau des achtzehnten Jahrhunderts ihre Vapeurs gehabt hatte und wie heutzutage die ganz feinen Leute Hemmungen haben, so war sie nervös. Das veranlaßte sie, Mann, Kinder und Dienstleute fortwährend in Trab zu halten. Unmotiviertes Umstellen der Wohnung, das allzu häufige Scheuerfest, der Kaffeeklatsch, sie waren die Sturmzeichen der Nervosität. Es gab zu jener Zeit Hausfrauen, die sich und ihren Angestellten den Schlaf abbrachen, um alle Möbel des Nachts ins Vorzimmer zu befördern, um sie dort über Nacht zur Schonung in Tücher zu hüllen. Zum Ritus der Nervösen gehörte es auch, alljährlich Hunderte von Töpfen mit Konfekt einzukochen und immer nur das älteste davon zu essen, jede Geselligkeit im Hause, die man selbst gewünscht und herbeigeführt hatte, als eine Strafe Gottes auszugeben, die man unschuldig erfahren.

Diese Frauen hatten auch ihre eigene Terminologie. Ich kannte eine, die jeden Satz anfing: „Denken Sie sich, wie schrecklich . . .“ Schrecklich war, wenn die neue Köchin im Ragout fin ein Gewürz vergessen hatte; schrecklich war, wenn man sich für Bordighera oder Nizza zu entscheiden hatte; schrecklich war, wenn der Mann unversehens zwei Leute zu Tisch mitbrachte; und am schrecklichsten war, wenn der Sohn ein Mädchen liebte, welches keine Mitgift besaß. Dieses Mädchen nannte man „eine Person“ im Gegensatz zur reichen Schwiegertochter, die „ein Wesen“ war.

Eine solche Dame aus der letzten Vorkriegszeit sagte eines Tages zu ihrem frisch aus der Tschechei zugezogenen Hausmädchen: „Welch ein Unglück, Sie haben die neue Blumenvase zerbrochen!“ — Worauf das Mädchen: „Bitte, bei uns zu Hause is e Unglück, wann krepiert einer armen Familie, was hat sechs Kinder, ihre anzige Kuh.“

Die deutsche Überraschung auf der Weltausstellung 1900

Von

Paul Morand

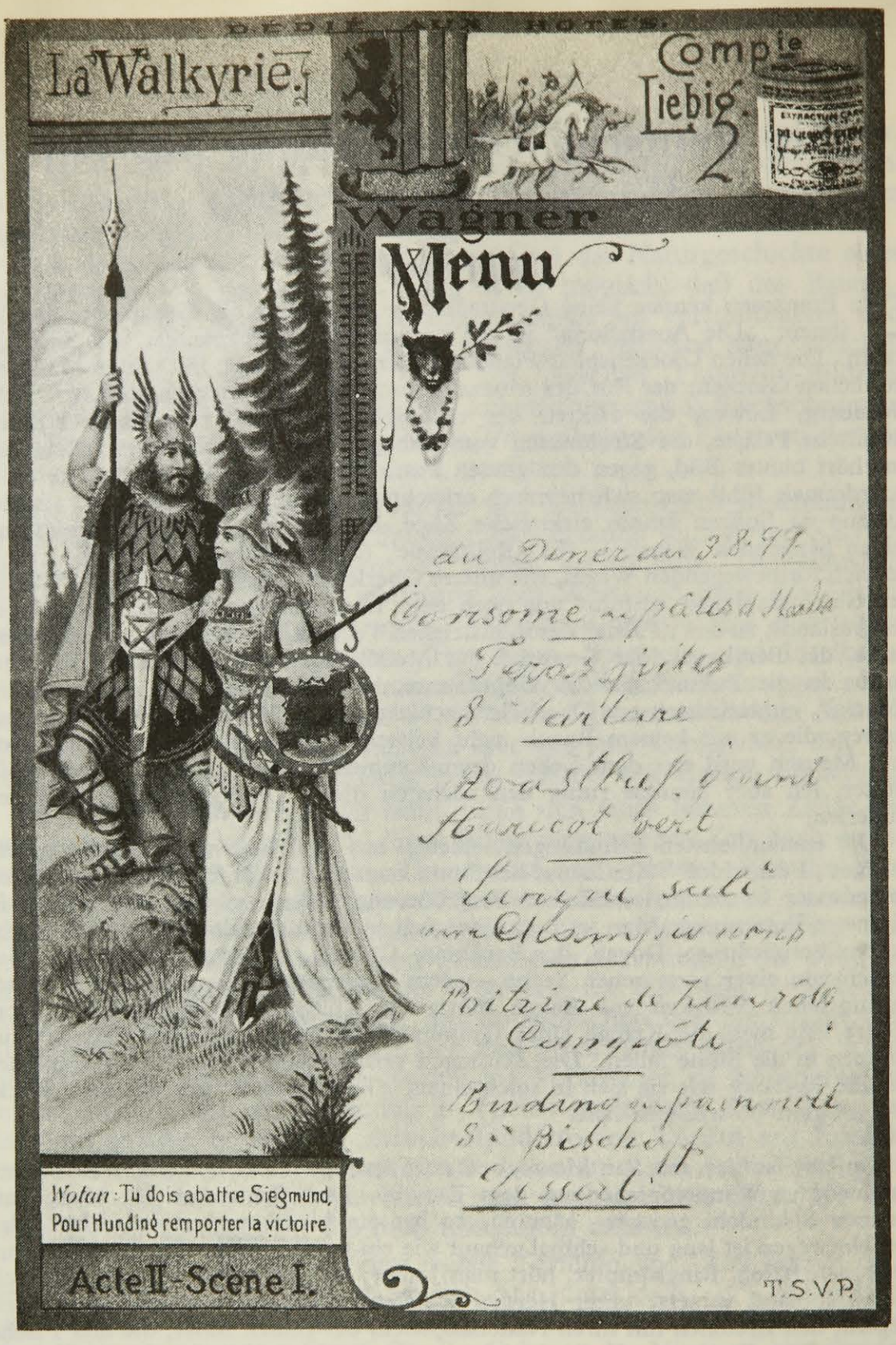
Die Franzosen kennen keine Geographie — so kommt die Geographie nun zu ihnen. „Die Ausstellung" ist ein namenloses Durcheinander von Zeit und Raum. Die hellen Glockenspiele Flanderns klingen zusammen mit schweren mittelalterlichen Glocken, der Ruf des Muezzins mit Schweizer Herdenglöckchen. Alt-Nürnberg, Löwen, die Hütten der magyarischen Pußta, rumänische Klöster, javanische Paläste, die Strohhütten vom Senegal, Karpathenschlösser stehen, ein unerhört buntes Bild, gegen den grauen Fastnachtshimmel. In der Avenue de la Bourdonnais fühlt man sich heimisch erleichtert: „Abteilung Frankreich"; in der Avenue de Suffren fahren elektrische Züge, hier wälzt sich ein Riesenrad mit seinen hängenden Wagen — die „Rolltreppe" (die Erfüllung von Pascals Traum des sich fortbewegenden Weges, wie unsere Oberlehrer sagen) mit ihren drei Stufen der Geschwindigkeit entführt uns nach dem Invalidenplatz, zu den Abteilungen des Auslands, zu den „Palais" der industriellen Technik, des Straßen- und Brückenbaues, des Bergbaues, der Gewerbe, der Metallindustrie und dann weit darüber hinaus in die Zukunft, in das Unbekannte, in den Göttertraum — Berthelots „Metro", „unterirdisch mit Oberlicht", schickt zuerst Züge unter der Riesenstadt hinweg, die er mit keinem Rauch mehr belästigt. „Das gibt etwas Furchtbares, kein Mensch wird mit dem Leben davonkommen", warnt mittags meine Großmutter, ich aber benütze ruhig den nächsten dieser Untergrundzüge nach den Tuilerien.

Die erstaunlichsten Erfindungen schießen aus dem Boden; ganz Paris ist ein einziges „Feenschloß". Im Hause der Optik kann man (o Grausen!) einen Tropfen Seinewasser in zehntausendfacher Vergrößerung sehen, nebenan den Mond in Einmeter-Entfernung. Man ist Zeuge der frühen Versuche einer drahtlosen Nachrichtenübermittlung. Doyen, der berühmte Chirurg, macht reklamesüchtig Gebrauch von einer ganz neuen Sache — dem Kinematographen, der ihn in seiner chirurgischen Tätigkeit vor Augen führt; die Kollegen tadeln ihn sehr. Dort wieder läßt man die Klänge eines Grammophons mit „Lebenden Bildern" zusammen in die Sinne fallen. Die Zeitungen veröffentlichen eine Photographie der Familie Rostand, wie sie sich in solch einem „Theatrophon" des Dichters Stück, den „Aiglon", vorführen läßt.

*

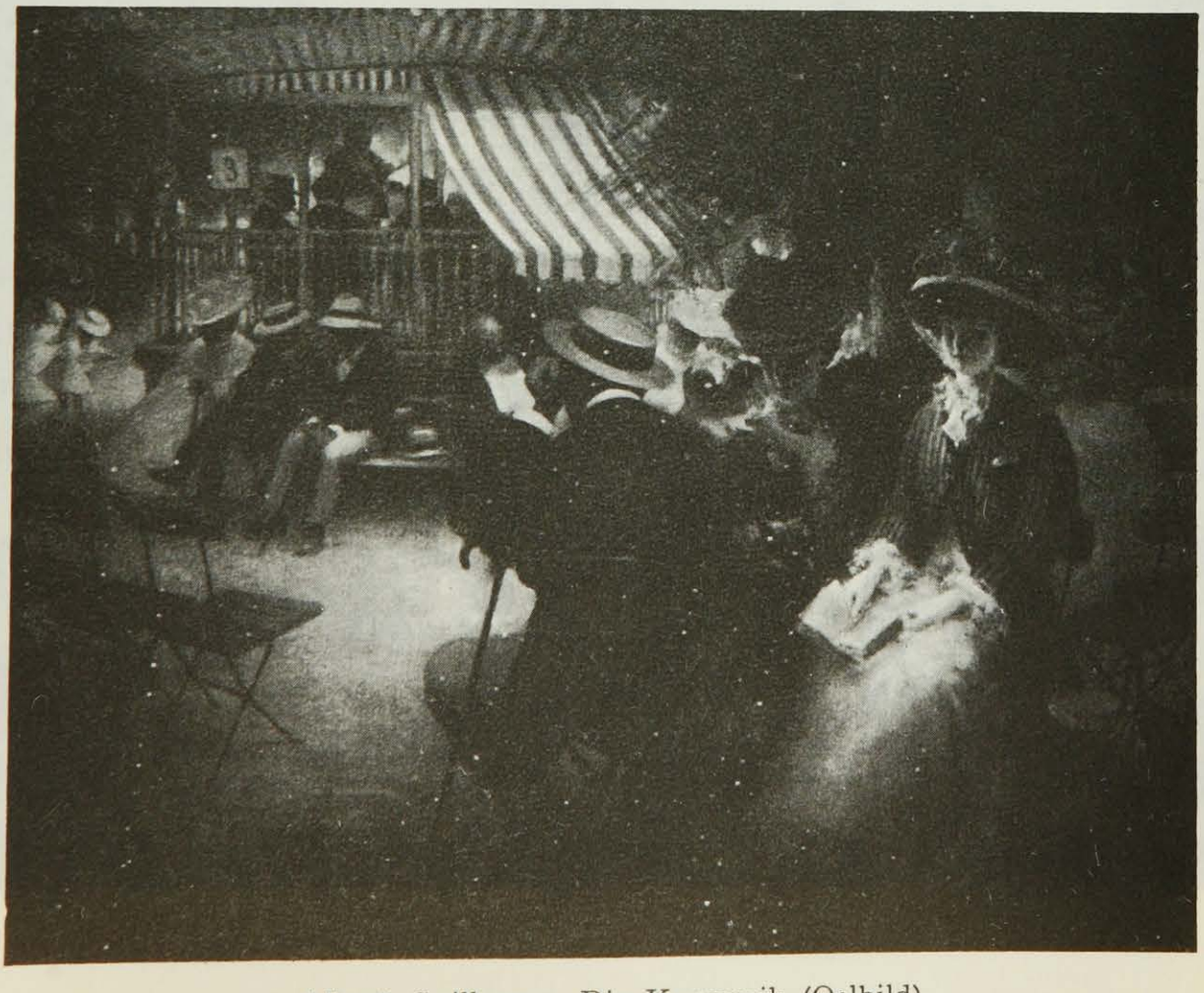
Venedig ist hier, mit San Marco, und dort Spanien mit seinen gold- und silberdurchwirkten Wandteppichen aus dem Escorial. Dort Schwedens Blockhaus, mit braunen Schindeln gedeckt. Montenegro hat ein blaues und rosiges Haus, das von Norwegen ist lang und schmal gebaut wie ein großer Fisch. Im Schweizerdorf sieht man Bären, Ringkämpfer, hört man Jodler; im „Diorama" ist man plötzlich nach Lappland versetzt unter Herden schlafender Renntiere. Paris gehört den Negern, den Bretonen mit ihren Nationalspielen, der gelben Rasse, die hier Fische roh verzehrt. Der ganze Erdkreis dringt auf uns ein, schwindelnd, die Welt ist in unsrer Faust beschlossen. Man zappelt in einem Netz von auferstandenen Mythen, unmöglichen Marksteinen des Fortschrittes, in einem Golfstrom von Geographie, umarmt von allen Dingen, verfolgt von der Kakophonie fremdartiger Kehllaute, unergründlicher Zurufe.

Zwei Offenbarungen. Zwei Völker, die, beide unbesiegt und von straffer Energie, ihre unerhörten, solange auch unbemerkten Erfolge uns aufdrängen: *Deutschland* und *Japan*. Das Haus des Deutschen Reiches birgt hinter ländlichem Äußeren zu Füßen seiner gelbgrünen Glockentürme einen wahren Ausbruch von Methode, Naturwissen und Gewerbefleiß; eine gewaltige Strategie des Friedens, die bedeutendste Einpuppung der Wirtschaft, die die Welt erlebt hat. In den

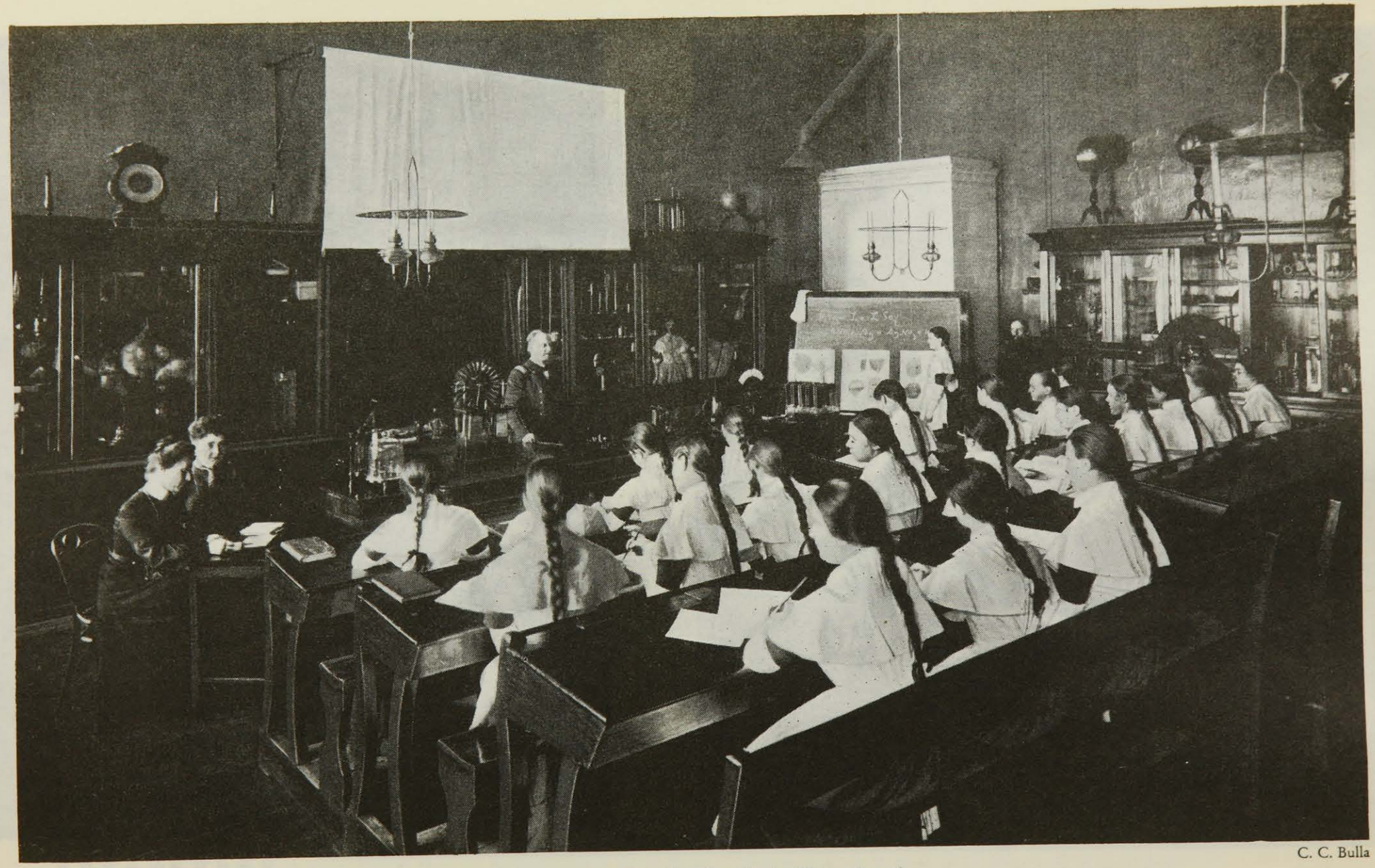


Straßen der Ausstellung sieht man die Deutschen überall: Hochadel und Großindustrie, Brillen tragende Gelehrte, andere wieder, den Behörden Verdächtige, Geschäftsreisende. Das vorige Geschlecht Frankreichs, das Geschlecht der Renan, Taine, Claude Bernard, Sainte-Beuve hatte in der Sorbonne den Kult Goethes und Winckelmanns gepflegt, Lessings, Humboldts und Mommsens. Das aber hier vor uns ist etwas ganz anderes, ist ein Land der Werften und Industriewerke, des Betons und Stahls: die Germania von 1900. Ich höre, wie erwachsene, einander fremde Leute sich zurufen: „Haben Sie die deutsche Abteilung gesehen? Noch nicht dagewesen! Sie gießen die Luft in Flaschen! Sie ‚machen' Kälte!" Und alles stürzt dorthin, wo die Versuche mit flüssigem Sauerstoff vorgenommen

J. Cayron, Five o'clock (Oelbild)



Albert Guillaume, Die Kurmusik (Oelbild)



C. C. Bulla

Physikstunde im Smolny-Institut (Petersburg)

Die Tanzstunde

C. C. Bulla

G. P. A.

Englischer Strand 1901

werden. Man staunt die Modelle der Ozeanriesen an, der „Deutschland" von der Hamburg-Amerika-Linie; das Schiff hat soeben den Rekord der Schnelligkeit geschlagen: 15 Tage 8 Stunden bis New York. Plakate belehren uns darüber, daß Deutschland seine Flotte erhöht, um achtunddreißig Kreuzer und einhundertzwölf Torpedoboote gleichzeitig.

Der Kaiser hat, sich den Franzosen höflich zu zeigen, seine Lieblingsbilder aus Potsdam nach Paris geschickt: die „Einschiffung nach Zythere", die „Komödianten" von Watteau. Aber Deutschland steckt seine Nase nicht in eine Vergangenheit, es stellt seine ganz originelle dekorative Kunst aus, eine lebensfrische neue Kunst, deren Einfluß auf die Franzosen bedeutend sein wird. Sobald die Ausstellung ihre Tore geschlossen hat, werden sich die Künstler Frankreichs von den Präraffaeliten hinweg München zuwenden, zu dem Konstruktiven, Körperlichen, der Menge und auch der Wohlfeilheit.

Nach der deutschen optischen Abteilung strömt ganz Paris, die Präzisionsinstrumente zu besehen. Und dann die Stoffe von Krefeld und von Elberfeld. Und die Chemikalien! Und die Werkstätten! Und das Gestüt von Hannover! Und die Übersicht der deutschen Uniformen vom siebzehnten Jahrhundert an! Und das Modell des Leuchtturmes! Und der Pavillon der deutschen Marine! Und jener der Berliner Porzellanmanufaktur — Deutschland greift über das Ausstellungsgelände hinaus, nach Vincennes. Kein Volk hat bis dahin der Erde und dem Schweiß des Menschen solche Geburten entlockt. Ich entsinne mich des Eindrucks der großen kölnischen Dynamomaschinen von „Helios" mit ihren zweitausend Pferdekräften, gekoppelt an Dampfmaschinen, an die Generatoren aus Berlin und Magdeburg, an den Kran, der 25 Tonnen spielend bewältigte und dessen Anblick die ganze Halle beherrschte. Die Maschinen der anderen Länder schienen dagegen ein Spielzeug. Alte Herren ließen sich im Rollstuhl fahren, vorbei an den Gebirgskämmen von Ventilen, Regulatoren, Steuerungen. Sie schüttelten den Kopf und sagten: „Diese Ausstellung ist ein Sedan auf dem Wirtschaftsgebiet."

Daß der Kaiser sich selbst darum gekümmert hatte, wußte jeder. Welche Weite des Blicks! Der „Löwe von Europa" (wie ihn Prévost damals nannte) war, so raunte man, mehrmals selber incognito in Paris gewesen, um sein Werk zu überwachen. Es gab Leute, die ihn bei Paillard hatten speisen sehen. Damals setzte sich Deutschland an die Spitze der verbündeten Truppen im Boxerkrieg gegen China — nicht anders schien es hier die Führung über alle Maschinen des Erdballs zu übernehmen. Die Schönheit des Stahles setzte es durch und verbannte den Fauteuil Louis Quinze. Alles wurde zerschmettert, aufgerieben: England mit seinem Tudorschlößchen, Dänemark mit seinen Fensterchen in den Rahmen von Mahagoni und mit seinem impressionistischen Porzellan, die byzantinische Kirche Griechenlands, Persien mit seinen Türkisen, das alles war Vergangenheit; und Amerika eine ferne Bevölkerung ohne jede Bedeutung, die künstliche Gebisse exportierte (kein Mensch betrat ihr Haus).

Nur Japan noch schien das Echo im Osten zu der starken Stimme am Rhein zu sein, der Hymne auf die Arbeit, auf das Vaterland, auf den adelnden Krieg. Ein ganzes Volk schien hier zum „Opfer" bereit, wie sich Sada Yakko (die Schauspielerin Japans) allabendlich in der Kastanienallee des Cours la Reine erdolchte. Wie? Nach den vergoldeten Wandschirmen der Goncourts, den Fächern Stephan Mallarmés, was bedeuteten jetzt diese Panzerplatten, diese Rohrkessel, diese Kühnheit im Politischen, diese Ungeniertheit in der Wirtschaft und Konkurrenz? Nagasaki, das kannte man bisher mit seinen Lampions; was sollte jetzt Kobe mit seinen Hochöfen? Gegen wen richtete sich das alles? Davon hatte Pierre Loti kein Wort gesagt.

Diese Völker, die sich ein neues Leben schaffen, die nichts vom Fin de siècle, von Nerven und von Degeneration, nicht einmal etwas von „Politik" wissen — festgeschmiedet an ihren Glauben, an ihre Vergangenheit —, gegen welchen Gegner suchen sie Größe?

Edwards Eigenarten

Von

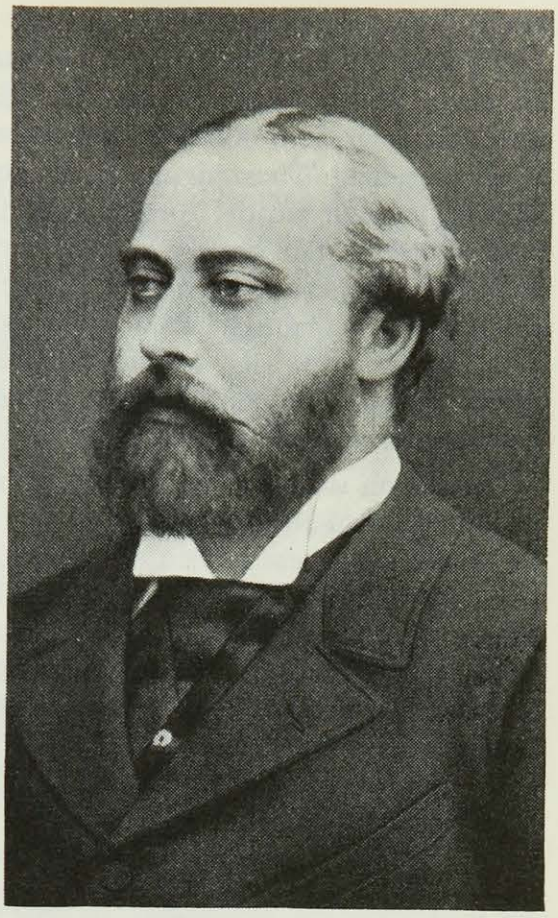
Rom London

Edward der Siebente war Englands Columbus der Zweite. Erst er entdeckte für England Amerika. Wie er für England auch die neue Epoche entdeckte. Bis zur zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts waren die Vereinigten Staaten im maßgebenden England kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Das exklusive und konservative Regime der Queen Victoria ließ eine Vermischung mit der traditionslosen Hochfinanz Amerikas nicht zu. Aber als sich Edward, Prinz von Wales, nach seiner Heirat mit der bildschönen dänischen Prinzessin Alexandra an die Spitze der englischen Gesellschaft setzte, da wurden Amerika alle britischen Tore geöffnet, und Mayfair hatte sich mit gleicher Mühe amerikanischen Sprachstunden zu widmen wie die Gäste aus USA englischen.

Trotz Tradition und konservativster Erziehung war in Edward der innere Wille zur neuen Zeit viel zu stark, als daß er vor solchen Realitäten wie Geld nicht allen Respekt haben sollte. Ernest Cassel, Baron Hirsch, Vanderbildts, Astors, die Rothschilds wurden zu Freunden des Königs. Männer, die in seinen intimen Kreis einziehen wollten, mußten reich und unterhaltend sein. Bei Frauen durfte der Reichtum durch Schönheit ersetzt werden. Niemals gab es in der Londoner Gesellschaft mehr amüsante und schöne Frauen als zu Edwards Tagen, da der Preis für gesellschaftlichen Witz nur von dem für Schönheit erreicht wurde. Londons weißhaarige Beaus seufzen noch heute solchen Erscheinungen nach wie der Lily Langtry, der Lady de Grey oder der Herzogin von Devonshire. Für Edward waren Frauen genau so Realitäten und keine Theorie wie alles, woran er Interesse fand. Noch heute könnten dies verschiedene Ladies und Gentlemen bezeugen, die der Ruhm umgibt, Kinder des Königs zu sein. Während aber heute allgemeine Hochachtung diese Königskinder umweht, brausten einstmals erregtere Winde um die Tatsache ihrer Geburt. Sie brausten am lautesten, als der Prinz von Wales vor Gericht erscheinen mußte, da die geschiedene Lady Mordunt ihrem Gatten gebeichtet hatte, den Thronfolger zum Geliebten gehabt zu haben. Aber diese „realistische Verfassung" Frauen gegenüber hinderte Edward nicht, über das Persönliche hinaus das Problem Frau nicht anders zu beurteilen, als es ihm von einem eminent praktischen Verstand diktiert wurde. Und dies hieß: Ablehnung moderner Frauenrechte. Die Frau sollte Mutter, Gattin, Freundin, Geliebte sein. Sie sollte sich aber nicht mit Dingen abgeben, die Mannesgebiet waren. Obwohl Edward großer Liebhaber von Rehbraten war, weigerte er sich bei einem Dinner, den Rehbraten auch nur anzurühren, als er erfuhr, daß das Reh von zarter Frauenhand erlegt worden war.

Edwards Drang zur praktischen Tat ohne viel Federlesens um Theorie war das unvorausgesehene Ergebnis der elterlichen Erziehung, die alles im Sohne zu entwickeln versuchte, was in ihm nicht enthalten war. Da mußten gewissenhaft Philosophie und Mathematik, Sprachen und Dichtungen auswendig gebüffelt werden, Bücher stundenlang gelesen, obwohl Edward all dies haßte und sich viel lieber mit praktischerer Arbeit und lebendigen Menschen befaßt hätte. Der Vater Albert hatte die ganze Zukunft des Sohnes theoretisch bis ins kleinste ausgearbeitet, dabei jedoch die eigene Individualität des Sohnes vergessen. Während im Vater Liebe für Bedächtigkeit und Gründlichkeit herrschte, besaß der Sohn jene Veranlagung, die im Ausland oft als englische Faulheit gedeutet wird, in Wirklichkeit

jedoch Arbeit durch Instinkt ersetzt und theoretische Vorbereitung durch „Common sense" und natürliche Menschenkenntnis.



Für das kulturelle Leben Englands bedeutete das Regime Edwards eine ausgesprochene Revolutionierung bisheriger Moral und Sitte. Es war der erste Bruch mit der Methode der Heuchelei als Lebensphilosophie. Es war auch das Ende der deutschen Methode der Eltern Albert und Victoria und Rückkehr zur viel früheren: der englischen. Bis zu seinem Tode sprach Edward englisch mit einem starken deutschen Akzent und war in den meisten deutschen Mundarten bewandert. Als einer seiner Botschafter eines Tages einen Orden zu tief hängen hatte und Edward entrüstet den Unglücklichen belehrte, tat er dies aus Taktgefühl nicht englisch oder hochdeutsch, was von den Anwesenden verstanden worden wäre, sondern im härtesten Bajuwarisch, das der Betreffende, als Sohn einer bayrischen Mutter, bestens kannte. Gleichwohl brachte die Edwardsche Epoche die Wiederkehr englischer Tradition, allerdings in einer modernen Fassung. Intellektueller Ernst und theoretische Gründlichkeit wurden durch eine sportlichere, unseriösere Haltung ersetzt. Edward vermochte es nicht, ernste Bücher zu lesen.

Fast bis zu seiner Thronbesteigung war er unbeliebt. Die victorianische Gesellschaft war konservativ und prüde. Der Thronfolger spielte Bridge und Bakkarat; er reiste zum Wochenende nach Paris, wo man ihn in Gesellschaft schöner Frauen und amerikanischer Bankiers sah; mehrmals wöchentlich besuchte er Pferderennen, bei denen er große Summen Geldes verspielte. Von seinen Schulden wußte ein jeder. Shocking, shocking! riefen selbst die Prediger von der Kanzel. Als der unglückliche Prinz wieder vor Gericht erscheinen mußte, um Zeuge bei einem Prozeß zu sein, in dem einer seiner Freunde beschuldigt wurde, beim Bakkaratspiel falsch gespielt zu haben, da ergoß sich eine Sintflut von Beschimpfungen über das ergrauende Haupt des künftigen Monarchen. Aber Papa Albert und Mama Victoria hatten nur künstlich jahrzehntelang die natürlichen Instinkte der Nation in Schach gehalten. Spiele, Sport, Wohlleben waren natürliche Leidenschaften englischer Seele. Als der Prinz von Wales das Derby gewann, da erschlossen sich ihm sofort alle Herzen des Volkes. Von nun an war er Nationalheld: bis zu seinem Tode. Die Popularität, die alle Gründlichkeit des Vaters Albert niemals zu erzwingen vermochte, wurde vom Sohn Edward über Nacht gewonnen, einfach durch den Derbysieg. Denn die englische Seele ist ein seltsames Instrument, das nur der zu spielen vermag, der es erfühlt und nicht erlernt. Edward besaß dieses Talent.

Seine Waffen waren fast ausschließlich rein persönliche Waffen, die sich aus Opposition zur elterlichen Erziehung entwickelt hatten. Der Vater hatte ihm kaum gesellschaftlichen Verkehr gestattet; also erhob Edward Gesellschaftsverkehr zu

einer Kunst, deren größter Meister er selbst wurde. Die Mutter hatte ihn dreißig Jahre lang von aller politischen Tätigkeit ferngehalten; als König betrieb er Politik als seine größte Leidenschaft. Die Eltern hatten elegante Kleidung verdammt; nun wurde er zum Modebeispiel der gesamten Männerwelt. Aber nur weil der Weg zu seinen Überzeugungen, Tugenden und Lastern so menschlich und passioniert verfolgt wurde, konnte es ihm gelingen, sie der ganzen englischen Kultur aufzudrücken. Die strenge victorianische Moral wurde gelockert; durch Frivolität, aber auch größere menschliche Freiheit ersetzt. Amerikaner, Bürgerliche, Schauspielerinnen, kanadische Bankiers, australische Farmer fanden Eingang in Londons Gesellschaft. Aus der wirklichkeitsfremden Abgrenzung der victorianischen Ära führte Edward England in eine vielleicht nicht schönere, doch amüsantere und demokratischere Wirklichkeit der Gegenwart.

Tradition durfte nicht mehr walten, so dies einen Sieg über „common sense" bedeutete. Auf Realitäten kam es an. Als Asquith Ministerpräsident werden sollte — eine höchst zeremonielle Prozedur, die den Besuch des kommenden Premiers beim König im Schloß bedingt —, befand sich Edward grade zur Kur in Biarritz. Eigentlich hätte er während der Regierungskrise nach London zurückkehren sollen. Aber es wäre Unsinn gewesen, die nötige Kur (und die netten Picknicks und Bridge-Abende und kleinen Dinnerparties) einer alten politischen Gewohnheit wegen zu unterbrechen, und so mußte Asquith die Reise nach Biarritz antreten; zum erstenmal in der britischen Geschichte empfing ein Ministerpräsident die Staatssiegel in einem Hotelzimmer. Und als ihm, Edward, in einem seiner Klubs das Rauchen im Speisesaal nicht gestattet wurde, gründete der erboste König kurzerhand seinen eigenen Klub, den feudalen „Marlborough Club", in dem die Regeln nicht auf alten Überlieferungen, sondern auf Gegebenheiten des königlichen Geschmacks aufgebaut waren.

Dennoch war sein untheoretischer Realitätssinn niemals Saloppheit oder mangelndes Gefühl für die erhabene Würde des monarchischen Prinzips Englands. Niemand achtete mehr auf die Genauigkeit des königlichen Zeremoniells, der Uniformen, Orden, Sitten, als er. Er besaß den praktischen Sinn, der ihn einen Bankier Cassel zum Freunde wählen ließ, der seine Spielschulden zahlte, aber er besaß auch die große königliche Geste, die diese finanziellen Beziehungen auf eine ganz besondere Ebene setzte. Als Cassel eines Tages alle Schuldscheine des Königs aufkaufte und vor des Königs Augen in das Kaminfeuer warf, umarmte ihn der König nicht, machte ihn auch nicht zum Peer, sondern schickte ihm zum Geburtstag ein signiertes Photo, ohne mit einem Wort des großen Dienstes zu erwähnen, der für den reichen Freund eine Ehre zu sein hatte.

Ein zu hoch oder zu niedrig sitzender Orden eines seiner Würdenträger verdarb ihm den ganzen Appetit. Und das wollte was heißen. Denn er war nicht nur Gourmet, sondern auch Gourmand. Oft bestand sein Abendmenü aus zwei Dutzend Austern, einer Suppe, einem Eigericht, drei Forellen, zwei Rebhühnern, einem Lamnkotelett, einem Roastbeef, einer Süßspeise; Käse, Obst und einem Savory. In Marienbad mußte er allerdings dafür büßen, alljährlich. An Qualität durften die Speisen in nichts der Quantität nachstehen. Eine Zeitlang gefiel sich sein dekorativer Sinn darin, einen ägyptischen Boy zu haben, der ihm nach dem Essen den schwarzen Kaffee und Likör an den Tisch brachte, während seine Gäste sich mit gewöhnlichen Dienern begnügen mußten.

Er war der erste Monarch, der wirklich König war und dennoch Hollywood und das Tempo unserer Zeit vorauslebte und in sichtbare Form prägte. Nie wollte er allein sein. Theater, Reisen, Schiffe, Gäste füllten sein Leben aus.

Der preußische Adel in den letzten Vorkriegsjahren

Von

Fedor v. Zobeltitz

Die letzten drei Vorkriegsjahre, der leuchtende Sonnenuntergang der Monarchie, bedeuteten auch für das gesellschaftliche Phänomen des Adels einen Abschnitt in seiner geschichtlichen Entwicklung. Wenn man von der Soziologie des Adels sprechen will, muß man in erster Linie die Tatsachen des Gesellschaftslebens in seinen mannigfachen Formen und ursächlichen Faktoren berücksichtigen: die Gesetzmäßigkeit der sozialen Kräfte. Das Zerrbild des alten „Junkers" verschwand schon allmählich aus den Witzblättern, als zu Anbeginn des Jahrhunderts der Einbruch des Bürgertums in die Rittergüter begann und dem längst seiner Prärogative beraubten Adel neue einflußreiche Verbündete zuführte, und als weiterhin die Kaufmannschaft sich im Hansabund ein Gegengewicht zum Bund der Landwirte schuf. Vor dreißig Jahren konnte es noch ein gewisses Aufsehen erregen, daß ein Sohn des Grafen Paul Hatzfeldt-Wildenburg, unsres alten Londoner Botschafters, in ein Bankhaus eintrat. Man vergaß dabei, daß es weitverbreitete Familien unsres Adels gibt, die aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen sind und allen Grund haben, auf ihre Abstammung stolz zu sein. So beispielsweise die Grafen Pourtalès, so die Hohenthal, die Nachkommen jenes Peter Homann, der sich bei Erwerbung der preußischen Königskrone als gewandter Unterhändler erwies; so die Schimmelmann zu Lindenberg und die Renard, die sich nach Erlöschen des Mannesstamms mit dem altslawischen Geschlecht der Tschirschky verbanden. Daß im übrigen von einer Bevorzugung des Adels

Die Kommandeuse *E. Thöny (Simplicissimus 1903)*

„Mehr Fühlung halten, Herr Leutnant!"

als Stand im monarchischen Staatengefüge keine Rede war, bewiesen schon die zahlreichen bürgerlichen hohen Reichsbeamten; richtig ist auch, was gelegentlich der frühere Staatssekretär von Schoen ausführte: daß die gute Hälfte unsrer auf auswärtigen Posten stehenden Diplomaten jüngeren Adels, also aus dem Bürgerstande hervorgegangen war. Daß die Nobilitierung noch immer als Auszeichnung galt, ist eine Sache für sich.

Eine alleinige Rolle spielte der Adel nur im Hofdienst. Das beruhte auf uralter Tradition, auf einem überlieferten Zeremoniell, das in seinen Titeln (Oberküchenmeister, Obertruchseß, Oberstkämmerer u. dgl. m.) noch vielfach auf die sogenannten Erz- und Erbämter des Mittelalters zurückgriff. Nur darf man naiven Gemütern nicht glauben, daß bei den großen Hoffesten sich meinetwegen der Oberküchenmeister Graf Pückler im Souterrain am Kochherd und der Oberstschenk Fürst Hatzfeld Herzog zu Trachenberg im Weinkeller des Schlosses betätigten. Alle diese hohen Würdenträger pflegten nur einige Wintermonate in Berlin zu verleben, hatten hier teilweise auch ihre eigenen Palais, die Last der Arbeit ruhte aber auf den Schultern der diensttuenden Herren. Der Fernerstehende ahnte gar nicht, welche Aufgaben allein der Oberhofmarschall Graf August Eulenburg mit seinen Zeremonienmeistern zu bewältigen hatte, ehe alles ordnungsmäßig klappte, und nicht anders ging es im Hofstaat der Kaiserin zu, wenn eine Große Cour oder ein Ballfest vorbereitet wurde.

Da hatte es der nur ausnahmsweise zu höfischem Dienst herangezogene Landadel schon leichter. Der saß auf seinen Gütern, besorgte mit Eifer Aussaat und Ernte, besuchte sich gegenseitig, freute sich aber doch, mal wieder nach Berlin zu kommen; es war immerhin eine Abwechslung, und wenn man auch noch hin und wieder auf den „Wasserkopf" schimpfte, die alte Feindschaft gegen Berlin hatte man im Laufe der Jahre begraben. Da wurde denn nun der goldgestickte Kammerherrnrock aus der Mottenkiste hervorgesucht, die älteren Herren, die Glanz und Gleiß nicht mehr so heftig lockten, seufzten dabei vielleicht ein bißchen, weil sie die Ruhe liebten, aber sie opferten sich schließlich für die Töchter, die bei dem Gedanken an die winterliche Hoffahrt strahlten. Man wohnte meist in den großen Hotels und in Familienpensionen, in denen man schon bekannt war, und dann gingen auch gleich die nötigsten Besuche los, bei der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff und beim Grafen Eulenburg, auch bei der und jener Botschaft mußte man Karten abgeben, mußte hierhin und dahin und natürlich, Hauptsache für die Damen, die Toiletten besorgen, die für die Cour und den ersten Ball im Schlosse. Die jüngeren Fräulein übten sich auch noch ein wenig im Menuett bei der „Hoftanzmeisterin", einer früheren Primaballerina, die auf ihre alten Tage nichts weiter zu tun hatte, als die bei Hofe beliebten Geh- und Reigentänze den Beteiligten einzustudieren, nicht allein den Damen, auch den Kammerherren, die zuweilen der choreographischen Kunst nur ein mangelndes Auffassungsvermögen entgegenzubringen vermochten.

Über die Bedeutung des Landedelmannes für das wirtschaftliche Leben gibt ein unverdächtiger Zeuge am besten Auskunft, nämlich der Franzose Jules Huret, der in jenen Vorkriegsjahren Deutschland besuchte und eine Woche lang Gast auf der Herrschaft eines Herrn v. H. war. Im dritten Teil des Buches, das er darüber veröffentlichte, gesteht er zu, daß er seine lebhafte Bewunderung nicht zurückhalten konnte, als er sah, mit welcher unermüdlichen Tatkraft, manchmal heldenhaften Bemühungen der vielgeschmähte Junker die karge Natur seines Landes zu zwingen weiß. In der Karikatur sah man damals den ostelbischen Agrarier gewöhnlich im roten Jagdfrack, die Reitpeitsche in der einen, ein Glas mit Champagner in der anderen Hand. Wer ihn kannte, wird Hurets Urteil zustimmen. Ausnahmen gibt es natürlich überall, aber aus guter Erfahrung kann ich bestätigen, daß selbst dem wohlhabenden Landedelmann der Hang zu schwelgerischem Protzen durchaus fernliegt; er hat es im all-

gemeinen immer so gehalten wie der Bauersmann: daß Hof, Feld und Wald zu liefern haben, was er braucht. Ganz unsinnig ist die Behauptung, daß er seine Leute schlecht behandle. In keinem städtischen Betriebe finden sich so viele alte Arbeiter und treue Dienstboten wie auf dem Lande, die meisten bleiben da jahrzehntelang, oft für Lebenszeit, in ihrer Stellung.

Der Winter rief den Landadel nicht nur zu den Hoffesten, sondern auch zu politischer Arbeit nach Berlin, zumal mit den Fideikommissen häufig die Mitgliedschaft zum Herrenhause verbunden war. Im Reichs- und Landtag saß das Gros auf der rechten Seite, aber seit Bennigsen die erste nationale Welle in das Volk getragen hatte, schlossen sich viele den Nationalliberalen an, und selbst links bei den Fortschrittlern hatten manche Außenseiter ihren Platz gefunden. Doch auch die Altkonservativen hielten sich nicht immer nur in der Defensive, sie traten zuweilen mit einem kräftigen Vorstoß selbst gegen den Träger der Krone heraus. Davon konnten die „Kanalrebellen" erzählen — und am stärksten zeigte sich der politische Unabhängigkeitssinn der Rechten in jener berühmten Sitzung, in der man das Kaiserinterview im Londoner „Daily Telegraph" behandelte. Da wurden aus den Kreisen des alten Adels, manche von ihnen Nachkommen jenes Marwitz, der, bis auf die Knochen getreu, doch den Rücken nicht krümmte, Worte laut, die wahrhaftig wie Schreie verängstigter Herzen in die Weite tönten. Hier regte sich wieder einmal der alte Junkertrotz gegen eine Macht, die Burgen brechen konnte, doch nicht die Gesinnung. Übrigens hatten auch früher schon Edelleute von ausgesprochen monarchischer Gesinnung, Graf Limburg-Stirum für die Konservativen, Graf Hompesch für das Zentrum, in einer Denkschrift an den Kanzler Bülow ihrer Besorgnis über den Mangel an Zurückhaltung des kaiserlichen Herrn in politischen Fragen loyalen Ausdruck gegeben. Im Sinne dieser Denkschrift schrieb Bülow auch einen offenherzigen Brief an den Kaiser, und es sprach für den Herrscher, daß er ihm dies Schreiben niemals verargt hat.

Am freimütigsten pflegte sich der Kaiser in dem Verkehr mit seinen Offizieren zu geben. Immer noch steuerte der Adel zur Füllung des Offizierskorps bei und ließ seine Jungen deshalb gern im Kadettenkorps erziehen. Es gab auch noch einige wenige Regimenter, bei denen die Offiziere fast durchweg zum Adel gehörten; das beruhte indes nur auf traditioneller Gepflogenheit und war kein Privileg, denn im Felde hatten diese Regimenter genau so ihren Mann zu stellen wie jeder andere Truppenteil. Besonders nahe standen dem Kaiser die Gardedukorps und die Leibgardehusaren in Potsdam, deren Uniformen er auch am liebsten trug. Unerwartet sagte er sich gewöhnlich zum Essen im Kasino an und immer „ohne Umstände", und im Kreise der Kameraden war seine Unterhaltung so ungezwungen wie in der Familie. Derlei unerwartete Besuche liebte er auch beim Kanzler und diesem und jenem seiner Minister.

Ich sprach bereits von dem Adel, der ursprünglich aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen ist. Es gab indes schon in der Vorkriegszeit Namen aus dem Hoch- und Uradel, die in der Kaufmannswelt einen gleich guten Klang hatten. Der Übergang in die „bürgerlichen" Berufe hatte sich seit langem vollzogen. Aus der stattlichen Reihe der Gelehrten von Adel will ich, einen für viele, nur den Professor Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf hervorheben, den berühmten Graecisten. Ebenso wirksam betätigte sich der Adel in der Jurisprudenz und in der ärztlichen Wissenschaft, in der Literatur und den schönen Künsten. Durchblättert man die Gothaer Almanache, so wird man kaum einen der sogenannten bürgerlichen Berufe finden, dem nicht auch zahlreiche Mitglieder unsres Adels angehören. Die Zeit war vorbei, da man für den adligen Nachwuchs nur nach „standesgemäßen" Berufen suchte, Offizier oder Diplomat, wenn man sich nicht mit der Bewirtschaftung der eigenen Scholle begnügen mußte.

Geschichte des Schnurrbarts „Es ist erreicht“

Von

Christian Rath

François *Haby*, der Mann, auf dessen Bartschere vor Jahrzehnten die feine Welt der Reichshauptstadt mit gespannter Aufmerksamkeit blickte, sitzt in seinem kleinen „Comptoir-Zimmer“ in der Genthiner Straße. Er sieht mißtrauisch den Besucher an, und nach wenigen Worten erklärt er für den Fall, daß man es nicht selbst merkt, wohl zu wissen, daß er unfreundlich sei. Aber er habe seine Gründe ...

François Haby, Hoffriseur Kaiser Wilhelms II., in Danzig geboren, kam als 14jähriger Junge nach Berlin in eines der ersten Haarformer-Geschäfte in die Lehre. Er ist Gründer und Inhaber des berühmten Geschäftes in der Mittelstraße, Spezialist für Bartfrisur und -pflege, und in Wirklichkeit ein scharmanter alter Herr, der außerordentlich liebenswürdig und lebhaft zu plaudern versteht. Er sitzt auf einem schweren alten Lehnstuhl, auf der Oberlippe des Zweiundsiebzigjährigen thront der hoch ausgezogene Schnurrbart nach der Methode „Es ist erreicht“, zu seiner Seite hängen an der Wand Urkunden und ein großes Bild des Kaisers, und in kurzer Zeit ist man völlig überrascht von der jugendlichen Kraft und Lebendigkeit, mit der dieser Mann, der einen gewaltigen Aufstieg und einen furchtbaren Sturz hinter sich hat, eine längst vergangene Zeit im Geiste wiedererstehen läßt.

Dies ist die historische Geschichte von der Erfindung und dem Schicksal des Schnurrbarts „Es ist erreicht“: Im Jahre 1889 eröffnete der kleine junge Haby in der Mittelstraße ein Friseurgeschäft. Das Geld hierfür hatte er sich mit eiserner Energie zusammengespart. Der neugebackene Geschäftsmann steckte voller Ideen und Pläne. Er richtete seinen Frisiersalon für die damalige Zeit hygienisch modern ein, lieferte als erster seinen Mitarbeitern weiße Jacketts. Damit seine Kunden es nicht nötig hatten, eine Flasche Kopfwasser zu kaufen, führte er die Einzelwaschungen ein, jede Waschung von 25 Pfg. bis RM. 1,50. Er hob die Gratis-Kopfwäsche auf, mit der Begründung, daß man unmöglich eine Kopfwaschung zuschenken kann, die gut und zweckmäßig ist. Er erfand die Brillantine- und Haaröl-stangen und machte damit die flüssige Brillantine und das Haaröl mit ihren nie sauber zu haltenden Schalen und Bürsten überflüssig. Er nahm Anstoß an der unappetitlichen Art, mit der sich die damaligen stolzen Schnurrbärte am Essen und Trinken ihrer Besitzer zu beteiligen pflegten. Haby sann nach einem Mittel, wie die Bärte so diszipliniert werden könnten, daß sie ihre Stellung oberhalb der Oberlippe in jeder Situation behielten. In einem Wäschegeschäft sah er Mädchen beim Einbrennen von Rüschen in Kleider. Er besorgte sich eine solche Brennschere und ließ sie sich so umarbeiten, daß er mit dem Instrument den Schnurrbarthaaren und ihren Trägern zu Leibe gehen konnte. Dazu erfand er die sorgsam gestaltete Schnurrbartbinde, die das Werk dauerhaft und unzerstörbar machte. „Es ist erreicht“ nannte er sie, und es war erreicht.

Sudermann, der zu den regelmäßigen Besuchern des Habyschen Salons gehörte, war entzückt über die Benennung. Er sagte zu ihm: „Haby, Haby, wo haben Sie diesen Namen her. Ich habe doch gewiß einen großen Wortschatz, aber darauf wäre ich nie gekommen.“

Seine Erfindung hatte einen unerhörten Erfolg. Der Adel, das Militär, die Börse, die Banken sandten ihre prominenten Vertreter zu Haby, der persönlich die Prozedur vornahm. Ein halbes Jahr hatten seine Gehilfen emsig und ernst zu studieren, bis sie auch nur annähernd die Kunst beherrschten, einen echten Haby-Bart zu fertigen. Wenn in Berlin die Vorbereitungen zu den großen Winterbällen stattfanden, dann war in der Mittelstraße Hochbetrieb. Und als eines

Zander & Labisch

Leoncavallo mit der Partitur des „Roland“ fährt zum Kaiser

Sammlung Handke, Berlin

Leutnantsulk

Atlantic

Ähnlichkeitskonkurrenz in der „Neuen Welt" (Berlin 1908)

1908

G. P. A.

1903

Emmy Destinn

Schaarwächter

Geraldine Farrar

Mayo

Tages Haby daranging, die Schnurrbartspitzen seiner Kunden zu vergolden — ähnlich der Vergoldung der Walnüsse —, da war sein Name und sein Werk in aller und auf aller Münder.

Doch François Haby hatte größere Pläne. Er wollte zum Kaiser vordringen. Ein wahnwitziger Gedanke. Aber der kleine zähe, ehrgeizige Mann wollte es schaffen. Er erkundigte sich bei seiner Offiziers-Kundschaft, welche Herren sich in der Umgebung des Kaisers befinden, und da wurde ihm unter anderen hohen Herren auch der Flügeladjutant Major von Hülsen genannt. So ging er eines Tages zu Major von Hülsen früh um $^1/_2 7$ in die Wohnung und bat um die Erlaubnis, einen Haby-Schnurrbart zu komponieren. Es wurde ihm gestattet. Der Erfolg war so verblüffend, daß seine Bitte um tägliche Wiederholung der Prozedur wohlwollend genehmigt wurde, zumal er — ohne Wissen des Kunden — einen sehr bescheidenen Bedienungspreis nannte.

Der Herr Major wurde zu Haby sehr freundlich und wohlgesinnt. Eines Tages wurde er aber überaus kühl empfangen. „Herr Haby", so fragte er, „sagen Sie mir jetzt, aus welchem Grunde Sie mich überhaupt bedienen?" Und François Haby knickte zusammen. Aber dann raffte er sich auf und antwortete tapfer: „In der Hoffnung, durch Herrn Major auch S. M. den Kaiser bedienen zu dürfen."

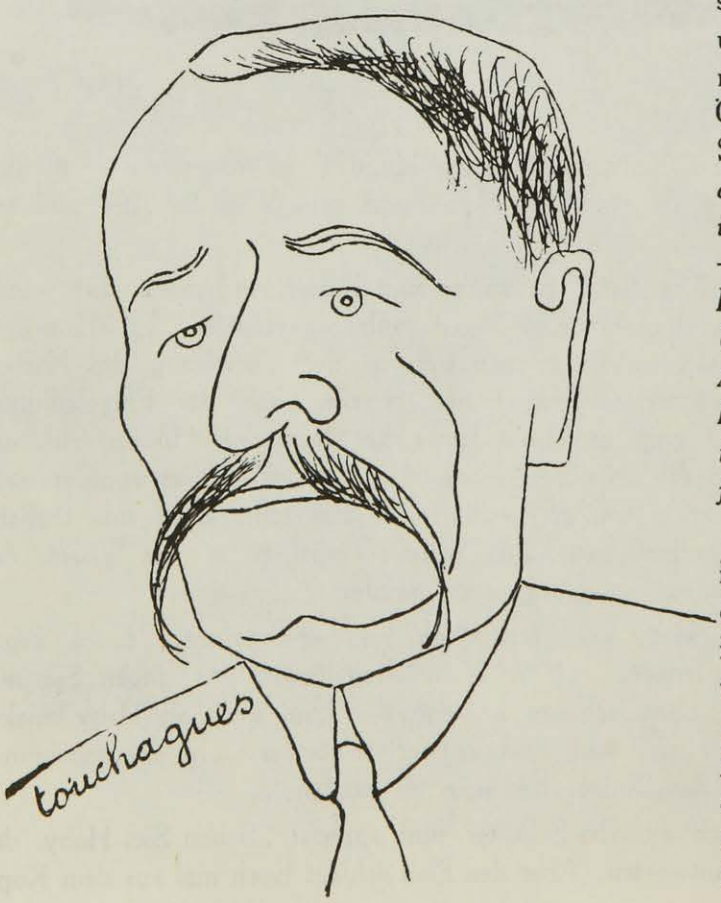
Da schlug ihm Hülsen herzlich auf die Schulter und sprach: „Sehen Sie, Haby, das mag ich gern. Offen und ehrlich antworten. Aber den Plan schlagt Euch mal aus dem Kopf.

Der Kaiser macht sich lustig über alle Leute, die sich Euren Schnurrbart machen lassen. Er versteht nicht, wie man solche Geduld haben kann. Also damit wird's nichts. Von Ihrer Heimlichkeit aber habe ich dadurch erfahren, daß ich gestern in Ihrem Geschäft war — in Ihrer Abwesenheit. Da wurden mir Preise berechnet, die für die halbe Arbeit bedeutend höher waren, als Sie sie mir berechnen. Sehen Sie, so kam es 'raus." Und Haby schwieg von da an, ohne etwa zu verzichten.

Zwei Jahre lang diente er sorgsam und ernst, wie es seine Art war, dem Major, und nach zwei Jahren kam der große Augenblick. Der Kaiser fragte den Major von Hülsen, wer ihm denn eigentlich immer den Schnurrbart frisiere. „Haby." Ob er ihm den wohl empfehlen könne? „Für Haby übernehme ich jede Garantie." Nun, dann könne man es wohl versuchen.

Und so betrat François den Frisiersalon S. M. des Kaisers, um ihn von diesem Tage an täglich 26 Jahre lang aufzusuchen. Er sprach nicht, wenn er nicht gefragt wurde, er blieb bescheiden und zurückhaltend, er widmete sich nur seiner Arbeit, und er hatte außerordentlichen Erfolg. Mehrere Monate im Jahre war er auf Reisen, täglich beim Kaiser, regelmäßig bei den Fahrten auf der „Hohenzollern", wo er ausschließlich den Kaiser bediente. Als Bülow ihm einmal sagen ließ, daß er zum Haarschneiden kommen solle, antwortete Haby dem Diener, es sei ihm eine hohe Ehre und Freude ... er möchte aber darauf aufmerksam machen, daß er vom Kaiser angestellt sei und keinesfalls von anderer Seite Geld annehmen könne. Seitdem verlangte man seine Visite nicht mehr. Zar Nikolaus von Rußland hatte durch Wilhelm II. von Haby erzählen gehört, und er beschloß, es auch einmal zu versuchen. Über die Bitte, dem Königlichen Hoffriseur kein Geld anzubieten, wollte er sich dann ausschütten vor Lachen.

Die hohen Freundschaften trugen dem tüchtigen Mann verständlicherweise viel Feindschaft ein, und man kann ihm wohl glauben, daß er einiges durchzumachen hatte. Im Jahre 1918 kam der erste Fall — die Inflation nahm ihm den größten Teil seines Vermögens, das er sich geschaffen hatte. Seitdem unterhält er ungebeugt seinen Laden in der Mittelstraße, und unverändert stehen in den Vitrinen die Flaschen mit den köstlichen Ölen und Cremes und Wasser und Salben: *Ra Pu Li, schäumendes Wach auf in blauer Packung — Creme Glycita in zehn Nüancen — Es wächst doch* — gegen Schuppen — *Schweigt von Paris — Chikanös-chen — Königs-Ulan — Ewige Jugend — Comtesse Angeli Parfum* und die *Neue Kaiser-Binde mit illustrierter Bartbindentasche* sowie die *Alte Kaiser-Binde für kleine Bärte.*



Die Zeit ist vorüber, der Kaiser ist fort, das Vermögen ist geschwunden — aufrecht sitzt François Haby in seinem hohen Lehnstuhl, die harten Augen funkeln, und er spricht: „Als ich jung war, hatte ich nichts, jetzt bin ich alt und muß von vorn anfangen, aber mein höchstes Gut, meine Ehre, meinen alten achtbaren Namen habe ich mir erhalten."

Dienst bei Hof und reichen Leuten

Von

einem Tafeldecker

Das Tafeldecken ist ein altes Gewerbe; aber erst im Jahre 1895 haben wir einen Tafeldeckerverein gegründet. Wir haben jetzt ungefähr hundert Mitglieder. Bei seinem Eintritt in den Verein mußte jeder von uns hundert Mark bezahlen. Bis zum Kriege hatten wir etwa neuntausend Mark gespart, aber leider das Geld in preußischen Konsols angelegt. Später haben wir wieder angefangen zu sparen, und wenn heute das Vereinsvermögen aufgelöst wird, so bekommt jedes Mitglied ein paar Mark heraus. Wir sind zum größten Teil gelernte Diener — ich selbst war auf der Dienerschule in Breslau —, und wenn wir dann bequemer wurden oder geheiratet haben, so haben wir die feste Stellung aufgegeben und sind Tafeldecker geworden.

Ohne uns gab es früher keine Festlichkeiten. Zu Hofe, zu den Botschaften, zu den Adligen oder den reichen Leuten, überallhin wurden wir gerufen. Wir mußten natürlich in Livree arbeiten, und jeder hat auch eine eigene Livree; aber an vielen Stellen, z. B. bei Hofe, bei den meisten Gesandtschaften, beim Reichskanzler Grafen Bülow oder beim Fürsten Henckel-Donnersmark bekamen wir eigens für uns angefertigte Sachen zugewiesen, selbst Strümpfe und Handschuhe. Im kaiserlichen Schloß hatte sogar jeder von uns einen eigenen Schrank und Schlüssel für seine Sachen; aber in der Revolution haben die Matrosen diese Schränke zerstört, ich war nachher dort und habe es selbst gesehn. Der Hofmarschall, ein *Freiherr von Zedlitz*, war überhaupt sehr gut zu uns, er hat durchgesetzt, daß wir zwölf Mark für den Abend bekamen. Früher, unter dem alten König Wilhelm, gab es nur sechs, dann später neun. Aber der Hofmarschall war auch streng und kontrollierte jeden einzelnen von uns. Und wenn z. B. auch nur die Strumpfnaht nicht richtig saß — huitt! mußten wir wieder zurück, den Fehler in Ordnung bringen, und bekamen ordentlich eine aufs Dach. Im kaiserlichen Schloß waren für die großen Feste — das größte war das Ordensfest — ungefähr achthundert Livreen, Schuhe, Strümpfe und Handschuhe parat. Und jeder von uns bekam jahrelang dieselben Sachen zugewiesen, da mußte verflucht Ordnung gehalten werden.

Der Dienst war in drei Abteilungen geteilt. Der liebste Dienst war mir der in der Silberkammer, das war richtige Tafeldeckerarbeit. Vorher und während des Essens mußten wir für das Geschirr sorgen und waren auch verantwortlich, daß wieder alles auf den Platz zurückkam. Die Silberkammer war in den untersten Räumen des Schlosses. Selbstverständlich gehörten auch das Porzellan und die Gläser zu unserm Dienst. Und dann gab es oft Geschenkdessert für jeden Gast, bestehend aus Schokolade und Knallbonbons mit dem kaiserlichen Bild oder Bildern von andern Mitgliedern der kaiserlichen Familie. Wir mußten streng darauf achten, daß jeder Gast diese Geschenkbonbons bekam. Nahm er sie nicht mit, so mußten wir sie wieder abliefern. Aber die meisten nahmen sie mit. Gegessen wurde alles, was man nicht zu schneiden braucht, auf richtigen Silbertellern, nicht, wie man heute oft sieht, Silbertellern mit Glaseinlagen. Alles, was zum Schneiden ist, wurde auf Porzellan aus der Königlichen Porzellanmanufaktur serviert. Das Geschirr war recht einfach, und auch das Tafelarrange-

Dolbin

ment war nicht übertrieben. Obwohl die Tiergartenverwaltung oft nicht wußte, was sie mit ihren schönen Blumen anfangen sollte, haben wir bei Hof nur wenig für die Tafel abgenommen.

Der zweite Dienst war der Kellerdienst, das heißt, daß jeder von uns zwanzig Gäste mit Getränken zu versorgen hatte. Wir mußten auch kosten, ob die Weine richtig schmeckten, das war natürlich sehr angenehm, denn die Weine waren wirklich große Klasse, namentlich die Rheinweine. Als Sekt gab es ausschließlich Heidsieck-Monopol.

Der dritte Dienst unterstand dem Hofmarschallamt und hieß der Tafeldienst. Da bekamen immer zehn Tischgäste je zwei Mann zur Bedienung. An der Galatafel, wo die Fürstlichkeiten saßen, gab es drei Diener für zehn Personen. Die höchsten Fürstlichkeiten wurden von uns nicht bedient. Die hatten jeder einen eigenen Leibpagen hinter sich, der ihnen das Essen reichte, und die Lakaien trugen die Platten von Leibpagen zu Leibpagen. Die Lakaien waren gewöhnlich Hofdiener.

Bei den Ordensfesten war natürlich alles mögliche da. Briefträger und Eisenbahner, Bankiers, der ganze Adel, alles in allem mindestens dreitausend Personen. Da mußte natürlich sehr hastig gegessen werden. In dreiviertel Stunden wurden ungefähr zehn Gänge serviert. Wenn da einer von den Gästen nicht aufpaßte und sich mal umguckte, konnte es ihm passieren, daß man ihm den vollen Teller wegzog. Dieser Dienst war schwer, dafür bekamen wir auch anständige Trinkgelder. Namentlich *Herr von Mendelssohn* gab immer zwanzig Mark, und die andern konnten sich nun auch nicht lumpen lassen und mußten dasselbe geben. Dann gab es bei Hofe noch die kleineren Gesellschaften, so z. B. war bis Fastnacht jeden Mittwoch Ball. Da ging es recht einfach zu: drei Gänge und zum Schluß Rheinwein. Daß es warm zu essen gab, hat überhaupt erst der alte König Wilhelm eingeführt, bis dahin gab es nur kaltes Büfett. Bei den großen Galadiners war alles schon an den Tischen versammelt, dann kam der Oberhofmarschall *Eulenburg* mit drei Stockschlägen, beim zweiten fing die Musik zu spielen an, und beim dritten trat der Hof ein.

Wir haben natürlich nicht nur im kaiserlichen Schloß gearbeitet, sondern in allen größeren Häusern, in den Gesandtschaften, im Union-Club und auch in den andern großen Klubs. Manchmal hatten wir drei Services pro Tag. Erst ein Diner in einer Gesandtschaft, dann Dienst bei Hof und nachher noch irgendeine kleine private Tanzgesellschaft. Man braucht aber nicht zu glauben, daß es dort vor dem Kriege besonders prunkvoll zuging. Bei den *Pleß*, *Ratibor* und *Hatzfeld*, bei den *Friedländer-Fuld*, *Schwabach* und *Mendelssohn* — nirgends gab es übertriebenen Luxus, alles hatte guten Stil. Den größten Aufwand machte damals der amerikanische Botschafter *Tower*. Der übertrieb — meinem Gefühl nach. Auch die Bierabende beim Fürsten *Bülow* waren (wenn auch nicht ganz so einfach wie beim alten Bismarck, der sie eingeführt hat) doch alles in allem ohne Prunk. Es gab ein sehr anständiges kaltes Büfett, und dazu wurde dauernd Bier serviert. Aber schon bei *Bethmann-Hollweg* war alles sehr mager und geizig gemessen. Nein, da war Bülow noch der Glanzvollste. Alle andern Minister fallen gegen ihn unter den Tisch.

Das Essen kam fast ausnahmslos von Borchardt, vorher war auch Huster groß, dem das englische Haus in der Mohrenstraße gehörte. Bürgerliches Essen bezog man meistens von der Firma Stein. In der Inflationszeit kam dann Rollenhagen auf.

Wir wurden natürlich oft auch nach außerhalb gerufen: zum Fürsten Fürstenberg nach Donaueschingen, zum Grafen Henckel-Donnersmark nach Neudeck, zu den Stolbergs nach Wernigerode, einmal sogar ins Ausland nach Lodz zu dem Leinenfabrikanten Posnanzky.

Dann, in der Inflationszeit, haben wir natürlich mancherlei erlebt, und der Mann, der, weil er es nicht besser verstanden hat, seinen Gästen Suppe, Salat und Kaffee servieren ließ, war immer noch besser als die, die glaubten, daß es fein sei, fünfundzwanzig Gänge auffahren zu lassen. Heute wird, im Vergleich zu jener Zeit, aber auch gegen die Vorkriegszeit, viel mäßiger gegessen, und auch unsere Dienste werden leider viel seltener in Anspruch genommen. Ich bin mir darüber klar, daß wir zum Luxus gehören, und daß aller Luxus langsam, aber sicher verschwindet.

Aus der Strumpfband-Zeit

„Ein Strumpfband in deinem Überzieher? O Gott! Ich gehe ins Waſſer, ich gieße dir Vitriol ins Geſicht, ich — — — — — —

So? In der Wohnung deines Geſchäftsfreundes haſt du es gefunden, und um dir einen Scherz zu machen, haſt du es eingeſteckt? Natürlich!

Aber ſage nur dieſem jungen Windbeutel, daß ich ihn verachte, daß ich ihn anſpucke, daß er ſich die Augen aus dem Kopfe ſchämen ſoll, daß ich es empörend, ungezogen, obſzön, unverſchämt, gemein, liederlich — — — — — — — — — —

— — — und leichtſinnig finde, mit meinen Sachen ſo unachtſam umzugehen!“

(Rolf Niczky, Lustige Blätter 1909)

Die Wahrheit über das Nachtleben

Von

einem ehemaligen Wiener Oberkellner

Es gibt zwei Arten des Nachtlebens: ein natürliches — dem Gegenstand entsprechend, möchte ich sagen „naturbelassenes" — und ein künstlich erweitertes, vom Gifthauch des Industrialismus aufgeblasenes. Das naturbelassene Nachtleben entspricht dem allgemeinverständlichen Wunsche des Menschen, die Frist zwischen diesem und dem folgenden Tage zu strecken. (Nicht auf Kurzweil, sondern im Gegenteil, auf Langweile ist also sein Streben gerichtet.) Am künstlichen Nachtleben soll verdient werden. Niemand begehre, einen Blick hinter seine glänzende Fassade zu tun. Sie birgt Tag und Grauen.

Elf Jahre habe ich als Ober eines eleganten künstlerischen Nachtlokals mit Eifer und Aufmerksamkeit meines Amtes gewaltet. Habe halbvolle Sektflaschen fortgeräumt, neue mit glücklichem Lächeln auf den Tisch des begüterten Gastes gestellt und leere unter die bereits geleerten geschmuggelt. Ich habe im Küchengang unseres Etablissements Kriminalbeamten genaueste Auskünfte über die Höhe verdächtiger Zechen erteilt und mich an Nachmittagen mit unausgeschlafenen, fahlen Animierdamen um die Provisionen gebalgt, die sie vom Konsum der vergangenen Nacht zu erhalten hatten. Ich sah die genaue Übernahme von zwölf Dutzend Teddybären und hörte die süß schmeichelnden und verführerischen Worte, die unser Chef den zusammengerufenen Animierdamen von einem Bogen Geschäftsbriefpapier vorlas, Worte, die er unter Beihilfe seiner Gemahlin zu Papier gebracht hatte und die dazu dienen sollten, den betörten Gast zum Ankauf eines Bären zu bewegen. Ich sah die Damen im Foyer auf und ab gehen und diese Worte und Wendungen eifrig einüben. Große und Kleine, Schwarze und Blonde bettelten nachts in den gleichen Ausdrücken um das überflüssige Tier. — „Hören Sie einmal", sagte ein Gast beim Fortgehen, noch rasch aus den Falten der Brokatportiere nach hinten sprechend, „die Damen — wie? — die da immerfort Teddybären wünschen — die reden ja alle dasselbe ..." — Am nächsten Tag wurde ein neuer Text entworfen.

Ein Wort auch über das Trinkgeld. Das Publikum überschätzt die feindseligen Gefühle des Obers, dem der gespendete Betrag zu gering erscheint. Der Ober tut nur so, als sei er bitterböse. Es gehört zur Tradition des Faches, zu den Zunftgebräuchen. Dieser Augenblick ist das einzige Ventil für seine gestaute üble Laune, für die Protestgefühle, die sich in seiner Brust regen. Nur in diesem Augenblick kann er Mensch sein. Zumindest war dies bei mir so der Fall. Milde und versöhnlich gedenke ich heute meiner schäbigsten Trinkgeldgeber.

Ich bin längst dem Nachtleben abhanden gekommen. Seit einer Reihe von Jahren betreibe ich auf dem Lande eine kleine Entenzucht, die ich mir von meinen Ersparnissen errichten konnte, lese viele und gute Bücher und blicke mit der erhabenen Ruhe eines Philosophen auf mein Leben zurück. Wenn ich etwas bedauere, so ist es, daß Zeitmangel mich verhindert hat, während meiner Tätigkeit als Nachtlokalkellner ein genaues Tagebuch zu führen.

Ich erinnere mich noch sehr genau der ersten Anfänge des Wiener Nachtbetriebs. Es war um die Jahrhundertwende, als ein gewisser *Brady*, ein schlichter Mann aus dem Volke, in der engsten und verstecktesten Gasse Wiens, der Ballgasse, seinen „Wintergarten" eröffnete. Kein großes Lokal, kein Luxus, keine großartige Ausstattung. Das Ganze sah aus, wie eine altväterische Wirtsstube. Ein uraltes Haus mit meterdicken Mauern. Herr Brady hatte mit feinem Verständnis diesen altertümlichen und verborgenen Winkel gewählt. Denn mit dem Nachtleben in Wien war es eine merkwürdige Sache. Es mußte sich geheimnisvoll und exklusiv benehmen, sonst hätte es für die Besucher keinen Reiz gehabt. Nicht, daß man sich geschämt oder gefürchtet hätte, gesehen zu werden. Es ging wahrlich harmlos genug zu. Aber man betrachtete den nächtlichen Spaß als eine höchst private Angelegenheit, und man hielt darauf, daß nur von Natur aus Gleichgestimmte an ihm teilnähmen. Wer nach langer Irrfahrt zum

Die Neuvermählten — *E. Heilemann (Lustige Blätter 1906)*

„Aber, Edgar, lies doch nicht immer im Restaurant die Zeitung! Die Leute müssen ja glauben, ich lasse dir zu Hause keine Zeit dazu!"

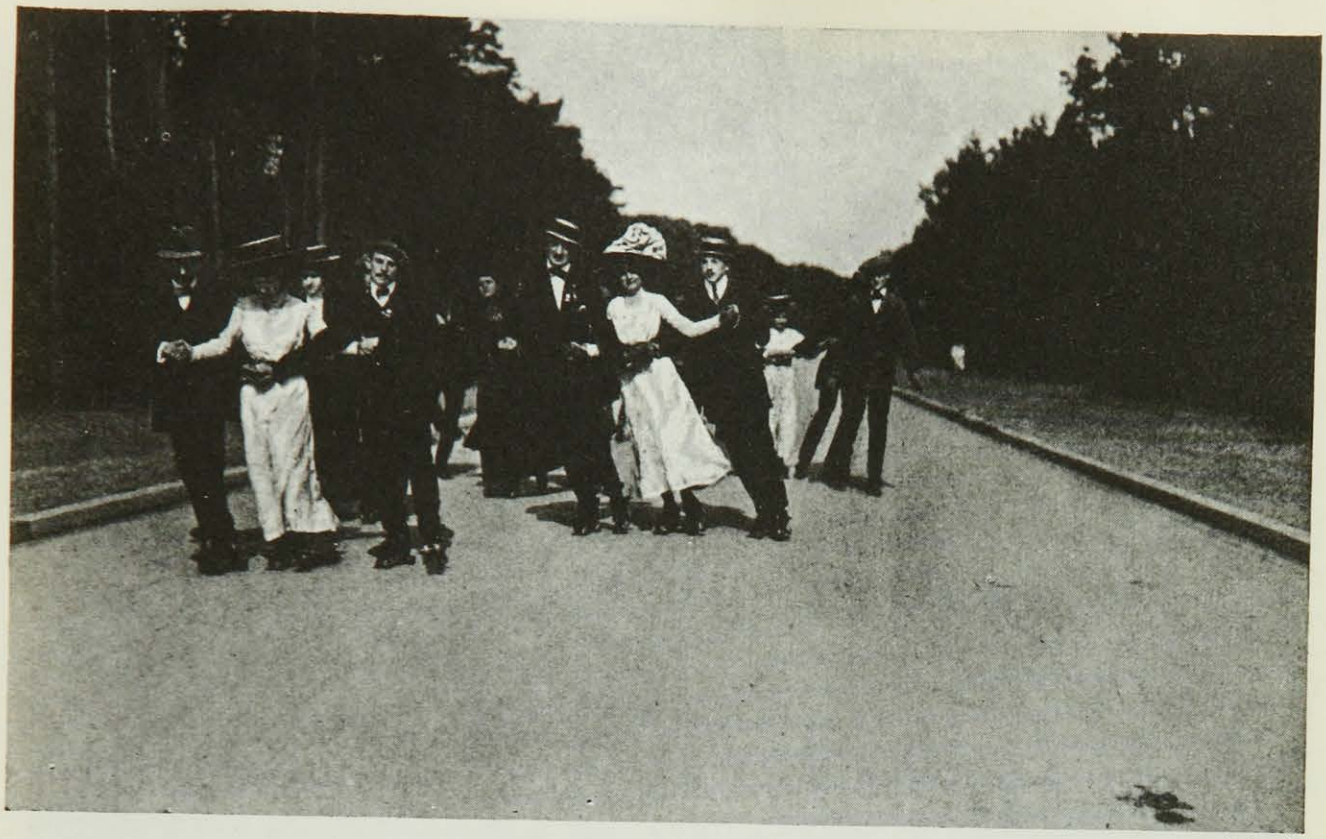
erstenmal in Bradys „Wintergarten" landete, empfand so etwas wie Befriedigung über die Ergründung eines sorgsam gehüteten Geheimnisses, fühlte sich als Mitglied eines geheimen Vereins, und dieses Gefühl verließ ihn um so weniger, als Herr Brady es verstand, seine Gäste wirklich zu einer Art Gemeinde zusammenzuschließen. Was dort geboten wurde? Eine ordentliche Musik, Sekt und eine unbegrenzte Sperrstunde. Hie und da betrat Herr Brady selbst das Podium und betätigte sich als Kunstpfeifer und Natursänger. Das war alles. Aber es war Stimmung da, Atmosphäre, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Diese Art des nächtlichen Vergnügens war von den Vorstädten in das Zentrum gewandert und hatte ihren Ausgang von einem Mann genommen, der bei den Weinschänkern der Wiener

Umgebung seinen Wirkungskreis hatte, *Edmund Guschelbauer* hieß und allabendlich ein Lied sang, das in die Worte ausklang: „Das Drahn, das is mei Leben, kann's denn was Schöneres geben als Drahn die ganze Nacht . . .?" Hierzu drehte er einen geradkrempigen Zylinder um die Horizontalachse über seinem Kopf und blickte mit schwärmerischen Augen zum Himmel. Er meinte nicht etwa das Drehen des Zylinders. Auch durchaus nicht das Drehen im Tanz, auf das gründliche Forscher den Ausdruck zurückführen wollten. Möglich, daß er das Aufdrehen eines Faßhahnes im Sinne hatte. Viel Rechenschaft, was *Drahn* eigentlich bedeute, dürfte sich Herr Guschelbauer nicht gegeben haben. Eines aber war sicher, daß dieses Wort bald in aller Mund war und daß sein Schöpfer den Wiener Sprachschatz um ein vielsagendes Wort bereicherte.

Ein bißchen verruchter als in Bradys „Wintergarten", der den ortsüblichen Heurigenausflug salonfähig gemacht hatte, ging es in dem *Café Ronacher* zu, das als einziges Nachtcafé von Rang den Treffpunkt der gesamten Halbwelt bildete. Hier machte sich schon ein wenig schwüle Sinnlichkeit bemerkbar, hervorgerufen durch den ungarischen Einschlag, den eine Zigeunerkapelle in das Wiener Milieu brachte. Der Zymbal brauste durch das raucherfüllte, niedrige Lokal, die Geige eines pockennarbigen Primas schluchzte in die Ohren neugieriger Industriellensöhne, die hier ihre ersten Schritte auf dem schlüpfrigen Pflaster der Sünde unternahmen und mit spitzen Ohren vom Nebentisch das aufzuschnappen suchten, was dort der Dichter *Peter Altenberg* über die Frauenseele äußerte. — Wiederholt hatte ich in dem Kaffeehaus, in dem mir damals vergönnt war, das Tablett mit Wassergläsern auf die Tische zu stellen, seinen Namen nennen gehört. Was es mit ihm eigentlich für eine Bewandtnis habe, war mir bis dahin unbekannt geblieben. Und so benützte ich gern die Gelegenheit, nach seiner Bedeutung zu fragen, als Minka, eines der Mädchen des Café Ronacher, meinen Weg kreuzte. „Was halten Sie, Fräulein Minka, eigentlich von diesem Herrn Peter Altenberg?" fragte ich sie schüchtern. — Sie blickte mich groß an, als wollte sie die Ehrlichkeit meines Interesses prüfen. Dann sagte sie schlicht und einfach: „Unter uns gesagt: er ist a Narr. Aber die Nachwelt wierd ihn zu würdigen wissen."

Und wirklich: ganz Wien kannte und würdigte ihn, den Propheten des Begriffes „Nachtlokal" — nicht erst die Nachwelt. Wohin er in seinem wallenden Prophetenmantel zog, in welches Lokal immer, dorthin folgte ihm gehorsam die Lebewelt, denn dort waren die schönsten Mädchen und die wütendsten Eifersuchtsszenen — das einzige, was ich eigentlich im Nachtleben für beachtenswert und sehenswürdig halte. Es waren schöne Stunden, wenn ich dann später, selbst zum Ober eines Nachtlokals vorgerückt, Herrn Altenberg aus der Nähe beobachten und ihm zuhören durfte, wie er sich aufgeregt darüber beschwerte, daß dieser oder jener seiner Freunde ihm ein Mädchen abspenstig gemacht habe oder ihr durch übertriebene Huldigungen angeblich lästig gefallen sei. Darf ich es gestehen? Er war wirklich das einzige geistige Element des Nachtlebens — wenn ich mir ein Urteil erlauben darf —, und auch heute ist das Wiener Nachtleben noch nicht ganz von ihm und seinen Ideen losgekommen. Noch geistern einige seiner Zeitgenossen und alten Freunde durch die Nachtlokale, noch streicheln sie mit größter Zartheit die Arme der Damen von der Schulter bis zur Hand hinunter — eine Gewohnheit des Herrn Altenberg — und sagen dichterische Worte, die freilich die Damen von heute nicht so zu würdigen wissen wie die von dazumal. Sie sind es schon zu sehr gewohnt und wissen auch nicht, woher es stammt. So etwas müßten sie wie eine kostbare Antiquität betrachten. Aber sie wissen ja nichts von Stil, nichts von Tradition, haben zu wenig gelesen und meistens auch nur wenig Bildung. Was versteht denn so eine heutige Dame von dem Reiz eines ganz schäbigen Nachtlokals? Sie wollen alle nur goldene Wände und seidene oder samtene Sitzgelegenheiten, einen Portier mit goldenen Borten und ein „Meer von Licht". Auch die Kunst der Konversation ist den meisten nicht gegeben, weswegen die Musik so laut spielen muß. Heute ist das so: Einer geht hin, um zuzuschauen, wie der andere sich unterhält. Und umgekehrt. Das ist die reine Wahrheit über das Nachtleben.



Im Grunewald

Atlantic

Auf dem Wiener Eislaufplatz

Sammlung Korty

Atlantic

Presse-Photo

Von den Anfängen des weiblichen Sports

Zander und Labisch

Cläre Dux und Hans Albers 1914

Rona, Amsterdam

Tango 1910

Sammlung Korty

Presse-Photo

Geschichte des deutschen Witzblattes
Von der Jahrhundertwende bis zum Krieg

Von

Hans Reimann

Am 4. April 1896 erschien die erste Nummer des „Simplicissimus", herausgegeben vom rheinischen Hexenmeister Albert Langen. Das Titelbild hatte Angelo Jank als Illustration zu Wedekinds „Fürstin Russalka" entworfen, Zierleisten gab es in Hülle und Fülle, Th. Th. Heine setzte seine bis dato in den „Fliegenden" ausgeübte Tätigkeit mit „Wurst und Liebe" fort. Bald bildete sich ein fester Stamm von Mitarbeitern, außer Heine und Reznicek lauter Leute mit S: Schlittgen, Schulz, Slevogt, Steinlen. Zu den literarischen Mitarbeitern zählten Bierbaum, Falke, Schäfer, Schnitzler, Vollmoeller, Wassermann. Aber auch, gelegentlich, Karl Kraus und Thomas Mann, der kurze Zeit sogar Redaktionsvolontär war und seinen „Tod in Venedig" ursprünglich als Simpl-Skizze angelegt hatte. Der erste Jahrgang kostete komplett 7,50 Mark. Ganzseitige Bilder durfte der später in den Inseratenteil verbannte Engl beisteuern, der in die „Meggendorfer" gehört hätte. Im Frühjahr 1897 kamen der Tiroler Eduard Thöny und der 1874 im sächsischen Seifhennersdorf geborene Bruno Paul hinzu. Jedes Blatt Pauls war ein Plakat — markig, saftgeschwellt, stark, die Figuren wie Denkmäler, prall, mit derben Pfoten und in engen Röhrenhosen. Thöny warf sich auf die Uniform und erweiterte seine Kenntnis, bis er die Armee im Kopf hatte. Er wußte bald Bescheid um jeden Knopf, um jedes Achselstück. Nie brauchte er zu mogeln. Seine Figuren vermieden es merkwürdigerweise, einander ins Auge zu blicken, seine Originale waren ein gefundenes Fressen für Geologen, schichtenweise waren die Kartonstücke übereinandergeklebt, man konnte Tertiär, Kreidezeit, Jura und Trias genau unterscheiden. Er spritzte und schmierte, daß es eine Lust war. Er war nicht zu kopieren. Er konnte schlechthin alles.

Im dritten Jahrgang hatte der Simpl sein Gesicht, im vierten traten Heilemann und Rudolf Wilke auf, und in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts Wennerberg, Lendecke, Heinrich Kley, Blix, Sieck, Henry Bing, Pascin, Karl Arnold, C. O. Petersen. Das große Ereignis aber war die Verpflichtung Gulbranssons, dessen erste, einigermaßen chaotische Zeichnung in Nummer 38 des 7. Jahrgangs erschien. Der junge Norweger hatte für das Witzblatt „Tyrehans" gearbeitet und war von Gunnar Heiberg entdeckt worden. Langen entführte ihn nach Schwabing. Er häutete sich mehr und mehr, bis er imstande war, durch ein Minus an Mitteln ein Plus an Wirkung zu erreichen. Gulbranssons Aufstieg ließ den schmerzlichen Verlust leichter ertragen, der dem roten Biest — der den Simpl repräsentierenden Bulldogge — durch den frühzeitigen Tod Rudolf Wilkes zugefügt worden war.

Wilke, am 27. Oktober 1873 geboren, am 4. November 1908 gestorben, schuf das Subtilste, das wir je an Schwarzweißkunst gehabt haben. Er war farbenblind, sein immer sparsamer werdender Strich bedurfte keiner koloristischen Unterstützung. Ohne Vorbild steht es da, dieses Genie, und an Kopisten wie Theo Weidenschlager ließ sich seine unerreichte Größe ermessen. Er zeichnete Gesindel: vom Landstreicher bis zum Dandy.

Viel zu wenig gewürdigt hat man die stille Kunst des Romantikers Wilhelm Schulz, der giebelige Kleinstadtwinkel liebt und dazu Strophen dichtet, die einem verschollenen Kommersbuch entnommen zu sein scheinen. Böse Zungen behaupten, Blix sei ein Pseudonym Gulbranssons. Die Ähnlichkeit war in der Tat verblüffend, nur schienen die mit Blix signierten Zeichnungen vermittels umgekehrter Feder entstanden zu sein. Von Reznicek, der nach seinem Tode durch Heilemann, Wennerberg und Dudovich ersetzt wurde, ist zu sagen, daß er als Blickfang fürs Bürgertum benutzt wurde und lediglich dadurch satirische Wirkungen

erreichte, daß seine mondänen Blätter im Simpl abgedruckt waren. Alljährlich im Karneval war für ihn Hochkonjunktur.

Die Zeitschrift Langens war anfangs ein schlechtes Geschäft, durch Konfiskationen erlangte sie Popularität. Im dritten Jahrgang verschwand der verantwortliche Herausgeber, die treue Seele Dr. Geheeb übernahm die Redaktion. Heine wurde zu Festung verurteilt, weil er den seligen Gottfried von Bouillon hatte sagen lassen: „Lach nicht so dreckig, Barbarossa! Unsere Kreuzzüge hatten doch eigentlich auch keinen Zweck." Dies bezog sich auf die Palästinareise Wilhelms des Zweiten, der hintenherum vermöge der Serenissimusfigur angegriffen und zum erstenmal in Nr. 49 des Jahrgangs 1906 karikiert wurde. Gulbransson war so vorsichtig, sich A. Durrer zu nennen. Damals war das Buch des Franzosen Grand-Carteret erschienen, „Lui" hieß es und enthielt eine Unmenge emporgezwirbelter Schnurrbärte. Um dieselbe Zeit, da Wedekind als Autor eines beschlagnahmten Gedichtes festgenommen wurde, entfaltete sich Ludwig Thoma, der kleine Advokat aus Dachau. Im Jahrgang VI finden wir die ersten Arbeiten Gustav Meyrincks, der sich im Jahrgang VII ohne c schreibt. Gleichzeitig beginnt Dr. Blaich, der in Fürstenfeldbruck ansässige Arzt aus Schwaben, seine Tätigkeit als Dr. Owlglaß und später als Ratatöskr, Philosophisches in allerzierlichsten Reimen kündend.

Die „Jugend" wurde im selben Jahr gestartet wie der Simpl. In München, wenn man vor den Propyläen steht, wohnte rechter Hand der schrecklich überschätzte Lenbach, linker Hand der Dr. Georg Hirth, deutscher Kriegs- und Kunstveteran von 1866, Großvater der Bullrich-Tabletten. Er gründete die Wochenschrift, die den Jugendstil heraufbeschwor. Genannter Lenbach wurde erfolgreich fortgesetzt durch Leo Samberger, der gleichfalls harmlose Lichtbilder ins Gigantische steigerte und ein geniales Oval drumherum fetzte. Analog zu den Zierleisten fand eine Hausse in Aphorismen statt, Nietzsche wirkte sich sowohl literarisch als auch graphisch aus, und Hugo Höppener nannte sich Fidus.

Den malerischen Teil bestritten Fritz Erler, Leo Putz, Reinhold-Max Eichler, Adolf Münzer, Julius Diez, Angelo Jank, Paul Rieth, Walther Georgi. Erler machte in Monumentalität, Putz pinselte Akte und Obst, Eichler idyllte die Jahreszeiten, der pariserische Münzer fand ein Mittelding aus Kohleskizze und Gemälde, Diez faßte jede Illustration als hartes Exlibris auf, Jank wurde zum weicheren Thöny der „Jugend", Rieth war stets aufs neue bunt, der Sohn des Leipziger Oberbürgermeisters Georgi kargte nicht mit Gemüt. Was Rudolf Wilke dem „Simpl", das war die titanische Begabung Weisgerbers der „Jugend". Als Graphiker wie als Maler überragte er seinesgleichen um Kirchturmhöhe, frech und unbekümmert wie kein zweiter.

Wenn Gäule einen Bierwagen zogen, das war Max Feldbauer. Wenn Goya aus dem Grabe erstand, das war Willi Geiger. Wenn Dämmerung von lyrischen Lichtern durchblitzt wurde, das war Keller-Reutlingen. Wenn etwas mäßig gezeichnet war, das war Rudolf Wilkes sympathischer Bruder Erich. Ins Literarische der „Jugend" teilten sich zu gleichen Teilen Fritz von Ostini (Biedermeier), Karl Ettlinger (Karlchen) und der Dr. Noder (A. de Nora).

Eckmann, Pankok und die übrigen, die den Ausdruck „Jugendstil" bewirkt hatten, schieden bald aus, das Jugendliche erlosch, neben den Kunstbeilagen der „Scholle" wucherte trockener Kalk, und hinter den Inseraten war Aktuelles angehängt.

Die „Fliegenden Blätter", 1844 in die Welt gesetzt und zwölf Jahre nach ihrer Gründung in eine unpolitische Wochenschrift umgewandelt, in jeder Beziehung farblos, auf rosa Papier gedruckt, für kindliche Gemüter bestimmt, wurden weniger im Einzelhandel erworben als im Lesezirkel genossen. Die Firma Braun & Schneider, an Wilhelm Busch reich geworden, nahm stets Rücksichten aufs Familienpublikum und auf den Friseur. Sie züchtete Serienbilder, die meist von Herrn Pommerhanz entworfen oder von Herrn Horina erfunden waren. Stockmann ließ das Kleinstadtleben zum Klischee erstarren, Graetz schraffierte Schnapsnasen,

Letztes Versprechen — *Bruno Paul (Simplicissimus 1903)*

„Und dös versprichst mir no zum Abschied, Cenzl, daß d' nach mir wieder van von der Kavallerie nimmst, und koan Infanterieschniggel!" — „Ja, Schorschl, ja, i versprich dir's."

beim wackeren Roeseler hatten alle Menschen die nämliche Kartoffel im Gesicht, Schlittgen zeichnete Woche für Woche den gleichen Leutnant, Hugo Vogel in Dresden machte in Gemüt und fand eine Synthese aus Böcklin und Ludwig Richter. Oberländer wagte sich unter Löwen, ohne Angst zu haben, Hengeler imponierte durch seinen festen Strich, Harburger durch hingewischte Spießerhaftigkeit, und wenn einer verdient hätte, daß man seinen Namen in alle Winde schrie, so war das der wirkliche Könner und Erfinder seltsamer Situationen: Eugen Kirchner, eine einmalige Erscheinung.

Die „Fliegenden" waren auf ihre brave Art so berühmt wie der „Punch" in England. Ihre Redaktion bestand aus seriösen Persönlichkeiten, das Erfinden von Witzen wurde mit Pathos betrieben. Man lebte von der Schwiegermutter, vom zerstreuten Professor, vom Studiosus, vom Sonntagsreiter, von den Dackeln, und wenn ein Kind etwas besonders Hübsches gesagt hatte, so wurde das von Schöpsen eingeschickt und unter der Rubrik „Kindermund" einem falschen Gelächter preisgegeben. Der Witztyp aber war etwa folgendermaßen beschaffen: Gut gegeben. Bergsteiger (der in eine Gletscherspalte gefallen ist, woselbst er auf einer Gemse ein verwelktes Edelweiß findet, aus dessen Kelch eine Motte flattert, im Selbstgespräch zu sich selbst): „Ha, elendes Tier, wenn ich dich erwische, sollst du bitter zu büßen haben!"

Die „Meggendorfer Blätter", 1889 zum erstenmal erschienen, sind die „Fliegenden" auf bunt. Ihr Vater, der Kunstmaler Lothar Meggendorfer, entwarf grauenvolle Spiele, von denen ich mit Recht behaupten kann, daß sie meine Kindheit zu dreißig Prozent versaut haben. Er war kunstgewerblich angehaucht, und das färbte auf seine Wochenschrift ab. Wie alle die übrigen Blätter der damaligen Zeit, „Simpl" und „Jugend" ausgenommen, schämte man sich, den Namen der Zeichner und Autoren preiszugeben. Dabei hatten sie einige beachtenswerte Talente. So den Ferdinand Goetz, der fürs Schauspielhaus in München die Dekorationen entwarf. Getrennt von allen seinen Kollegen ist Loukota zu nennen, kühn, wild, in verkleinertem Maßstab ein zweiter Menzel.

Die „Lustigen Blätter" sind eine Erfindung des quecksilbrigen Nörglers Otto Eysler aus Wien, der beim Vorlegen jedes einzelnen Titelbildes fragte: „Was sagt die Friedrichstraße dazu?" Er schikanierte seine Leute bis aufs Blut und stachelte sie dadurch zu Höchstleistungen an. Seele des Unternehmens war jahrzehntelang der unerschöpfliche, zigarettenrauchende Alexander Moszkowski, der den Lattenfritzen und den Notenquetscher erfand. Als seine emsigen Adjutanten sind Gustav Hochstetter und Rudolf Presber zu erwähnen. Presber erfreute sich allgemeiner Beliebtheit, obwohl die wenigsten wußten, daß er der ebenso einfallsreiche wie graziöse Mirza Spiral war. Im Hintergrund saß das ewig gleichgelaunte Fräulein Mehlitz und glättete die Wellen. Paul Kraemer und Max Brinkmann halfen bei den allwöchentlichen Zusammenkünften, Unterschriften zu finden. Später gesellte sich das Phänomen Georg Mühlen-Schulte hinzu, ein Humorist, der mindestens mit Mark Twain zu vergleichen wäre. Und der genialische Feininger.

Beklagenswert ist das Hinscheiden des eigenwilligen Feodor Czabran. 1909 mußte Paul Simmel Inserate zeichnen für Haarwasser, Zigaretten und Stiefel. 1910 wurde Walter Trier entdeckt, der in München studierte und die Faschingszeitung der Akademie mit unverschämten Illustrationen versehen hatte. Mit Recht wurde er die Primadonna der „Lustigen". Er schob alle Kollegen in den Schatten durch die Frische seines Striches, die leiseste Linie eines Hintergrundes hatte bei ihm mehr Beziehung zu Landschaft und Leben als die Dutzendbemühungen biederer Illustrationsschuster.

Und bei dieser Gelegenheit sei verraten, daß es zwei Sorten von Karikaturisten gibt: diejenigen, die zu wenig können, um normal zu zeichnen, und diejenigen, die zu viel können. Zur zweiten Sorte gehören Gulbransson und Walter Trier.

Dann war da noch der zu höheren Zwecken erkorene Ernst Heilemann, ein prachtvoller Porträtist — ein Könner, bei dem jeder Strich saß. Er schrak nicht davor zurück, die Rundungen eines Busens oder Popos realistisch zu servieren.

F. von Reznicek (Simplicissimus 1903)

„Wieviel Zeit braucht eine Frau, um wenig anzuziehen."

Es war gesunde Sinnlichkeit, die aus seinen üppigen Bildern sprach. Eine Zeitlang kaprizierte er sich auf handwerkliche Mätzchen. Dann wieder ging er locker mit Kohle in die feste Tusche hinein. Immer wieder waren seine Erzeugnisse reizvoll und strotzend.

Der „Kladderadatsch" erblickte im selben Jahre das Licht der Welt, da Franz Joseph I. den Thron bestieg. 1900 eröffnete er den 53. Jahrgang als Bundesgenosse Bismarcks übers Grab hinaus. Er war ohne Farbe, aber durch und durch politisch. Den als Klischee für Hochzeitszeitungen überallhin gewanderten Kladderadatschkopf, von einem jungen Kaufmann in Leipzig entworfen, hatte Albert Hofmann vom „Anekdotenjäger" gekauft. Stehende Einrichtungen waren: der gereimte Wochenkalender, das Eröffnungsgedicht, der von Max Brinkmann redigierte Briefkasten, die von Retemeyer illustrierten Rückblicke, Karlchen Miesnick, Studiosus Biermörder, der Zwückauer, Schultze & Müller. Von 1883 bis 1907 hatte Johannes Trojan die Leitung, sein Nachfolger wurde Paul Warncke. Als dirigierender Geist hinter den Kulissen waltete Rudolf Hofmann, der Sohn des Gründers, unzählige Bildunterschriften und Illustrationsentwürfe rühren von Max Friedländer her.

Der weitaus tüchtigste der Kladderadatschzeichner war Gustav Brandt, zackig, zerklüftet, spritzig, mit kernigen Akzenten. Seine „Zeitgenossen" erschienen von 1902 bis 1905 als Kunstbeilage, und das mit Recht. Im Sommer 1906 kam Arthur Johnson hinzu, ein Mann mit eigenwilligem Strich, rund, bogig, geschweift.

Am 28. März 1909 erschien ein Bild im „Kladderadatsch", das Eduard VII. beim Billardspiel zeigte; fünf Bälle lagen beisammen: Italien, Frankreich, Rußland und Serbien; zwei Bälle lagen abseits: Österreich und Deutschland. Dasselbe hatten wir im Frühjahr 1906 als eine Zeichnung Bruno Pauls, ehe er nach seiner Berufung nach Berlin mit verstellter Handschrift fünfmal als Ernst Kellermann auftauchte. Es waren sechs Personen auf dem Bild, links der Engländer, der Russe, die Französin — in der Mitte der Italiener — und rechts in splendid isolation: Wilhelm und das Double des Franz Joseph.

Der „Ulk", der 1900 im 29. Jahrgang stand, war bunt. Er war betrachtenswert um des einzigen Lyonel Feininger willen, der keiner Umstellung bedurfte, um bauhausreif zu werden. Feininger ist organisch gewachsen, Feininger hat sich logisch entwickelt. Seit je schwärmte er für Fahrräder, Lokomotiven und Konstruktionen. Die Stiefel, die er zeichnete, waren Meisterwerke der Technik, und die Verschrobenheit seiner Kristallisationen erstreckte sich bis in den Namenszug. Neben ihm standen der dürftige Paul Halke und der mehr als dürftige Gehrke mit dem durchgestrichenen G. Dies Terzett wurde vervollständigt durch den spinnwebhaft stilisierenden Hermann Wilke, einen zweiten Bruder des unvergeßlichen Rudolf. Der phantastische Mathematiker Abeking trat 1907 auf den Plan.

Der textliche Teil des „Ulks" ruhte auf den Schultern Sigmar Mehrings und Fritz Engels. Mehring betreute das Redaktionstelefon, den Zwilling vom Kladderadatschbriefkasten, und ließ allwöchentlich eine Type namens Nunne sprechen. Die Bildideen waren ausgeheckt von Mehring, Engel, Arthur Fürst und Ernst Kuntze, oder sie waren das Ergebnis einer Konferenz.

An sonstigen Zeichnern, die bald hier, bald dort mitarbeiteten, sind Heinrich Zille zu erwähnen, damals über die Achsel angesehen und nicht für voll genommen — Schaberschul, der Mann mit den sportlichen Zukunftsträumen — der Sonderling Paul Haase, der dem damaligen Anatomiezeichner Simmel Pate stand — der 1908 in Erscheinung getretene Willibald Krain, der diejenigen Sujets ins Bürgerlich-Idyllische übertrug, wozu es bei Baluschek nicht einmal fürs Hinterhaus reichte — der Sachse Fritz Heubner, der sich von geschmeidigen Konturen zur spitzigen Strenge eines Radierers häutete — der Sachse Karl Arnold, der aus nebulosem Verschlieren zu holzschnitthafter Kühle und schließlich zu linearer Nacktheit emporstieg.

Der „Komet", eine Schöpfung der Herren Fuhrmann und Wedekind, zeigte die Anfänge Lutz Ehrenbergers und des ungemein begabten Ornamentikers Bolz. Im pikanten „Kleinen Witzblatt" tobte sich Knut Hansen aus. Der „Sekt" war

Im Eifer *Lyonel Feininger (Lustige Blätter 1909)*

Packmeiſter: Iſt dies Ihr Junge, Madame?
Frau: Natürlich!
Packmeiſter: Dann ſtellen Sie ihn gefälligſt anderswo hin; jetzt iſt er ſchon zweimal mit in den Gepäckwagen geſchmiſſen worden.

mit einer abmontierbaren Ansichtskarte geschmückt. Den „Dorfbarbier" vom Friseur in die Hand gedrückt zu bekommen, wurde als beleidigend empfunden.

Sämtliche Witzblätter, mit Ausnahme der überzahmen „Fliegenden" und „Meggendorfer", lebten von folgenden Themen: Überbrettl, Duellfrage, Armee, Björnson, Gerhart Hauptmann, Maeterlinck, Sudermann, Wildenbruch, Burenkrieg, Lex Heinze, Oberbürgermeister Kirschner, Eugen Richter, Podbielski, Eduard VII., Peter von Serbien, Ferdinand von Bulgarien, Jagow, Leoncavallo, Dreiklassenwahlrecht, Dernburg und Deutsch-Südwestafrika, Isadora Duncan, Peary, deutscher Kronprinz, Caruso, Mona Lisa, Einkreisungspolitik. Ewiges Thema der Münchner Blätter: das Bier und der Biertrinker.

Seltsam war bei „Simpl" und „Jugend" die Verbindung ernster literarischer Beiträge, guter Erzählungen und weichlicher Lyrik mit dem satirischen Teil; in den Gedichten kam zumeist das Wort „Sehnsucht" vor, ohne daß es sich vor den Bosheiten Th. Th. Heines geschämt hätte. Tatsache ist, daß Lyriker wie Dehmel, Hesse, Klabund, Morgenstern den Witzblättern einen Teil ihrer materiellen Existenz verdankten.

Die meistgezeichnete Persönlichkeit jener Epoche war Bülow.

Damals wurde auch ein Geheimnis entdeckt. Hatte man irgendeine neutrale Zeichnung, und man setzte einen Text drunter, so wurde sie dadurch magischerweise zur Illustration und der Text zum Witz. Um darüber hinaus den Text in tieferer Bedeutung aufleuchten zu lassen, stellte man die Bildüberschrift wie einen hochkerzigen Scheinwerfer ein.

Die neue Formulierung älterer Anekdoten verdanken wir Roda Roda, der den alltäglichen Witz und „Schwank" zur literarischen Gattung erhob, ohne selbst Literat zu sein.

Im übrigen beruht die Beliebtheit des Witzblattes darauf, daß sich ein angegriffener Mensch diebisch freut, wie herrlich sein Mitmensch zerzaust wird. Wenn irgend möglich, fühlt sich keiner getroffen. Sitzt jedoch der Schuß unleugbar im Zentrum, so tritt die Galle in Aktion, und das Witzblatt taugt nichts.

Für die Redaktionen der einzelnen Witzzeitschriften hat stets der Grundsatz gegolten: Verum gaudium res severa, Humor ist eine ernste Sache.

Sommermädchenküssetauschelächelbeichte

von

Hanns von Gumppenberg

(nach O. J. Bierbaum und anderen Wortkopplern)

An der Murmelrieselplauderplätscherquelle
Saß ich sehnsuchtstränentröpfeltrauerbang:
Trat herzu ein Augenblinzeljunggeselle
In verwegnem Hüfteschwingeschlendergang,
Zog mit Schäkerehrfurchtsbittegrußverbeugung
Seinen Federbaumelriesenkrempenhut —
Gleich verspürt ich Liebeszauberkeimeneigung,
War ihm zitterjubelschauderherzensgut!

Nahm er Platz mit Spitzbubglücketückekichern,
Schlang um mich den Eisenklammermuskelarm:
Vor dem Griff, dem grausegruselsiegesichern,
Wurde mir so zappelseligsiedewarm!
Und er rief: „Mein Zuckerschnuckelputzelkindchen,
Welch ein Schmiegeschwatzeschwelgehochgenuß!“
Gab mir auf mein Schmachteschmollerosenmündchen
Einen Schnurrbartstachelkitzelkosekuß.

Da durchfuhr mich Wonneloderflackerfeuer —
Ach, das war so überwinderwundervoll.
Küßt' ich selbst das Stachelkitzelungeheuer,
Sommersonnenrauschverwirrungsrasetoll!
Schilt nicht, Hüstelkeifewackeltrampeltante,
Wenn dein Nichtchen jetzt nicht knickeknirschekniet,
Denn der Plauderplätscherquellenunbekannte
Küßte wirklich wetterbombenexquisit!!

Aus: Das deutsche Dichterroß.
(Verlag Georg D. W. Callwey, München)

Zur Soziologie des Briefkastenonkels

Von

Roman Tetz

Der gewissenhafte Kulturhistoriker, der bestrebt ist, jede, auch die unscheinbarste Einzelheit der Totalität aller kulturellen Erscheinungen einzuordnen und ihr den gebührenden Platz anzuweisen, wird an einem so eigenartigen Phänomen, wie es der Briefkastenonkel ist, nicht achtlos vorübergehen können. Er wird dies um so weniger tun, als ihm daran gelegen sein muß, etwa zu gewärtigende Irrtümer und Fehlschlüsse künftiger Forscher hintanzuhalten. Es ist eine besonders bei der neueren archäologischen Schule häufig bemerkbare Gepflogenheit, jedes in seinem Gebrauchswert nicht sogleich erkennbare Wort und Ding der Vergangenheit in das Gebiet des Kultischen abzuschieben. Was den Briefkastenonkel anlangt, so sind Erklärungsversuche, die ins Kultische abgleiten, um so eher zu erwarten, als seiner Existenz, wie das Volksganze sie empfindet, schon jetzt etwas Mystisches anhaftet — nicht mit Unrecht, wie ich ausdrücklich bemerken möchte.

Denn es kann ebensowenig einem Zweifel unterliegen, daß seine Entwicklungslinie, nach rückwärts verfolgt, bis zum Delphischen Orakel und zur Pythia führt, wie auch, daß seine Existenz auf Glaubenselementen fußt, auf einem ins Dunkle und Unendliche gerichteten urewigen Bedürfnis der Massen, ihr Schicksal einem unsichtbaren Berater und Lenker anzuvertrauen. In diesem Sinne ist es keineswegs bedeutungslos, daß der beratenden Wirksamkeit des Briefkastenredakteurs ein verwandtschaftliches Verhältnis zu den Ratsuchenden — eben das des Oheims oder „Onkels" — unterlegt wird, ein Element, das wir in der Mythologie nahezu aller Völker finden. Hierüber soll nicht mehr gesagt werden.

Nach dieser reinlichen und, wie ich glaube, zweifelsfreien Ausscheidung des Briefkastenonkels aus dem Bereich des Kultischen und Mystischen steht der Weg zu seiner soziologischen Durchleuchtung offen, die freilich stellenweise auch auf Dinge der Psychologie wird übergreifen müssen. Und hier scheint der Augenblick gekommen, festzustellen, daß nahezu in jedem Menschen bei genauerer Untersuchung die Grundelemente eines Briefkastenonkels gefunden werden können. Mit Hinblick auf seine Person, und schematisch ausgedrückt, können wir sagen, es sei sein innerstes Bestreben, die Gesamtsumme seines Wissens und seiner Erfahrung an den Mann zu bringen, und zwar in einer Form, die jede Widerrede ausschließt. Daher auch das stabilisierte höhere Lebensalter, daher die undurchdringliche Anonymität, deren sich der Briefkastenonkel befleißigt. Hand in Hand mit diesem Reproduktionstrieb geht die moralisch nicht hoch genug einzuschätzende Tendenz, in jeder Äußerung das Höchstausmaß von Gerechtigkeit, Milde, Wohlwollen und Verständnis an den Tag zu legen. Das Briefkastenonkeltum ist die heimlich und im sicheren Hinterhalt ausgeübte Betätigung eines Mustergreisentums, das auf anderem Wege nicht widerspruchslos in Erscheinung treten könnte.

Wir möchten uns nicht allzusehr in die seelischen Emotionen des heimlichen oder offiziellen Briefkastenonkels vertiefen, deren Deutung oder auch nur Aufzählung den Rahmen dieses kurzen Aufsatzes sprengen und uns von unserem eigentlichen Thema: seiner soziologischen und kulturhistorischen Bedeutung abbringen würde. Nur so viel sei gesagt: daß die Wurzel seines Wesens in einer besonders stark ausgeprägten Hochschätzung der Erfahrung und des sogenannten „Hausverstandes" liegt, in einer respektvollen Verehrung der kleinen individuellen Lebensausbeute, die in früheren Zeiten durch zahllose Generationen nur von Mund zu Mund überliefert wurde. Und damit erscheint die soziologische Bedeutung des Briefkastenonkels zumindest in einer Richtung schon ziemlich eindeutig bestimmt. Er ist die menschgewordene Praxis, wobei es nichts zur Sache tut, daß er bei seiner Tätigkeit eine Reihe von Koch-, Hand-, Rezepten-, Jahr-, Gesetz- und sonstigen Nachschlagebüchern benützt. Er ist weiter in seinen milden und wohlwollend vorgebrachten Äußerungen, die durchwegs die kleinen Nöte und Probleme der Zeit widerspiegeln, ein nicht zu unterschätzendes Kulturdokument.

Willy Heyer

Denn es ist, vom kulturhistorischen Standpunkte aus gesehen, nicht unwesentlich, daß ein angesehener Briefkastenonkel in den Herbstmonaten des Jahres 1932 auf die Anfrage einer sparsamen Leserin, wie man denn die beim Einsieden von Pflaumenmus in so großen Mengen zurückbleibenden Pflaumenkerne nutzbringend verwerten könne, den wohlerwogenen Rat erteilte, man solle sie sorgsam mit einer Leimlösung bestreichen und sodann die unschönen glatten Flächen der Schranktüren mit ihnen in gefälligen Mustern belegen. Es ist von einem gewissen dokumentarischen Wert, daß ein Jahr früher der Rat erteilt wurde, alte ausgefranste Herrenkragen zum Zwecke restloser Ausnutzung des Materials durch mehrmaliges Kochen in einer gesättigten Sodalösung von der ihnen anhaftenden Stärke sorgfältig zu befreien und sie zu einem geschmackvollen Bettvorleger zusammenzusetzen, wobei man den ästhetischen Eindruck noch durch entsprechende Bemalung einzelner Stücke erhöhen könne. Man ersieht hieraus, daß sich der Briefkastenonkel der unmittelbaren Vergangenheit durch seine vorwiegend praktische Richtung ganz wesentlich von dem der Vorkriegszeit unterscheidet, der hauptsächlich im Reiche der Poesie zu Hause war, sich in erster Linie mit der Beurteilung eingesandter Gedichte zu befassen hatte und mit einem bescheidenen Vorrat anerkennender Worte wie „nicht übel", „stimmungsvoll" und „geraten" sowie mit einem gelegentlichen Hinweis auf den wenig bekannten Dichter Seume den Anschein einer gewissen Universalität erwecken konnte.

Das Tätigkeitsfeld des heutigen Briefkastenonkels ist weiter abgesteckt, ja, es ist eigentlich unbegrenzt, insoweit, als es vom Lehrstoff der Elementarschule bis zu den subtilsten seelischen Problemen reicht und kaum ein Gebiet menschlichen Fühlens und Denkens ausschließt. Der exakten Forschung wird es vorbehalten sein, festzustellen, ob die Tätigkeit des Briefkastenonkels ein Spiegelbild der jeweiligen Volksbildung oder etwa ihre Ergänzung darstellt, eine Entscheidung, der wir in keiner Weise vorgreifen wollen.

MARGINALIEN

Die frechen „Schlager" der sittsamen Zeit

Die „Musa vulgivaga", wie wir sie nennen wollen, Schwester der gleichnamigen Venus, hat wohl schon seit Jahrhunderten Gassenhauer hervorgebracht, der eigentliche „Schlager" im Sinne eines banalen Kunstliedes, das dann „jede Köchin singt" (wie es in einem von ihnen heißt), konnte erst entstehen, nachdem das echte Volkslied ausgestorben war. Aber da der Schlager-Erzeuger sein Publikum sehr genau kennt, so ist sein Produkt vollendeter Ausdruck der Epoche. Es gibt kaum eine Erscheinung des öffentlichen und privaten Lebens, die sich nicht im Schlager widerspiegelte, und es ist daher um so rätselhafter, warum sich bisher — bis auf den Wagner-Herold Tappert — kein ernsthafter Kulturhistoriker mit dem Gassenhauer beschäftigt hat. Nirgendwo sind alle Instinkte, alle dunklen und schwer zu entdeckenden Quellen eines Zeitabschnittes, so vereint wie in einer Schlagerstrophe.

Die unserer Tonfilme und Operetten mögen frech, verlogen, manche „schlechthin blödsinnig", eintönig und dumm sein — gegen die zwischen der Jahrhundertwende und etwa dem Kriegsbeginn sind sie fast Kunstwerke. Sind wir nun ehrlicher, phrasenloser, geradliniger geworden — wie kommt es, daß sich in das wilde Gelächter über diese „rotblonden", „flotten" und „schicken" Witwen, diese monokeltragenden „richtigen Damenhelden" und „Bummelherrn" Seekrankheit mengt? Alle großen Ströme einer Zeit senden ihre deutlich erkennbaren Rinnsale in die Verse des Gassenhauers. Und wie man noch um 1880 in ihnen die lüsterne Verlogenheit verfolgen kann, die lieber albern ist, als persönlich, mit allen Kräften harmlos, um ja nicht anzustoßen, so macht sich — man kann es nicht anders erklären — die „Umwertung aller Werte", Frauenbefreiung, Entfesselung der Erotik, neben Naturalismus, Ästhetentum, Bewunderung der neuen Technik usw. im Schlager um 1900 bemerkbar, der buchstäblich die ersten peinlichen Bocksprünge einer lange samtverschnürten Epoche auszudrücken scheint.

Eben sang man noch den „Mann mit dem Coaks" (1886), die „Margarete, Mädchen ohne gleichen" (1891, nach einer Neapolitanischen Canzonetta), trällerte das harmlose „Komm Karlinchen", das, ebenso kindlich, als „Viens poupoule" übersetzt wurde (1892) oder: „Ist denn kein Stuhl da" (1897), als mit einemmal der Tonfall sich verändert: der Schlager wird erotisiert, eine künstliche „Séparé-Stimmung" wird erzeugt; das Schlafcoupé, die — eben in Schwang gekommene — Ehescheidung, die unabhängige Frau, „Satanismus" und alle andere, neugepflegte Lasterhaftigkeit, aber auch ein oft kaum glaubhafter Zynismus, Reaktion gegen die eben weggestäubte Makart-Zeit, Rausch und übertriebenes „Ausleben" um jeden Preis, spielen ihre immer von neuem abgewandelte Rolle. Symbol für all dies scheint zu sein, daß die allermeisten dieser Lieder — wohl um das zwinkernd und blinzelnd Persönliche noch zu steigern — im Ich-Ton gehalten sind: die „Kleine Witwe" spricht, der „Bummelkompagnon", der „Damenheld" selbst erzählt uns seine Erlebnisse. Hören wir:

Die Schönste von allen

Als einst ich dem Neste entflogen
hinaus in die lustige Welt,
da war ich keck und verwogen,
ein richtiger Damenheld.
Ich suchte die tollsten Patrone
beim Spiel, beim Weib und beim Wein,
Boccaccios Dekamerone,
das sollte mein Lehrbuch sein.
Die Frauen, das war mein besonderer Sport,
für den ich am meisten erglühte,
ich gab mir im stillen das Ehrenwort:
Ich pflücke die duftigste Blüte!
Mag diesem die Blonde und jenem der Fuchs,
mag andern die Schwarze gefallen,
ich aber schwör's, ich erringe mir flugs
die Schönste, die Schönste von allen!

Ich wühlte in dunklen Flechten,
ich koste manch goldenes Haar,
mir blitzte in heißen Nächten
manch schimmerndes Augenpaar.
Ich führte ein Schmetterlingsleben,
doch immer dacht' ich mir still:
Es muß noch Schön're geben,
die ich mir erobern will.
Und wenn mich ein Mägdlein noch so entzückt,
ich ließ meine Blicke doch wandern,
und wenn mich noch eben die eine beglückt,
so blinzelte ich schon nach der andern.
Und war auch das süßeste reizendste Ding
mir heiß in die Arme gefallen,
stets schien mir die Frau, die der andre umfing,
die Schönste, die Schönste von allen!

Doch ach, was mußt ich erfahren?
Was sollte mein Schicksal sein?
Ein Frauchen in reiferen Jahren
nahm plötzlich im Sturme mich ein.
Da hab' ich die Schönste vergessen,
ihr bin ich mit Seele und Leib
weit länger im Garne gesessen
als je einem anderen Weib.
Und als ich sie fragte in süßester Stund':
Wie ist dir der Zauber gelungen?
Da schloß ein berauschender Kuß mir den Mund,
ihr Arm hat mich glühend umschlungen,
die Lampe verlischt und der Atem vergeht,
und leise hört ich sie lallen:
Die Frau, die am besten zu küssen versteht,
Ist die Schönste, die Schönste von allen!!!

Die ebenso liebeslustige *Kleine Witwe*, die im Refrain bekanntlich „das Küssen so gewöhnt" ist, daß „sie's nicht lassen kann", erzählt viel weniger harmlos von ihren beiden Männern, die sie „begraben, o denkt euch nur an" und fährt fort:

Bin einundzwanzig, fesch und patent,
habe zum Leben sehr viel Talent,
steh' jetzt allein, o Gott, welch ein Graus,
ganz ohne Mann zu sein, das halt' ich nicht aus.

Mein erster hieß Anton,
mein zweiter hieß Fritz,
sie waren nicht lange in meinem Besitz.
Der Fritz war so blaß und hat sterben gemußt,
und Anton war auch etwas schwach auf der Brust.
Hab' an die beiden gar oft schon gedacht,
manchmal am Tage, stets in der Nacht ...
Jetzt bricht mir das Herz vor Liebe schier
und ich habe keine Verwendung dafür!

Das später immer wiederkehrende Abenteuer im Schlafwagen (sozusagen: das rollende Séparé), dürfte zum erstenmal in einem Schlager behandelt worden sein, dessen Berichterstatter uns schnodderig und schmissig nichts **erspart:**

Nordexpreß

Am 'Bahnhof Friedrichstraße war
die Geschicht mir passiert,
dort dicht am Schalter wunderbar
hat ein Weib mich fixiert.
Monokel nehm' ich und beschau
mir genau
diese Frau.
Gott war die süß und nett,
so zierlich und kokett,
als sie löste ihr Billett ...
Ich wollte ganz woanders hin,
doch weil ich sah, das Weib hat Rasse,
saß ich auf einmal gleichfalls drin
im Nordexpreßzug erster Klasse ...

Refrain: Ach, ach das war
eine Fahrt wunderbar,
im Leben nie vergeß'
ich den Nordexpreß!

Im Speisewagen bot gescheit
ein Diner ich ihr an,
sie zierte sich nur kurze Zeit,
aber dann, aber dann:
'ne Flasche Heydsiek und recht kalt,
rief ich bald,
Pfropfen knallt.
Sie sprach voll Schelmerei:
Ach kühl'n Sie ein gleich zwei,
das macht nicht soviel Lauferei!
Im Eilzug, da geht alles schnell,
das weiß Gott Amor auch, der lose.
Ein Pfiff, wir waren im Tunnel,
und das beschleunigte die Chose.
Ihr Füßchen suchte meinen Schuh
und wie den Tunnel ich verlasse,
war ich mit ihr auf du und du
im Nordexpreßzug erster Klasse.

Und nun verfolgt ich voller Mut
mit Geschick meinen Zweck,
ich dachte mir, das paßt so gut.
Sie hat Schick und ich hab' Scheck!
Und später dann nach dem Souper
bemerkten wir mit sel'gen Mienen,
wir hatten auch im Schlafkupee
zwei eng benachbarte Kabinen.
Die Türe ward nicht zugemacht,
und daß ich's kurz zusammenfasse:
Ich hab' verplaudert eine Nacht
im Nordexpreßzug erster Klasse ...

Zum Schluß seien unter den zahllosen ähnlicher Art zwei damals überaus beliebte „Nummern" zitiert: *Die Kirschen in Nachbars Garten*, das als das Paradigma für „naive Zweideutigkeit" gelten kann und *Vera Violetta*, wo die Pose der „Sündhaftigkeit" besonders hervortritt. In der ersten Strophe der „Kirschen" erzählt ein Gentleman treuherzig, er habe schon als Kind ebenso empfunden wie heute. Refrain:

Kaum konnt' ich die Stunde erwarten,
wo sich die Gelegenheit bot,
die Kirschen in Nachbars Garten,
die waren so süß und so rot.

Und fährt in der Strophe zwei fort:

In fremden Revieren zu pirschen,
das lernt ich auf mancherlei Art,
die Liebe zu fremden Kirschen
ward stärker, je älter ich ward.
Bald liebt' ich ein Frauchen unsäglich,
ein leichtes, ein lustiges Blut,
ihr Männchen, gar alt und gar kläglich,
vertrug frisches Obst nicht mehr gut.
Refrain ...

Derselbe — immer ist es derselbe — Lebemann, „Frauenfresser", Don Juan und Roué kommt uns in „Vera Violetta" verrucht:

Der eine wühlt gerne im Lockenhaar,
küßt gerne die rosigen Wangen,
der andere berückt sich am Augenpaar
und trägt nach dem Mündchen Verlangen.
Für mich aber gibt's einen höchsten Genuß,
der zu neuem Leben mich weckt:
(Refrain:) Vera Violetta, du riechst so fein,
Vera Violetta, ich sauge dich ein.
Treibst durch die Adern mein Blut,
Vera, wie wohl das tut!
Vera Violetta, dein Zauberduft,
den Weg zum Herzen mir trifft.
Vera Violetta — Vera Violetta — du bist
das süßeste Gift!!!

Und nun vergleiche man mit derlei den zum Bahnhof gerollten Käse, die Bananen, den „Tag ohne dich ..." oder selbst noch die von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellte Marlene — und sage, ob nicht unsere Zeit, wenn schon nicht besser, so doch appetitlicher geworden ist! *Pelb*

Definition der Mode. „Die Mode ist die unausgesetzt von neuem aufgeführte, weil stets von neuem niedergerissene Schranke, durch welche die vornehme Welt von der *mittleren* Region der Gesellschaft (denn die untere, heißt es zuvor, komme dabei nicht in Betracht, die Gefahr einer Verwechslung mit dieser schließe sich schon von selber aus) sich abzusperren müht, es ist die *Hetzjagd der Standeseitelkeit*, bei der sich ein und dasselbe Phänomen wiederholt: das Bestreben des einen Teils, einen wenn auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der ihn von seinem Verfolger trennt, und das des anderen, durch sofortige Aufnahme der neuen Mode denselben wiederum auszugleichen." *Prof. Rudolf von Ihering*

Prophezeiungen um 1900

Von *Henry van de Velde*

Gewisse Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren Technik greifen so stark in das Leben ein, daß wir uns ihrem umgestaltenden Einfluß einfach nicht entziehen können. Wie die Eisenbahn die Tracht, in der man jeden Augenblick aufs Pferd springen konnte, außer Gebrauch setzte, so werden auch das Rad und das Automobil Kleiderformen hervorrufen, die diesen Verkehrsmitteln entsprechen. Denken Sie an alles das, was uns von unseren Vätern unterscheidet, und sagen Sie mir dann, ob Menschen, die zwischen Maschinen leben ... fortfahren können, sich in einer Tracht zu kleiden, die noch die Spuren des Degentragens aufweist ...

(Künstlerische Hebung der Frauentracht)

✶

Programm: Den Sinn, die Form, den Zweck aller Dinge der materiellen modernen Welt mit derselben Wahrheit erkennen, mit der die Griechen, unter vielen andern, Sinn, Form und Zweck der Säule erkannt haben! Es ist nicht leicht, den exakten Sinn und die exakte Form für die einfachsten Dinge heute zu finden. Wir werden noch lange brauchen, um die exakte Form eines Tisches, eines Stuhles, eines Hauses zu erkennen. Religiöse, willkürliche, sentimentale Phantasiegebilde sind Schmarotzerpflanzen. Sobald die Arbeit der Reinigung und Auskehr beendet ist, sobald die wahre Form der Dinge wieder ans Tageslicht kommt, dann mit eben der Geduld, mit eben dem Geist und mit der Logik der Griechen streben nach der Vollkommenheit dieser Form ... Unter welchem sozialen Regime aber werden wir die heiter verklärte Ruhe genießen, die wir zur Arbeit und zum ernsten Streben brauchen? ... Sollen wir von einem sozialen Programm erwarten, was doch nur unserem eigensten Innern entstammen kann?"

(Vom neuen Stil)

✶

„... man darf aber auch unter den modernen Schöpfungen, deren Schönheit uns anzog, nicht die ersten englischen Kinderwagen ... die elektrischen Ampeln, die chirurgischen Instrumente usw. vergessen ... Alle diese Gegenstände sind schön, weil sie genau das sind, was sie sein sollen ... sie waren schön, bis zu dem Augenblick, wo gierige ... Industrielle sie zuerst nach ihrer Art ausschmückten! Die Zeit wird kommen, wo wir imstande sein werden, solche Entweihungen wirksam zu verhindern. Sobald die Menschen wissen werden, von wo ihnen die plastische Schönheit kommen und wer sie ihnen bringen kann, werden sie die Ingenieure ehren, wie sie es heute mit Dichtern, Malern und Bildhauern tun und wie sie die Baumeister geehrt haben. Doch die Verehrung der letzteren wird leiden, weil man erkennen wird, daß die Architekten mit der Renaissance der Schönheit der praktischen Gebrauchsgegenstände nichts zu tun hatten ..."

(Die Renaissance im modernen Kunstgewerbe)

SalonInterieur: Unsere Vorlage giebt die geschmackvolle Einteilung eines großen ... Zimmers wieder. Reich ornamentierte zierliche niedrige Zwischenwände teilen das Zimmer erkerartig ab. An dem Mittelpfeiler zwischen den breiten Fenstern lehnt eine Wand aus Mahagoniholz, deren unterer Teil mit Metallbeschlägen geschmückt ist; schmale lichte und leuchtende Zierate zeichnen auf glänzendem Untergrunde edel geschwungene Arabeskenlinien ab. Die durchbrochene wie ein graziöses Gitter erscheinende Wand wird von aufstrebenden Säulenpfeilern eingerahmt, deren Konsolbretter kunstvolle Vasen tragen ... Bildartig ist mitten eine von Opalescensglas eingefaßte, mit Metallauflagen überrankte Platte aus grünlich schimmerndem Krystall eingefügt. Bezugsquelle C. Schmidt Berlin W ... *(Bazar 1900)*

Zur Verrohung der Theaterkritik — *Th. Th. Heine (Simplicissimus 1903)*

„So, jetzt will ich euch Kritikern mal zeigen, was gute Manieren sind."

Kleine Erlebnisse mit Sudermann

Kurz vor dem Kriege besuchte mich ein österreichischer Kollege, der aus einer dicken Brieftasche eine Empfehlung nach der anderen auspackte und von mir, vor seiner Niederlassung in Berlin, noch einige dazu haben wollte, vor allem an Hermann Sudermann. Ich lehnte mit gutem Gewissen und schon mit der Begründung ab, daß wir beide keine Beziehungen hätten und nicht einmal vorgestellt wären. Sehen Sie, versuchte ich zu erklären, bei dem langen Kampf zwischen Hauptmännern und Sudermännern stand ich als Vorposten im Hauptmannschen Lager; wie konnte ich ihm da meine Bekanntschaft aufdrängen! Aber e r doch, so bestand mein Besuch gegen eine höchst unglaubhafte Tatsache; er hatte aus Wien die Ansicht mitgebracht, daß auch ein großer Theaterschriftsteller durch alle sachliche Gegnerschaft hindurch die Bekanntschaft mit dem Kritiker einer großen Tageszeitung suchen müßte. Nein! entschied ich mich, nach allem, was ich von ihm weiß, ist der Mann zu stolz dazu.

Dann kam der Krieg, und da es auch in der Literatur keine Parteien mehr geben sollte, ging auch der Krieg zwischen Hauptmann und Sudermann zu Ende, so weit er nicht schon durch den Sieg des Größeren entschieden war. Unsere erste Begegnung fand eines Vormittags in der Stadtbahn statt, als ich einen militärischen Urlaub in Berlin verbrachte. Ich als der Jüngere grüßte zuerst, und es schien mir Sudermanns erste Genugtuung, daß er, der berühmte Dichter, nicht anders als ein Landsturmunteroffizier in der dritten Klasse fuhr. Seine zweite Genugtuung genoß er mit dem Frühstück, das der stattliche Mann mit dem damals noch unverkürzten Bart als eine trockene Schrippe aus der Tasche zog. Damit gab er mir zu verstehen, daß auch der Schloßherr von Blankensee keine Butter mehr hatte oder keine mehr haben wollte. Mit einem Blick auf meine infanteristischen Ledergamaschen erläuterte er mir auch den Inhalt eines Pakets in Zeitungspapier; er brachte seine Reitgamaschen zum Schuster, um sich ein Paar neue Sohlen machen zu lassen. Damals notierte ich nicht schriftlich, aber im Kopf — nach unseren Memoiren aus verschollenen Zeiten wird man ohnedies nicht mehr fragen, notierte also: Sehr brav, menschlich sehr anständig, aber auch im Leben nicht ohne Theater.

Während der Inflationszeit sind wir, als Vertreter unserer Organisationen, öfter einander begegnet, beide vor die Frage gestellt, ob die deutschen Schriftsteller in den Hungerstreik treten oder sich durch einigende Selbsthilfe gegen ihren Untergang wehren sollten. Sudermann hatte, was immer Ehre einbringt aber nichts kostet, für Freiheit und Recht des deutschen Schrifttums tapfer gefochten; ich fand aber auch einen opferbereiten Kollegen mit einer offenen Hand, eine Ausnahme von der Regel, daß gerade Schriftsteller und Künstler, wenn sie erst fünfzig Jahre und ein Bankkonto hinter sich haben, in dieser Hinsicht zurückhaltend zu werden pflegen. Sein Herz war da so echt wie sein Ostpreußisch.

Zu einer Sitzung erschien er mit einer verbundenen Hand. Unsere durch sachliche Zusammenarbeit gereinigten Beziehungen veranlaßten mich zu einer teilnehmenden Frage. „Ein kleiner Jagdunfall!" — damit ging Sudermann recht kavaliersmäßig über sie hinweg. Die Antwort hörte ich gern. Wenn man einen Mann von Talent bekämpft, den man menschlich achten muß, und eigentlich man mehr seine Parteigänger bekämpft hat, so wünscht man ihm gern alles Gute und besonders die Befriedigungen, die er aus einem großen, in unserer modernen Theatergeschichte einzigen Erfolg erzielt haben mußte. Aus seinen Jugenderinnerungen war mir noch eine Stelle gegenwärtig, wie er sich als junger Parlamentsberichterstatter im Landtag die feudalen Herren der konservativen Partei ansah, die ihre langen aristokratischen Beine recht sorglos und selbstbewußt von ihren Klubsesseln herabhängen ließen. Und ungefähr mit der Frage: Wirst du auch einmal diese Höhe des Lebens erobern, die du vorläufig in deinen Romanen beschreibst? Dieser um 1890 hervorgetretene Dichter war für mich immer ein verspäteter Achtundvierziger, ein literarischer Sohn von Friedrich Spielhagen, einer von den Liberalen, die nicht aufhören, jene feudalen Kreise vom Standpunkt des Hauslehrers zu beurteilen.

Dieser Mann, sagte ich mir, den du so viel geärgert hast, hat nun auch eine Jagd, einen eigenen Wald, ein Schloß, um schöne Frauen zu empfangen, und nach der Inflation wird er sich auch wieder neue Reitgamaschen gekauft haben. Das schien mir seine Entschädigung für manche moralische Enttäuschung und Demütigung, und die Resignation, die sein

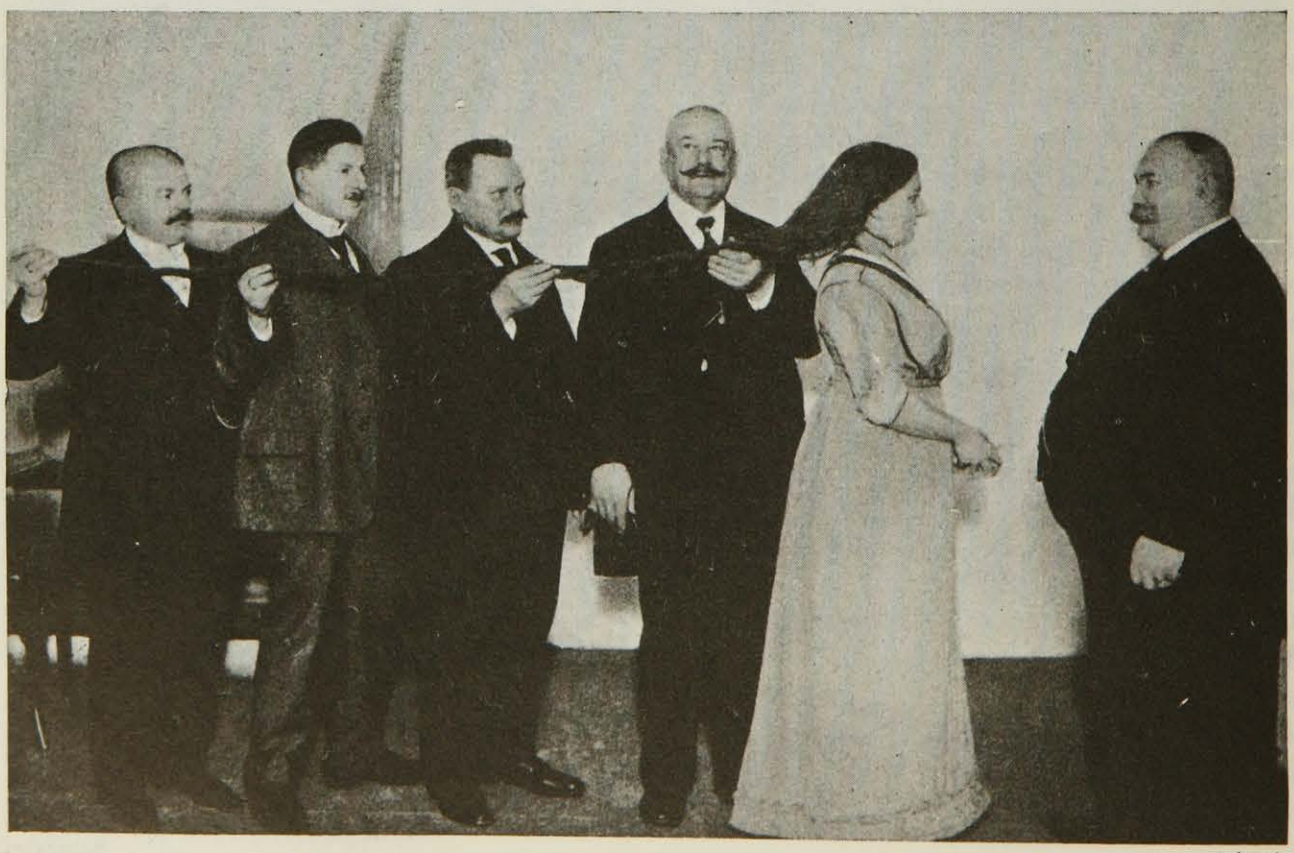
Unter den Linden (Kranzlerecke)

Brusendorf

In Heringsdorf

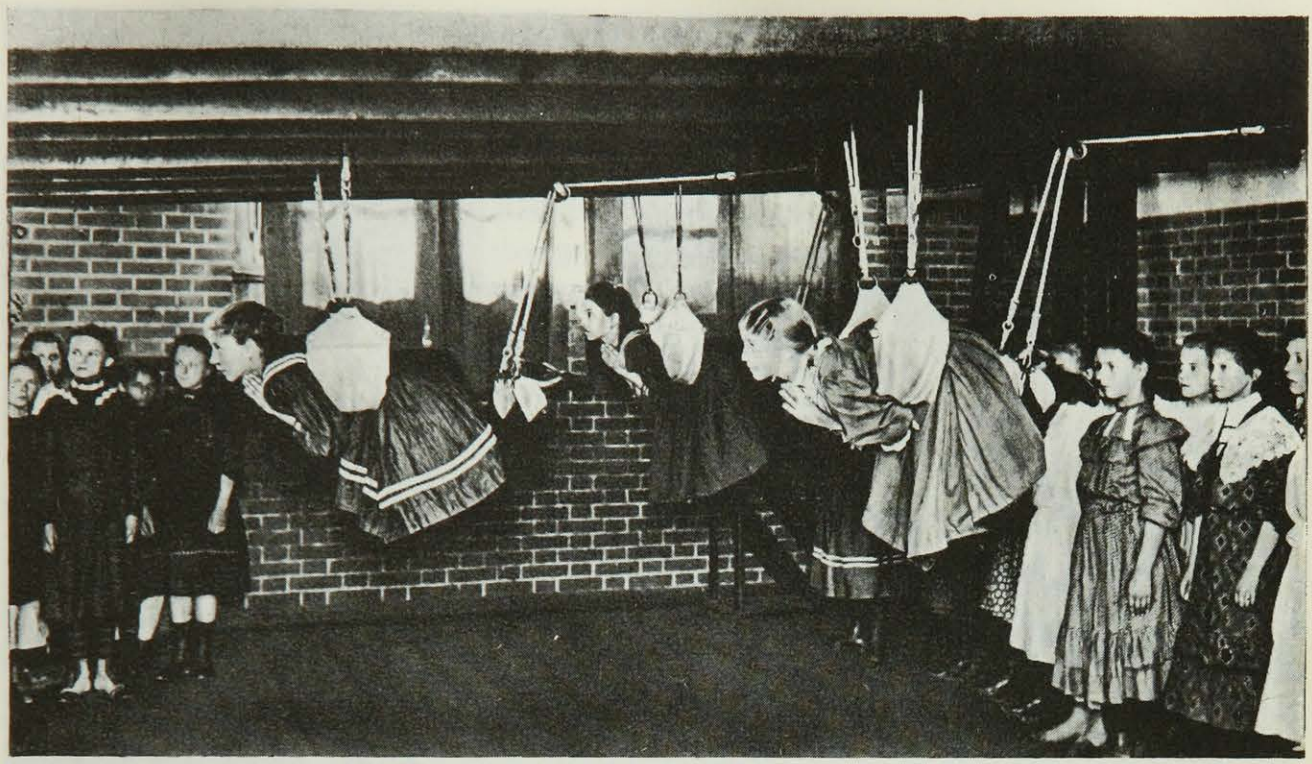
Stockmann

Varieté 1908



Atlantic

Der preisgekrönte Zopf (2,20 m)



Schwimmunterricht

Atlantic

Der Schwimmlehrer

Musikautomat (Berlin 1908)

Damenklub

Atlantic

stattliches Wesen, dieses Ewig-Männliche, umfing, hielt ich für echt.

Was die verbundene Hand anbelangt, so erfuhr ich später, daß es sich gar nicht um einen Jagdunfall gehandelt, daß sich der Schloßherr von Blankensee vielmehr beim Hantieren mit einem Revolver in den Finger geschossen hatte. Und erfuhr noch manches andere, bevor die von Irmgard Leux so freimütig herausgegebenen Briefe erschienen, die man nach Balzac „Glanz und Elend eines großen Schriftstellers" betiteln könnte. Auch dieser erfolgreiche Sudermann war kein großer Jäger, kein kühner Reiter, kein feudaler Schloßherr geworden, wie die von ihm erdichteten Figuren, und auch kein Don Juan und Casanova, da ihm die Gabe des Genießens durchaus fehlte. Sudermann wäre gern eine Renaissance-Natur, etwas Übermenschliches bis zum Unmenschlichen gewesen; in Wahrheit und schon zur Zeit seiner frühen großen Erfolge litt er an einer Lebensangst, die ihn aus der Arbeit und der Ehe in die Sanatorien jagte, ein armer Neurastheniker mit einem Geltungsbedürfnis, das ihn vor seiner Gebrochenheit die glänzende Fassade aufstellen hieß. Sein Ideal im Leben und Dichten wurde Strindberg, den er etwas kindlich als einen rücksichtslosen Vollmenschen, als einen Dämon noch aus dem ersten Chaos bewunderte.

Sudermann war ein starkes Talent, dem aber Geist und Urteilskraft fehlte, vor allem aber die Gabe, die Ibsen als die erste des Dichters rühmt: sein Leid schöpferisch zu machen. So vergrößerte er in seinem Werk die eigene Figur, während die wahrhaft Großen sich immer zu verkleinern und herabzusetzen lieben. Hat man ihn gekannt, und das hieß ihn menschlich lieb gewinnen, so bleibt die wehmütige Erinnerung an einen Menschen, dem, trotz großem und viel beneideten Erfolg, auf Erden nicht wohl geworden ist. *A. E.*

Warum gebt ihr immer nur die dümmsten Stücke? Wer so jede Woche zwei-, dreimal ins Theater gehen muß, um das Neueste zu sehen, wird wohl mitunter wütend und sagt einem Direktor: Warum gebt ihr immer nur die dümmsten Stücke? Der Direktor ist aber gar nicht beleidigt, sondern holt seine Bücher, holt die Rapporte herbei, rechnet seine Kosten vor und beweist, daß er bei „gescheiten" Stücken nach sechs Monaten zusperren könnte. Es ist die alte Geschichte: kein Direktor kann das Publikum erziehen, weil er ja von ihm leben muß und es ihn nur leben läßt, wenn er seinen Launen gehorcht; ein Diener kann kein Lehrer sein. Die „Besserung" der Theater, von der man so viel reden hört, wird darum niemals von den Direktoren, niemals von den Autoren ausgehen, die einfach zu liefern haben, was das Publikum wünscht, sondern sie könnte nur durch das Publikum selbst geschehen: wenn es, zu feineren Bedürfnissen erzogen, edlere Emotionen verlangen würde. Die Direktoren, die Autoren sind es gar nicht, die das Theater bestimmen, sondern sein Gesetz ist der öffentliche Geschmack der Zeit. Diesen gilt es zu bilden, wenn man aus dem Zirkus, der das Theater heute ist, eine künstlerische Anstalt machen will.

Hermann Bahr, Neues Wiener Tagblatt, 1902

Historische Anekdote. Ein Verfasser betrat das Arbeitszimmer des Direktors eines kleinen Theaters. Und da er den Schauspielleiter in tiefes Nachdenken versunken fand, sagte er ihm: „Was ist denn der Grund dieser düsteren und strengen Miene? Haben Sie diese Nacht vielleicht schlecht geträumt?"

„Durchaus nicht."

„Aber was haben Sie denn, wenn ich fragen darf, ohne zudringlich zu sein?"

„Ich habe, mein Lieber . . ., soeben an meine Aktionäre eine Dividende verteilt, und ich suche . . ."

„Was denn?"

„Das Mittel, sie ihnen wieder fortzunehmen."

Die Kleidung (1900)

Von Adolf Loos

Wie soll man angezogen sein?
Modern.
Wann ist man modern angezogen?
Wenn man am wenigsten auffällt.

Ich falle nicht auf. Nun fahre ich nach Timbuktu oder Krätzenkirchen. Da staunt man mich an. Denn hier *falle* ich auf. Sehr. Ich muß daher eine einschränkung machen. *Modern gekleidet ist man, wenn man im mittelpunkt der abendländischen kultur nicht auffällt.*

Ich trage braune schuhe und einen sakkoanzug. Und gehe auf einen ball. Hier falle ich wieder auf. Und muß daher wieder eine einschränkung machen. *Modern gekleidet ist man dann, wenn man im mittelpunkte der abendländischen kultur bei einer bestimmten gelegenheit nicht auffällt.*

Es ist nachmittag und ich freue mich, daß ich in meiner graugestreiften hose, meinem gehrock und meinem zylinder nicht auffalle. Denn ich bummle im Hyde-park. Bummle und bin plötzlich in Whitechapel. Und falle wieder gehörig auf. Ich muß daher wieder eine einschränkung machen. *Modern angezogen ist man nur dann, wenn man im mittelpunkte der kultur bei einer bestimmten gelegenheit in der besten gesellschaft nicht auffällt.*

Nicht alle menschen erfüllen bei uns diese bedingungen. Denn sie werden uns sehr erschwert. In England bekennt sich alles zur abendländischen kultur. Bei uns und in den balkanländern nur die bewohner der städte. Da ist es schwierig, das richtige zu finden. Auch der staat selber zwingt uns zu fehlern. Die beamten — ich spreche vorläufig von denen, die keine uniform tragen — sind gezwungen, bei tage ihre audienzen und besuche in einem so lächerlichen gewande zu machen, daß sie darin nicht einmal über die straße gehen können, ohne ausgelacht zu werden. Der frack am vormittage muß selbst bei der größten hitze durch einen überzieher den spottenden blicken der passanten entzogen werden.

Conférence über Lebenskunst. Im vergangenen Winter noch war es wenig elegant, eine Weltanschauung zu haben. Und geradezu als unfair galt es, die Tischdame zwischen Suppe und Fisch mit philosophischen Meditationen zu behelligen. Freilich, man war unterrichtet, man hatte at home eine kleine Handbibliothek, die wöchentlich mit den neuesten Erscheinungen ergänzt wurde, allein, man war gewissermaßen verpflichtet, sein Licht unter den berühmten Scheffel zu stellen ... Die Weltanschauung war lediglich für den Hausgebrauch bestimmt, was manchen Gentleman, manche Dame veranlaßte, sie gänzlich beiseite zu legen. Und nun ist mit einem Male die Weltanschauung wieder up to date! Wer nur ein wenig Gefühl hat für den Pulsschlag der Zeit, dem kann es nicht entgehen, wie allenhalben eine Sehnsucht nach gründlicher — fast wissenschaftlicher — Durchdringung des eleganten Lebens erwacht ist, und wie an den luxuriösen Tafeln dieser Saison der Philosoph im Frack durchaus kein unwillkommener Gast mehr ist. Mit der Weltanschauung bewaffnet, tritt der mondaine Philosoph seiner Partnerin, der Philosophie im Tanzkleid, gegenüber. Die *Marxixe brésilienne* gibt eine wundervolle Gelegenheit zur Eröffnung des Gefechtes. Welche tanzhistorischen Ausblicke lassen sich da mit interessanten *Miszellen über das Dämonische* verbinden. Und ist man erst einmal beim Dämonischen gelandet, so ist man geborgen. Jede Weltanschauung — und es gibt deren eine hübsche Auswahl — spiegelt das Dämonische in anderen, reizvollen Farben. Unwahrscheinliche Möglichkeiten eröffnen sich, seltsame Lichter zucken auf, und der Herr, den man eben noch als normalen Herrn Assessor oder Herrn Konsul kannte, leuchtet plötzlich in diabolischem Glanz ... Es muß aber durchaus nicht immer der Dämonismus sein. Auch die *Askese*, die milde Abgeklärtheit, hinter der es wie geheimnisvolle Sünde schlummert, ist ein *nettes Dessin.*

(„Elegante Welt" 1914, Heft 1.)

Ein ganzes Leben

„Weißt du noch", so frug die Eintagsfliege
Abends, „wie ich auf der Stiege
Damals dir den Käsekrümel stahl?" —

Mit der Abgeklärtheit eines Greises
Sprach der Fliegenmann: „Gewiß, ich weiß es!"
Und er lächelte: „Es war einmal —"

„Weißt du noch", so fragte weiter sie,
„Wie ich damals unterm sechsten Knie
Jene schwere Blutvergiftung hatte?" —

„Leider", sagte halb verträumt der Gatte.

„Weißt du noch, wie ich, weil ich dir grollte,
Fliegenleim-Selbstmord verüben wollte?? —
Und wie ich das erste Ei gebar?? —
Weißt du noch, wie es halb sechs Uhr war?? —
Und wie ich in Milch gefallen bin?? — —"

Fliegenmann gab keine Antwort mehr,
Summte leise, müde vor sich hin:
„Lang, lang ist's her — — lang — — —"

Joachim Ringelnatz

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM. 11.— • GOLF
SONNENBÄDER, STRAHLENDE WINTERSONNE • DIÄTKÜCHE
PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Das Radel-Madel-Korps

Das sogenannte „Fin de siècle", das das Ende nicht nur eines Jahrhunderts, sondern einer Weltanschauung bedeutete, kann in jedem Werk zwischen 1880 und 1900 in Einzelheiten erkannt werden. Aber so wie man die ganze Gotik etwa an der Kathedrale von Toledo oder einem Altar von Pacher, das ganze Barock an der Wiener Karlskirche durchschauen mag, so ersteht das Ende des vergangenen Jahrhunderts, in seiner grotesken Mischung von noch nicht abgestreiften Schlacken der Plüschzeit und „absurdem Most" einer heraufkommenden Epoche, beim Durchblättern einiger Nummern einer einzigen Zeitschrift, und zwar ohne daß der geringste Zug fehlen würde. Diese unvergleichliche Essenz heißt: „Die Radlerin", und ihre erste Nummer erschien am 10. September 1896. Die Herausgeberin, deren Name die ganze Breite der Zeitung einnimmt, heißt vollständig: „Josa Matzner Edle von Heilwerth, geb. Scharschmidt Edle von Adlerstreu" — was wie ein Scherz anmutet, zumal die Dame wohl überaus vornehm und adelsstolz ist, aber zugleich schwungvoll die Revolution der Frau und den „Heilwert" des Radelns verteidigt. Dies erfahren wir schon aus dem programmatischen Einleitungsaufsatz, in dem der Satz steht: „..die Erlaubnis zum Radfahren ist für die Frau so gut eine Mündigkeitserklärung wie die Eröffnung der Hörsäle für das weibliche Studium.."

Jede Zeile, jeder Satz, jedes Wort ist Abbildung der Zeit, ist die Zeit selbst, ihr Hintergrund und Vordergrund zugleich. In der Rubrik: „Dies und das und noch etwas für die Radlerin" heißt es etwa: „Die Vereinigung radfahrender Eheleute ‚Draisena' ist am letzten Freitag im Restaurant der Brauerei Pfefferberg zusammengetreten"; dicht darunter wird das Radfahrerinnen-Korsett „All Heil" gepriesen und uns mitgeteilt, daß Frl. Metzenhofer, die bekannte österreichische Meisterfahrerin, eine 14tägige Radtour durch Italien antritt. „Sie gedenkt ohne jede Begleitung zu reisen und sich ganz auf sich und ihr Rad zu verlassen." Es folgt eine Novelle des Titels: „Die erste Lektion — das Resultat", die so beginnt:

„Lilly Herbst war traurig. Ihre Freundin Hanna hatte ein Rad zum Geburtstag erhalten, sie fuhr nun schon nach Herzenslust in Wald und Flur umher, während Lilly ganz triste zu Fuß gehen oder, ihr 18jähriges Gesicht in ehrbare Falten zwingend, neben der gestrengen Frau Mama im Wagen sitzen mußte — und Lilly wäre doch auch gern so frisch und frei wie ein Vogel in der Luft in die Welt hinausgeflattert . . . ."

Später findet sich ein Radfahrer, natürlich ein ehrbarer Mann mit Beruf und Spitzbart, der sie fragt: „Was ist Ihnen, Lilly? Sie sind doch traurig", bat er. Da quoll es ihr feucht ins Auge: „Ich darf ja nicht radfahren, weil ich keine Begleitung habe." Er lehrt es sie und fährt mit ihr geheim spazieren und, ach, hierbei hat es ihr der Spitzbart angetan. Zum Schluß werden natürlich die Eltern bekehrt, die ihre Tochter mit dem zukünftigen Schwiegersohn vorbeiradeln sehen und hierbei folgendes sprechen: „Ich hätte gar nicht gedacht, daß es so hübsch aussieht, wenn die beiden radeln", meinte Frau.... „Du irrst dich, liebe Frau, es sind ja drei, die dort radeln" — „Aber Mann..." — „Siehst du denn den geflügelten Schelm mit Pfeil und Bogen nicht, der zwischen ihnen sitzt? Nun Allheil!"

Kein Meisterparodist kann das erfinden, es ist unnachahmlich wie ein gotischer Wasserspeier: jeder Kopie fehlt der Geist der Zeit.

Blättern wir weiter! Hier ist der „Wiener Brief" einer Korrespondentin. Die Zeitung der Frau von Heilwerth, geborenen von Adlerstreu, war durchaus kein Käseblättchen, und hatte gewiß Tausende von Abonnentinnen. Die Wienerin schildert also die rasche Ausbreitung des Radelsports unter den „Prominenten" Wiens und setzt fort:

. . . Helene Odilon und ihr Gemahl Girardi bilden ein Paar, das man oft hoch auf Stahlrossen sehen kann . . . selbst das Hofburgtheater hat sich das Rad erobert, und daß auch Tragödinnen in ihren Mußestunden radfahren können, beweist Adele Sandrock, welche heuer in Karlsbad auf einer Radtour von einem Unfall betroffen wurde, der die gefeierte Künstlerin in höchste Lebensgefahr brachte, glücklicherweise aber ohne ernste Folgen blieb . . .

Zwischendurch Fragen und Antworten an und von Leserinnen: „Wir tragen alle Unterkleider aus Trikot bei unseren Radtouren und sind zufrieden damit..."

Anfrage: „Ein Klubzimmer soll mit Tapeten ausgestattet werden, welche auf den Radsport bezügliche Muster aufweisen. Könnte uns jemand eine Firma nennen, von welcher derartige Tapeten zu beziehen wären? Damen-Klub."

Hier ein langer Bericht über das Stiftungsfest des Damenradfahr-Klubs Berlin, in dem es unter anderem heißt: „Eingeleitet wurden die Vorführungen durch das anmutreiche Töchterlein der Frau Vorsitzenden, das herzige kleine Lenchen Rother, welches .... in großen Ronden die ... Gesellschaft umkreiste und nach allen Seiten mit Schick und Grazie duftige Blumensträußchen warf." Und unzählige Annoncen, von denen wir nur eine zitieren: „Welche unternehmungslustige, nicht vermögenslose Dame (Radfahrerin) möchte in Gesellschaft eines Radfahrers als Hochzeitsreise per Rad eine Weltreise machen? Briefe unter ‚Weltreise' poste restante Graz ... Scherze verbeten." Auf jeder zweiten Seite Bilder von Radlerinnen, aus Berlin, Paris und London und Südafrika und Indien, mit harten Strohhüten und breiten Sombreros auf dem neckischen Köpfchen, Straußfedern und Maschen und wippende Schleifchen. Ueberall aber das wichtigste: statt dem Rock eine Hose oder ein geteilter Rock, der die bis dahin wie ein Heiligtum verborgene Wade und das „Füßchen" freigibt.

Aber das allerschönste ist doch ein Radlerinnenlied, von dem „eine französische und englische Ausgabe zur Vorbereitung stehen" ... „In den heiteren Refrain kann jede Radlerin mit Begeisterung einstimmen, denn derselbe lautet:

Doch wir, als flotte Madel
Vom Radel-Madel-Korps,
Führ'n Ihnen auf dem Radel
Nur Schick und Grazie vor,
Und wer uns will vom Radel
Als Radel-Madel frei'n,
Muß radeln ohne Tadel
Und ein fescher Radler sein! All Heil!!"

P. E.

Handarbeit: „Eine etwas mühsame, aber dankbare Verwendung von Sammet- und Seidenrestchen, Bändern und alten Schlipsen ist die Verarbeitung derselben zu einer eleganten Chaiselongue oder Bettdecke ..."

(Daheim 1901)

GRÖSSTE NEUHEIT!

Schlager! Originell!

(Alle Muster patentamtlich geschützt)

Hiermit gestatte ich mir, Ihre Aufmerksamkeit auf nachstehende **zugkräftige Neuheiten** zu lenken:

Klosettpapierhalter mit Musik,

welcher nach jeweiligem Abreißen eines Stückes Papier ein Lied spielt. Preis pro Stück 6,35 M. Die originelle Idee dürfte überall den größten Beifall finden.

Kleiderbürste mit Musik

bei der man beim Abbürsten in unauffälliger Weise auf einen Knopf drückt, worauf ein Musikstück zu spielen beginnt. Preis pro Stück 5,50 M.

Christbaum mit elektr. Licht und Musik,

der beim Einschalten brennt und gleichzeitig Weihnachtslieder dazu spielt. Diese vortreffliche Neuheit trägt zweifellos zur Weihnachtsstimmung in bester Weise bei. Preis komplett 9 M.

Tischbeleuchtung mit elektr. Licht und Musik,

welche gleichfalls beim Einschalten brennt und dabei lustige Lieder spielt. Preis komplett 10 M.

Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, diese originellen, aussichtsreichen Neuheiten auf Lager zu nehmen.

Hermann Lax G. m. b. H.,
Berlin SO.,
Köpenicker Straße 121a.

Bekanntmachung!

Um Irrtümern vorzubeugen und falschen Gerüchten die Spitze abzubrechen, erkläre ich, daß ich **im Oktober nicht entbunden habe.**

Frau Klara Agoston Böhm,
genannt Antoni.

Allen Direktoren, Agenten, Freunden, Bekannten und Leidensgenossinnen

ein frohes Neujahrfest!

Zur Zeit: München, Blumensäle.

(Der Artist)

Fliegende Händler in Berlin

Ein Mann in der Klosterstraße: „Ein Etui für alle denkbaren Zwecke. Onkel steckt et harmlos in de Tasche. Tante sucht et nachts um zwölfe. Drin is nischt. Aber det is ja jerade det Schöne — Ladies und Gentlemen, Mynheers und Jungfrauen — deß Se reinlegen können wat Se wollen."

Ein andrer rief: „Nischt for Jugendliche! Nur for Erwachsene!" Er hatte seine Ware zugedeckt. Aber seine Rufe lockten erst recht Kinder und Jugendliche an. Er jagte sie fort: „Platz for die Erwachsenen! Vater kooft et for Muttern — un sie errötet vor Freude! Nur for Erwachsene!" Und schließlich brachte er Damenstrümpfe zum Vorschein. Alles lachte — manche kauften, weil er billig war. „Alles nur for Erwachsene!" schrie er, als sich sein Publikum verlaufen hatte.

Andere priesen an: „Det billigste Volksnahrungsmittel: die saure Gurke! 25 Prozent Sauerstoff und 20 Prozent Stickstoff!" — „Süße Herzkirschen, schwarz wie de Nacht!" — „Kölnisch Wasser, Zahnpasta, Kopfwasser und Zahnpulver — alles zusammen for eine Mark, weil die Firma pleite gegangen ist!" — „Tomaten sind zwar keen Jänsebraten, aber schön schmecken se doch!"

Überall in der Nachbarschaft der Bahnhöfe und an manchen belebten Ecken boten fliegende Händler ihre „echten Glaserdiamanten", ihre „universellen Fleckenreiniger", ihren „Kristall-Palastkitt" an. Sie stellten ihren Kasten auf ein kleines Gestell und fingen an zu reden, ehe sich ein Zuhörer zu ihnen gesellte:

„Also, meine Herrschaften, det is der beriehmte Bernsteinkitt, ooch „Kristallpalastkitt" genannt. Er klebt, leimt und kittet alles. Die Manipollation is janz einfach: Man hält ihn über 'ne brennende Flamme, denn schlägt man eenen Teller oder 'ne Tasse kaputt, det man wat zu kitten hat, und denn kittet man ihr. Er hält wie Eisen, sag ick Ihnen. Da kann 'ne Kanone drieberfahren, er schadet ihr nischt. In keene Wirtschaft sollte mein Kitt fehlen. Er befördert den öhelischen Frieden un stärkt die jejenseitije Liebe. Et kann vorkommen, det der Mann abends beschmettert nach Hause kommt; det treie Weib hält ihm 'ne Jardinenpredigt; da wird er patzköppig un schlägt alles kurz un kleen. Am andern Morjen kommt de tiefbetriebte Jattin her un sagt: Jem Se mir von Ihren beriehmten Bernsteinkitt; ick muß de janze Wirtschaft zusammenkitten. Ihr Kitt leimt, klebt, kittet allens. Er hält wie Eisen, sag ick Ihnen, da kann —"

Die Zuhörer: „'ne Kanone drieberfahren, et schad't nischt!" —

„Jawoll, meine Herrschaften, da kann wirklich —"

Die Zuhörer: „'ne Kanone drieberfahren, et schad't nischt."

„Un wenn Se ooch zum drittenmal 'ne Kanone drieberfahren lassen — et schad't ihr nischt! Also, wer will den beriehmten Kitt?"

„Immer noch zehn Fennje de Tiete Mehlweiser! Immer noch zehn Fennje! Südafrikanische Schneeflocken; fünf Fennje die hochelejante Verpackung!"

„Echte Mottensteine! Heite jratis, morjen umsonst!"

„Schulstifte Nummer zwei! Schreiben so schwarz wie der Deibel an seine Jroßmutter. Zehn Fennje des Dutzend. Fürchten Sie nichts, meine Herrschaften — es sind keene Endenbleie mang! Jott, wenn die Herrschaften man halb die Courage zu 't Koofen hätten, wie unsereens zu 't Verkoofen!"

„Zwanzig Fennje die elejante Brieftasche! Jeder Käufer erhält eine zweite extra! Zehn Fennje des Portmonnee

mit Heckjroschen! Fümfundfumßig das mechanische Jelejenheitskorsett mit Rüschenjarnierung! — Meine Herrschaften, schlafen Se bei hellichten Dage oder is Ihnen sonst wat in 't Ooge jeflogen, det Se nich die Einsicht haben, sich kurz zu entschließen? Na, mir kann et ja recht sind, wenn ick von die hochfeine Ware wat übrig behalte vor das wirklich noble Publikum: des kommt erst nach Fabrikschluß, um Uhre sechsen."

„Hochfeine Ziehjarrn, vier Fennje das Stück! Prima Mexiko-Deckblatt! — Wat meenen Sie dahinten? Uff de Rieselfelder jewachsen? Des denken Sie sich so, weil die Ware zu jroß is vor den Minimumpreis. Schon an die janze Aufmachung können Sie 't sehn: so verpackt sich keene Schwindelware. Vielleicht Probe jefällig? Bitte, meine Herrn, langen Se zu! — 'n Hochjenuß, nich? — Wat — Sie dahinten von de Rieselfelder — Sie wolln ooch eene? Bitte unscheniert ze kaufen; Probe-Exemplare verjriffen!"

Hans Ostwald

---

25 Jahre — 5 Kaffee ohne Zucker

„Bitte schön, eine Tasse Kaffee, mein Herr, so bitte, hier noch Zucker, Sie nehmen keinen, Sie sind der fünfte Gast in meinen 25 Jahren hier, der keinen Zucker in den Kaffee nimmt, schöne Zeit 25 Jahre hier, wenn man denkt, daß noch dieselben Tische und Stühle in dem guten alten Zentralcafé stehen, auf denen 1908 die reichen Pelzhändler saßen und Klabrias und Tarock spielten, spielten ist schon nicht der richtige Ausdruck mehr dafür, mein Herr, Sie können es mir glauben: wir kamen manchmal früh um acht zum Dienst und arbeiteten bis nachts um zwölf, und wenn wir am nächsten Morgen um acht wieder kamen, dann saßen die Pelzhändler und schrien nach einem Kaffee, denn jetzt wollten sie mal ordentlich eine schöne Partie spielen, da gab es natürlich dann auch gute Trinkgelder, von uns ist kaum einer unter 15 Mark den Tag aus dem Hause gegangen, allerdings bei zwölf Stunden Arbeit, na ja, wenn man denkt, was das früher für ein Betrieb war, da haben sich die Gäste Tag und Nacht nicht von der Stelle gerührt, und bloß wenn mal sauber gemacht werden sollte, gingen sie mal einen Sprung vor die Tür frische Luft schnappen, und nach einer halben Stunde kamen sie wieder angerannt, um mal endlich wieder eine schöne Partie Klabrias zu spielen, da habe ich jetzt noch einen Gast, wir beide sind die einzigen, die aus dieser Zeit hier übriggeblieben sind, das ist ein Pferdehändler, wer kauft jetzt noch Pferde, frage ich Sie, sehen Sie, so geht's mir auch, und da quatschen wir manchmal von den alten Zeiten, als es uns noch gut ging, ja, es war wirklich das ganze Jahr hindurch ein doller Betrieb, einen Moment meine Dame, ich komme sofort, und nur an einem Tage war das olle Zentral geschlossen: das war Silvester, da hatten die Studenten einmal die Schaufensterscheiben aller Cafés in der Gegend zerschlagen, und seitdem verbot die Polizei, daß wir Silvester aufhaben, na, da konnten wir Kellner wenigstens ordentlich feiern, wer kann das jetzt noch, ich nicht, jetzt haben wir nämlich Silvester auf, haha, na, Hauptsache, man hat sein Auskommen, na, entschuldigen Sie, ich glaube, ich bin etwas ins Reden gekommen, aber wenn ein Gast keinen Zucker nimmt, dann denke ich immer an die 25 Jahre, die ich hier bin, ist doch 'ne ganz schöne Zeit — ein Stückchen Apfelkuchen, ja bitte sofort, kann doch mit Sahne sein, schmeckt besser zu bitterem Kaffee."

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 29. August

ALTE FILMTITEL

ALS ICH EINE LEICHE WAR.
EINE ANGEBROCHENE EHE.
DIE DAME MIT DER ANDEREN HÄLFTE.
EINE FRAUENSCHÖNHEIT UNTER DEM SEZIERMESSER.
GEPEITSCHT.
DER TEMPELTÄNZERIN TODESTANZ.
DORELA, DER VERRÄTERISCHE KLANG.
AM FUSSE DES SCHAFOTTS.
ANNA MIT 'M FLIMMERFIMMEL.
AUS DEN AKTEN EINER ANSTÄNDIGEN FRAU.
AM WEIBE ZERSCHELLT.
DER EWIGE MÖNCH IM BANNE DER MUSIK.
DIE HOCHZEIT DES EUNUCHEN.
DIE DA WANDERN UND IRREN . . .
DAS GANZE SEIN IST FLAMMEND LEID.

PICADILLY-LICHTSPIELE
im Café Bauer
ROSSPLATZ 6 **KURPRINZSTR. 8**
Nur 3 Tage! *Wieder etwas Besonderes*
Erna Morena
die einer Asta Nielsen ebenbürtig zur Seite steht, in dem großartigen, mit natürlicher Logik aufgebauten Schauspiele
INS BLINDE HINEIN
Liebesgeschichte aus Berlin W.

Das rassige Spiel der Erna Morena ist hinreißend und wird unterstützt durch das herrliche Ebenmaß ihres Körpers und durch die Schönheit ihrer Gesichtszüge. Jedem Schönheitsempfänglichen bietet ihr Spiel einen vollen Kunstgenuß, bringt sie doch durch eine Geste, oft nur durch einen Blick, eine Fülle von Gedanken zum Ausdruck, für welche die Sprache nicht hinreicht.

Jedem Freund und Feind der Lichtspielkunst sei hiermit diese neue Schöpfung aufs wärmste empfohlen.

(Leipzig 1913)

Pas de l'ours, Turkey trot, Five o'clock. Eine ganz merkwürdige Geschichte ist das mit dem Pas de l'ours und dem Turkey trot. Der Original-Turkey trot wurde von Amerika aus nach Paris verpflanzt, wo er in der Revue Marigny getanzt wurde, und zwar nach der Melodie des Alexanders Rag-time-band. Mit derselben Melodie importierten die Varietétänzer Oscar und Suzette im Apollo-Theater den Turkey trot zum erstenmal in Berlin, wo er sofort mit dem Pas de l'ours verwechselt wurde. Der richtige, von Neil Moret komponierte Truthahntanz („Pas du Dindon") ist ein Two step, der mit dem, was wir Turkey trot nennen, ebensowenig zu tun hat, wie der Pas de l'ours mit dem Grizzly-bear.

Der Grizzly-bear ist ein harmloser One-step — der Pas de l'ours ist ein nach vollkommen anderen Regeln getanzter Spezialtanz. Wenn wir ihn nicht unbedingt den exzentrischen Tänzen unterordnen, so geschieht das, weil wir ihn in der Tat in verschiedenen Pariser großen Häusern haben tanzen sehen. Natürlich — und das ist ja das Ausschlaggebende — nicht in derselben Manier wie auf der Bühne, sondern ganz gemäßigt, temperiert und dezent, so daß er genau so seine Berechtigung außerhalb der Bühne erwies wie die Maxixie brésilienne. Auch der Turkey trot kann in den Ballsaal verpflanzt werden, ohne Schädigung für die Sittlichkeit des Publikums, er muß nur von Leuten getanzt werden, die gar nicht wissen, was die Unsittlichkeit im Tanz bedeutet, und das sind alle guten Tänzer.

Five o'clock. Die Dame zieht eine ihrer vielen eleganten Nachmittagstoiletten an und fährt in die Hall irgendeines der fashionablen Hotels. Man serviert kleine Sandwichs, minimale Petit fours, goldgelben Tee. Eine diskrete Musik spielt im Hintergrund die letzten Schlager, manchmal versteigt sie sich sogar zu irgend etwas Klassischem. Über die tiefen Teppiche eilen geschäftige Kellner in bunten Livreen und servieren geräuschlos. An den Tischen sitzen die Damen und plaudern, plaudern mit ihren Freundinnen, mit den Herren, deren Cutaway den farbigen Toiletten ein angenehmes Gleichgewicht gibt.

(„Elegante Welt.")

Das Plagiat

Dir, meiner einzigen, heiß- und inniggeliebten, unvergeßlichen, lieben, frommen, guten, unvergleichbar treuen Schwester

J.....

rufe ich den heißen Dank meines verblutenden, in namenlosen Schmerz aufgelösten Herzens in die himmlische Heimat nach.

Gott lohne Dir, Du Sonnenschein, Du Stern meines Lebens, all die reiche Liebe und Treue, mit der Du mich in Deinem gottgeweihten Leben, das im Dienste der christlichen Nächstenliebe aufging, zu beglücken stets bemüht gewesen bist. Er vergelte Dir alles in höchster Gnadenfülle, in Himmelsherrlichkeit und Seligkeit.

Bitte am Thron des Höchsten für mich, Deinen tiefunglücklichen, trostlosen, einsamen Bruder. Heiß ist mein Sehnen, Dich wiederzusehen!

Leipzig, B... straße 7,
den 31. Dezember 1908.

O. B. E.

Für alle Beweise der Tröstung lieber Freunde und Bekannten innigen Dank.

(„Leipziger Neueste Nachrichten")

*

Dir, meinem einzigen, heiß- und inniggeliebten, unvergeßlichen, lieben, guten, unvergleichbar treuen Bräutigam

Herrn H... B...

rufe ich den heißen Dank meines im namenlosen Schmerz aufgelösten Herzens in die himmlische Heimat nach.

Gott lohne Dir, Du Sonnenschein, Du Stern meines Lebens, all die reiche Liebe und Treue, mit der Du mich in Deinem gottgeweihten Leben, das im Dienste der christlichen Nächstenliebe aufging, zu beglücken stets bemüht gewesen bist. Er vergelte Dir alles in höchster Gnadenfülle, in Himmelsherrlichkeit und Seligkeit.

Bitte am Thron des Höchsten für mich, Deine tiefunglückliche, trostlose einsame Braut. Heiß ist mein Sehnen, Dich wiederzusehen.

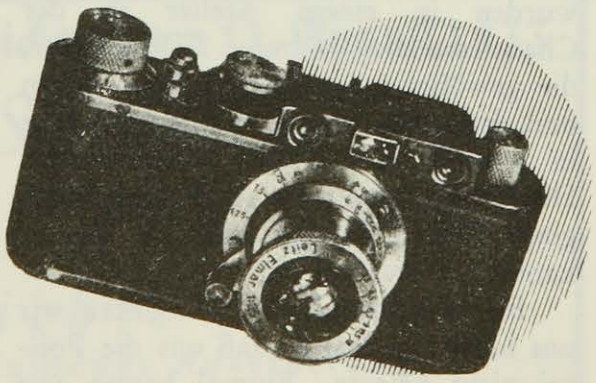
P.... f, Joh... straße 1,
den 8. September 1909.

L. J.

Für alle Beweise der Tröstung lieber Freunde und Bekannten innigen Dank.

(„Leipziger Neueste Nachrichten")

die weltbekannte Präzisionskamera ermöglicht es Ihnen, mühelos und schnell solch schwungvolle Sportaufnahmen herzustellen. Druckschriften kostenlos durch Ihren Photohändler oder von



ERNST LEITZ, WETZLAR

„Morgen müssen Sie einen Film drehen!"

„Morgen müssen Sie einen Film drehen!" sagte manchmal der Chef zu mir, und da mußte ich denn schnell sehen, wie ich ein Manuskript bekam. Meistens habe ich es mir selbst gemacht, und das ging ganz gut. Bezahlt wurde für Manuskripte in der ersten Zeit gar nichts. Man bekam von seiner Gesellschaft das Monatsgehalt, und dafür mußte dann der Regisseur oder der Reklamechef ein schönes Filmmanuskript liefern. So haben wir denn *Die Fremdenlegion*, *Gelbsterne* und *Wie die Blätter* .... gedreht. Vor allem „Wie die Blätter ..." (... fallen die Menschen) war ein großer Erfolg. Das Schlimme war, daß wir keine richtigen, guten Schauspieler zum Filmen bekamen. Es war eben noch eine anrüchige Sache. Ein Hauptdarsteller bekam damals — so in der Zeit von 1907 bis 1912 — zehn Mark pro Tag bei der Aufnahme, und ich weiß noch, welches Aufsehen es erregte, als Joe May für Ernst Reichert 30 Mark pro Tag herausschlug. Die Komparsen erhielten für gewöhnlich 5 bis 6 Mark.

Der Regisseur war damals noch viel mehr als jetzt der Hauptmacher. Er schrieb das Manuskript; er ging an dem Tag, an dem gefilmt werden sollte, ganz früh ins Atelier, um die Dekorationen selbst aufzubauen, und er schnitt und klebte dann den Film auch noch. Unser erstes Atelier war eine kleine Bude in der Markgrafenstraße. Die ersten Asta-Nielsen-Filme wurden in einem Atelier in der Chausseestraße gedreht. Die Filme, die gewöhnlich 900 Meter lang waren und drei Akte hatten, wurden meistens in zwei bis drei Tagen fertiggemacht. Die Hauptsache war, daß alles rasch ging. Daher wurden auch die Szenen kaum mal wiederholt.

Bei Straßenaufnahmen mußten wir uns immer vorsehen, daß uns die Polizei nicht kriegte. Einmal hatten wir ein paar ruhige Minuten am Belle-Alliance-Platz. Da spielte ich auch selbst mit, weil wir keinen ordentlichen alten Mann hatten. Ein anderer Schauspieler mußte auf mich zukommen und mich am Arm fortreißen. Als wir diese Szene drehten, rannte ein Passant herbei und gab meinem Kollegen ein paar Ohrfeigen, weil er mir altem Mann ein Leid zufügen wollte. Unser Kameramann aber kurbelte verzückt diesen Auftritt. Da die Filme nach der Meterlänge verkauft wurden, waren wir wie erschlagen, wenn uns die Zensur 30 oder 50 Meter wegschnitt. Wir drehten daher manchmal von vornherein ein paar „gewagte Szenen", damit sie was zum Wegschneiden hatten. Die Produzenten haben auch mit den ersten Filmen sehr gut verdient. Manchmal wurden 90 Kopien von einem Film gemacht. *Otto Rippert*

Welche Brauerei? würde diesen jung., intell., und tücht., sich allen Verhältnissen anpass., humorist., musikal. Mann, welcher schon 3 Jahre Baukantine bewirtschaftet hat, als Wirt in Bierpacht nehmen? Frau ist in Restaurationsküche tüchtig.

Ich tu schon lang in meinem Leben nach einer Kneipe trachten, doch brauche ich mich nicht zu schämen, daß ich kann keine pachten. Denn Geld tut's immer nicht allein, womit sich ließe was erzwingen, man muß vorerst wohl passend sein, und dann wird's auch gelingen. Ich will zwar hier nicht renommieren und schließlich es noch übertreib'n, daß ich kann Gäste gut poussieren und wirklich unterhalten sein. Im Ernst sowie auch im Humor, schneid' ich ein Thema an, und alles ist auf einmal Ohr und lauschet, was es kann. Doch kann ich auch noch musizieren und vieles Schöne singen, wobei ich tu alles animieren, sie alle mit zu stimmen, trotz dieser sorgenreichen Zeit, ein Prosit der Gemütlichkeit.

Wohlwoll. Off. bis 25. März erb. u. L. W. 6143 an Rudolf Mosse, Leipzig. Reflektiere auch auf Fabrik- oder Baukantine. Nötigenfalls könnte Kaution gestellt werden.

Aus meinen Anfängen

Von Walther Kirchhoff

Leutnant war ich einst bei den Dragonern, der hellblaue Rock umschloß eine immerhin noch schlanke Gestalt. Und als ich Abschied nahm und die feuchtfröhliche Garnison Metz verließ, wo das ruhmreiche Regiment der 13. Dragoner in Garnison stand, wandte ich mich neuen Zielen zu. Leier und Schwert wurden vertauscht, und ich begann zu singen. Der Krieg fiel schneidend in die Bayreuther Festspielzeit, und vom Parsifal ging es geradewegs ins Feld.

Aus der Fülle der Gesichte blieb vieles haften. Als ich das erstemal im Kasino des lieben alten Regiments sang, war ich noch Fähnrich. Irgend jemand hatte davon gehört und veranlaßte mich, nach dem Essen was zum Besten zu geben. So stellte ich mich denn in stramme Positur und begann den Prolog aus „Bajazzi". Bis schließlich einer sagte: „Hören Sie mal, Fähnrich, hängen Sie den Offizier an den Nagel, und werden Sie Sänger!" „Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Selbst unser verehrter Kommandierender General, der Generalfeldmarschall Graf Haeseler, der sonst gänzlich amusisch war, befahl mir eines Tages, singend durch einen Wald zu reiten, damit er von seinem Standort kontrollieren könnte, wo ich war. Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hielt uns in Atem. Wie liebte ich das Exerzieren in staubbedeckter Eskadronskolonne, wie ritten wir fröhliche Jagden und tobten bei Eis und Schnee auf langen Nachtritten durch die lothringischen Gelände.

Doch die Kavalleriesignale und der Parademarsch im Galopp mußten anderen Klängen weichen. Der Drang, mich im Gesang ernsthafter zu betätigen, wurde überstark. Ich nahm den Abschied, sang in der Königlichen Oper dem Intendanten, Graf Hülsen, vor — einem Vetter des Generalfeldmarschalls Haeseler —, und nach einem Studium in Berlin und Mailand trat ich im Herbst 1906 mein Engagement in Berlin an. Der Kaiser schien sich für meine Laufbahn zu interessieren, denn schon einige Wochen nach meinem ersten, glückhaftem Debüt erhielt ich eine der schwierigsten Rollen des Tenorfachs zugeteilt, den Faust!

Meine Partnerin war *Geraldine Farrar* und Mephisto Paul Knüpfer, der Meistersänger, wie er genannt wurde. Die bezaubernde Geraldine Farrar war damals auf der Höhe ihrer glorreichen Laufbahn. Sie hatte ein wunderschönes Gesicht, das von tiefblauschwarzen Haaren umrahmt wurde, aus dem zwei herrliche blaue Augen leuchteten, und einen Mund, dessen schöngeschwungene Rosenlippen ich — als Faust — küssen durfte. War

Zum 50. Geburtstag des Dichters am 11. August 1933

Ernst Stadler

DER AUFBRUCH

Gedichte

Gebunden RM 3.75, in neuer Ausstattung

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN NW 87

ihre schlanke Figur vielleicht auch nicht ganz ebenmäßig gebaut, man vergaß vor ihrer Anmut und ihrer starken Persönlichkeit alles, was etwa nicht ganz vollendet war. In jedem Ton war sie, ihre Bewegungen wohl einstudiert, und ihre Art, sich zu kleiden, war ein Genuß fürs Auge.

Ach, ich erinnere mich. Es war bei der Probe zum „Faust", es kam zur Begegnung im zweiten Akt: „Mein schönes Fräulein darf ichs wagen ..." und sie erwiderte, mich dabei fast auslachend: „Nein, mein Herr, bin weder Fräulein, weder schön, kann ohne Leutnant nach Hause geh'n."

Gelegentlich dieser Premiere wurde ich dem Kaiser zum erstenmal vorgestellt. Ich erlaubte mir, ihn daran zu erinnern, daß ich bei einer Übung in Metz die Patrouille vor der Spitze seines Detachements hatte. „Nun, dann behalten Sie man die Spitze!" — „Zu Befehl, Majestät!" — Und ich stand stramm, mit den Händen an der Hosennaht des Faustkostüms, und schwitzte.

Oft sang ich dann später mit der Farrar in Traviata, Rigoletto, Boheme und vor allem Manon. In dieser Rolle war sie unbeschreiblich wirkungsvoll. Meine erste, schmerzhaft glücklich-unglückliche Liebe, die ihr ähnlich sah, saß in einer Orchesterloge dicht an der Bühne und verfolgte mit ihren großen dunklen Augen unser Spiel. Ich war manchmal wie betäubt nach den Vorstellungen und litt und wollte in ein Kloster gehen, weil ich glaubte, es dürfe keine Fortsetzung eines profanen Lebens mehr geben nach solchen Höhepunkten, die Kunst und Leben vermischten.

Aber, es ging doch vorüber, wie alles in diesem Leben, und ich mußte lernen, mit stärkeren Dämonen zu ringen. Immer wieder mit neuen Lehrern an der Technik meiner Stimme arbeitend, war ich nie zufrieden mit der Art meines Singens und — andere auch nicht. Nach jenen ersten Faust-Aufführungen, in denen ich mehr Gewolltes als Gekonntes zu Gehör brachte, wurde ich eine Weile aufs Trockene gesetzt. Die kleine Rolle des Narraboth in der Salome wurde mir zugeteilt, und ich nahm an den interessanten Proben dieses genialen Werkes teil. *Emmy Destinn* sang die Salome mit der schier unerschöpflichen Fülle ihres herrlichen Organs, Ernst Kraus den Herodes. Aber *Richard Strauß* war nicht zufrieden: „Kinder, singt's mir net so viel, wann ich a Melodie haben will, hab' ich sie im Orchester."

Wir ließen uns aber nicht stören, und neben Emmys klangvollen hohen Noten erklang der metallreiche Tenor von Ernst Kraus und der Jochanaan von Rudolf Berger in unbeirrbarer Stimmpracht.

Das war die Zeit, in der *Ernst Kraus* auf der Höhe war. Sein Jung-Siegfried mit Lieban als Mime war ein Theaterereignis ersten Ranges. Aber einmal mußte er absagen, und ich, der ich mich wieder gefunden hatte, bekam an seiner Stelle den Lohengrin zu singen. Von diesem Tage an ging ich in das Heldentenorfach über, das dann meine Lebensaufgabe wurde.

P. P.

Gleich der Nr. 31 des „Simplicissimus" ist auch die Nr. 32 auf Requisition des Untersuchungsrichters in Leipzig angeblich wegen Majestätsbeleidigung beschlagnahmt worden. In dieser Nummer können wir auch nicht den Schatten einer Majetätsbeleidigung entdecken, und sind wir fest entschlossen, alle gesetzlichen Wege einzuschlagen, uns gegen solche Konfiskationen zu wehren. Der „Simplicissimus" will trotz aller Maßregelungen sich auch in Zukunft das Recht der freien Meinungsäußerung in künstlerischer und witziger Form nicht verkümmern lassen und seine Stimme wird auch fürder soweit gehört werden, wie bisher und noch weiter.

München, im November 1898.

Hochachtungsvoll

Verlag und Expedition des „Simplicissimus".

Modewörter 1900—1914

ästhetisch: schön — meist verneinend gebraucht, da der Ästhet grundsätzlich an Unästhetischem Anstoß nahm.

sich ausleben: Freibrief für Ehebruch.

Blaustrumpf: überspannte Jungfern und andere teetrinkende, in den Künsten dilettierende Geschöpfe.

cherchez la femme: es galt als pikant, eine im Hintergrund befindliche Frau als Drahtzieherin zu wissen.

Contenance: das, was man in den heikelsten Situationen bewahren mußte.

dekadent: Haare in die Stirn kämmen, das müde Antlitz auf die verwelkte Hand stützen und vierzig Zigaretten am Tage paffen — künstlich angesetzte Patina des Geistes.

Deklassierte: weibliche Personen, die einen Fehltritt begangen hatten.

dionysisch: trunken ohne Alkohol.

diskreter Herkunft: unehelich.

distinguiert: wer Gamaschen, Koteletts und sonstige Attribute hochherrschaftlicher Herkunft durch die Straßen trug — öfter in Heiratsgesuchen vorkommend als im Leben.

Dreieck: Ehepaar plus Hausfreund.

effektiv: tatsächlich — aus dem Offizierskasino bezogen.

elastischen Schrittes: so verließen alle Monarchen den Salonwagen.

Emanzipation: Befreiung vom geistigen und moralischen Korsett — das von den Suffragettes geforderte Stimmrecht (votes for women) mündete 1911 sozusagen im Hosenrock.

Emporkömmling: Verächtlichmachung des in Amerika geschätzten Selfmademan.

enfant terrible: wer laut sagte, was alle dachten.

Engelmacherin: lyrische Umschreibung für Weiber, die gegen den § 218 verstießen.

Soeben erschien:

103 Gedichte von Joachim Ringelnatz

Pappband RM 1,50

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag legt der Jubilar seinen Gratulanten selbst ein Geschenk auf den Gabentisch: Eine Auswahl seiner Gedichte, die in ihrer gedrängten Fülle ein Gesamtbild seiner Persönlichkeit gibt und seiner großen Lesergemeinde viele neue Mitglieder gewinnen wird. Wer diesen unseren lebendigsten Dichter noch wenig kennt, dem wird diese Auswahl ein Führer sein zu „Kutteldaddeldu", den „Reisebriefen eines Artisten", dem „Kinderverwirrbuch", den „Flugzeuggedanken" und allen anderen Sammlungen seiner Verse. Und der Kenner der vielfältigen Ringelnatzweis' wird den Dichter in diesem neuen Beieinander seiner Schöpfungen neu entdecken.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

Rowohlt Verlag Berlin W 50

faktisch: tatsächlich — aus dem Offizierskasino bezogen.

Fallissement: Vorkriegspleite.

feinsinnig: die übliche Klassifizierung lyrischer Literatur.

fesch: aus dem englischen „fashionable" von den Wienern übernommen.

frei: deutsch für „pikant" und „frivol".

Freidenker, Freigeist: meist nichts anderes als wildgewordene Spießer.

Furore: das durch pfauenhaft aufgedonnerte Damen erregte Aufsehen.

Dandy: das literarische Gigerl (siehe dieses).

Die gelbe Gefahr: Angst vor China und Japan — das Gegenteil von „ex oriente lux".

sich erklären: der Heiratsantrag.

Gigerl: (wienerisch) der Gent von damals mit hochgezwirbeltem Bart, Monokel und Knöpfstiefeln.

gletscherhaft: siehe kolossal.

grande dame: Trudchen hat reich geheiratet.

haute volée: die oberen Zehntausend.

Herzensbrecher: Kavalier in Uniform.

hypermodern: modern.

höhere Interessen haben: ins Museum gehen, Klassiker lesen, Klavier spielen.

kolossal: siehe gletscherhaft.

Kränzchen: sich unter dem Vorwand, Kaffee und Kuchen zu genießen, zum Austausch von Bosheiten zusammenfinden.

last not least: Höflichkeitsfloskel für den Zuletztgenannten.

Lebenskünstler: ein Mann in reiferen Jahren, der auf Gewissensbisse verzichtete.

auf einen Löffel Suppe bitten: und dann gab's Schweinebraten mit Sauerkraut.

Mätresse: zur Linken angetraut, jünger und hübscher.

Mannweib: Frau mit kurzen Haaren, Zwicker, Studentenmappe.

Mitgiftjäger: während der Schürzenjäger hinter den Dienstboten her war, richtete der Mitgiftjäger sein Augenmerk auf die Tochter des wohlhabenden Vaters.

Migräne: entstand bei Verweigerung eines neuen Hutes.

Milieu: von Taine ausgeheckt, durch Zola populär gemacht — der Muff, in welchem der Mensch aufwächst.

die Moderne: von Hermann Bahr erfundener Begriff — entweder naserümpfend abgetan oder emphatisch angehimmelt — Sezession, Impressionismus nebst sämtlichen künstlerischen Sackgassen.

Mumm: man hatte ihn in den Knochen — ursprünglich war es eine Sektmarke.

m. w.: Abkürzung von „machen wir", heißt heute „geht in Ordnung".

Naturalismus: wenn Mutter Wolffen im „Biberpelz" am Waschbrett schrubbte.

Neutöner: tüchtige Jünglinge, die sich einbildeten, gereimte Prosa sei Lyrik. Sie tauchten in hellen Haufen auf und erfanden das Umstandswort „sehr".

Pantoffelheld: philiströser Masochist in Miniaturausgabe — zur Witzblattfigur entartet.

penibel: aus Genußsucht leicht beleidigt.

präraffaelitisch: war ein Fräulein, das Madonnenscheitel, Sandalen und Bleichsucht hatte.

poussieren: flirten.

pyramidal: siehe gletscherhaft.

Quintessenz: das Wesentliche, die Hauptsache — von Puristen gebraucht, die jegliches Fremdwort prinzipiell perhorreszierten.

Reformkleidung: gewaltsame Einpuppung.

schneidig: elegant.

Schwerenöter: einer, der die Cour schnitt.

Sehnsüchte: Sehnsucht haufenweise.

Séparé: der Wunschtraum von Provinzlern, die im Metropoltheater

landeten — mißlungene Verdeutschung des französischen cabinet particulier. Daselbst floß der Schampus in Strömen.

shocking!: wurde ausgerufen, wenn nicht der mindeste Grund vorlag, Pfui Teufel zu sagen.

Tableau: sowohl ein überlebensgroßes Gemälde als auch der überraschende Ausruf am Schluß einer wirklich erlebten Anekdote.

per Taille gehen: den Überzieher daheim lassen.

das Tanzbein schwingen: sich im Walzer wiegen.

tête-à-tête: Zweisamkeit.

tiefschürfend: war jede, jede, jede Kritik.

Tingeltangel: Varieté, Kabarett.

tiptop: tadellos.

der Trousseau: die für eine Braut bestimmte Aussteuer.

Überbrettl: das verdeutschte Cabaret mit dem Lustigen Ehemann.

ultramontan: schwärzer als schwarz.

Verhältnis: bürgerliche Mätresse.

dem Zuge des Herzens folgend: von den Eltern genötigt.

Zukunftsmusik: Wasser auf die Optimistenmühle.

zwangloses Beisammensein: erzwungene Langeweile.

Zylinder: wenn man nach den Manövern in Pension geschickt wurde.

Quirl

Briefkasten: *Herrn E. G., Königsberg:* Ihr Pegasus hinkt noch etwas. Bitte dem Uebel abzuhelfen. — *Herrn S. B., München:* Sie sind auf irriger Fährte, verehrter Herr. Die Umarbeitung Ihres Poems hat uns viel Zeit und Mühe gekostet und wäre sonst selbiges nicht druckreif gewesen. — *Frl. Asta R. in B.:* Warum ist Ihre Leyer verstummt?

(Aus: „Sonnenstrahlen", Monatsschrift zur Förderung junger dichterischer Talente, Berlin-Karlshorst 1903)

LESEN SIE

das gute billige Buch

Gabriele D'Annunzio
Feuer
Der Duse-Roman des großen italienischen Dichters. Leinenbd **2.85**

Paula Modersohn-Becker
Briefe und Tagebuchblätter
Mit einem Bild. Das schönste Geschenkbuch der deutschen Frau **2.85**

R. Tagore
Das Heim und die Welt
Der Roman der indischen Freiheitsbewegung **2.85**

Frauenbriefe aus der Französischen Renaissance
Herausgegeben und gesammelt von C. S. Gutkind. In herrlicher Ausstattung mit Bildern in Ballonleinen, hervorragend als Geschenkwerk geeignet **2.85**

Ernst Stadler
Der Aufbruch
Gedichte. Der Gesang der jungen Kriegsgeneration. **3.75**

Auguste Rodin
Die Kunst
Die Gespräche des Meisters gesammelt von Paul Gsell. Das Brevier jedes Kunstfreundes. Mit vielen Tafeln. **3.75**

KURT WOLFF VERLAG
BERLIN

Arnold Bennet: *Konstanze und Sophie* oder *Die Geschichte der alten Damen.* Verlag R. Piper & Co., München.

Ein nach Umfang und Wert großer Roman, der 1908 erschienen ist und erst jetzt, in guter deutscher Übersetzung und zwei Bänden, zu uns kommt. Er war auch 1908 kein „moderner" Roman, und dennoch spannt er uns nach 25 Jahren, mag auch sein englischer Titel „The old Wifes Tale" ein wenig nach dem Geheimnis der alten Mamsell klingen. Woran liegt es, daß wir bei diesen, in der Kleinstadt anhebenden, in die Kleinstadt zurückkehrenden zwei Bänden kaum hier und da Ungeduld über das unbeirrbar breite und gelassene Tempo verspüren? Wirkt solche Ruhe heute vielleicht als Sensation? Bennett, mit Shaw, Wells und Galsworthy einer der „Großen Alten" in England, setzt die Überlieferung fort, deren Ahnherr Fielding, deren Vater Dickens war. Die kleinen Leute, die seine neunhundert Seiten bevölkern, haben die ewige Gültigkeit des Alltags, und von dieser These überzeugt uns der Erzähler Bennett, weil er eine so ungeheure Arbeit daran wendet, diese beliebigen Menschen als Menschen wichtig zu nehmen und wichtig zu machen. Von den zwei Schwestern, den Heldinnen des Buches, deren Mutter als kerngesunde Frau durch einen paralytischen Mann in ihrem eignen Leben gelähmt war, heiratet die eine, Konstanze, das Faktotum des ererbten Geschäfts. Ihre Tüchtigkeit und nüchterne Mütterlichkeit werden ihr weder vom Mann noch vom Sohn gedankt. Die andere, die romantische Sophie, flieht mit einem Abenteurer von spießigem Geblüt nach Paris, wird von dem, nicht einmal zum faulen Dandy fähigen, Liebhaber verlassen, übernimmt eine stille Fremdenpension in dem von Krieg, Belagerung, Kommune durchwühlten Paris, kehrt in die Heimat zurück. In ihrem Geburtshaus sterben beide Schwestern rasch hintereinander, in diesem Städtchen Bursley, das unter den Five Towns der Grafschaft Lancashire „die Form eines halben Esels" hat. Aber die Welt und das volle Leben sind in diesen abgerundeten Frauenfiguren und in jedem der kräftig einen großen Zeitabschnitt abschließenden Kapitel enthalten. Das Gültige entspringt hier aus einer uns fast unbekannt gewordenen Daseinsschicht: aus dem Privaten. Wenn die blutige Revolution Paris durchrast, besorgt Sophie unter Lebensgefahr Nahrungsmittel für ihre Pensionsgäste, was weder sie noch den Ernst der Umwälzung herabsetzt. Wenn Konstanze in der Durchschnitts-Ehe aller Zeiten lebt so umwittert sie der Ewigkeitshauch, der aus jeder charaktervollen Einordnung in das Gesamtschicksal der Menschen kommt. Was an Typen der Provinz oder Welthauptstadt durch die Straßen dieses Buches wimmelt, bewahrheitet in allem gewöhnlichen Dasein den erhabenen Goetheschen Spruch: „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn!" Auf 900 Seiten wandelt das Victorianische Zeitalter vor sich hin, es geht vorbei, so langsam es auch sein mag, ein neues, ein modernes Pflaster beginnt selbst unter den zögernden Schritten. Aber die Seelen meinen, daß sich an ihnen nicht viel ändert, und dieses schöne Epos scheint zu sagen, die Kleinstadt sei ein Beweis für die Dauer des Gleichen. *A. W.*

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Alfred Semank, Berlin. — Anzeigenverwaltung: Kurt K. Doerry, Berlin-Wilmersdorf, Laubenheimer Straße 26, Telefon Wagner 0192, Postscheckkonto Berlin 161191. — In Österreich verantwortlich: Walther Schneider, Wien 13, Schloß Schönbrunn 7. — Sendungen mit beigefügtem Rückporto an die Redaktion des Querschnitts, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21. — Copyright by Kurt Wolff Verlag A.G., Berlin NW 87. — Nachdruck und Übersetzungen verboten.

Der Querschnitt erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag. Bezugsbedingungen siehe 1. Seite.

DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang September 1933

Der Querschnitt erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung, durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag zu beziehen. Preis des Heftes M 1,50. — In Österreich: S. 3,—; in der Schweiz: Fr. 1,90. — Vierteljährlich (ab 1. Oktober 1933) M 4,— (S. 8,—) bei freier Versendung innerhalb Deutschlands und Österreichs. Zahlungen durch jede Buchhandlung oder direkt an das Postscheckkonto der Kurt Wolff Verlag A.G., Berlin 64650. — Ausländische Bezieher können den Gegenwert von M 4,— und die Portospesen mit Postanweisung an den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21, senden.

Sie können für sich oder einen Ihrer Freunde mit diesem Bestellzettel den Querschnitt abonnieren:

Hier abtrennen

An den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21

Ich nehme ein Vierteljahrsabonnement des Querschnitts für mich selbst, für

.....

auf und sende Ihnen den Betrag von RM 4,— durch die Buchhandlung

.....

durch Einzahlung auf Ihr Postscheckkonto Berlin 64650
durch Postanweisung direkt an Ihren Verlag.

Name: .....

Straße und Hausnummer: .....

Ort: .....

Land: .....

(Entsprechend ausfüllen und Nichtgewünschtes streichen.)

Soeben erschien:

Dr. Hans Hartmann

DER FASCHISMUS DRINGT INS VOLK

170 Seiten, Preis kart. RM. 2,80

Dopolavoro

ist die Kulturbewegung des Faschismus in Italien. Der totale Staat will den Staatsbürger durch diese lückenlose Volksbildungsbewegung auch in der Freizeit erfassen. Dopolavoro ist das Sinnbild der Einheit von Volk und Staat im Faschismus. Das italienische Beispiel wird nicht ohne Einfluß auf Deutschland bleiben!

In jeder guten Buchhandlung erhältlich

KURT WOLFF VERLAG / DER NEUE GEIST VERLAG, BERLIN

DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang September 1933 Heft 6

INHALT

Dr. Louis Ferdinand Prinz von Preußen: Besuch bei Henry Ford 373
Egon Friedell: Idealismus, Güte, Intelligenz 380
Max Scheler: Der Held 385
Benito Mussolini: Aus meiner Kindheit 393
Karl Scheffler: Was ist deutsche Kunst? 397
Hilaire Belloc: Für die Auferweckung des Lateinischen 401
Erhard Buschbeck: Zur Dramaturgenfrage 404
E. de Goncourt: Turgenjeff persönlich 406
Britting, Wittner, Zillich: Gedichte um Sonne und Mond 410
Albrecht Fürst v. Urach: Vom Betragen auf Reisen 412
Christian Rath: Interview mit einem amerikanischen Reporter . 415

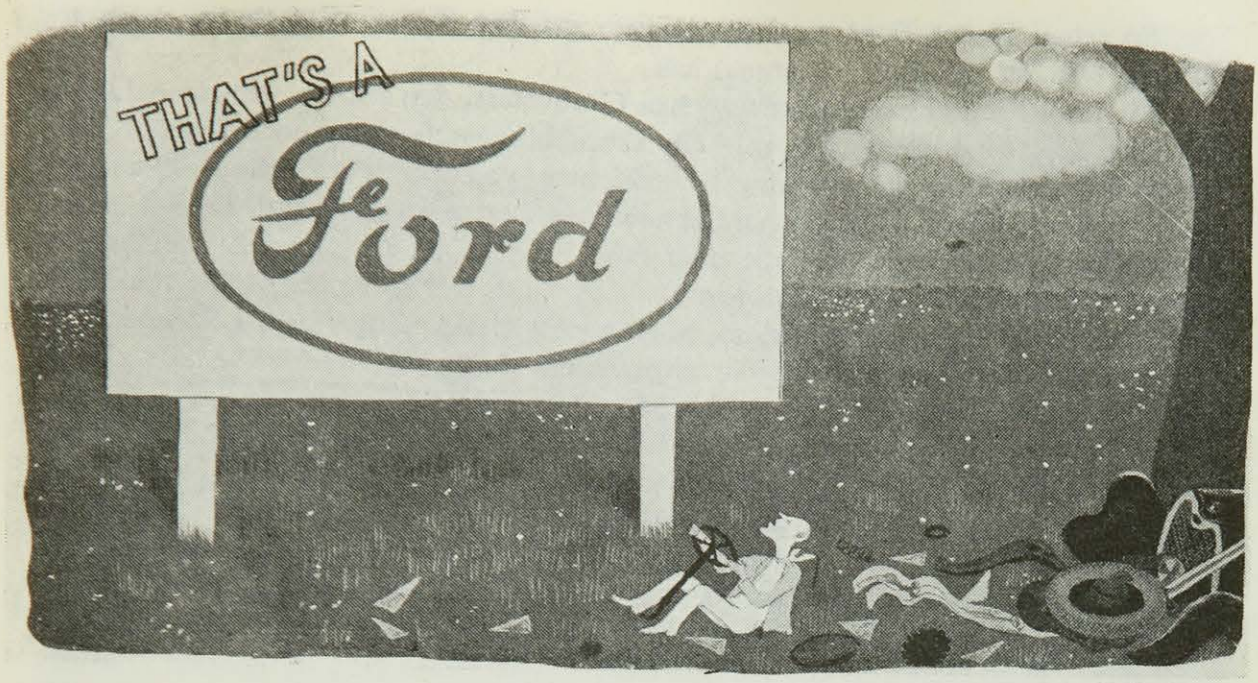
Marginalien:

Klapphorn: Konversation 1933 / Hans Leip: Zwiegespräch unter Seglern / Walter v. Dreesen: Schiffsjungenlied / Robert Gehrke: Das Genie vor der Tür / Drogistenlyrik / Gustav Grüner: Gerade oder Ungerade / Der Herr mit dem Privatzirkus / Enten breiten ihre Flügel / Amerikanische Reklame / Ramón Gómez de la Serna: Greguerias / Adolf Loos: Etikettefragen / Bücher-Querschnitt / Hans Reimann: Neue Schallplatten

Mit Zeichnungen und Kunstdrucktafeln

Umschlagbild von Erik Nitsche

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN



Erik Nitsche

Ein Besuch bei Henry Ford

Von

Dr. Louis Ferdinand Prinz von Preußen

Eine Karosseriefabrik, die Ford beliefert, mit der er aber gar nichts zu tun hat, streikte, da sie ihren Arbeitern sehr niedrige Löhne bezahlt, und Ford sah sich gezwungen, den Bau seines neuesten Modells für einige Tage zu unterbrechen, da er auf die Lieferung der Karosserien angewiesen war. Sofort hieß es: Ford ist pleite. Kaum zwei Wochen später zeigte Ford durch die Drohung, daß er sein Geld aus den beiden größten Detroiter Banken zurückziehen würde, daß er weit vom Pleitesein entfernt sei. Sofort geriet wieder alle Welt in Aufregung und beschuldigte Ford, daß er die Bankwelt ruinieren wolle, was letztere des öfteren an ihm, nur erfolglos, versucht hat.

Diese beiden Beispiele mögen nur die Tatsache erläutern, daß Henry Ford zu den Männern unserer Zeitgeschichte gehört, die im Brennpunkt des öffentlichen Interesses stehen. Es erscheint mir daher eigentlich als ein müßiges Unterfangen, ihn vorzustellen, da er doch jedermann schon bekannt ist. Aber vielleicht ist es doch möglich, das große Bild, welches die Weltpresse und Weltmeinung von diesem in vieler Beziehung einzigartigen Manne gemalt hat, durch eine kleine Skizze zu ergänzen, die nur einige Züge wiedergeben soll, die, wie ich glaube, bei den Monumentalbildern Fords zumeist vernachlässigt worden sind.

Auf unserer Seite des Atlantischen Ozeans scheint Ford hauptsächlich eine Theorie oder besser gesagt ein System zu verkörpern, wie ja hier vieles Menschliche so gern in Systeme gepreßt wird. Er ist zwar der Automobilgewaltige, mit dessen Produkt jedes Schulkind vertraut ist, aber irgendwie assoziiert sich beim Europäer, wenn er an Ford denkt, zwangsläufig das „laufende Band", dessen Gedanke allein uns schon eine Gänsehaut über den Rücken schickt.

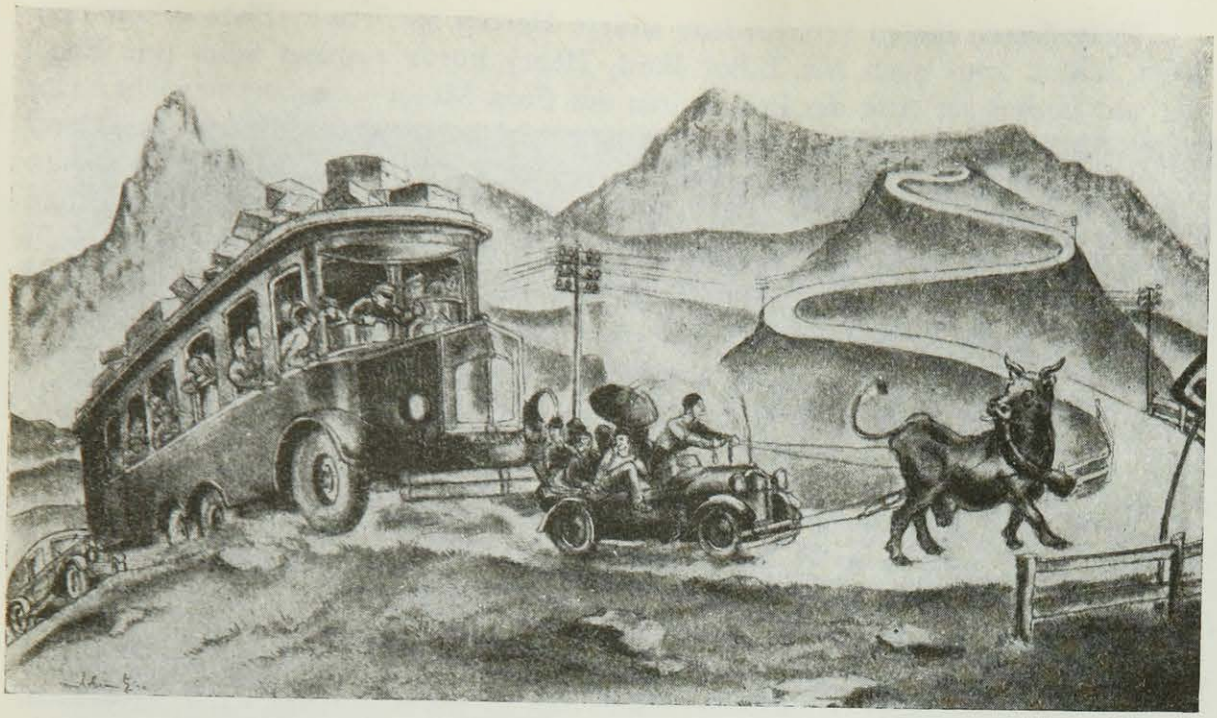
Auf der anderen Seite des Atlantiks ist man weniger theoretisch und systembegeistert eingestellt. Man begnügt sich einfach mit der Feststellung: Ford ist ein paar hundert Millionen Dollar wert, ja vielleicht sogar ein paar tausend, man weiß es nie ganz genau; er muß jedenfalls ein sehr guter Geschäftsmann sein.

So sehen Henry Ford zwei Kontinente auf ihre Weise. Lassen Sie mich erzählen, wie ich ihn zum erstenmal sah.

Ein alter Freund meines Kaiserlichen Großvaters, den ich vor mehreren Jahren in New York besuchte, hatte mir ein Empfehlungsschreiben nach Detroit mitgegeben, woraufhin ich auf das freundlichste von der Ford-Motor-Company aufgenommen wurde. Ein junger Sekretär aus dem persönlichen Stab des Herrn Ford holte mich an der Bahn mit einer großen Lincoln-Limousine ab und brachte mich zunächst nach dem „Dearborn Country Club", den Mr. Ford für seine Beamten errichtet hat. Ein einfaches, aber höchst komfortables und geschmackvoll eingerichtetes Zimmer wurde mir angewiesen, und man bedeutete mir dabei, daß ich in allem Mr. Fords persönlicher Gast sei.

Am folgenden Tag gegen Mittag holte mich mein freundlicher Begleiter ab und wir fuhren gemeinsam zum Laboratorium, wo auch die Privatbüros von Henry Ford liegen. Ich muß gestehen, daß ich ein Gefühl der Beklemmung kaum unterdrücken konnte, den Augenblick sehnsüchtig erwartend, da ich dem großen Manne vorgestellt würde. Aber schon beim Betreten der kleinen, intimen Eingangshalle verließ mich das unangenehme Beklommensein und machte einem Gefühl der Heiterkeit und des Wohlbefindens Platz. Man ging durch eine Glastür, dann ein paar Schritte über einen Gang, noch eine Glastür öffnete sich, und plötzlich befand man sich einem großen Schreibtisch gegenüber, auf dem ein sehniger, kleiner grauer Herr saß, der die Beine lustig herabbaumeln ließ und ein freundlich mit grauen Augen anstrahlend sagte: „Hallo, there is our young man from Germany!" (Hallo, da ist ja unser junger Mann aus Deutschland). Diese Art der Begrüßung war so unglaublich natürlich und unkonventionell, daß ich mich am liebsten gleich zu dem Alten auf den Tisch geschwungen hätte, um auch meine Beine baumeln zu lassen und ihm dabei herzhaft auf die Schulter zu klopfen. Später erfuhr ich, daß die Menschen auf Henry Ford nur zweifach reagieren: entweder unterliegen sie sofort seinem Scharm, oder sie fühlen sich von ihm abgestoßen. Seit dieser Begrüßung gehöre ich zu den ersteren, deren Zahl nicht unbedeutend sein soll.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß Mr. Ford genau den entgegengesetzten Eindruck auf mich machte, den ich erwartet hatte. Statt eines kühlen, autokratischen Industriekapitäns europäischen Musters sah ich einen äußerst fein gebauten, lebhaften und fröhlichen alten Herrn, in einem bescheidenen, aber doch eleganten grauen Anzug, mit langem grauen Künstlerhaar und leuchtenden grauen Augen. Der Schreibtisch, auf dem er saß, gehörte nicht ihm, sondern seinem Privatsekretär, einem kultiviert aussehenden, jungen Herrn mit dunklen Haaren, der sich lässig in seinem bequemen Bürosessel wiegte. Die großen Fenster, aus denen man auf einen herrlichen grünen Rasen sah, in dessen Mitte sich ein kleiner See befand, und die braune Holztäfelung verliehen diesem Bild einen besonders heiteren Rahmen. Damals, vor vier Jahren, als Amerika noch auf dem Höhepunkt seiner Prosperität stand, hatte man ja auch allen Anlaß zur Heiterkeit. Wie ich im Laufe meines Detroiter Aufenthaltes erfuhr, entstanden in den Fordschen Riesenwerken täglich mehr als 9000 Wagen. Und trotzdem wirkte dieses fröhliche, beinahe kindlich heitere Wesen des vielleicht mächtigsten und größten Industriellen, den die Welt je gesehen hat, wie eine Überrumpelung. Man konnte auch deutlich sehen, wie sich der nervöse kleine alte Herr an meiner Verwirrung ergötzte. Doch ließ er seinen jungen Gast nicht lange zappeln und begann sogleich ein angeregtes Gespräch. Als ob er mich schon immer gekannt hätte, fing er mit einer leisen und sympathischen Stimme, die außerordentlich modulationsfähig schien, zu plaudern



W. v. Obernitz

an; zeitweise hatte diese Stimme einen etwas mokanten Unterton, der mit lustigem Blinzeln der Augen begleitet wurde, dann bekam sie wieder eine ernste und warme, fast tröstende Klangfarbe, und dies besonders, als er sich nach meinem Großvater in Doorn erkundigte.

Unterdessen waren wir aus der großen Laboratoriumshalle, in der wenigstens 1000 Zeichner und Ingenieure über ihre Zeichentische gebeugt standen oder saßen, vorbei an der sogenannten Cafeteria, dem Selbstbedienungsrestaurant der Angestellten, in das kleine Eßzimmer gelangt, wo Mr. Ford mit den Gewaltigen seiner Riesenorganisation fast täglich zum Mittagessen zusammenkommt. Auch hier wieder Einfachheit, verbunden mit Geschmack. Das Eßzimmer, ein kreisrunder, ziemlich kleiner Raum, war mit hellbraunem Nußbaumholz getäfelt und hatte den Charakter einer Bauernstube. In der Mitte stand ein großer runder Tisch mit polierter Tischplatte, aber ohne Tischtuch. Man setzte sich auf einfache, ziemlich harte, schemelartige Holzstühle. Mr. Ford setzte sich an einen beliebigen Platz und nötigte mich auf einen Stuhl an seiner Seite.

„Sie müssen mir noch viel über Ihr Vaterland erzählen, von dem ich schon so vieles gehört habe und das ich so gern besuchen möchte." Hierbei flocht er verschiedene Wendungen in ausgezeichnetem Deutsch ein. „Sie möchten wohl wissen, woher meine deutschen Kenntnisse stammen", meinte er. „Unsere Nachbarn, die auf der angrenzenden Farm wohnten, waren nämlich deutschen Ursprungs, ich glaube, sie hießen Wagner, und von denen habe ich mein Deutsch gelernt. Ich bin so froh, daß ich diese schöne Sprache wenigstens teilweise beherrsche, denn in meiner Fabrik arbeiten viele tausende deutschstämmiger Menschen, die teils hier seit Generationen angesiedelt, teils frisch eingewandert sind. Ich zähle sie zu meinen besten Kräften. Deutsche Genauigkeit, Beharrlichkeit und Erfindungsgabe sind eben nur schwer zu schlagen. Ich bin daher auch fest überzeugt, daß Deutschland auf Grund dieser Fähigkeiten sehr bald seinen, ihm gebührenden Platz unter den großen Völkern der Erde einnehmen wird. Ein solches Volk kann vom Schicksal noch so hart getroffen werden, es wird sich aber immer wieder emporarbeiten."

Unterdessen hatten verschiedene andere Herren am Tische Platz genommen. Zum Schluß kam noch Mr. Edsel Ford, Henry Fords einziger Sohn und Erbe, der seit Jahren das Amt des Präsidenten der Ford-Motor-Company versieht. Der junge Ford, der dem Vater in vielem ähnlich sah, obgleich er dunkles Haar und sehr warme braune Augen hatte, machte einen vielleicht um eine Nuance weicheren und weltmännischeren Eindruck. Aber wie der Alte besaß er einen unbezwinglichen Scharm, der sofort für ihn einnahm. Das Gespräch war lebhaft. Man unterhielt sich in vier Sprachen, denn die Direktoren der englischen, französischen und spanischen Ford-Organisationen waren anwesend. Auch ein Mr. Ford befreundeter Architekt fand sich ein sowie der Generalsekretär, der, obgleich schon in der dritten Generation, Amerikaner rein deutschen Blutes ist und ein völlig fließendes Deutsch sprach.

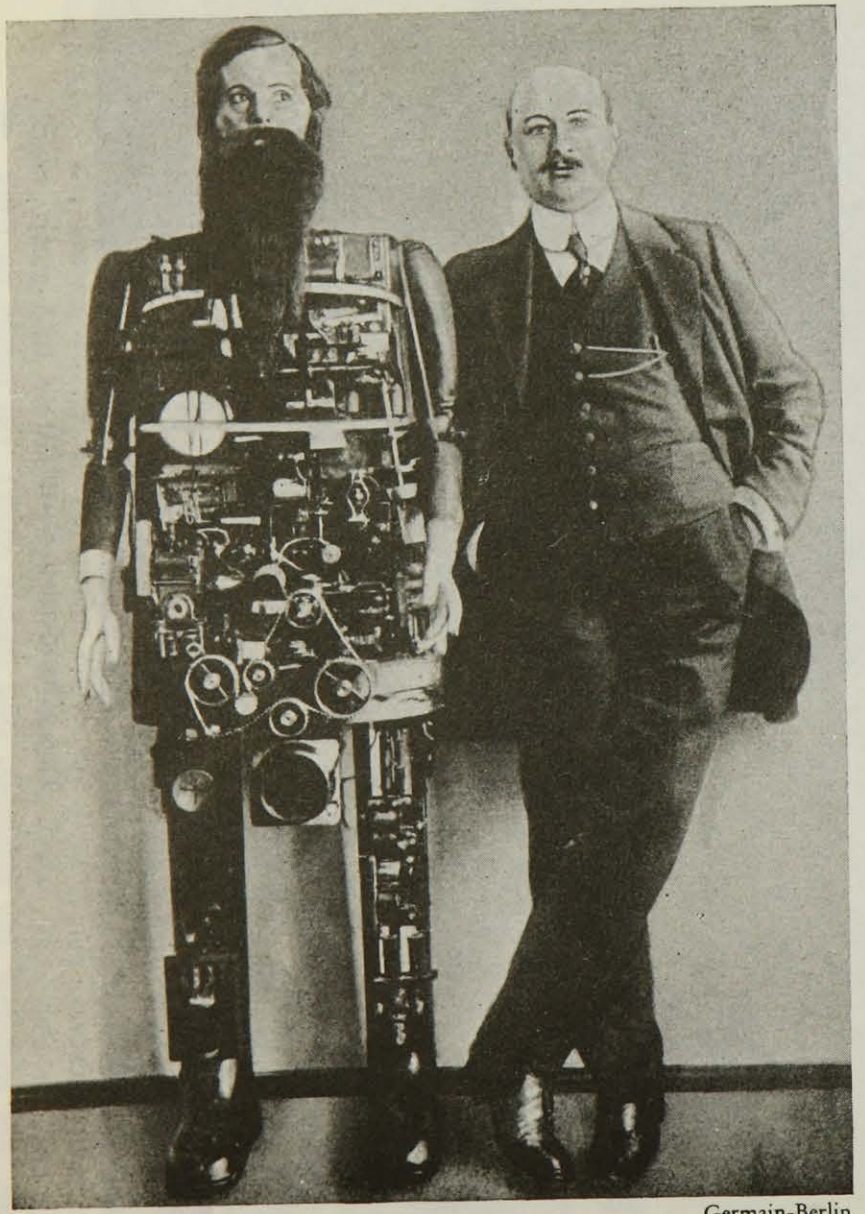
Das einfache, aber schmackhafte Mahl, das von zwei freundlichen alten Negern serviert wurde, dauerte ungefähr eine Stunde. Obgleich die Konversation mit Mr. Ford meine Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nahm — es war nicht immer ganz leicht, dem alten Herrn zu folgen, da er sehr gern und oft das Thema wechselte und eine Unmenge interessanter Fragen stellte — so blieb mir doch genug Zeit dazu, mich an der Tafel umzuschauen. An diesem Tisch saßen Männer, kaum ein Dutzend an der Zahl, die über Hunderttausende von Menschenschicksalen entschieden, von deren Machtspruch die Entstehung und die Verteilung von Werten in Milliardenhöhe abhing und die auf der Klaviatur dieses Riesenapparats spielen durften, der wie eine ungeheure Spinne über unsere ganze Erde bis in die entlegensten Winkel seine Netze gesponnen hat. Den verschiedenen Ford-Gewaltigen, die sich fast alle aus den Reihen der Arbeiterschaft emporgearbeitet hatten, konnte man ihre Befriedigung über ihre großen Machtvollkommenheiten auf den energischen Gesichtern ablesen, und sie konnten beim Sprechen eine gewisse Würde und Wichtigkeit im Ton nicht immer unterdrücken. Nur zwei Teilnehmer an diesem für mich so denkwürdigen Essen in Dearborn gaben sich so, als wenn sie überhaupt nichts zu sagen hätten: Ford Vater und Sohn. Beide legten eine geradezu beschämende Bescheidenheit, ja man möchte fast sagen: Schüchternheit, an den Tag, ein herrlicher Zug, den man so oft bei wirklich großen Menschen findet. Beide zierlich gebaut, schlank und gelenkig, beide leise sprechend und aus sprühenden Augen fröhlich blickend. Daß es eigentlich diese beiden Männer waren, für die die anderen einfach Angestelltendienste versahen, wenn sie auch Gehälter in schwindelnder Höhe bezogen, daß nur vom Willen dieser zwei jede einzelne Entscheidung, auch die kleinste, letztlich abhing, dieser Gedanke konnte beim Außenstehenden nur schwer aufkommen.

Die Tafel wurde aufgehoben. Die übrigen Herren verabschiedeten sich, um sich wieder in ihre verschiedenen Büros zurückzuziehen. Mr. Ford nahm mich freundschaftlich unter seinen Arm und sagte dabei: „Jetzt werde ich Ihnen mein Orchester zeigen." Etwas verdutzt über diese plötzliche Eröffnung fragte ich Herrn Ford, ob er sich denn auch für Jazzmusik interessiere, denn etwas anderes konnte man doch bei einem amerikanischen Automobilindustriellen kaum erwarten. Hierauf entgegnete Mr. Ford lächelnd: „Sie meinen wohl, daß wir Amerikaner nur den Jazz gelten lassen. Das trifft zwar auf viele von uns zu, aber ich persönlich kann mich nun gar nicht für diese Musik begeistern. Aber kommen Sie nur mit, Sie werden ja mein Orchester gleich zu sehen bekommen."

Wir kamen wieder in die riesige Halle mit den vielen Zeichentischen und gingen dieses Mal bis an das gegenüberliegende Ende. Von Zeit zu Zeit blieb Mr. Ford an einem der Tische stehen und plauderte ein Weilchen mit einem

Bill Brandt

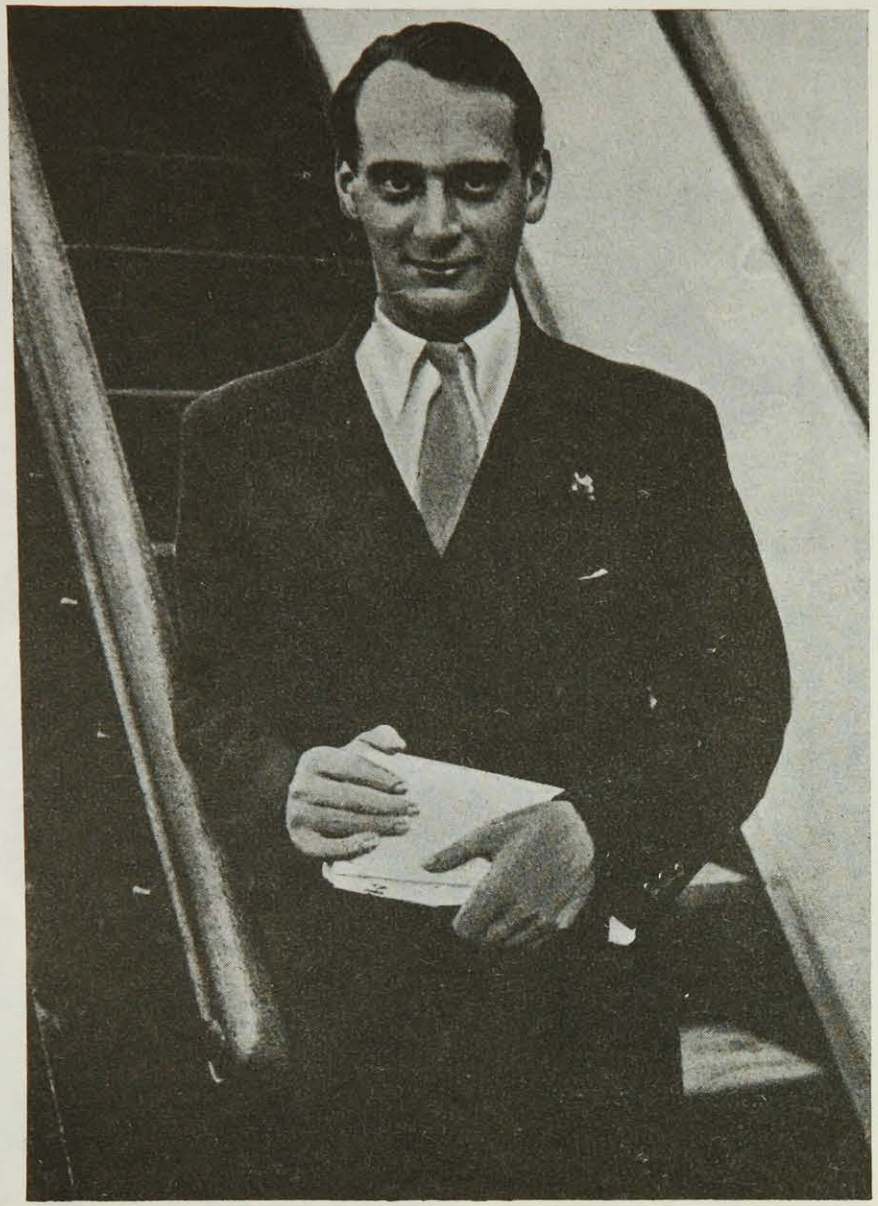
Das Abendessen (Madrid)



Germain-Berlin

„Barbarossa", ein Maschinenmensch der Vorkriegszeit

Schottische Heldendarsteller fahren zur Vorstellung



Prinz Louis Ferdinand von Preußen

Warnung auf ungarischer Landstraße

Atlantic

Henry Ford mit seinem ersten Wagen von 1893

Keystone

Ford auf einer Verkehrsmittel-Ausstellung

Zeichner oder Ingenieur. Er tat dies in so kameradschaftlichem, ja kollegialem Ton, daß die Angeredeten völlig unbefangen antworteten und seine kleinen Bonmots mit zufriedenem Grinsen aufnahmen. Aus der Ecke der Halle, der wir uns näherten, erklangen lustige Altwiener Walzerweisen, ich glaube es war sogar die „Schöne blaue Donau", das Lieblingslied des alten Herrn, wie er mir später anvertraute. Wir gelangten an eine Wand, die einen recht erheblichen Raum von der übrigen Halle abtrennte, und als wir durch eine kleine Tür eintraten, sagte Mr. Ford: „Sehen Sie, junger Freund, das ist mein Tanzsaal, und dort sitzt meine Kapelle."

Ich mußte tatsächlich nach Luft schnappen. Man fährt ein paar tausend Kilometer über den Ozean, noch weitere 1500 Kilometer in den amerikanischen Kontinent hinein zum Automobilkönig Ford, in dem Wahn, daß man die Essenz der Automobil-Idee an ihrem würdigsten und mächtigsten Vertreter erschauen und bewundern wird — und dann zeigt einem der alte Ford zuallererst eine „Schrammelkapelle", die ebenso gut irgendwo in Grinzing hätte sitzen können? Ich wußte immer noch nicht, ob das nur ein Traum war, und Heurigen hatte es doch beim Mittagessen gar nicht gegeben; der Tee, den man als Geschenk der hochwohllöblichen Prohibition bereits zur Suppe hatte herunterwürgen müssen, konnte doch unmöglich die Ursache dieser Vision sein.

Der Sicherheit halber ging ich zum Podium, wo sich Mr. Ford bereits unter die Musiker gesetzt hatte und gemütlich mit ihnen plauderte. Beim Podium angelangt, stellte mich Mr. Ford jedem einzelnen seiner Musiker vor. Da war zunächst ein kleiner brauner Zigeuner, der auf seinem Cembalo herumklöppelte und mehr herumhüpfte als saß. Dann kamen zwei noch braunere Hawaianer an die Reihe, die mit Gitarren ausgerüstet waren, schließlich wurde ich mit drei weißen Musikern, dem ersten und zweiten Geiger und dem Bassisten bekannt gemacht. Dann sprang der alte Herr mit einem großen Satz vom Podium herunter und rief lustig tänzelnd: „Let's go boys!" (Nun man los, Kinder). Die Kapelle spielte wieder einen lustigen Walzer, und Mr. Ford drehte sich ganz allein mit Windeseile in graziösen Kreisen, als ob er sich sein ganzes Leben lang nur mit Tanzen abgegeben hätte. Nach einiger Zeit rief er der Musik zu, sie möchte aufhören und fragte mich plötzlich: „Do you know oldfashioned dances?" (Kennen Sie altertümliche Tänze?)

Ich mußte verneinen, worauf er antwortete: „Das macht nichts, denn das können Sie leicht lernen. Dort kommt mein Tanzmeister mit seiner Frau, da können Sie gleich einmal ein paar Schritte ausprobieren." Mir wurde noch seltsamer zumute. Doch ich wollte mich über nichts mehr wundern und war auf alles gefaßt. Mr. Ford stellte mich dem Tanzlehrerpaar vor, zwei würdig aussehenden Leuten in etwas vorgeschrittenem Alter. Dann begann meine erste Tanzstunde in Amerika, unter der Aufsicht des alten Ford. Die oldfashioned dances bestanden in der Hauptsache aus Quadrillen und Lanciers, die in Karrees zu je vier Paaren getanzt werden. Dann kamen noch verschiedene andere, mir völlig unbekannte, aber recht komplizierte Tänze an die Reihe, die paarweise getanzt werden, wie z. B. die „Varchovienne" und der „Fivestep", bei denen es darauf ankommt, dauernd eine möglichst graziöse Haltung einzunehmen und der Musik mit jedem Schritt genau zu folgen.

Nachdem man mich eine halbe Stunde lang bearbeitet hatte, wobei Mr. Ford viele Schritte persönlich erklärte und auch neue Pas suggerierte, füllte sich der Saal plötzlich mit einer mindestens hundertköpfigen Schar von Kindern im Alter von fünf bis zehn Jahren. Herr Ford, der zusehends aufgeräumter wurde, sagte

mir: „Das ist unser Anfängerkursus, kommen Sie, wir wollen uns auf das Podium setzen und den kleinen Herrschaften zusehen, um einmal festzustellen, wieviel sie gelernt haben."

Wir setzten uns auf den Fußboden des Podiums. Unterdessen hatten sich die Karrees gebildet, und die Musik begann mit dem ersten Lancier, den die kleinen Damen und Herren fehlerlos austanzten. Der Tanzmeister sagte vom Podium aus mit erhobener Stimme die Touren an, und die Kinder führten den Tanz mit großer Aufmerksamkeit und Grazie aus. Die Verbeugungen der Herren und die Plongeons der Damen, regelrechte Hofknixe, konnten gar nicht tief genug sein. Herr Ford kannte fast jedes Kind beim Namen. Es waren meistens Kinder seiner Arbeiter und Angestellten. Er beobachtete die Paare mit fachmännischem Blick und machte seine Bemerkungen zu den Leistungen der einzelnen. Schließlich konnte ich mich aber doch nicht mehr halten und platzte mit den Worten Herrn Ford ins Gesicht: „Aber Mr. Ford, ich dachte, Sie beschäftigten sich mit dem Bau von Automobilen, was hat denn dieses alles damit zu tun?"

„Ja, mein Lieber", entgegnete er mit verschmitztem Zwinkern seiner stahlgrauen Augen, „diese Erziehungsarbeit an der jungen Generation liegt mir mindestens ebensosehr am Herzen wie meine Automobile. Ich weiß sehr wohl, daß man uns Amerikanern vorwirft, wir hätten schlechte Manieren, oder gar keine. Auf diese Weise, wie Sie es hier vor sich haben, kann man den Menschen spielend gute Umgangsformen beibringen und gleichzeitig ihren Sinn für das Schöne wecken. Dieser Unterricht wird Tausenden von Kindern erteilt, natürlich kostenlos. Die Bewerberliste ist so groß, daß wir nur einen Teil unterrichten können. Wir haben sogar Kurse für taube und blinde Kinder. Ein paarmal im Jahr haben wir Tanzkonkurrenzen, und wir haben bisher ausgezeichnete Erfolge erzielt . . . Für mich persönlich stellen die alten Tänze eine Lieblingsbeschäftigung dar. Übrigens haben wir am kommenden Freitag einen Tanzabend, es wäre doch sehr nett, wenn Sie auch kämen. Sie lassen sich von meinem Tanzmeister etwas eintrainieren, und dann stelle ich Sie meiner Frau als neuen Tanzpartner vor, das wird ihr bestimmt Freude machen."

Damit erhob sich der alte Herr von seinem harten Sitz auf dem Fußboden, schüttelte mir herzlich die Hand und überließ mich meinen etwas durcheinandergeratenen Gedanken inmitten der tanzenden Kinderschar. Halb betäubt von der Eigenartigkeit und Stärke der Persönlichkeit, die noch vor wenigen Sekunden neben mir auf dem Fußboden gesessen hatte, versuchte ich ein Fazit unter diese erste Begegnung mit Henry Ford zu ziehen. Abgesehen von der schmeichelnden Befriedigung, daß Ford mir so viel seiner wertvollen Zeit geschenkt hatte, war ich im höchsten Maße angenehm enttäuscht. Wenn man jemandem das Prädikat „menschlich" zusprechen will, so verdiente es dieser Mann in der Potenz. Von der Kälte und Berechnung eines rücksichtslosen Industriekapitäns und Arbeiterausnützers, wie ihn oft unsere Presse darstellt, war aber auch nicht das Geringste zu spüren. Während des mehrstündigen Zusammenseins hatte Ford zwar über seine Arbeiter gesprochen, sein Werk aber nicht mit einem einzigen Wort erwähnt. Er sprach von allem anderen, aber nur nicht von den Dingen, durch die er in die Reihe der welthistorischen Persönlichkeiten getreten war. Diese Bescheidenheit war keine Pose, sondern mußte als vollkommen aufrichtig empfunden werden. Wenn ich den Eindruck, den ich von Henry Ford an jenem Tage erhielt, in wenige Worte fassen wollte, so müßte ich sagen, daß ich im alten Ford einen Mann kennenlernte, der vor allem Mensch sein will und über das, was er darstellt und geschaffen hat, als Selbstverständlichkeit zur Tagesordnung übergeht. Dieses einfache

Ottomar Starke

Menschentum konnte ich auch bei Mr. Ford an dem Tanzabend, zu dem er mich eingeladen hatte, mit besonderer Deutlichkeit von neuem feststellen.

Anstatt in seinem eigenen Hause die überall in der Welt gleich üblichen und gleich öden Gesellschaften zu geben, lädt er seine Freunde, Beamten und Angestellten, wie auch die Detroiter Gesellschaft, wöchentlich oder alle zwei Wochen zu „einer altertümlichen Tanzstunde" (lesson of oldfashioned dances) ein. Man fand sich um 8½ Uhr in demselben Saal ein, wo auch die Kinder ihre Tanzstunden haben. Die Gesellschaft war sehr zahlreich und außerordentlich zusammengewürfelt, von einer Zusammensetzung, wie man sie im alten Europa für völlig unmöglich halten würde. Mr. und Mrs. Ford standen in der Nähe des Eingangs und begrüßten die Gäste auf das wärmste. Als sich alles versammelt hatte, eröffnete das Ehepaar Ford den Abend, indem es zuerst, den Klängen der Blauen Donau folgend, durch den Saal tanzte. Allmählich fanden sich mehr und mehr Paare zusammen, und schließlich walzte und wiegte sich die ganze Gesellschaft in lustigem Dreivierteltakt. Dann kam die erste Quadrille, wobei der alte Herr wieder zuerst mit seiner Frau tanzte. Hierauf kamen in bunter Folge all die anderen originellen Tänze, die mir der Tanzmeister mit rührender Geduld in dreitägiger Arbeit beizubringen versucht hatte. An diesem Abend verstärkte sich der Eindruck, den ich wenige Tage zuvor von Herrn Ford erhalten hatte. Er war von allen der lustigste, liebenswürdigste und natürlichste. Er suchte sich immer die reizendsten Partnerinnen aus, meistens Telefonfräulein, Stenotypistinnen oder Krankenschwestern seines Hospitals, und forderte junge Leute auf, mit seiner Frau zu tanzen, die sich als Liftboys, Bürojungens oder Chauffeure entpuppten. An jenem Abend ging mir der wahre Sinn des Wortes „democratic" auf, welches die Amerikaner so gern gebrauchen. Die Zeit verging wie im Fluge, man amüsierte sich köstlich und war bei bester Stimmung. Der Abend wurde durch eine Polonaise, an der alles teilnahm, unter der Führung von Mr. und Mrs. Ford beschlossen.

Bevor ich mich verabschiedete, fragte ich Mr. Ford, wann ich denn seine Fabrik sehen dürfe, denn am nächsten Tage wollte ich Detroit verlassen und hatte überhaupt noch nichts davon gesehen. Mr. Ford lachte wieder mit verschmitztem Augenzwinkern und sagte: „Wenn Sie diese Fabrik unbedingt sehen wollen, so haben Sie ja morgen früh immer noch Zeit dafür, aber so furchtbar wichtig ist das ja schließlich nicht." Damit nahm ich von Henry Ford Abschied, und ich sah ihn erst nach fast zwei Jahren wieder. Die Fabrik wurde mir übrigens noch in einem einstündigen Rundgang gezeigt. Damals ahnte ich noch nicht, daß ich den „nicht so furchtbar wichtigen" Besuch der Fabrik einige Jahre später durch einen achtzehn Monate langen, täglich acht Stunden dauernden Besuch ergänzen würde.

Idealismus, Güte, Intelligenz

Von

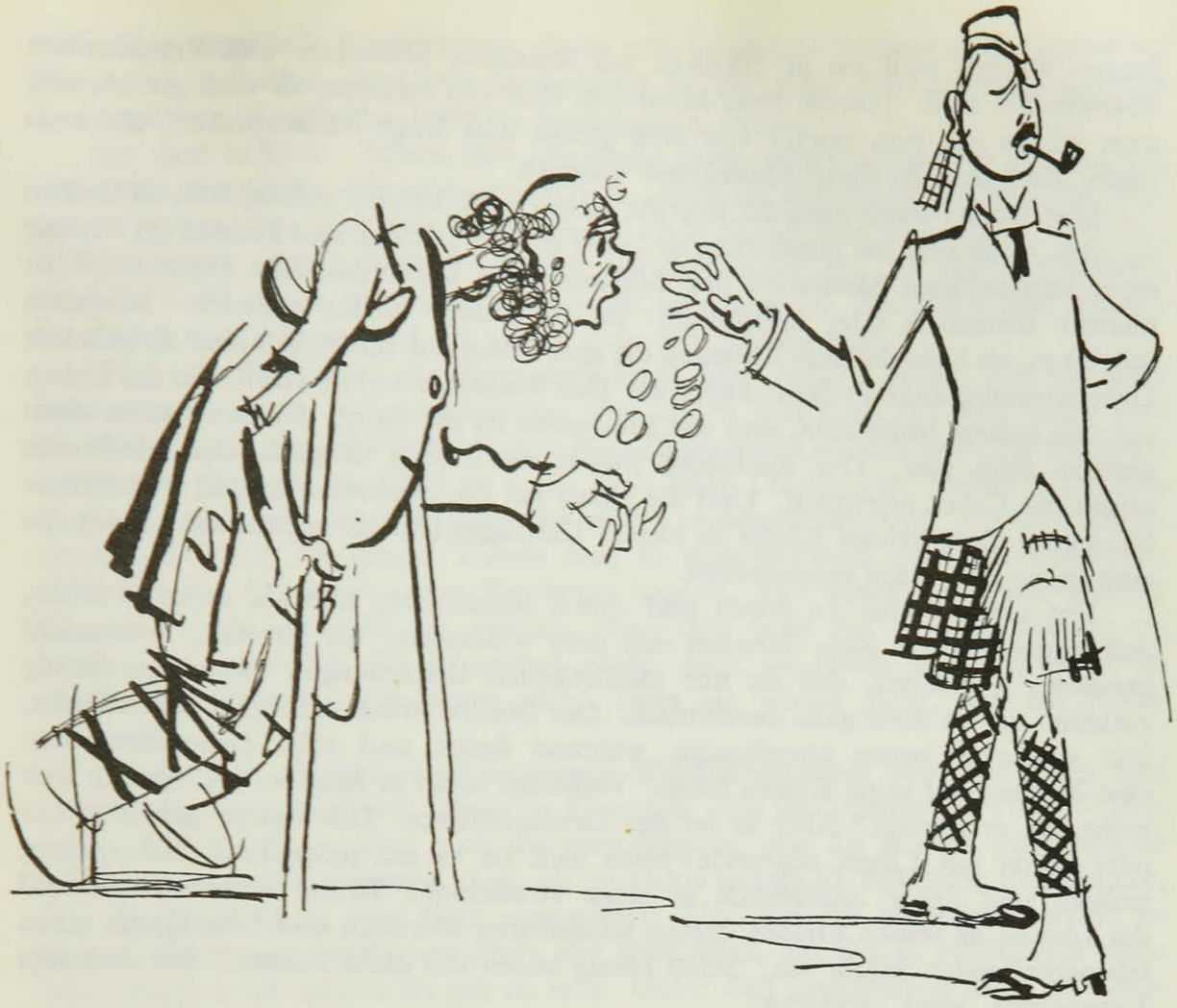
Egon Friedell

Idealismus ist Wille, und zwar Wille in der gebieterischsten Form. Allerdings haben viele die merkwürdige Ansicht, der Idealist sei ein Träumer. Der „Gedankenheld" weiß nichts vom Leben und ist in allen Fragen des Tages ein hilfloses Kind, eine Beute der „praktischen" Naturen. Diese Idee gehört in die Gruppe jener vollendeten Unwahrheiten, die so lange in gedankenlosen Köpfen kursiert haben, bis man sie für wahr genommen hat. Sie dürfte durch zweierlei entstanden sein: erstens durch die verlogenen Lebensbeschreibungen, verlogenen Wandbilder, verlogenen Gedichte, die das Leben des Philisters umgeben, und zweitens durch die Eitelkeit eben desselben Philisters, der doch wenigstens etwas vor den „Geistern der Nation" voraushaben möchte und daher eine saubere und genaue Teilung vorgenommen hat: im Reich des Geistes bist du der Herr; im Praktischen, im wirklichen Leben bin ich dir über. Nicht ohne einen verächtlichen kleinen Seitenblick, der ungefähr soviel besagen will wie: deine Dichterei ist ja ganz hübsch, aber was nützt sie dir? Auf diese Art hat man sich daran gewöhnt, im Dichter eine Art Idioten besserer Kategorie zu sehen, der eigentlich eine sehr jämmerliche und lächerliche Figur wäre, wenn er nicht zufällig ein paar Bücher geschrieben hätte, die der Hundertste liest und der Tausendste versteht.

Zu alledem kann man nur sagen: wenn ein Idealist ein Geschöpf ist, das blind und stumpf durchs Leben geht, dann müßten nicht die Dichter, sondern die dümmsten und ordinärsten Menschen die größten Idealisten sein; und wenn Idealismus den Mangel an Umsicht und praktischer Weltklugheit in sich schließt, dann waren weder Goethe noch Schiller und überhaupt die wenigsten bedeutenden Menschen Idealisten.

Wenn jemand in seinen häuslichen und ökonomischen Verhältnissen ungeordnet ist, so ist das unter allen Umständen ein persönlicher Defekt, vielleicht ein verzeihlicher, aber keinesfalls etwa deshalb verzeihlich, weil dieser Jemand ein Dichter ist. Wenn es auch allerdings selten vorgekommen ist, daß Dichter und Denker sich große Vermögen erwarben oder sehr hohe Staatsstellungen bekleideten, so muß man doch hierbei sehr wohl zwischen Nichtwollen und Nichtkönnen unterscheiden, und man darf daraus noch lange nicht folgern, daß es sich hier um Fähigkeiten handelt, die einander ausschließen. Es ist überhaupt mit allen diesen Fächerungen etwas sehr Mißliches: sie nehmen sich auf dem Papier sehr gut aus und dienen dem allgemeinen menschlichen Generalisationstrieb, der sehr oft nichts weiter ist, als Denkfaulheit; aber die Wirklichkeit geht meistens andre Wege.

Thales inszenierte einmal mit Erfolg eine Art Öltrust: er tat dies nicht aus Gewinnsucht, sondern um zu beweisen, daß der Philosoph sehr gut die kaufmännischen Dinge beherrschen könne, während das Umgekehrte nicht der Fall sei. Als eine Bank, bei der Schopenhauer hohe Depots hatte, fallierte, war Schopenhauer der einzige, der durch ein höchst geschicktes Mannöver seine ganze Einlage rettete. Kant, der von Bettlern abstammte und sein Leben lang von seinen Büchern und Kollegien ein Bettelhonorar bezog, brachte es dennoch durch kluge Transaktionen zuwege, daß er bei seinem Tode ein ansehnliches Vermögen hinterlassen konnte. Bacon, Hume, Locke, Leibniz hatten verantwortungsvolle Staatsposten inne. Thoreau hatte eine Bleistiftfabrik. Shakespeare war Bodenspekulant. Tizian war Holzhändler.



Ottomar Starke *Das Ende der Schottenwitze*

Es wäre auch ganz absurd, wenn es anders wäre. Warum sollte ein bestimmtes Maß an organisatorischer Kraft und psychologischem Scharfblick, das gewöhnlich für Dramatik oder Vernunftkritik verwendet wird, plötzlich versagen, wenn es auf Handel oder Politik angewendet werden soll? Der Feldherr, der Dramatiker, der Erfinder und der Kaufmann haben im Grunde dasselbe Thema. Es hat keinen Sinn, zwischen der Tätigkeit eines Napoleon und eines Shakespeare einen essentiellen Unterschied zu machen.

Aber lassen wir die Heroen und wenden wir uns zu den kleinen Wirkungskreisen. Es ist klar, daß auch hier Idealismus etwas Aktives ist. Ein Schwätzer oder Träumer ist niemals ein Idealist, sondern ein Schwächling und Schwachkopf. Es ist ein gleich niedriges Schauspiel, wenn geistlose und ordinäre Menschen mit ihrem „Realismus" großtun, und wenn unfähige und schlappe Naturen sich als „Idealisten" aufspielen. Und es ist nur gerecht, wenn ein solcher Realist der Verachtung und ein solcher Idealist der Lächerlichkeit verfällt.

Der echte Idealismus ist nichts Weltfremdes und Abstraktes; er blickt nicht verächtlich und selbstgefällig aus unnahbaren Gedankenhöhen auf die gemeine Welt der Wirklichkeiten, sondern er hat einen unwiderstehlichen Zug zum Wirken und Handeln. Der echte Idealist hat einen wahren Paroxysmus, seine Ideen durchzusetzen. Nur der falsche Idealismus des Verkümmerten rächt sich an der Realität, mit der er nicht fertig wurde, durch dunkle und geringschätzige Reden. Einen einzigen Fall allerdings müssen wir gerechterweise ausnehmen. Es gibt in der Tat einige wenige Menschen, die wirklich mit dem realen Leben nichts anzu-

fangen wissen, weil sie in Hinsicht auf Reinheit, Schönheit und Vornehmheit übersensibel sind. Jedoch diese Menschen sind viel seltener, als man glaubt, und man würde gut tun, immer erst sehr genau und lange nachzuprüfen, ehe man einen Menschen in diese Ehrenklasse einreiht.

Überhaupt: wenn man die Begriffe Realist und Idealist richtig faßt, so decken sie sich; wenn man sie falsch faßt, so fallen sie auseinander und können im Munde eines vernünftigen Menschen nur Schimpfworte bedeuten. Die Menschheit ist niemals realistisch oder idealistisch: sie ist immer beides zugleich. Bisweilen scheint es, als habe die eine Richtung die andre dauernd verdrängt; aber als geheime Unterströmung besteht diese doch fort. Der Realismus ist die Kraft, die das Leben auf eine höhere Stufe hebt, und der Idealismus ist die Kraft, die dem Leben einen tieferen Sinn gibt. Der Realismus macht das Leben möglich, der Idealismus macht das Leben erträglich. Und die Natur hat die merkwürdige und wunderbare Fähigkeit, diese beiden Kräfte in stetem Gleichgewicht zu halten und immer die eine gegen die andre auszuspielen.

Die ganze Natur ist durch und durch idealistisch, und sie gestattet nicht, daß irgend jemand ohne Schaden sich dem widersetzt. Sie hat das — vielleicht grausame — Gesetz, daß sie nur idealistischen Bestrebungen dauernden Erfolg verleiht. Sie ist darin ganz unerbittlich. Der Idealist bringt scheinbar lauter Opfer, und scheinbar lauter überflüssige, während flache und rohe Lebensmenschen eine Zeitlang auf seine Kosten leben. Vielleicht leidet er auch in der Summe weit mehr, als er genießt. Aber er ist der Lebensfähigste. Die andern gehen früher oder später am Leben zugrunde: eben weil sie es um jeden Preis beherrschen wollten und daher unmerklich in seine strudelnden Kreise gerieten, während der Idealist an seinen Idealen, diesen scheinbaren Blendern und Schädigern, einen lebenerhaltenden Motor hat. Seine Ideale lassen ihn nicht sterben. Sie sind sein Lebensgeist, seine „Pneuma".

Fast alle Idealisten sind langlebig. Jeder Mensch lebt so lange, als er etwas zu tun hat. Wir können uns nicht denken, daß Bismarck vor dem Jahre 1871 hätte sterben können. Aber das gilt nicht bloß von den Großen, es gilt auch von den Kleinen. Was für Bismarck die Idee der deutschen Einheit ist, das kann für einen andern ein Blumengarten, ein geliebter Mensch oder eine Taubstummenschule sein. Ideale sind bessere Lebenselixiere als alle Tinkturen, Kurorte und Professorenkonzilien der Welt.

Idealismus ist das Geheimnis der Macht über die Dinge, denn nur durch Idealismus sind wir imstande, in das Innere der Dinge einzudringen. Der nüchterne Eigennutz hat keinerlei Zugänge zu den Mysterien der umgebenden Welt. Idealismus ist eine präformierte Charakteranlage, eine bestimmte Geistesform, die sich weder künstlich erzeugen noch anlernen läßt. Idealist ist man, oder man ist es nicht: der Idealist wird geboren. Daher können die Bösen und die Guten niemals zusammenkommen, denn sie sind in der Wurzel geschieden.

*

Wer aber sind die Bösen? Sie sind schwer zu charakterisieren, denn sie haben eigentlich nur negative Eigenschaften. Sie sind die Ungenialen, die Menschen ohne Dichterkeim, die Nichtidealisten, die Unpoetischen. Sie sind unsicher. Sie haben stets ein heimliches, tastendes Wesen, als ob sie etwas zu verbergen und zu vertuschen hätten. Sie sind von der Natur abgefallen, und da sie dies dunkel fühlen, so haben sie fortwährend ein schlechtes Gewissen. Sie sind immer in Fechterstellung. Das kleinste Geräusch erschreckt sie. Sie suchen zwar zu-

meist ihre ängstliche Unsicherheit durch ein besonders dreistes und aggressives Wesen zu verhüllen, aber ihre Dreistigkeit ist die eines Schauspielers, der aus Lampenfieber übertrieben lebhafte Bewegungen macht.

Sie sind häßlich. Schon ihre Gesichter haben einen sonderbar gespannten, verzerrten Ausdruck. Sie sind unglücklich. Weil sie sich keiner Stunde voll hingeben können, darum gehört auch keine Stunde ihnen. Sie sind krank. Sie sind Mißbildungen, pathologische Probleme. Sie sind lächerlich. Sie sind verzeichnet, krumm, Karikaturen der Natur. Sie sind unbedeutend. Sie sagen und denken nie etwas von Belang, weil sie selbst nicht von Belang sind.

Weil sie nicht unter der Herrschaft einer Idee stehen, darum sind sie ohne Balance und innere Selbstregulierung. Sie haben sich ganz auf sich selbst und die ohnmächtigen Kräfte ihres kleinen Einzelorganismus gestellt, statt die gesamten Kräfte des Weltalls zu Hilfe zu rufen, was jeder Idealist tut. Daher kann man sagen: sie sind vor allem dumm. Sie sind Lebensanalphabeten. Sie sind Dilettanten. Sie sind ihr ganzes Dasein lang in irgendwelchen plumpen Versuchen befangen, die sie Macht oder Reichtum nennen, und daher Zeit ihres Lebens grenzenlos borniert, und sie sterben, ohne den Sinn des Lebens erkannt zu haben. Sie verstehen die Menschen nicht, denn sie haben keine Brücken zu ihnen. Sie verstehen die Natur nicht, denn sie wissen nicht, daß die Natur idealistisch ist.

In der Tat besteht ein bestimmtes Wechselverhältnis zwischen Güte und Intelligenz. Dies zeigt sich schon im Tierreich. Die intelligentesten Tiere — Elefanten und Hunde — sind auch die gutmütigsten, und die Bosheit des Affen ist mehr sprichwörtlich als wahr, denn sie ist nichts andres als Spieltrieb und Humor, eine Eigenschaft, die stets Güte voraussetzt. Und was die Menschen betrifft, so gibt es sicher eine bestimmte Stufe der Intelligenz, auf der es schlechthin nicht mehr möglich ist, anders als gut zu sein. Dabei darf man freilich nicht an Sentimentalität denken. Sentimentalität und Güte sind Gegensätze. Das hat niemand deutlicher bewiesen als Nietzsche.

Ebenso wie Intelligenz und Güte sind auch Dummheit und Bösartigkeit bis zu einem gewissen Grade korrespondierende Erscheinungen. Die sprichwörtliche Doppeleigenschaft „dumm und gutmütig" ist in der Wirklichkeit selten. Ausgesprochen dumme Menschen sind niemals wirklich gutmütig. Wie wäre das auch möglich? Sie sehen viel zu wenig Beziehungen, als daß sie liebevoll und gütig sein könnten. Sie sind zu blind und beschränkt, um das Recht im Unrecht zu erkennen und daher andern Menschen Geltung einzuräumen. Auch sind sie viel zu sehr damit beschäftigt, ihre eigene Dummheit möglichst ungefährdet durchs Leben zu lotsen, als daß sie die Zeit fänden, sich um andre zu bekümmern.

*

In der Gruppe der „Guten" nehmen die Dichter eine Art Sonderstellung ein. Und zwar tun sie das durch zweierlei. Zunächst: sie haben die Gabe des Realisierens. In den übrigen Menschen ihres Schlages schlafen die Dichtungen einen tiefen, ewigen Schlaf, den kein noch so lauter Weckruf von draußen erwecken kann. Auch die andern sind Dichter, aber stumme, hilflose Dichter, Dichter ohne Organe. Diese wenigen Ausnahmenaturen aber haben die erstaunliche, ja paradoxe Fähigkeit, Dichtungen in Taten umzusetzen, Phantasien zu Körpern zu verdichten. Sie sind die großen Verwirklicher und Umsetzer. Sie sind vielleicht die einzigen positiven Größen in einer Welt, in der alles vorgestellt und relativ ist. Sie sind ein Art Zauberer. Auch sind die Vorstellungen bei ihnen keines-

wegs so vage wie bei den andern. Sie erleben, was die andern träumen. Worin sonst sollte wohl der Unterschied liegen? Die Welt war zu allen Zeiten voll von Heilanden, und doch gibt es nur einen Heiland, weil es nur einen gab, der diese Dinge nicht träumte, sondern erlebte.

Ihr Hauptmerkmal aber ist dies: ihr Idealismus hat ein größeres Objekt. Sie sind gewissermaßen abstrakter als die andern Idealisten. Wir Alltagsmenschen haben ein Privatherz für die Base, den Bruder, die Braut, den Kanarienvogel. Aber das wahre Genie mag nichts von diesen Privatdingen wissen. Es kennt nur einen Gegenstand zärtlicher Neigung: die Evolution der Menschheit.

Daher kommt es, daß kurzsichtige Menschen immer wieder behaupten können, zwischen den Biographen der großen Genies und dem, was diese Genies gelehrt haben, bestehe kein Einklang. Sie sagen: diese sogenannten großen Männer waren im Grunde die größten Egoisten; sie haben ein paar schöne Kunstwerke geschaffen oder ein paar große Schlachten geschlagen, aber gute Menschen waren sie nicht.

Aber dem Genie ist die Menschheit wichtiger als die Menschen. Kein Einzelwesen vermag seine Liebe auszufüllen. Was kann ihm eine Gattin oder ein Sohn bedeuten? Aber gerade dadurch zeigt es, daß sein Idealismus dem aller andern Menschen ungeheuer überlegen ist. Welchen andern Sinn könnte das Wort Jesu haben: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein." Das ist nicht Askese und Weltflucht: das ist ein Wort der höchsten, der tätigsten Nächstenliebe, die nicht beim Nachbarhaus haltmacht, sondern den Planeten umspannt.

Und damit kommen wir zur Wurzel aller Genialität. Die geheimnisvolle Kraft, die dem Genie und nur dem Genie eigen ist, erklärt sich aus einer einfachen Tatsache. Es hat nämlich das größte Herz. Es hat mehr Herz als alle andern Menschen zusammengenommen. Darum haben seine Worte die Wirkung eines Orakels. Darum weiß es auch an jedem Ding eine neue Eigenschaft zu erblicken. Denn die Dinge pflegen sich vor einem allzustrengen Blick zurückzuziehen und zu verschließen, gleich den Schulkindern, aus denen auch mit Kälte und Schärfe selten etwas herauszubekommen ist. Das Genie folgt in seiner Methode der Natur, die ihre harten Mittel nur verwendet, wenn sie vernichten will, und alle Entwicklung durch Güte fördert: durch erfrischenden Regen, saftiges Erdreich und Sonnenlicht. Der Wärme des Dichters öffnen sich alle Dinge.

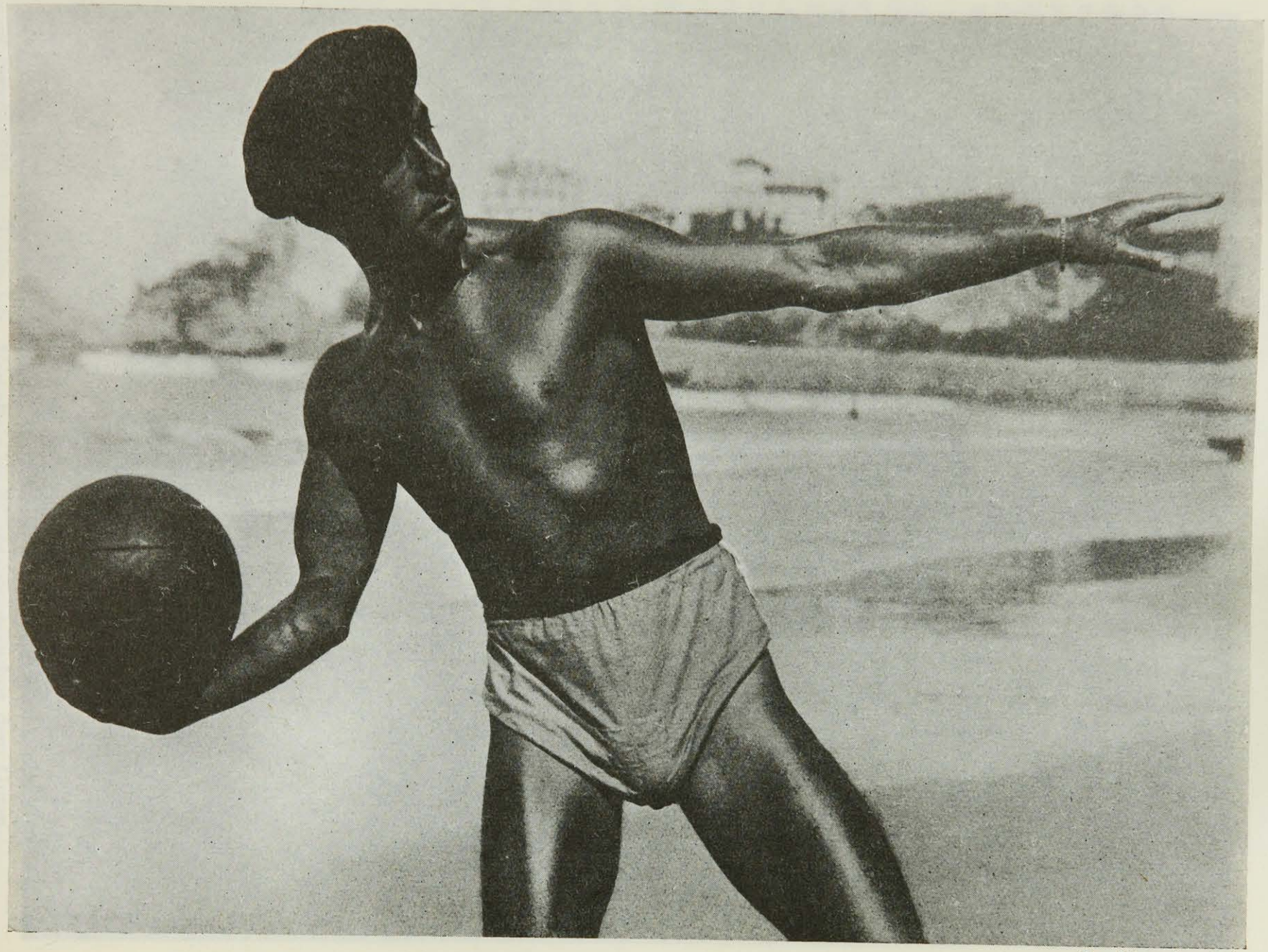
Ein Dichter ist ein Mensch, der überall Vortrefflichkeiten sieht. Er hat die Gabe, im Schlechten das Gute zu finden. Entweder entdeckt er es unter einem Überzug von Lüge, Unfähigkeit und Beschränktheit, oder er trägt es ganz einfach in die Menschen und Dinge hinein. Andre machen Abstriche und Reduktionen. Aber der Dichter setzt hinzu und vermehrt, und wenn die Dinge durch seinen Kopf und sein Herz hindurchgegangen sind, so kommen sie reicher wieder ans Tageslicht, als sie jemals vorher gewesen sind. Daher sind die Dichter die großen Entdecker und Umwerter. Ihr Blick verwandelt.

Unsre Gehirntätigkeit macht uns nicht zu Individuen; im Gegenteil: sie ist es, die uns zu Gattungswesen macht. Unser Gehirn ist eine uralte Sache; wir können uns gar nicht vorstellen, daß es jemals jung war. Dagegen unser Herz ist eine Sache, die sich immer erneuert und niemals wiederholt. Nur die Taten und Augenblicke der Liebe machen uns zu Individuen: in allem andern sind wir Gattung. Die Taten und Augenblicke der Liebe sind bei allen Menschen gleich und bei allen Menschen verschieden. Ihre Geschichte ist unsre Geschichte. Das Herz ist die Quelle der Originalität.

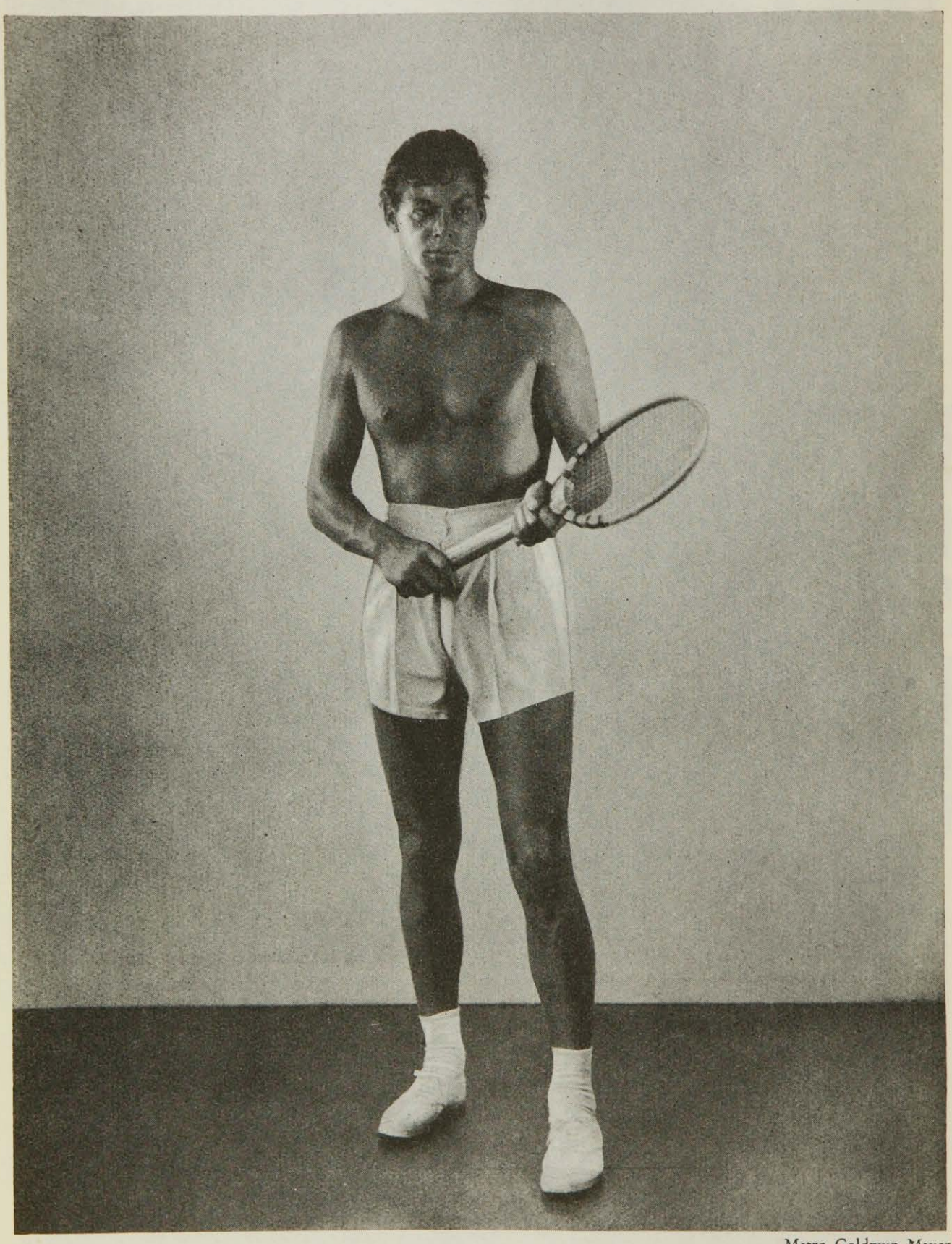
Moral

Berlin, Nationalgalerie

Carl Hagemeister †, Die Welle (Oelbild)



Gert Moegenburg-Köln



Metro Goldwyn Mayer

Jonny Weißmüller

Der Held

Von

Max Scheler

„Held" ist jener ideale menschliche, halb göttliche (Heros der Griechen) oder göttliche Persontypus (Macht-Willensgott z. B. der Mohammedaner, Calvinisten), der mit dem Zentrum seines Seins bezogen ist auf das Edle und die Realisierung des Edlen, also auf „reine", nicht technische Lebenswerte, und dessen Grundtugend natürlicher Adel des Leibes und der Seele und entsprechender Edelsinn ist. Schon nicht mehr dürfen Menschen „Helden" heißen, die — wie bedeutend immer — nur auf die Wohlfahrt ihrer selbst und der Gruppen bezogen sind, denen sie angehören. Wir wollen sie „Wohlbringer" nennen, z. B. Ärzte größten Stils, Wirtschaftsführer und Techniker gegenüber Staatsmann, Heerführer, Kolonisator.

Auch der Held muß wie der Genius eine übernormal seltene Exuberanz einer spezifisch geistigen Funktion besitzen. Aber diese ist nicht die Kraft des Sichöffnens der Seele wie im religiösen Menschen, nicht wie im Genius Überfluß des geistigen Denkens und Schauens gegenüber aller bloßen Verwertung für Lebensbedürfnisse, sondern Überfluß des „geistigen Willens", seiner Konzentration, Stete, Sicherheit gegenüber dem Triebleben. Der Held ist Willensmensch, und das heißt zugleich Machtmensch. Eine heldenhafte Seele kann dabei in einem beliebig schwächlichen Körper hausen; niemals aber kann sie verbunden sein mit einer schwachen Vitalität. Stärke, Heftigkeit, Kraft, Fülle und innere, schon automatische Ordnung des vitalen Trieblebens gehört also zum Wesen des Helden — ganz anders als beim Genius. Aber nicht minder gehört zum Helden, daß er dies Triebleben kraft seines geistigen Willens zu konzentrieren, zu beherrschen, auf lange Ziele mit einem Minimum von Ablenkbarkeit stetig hinzuspannen vermöge. Das aber ist es, was wir „Charaktergröße" nennen. Das Maß der Spannung bei gleichzeitig eben noch möglicher Harmonie zwischen Trieb und geistigem Willen, der Heftigkeit und der Fülle nach, macht den Rang des Helden aus. Wird die Harmonie geschädigt, so entsteht bei sehr großer Spannung der dualistische Heldentypus, der spezifisch germanische (Siegfried, Luther, Bismarck). Ist die Fülle der Triebimpulse zu klein, so entsteht der überaktivistische, aggressive „Fanatiker" (Herzog von Alba). Ist die Fülle des Trieblebens im Verhältnis zum geistigen Willen zu schwach, so entsteht der einseitig asketische und tragizistische Heldentypus, der spezifisch slawische Held, der Held bloßen Leidenkönnens, Duldens, Ertragens, der passive, nur defensive Heldentypus (Kutusow — Napoleon; „widerstehe nicht dem Übel").

Unter den Tugenden, die spezifisch heldisch heißen, steht an der Spitze als Grundtugend die „Selbstbeherrschung". Denn nur der erwirbt Macht auch über andere, der maximale Macht hat über sich selbst; nur der vermag Macht über Menschen — denn der Mensch ist des Menschen höchstes Machtobjekt — auszuüben, der die Herrschaft hat über sich selbst. Ist hier von „Macht" die Rede, so sei dabei zunächst der Unterschied von Macht und Gewalt klargestellt: Gott ist allmächtig, aber völlig gewaltlos. Ferner: Macht ist an sich gut gegenüber Ohnmacht, nicht „böse an sich" (siehe Tolstois Tagebuch, Jakob Burckhardt, Romantik, Schopenhauer). Machtscheu stammt aus Ressentiment. Macht ist ein höherer Wert als das Nützliche und Angenehme. Sie ist ein positiver Wert — aber niedriger als die spezifisch geistigen Werte, welche die berechtigte Anwendung der Macht zu verwirklichen hat. Vor allem ist Macht untergeordnet dem Guten. Aber an sich ist auch die Macht zum Bösen noch „gut", nur ihre Anwendung

in Form der Gewaltausübung zum Bösen ist selbst böse. Der „Teufel" ist als Engel „edler" als der Mensch — aber auch „böser". Jede Überordnung des Machtwertes über das Gute, Rechte, die geistigen Werte, das Heilige ist grober Irrtum, sei es in der Gottesidee, sei es im Verhältnis von Staat und Recht oder im Verhältnis von Held zu Genius. Am Anfang war nicht die Tat, sondern das Wort. Friedrich Nietzsches Lehre, man könne aus dem „Willen zur Macht" alles andere, auch die Formen der Kultur, die Tugenden, den Verstand usw. herleiten, ist falsch. Die Übertreibung des dynamischen Charakters der Welt ist eine Eigenart des germanischen Geistes (Kraftbegriff, Voluntarismus, übertriebener Heldenkult: Treitschke).

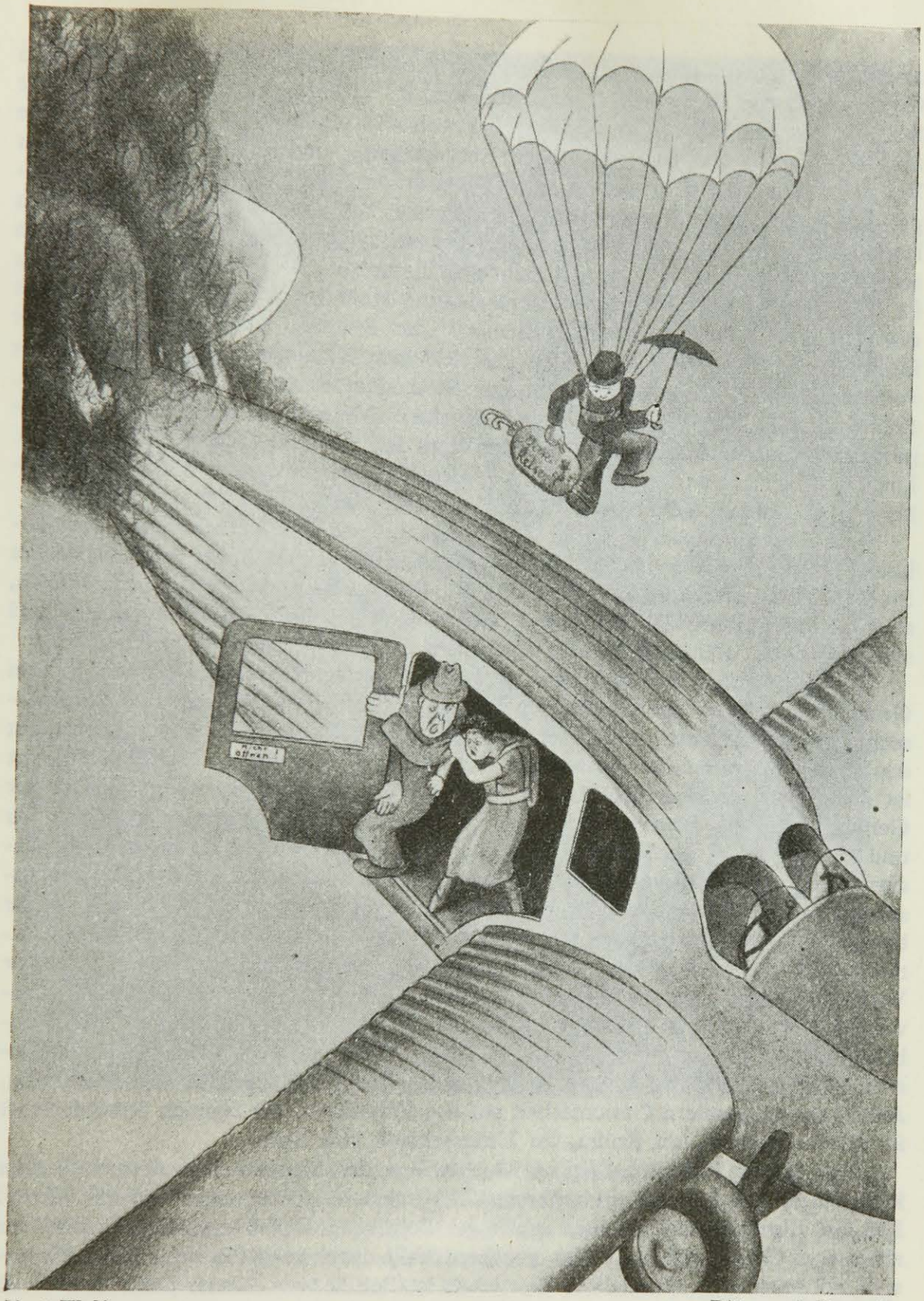
Dem Helden ist Welt an erster Stelle als Widerstand, d. h. als reale Welt gegeben. Er ist Wirklichkeitsmensch, als der Typus, der „Ideen", wie sie der Genius einseitig nur erblickt, in den konkreten Stoff der Welt einführt. Dazu muß aber immer eine höhere geistige Kultur und ein religiöses Bewußtsein hinter dem Helden stehen, soll er nicht blind werden. Er ist auf diese einmalige, kontingente, zufällige Welt bezogen mit allen ihren harten Realitäten. Er ist ein großer Realist-Praktiker.

Der Wille zur Macht ist aber in dem, den wir einen Helden nennen, wesensmäßig verknüpft mit der maximalen Verantwortung und der Liebe zur Ausdehnung der Verantwortung. Kühnheit, Mut, Tapferkeit, Geistesgegenwart, Entschlußkraft, Liebe zu Kampf, Wagnis, Gefahr zeichnen den Helden im Unterschiede zum Furchtmenschen, zum Sekuritätsmenschen aus; ebenso Leidenskraft, Duldungskraft, Ermessung der Kraft am Leidenkönnen, ganz abgesehen wofür. Leibesschönheit, Form und Gewandtheit in Spiel, Tanz und Betragen, Straffheit — ohne künstliche Mechanik —, Tüchtigkeit (virtus der Römer) sind ihm eigen. Der Held ist „Ausgabemensch", nicht „Einnahmemensch": er ist gütig aus Verschwendung, opferwillig gegen Freunde. Abstandsgefühl gegen das Gemeine erfüllt ihn (Standesehre und -kodex) und erotische Instinktsicherheit. Er ist Träger des erotischen Ideals im doppelten Sinne, daß das Weib begehrt, was als heldenhaft gilt, und er das Weibesideal schafft — es ist ein Unterschied, ob der Mann das Weibesideal schafft, oder umgekehrt, wie in femininen Zeiten. Der Held ist das Rassenvorbild, das die Geschlechtswahl bestimmt, und so die qualitative Mischung der Erbwerte der künftigen Generation mitbestimmt, unabhängig von der Form der Geschlechtswahl. Nicht nur seine wirklichen Kinder, sondern das So-sein auch der Kinder aller anderen bestimmt er mit — das, was hier als schön gilt.

*

Staatsmann, Feldherr, Kolonisator sind die Haupttypen des Helden. Wo Staatsmann und Feldherr in Personalunion erscheinen, wie in Cäsar, Alexander, Napoleon, Friedrich dem Großen, Prinz Eugen, stellen diese Menschen in der Einheit des geistigen Plans und der Verantwortung die höchsten Formen des aktiven Heldentums dar. Wo es nicht der Fall ist, soll prinzipiell der Feldherr dem Staatsmann unterworfen sein. Krieg ist Fortsetzung der Politik als Machtkampf (Clausewitz) mit dem Mittel der Gewalt — das Mittel darf also nicht zum Zweck werden.

Sehen wir nun auf das Wesen des Staatsmanns für sich. Gibt es ein Wesen des Staatsmanns? Nur so sicher, wie es ein Wesen des Staates gibt, d. h. der Staat nicht eine historische Kategorie ist, wie die theoretischen Anarchisten behaupten; wie auch Marx behauptet in seiner Lehre vom Klassenstaat, der im kommunistischen Zukunftsstaat überwunden werden soll zugunsten einer klassen- und herrschaftslosen, internationalen Wirtschaftsorganisation, bei der nur die



Kurt Wolfes *„Bitte, nach Ihnen!"*

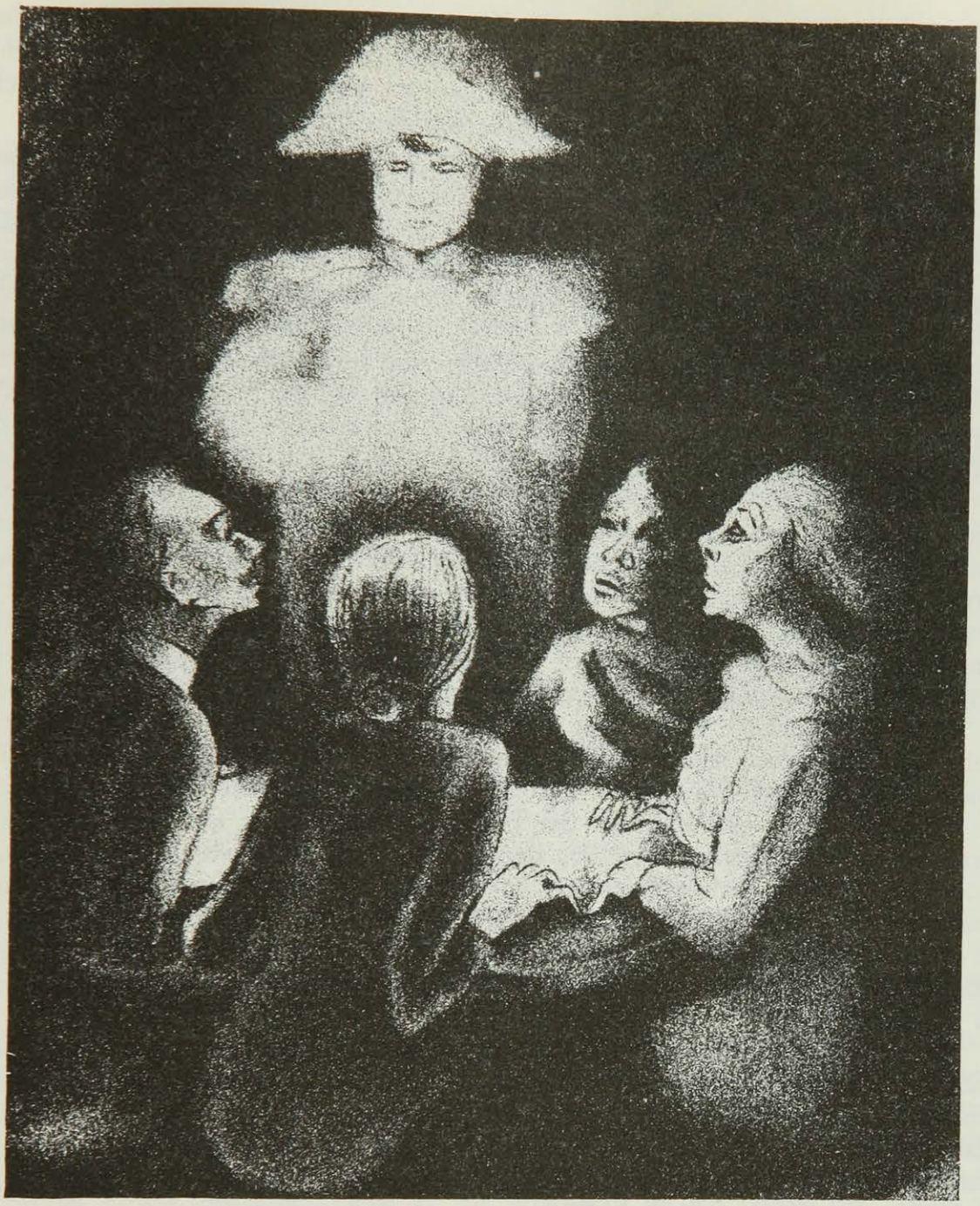
Natur, nicht mehr der Mensch Gegenstand der Herrschafts- und Machtausübung sein soll. Bei Marx hängt diese Auffassung davon ab, daß er Staat gleich Klassenstaat setzt und behauptet, alle Staaten seien Klassenstaaten gewesen. Dieser Auffassung schließen wir uns nicht an. Im Wesen des Menschen (im formalen Sinne) liegt der Primat des politischen, äußeren wie inneren Machtkampfes erstens vor

den ökonomischen Klassen- und Interessengegensätzen, zweitens vor den nationalen Gegensätzen und Kämpfen. Der „Nationalstaat" ist eine späte Erscheinung. Der Staat ist das personale Subjekt einer Herrschaftsorganisation in einem Volke über ein Volk, zum Ziele der vitalen Entwicklungs- und Wohlfahrtswerte dieses Volkes als echter Lebensgemeinschaft. Wo eine Monarchie, da kommt die Gesamtperson des Staates mit einer natürlichen Person zur Deckung, entweder als dem Repräsentanten einer erblichen Krone, oder einem gewählten König, oder einem seine Herrschaft usurpierenden Diktator und Tyrannen. Wesensaufgabe des Staates ist Realisierung und gewaltsame Durchsetzung einer Rechtsordnung. „Macht und Recht" sind die konstanten Elemente des Staates. Die Rechtsordnung ist ihrem Inhalt und seiner materialen und formalen Richtigkeit gemäß unabhängig von staatlicher Setzung. Nicht nur der Staat setzt Recht, auch Kirche, Städte, Stände (falsche Theorie des absoluten Staates). Material richtig ist eine Rechtsgüterordnung, die den Werten nach konstant ist, nur den Gütern nach variabel. Die formale Rechtheit besteht in der Koexistenz vernünftigen Willens mit einheitlichen, widerspruchsfreien Regeln (Stammler).

Ein Staatsmann als Held ist der Künstler der Politik als der Herrschkunst. Er ist ein Mann („männliche" Kunst), der seinen Staat auf eine höhere Stufe seiner Entwicklung aktiv hinaufführt, als er sie besaß — selbstverantwortlich, aber sich mitverantwortlich wissend und fühlend für das Ganze des Staates und seiner Bürger. „Kluge Erhalter" sind nicht „heldische" Staatsmänner.

Der Staatsmann ist auf Macht und Herrschaft willensmäßig gerichtet in den Grenzen mindestens des natürlichen Rechts (die obersten Grundsätze des Völkerrechts enthaltend) und bindender Verträge (gegen Machtideologie). Aber nicht das Recht, das nur seine notwendige Grenze und Schranke ist, sondern Macht ist der Inhalt des staatsmännischen positiven Willens. Der homo religiosus, der Genius bleibe der Politik fern! Größter Fehler eines Politikers ist Machtscheu und bloße Kritik, die Ressentimentkritik dessen, der sich um Macht und Verantwortung herumdrückt, um seine Doktrinen und Kritik auf Grund dieser Machtscheu pflegen zu können. Darum sind Parlamente, die nur Kritik üben oder nur begutachten und kontrollieren, keine Schule für mögliche Politiker. Der Staatsmann aber soll seine Macht um der Macht des Staates willen suchen, in tiefster Verantwortung für diesen Staat, in einer Einheit von Verantwortung und Machtwillen. Seine schlimmsten Laster sind Eitelkeit und „unedler Ehrgeiz" im Hinblick auf den Beifall der Zeitgenossen. Echter Ehrgeiz und Ruhmbegier ist Gerichtetheit nicht auf die „Bilder" in den Menschen, ihr Jasagen, auf Auszeichnung, Anerkennung, sondern Gerichtetheit auf das Fortwirken der eigenen Schöpferkraft in der Geschichte, auf Ruhm, im Unterschiede von Ehre.

Vor diesem leidenschaftlichen Machtwillen des Staatsmannes aber muß eine konkrete Wertidee und ein konkretes Ziel stehen — „Programm" ist nur Mittel. Die nur allgemeinen Wertideen erhält der Politiker durch die geistige Kultur, vor allem vom Genius seines Landes, gegebenenfalls durch religiöse Inspiration (Cromwell, Mohammed). Ohne diese Wertideen ist Politik leer. Neuer politischer Geist erzeugt sich nur hinter der Politik (Befreiungskriege). Es handelt sich aber für den Staatsmann im Unterschied sowohl vom politischen Ideologen (Marx) wie vom Grundsatz- und Gesinnungspolitiker um eine konkrete Idee, d. h. um „die Forderung der Stunde". Je mehr einer verantwortlicher Politiker ist, desto weniger weiß er, was übermorgen geschieht. Spannungen sind immer da, z. B. für eine Kriegsentstehung: aber auf fünf Minuten längere oder kürzere, mehr oder weniger geschickte Verhandlungen kommt es an. Bei uns ist es Sitte, jedes historische



Melly Hoffer

Ereignis seit Adams Zeiten als „notwendig" abzuleiten. Die „Forderung der Stunde" ist aber eine stets eigenartige und einzige. Selten ersetzlich ist der Mann, der Held, Staatsmann, der ihr gerecht werden kann als „rechter Mann zur rechten Stunde". Völlig ausgeschlossen ist der Grundsatz- und bloße Gesinnungspolitiker. „Ein Mann mit Grundsätzen ist wie ein Mann, der mit einer langen Stange durch den Wald geht" (Bismarck). Nicht sind hier sittliche und religiöse, wohl aber politische Grundsätze gemeint. Politik ist die Sphäre des Relativen — der Irreligiöse verabsolutiert ein politisches Programm. Im Unterschied vom Parteiführer, der Programme „anwendet", muß das Programm des Staatsmannes sich täglich verschieben. Und doch muß eine ihm einsichtige Idee und Überzeugung da sein — nur eben eine konkrete Intuition in das Notwendige und Rechte. Parteien und ihre Programme sind für den Staatskünstler — denn Politik ist wie

Arztsein eine Kunst, keine Wissenschaft — Größen, die er so gegeneinander auszuspielen hat, daß die resultierende Kraft „zufällig" mit seiner Idee zusammenstimmt und sie realisiert. Der Staatsmann „reitet" auf den Parteien und läßt sich selbst von keiner reiten (Bismarcks „Spiel mit den Parteien").

Gewissenhafte Verantwortung vor Gott, dem Geiste seines Volkes und der Zukunft der Menschheit als solidarischem Ganzen ist gleich notwendig. Dieser sittliche Ernst und diese Gebundenheit an die majestätische Idee des Rechtes und an die objektive Rangordnung der Werte überhaupt unterscheidet den Politiker von dem „Spieler" im moralischen Sinne[1]. Spielerhaftigkeit und sittlicher Leichtsinn ist das zweite Hauptlaster des Politikers als Staatsmanns. Im Gegensatz zum Gesinnungsparteiführer und Grundsatzpolitiker und zum „Ideologen" ist der Staatsmann verantwortlicher Politiker, politischer Künstler, der der Forderung der Stunde gerecht wird. Aus ihr wächst sein Werk heraus, und später werden die Grundsätze „abgeleitet". Also sittlicher Ernst im Wollen — aber Spielfreude und Spielkunst in der Technik. Die Spielfreude des heldischen Typs überhaupt: in Sport, Kampfspiel, Turnier, Agon; im geistigen Sinne: in Dialektik[2], Schlagfertigkeit, Verwandlungskunst. Mit Recht ist die Politik als Schachspiel begriffen worden. Ein Grund, daß der Deutsche so wenig Politiker ist, ist sein „schwerer Ernst". Das ist der seelische Boden für die deutschen „Gesinnungsparteien", für die mangelnde Kunst des beweglichen Miteinander- und Auseinandergehens, respektive die Verhärtung und Versteifung der Parteigegensätze durch Programme. Und doch heißt es heute: entweder — oder. Der gesinnungsmäßige politische Grundsätzeernst steht mit Machtscheu und Verantwortungsscheu in wesentlicher Verknüpfung. In einem Obrigkeitsstaat sind solche Parteien möglich — in einer parlamentarischen Republik nie. Die größte Frage der politischen Gegenwart ist: entweder Umformung des Parteiwesens oder Weg der Diktatur und der Restauration. Indirekt muß auch in einer parlamentarischen Demokratie der Parteiführer und der Parlamentarier ein selbstverantwortlicher Staatskünstler sein. Als Führer der Partei ist er nicht ihrem Programm unterworfen, er kann es verändern. Daher die Unmöglichkeit, die demokratische Staatsform mit ausgesprochenen Gesinnungsparteien zu vereinbaren.

Je mehr Selbstverantwortlichkeit und Machtwille gesteigert ist, um so tiefer muß Mitverantwortung für das Heil des Ganzen den Staatsmann innerlich binden. Tief soll der echte Staatsmann im Volke und seinem Geiste wurzeln. Bismarck wurzelte tiefer im deutschen Volke als die späteren Führer des Deutschen Reiches, z. B. Bethmann Hollweg, der im Gegensatz zu Bismarck, obgleich politisch demokratischer, spezifisch Bildungs- und Geistesaristokrat war und seinen ganzen Verwaltungsstab, den „Typus", der hier zur Herrschaft kam, nach seinem Bilde aufbaute.

Der Staatsmann als Staatskünstler unterscheidet sich vom Diplomaten wie der Stratege vom Taktiker. Die Diplomatie muß im Dienste der Staatskunst stehen. „Schlau und hintenherum" — heißt diplomatisch. Zum Staatsmann aber muß man Vertrauen haben. Ehrlichkeit ist in der modernen Welt im Gegensatz zum 18. Jahrhundert auch die beste Politik, d. h. nicht nur sittliches Gesetz.

In Deutschland haben wir in der Politik eine Übersteigerung der Herrschaft der „Sachkundigen". Sachkunde aber bringt auch Facheinengung mit sich, Ressort-

[1] Hier gegen Max Webers Unterscheidung von Gesinnungspolitiker und Verantwortlichkeitspolitiker: besser Grundsatzpolitiker und Verantwortlichkeitspolitiker; gegen seine irrationalistische Einsetzung, sein „ich hab's gewagt". s. Max Weber, „Politik als Beruf". München 1919.

[2] Vgl. die politischen Debattierklubs in Oxford, Cambridge, aus denen die großen englischen Staatsmänner hervorgingen.

wirtschaft, Einheitslosigkeit der Politik. Eher sind die großen überschauenden Dilettanten gute Staatsmänner; in England und Frankreich ist z. B. selten ein Fachmann Kriegsminister.

Das Kapitel Wirtschaftsführer und Staatsmann ist für uns Deutsche von besonderem Belang. Hat sich doch in keinem anderen Lande der Welt eine so starke Durchdringung der Wirtschaftsmächte und des Staates seit Bismarcks Abgang angebahnt wie bei uns. Durch die Kriegswirtschaft wurde diese Erscheinung noch beispiellos gesteigert, im äußersten Gegensatz zur Bismarckschen Tradition, wo erstes Fundamentalprinzip: „Mundhalten der Wirtschaftsmächte" war. Im Unterschied zum Wirtschaftsführer hat der Staatsmann den Grundsatz des Primates der Politik vor der Wirtschaft und die Unabhängigkeit der hohen Politik von den Interessen der großen Wirtschaftsverbände zu vertreten. Wirtschaftsführer ist, wer hinaus über wirtschaftliche Bedürfnisdeckung neue Wege, Formen der Wirtschaft findet und durch Produktion neue Bedürfnisse erweckt. Der große Wirtschaftsführer, die „Unternehmernatur", ist, im Unterschiede zum Bourgeois, im Zeitalter des Kapitalismus nie „Hedonist", nie „Egoist"[1]. Er ist eine große Energie, die sich im Mehrerwerben auswirken will, in der Kontrolle der Wirtschaft Macht, aber nicht Herrschaft sucht. Von ihm sagt Marx, daß „er erst Ernst mache mit dem Evangelium der Entsagung, da er den Goldfetisch mehr liebe als seine Fleischeslust". Das ist einseitig: es besteht der Unterschied von Industriellem, Techniker und Kaufmann, der im Zeitalter des Finanzkapitalismus nur mehr finanziert und an keine Sache mehr gebunden ist; der Industrielle aber ist der Sache, dem Werk hingegeben, wie ein Stratege auf lange Sichten arbeitend.

Aber der Wirtschaftsführer denkt notwendig privatwirtschaftlich, nicht volkswirtschaftlich. Er ist ferner gerade, wenn er ganz groß ist in seiner Leistung, stets fachlich eingeengt. Er ist auch selten Psychologe, noch seltener fähig, sich in andere Völker und ihre Führer einzufühlen. Er wird aber vor allem stets die Wirtschaftsfragen auch in der hohen Politik an die erste Stelle rücken und ist in ihnen unausweichlich „Interessent". Das sind die wichtigsten Gründe, die den Wirtschaftsführer zum Staatsmann ungeeignet machen. Fruchtbarstes und Ausgezeichnetstes wird er in der Unterordnung unter eine selbständige politische Regierung und ein politisches Parlament, das vom Vertrauen des ganzen Volkes getragen ist, leisten können, besonders wo ökonomische Aufgaben so im Vordergrunde stehen. Das zeigte sich in Rußland, wo es Lenin dämonisch unheimlich verstand, die großen wirtschaftlichen Fachmänner, ja englisches Großkapital in den Dienst seiner antikapitalistischen, kommunistischen Politik zu stellen. Bei uns ist es leider bisher unmöglich gewesen, die Wirtschaft in den Dienst der Politik zu stellen. Daher die unsystematische „Weltpolitik" im Dienste bald dieser, bald jener Kapitalinteressen. Eine Überwindung des „Klassenkampfes" ist auch nur bei Staatsmännern möglich, die nicht Wirtschaftsführer sind.

Eine besondere Gefahr besteht in der Verwechslung des Staatsmannes mit dem Demagogen, dem Scheinbild des Staatsmannes. Gewiß soll der Staatsmann heute in einer parlamentarischen Republik auch ein großer Demagoge sein — aber untergeordnet seinem staatskünstlerischen, plastischen Schöpfungsdurst. Beides vereinigt findet sich selten: sachlich reden und demagogisch, um Vertrauen und Liebe zu gewinnen. Der reine Demagoge — Kleon im Unterschied zu Perikles — ist der Mann der Eitelkeit, der Rhetorik. Er ist nicht der „Führer", sondern der „Geführte", d. h. der sich hinstellt, wo er eine sogenannte „Entwicklungsrichtung" seiner Partei oder der Masse wahrnimmt. Er sucht Macht ohne Ver-

[1] S. Werner Sombart: „Der Bourgeois"; ferner Max Weber, Walter Rathenau.

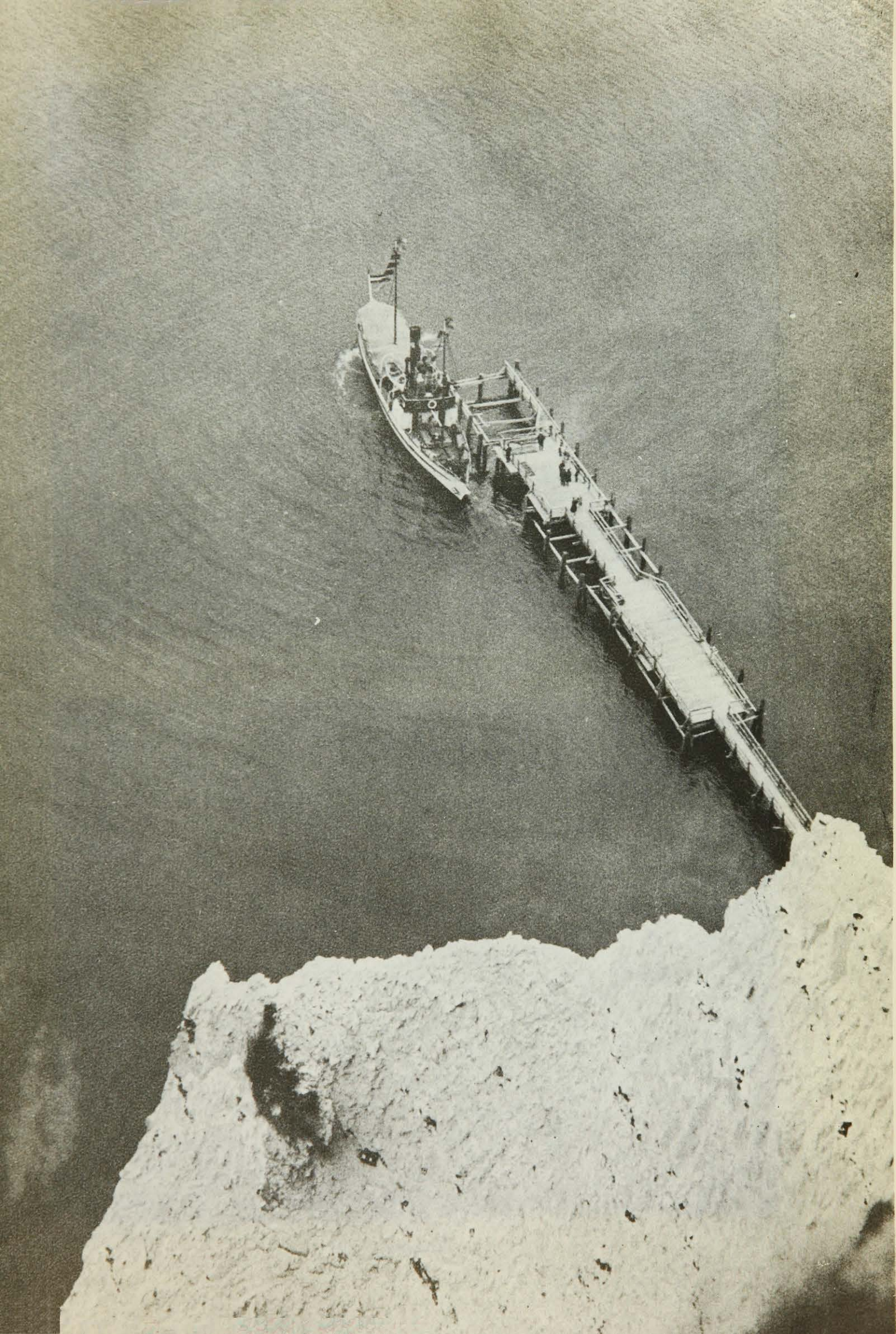
antwortung für das Ganze, im Gegensatz zum Grübler, der Verantwortung ohne Macht sucht. Er überzeugt nicht, er hypnotisiert und suggeriert eine Augenblicksschöpfung. Er überspannt mit dem rhetorischen Moment die gleisnerische Zutunlichkeit an die Masse und Nachgiebigkeit gegen sie. Der große Staatsmann, Cäsar, Napoleon, Friedrich der Große, Bismarck, war überall und immer — im Gegensatz zum „Massenschmeichler" — Massenverächter. Vertrauen zum Volke und zum Menschen soll der schöpferische Staatsmann haben („der Mensch ist böse" ist nur eine konservative Theorie). Friedrich der Große und Bismarck hatten zu wenig davon; sie steigerten die Massenverachtung zur Menschenverachtung. Freiherr vom Stein dagegen ist unser Vorbild. Massenverachtung und dieses Vertrauen, diese Liebe können zusammen bestehen. Die Masse ist Augenblicksgeschöpf, launisch wie ein nervöses Weib, wankend, leicht gewonnen, leicht verloren. Die Stete und Festigkeit des Willens gegenüber der Massenerregung ist dem echten Staatsmann wesentlich; auch die öffentliche Meinung ist ein Faktor — er wird mit allen „rechnen", aber nicht sich ihnen hingeben.

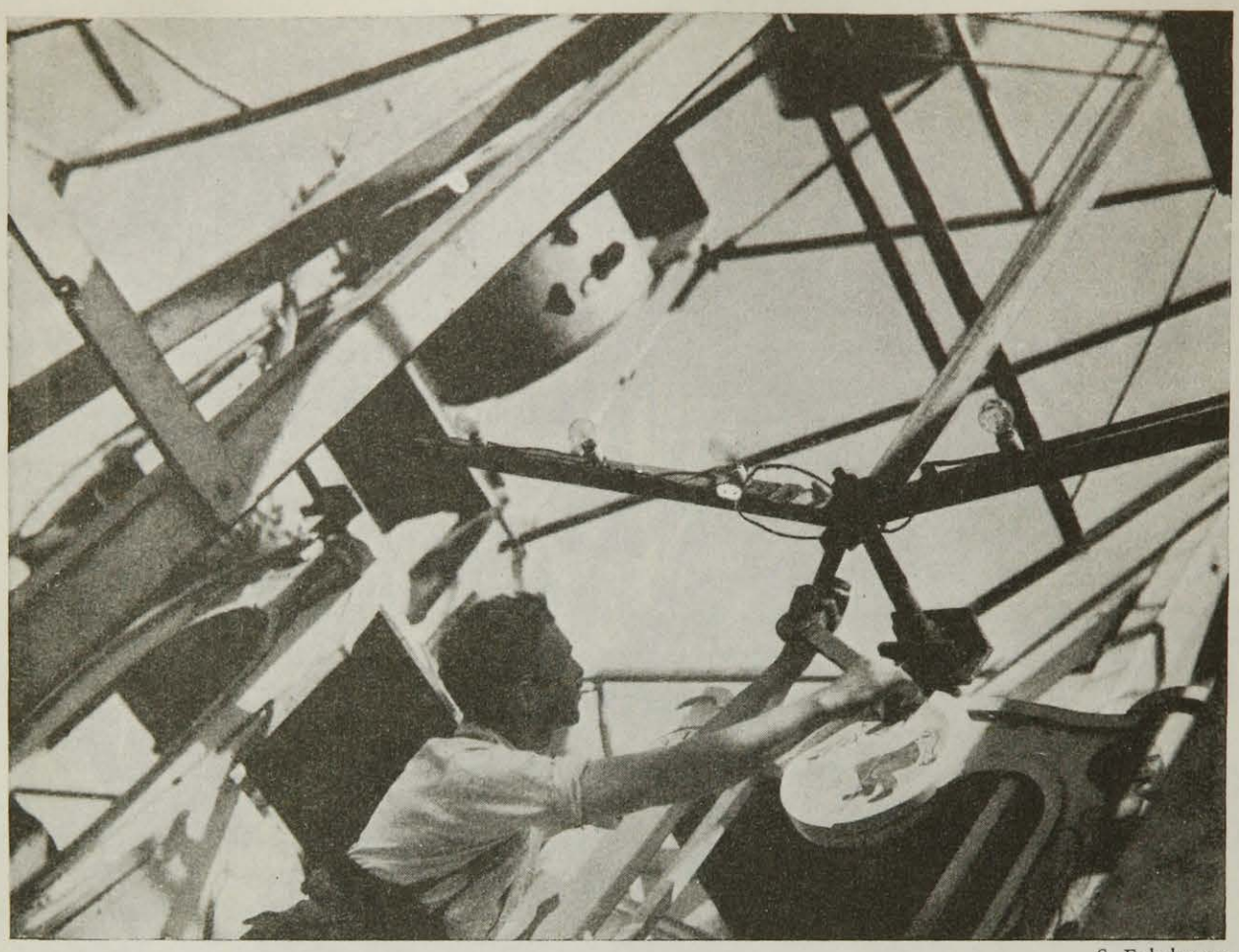
Unmittelbares, positives und allgemeines Ziel des staatsmännischen Wollens ist nur seines eigenen Staates Steigerung und Wohl; freilich unter mitverantwortlicher, strengster Beachtung der Solidarität des Kulturkreises und der Welt, aber als Grenze, nicht als positiver Zielinhalt. Es ist Unsinn, daß der Staatsmann für das „Weltbeste" zu sorgen habe. Dies ist nicht „ethisch", altruistisch, sondern Anmaßung oder leere Phrase. Das Weltbeste ist Gottessache, Sache des Heiligen, Sache der Kirche, nicht einmal Sache des Genius, der an sein Werk denkt. Der Kirche ist die Idee der Einheit wesentlich, und auch für die geistige Kultur gibt es die Einheit der kosmopolitischen Bildung aus Teilen. Staaten aber sind wesentlich eine Vielheit. Wir hören im gemeinsamen Gegensatz zu deutschen, französischen und italienischen Staatsmännern diese Rede vom „Weltbesten" oft von englischen Staatsmännern und Theoretikern. Aber aus drei Gründen: es ist erstens der älteste politische Grundsatz Englands, daß Englands Interesse mit dem Weltinteresse zusammenfalle; es liegt zweitens in der Internationalität des Imperiums, im englischen Pazifismus des „beatus possidens"; und es ist drittens die Theorie des Liberalismus und der Freihändler. An sich ist diese Lehre vom Weltbesten falsch; sie ist nur die politische Ideologie Englands.

Die Solidarität des Kulturkreises und der Welt ist andererseits eine strenge Grenze alles „heiligen Egoismus". Wird diese Einschränkung fortgelassen, so ergibt sich die rein individualistische Staatsauffassung des modernen absoluten Staates mit ihrem Korrelat, der Souveränitäts- und Gleichgewichtslehre. Jeder Staat hat hiernach endlos seine Macht auszudehnen — bis er auf Schranken stößt. Die Solidarität der Menschheit ist aber als religiös-sittliches Prinzip der Gegenseitigkeit aller moralischen Akte vor aller staatlichen Partikularisierung. Bismarcks Wort: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst niemand auf der Welt" ist einseitig und mißverständlich. Auch die Träger der religiösen, sittlichen, höchsten Autorität in der Welt sind etwas, vor denen sich der Staatsmann verantwortlich fühlen soll, nicht nur vor „Gewissen und Gott" — das wäre ein einseitiger protestantischer Standpunkt. Und auch das „Urteil der Geschichte" und der Menschheit ist zu achten.

Nur die Lehre, der Staatsmann solle sich unmittelbar und positiv das Weltbeste zum Ziele nehmen, ist unsinnig. Er soll nichts tun, was gegen die erkannte Solidarität seines Kulturkreises und der Menschheit verstößt.

Aus: Schriften aus dem Nachlaß von Max Scheler (Der Neue Geist Verlag, Berlin)



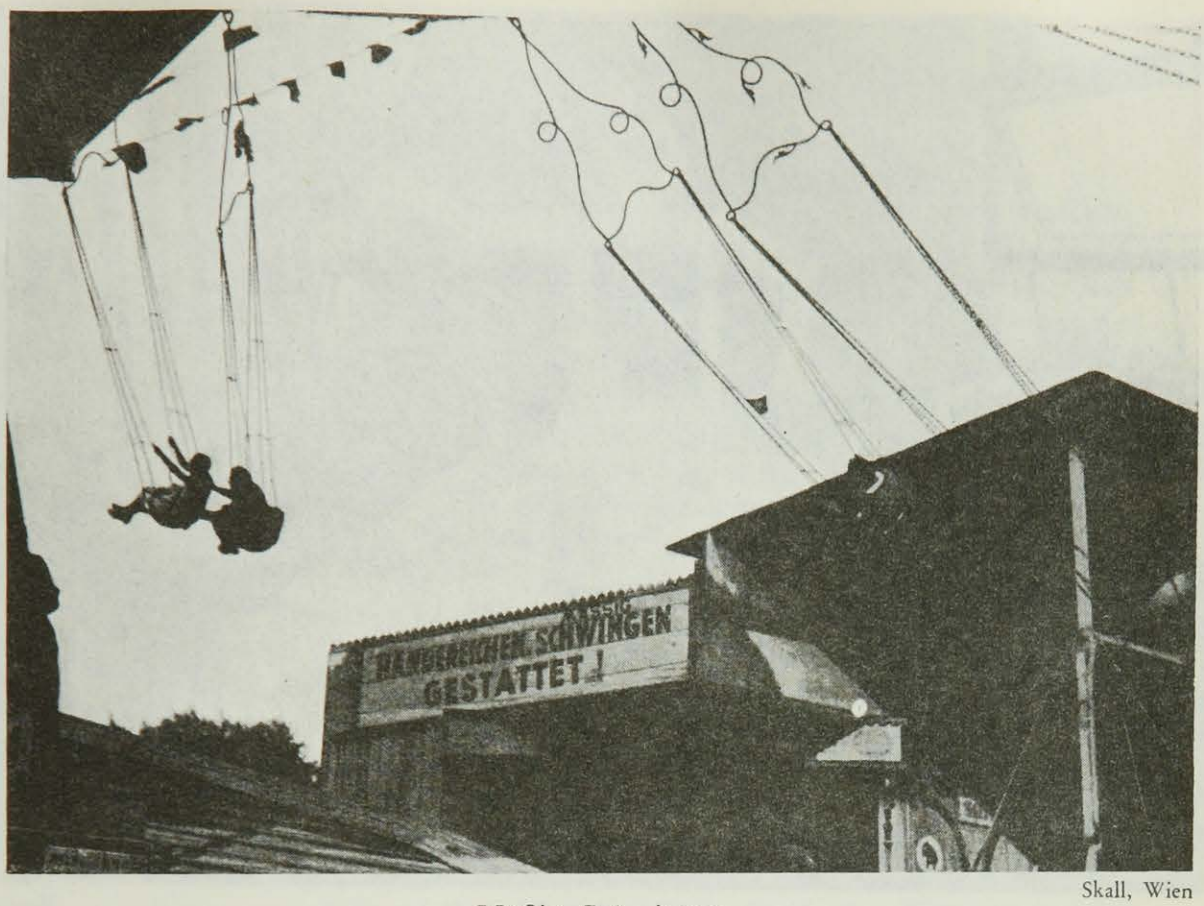


S. Enkelmann

Am Karussell

Margarita Stevenson

Wurzeln

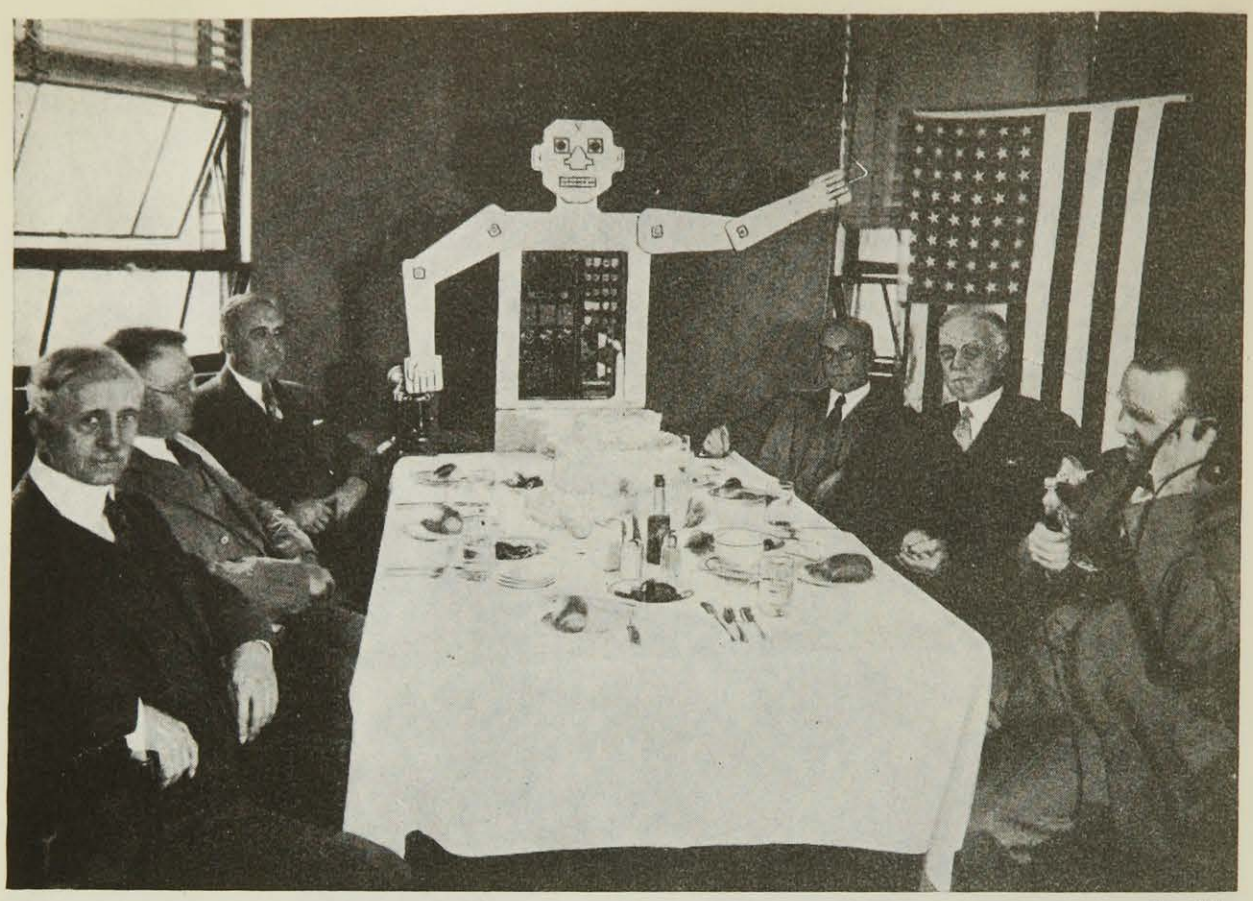


Skall, Wien

Mäßig Schwingen

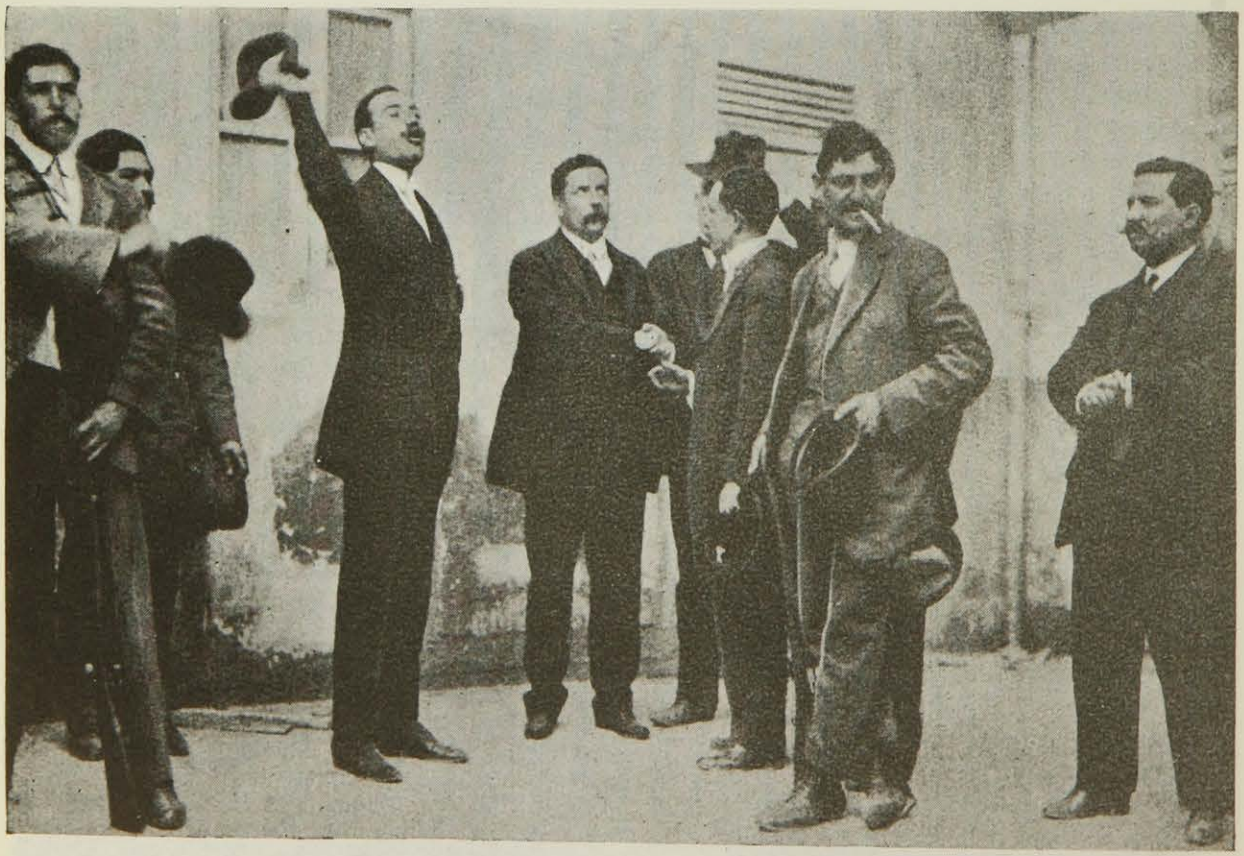
Sennecke

Wächter im Hopfengarten



Mauritius

Der künstliche Mensch „Televox" bei einem Festessen mit seinem Erfinder Dr. Wensley, der ihm telefonische Befehle gibt



Guzmann

Aus einer mexikanischen Revolution (1913)

Aus meiner Kindheit

Von

Benito Mussolini

Ich erinnere mich meiner Großmutter Marianna Ghetti noch ganz deutlich; sie war eine große dürre Frau und fortwährend in Bewegung. Sie hatte eine Manie, am Fluß entlang zu gehen und alles Treibholz aufzulesen, das auf dem Uferkies angeschwemmt wurde nach den Hochwassern, die zusammen mit den schweren sommerlichen Gewittern Ereignisse in unsern gleichförmigen Tagen bildeten; eine andere ihrer Gewohnheiten war es, sich nie mit uns zusammen zu Tisch zu setzen, um die sehr einfachen Mahlzeiten zu verzehren, die die ganze Woche über aus einer Gemüsesuppe zu Mittag und Feldrettichen des Abends bestanden, und die wir alle aus der gemeinsamen Schüssel aßen. Sonntags gabs ein Pfund Hammelfleisch zur Suppe, die dauernd abgeschäumt werden mußte.

Eine ständig im Dialekt eingeflochtene Redensart meiner Großmutter hieß ungefähr: Verfluchte Todsünde! Sie liebte uns sehr, und wir ärgerten sie gründlich. Eines Tages in jenem fernen September waren meine Mutter und wir drei Kinder in unsern Weinberg in Camerone gegangen, der Cuclon genannt, den man uns für neun Jahre verpachtet hatte. Er war nicht groß und trug nicht mehr als eine Karre voll Trauben, das heißt sechzehn Zentner, aber es standen dort außerdem noch drei Feigenbäume, von denen einer besonders süße Früchte hatte. Um sich in unsern Weinberg zu begeben, stieg man von Varano aus einen steilen Pfad aufwärts durch die Weinberge von Filippone und Giuliana, dann kam man an dem Bauernhof von Casola vorbei, mit dem großen Wachhund, vor dem wir immer in Angst waren, weshalb wir uns schon einen Kilometer vorher die Taschen voll Kieselsteine steckten; endlich, an der Kehre von Camerone bot sich unsern Blicken die Ebene der Romagna, die drei Türme von Forli und, weiter hinaus, der blaue Saum des Meeres zwischen Cervia und Casenatico. Dies leuchtend geweitete Panorama erfreute meine Augen und ließ vor meinem Geist schöne Träume aufsteigen.

Am Nachmittag des 25. September 1896, den wir im Weinberg Cuclon verbrachten, waren wir — wir wußten selbst nicht warum — trüber Stimmung. Wir saßen mit unserer Mutter zusammen und sangen alte Lieder, deren eines sagte: *Der Schwerter stolzes Blitzen Weckt Throne auf und Völker. Ins Feld, Ihr Italiener, Euch ruft das Vaterland!*

Ich weiß auch heute, nach 37 Jahren, noch nicht, von wem diese Verse sind. Die Mutter sagte uns, die Soldaten hätten sie 59 und 66 gesungen. Bei Sonnenuntergang stiegen wir wieder nach Varano hinab und erreichten es erst nach Einbruch der Dunkelheit. An der Haustür kam uns Bettina Scaino entgegen und sagte: „Der Marianna geht's sehr schlecht!" Wir stürzten alle die Treppe hinauf und fanden die Großmutter in den letzten Zügen. Es war zu Ende. Das Begräbnis war sehr bescheiden. Es war damals Brauch, die Frauen, die am Begräbnis teilnahmen, durch ein kleines Geldgeschenk zu entschädigen: zehn Soldi oder eine Lira. Mein Bruder Arnaldo und ich wurden auf das Gut von Piola, jenseits des Flusses, geschickt, das die Tante Francesca bewirtschaftete. Unsere kleine Reise begleitete das Trauergeläut der Totenglocke von San Cassiano. Es war ein klarer, stiller Sonnenmorgen; alle Weinberge waren schon gelb, und vor den Häusern standen die Kufen und Fässer zur Lese bereit. Die Glocke tönte weithin durch das Schweigen des Tals und

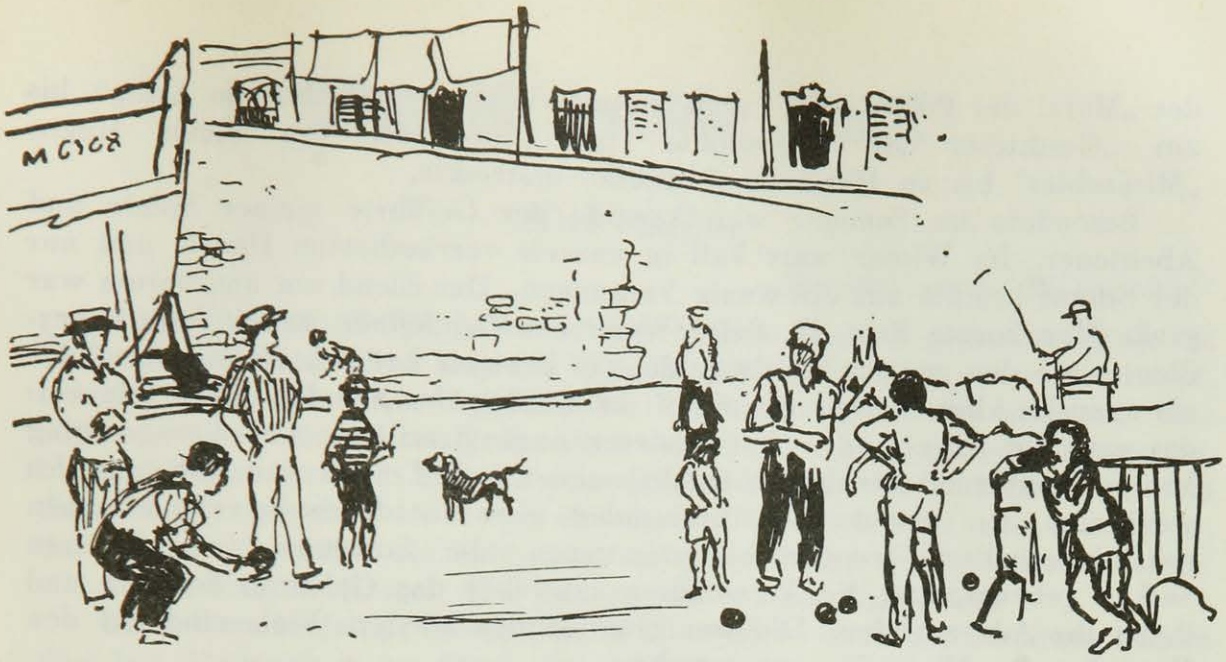
erfüllte die Luft und unsere nicht mehr ganz unwissenden Kinderseelen mit Trauer und Todesklage. Als wir ein paar Tage später nach Hause zurückkehrten, war die Großmutter nicht mehr da.

Arnaldo war damals elf Jahre alt. Am 11. Januar 1885 geboren, zwei Jahre nach mir, hatte er nicht von der Mutter gestillt werden können, die noch von meiner Geburt her erschöpft war, und man hatte ihn zu einer Bäuerin bei den Gaiani in Pflege gegeben, einen Kilometer vor Meldola, rechts, wenn man nach Forli hinuntergeht. Das Bauernhaus steht noch, aber es wohnt nicht mehr die gleiche Familie dort, die durch unsern mütterlichen Großvater entfernt mit uns verwandt war. Dieses Haus der Gaiani spielt eine wichtige Rolle in unserer Kindheitsgeschichte, in Arnaldos ebenso wie in meiner. Er brachte dort mehrere Jahre zu und besuchte die Elementarschule in Meldola. Von da an gingen wir jedes Jahr am letzten Augustsonntag, wenn in Meldola der berühmte Jahrmarkt der Madonna del Popolo stattfindet, „in die Verwandtschaft", wie man in der Romagna sagt; das heißt, wir waren einen oder zwei Tage bei den Gaiani zu Gast. Manchmal kam auch die Mutter mit, aber meist gingen wir allein und zu Fuß hinüber.

Wir gingen in den ersten Vormittagsstunden des Samstags, schon sonntäglich gekleidet, von Dovia weg (ich erinnere mich, daß die Schneider im Hause der Kundschaft arbeiteten) und stiegen rasch durch noch bestehende Richtwege den Bergrücken empor, der von der Rocca delle Camminate beherrscht wird; dort hielten wir immer an, um den Ausblick über die Ebene zu genießen, und stiegen dann auf der Landstraße nach Meldola hinunter, wo der alte Felsen auf uns stets einen tiefen Eindruck machte. Bei den Gaiani wurden wir besonders herzlich von den Söhnen, unsern entfernten Vettern, empfangen, und mit ihnen streiften wir durch die Felder, um listig die ersten reifen Traben zu stibitzen.

Am nächsten Tag, dem Sonntag, gingen wir alle miteinander zur Messe in die Madonnenkirche. Dort spielte die Stadtkapelle. Ich erinnere mich noch deutlich einer Symphonie von Rossini. Um elf Uhr wanderten wir durch die Straßen voller Bewegung und Lärm und durchweht von den Wellen der Küchendüfte aus den zahlreichen offenen Garküchen und im Freien improvisierten Herde, zum Jahrmarkt jenseits des Kanals, wo Dutzende von Paaren im Freien tanzten. Manchmal bestand das ganze Orchester nur aus einer einzigen Harmonika, aber mitunter, wenn die Ernte gut gewesen war, erfreuten die berühmtesten Orchester der Romagna Herzen und Beine: so die Zangheri aus Meldola, mit ihrer berühmten Klarinette, der Zaclen von Cesena und der Blinde von Terrabusa, die beiden letzten Geiger von großem Ruf. Um Mittag begab man sich über die staubige Landstraße (der Asphalt war damals dort noch unbekannt) zu Tische, der mit Speisen und Wein reich besetzt war. Um vier Uhr gings wieder in die Stadt zum aufregendsten Ereignis des Tages: dem Pferderennen von der Trambahnstation (die übliche elektrische Trambahn, die heute durch einen Autobus ersetzt ist) zum Hügel von Praticello, das heißt also, den ganzen Korso entlang. Ich erinnere mich noch an das Geschrei der Menge, die den Pferden erst auswich, wenn sie auf wenige Meter herangekommen waren, und wie ich mich darüber wunderte! Ich sehe noch die Funken unter ihren Hufen aus dem Pflaster stieben und die triumphale Heimkehr des siegreichen Jockeis. Von da an bis zum Aveläuten Tanz und Wein und Gesang.

Aber am Abend war das Feuerwerk der stärkste Anziehungspunkt für mich und meine Begeisterung. Das Feuerwerkgerüst war auf dem Hauptplatz



Käte Wilczynski

neben der Karabinierikaserne aufgeschlagen, und eine endlose Menge begrüßte mit Freudengeschrei das Abbrennen des Feuerwerks, dem lärmende Kanonenschläge die Interpunktion gaben; das Schauspiel krönte das Abbrennen der Hauptgirandole, die lange und farbenfreudig brannte, mit dem Namen Marias in der Mitte; das rührte die Menge und erinnerte sie nach aller Lustbarkeit, Trunk und Anstrengung des Tages wieder an die religiöse Bedeutung des Festes. Dann wurde der Platz wieder finster, und wir kehrten zu Fuß zu Gaianis zurück, über das Gesehene plaudernd. Am nächsten Tage kehrten wir nach Dovia zurück, des gleichen Wegs, den wir gekommen waren, ein wenig müde, und erzählten unsern Freunden Donato Amadori della Puntirola, Romualdo Valzania, dem Campanino (der schon tot ist) und anderen die Begebenheiten des Festes.

Arnaldo und ich schliefen damals im gleichen Zimmer, im gleichen, von meinem Vater zusammengebauten Eisenbett, ohne Matratze auf einem Strohsack voll Maisstrohs. Unsere Wohnung bestand aus zwei Zimmern im zweiten Stock des Palazzo Varano, und um hineinzukommen, mußte man durch ein drittes Zimmer gehen, in dem Schule gehalten wurde. Unser Zimmer diente gleichzeitig auch als Küche. Neben unserm Bett stand ein Schrank von rötlichem Holz, in dem unsere Kleider hingen; gegenüber stand ein gebogenes Bücherbrett voll alter Bücher und Zeitungen. Arnaldo und ich blätterten darin; hier lasen wir die ersten Gedichte, die ersten illustrierten Zeitschriften, wie die „Epoca", die damals in Genua herauskam, und unter diesen Heften machte ich eines Tages einen Fund, der mich mit Neugier, Verwunderung und Rührung erfüllte: ich fand die Liebesbriefe, die mein Vater an meine Mutter geschrieben hatte. Ich habe einige davon gelesen.

Gegenüber unserm Bett war das Fenster; dort blickten wir auf den Rabbi, die Hügel und den Mond, wie er hinter Fiordinano heraufstieg. Auf der andern Seite des Betts stand der Backtrog für das Brot, und ein wenig beiseite war der Herd, in dem selten Feuer brannte. In dem andern Zimmer schliefen mein Vater, meine Mutter und Hedwig. Das Mobilar bestand aus einer Truhe und einem großen Schrank aus weißem Holz, auf dem neun Rollen Wäscheleinwand paradierten, der eifersüchtig gehütete Stolz meiner Mutter. Mitten im Zimmer ein Tisch, an dem ich arbeitete. An diesem Tisch habe ich mir später meine erste allgemeine Bildung erworben, die sich von

der „Moral der Positivisten", dem damals viel gelesenen Roberto Ardigò, bis zur „Geschichte der Philosophie" des Fiorentino, von Victor Hugos „Misérables" bis zu Manzonis Gedichten erstreckte.

Besonders im Sommer war Arnaldo der Gefährte meiner Spiele und Abenteuer. Im Winter wars kalt in unserm verräucherten Hause, und nur der Schnee brachte uns ein wenig Vergnügen. Das Elend um uns herum war groß. Man borgte Brot, Öl, Salz. Wenn die Tagelöhner Arbeit hatten, verdienten sie den ganzen Tag 28 Soldi. Ein Ereignis hat sich meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt, und oft habe ich später Arnaldo daran erinnert: das war die Abreise der Auswanderer nach Brasilien. Aus Varano ging Matteo Pompignoli hinüber. Abschiedsszenen voll Tränen und Rührung. Ich weiß noch, wie abends die Abreisenden über die durch Petroleumlampen spärlich erhellten Treppen hinunterstiegen, die Schultern von schweren Säcken gebeugt, und die Verwandten sich über das Geländer beugten und ihnen ihr Ade zuriefen. Die wenigsten kamen wieder. Viele sind auf den Fazenden von Minas Geraes gestorben.

Der Sommer war unsere Zeit. War die Schule geschlossen, so wurde ihre Aula für meine Mutter ausgeräumt, um das von der Maschine ausgedroschene Korn aufzunehmen, der Maschine, die mein Vater als erster gekauft hatte. Wir gingen auf die Jagd nach Nestern und Obst. Wir spähten in die Zweige nach der ersten reifen Frucht. Der Fluß war unser liebstes Ziel.

Damals schon zeigte Arnaldo sein Temperament. Er war unendlich viel ruhiger als ich, auch gütiger. Während meine Spiele mit den Kameraden häufig in wütende Kämpfe ausarteten, erinnere ich mich nicht daran, daß er jemals einen Zank angestiftet hätte. Er hielt mich zurück, beriet mich, half mir dann, mich wieder in Ordnung zu bringen, damit ich vor dem Vater erscheinen konnte, ohne eine zu erwischen. Während ich diese Zeilen schreibe, sehe ich den Fluß wieder, die Straße, die Hütten, den Turm von San Cassiano, meine Spielgefährten, den Hohlweg, der von der Provinzialstraße nach Varano hinaufstieg, die Ährenleserinnen im Sommer und die endlosen Briscolapartien im Winter in Cireneos Stall, die nur unterbrochen wurden, wenn die Zeitungen mit Bildern aus dem afrikanischen Krieg ankamen. Mit meinen Kindheitserinnerungen sind die Namen Macallé, Toselli, Taitu, Amba-Alagi, Major Galliani eng verknüpft. Damals sang man:

O Baldissera
Non ti fidar di quella gente nera!
O Menelicche
Le palle son di piombo e non pasticche!

(O Baldissera,
Trau du den schwarzen Leuten nicht!
O Menelik!
Die Kugeln sind aus Blei und keine Drops!)

Arnaldo und ich sangen diese Lieder. Wir hatten beide eine große Vorliebe für Musik. Wir tanzten auch gern. Und die Mädchen unseres Alters gefielen uns, und oft begleiteten wir sie von den ländlichen Kirchweihfesten unserer Pfarreien nach Hause zurück; aber auch auf diesem Gebiet hatte Arnaldo nichts von meinem Draufgängertum: er war schüchterner und zarter. Noch erinnert man sich in Predappio Vecchia seiner großen und reinen Jünglingsleidenschaft für ein Mädchen, das an der Schwindsucht starb. Arnaldo litt ungeheuer darunter. An dem Tag, als man die Pia im langen Zug weißgekleideter Jungfrauen zu Grabe trug, sah man Arnaldo auf den Höhen umherstreifen, bei den Hütten von Palatero und der Sode, weinend und verzweifelt, als hätte sein Leben plötzlich jeden Sinn verloren. Heute noch erinnern sich Frauen in Predappio Vecchia mit Rührung daran.

(Erste deutsche Übertragung von Else Hadwiger.)

Was ist deutsche Kunst?

Von

Karl Scheffler

„Verachtet mir die Meister nicht!"

Bis vor einhundertfünfzig Jahren ist diese heute so brennend gewordene Frage nie laut geworden. Das heißt: sie ist nicht gestellt worden bis zu dem Augenblick, als die elementaren Schöpfungskräfte der Kunst mit dem Barock erloschen. Seit diesem Zeitpunkt aber ist die Frage alle dreißig Jahre einmal, von jeder Generation, durchgesprochen worden. Solange naiv gestaltet wurde, war Reflektion über das Schaffen fast unbekannt; die Sorge, ob das, was der Künstler tat, auch national sei, hat sich erst eingestellt, als nicht mehr aus dem Vollen geschöpft werden konnte.

Soviel über die Frage. Wie steht es nun mit den Antworten?

Sie sind mannigfaltig; Einigkeit konnte nie erzielt werden. Die Nazarener dachten über das Nationale in der Kunst anders als die ihnen zeitlich folgenden Historien- und Genremaler; dann kam die Generation der Deutsch-Römer mit neuen Gründen zum Wort; und heute wird wieder eine neue Terminologie gesucht.

Vorläufig sind die Vertreter der heute herrschenden Generation noch nicht einig; selbst dann nicht, wenn sie im Weltanschaulichen sonst einer Meinung zu sein glauben. Der Name Emil Nolde zum Beispiel wirkt wie ein Scheidewasser. Doch kommt es sogar vor, daß die Meister der deutschen Monumentalskulptur vom Anfang des dreizehnten Jahrhunderts oder daß Albrecht Dürer als nicht genügend deutsch bezeichnet werden. Damit schwebt das Kunstdenken dann wieder einmal — wie so oft in Epochen der Romantik — in einem bodenlosen Raum. Um so mehr ist es Recht und Pflicht derer, die die Legitimation haben, über Kunst öffentlich zu sprechen, die Aussprache auf festen Boden zurückzuführen. Dazu bedarf es nicht tiefgründiger Metaphysik, sondern nur ruhiger Vernunft, eines unschuldigen Herzens, offener Sinne und einer genügend großen Summe von Erfahrungen und Kenntnissen. Warum einfache Fragen künstlich verwirren? Warum sie verwickelter, hintergründiger oder programmatischer erscheinen lassen, als sie sind?

Auf die Frage, was das eigentlich Deutsche in unserer Kunst sei, läßt sich die ebenso verständliche wie überzeugende Antwort geben: Deutsch ist, was unsere großen Meister gemacht haben. Wer diesem Satz nicht zustimmt, mit dem ist nicht weiter zu rechten. Denn wie könnte jemand ein Meister heißen, ohne fest im Mutterboden zu wurzeln! Wer unsere Meister aber sind, bis an die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, das wissen wir, darüber kann es ernsthaft keinen Streit mehr geben. Sollten noch Meinungsverschiedenheiten über Künstler des neunzehnten Jahrhunderts bestehen, so mag die Zeitgrenze um hundert Jahre zurückverlegt werden. Grundsätzlich aber muß doch von der deutschen Kunst gelten, was von jeder nationalen Kunst gilt. Fragt man ernst und gerecht, was in der italienischen Kunst spezifisch italienisch, oder in der französischen ausgesprochen französisch sei, so wird jeder ohne Zögern von dem ausgehen, was unverlierbar vorhanden ist, von den Werken, die den Ewigkeitszug haben, von den Meistern, von den Klassikern aus. Genau so ist es mit der deutschen Kunst.

Herrscht in diesem Punkte Einigkeit, so gilt es, vor den Werken der Meister die gemeinsamen, die in persönlichen Abwandlungen überall wiederkehrenden Wesenszüge aufzusuchen und daraus eine Synthese zu gewinnen. Bei dieser Arbeit, die unverwischbaren nationalen Züge einer über viele Jahrhunderte organisch sich fortzeugenden Kunst zu erkennen, ist nicht anders zu verfahren als bei der Prüfung eines einzelnen Künstlers oder Kunstwerks: man zwinge sich zu einer stillen Unbefangenheit und lasse

sich ausschließlich vom Talent, vom Werk belehren. Es ist gesagt worden, vor einem Kunstwerk solle der Betrachter schweigend dastehen, wie vor einem Fürsten, und warten bis er angeredet wird. Mit noch größerem Recht gilt es für die Gesamtkunst eines Volkes: ohne schweigende Ehrfurcht, ohne ein gehorsames Hinhören ist nichts zu gewinnen. Denn echte Künstler — echte! — sind ja Offenbarer überzeitlicher — und eben darum so brennend zeitgemäßer — Wahrheiten; ihr Tun ist ein schicksalhaftes Müssen, das sie nötigt, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

Eben darum hoffe niemand, an die Kunst, die sich nur mit dem ihr eigentümlichen Maßstab messen läßt, außerkünstlerische Forderungen mit Erfolg herantragen zu können. Weder einzelne Künstler noch ein Volk von Künstlern lassen sich so leiten. Es ist auch nicht möglich, zum Künstler zu sagen: dieses waren von je die nationalen Traditionen, ihnen folge! Überlieferungen sind lebendig da, ganz gewiß sind sie es. In ihrer Stetigkeit aber und in ihrer Bildungskraft erkannt werden sie erst hinterher. Will der Künstler absichtsvoll einer bestimmten Tradition folgen, so wird er, früher oder später, erkennen, daß er statt ihrer eine Konvention in Händen hält. Nur der Künstler, der leidenschaftlich Unmittelbarkeit sucht, der spontan das tiefere Lebensgefühl seiner Zeit ausdrücken will, setzt die Tradition lebendig fort. Er braucht es nicht zu wollen, er braucht kaum zu wissen, daß er es tut. Das Publikum wird den Sachverhalt lange verkennen; am Ende jedoch zeigt es sich, daß gerade dieser Künstler der geborene Träger der Überlieferung war, daß sein revolutionär erregtes Lebensgefühl instinktsicherer und bewahrender war, als jede Absicht, und sei sie menschlich noch so lauter, hätte sein können.

Es ist, milde ausgedrückt, eine Verkennung des geschichtlichen Tatbestandes, wenn Karl der Große nach elfhundert Jahren angeklagt wird, er hätte die deutsche Kunst mißleitet, weil er den Anstoß zu entscheidenden Entwicklungen durch eine Verknüpfung mit dem Lateinischen gegeben hat, wenn jeder fremde Einfluß innerhalb des Romanischen oder Gotischen, der Renaissance oder des Barock hinterher verurteilt wird. Man kann ganzen Geschichtsepochen nicht Zensuren erteilen; elementare geschichtliche Vorgänge sind dem Lob und dem Tadel der Nachgeborenen entzogen. Es ist umgekehrt: werden sie in Bausch und Bogen verurteilt, so kommt dieses einer Selbstverurteilung gleich. Wer die deutsche Kunst — also das, was unsere Meister gemacht haben — im ganzen auf sich wirken läßt, muß zu der Einsicht kommen, einerlei ob er wissenschaftliche Wahrheit oder den Mythos sucht, daß einer der Wesenszüge dieser Kunst ihre Vielfältigkeit ist: eine Vielfältigkeit, die organisch erscheint in einem Lande der Mitte, in das es stets von allen Seiten herein, aus dem es immer nach allen Seiten hinausströmte; eine Vielfältigkeit, die zum Mutterboden einer fast eigensinnigen Originalität und einer Fülle unnachahmlicher Form geworden ist. Nicht das Bayrische, Österreichische, Schwäbische, Rheinische oder Märkische kann besonderen Anspruch erheben, das Nationale zu repräsentieren; deutsch ist vielmehr alles zugleich: der Reichtum des Stammeshaften, der Wettbewerb, ja die Gegnerschaft innerhalb einer gewachsenen Einheit und die Eigenwilligkeit innerhalb einer geheimnisvollen Solidarität. Nicht sture Ausschließlichkeit, die nur eine einzige Grundanlage gelten läßt, wird dem Genius der deutschen Kunst gerecht. Deutsch ist auch die seit elf Jahrhunderten immer wieder vollzogene Einverleibung fremden Kunstgutes, die unsterbliche Rezeption, die beständig am Fremden eigentümlich erstarkt ist und so eine eigene Rasse von Formen gezüchtet hat. Auf dem Boden der Rezeption sind alle unsere Talente gewachsen. Hier oder nirgends ist Deutschland.

Glaube niemand, der genießend, denkend oder unmittelbar fördernd ein Verhältnis zur Kunst sucht, er könne ihr Wege weisen und den Künstlern sagen, wie sie bauen, malen und meißeln müssen. Niemals hat ein Kunstdenker, und heiße er Winckel-

mann oder Lessing, die Kunst richtig geführt. Immer waren es die Künstler selbst, die das Neue zuerst gesehen, verkündet und verwirklicht haben. Der Denker geht hinter der Produktion einher und zieht Schlüsse daraus; im besten Fall kann er sagen, auf Grund von Indizien, was sich entwickeln möchte. Der beste Kritiker ist nicht der, der ein aus Wolkenkuckucksheim herabgeholtes Ideal heftig fordernd aufstellt, sondern der, der seine Argumente unmittelbar aus den Kunstwerken schöpft, der also von den Künstlern selbst angeleitet wird, ihnen zu sagen, wo sie eigene Intentionen erfüllt haben und wo sie dahinter zurückgeblieben sind. Von dem, was im Entstehen begriffen ist, kann nur der Künstler eigentlich sagen, ob es ein Fischlein oder Fröschlein werden will, was da im Strom der Zeit umherschwimmt. Die Künstler werden nur gestört, wenn Astronomen am Werke sind, um den angeblich neuaufgehenden Stern der deutschen Kunst am Himmel zu entdecken und seine Bahn vorauszuberechnen. Denn wo ihre Wissenschaft versagt, werden sie leicht zu Astrologen, die hineindeuten, was sie nicht herauslesen können. Die Begierde zu wissen, was sein wird, ist verständlich; wird sie aber nicht besonnen gezügelt, so macht sie unbedenklich den Wunsch zum Vater des Gedankens.

Nun kann eingewendet werden, es bestände ein entscheidender Unterschied zwischen der bereits historisch gewordenen und der gegenwärtigen Kunst. Sachlich besteht dieser Unterschied nicht, denn Kunst ist immer Kunst, sie gehorcht einem einzigen Gesetz; aber es besteht allerdings ein Unterschied, nämlich soweit die persönliche Urteilskraft in Frage kommt. Auch der Kunst von gestern, heute und morgen gegenüber gilt der

Satz, sie sei ohne weiteres echt und deutsch, sofern sie meisterhaft ist. Denn es kann ja kein Künstler ein Meister werden, ohne tief und fest im Boden seines Landes zu wurzeln, ohne die Luft seiner Umwelt zu atmen. Das echte Talent ist bodenständig oder es ist überhaupt nicht. Unter den Pflanzen sind die stärksten und schönsten Individuen ja auch die, die den Boden, worauf sie stehen, am begierigsten ausnutzen. Die Schwierigkeit liegt in der Frage, woran denn nun der neue Meister erkannt werde, welche Form den Ewigkeitszug habe, welche Werke einst klassisch heißen würden. Vor Kunstwerken der Gegenwart wird einem die Wertung nicht abgenommen wie bei den schon historisch gewordenen Meisterwerken; jeder muß selbstherrlich urteilen, auf die Gefahr hin, fehlzugreifen. Hier ist der Streit darum am heftigsten, hier stehen Wörter wie schön und häßlich, wie gut und schlecht für Weltanschauungen da.

Wer den Ehrgeiz hat, vor Kunstwerken endgültige Urteile der Geschichte vorwegzunehmen, wird zu Ergebnissen nur kommen, wenn er ohne vorgefaßte Forderungen vor die Kunstwerke tritt, sich gehorsam zu einem Resonator der vom Werk ausgehenden Schwingungen macht und sein Auge strenger Zucht unterwirft: wenn er zuerst sehen lernt. Wer eine feine Zunge hat, dem sagt sie, ob eine Speise aus gutem Material gut zubereitet ist, sie urteilt unbewußt aber unfehlbar über die Qualität. Ebenso urteilt ein begabtes Auge, zunächst ohne Gedankenassoziationen, über die Qualität der Form. Gedankengänge und Empfindungen poetischer Art schließen sich erst an, wenn auch unmittelbar. Das Auge entscheidet primär, ob eine Kunstform echt, erborgt oder erlogen ist; nach dieser Entscheidung erst strömen die Gedanken der echten Form zu, oder sie wenden sich angewidert von der falschen ab.

Echtheit der Form läßt sich nicht beweisen, sie läßt sich nur empfinden. Sie ist darum nicht weniger wirklich. Sagen lassen sich nur Dinge, die mehr negativer Art sind. Sagen läßt sich, zum Beispiel, daß es zwecklos ist, dem Künstler bestimmte Gegenstände und Motive zu empfehlen. In jedem guten Kunstwerk sind Stoff und Form untrennbar verbunden. Eine Zeit, die ihren Talenten bestimmte Stilformen aufnötigt, weist auch auf die dazugehörenden Stoffe. Was die kommenden Meister — wenn welche erscheinen sollten — im Sinne geschichtlicher Notwendigkeit malen müssen, können wir nicht wissen. Zwang wäre vergeblich. Niemand kann einen Vogel zwingen zu singen oder in einer bestimmten Weise zu singen. Ein Stil kann nicht dekretiert werden.

Befragen wir die Geschichte, was mit jenen Künstlern wurde, die sich absichtsvoll und eben darum unkünstlerisch um das Nationale der Kunst bemüht haben. Die Nazarener sind bei solchem Bemühen nirgends über eine zwar vornehme, aber eklektisch gewonnene, blasse und blutleere Form hinausgekommen. Die Historien- und Genremaler haben den vaterländischen oder moralisierenden Lebensstoff wichtiger genommen als die Form und sind darum einem platten Realismus verfallen. Und bei den Deutsch-Römern überwiegt das edle Wollen bei weitem das Können; sie haben ihr Monumentalprogramm nur in wenigen Punkten zu verwirklichen vermocht. Die modernen Meister dagegen: Gottfried Schadow, Blechen, Rethel, Menzel, Leibl und Liebermann zum Beispiel, haben nie gefragt, ob ihre Kunst genügend deutsch sei. Da sie gute Künstler waren, mußten sie folgerichtig auch gute Deutsche sein.

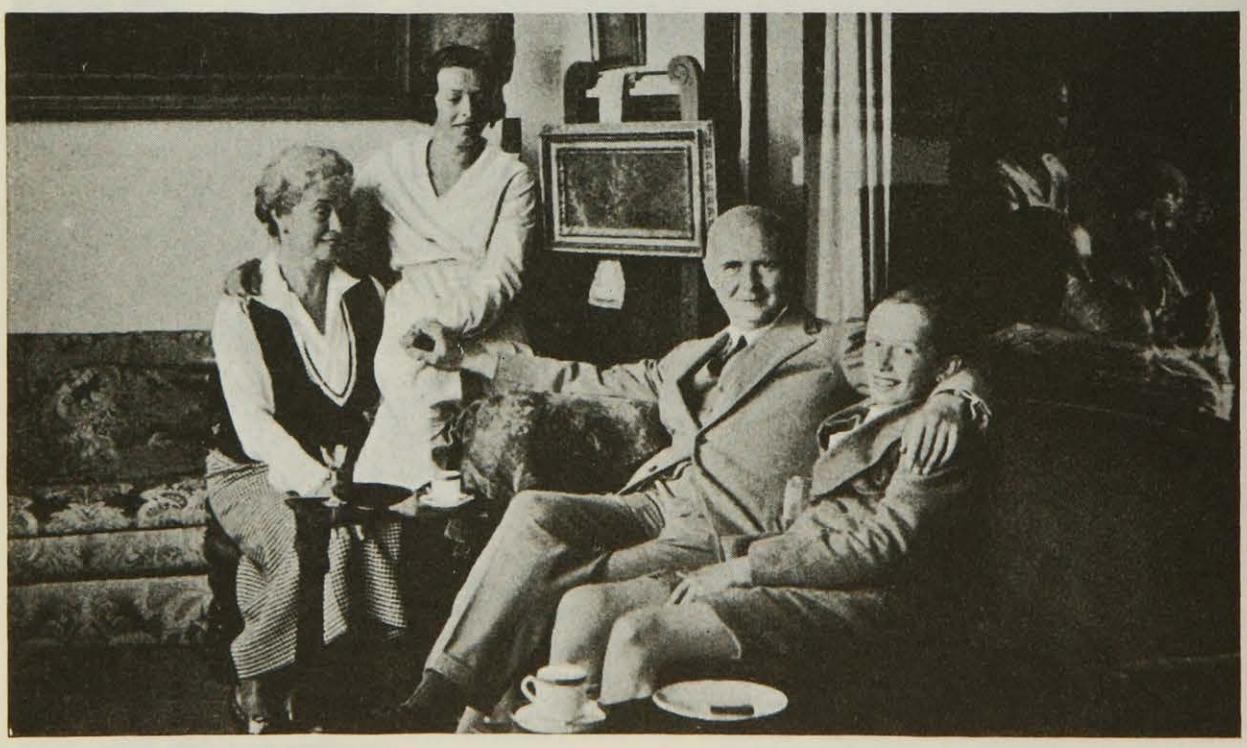
Es ist falsch und irreführend, der Kunst zu sagen: du sollst, du mußt! Man tut am besten, die Meister unter sich die geschichtliche Entwicklung ausmachen zu lassen. Auch sollte keine Epoche herrisch fordern: wir wollen eine Kunst haben, so bedeutend wie nur jemals eine andere Zeit sie hatte. Laßt uns geduldig der neuen Meister harren, bis sie nach unerkennbaren Ratschlüssen der Geschichte erscheinen. Bereit sein ist alles. Nicht in Faulheit und Gleichgültigkeit, sondern tätig, im eigenen Arbeitsgebiet Vorbildliches erstrebend, und hoffend, daß der eigenen tüchtigen Leistung einst bedeutende Leistungen der Kunst antworten, wie die Blüte der Aussaat folgt.

Ausstellung der Galerie Möller, Berlin

Ernst Barlach, Lesende Mönche (Bronze)

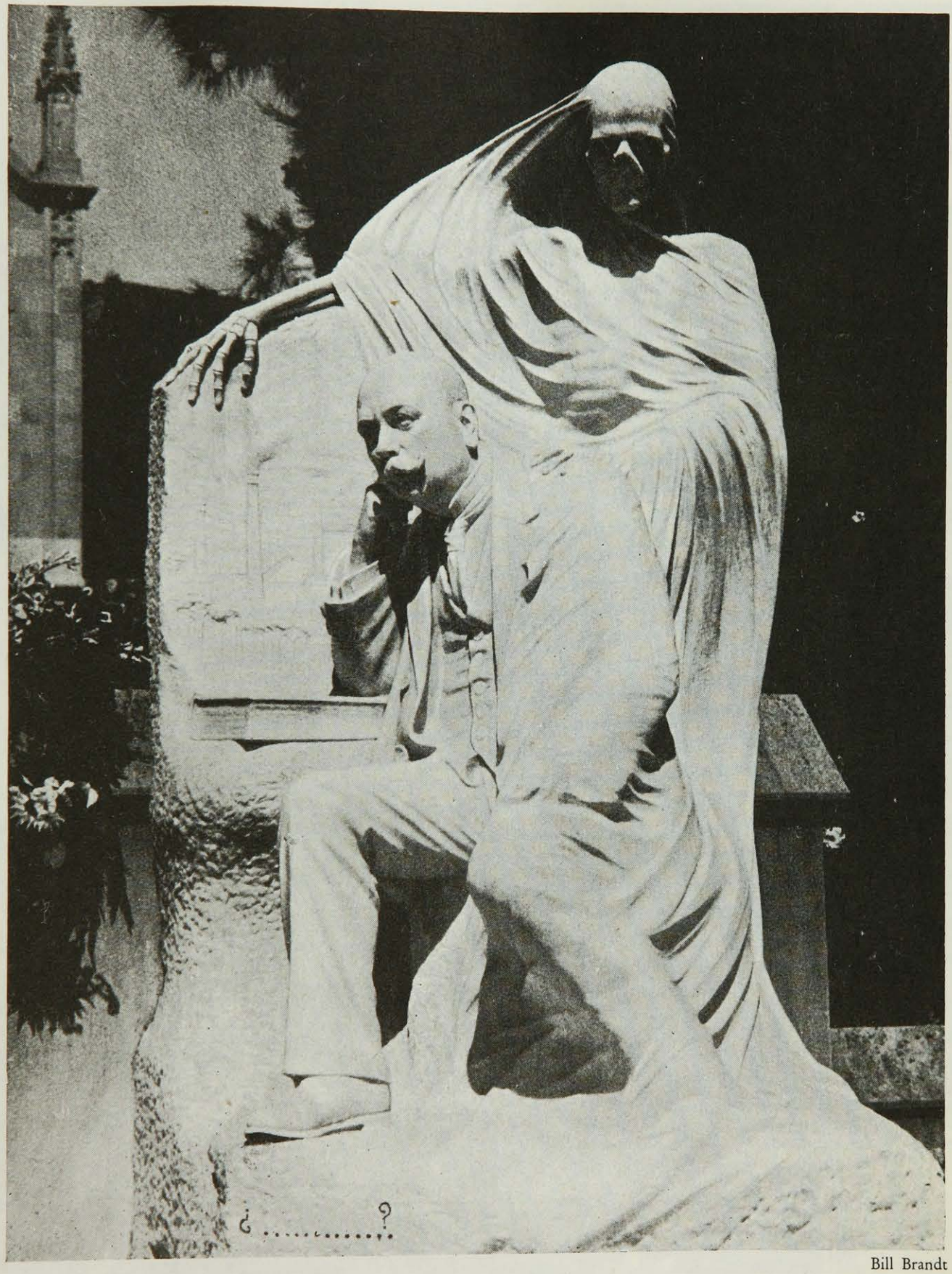
Atlantic

Denkmal für einen japanischen Gelehrten



Skall, Wien

Die Herzogin von Ratibor, Prinzessin Clementine Ratibor, Baron Eduard v. d. Heydt, Prinz Franz Albrecht Metternich-Sandor im Haus v. d. Heydt in Zandvoort



Bill Brandt

Grabstein in Paris

Eine lateinische Anekdote

Für die Auferweckung des Lateinischen

Von

Hilaire Belloc

Wir stellen diese Anregung zur Diskussion. D. Qu.

Eine kräftige Bewegung zur Wiederbelebung des Lateinischen im allgemeinen Umgang ist mir stets als eine derjenigen Reaktionen erschienen, ohne die es uns nicht möglich sein wird, die Einheit der christlichen Welt neu aufzubauen. Je länger wir diesen Versuch hinausschieben, desto schwieriger wird er werden; denn noch ist es kaum zweihundert Jahre her, seit das Lateinische das Medium für die Verständigung der Europäer über ernste Dinge war, und vor dreihundert Jahren war Latein ein unumgängliches Hilfsmittel bei der Diskussion der für sämtliche Nationen gemeinsamen Themen. Nicht früher als um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde es als Sprache der Diplomatie durch das Französische ersetzt; noch lange Zeit nachher war es in Osteuropa, in Ungarn, Polen und den unteren Donauländern in allgemeinem Gebrauch. Sogar während des Weltkrieges ist eine bedeutende diplomatische Rede in lateinischer Sprache gehalten worden, als die Bulgaren ihr Schicksal mit dem des Deutschen Reiches verbanden.

Das Problem stellt sich uns folgendermaßen dar: Wir haben eine gemeinsame Zivilisation, die zwar durch den religiösen Umsturz, „Reformation" genannt, stark erschüttert wurde, aber doch in der Hauptsache noch immer einheitlich ist. Diese Zivilisation hieß einst „Christenheit" und wird jetzt manchmal unklar „Kultur der weißen Rasse" oder genauer „Europa" genannt. Auf jeden Fall gibt es eine unverkennbare Gemeinsamkeit, die trotz einer ungesunden sozialen Zersplitterung doch in wesentlichen Teilen von der alten christlichen Kultur abstammt. Kleidung, Lebensweise, hauptsächliche Anschauungen, das alles verbindet die europäischen Völker auch heute noch.

Der Gedankenaustausch zwischen den verschiedenen Teilen dieser Einheit wird aber in grotesker Weise durch die tiefen Verschiedenheiten der Idiome unterbunden. Die diversen nationalen Sprachen sind nun gerade deshalb so weit auseinandergewachsen, weil es früher ein gemeinsames Medium gegeben hatte, und weil es deshalb die Einheit nicht zu bedrohen schien, wenn die Landessprachen sich frei entwickelten. Das Lateinische war eben die gemeinsame Sprache und das Band zwischen allen Menschen europäischer Herkunft.

Wie notwendig eine gemeinsame Sprache ist, erhellt aus den phantastischen Versuchen, eine solche künstlich zu schaffen. Es gibt hier und dort Enthusiasten für das Rotwelsch „Esperanto", das einer menschlichen Sprache ebenso ähnelt, wie ein Zusammenlegspiel einem menschlichen Gesicht. Diese Enthusiasten haben offenbar noch nie davon auch nur gehört, daß für Jahrhunderte das Lateinische die gemeinsame lebende Sprache unserer Rasse gewesen ist. Es beschloß in sich die Hälfte unserer größten Literatur, alle unsere Traditionen,

unsere Religion — und doch findet heute niemand ein Wort für diese Sprache als das gegebene internationale Verständigungsmittel!

Es hat einen Augenblick gegeben, da es schien, als würde zumindest bei kultivierten Menschen das Französische an die Stelle des Lateinischen treten; aber das Aufkommen eines kämpferischen Nationalismus, die rasche Ausdehnung der Neuen Welt und der Aufschwung des siegreichen Preußenstaates in den Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts hat dies unmöglich gemacht. Es wäre besser gewesen, als das Chaos, in dem wir heute leben; aber doch nur ein ärmlicher Ersatz für das Lateinische.

Übrigens ist es für das Französische ein Glück gewesen, wenn diese Entwicklung nicht weitergeschritten ist; denn einer lokalen Sprache und der Nation, die sie spricht, kann nichts so schaden, wie eine solche Internationalisierung. Die traurigen Wirkungen eines derartigen Prozesses sind ja bereits an dem Verfall, der raschen Vulgarisierung und der Entkräftung des Englischen wahrzunehmen, deren Ursache in der undisziplinierten Verbreitung unserer Sprache über die verschiedenartigsten Länder zu suchen ist.

Mit der Ausnahme von katholischen Priesterseminarien und einigen vereinzelten Gebieten wie Schottland ist das Lateinische seit der Reformation zu einem Privileg der wohlhabenden Klasse geworden, und heute ist es nicht einmal mehr das ... Der Umstand, daß dem früher so gewesen war, hat wohl viel dazu beigetragen, das Volk gegen das Lateinische einzunehmen. Dieses Vorurteil hat eine gewisse vernünftige Begründung: wäre die Kenntnis des Lateinischen wirklich an eine kostspielige Erziehung gebunden, dann könnte sich nur eine kleine, wohlhabende Schicht den Luxus dieser Sprache leisten, und die große Masse hätte ein Recht, gegen einen Brauch zu protestieren, der sie von jeder öffentlichen Diskussion ausschlösse. Auch hat sich die ebenso begreifliche wie falsche Ansicht herausgebildet, als gäbe es bei der Erlernung des Lateinischen ganz besondere Schwierigkeiten. In Wirklichkeit ist von allen fremden Sprachen gerade die lateinische die leichteste, denn sie ist die klarste und logischste, und überdies ist eine Menge unserer Worte von ihr abgeleitet.

Die moderne Maschine des zwangsweisen Unterrichtes will der Jugend eine Menge Dinge beibringen: auf das Lateinische legt sie am wenigsten Wert. Ich will zwar nun keineswegs behaupten, daß für den Mann aus dem Volke Latein wichtiger sei, als seine Muttersprache oder die einfache Buchführung; sicher aber hat es mehr Wert als die sogenannte „Naturgeschichte". Latein ist sogar wichtiger als die elementare Geographie, denn seine allgemeine Kenntnis würde die Beziehungen zwischen den Menschen verschiedener Länder grundlegend verändern.

Die christlichen Nationen sind heutzutage völlig voneinander abgeschnitten. Es gibt nur eine internationale Sprache, „Jiddisch", und diese dient bloß einer relativ kleinen, abgesonderten Gruppe von Menschen. Ein Jude, der etwa in Polen Jiddisch gelernt hat, besitzt ein Medium, durch das er sich mit

„Das kommt davon, wenn man China-Tee in Japantassen serviert"

seinen Glaubensbrüdern in London, Paris oder New York verständigen kann — und er macht davon vielfältigen Gebrauch. Der Pole aber, der nach London, Paris oder New York kommt, hat kein solches Medium, das ihn mit seinen Genossen der christlichen Welt verbände. Lebte das Lateinische noch, so wäre dies anders.

Nur ein Hindernis steht der Wiedergeburt der lateinischen Sprache ernsthaft im Wege: daß ihre Idee in Vergessenheit geraten sein dürfte. Wir sind dieser Sprache heute ebenso entwöhnt, wie unsere Vorfahren an sie gewöhnt waren; wir betrachten ihr Nichtvorhandensein nicht minder als selbstverständlich, wie jene ihr Vorhandensein. Diese Entfremdung zu überwinden und das Lateinische zu neuem Leben zu erwecken, wäre nach meiner Ansicht die beste rein schulmäßige Reform, die zum Zweck der Wiedervereinigung unserer bedrohten Zivilisation überhaupt unternommen werden könnte.

(Aus dem Englischen von Percy H. Eckstein)

Zur Dramaturgenfrage

Von

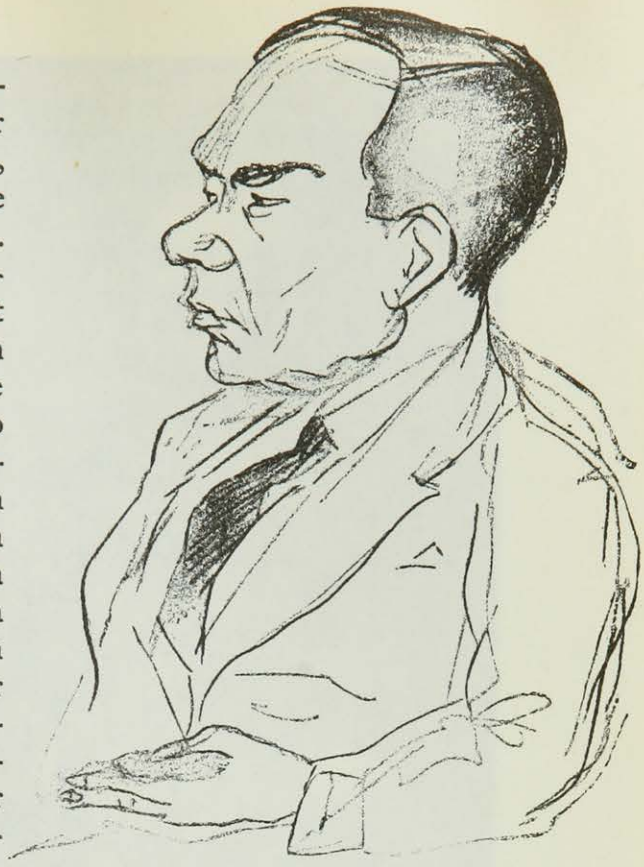
Erhard Buschbeck

Wer etwa behaupten wollte, am deutschen Theater hätte es zuletzt keine Dramaturgen mehr gegeben, den hätte das amtliche Jahrbuch der Bühnen belehrt, daß fast doppelt so vielen Herren dieser Titel gegeben war, als Theater verzeichnet sind. Welche Stellung aber hatten — von wenigen Ausnahmen abgesehen — die also Benannten! Dem Direktor mußten sie den unbequemen Verkehr mit Autoren abnehmen, die er nicht aufführen wollte, die Manuskripte erledigen, die er nicht einmal lesen wollte, und die Annahme von Werken hat der Dramaturg gelegentlich aus der Zeitung erfahren. Autoren, die auf ihren Ruf etwas hielten, waren geradezu beleidigt, wenn „jemand anderer" als der Direktor ihr Stück las, und sie verstiegen sich sogar zu der Bedingung, daß der Allgewaltige nur persönlich darin Einblick nehmen dürfe. Für den Schauspieler war der „Doktor" ein Objekt, dem er vertrauensvoll auf die Schulter klopfte, falls der ihm gerade etwas Freundliches gesagt hatte, von dem sonst aber als ausgemacht galt, daß er vom Theater nichts verstünde. — Es ist die Krankengeschichte des Theaters (in fast allen Ländern übrigens), daß aus seinem funktionellen Leben ein Organ herausgenommen und außer Verantwortung gestellt worden ist. Der Körper hat weitergearbeitet, ja er hat, wie es von vielen Kranken bekannt ist, „überproduziert", bevor er, lange vor seiner Zeit, zusammengebrochen ist. Nachdem das Gleichgewicht der organischen Arbeit gestört war, zeigte sich an anderer Stelle bald eine Hypertrophie, das Leiden wurde vom Herzen aus kompensiert, am ehemals geraden Leib des Theaters setzte sich der Regisseur als Riesenkropf an und brauchte alle seine Kräfte auf, natürlich auch auf Kosten der geistigen Leistung. Es ist etwas nicht in Ordnung gewesen am sinnvollen Bau des Theaters, aber die meisten Ärzte krittelten an den Folgeerscheinungen herum und schrieben auf die Krankentafel schwungvoll etwas von Schwellungen und Ausschlag, statt schlicht die organische Fehlerquelle zu nennen. — Von Lessing bis Ihering sind die Aufgaben des Dramaturgen in der Theorie klar umrissen gewesen, praktisch ist er aber eine unbekannte Größe gewesen, deren Nennwert abhängig war von der Zufälligkeit eines persönlichen Vertrauensverhältnisses und der sehr peripheren Begabung, dem willkürlichen Lauf der Dinge doch dieses oder jenes gestaltende Moment abzulisten. Es hat natürlich immer wieder Direktoren gegeben, deren lebendiges Verständnis über dieses Vakuum einer Dramaturgenstellung hinwegzuhelfen versuchte, aber vorherrschend blieb ein höchst verwischter Begriff, dessen Auslegung jeweils persönlich überlassen war. Die Aufbauarbeit am Theater wird daher ihren Anfang nehmen müssen, indem sie dem Dramaturgen auch eine äußere Verantwortung

Rud. Großmann, Hartung

zurückgibt und seine längst festgestellte Funktion normativ eingliedert. Die Achtung vor einer geistigen Zielsetzung wird wiederkehren, wenn auch am Theater durch seine Befugnisse der Mann bezeichnet ist, der sie zu geben hat.

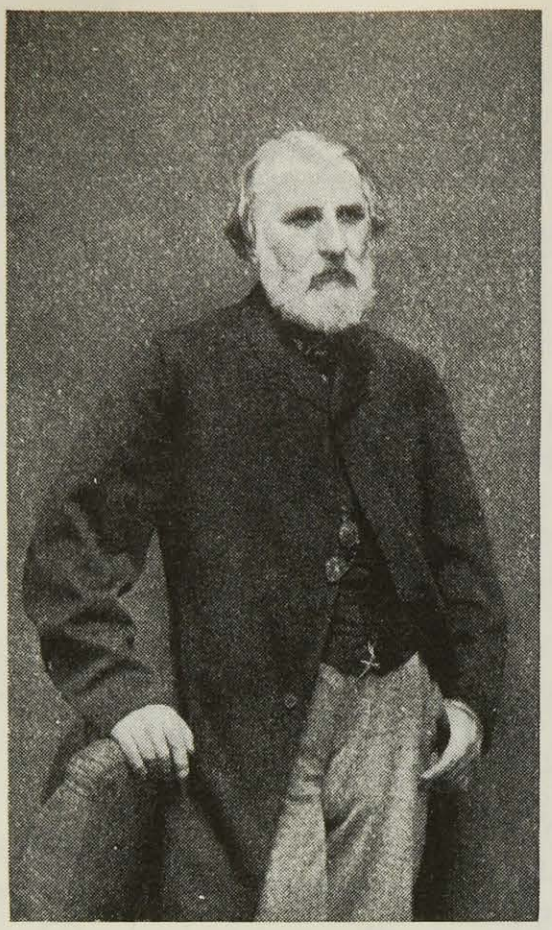
Es ist erstaunlich, wie vielerlei Sprachen am Theater geredet werden, ja es ist geradezu für seine Art charakteristisch, daß sich neben der ihm eigenen noch andere zu Worte melden und abwechselnd führen wollen. So die des Literaten, des Beamten oder des Publikums. Eine wie die andere aber machen die reine Sprache dieser Kunst zu einem Kauderwelsch, das bald niemand mehr hören will. Man wird sich endlich dazu verstehen müssen, im Theater eine souveräne Kunstform zu sehen, und auch der dramatische Schriftsteller wird sich also bequemen müssen. Was das Theater aus seinem Werk macht, soll unter der Verantwortung des Theaters geschehen, dem Autor gegenüber bleibt ja immer sein Buch als Kontrolle bestehen. Kaum je findet sich ein Dramatiker, der sich zu jener Freiheit gegenüber seinem Werk aufgeschwungen, die sein restloses Lebendigwerden am Theater braucht. Er bleibt immer wieder an Einzelheiten hängen und ist gerade in seine schwächsten Szenen verliebt, weil sie ihn soviel Mühe kosteten und er gerade durch sie etwas erreicht zu haben glaubt, das ihm fehlt. Sein Eigensinn kehrt sich dann gegen den Sinn des Theaters, und es hilft leider nicht mehr, wenn er nach der Aufführung reuig kommt und bedauert, Ratschläge nicht befolgt zu haben.



Rudolf Großmann
Der Dramatiker Rosso di San Secondo

Der Dichter übergibt dem Theater sein Werk, aber er schenke um Gottes Willen nicht sich mit dazu. Ein richtiger Dramaturg wird stets mit der größten Achtung über seiner Handschrift wachen, und wird es um so mehr, wenn er auch nach außen hin die Bühnenform zu verantworten hat. Andererseits ist eine Unsitte abzustellen, die sich in den letzten Jahren sehr verbreitet hat, indem Regisseure, die dem geschriebenen Wort gegenüber blutige Dilettanten waren und keinen lebendigen Satz formen konnten, ganze Szenen neu schrieben, sobald sie eine eigene Verliebtheit dazu verlockte, und hemmungslos auch im Dialog auf Wirkungen hinarbeiteten, die außerhalb eines Stückes lagen. Hat der Dramaturg wirklich sein „Amt" und ist er dafür bestellt, so wird das, was notwendig ist, nur in Zusammenarbeit mit ihm geschehen können, und er wird das Wort unter seiner Hut behalten.

Haben am Theater alle anderen dem Augenblick zu dienen und sich für ihn ganz einzusetzen, so ist es die Sache des Dramaturgen, über ihn hinaus stets weiterzudenken, was den Schauspieler anbelangt, oder die Fortwirkung des Werkes und die richtunggebenden Kräfte, die von den Zuhörern auf ihn zurückwirken. Er ist gleichsam ein Barometer, das selbst für den atmosphärischen Druck verantwortlich ist, bei den starken Spannungen des Theaters also ein sehr heikles Instrument, das, wie der wirkliche, bei dauerndem schönen Wetter nicht mit Unrecht vergessen wird.



Turgenjeff persönlich*

Von

E. de Goncourt

23. Februar 1863. — Abendessen bei Magny. Charles Edmond bringt Turgenjeff mit, den ausländischen Schriftsteller von so zartem Talent, der die „Memoiren eines russischen Edelmannes" und den „Russischen Hamlet" geschrieben hat. Ein entzückender Koloß, ein sanfter, weißhaariger Riese, der wie ein gutmütiger Berg- oder Waldgeist aussieht. Er ist schön, hoheitsvoll schön, ungeheuer schön, in den Augen ein Stück Blau des Himmels und in der Sprache den Scharm russischen Tonfalls, jenen Singsang, in dem etwas vom Kinde mitklingt und etwas vom Nigger. Gerührt und in guter Stimmung durch die Ovationen, die wir ihm bereiten, erzählt er ganz eigenartig von der russischen Literatur, die, wie er sagt, auf allen Linien mitten im Realismus steckt, vom Roman bis zum Theater. Er erzählt uns, daß in Rußland sehr viele Zeitschriften gelesen werden und errötet bei dem Geständnis, daß er und noch zehn andere für den Artikel sechshundert Francs bekommen. Bücher hingegen sind sehr schlecht bezahlt und bringen höchstens 4000 Francs . . .

2. März 1872. — Théophile Gautier, Turgenjeff und ich sind heute bei Flaubert zu Tisch. Turgenjeff, der sanfte Riese, der liebenswürdige Barbar mit seinem weißen Haar, das ihm bis in die Augen hinunter hängt, der tiefen Falte, die seine Stirn von einer Schläfe zur andern durchzieht wie eine Ackerfurche und seiner kindlichen Art zu reden, bezaubert und „umkränzt" uns, wie es russisch heißt, durch jene eigenartige Mischung von Naivität und Scharfsinn, welche so verführerisch nur der slawischen Rasse eigen ist. Bei ihm kommt noch die Originalität eines ungewöhnlichen Verstandes und ein ungeheures, kosmopolitisches Wissen hinzu.

Er erzählt uns von dem Monat im Gefängnis nach der Veröffentlichung des „Tagebuchs eines Jägers", von jenem Monat, während dessen man ihm als Zelle ein Polizeiarchiv angewiesen hatte, dessen Geheimakten er studierte. Mit der Kunst des Malers und des Romanschriftstellers zeichnete er den Polizeichef, der ihn eines Tages, von dem Champagner, den Turgenjeff gespendet hatte, berauscht, mit dem Ellbogen angestoßen und gerufen hatte: „Hoch Robespierre!"

Dann hält er einen Augenblick in Gedanken versunken inne: „Wenn ich auf diese Dinge Wert legte, müßte man mir auf meinen Grabstein schreiben, wieviel dieses Buch zur Aufhebung der Leibeigenschaft beigetragen hat. Ja, nur das, sonst nichts . . . Der Zar Alexander hat mir sagen lassen, daß mein Buch ein Hauptanstoß zu seinem Entschluß war . . ."

* Zu seinem 50. Todestag am 3. September

„Wissen Sie", sagt Turgenjeff, „manchmal ist eine Wohnung von einem beinahe unmerklichen Moschusgeruch erfüllt, den man nicht zu verscheuchen vermag . . . Und um mich, sehen Sie . . . ist auch ein solcher Duft, aber ein Duft nach Tod . . . nach dem Nichts . . . nach Auflösung . . ." Und nach kurzem Schweigen fügt er hinzu: „Und die Erklärung hierfür finde ich in meiner nun schon vollkommenen Unfähigkeit zu lieben . . . Ich bin es nicht mehr imstande und das . . . nicht wahr? . . . das ist der Tod . . ."

Da wir, Flaubert und ich, die Wichtigkeit der Liebe für Männer mit geistiger Beschäftigung in Abrede stellen, läßt er in hoffnungsloser Geste kraftlos beide Arme herabsinken; „Aber! Aber! Mein Leben ist getränkt von Weiblichkeit. Es gibt kein Buch und auch sonst nichts auf der Welt, das mir die Frau hätte ersetzen können . . . Wie soll ich das ausdrücken? . . . Ich finde, daß einzig die Liebe das ganze Wesen des Menschen zu einer gewissen Entfaltung zu bringen vermag . . . Ist es nicht so? . . . Da fällt mir gleich ein Fall ein . . . Ich hatte als ganz junger Mensch eine Geliebte, eine Müllerin, unweit von Petersburg, die ich immer besuchte, wenn ich auf die Jagd ging. Sie war entzückend, ganz weiß und hatte merkwürdige Augen. Nie wollte sie etwas von mir annehmen. Aber eines Tages sagte sie: ‚Sie müssen mir etwas schenken?'

‚Was soll es denn sein?' fragte ich.

‚Bringen Sie mir aus Petersburg eine parfümierte Seife.'

Ich bringe ihr die Seife. Sie nimmt sie, verschwindet, kommt mit vor Erregung geröteten Wangen wieder und streckt mir die Hände entgegen: ‚So, und jetzt küssen Sie meine Hände, so wie Sie in den Salons den Petersburger Damen die Hände küssen.'

Ich sank auf die Knie . . . kein zweiter Augenblick meines Lebens ist diesem zu vergleichen . . ."

22. März 1872. — Turgenjeff ißt mit Flaubert bei mir. Er entwirft uns die bizarre Silhouette seines Moskauer Verlegers, eines Literaturhändlers, der kaum lesen und, was das Schreiben betrifft, nur seinen Namen kritzeln kann. Er schildert uns ihn, von zwölf phantastischen, kleinen Männlein umgeben, seinen Lektoren und Ratgebern, welche 700 Kopeken jährlich beziehen.

Dann beschreibt er Schriftstellertypen, mit denen verglichen unsere Bohemiens die reinen Waisenkinder sind. Er schildert einen Saufbold, der, um in der Früh sein Glas Wodka trinken zu können, für 20 Kopeken eine Straßendirne geheiratet hatte; von ihm hat Turgenjeff eine ausgezeichnete Komödie herausgegeben.

Dann kommt er auf sich selbst zu sprechen und analysiert sich. Er erzählt, daß, wenn er traurig oder schlecht gelaunt ist, zwanzig Verse von Puschkin ihn aus seiner Erschlaffung reißen und wieder aufpulvern; sie ergreifen ihn, wie selbst die edelste, großmütigste Tat es nicht vermöchte. Einzig die Literatur ist imstande, ihm diese Aufheiterung zu schenken, und er hat dabei auch eine rein physische Empfindung, ein merkwürdig angenehmes Gefühl in den Wangen! Und wenn er zornig ist, empfindet er in Bauch und Brust eine ganz ungeheure Leere . . .

25. Jänner 1875. — Zola ist in elender Stimmung; „Ihr werdet mich ja gewiß auslachen, aber ich kann mir nicht helfen . . . Ich komme nicht darüber hinweg, daß ich nie eine Auszeichnung bekommen werde und nie Aussicht auf die Akademie habe und man mein Talent niemals würdigen wird . . . Für das Publikum werde ich immer ein Paria sein . . . ja, ein Paria . . ." Das Wort Paria wiederholt er vier- bis fünfmal . . .

Worauf Turgenjeff ihn mit väterlicher Ironie ansah und ihm folgende hübsche Geschichte erzählte: „Zola . . . gelegentlich des Festes an der russischen Bot-

schaft, anläßlich der Aufhebung der Leibeigenschaft, einem Ereignis, an dem ich nicht ganz unbeteiligt bin, wie Sie wissen, wurde ich vom Grafen Orloff, der mein Freund ist und dessen Trauzeuge ich war, zum Diner eingeladen. Ich bin vielleicht nicht der größte russische Schriftsteller in Rußland, aber in Paris . . . da es keinen andern gibt . . . müssen Sie doch selbst zugeben . . . nicht wahr . . .? Nun . . . und wohin hatte man mich bei Tisch gesetzt? . . . Auf Stuhl Nummer 49, hinter den Popen . . . Und Sie wissen, wie verachtet der Priester in Rußland ist . . ."

21. November 1875. — Der Kaiser aller Reußen hat, so erzählt Turgenjeff, niemals das geringste Gedruckte gelesen. Wenn ein Buch oder ein Zeitungsartikel ihn interessiert, wird davon für ihn eine Kopie in schwungvoll kalligrafierter Kanzleischrift verfertigt, und Turgenjeff erzählt uns, daß der Autokrat von Zeit zu Zeit in dem Dorf X. kurzen Aufenthalt nimmt, wo er sich der Kaiserwürde zu entkleiden posiert und sich schlicht Herr Romanow nennen läßt.

5. März 1876. — Turgenjeff bei Flaubert: „So deutlich wie gestern habe ich noch nie empfunden, wie verschieden die Rassen sind; ich konnte die ganze Nacht deswegen nicht richtig schlafen . . . Wir . . . ich meine uns Schriftsteller . . . wir haben doch alle den gleichen Beruf . . . Nun, gestern im Theater, als der junge Mann dem Liebhaber seiner Mutter, der seine Schwester küssen wollte, sagte: „Ich verbiete Ihnen, dieses junge Mädchen zu küssen . . . "— da hat es mir einen Ruck der Abwehr gegeben, und wenn fünfhundert Russen unter den Zuschauern gewesen wären, sie hätten bestimmt alle genau so reagiert wie ich . . . Und Flaubert und die Leute in seiner Loge haben diesen Abwehrblitz nicht gefühlt . . . Darüber habe ich in der Nacht viel nachgedacht . . . Ja, gewiß, Ihr seid Lateiner, es steckt etwas von Rom in euch mit seiner Religion des Rechtes . . . kurz ihr seid Männer des Gesetzes . . . Wir . . . wir sind nicht so . . . Wie soll ich es ausdrücken? . . . Schauen Sie . . . nehmen Sie bei uns einen Kreis alter Russen an und hinter ihnen ein Durcheinander von jungen Russen. Nun, und die alten Russen sagen ja oder nein . . . Die jungen Russen hinter ihnen stimmen diesem Urteil zu. Sie müssen sich vorstellen, daß es für dieses Ja oder Nein kein Gesetz mehr gibt, daß kein Gesetz mehr existiert, denn das Gesetz kristallisiert sich bei den Russen nicht so wie bei euch. Ein Beispiel: Wir sind in Rußland Diebe und trotzdem: wenn ein Mann zwanzig eingestandene Diebstähle begangen hat, aber erwiesenermaßen aus Not und weil er Hunger hatte, wird er freigesprochen . . . Ja, ihr seid Männer des Gesetzes und der Ehre und wir, so „autokratisiert" wir sein mögen, wir sind Menschen . . . wie soll ich es nur ausdrücken? . . . Wir sind . . . menschliche Menschen . . ."

5. Mai 1867. — Turgenjeff: „Ich brauche, um arbeiten zu können, den Winter und einen Frost wie wir ihn in Rußland haben, einen zusammenziehenden Frost mit kristallbesäten Bäumen . . . Aber noch besser arbeite ich im Herbst, wenn es keinen Wind gibt, nicht ein bißchen Wind . . . wenn der Boden elastisch ist und die Luft nach Wein schmeckt . . . Mein Zuhause ist ein Holzhäuschen mit einem Garten voll gelber Akazien . . . bei uns gibt es keine weißen . . . Im Herbst ist die Erde ganz besät mit Schoten, welche krachen, wenn man auf sie tritt, und die Luft ist voll von den komischen Vögeln, die allen andern nachäffen . . . ja, Elstern meine ich . . . Und mitten in all dem ganz allein . . ."

Turgenjeff spricht den Satz nicht zu Ende, aber das feste Zusammenkrallen seiner über der Brust geballten Fäuste bringt alle Wonne und allen Rausch dieses Gehirns zum Ausdruck, das jenen kleinen Winkel im alten Rußland mit allen Fasern genießt . . .

Ein Beethoven-Film wird gedreht (1933)

Otto Gebühr im „Flimmerprinz" (1917)

Herzblut I. Film

„Im Schatten des Glücks"

Atlantic

Eine spanische „Miß Gracia“

Binder

Lilian Harvey vor zehn Jahren

1. Februar 1880. — Gestern gab Turgenjeff Zola, Daudet und mir ein Abschiedsessen vor seiner Abreise nach Rußland. Er fährt diesmal mit einem seltsamen Gefühl der Ungewißheit in sein Land zurück, einem Gefühl, das er, wie er sagt, in seiner frühesten Jugend bei einer Fahrt über die Ostsee empfand, als das Schiff vollkommen in Nebel gehüllt war und er als einzige Gesellschaft eine auf Deck angekettete Äffin hatte. Und solange wir noch allein sind, beginnt er von dem Leben zu reden, das er in sechs Wochen führen wird, von seiner Behausung, von seiner Hühnersuppe, der einzigen Speise, die sein Koch zuzubereiten versteht, und von den Unterredungen — von seinem kleinen, beinahe ebenerdigen Balkon aus — mit den Bauern, seinen Nachbarn.

Als feiner Beobachter und guter Komödiant schildert er mir die drei Schichten der heutigen Generation: die alten Bauern, deren schallend leere, aus einsilbigen, nie zu Ende gesprochenen Worten bestehende Reden er kopiert; die Söhne dieser Bauern, mit ihrem salbungsvollen, lehrhaften Gerede; und die Enkel, eine schweigsame, diplomatische und ätzend zerstörende Schicht. Auf meine Bemerkung, daß diese Gespräche ihn sehr langweilen müssen, schüttelt er energisch den Kopf und sagt, daß es ganz merkwürdig sei, was man manchmal von diesen völlig ungebildeten Menschen zu hören bekomme, deren Geist in der Einsamkeit und Beschaulichkeit ununterbrochen arbeite.

9. April 1881. — Nach dem Abendessen ist von Liebe die Rede und von dem manchmal ganz seltsamen Geschmack der Frauen. Worauf Turgenjeff Folgendes erzählt: In Rußland war eine entzückende Frau, deren milchkaffeebrauner Teint wundervoll mit dem aschblonden, duftigen Haar zusammenstimmte. Dieser Frau wurde von den klügsten und berühmtesten Männern sehr hofiert. Als Turgenjeff sie eines Tages fragte, warum sie von allen Anbetern unerklärlicherweise gerade den einen erwählt habe, antwortete sie: „Ja, es ist vielleicht wahr . . . aber Sie waren nie dabei, wenn er sagte: ‚Nicht möglich . . .! Was Sie sagen . . .?!'"

6. März 1882. — „Der Gedanke an den Tod", sagt er, „ist mir sehr vertraut, aber ich schiebe ihn immer von mir" — und er macht eine kleine Abwehrbewegung mit der Hand. „Für uns Russen hat der slawische Nebel etwas Gutes . . . er hat den Vorteil, uns der Logik unserer Ideen und allzu konsequenter Schlußfolgerungen zu berauben . . . Wenn wir bei uns in Rußland in einen Schneesturm geraten, pflegt man uns zu sagen: „Denkt nicht an die Kälte, sonst müßt ihr sterben!" Nun, und dank diesem Nebel, von dem ich sprach, denkt der Slawe im Schneesturm nicht an die Kälte, und auch der Gedanke an den Tod verblaßt und verschwindet bei mir sehr schnell . . ."

10. April 1883. — Es ist heute nur von Turgenjeff die Rede, den Charcot aufgegeben hat.

21. April 1883. — Ein echter Schriftsteller, unser Turgenjeff. Man hat ihm eine Zyste aus dem Bauch herausgeschnitten, und er sagte zu Daudet, der ihn kürzlich besuchte: „Während der Operation dachte ich an unsere Diners, und ich suchte die Worte, mit denen ich euch den genauen Eindruck des Stahles wiedergeben könnte, der die Haut durchstößt und in das Fleisch eindringt, wie ein Messer, das eine Banane zerschneidet."

7. September 1883. — Die Totenfeier und Beisetzung Turgenjeffs hat heute aus den Häusern von Paris eine Unmenge von Riesen mit plattgedrückten Zügen und Gottvater-Bärten herausgelockt. Ein ganzes kleines Rußland, das man in dieser Stadt gar nicht vermuten würde. Auch viele russische Frauen, deutsche Frauen, englische Frauen . . . lauter treue Leserinnen, die dem großen, feinfühligen Schriftsteller die letzte Ehre erwiesen.

Gedichte um Sonne und Mond

*

Morgensonne

Wie die Sonne durch das Fenster springt,
Nicht springt, nein, schwillt und schäumt und flutet,
Daß die Flasche auf dem Tische blutet,
Daß die Flasche feurig klingt und singt:
Eine Trompete, die die Sonne bläst!

Wie die Zimmerwände beben!
Schwarz im Schattenspiel der Reben
Knäult sichs wie im Schlangennest.
Aus ihm entschlüpft, gebläht und dick,
Hängt der geflochtne Vorhangstrick.

Georg Britting

Arthur Grimm

Unter den Felsen

Des Mondes blasse Sichel wetzt
die Scharte des Gebirges scharf,
das glüht noch von der Sonne jetzt,
die über Tag die Strahlen warf.

Wie Wäschestücke, ausgesetzt
zur Bleiche, liegen kleine Zipfel
und Fetzen Schnees noch von zuletzt
auf steilen Hängen unterm Gipfel.

Allmählich blaßt der rote Rücken,
und auf dem Felsendach die Lappen
von Schnee sind reparierte Lücken.

Die Zähne des Gebirges schnappen
wie hungrig nach dem goldnen Kipfel
des Monds, der hochschwebt unverletzt.

Victor Wittner

*

Am See

Der Bauer summt und spaltet Holz und schichtets in die Reih.
Nach jedem Schlag tönt aus dem Wald ein zweier Schlag herbei.
Am Landungssteg die Bäuerin fleit stumm die Wäsche aus.
Ihr Spiegelbild zerspringt im See mit Wolken, Strauch und Haus.
Es rinnt in runden Wellen fort und fügt sich wieder schnell.
Ein Dampfer fährt vorbei. Am Bug schlägt an die Glocke hell.
Wir blicken einen Atemzug auf das besonnte Deck.
Ein Schatten fällt vom Rauch auf uns und ist schon wieder weg.
Bald hörst du keine Glocke mehr, nur Echo Schlag um Schlag.
Und alle Laute dringen bloß als Schweigen in den Tag.

Heinrich Zillich

Vom Betragen auf Reisen

Von

Albrecht Fürst v. Urach, Graf v. Württemberg

Warum beträgt man sich auf Reisen anders als gewöhnlich? Warum bietet der Mann, der tagaus tagein im Autobus faul hinter seiner Zeitung sitzt und alle Damen seelenruhig stehenläßt, im Expreß einer Schönen seinen Platz an, die schon drei Plätze besetzt? Warum wird der friedliche Familienvater zu einem kämpfenden Löwen, wenn er für Frau, drei Babies, Kindermädchen, Hund, Kanarienvogel und Berge von Gepäck Platz finden soll? Reisen verändert die Nerven, den Ausblick der Menschen, die nicht an tägliches Reisen gewöhnt sind wie die Geschäftsreisenden. Reisen hat trotz allen technischen Errungenschaften den Nervenkitzel des Abenteuers.

Natürlich ist der Begriff einer Reise sehr verschieden. Es gibt Leute, die genagelte Schuhe, Rucksack, Kochapparat, Biwakzelt und Kompaß mitnehmen, um von Berlin nach Spandau zu reisen. Andere fliegen mit Aktentasche und Melone bis Teheran. Die Grundidee des Reisens ist die des Vagabunden: Ich bin ein Fremder, morgen bin ich wieder über alle Berge, es ist daher ganz gleichgültig, was ich tue und wie ich mich betrage. Aber es gibt Aufenthaltsorte, die nur für Reisende da sind. Ganze Hotelstädte hat man für sie gebaut. Da ist es gefährlich, sich die allzu große Wurschtigkeit des Durchreisenden anzugewöhnen. Denn an diesen Orten trifft man mit unfehlbarer Regelmäßigkeit immer wieder dieselben Leute.

Es wird noch immer mit der Bahn gereist. Diese Fortbewegungsart hat ihre Vorteile. Pünktlichkeitsliebende können ihrer Entrüstung mit Berufung auf den amtlichen Fahrplan Luft machen. In den hundert Eisenbahnjahren hat sich eine Routine des Betragens in der Eisenbahn eingebürgert. Wenn ich höflich frage: Darf ich das Fenster öffnen? — meldet sich seit Erfindung des Dampfrosses immer noch jemand, der gegen Zugluft protestiert. Will ich meinen Willen haben, dann ist es besser, gar nicht erst zu fragen. Auch die zögernde Auskunft, ein Platz sei vielleicht noch frei, wartet man am besten gar nicht ab. Warum immer seine Mitmenschen schonen? Sie schonen einen ja auch nicht. In Spanien geht die Höflichkeit so weit, daß in der ersten Klasse niemand sein Jausenpapier entfaltet, seine Zigarettendose öffnet, ohne den Mitreisenden, die er gar nicht kennt, davon anzubieten. Man hat mit derselben Höflichkeit abzulehnen, in der dritten Klasse aber mit derselben Höflichkeit anzunehmen.

Überhaupt, erste und dritte Klasse. In der dritten Klasse wird man immer Leute finden, die sich verpflichtet fühlen, den Mitreisenden zu verstehen zu geben, daß sie von Rechts wegen in der ersten Klasse reisen müßten. Sie tun das entweder durch stumme, würdevolle Verachtung ihrer Umgebung oder durch gnädige Herablassung und Leutseligkeit. In der ersten Klasse und auch im Speisewagen findet man die Leute, die glauben, sie müßten sich dieser ehrenvollen Beförderungsweise entsprechend pomphaft benehmen.

Am seltensten findet man vollkommene Nervenruhe. Reisefieber äußert sich in irgendeiner Form. Manche glauben, die Mitreisenden damit anstecken zu müssen, schon bei der Abfahrt, und erst recht bei der Ankunft. Wenige können die willkommene Gelegenheit, mit andern für einige Zeit in einem kleinen Raum zu sitzen, vorübergehen lassen, ohne diese über alle die Details aufzuklären, die sie nachher in die Anmeldezettel des Hotels schreiben. Meist fügen sie noch überstandene und bevorstehende Krankheiten dazu.

Abfahrt und Ankunft geben endgültiges Zeugnis über das Betragen der Reisenden. Warum soll sich der Zurückbleibende nach herzlichem Abschiednehmen beschämt umsehen, ob man ihn beobachtet hat? Schämt er sich seiner, der Öffentlichkeit gezeigten Gefühle? Was gehen ihn die andern an? Natürlich ist ihm eine reservierte Natur überlegen. Doch wer weiß, ob Reserviertheit nicht eine mühsam getragene Maske ist? Auch am Reiseziel, in der Sommer-

Holz-Averdung

frische, wird sich der Reisende anders betragen als zu Hause; wie er glaubt, besser, meistens schlechter. Er hat eine gewisse Summe auszugeben, das macht ihn für die verschiedensten Leute interessant. Er selbst kommt sich dabei ungemein wichtig vor. Italien, das Land der Psychologen, versteht es am besten, allen Wünschen der Reisenden Erfüllung zu geben.

Der menschliche Herdentrieb wirkt auch auf der Reise. Man bildet Gesellschaften, studiert die Liste der Hotelgäste. Es gibt auch einen nationalen Herdentrieb, den die Deutschen in sich zu haben scheinen. Sie sind wissenshungrig und reiselustig. Jeder reisende Deutsche ist sofort als solcher kenntlich. Auch in Mexiko sitzt er im deutschen Bierhaus und gründet eine Liedertafel. Der Engländer geht in seiner Reserviertheit auch im finstersten Spanien nie von seinen erprobten Lebens- und Reisegrundsätzen ab. Für ihn sind alle Nichtbriten mehr oder weniger Dagoes. Der im Ausland reisende Franzose existiert nicht, in Frankreich vergnügt er die Zuschauer durch tränenreiche Abschiedsszenen, wenn er von Paris nach Versailles fährt. Nur wenige im Ausland Reisende sind sich bewußt, daß ihre ganze Nation, ihr Land nach ihrem persönlichen Betragen beurteilt wird.

Erik Nitsche *Der Mann, der das Abteilfenster aufbrachte*

Dann gibt es Seereisen. Bald merkt man, daß zur See der Raum eng und die Zeit lang ist. Immer sieht man dieselben Gesichter. Cliquen bilden sich, zerplatzen, befeinden sich; drohend steht das Gespenst der Seekrankheit im Hintergrund. Autoreisen stellen allerhand Anforderungen an das Betragen. Man erwartet etwas vom Besitzer eines Wagens, nicht nur, daß er schneidig überfahren kann. Luftreisende scheinen sich bis jetzt noch am besten zu betragen, vielleicht, weil sie wissen, daß sie im Falle eines Unglücks alle gleichermaßen umkommen werden. Doch gibt es auch da Leute, die ausgetrunkene Sektflaschen über Bord werfen und die Steuerung zertrümmern.

Warum soll man sich auf Reisen eigentlich anders betragen als im gewöhnlichen Leben? Weil man mit den lieben Mitmenschen in engere Berührung kommt? Weil man in anderer sozialer Umgebung lebt? Wer weiß denn, ob die Leute im Hotel mit ihrem vornehm-wichtigen Getue nicht alle Hochstapler sind?

Man sagt: Reisen erfrischt, bildet, belehrt. In Frankreich gibt es Leute, die in der Sommerferienzeit ihre Fensterläden schließen und alles tun, um den Eindruck zu erwecken, sie seien verreist. Diese Unglücklichen bringen einige Wochen in der Hitze ihrer Dachkammern zu und leben von Konserven, nur, um vor ihren Nachbarn im Nimbus einer Sommerreise dazustehn.

Interview mit einem amerikanischen Reporter

Von

Christian Rath

„Wie wird man in Amerika Reporter?"

„Da gibt es zwei Wege. Entweder man wird zuerst ‚Copy Boy'. Das ist der Volontär, der die Kopien der Berichte zum Redakteur bringt und so auch allmählich lernt, wie man Reporter wird. Die andere Möglichkeit, die seit vier bis fünf Jahren besteht, ist der Besuch der Journalistenschule an irgendeiner Universität. Da lernen die Jungens Kurzgeschichten schreiben, Berichte über Feuer und Mord machen usw. Schließlich gibt's ein Examen, und dann werden sie auf die Zeitungen losgelassen."

„Wie stehen die amerikanischen Behördenstellen zum Reporter?"

„Na, großartig. Was sollen sie auch machen? Neulich hat sich mal der Oberbürgermeister von New York, O'Brien, bei einer großen New-Yorker Zeitung über die mangelhafte Wiedergabe seiner Rede beschwert. Darauf wurde zu der nächsten Ansprache des Oberbürgermeisters ein Stenograph geschickt, der vom Anfang bis zum Ende jedes Wort, aber auch jedes Räuspern, Husten, jedes Versprechen, jede Nebenbemerkung des Redners aufnahm. Dieser Bericht wurde dann unredigiert in großer Aufmachung veröffentlicht. Im Motto zu dem Bericht war der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Oberbürgermeister jetzt zufrieden sein möge. Und er war es. — Einmal habe ich eine Telefonreportage gemacht. Es waren Beschwerden gekommen, daß ein Mister Rose im Rathaus so selten zu sprechen war. Daraufhin habe ich ihn von neun Uhr früh bis Büroschluß stündlich angerufen. — ‚Mister Rose ist im Augenblick nicht da.' — ‚Mister Rose ist mal gerade aus dem Zimmer.' — ‚Mister Rose ist in einer wichtigen Konferenz.' — ‚Mister Rose ist eine halbe Stunde aus dem Haus.' — ‚Mister Rose diktiert jetzt.' Und immer so weiter. Das habe ich dann am nächsten Tage veröffentlicht, und es war eine nette Überraschung, für das Rathaus und für die Leser."

„Sind die amerikanischen Reporter viel in den Straßen unterwegs?"

„Sie sind überhaupt nur unterwegs. In den Redaktionen erscheinen sie nur, um ihre Sachen zu schreiben — sie schreiben rasend schnell Maschine, denn Sekretärinnen gibt es nicht —, im übrigen schlendern sie herum, fragen die Polizeibeamten aus — jeder Reporter hat ‚seinen' Polizisten, der nur ihm die großen Dinge mitteilt —, warten im Polizeihauptquartier, bis etwas kommt. Einmal hatte sich bei dem langen Warten ein Polizeireporter heimlich etwas sehr betrunken. Da tönte die große Glocke, die im Reporterzimmer anzeigt, daß etwas los ist; der Junge stürzte ans Telefon und bekam zu hören, daß in der X-Straße Nr. 206 ein Wolkenkratzer in Flammen steht. In seinem Suff rast er ans andere Telefon und gibt die Nachricht an sein Blatt weiter. Nach kurzer Zeit kommt eine Rückfrage seiner Zeitung, ob der Reporter vielleicht zufällig geisteskrank geworden sei. Der Wolkenkratzer X-Straße Nr. 206 war nämlich das Haus der Zeitung. Das war so ein netter kleiner Kollegenscherz. Sonst aber sind die Boys untereinander sehr kollegial und hilfsbereit. Wenn einer mal etwas Dringendes vor hat, dann gibt der andere seinen Bericht mit für ihn durch oder so. Bei großen Sachen hört die Freundschaft allerdings auf. Da kommt es schon vor, daß ein Reporter die Kabel aller Telefone durchschneidet, bis auf das, mit dem er spricht, damit die anderen zu spät kommen."

„Wird in Amerika immer noch soviel interviewt?"

„Ja. Das Interview ist immer noch die Hauptarbeit des amerikanischen Reporters. Wenn irgendwo jemand ermordet ist, dann macht sich ein halbes Dutzend der Jungens auf die Beine.

Außerdem kommen Photographen mit. Der eine interviewt den Portier, der die Leiche gefunden hat. Der zweite interviewt den Polizeiarzt, der noch bei der Feststellung der Todesursache ist. Der dritte interviewt die Hausbewohnerin, die beim Anblick des Toten in Ohnmacht gefallen war. Der vierte interviewt die Frau des Toten. Inzwischen knipsen die Photographen, was sie nur kriegen: den Abtransport der Leiche, die Szenen in der Familie, die ernsten und entschlossenen Gesichter der Konstabler. Die Reporter geben dann sofort Teilberichte von 15 bis 20 Zeilen Länge an die Zeitungen durch, die gewöhnlich so, wie sie sind, ins Blatt kommen."

„Wie schreibt der Reporter?"

„Es ist wirklich bemerkenswert, wie gut, lebendig, klar und knapp der amerikanische Rechercheur schreiben kann. Er telefoniert seine Berichte sofort durch, und doch sind sie anschaulich, lebendig und interessant. Der Lokalredakteur braucht nur noch etwas zu glätten, im großen und ganzen aber sind sie schon fertig, wenn sie durchtelefoniert werden. Bei so einem Bericht kommt zuerst in wenigen Zeilen eine vollständige Schilderung des Vorfalls. Dann werden alle Nebenumstände und Einzelheiten ausführlich dargestellt. Darauf folgen die zahlreichen Interviews."

„Was verdient der Reporter?"

„Im Anfang 30 bis 40 Dollar die Woche, die Besseren schrauben sich dann auf 200 bis 300 Dollar. Doch gibt es natürlich viele Stars, deren Bezüge in die Tausende gehen. So ist politischer Reporter mit Rieseneinkommen der frühere Boxweltmeister Gene Tunney — mit großem Erfolg versteht sich."

„Verschaffen sich die Reporter manchmal einen kleinen ‚Nebenverdienst'?"

„Na ja, das kommt schon vor. Vor allem bei den Zeitungen, die ihre Reporter auch als Anzeigenakquisiteure benutzen. Da bringt dann die ‚Vereinsreportage' etwas ein. Die Artikel über die Veranstaltungen und den Betrieb der Vereine sind so schön, daß sich die Vorstände schon mit einem Inserat revanchieren müssen. Gelegentlich wird die Stimmung eines Berichterstatters auf einem Fest dadurch verbessert, daß man ihm einen Scheck von 25 Dollar aufwärts in die Hand drückt. Auch die Nennung der Anwesenden bringt manchmal etwas ein: fünf Dollar pro Name, der in der Zeitung erscheint. Das ist natürlich nicht üblich, aber es kommt doch vor, und niemand findet es weiter schlimm."

„Was interessiert den Leser sehr stark?"

„Sehr viel immer noch Prozesse. Die Staats- und Rechtsanwälte, die von den Reportern gewöhnlich bei Vornamen genannt werden, müssen bis zur Erschöpfung Interviews geben, und nach Beendigung des Prozesses wird manchmal auch der Richter vorgenommen."

„Wie steht es mit dem ausländischen Besucher?"

„Der wird natürlich, sofern er prominent ist, heftig interviewt. Zu diesem Zweck fährt ein Zollkutter mit den Reportern zur Quarantänestation, und dann wird der Fremde auf seinem Ozeandampfer von den Boys gestürmt. Sie haben ja genug Zeit für die Interviews: den Aufenthalt auf der Station und die dreiviertel Stunde Rückfahrt in den Hafen."

„Was wird aus dem Reporter im Alter?"

„Die Reporter sind gewöhnlich in einer Privatversicherung. Von der erhalten sie eine Pension, in vielen Fällen auch von der Zeitung, bei der sie lange waren. Oft aber wechseln sie in einen anderen Beruf über, den sie in ihrer Reporterzeit aus irgendeinem Grunde kennen und schätzen gelernt haben."

MARGINALIEN

Konversation 1933

Winke für die Reise, wie sie auch heute noch im Buch stehen

Seit ein Franzose in ein Berliner Kaffeehaus kam, das Wörterbuch aus der Tasche zog, darin blätterte und dann mit lauter Stimme vorlas: „Knabe — Junge — Junggeselle — Geselle — Aufwärter — Bursche — Lehrling — Kellner! Einen Kaffee!" — hat die Schwierigkeit, sich in einem fremden Land verständlich zu machen, in keiner Weise abgenommen. Vermehrt haben sich aber die Konversationsbücher mit ihren wunderbaren Musterdialogen.

Es müßte ein unerhörtes Vergnügen sein, zwei Benutzer solcher Dialogbücher miteinander sprechen zu hören. Sie schlagen beide die Seite auf: *Erste Unterhaltung im Eisenbahnwagen* und nun konversieren sie:

„Könnten Sie nicht ein wenig zurücken, lieber Herr?"

„Viel eben nicht, denn mein Herr Nachbar ist etwas wohlbeleibt!"

„Mich fängt an zu hungern."

„Und mich zu dursten. Kann man in der nächsten Station etwas Ordentliches für sein Geld haben?"

Die zweite Unterhaltung in einem Eisenbahnwagen sieht die wertvollen Worte vor:

„Was ist denn das für ein Fluß, über den wir jetzt fahren?"

„Er ist eigentlich nur ein Bach; es muß im Oberland stark geregnet haben, sonst wäre er nicht angeschwollen."

Und nun heißt es aussteigen, denn eine dritte Unterhaltung in einem Eisenbahnwagen gibt es nie. Auf dem Dampfboot (Sur un bateau) kann man auf die Frage:

„Sie reisen nach X?"

noch antworten:

„Aufzuwarten — und Sie?" (Oui, Monsieur, et vous?),

kann noch rasch den Kavalier spielen:

„Kellner, wieviel beträgt meine Zeche? Geben Sie diese Kleinigkeit in die Büchse für die Mannschaft und nehmen Sie dies für sich!" — dann aber wird der vorsichtige Reisende angelangt sein, denn sein Reisegenosse hat die letzte Antwort angebracht:

„So wären wir denn angekommen!"

Alle Konversationsbücher sind für ausgesprochen feine Leute bestimmt. Nie bringen sie lebenswichtige Ausdrücke, wie:

„Das geht Sie nichts an!", oder

„Lassen Sie mich in Ruhe!",

und der Reisende wird sich jede Grobheit zuerst sagen lassen müssen. Seine Besuche werden kurz sein, denn nach der Begrüßung:

„Seit einer Ewigkeit habe ich Sie nicht gesehen!"

und der Antwort:

„Ich bin Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit sehr verbunden"

ist man schon beim Kapitel 14 — Beim Abschiednehmen. Auffälligerweise kleidet man sich aber erst im Kapitel 17 an, also nach dem Besuch. Herren kommen gar erst im Kapitel 18 an die Reihe. Die Worte für die Damentoilette, womit das Ankleiden gemeint ist (das andere fehlt leider auch), sind wesentlich:

„Die gnädige Frau haben geklingelt? (Sie haben geschellt, Madame?)"

„Jawohl, heize ein und mache meine Toilette zurecht."

„Gib mir meine Strümpfe und Strumpfbänder."

„Hier sind sie, Madame."

„Hast du den Zahnarzt und den Hühneraugen-Operateur bestellt?"

„Kämme mich — etwas behutsam!"

„Ich will keine Locken."

„Bringe mir die schwarzsamtenen Halbstiefel."

„Schnür mich jetzt ein — das ist zu fest!"

„Stecke eine Nadel in meinen Halskragen — mein Gott, du stichst mich ja."

„Ich bitte um Entschuldigung — meine Finger sind etwas erstarrt."

„Madame, der Wagen ist vorgefahren!"

Dann reist man weiter (Auf dem Bahnhof — Erstes und zweites Gespräch in einem Eisenbahnwagen), um das Kapitel *Im Gasthof — A l' hotel* erledigen zu können.

„Junge, wo ist das Büro?" (Chasseur, où est le bureau de l'hôtel?)

„Ist hier warmes und kaltes Laufwasser?"

„Herr Hausknecht, bitte wecken Sie mich morgen um ... Uhr!"

„Wird an der Wirtstabel gegessen?" (Dine-t-on à table d'hôte?)

und orientiert sich als vorsichtiger Mensch noch:

„Wonach geht das Zimmer hinaus?" (Comment est la chambre orientée?)

und mietet — hier oder in einem anderen Hotel — um ins Museum gehen zu können.

Der „Herr Hausknecht" (Garçon) wird die Frage, wo das Museum der verzierenden Künste (Musée des Beaux-Arts) steht, beantwortet haben, es folgt nun Gespräch 8 — mit einem Lohnkutscher, und im Museum kann man mit seinen Sprachkenntnissen protzen:

„Kann man sich Nachahmungen der Bilder und Stiche des Museums verschaffen?" (Peut-on se procurer des reproductions des peintures et des gravures du musée?)

Damit wird der auf Anmut und Würde bedachte Reisende sein Kunstverständnis genügend dokumentiert haben. Seine äußere Erscheinung läßt er sich beim Friseur (Chez le coiffeur) in Ordnung bringen:

„Ein bißchen Stangenpomade auf das Haar!"

„Glätten Sie mir den Schnurrbart mit dem Brenneisen!" (Donnez-moi un coup de fer à la moustache!),

und dann, nach der Wirtstabel, folgt das Gespräch 21 — Sportartikel und Spiele:

„Wollen Sie Schach spielen?"

„In die Dame ziehen" (Aller à dame).

„Pusten" — Souffler un pion (den Bauer schlagen).

„Pusten gilt nicht für einen Zug" — Souffler n'est pas jouer.

Die Verständigung mit dem Dialogbuch ist, wie man sieht, nicht nur leicht, sondern auch vielseitig. Sie hat aber einen Fehler. Denn: hat man eine Stadt, und damit das Buch, absolviert, und ist man in die nächste gefahren, mit einem neuen Buch bewaffnet, um sich selbst etwas Neues zu bieten (Land und Leute kennenlernen. Auf Reisen erwirbt man die wahre Bildung), so wird man entsetzt feststellen, daß alle, alle Bücher dieselben Sätze bringen ...

Und so nützt denn nichts anderes als heimzufahren, den Rest des Urlaubs mit Ausflügen zu verbringen, wobei man aber keinesfalls vergessen darf zu sagen (wenn man die wahre, auf Reisen erworbene Bildung demonstrieren will):

„Laßt uns in diese Herberge einkehren und unter die Gartenlaube uns setzen!" (Arrêtons-nous à cette auberge. Mettons nous sous la tonnelle!).

Klapphorn

Bei der Göttin der Gemütlichkeit, der
Maenz
AUGSBURGER STR. 36
ißt die Künstlerschaft und der Feinschmecker Berlins

Boje achteraus

Zwiegespräch unter Seglern

— E. Z.-Klasse? Ich sage zwölf Fuß Dingi! Oder wenn schon Scharpie, zupf ich lieber ein salzsicheres sechzig Emm Karo. Zwo Mann zur Mastkur. Beim Vorschuß sage ich dröhnend wie 'n Opernmeckerphon: Luv an! — Die Konkurrenz spannt wie'ne Antenne, trudelt auf wie Minna, kneifen einander ins Gelüfte, reisen mir vorm Klüver wie Balbo. Die ganzen fünf Minuten sagt sich jeder: Hätten lieber Wasserball spielen sollen. Jetzt zehn Sekunden vor, ich Pinne zwischen die Knie, Stoppuhr in Faust, Großschot mang die Zähne, dreh knallend auf Luvmarke, seut, nich? Ree! — Schon glitsche ich auf bestem Backbordbug die Linie langs, Wegerecht sowohl nach dem I.S.R. wie nach dem I. Y. R. U., weinend hätten sie sich sämtliche Prachtlappen vor die Plieraugen drücken mögen. Startschuß! Rumms! Im Nu bin ich abgefallen, rum, Spinnaker rausgerissen und durch, alles ein Klacks.

— Toplastig, überlappt, der Pott! Hätt dir'n Smutje sagen können! Jeder Fingerhut im Top wiegt ne Tonne an Deck! Fier die Piek ne Prise! Das Achterliek killte wie'n Jungferntaschentuch auf Ade, ich dachte, Polen übt schweres M.-G., so knatterte es bis in unsre Neutralität. Die Gardine war zu frisch, die achterlichen Kleider wie auf Dauerwelle frisiert, die Großnock hing wie'n volle Büx Arfen, du fuhrst auf Säbel. Naß machen! hätt ich brüllen mögen: Naß macht stramm!

— Eure Muggepicke möcht ich mal lenzen. Dann wirds Mai! Labberte es daran, Seemann mit h? Das Tuch war stramm wie Tirpitz. Laß dir sich mal so eine achtern aufpacken! Eine? Das ganze Rudel schlürfte mein Kielwasser, deckte mich ab wie zehn Nackte, ich denk, ich lieg im Salon auf der Knautsch und sänge: Wer recht in Freuden wandern will ... Unser wutkeuchender Atem war die einzige Luftbewegung. Sei bekalmt, mein lieber Schwan! Das mir? Abschlenkern! Ich luve hoch, Schot dicht, nicht länger, als ein Priem über Lee braucht. Der Kummerwind beutelt ihnen an die Mütze, wedelt ihnen die Vorlämmer los, meine Steertsee knufft ihnen ans Geschirr. Sah aus, als wenn Hühner baden. Fafnir scheidet aus wegen verschuldeter Berührung der Dinah. Solo prange ich ab. Die Kimm rundum wie'n Tanzsaal am Weihnachtsmorgen.

— Glück muß sein und dein! Aber dann! Über Stag, Holebug Südwest zu West drei Strich zu tief! Kratzte wie'ne Flunder auf Dirt Track. War doch platterdings raumschots zu machen! Ballonfock! Spinnaker schiften! Abklüsen leevat, ankursen direkt!

Das Buch für heute:

Josef Maria Frank, *Keine Angst vor morgen*

Der Roman einer Kameradschaft / In Pappe M. 3,80, in Lein. M. 4,80

„Franks neuer Arbeitslosenroman atmet den neuen Geist gläubiger Zuversicht. Trotziger Optimismus durchweht dieses Buch, das sich in seiner realistischen Frische leicht liest und nirgendswo enttäuscht ... Es ist ein Bild der illusionslosen und doch gläubigen deutschen Jugend."
Neue Leipziger Zeitung

„Diese ungemein frische und lebensnahe Erzählung beschäftigt sich mit einem der ernstesten Gegenwartsprobleme. Ein kräftig zupackender Humor, echte Gemütstiefe und ein aufgeschlossener Sinn für die den Menschen gütig gesinnte Natur verbreiten ein freundliches Licht und stärken im Leser den Glauben an ein besseres Deutschland der Zukunft."
Kölnische Zeitung

UNIVERSITAS / BERLIN W 50

Hättest Austern kurren können nebenbei, glatt frühstücken. Aber ich sag ja, das Lateral! Wer trimmt, der schwimmt! — Steward, ein Schiefen hintendrauf!

— Mir'n Wachtmeister Korn! — Laie! Lubber! Ackerscholle! Klei di an Backbord! Lot mi an Land! Weißt du, was Luftzug heißt? Hieltest du bislang nicht Brise für eine Käsesorte? Ich war ran an die Boje, ehe die andern sie auch nur im Glas hatten, hart am Wind, königlich wie Prinz Heinz, jetzt fall ich ab, fier auf, Großschot dicht, los Luvbackstag und Stengebackstag, setz durch Lee- und Stengestag, rund achtern! alles in eins kommandiert und getan, die Mannschaft prima, uralte Seeräuber, alles klappt hingeschnäuzt, ich runde die schnucke Wendemarke wie ein Ei auf dem Teller. Da geschah es. Aus lichten Höhn! Krümpt, mallt, schralt aus allen Zacken der Rose, die ganze Ziehharmonika hustet uns ins Zeug. Eine Bö wie bei Käptn Marryat! Ich halse, ich habe gehalst, alles ging Hals über Kopf. Zwo Segellatten, die Vorschot, das brach wie Glück und Glas; Strecker, Taljen, Tampen und Tatü, alles schor aus wie falsche Haare. Ich halte Pinne und Baum! Ollreit! sag ich. Hiß die Ballonfock! Wir trudeln steif vor Nord! Wir holens. Boje ist achteraus! Das Feld liegt hinter uns, vollkommen durchgedreht, jeder Richtung bar, Viktoria! Ich seh auf die Nadel. Der Kompaß zeigt miß. Ich peile kreuz, ziehe die Quadratwurzeln aus den doppelten Summen aller mir bekannten Augen- und Objekthöhen. Nichts zu machen. Verpitscht! Wir hatten um 180 Grad zuviel gehalst. Ich hätte Koffeinnägel fressen und Luftkutscher sein mögen! So erhebend war es.

— Du siehst, manche Leute sollten sich lieber einen Spritkocher einbauen, Autbord oder handlich Schacht, zwei Spint oder vier, Zylinder verdeutscht bevorzugt, hochpferdig bei kleiner Schwungmasse, Getriebe gut, fest angeschweißt. —

Stop! Angeschweißt! Jetzt weiß ich: Du schreibst Jacht wie Magd. Horrido, das edle Waidwerk! Angblockt könnte nach Matrose riechen. Gut? Was heißt dir stehendes und laufendes Gut? Es ist dir ein landwirtschaftlicher Begriff. Und Kielschwein eine Kreuzung aus Sprotte und Wildsau. Wie anregend plauderts sich doch zwischen Vertretern unterschiedlicher Lebenskreise.

— Prost! Sechs Glas voll, drei Uhr. Wull du mit? Ist noch Platz fürn Badegast. Musik an Bord. Schuhplattlerplatte.

— Denn reisee! Windhose wie -jacke! Okee! — Steward! Einzeln: Ein Bambu, drei Rum bast, zwo Halbe hiesig, zwo Brasil mir. Und den Wachtmeister.

— Bambu dito. Vier Kugeln, ein Schiefen echt. Die Mokka mir.

Hans Leip

Schippsjungenleed

Ick bün noch ne wied föhrt,
ümmer bloß in de Nordsee
an de dänsche Küst' und wieder rupp,
dat het aber langt,
mien Damper is vadrunken und liggt bie Amrum int Woter.

Ick ligg en beten wieder lang
in den geelen Sand von de Nordsee,
mit en Stück Tau in de Hand
und röög mie nich,
in de Zeitung steiht, se sünd bleeben bie Amrum int Woter.

Ick bün bloß de Schippsjung
von'n Fischdamper in de Nordsee
mit Steuerbaas, Koptein und söben Maaten
un en Barg Schellfisch,
de blanke Hans het uns unnerdükt bie Amrum int Woter.

Ick bün to Hus in Wittenbargen
an de Elv dicht bie de Nordsee,
mien Vadder is ok bleeben op See
vor veele Johr
un Mudder steiht nu alleen an'n Strand un kiekt trurig int Woter.

Walter v. Dreesen

Das Genie vor der Tür

Alltäglich kommen sie: Bittsteller, Lumpensammler, Musikanten, Händler, Werber und Hausierer. Von früh bis spät ist die Türklingel in Betrieb. Manchmal ist es zum Tollwerden!

Aber — „Not kennt kein Gebot", erklärte gestern ein bärtiger Hüne und hielt mir seine riesige Tatze hin.

„Sie haben mich in der Arbeit gestört!" fuhr ich ihn barsch an.

„Ich bin arbeitslos", entgegnete er sanft. Da mußte ich schweigen.

Es war ein anständiger Kerl; er verschonte einen mit der Fabel von der kranken Frau und den sieben hungrigen Kindern. Er begnügte sich mit einer Stulle und wünschte mir beim Abgang ein herzliches „Glückauf!" Friede sei mit ihm.

Bei dieser Gelegenheit muß der schwergeprüfte Verfasser gestehen, daß ihm unlängst eine Butterstulle durch die Einwurfklappe „Briefe und Zeitungen" zurückgegeben wurde.

Dafür ein Lob dem Bescheidenen!

„Armer alter Mann bittet um eine kleine Gabe."

„Bin auf der Durchreise, hätten Sie vielleicht eine kleine . . ."

„Bitte um eine kleine Unterstützung, bin ausgesteuert."

Immer heißt es: „kleine Gabe", „kleine Unterstützung". Erschütternd! Dieser Mangel an Ausdruck, diese Hilflosigkeit. Hausierer und Hausierer. Auch unter diesen gibt es Artige und Unverschämte.

Man öffnet die Tür — und, siehe da: ein fremder Mensch verbeugt sich formvollendet: „Guten Tag, mein Herr. Darf ich Ihnen ein Stück Badeseife anbieten?"

Der Nächste aber stellt einem gleich eine Ladung Bürsten und Wischtücher vor die Füße.

Es ist staunenswert, was alles angeboten wird! Obst, Gemüse und Lampenschirme, Heftpflaster, Schnürsenkel, Zwirn und Blumen, Kleinholz, Bohnerwachs, Vogelkäfige und seidene Strümpfe. Jüngst kam sogar jemand mit Quarkkäse.

Viele sind berufen — und nur wenige sind auserwählt. Von einem „Auserwählten" soll berichtet sein.

Er klingelte zweimal. Ich eilte zur Tür in dem Glauben, es sei ein Freund. Er war es nicht. Vor mir stand, militärisch stramm, ein Mann besten Jahrgangs. Unter dem Arm trug er eine Kiste, anscheinend eine ausrangierte Margarinekiste. Starr

Werner Bürger

und stumm wie ein Laternenpfahl stand er da; fast hypnotisch blickte er mich an. Doch mir wars, als blitzte der Schalk hinter seinen Brillengläsern. Ein Kerl mit Humor also!

„Rührt Euch!" sagte ich.

„Zu Befehl!" platzte er heraus und setzte seine Kiste ab.

„Was ist Euer Begehr?"

„Es sei mir vergönnt, Ihnen einige Katzenfelle vorzuführen", gab er ernst Bescheid.

„Katzenfelle vorführen??" (Das hatte ich wirklich noch nicht erlebt.)

„Mit Ihrer Genehmigung, bitte."

„Verfügen Sie!" — Der Mann interessierte mich.

Er klappte den Kistendeckel auf und brachte ein Bündel glänzender Felle zum Vorschein, helle und dunkle.

„Das wirksamste Mittel gegen Rheumatismus!" belehrte er mich.

„Woher wissen Sie, daß ich Rheumatiker bin?"

„Das sehe ich Ihnen an. Mit Verlaub."

„Sie scherzen!"

„Scherze kann ich mir nicht leisten."

Unbeirrt rühmte er die einzelnen Felle; er sprach von Sommer- und Winterfellen. Ich war verblüfft.

„Guter Freund", sagte ich schließlich, „vielen Dank! Leider sind Ihre Bemühungen vergeblich. Ich habe eine Abneigung gegen alle Felle. Uebrigens will ich mein Leiden mit Atemgymnastik, Diät und Kräutertee kurieren!"

„Kräutertee? Da kann ich dienen!" Und schon langte er in seine Kiste..

„Bedaure aufrichtig, bin versorgt."

„Sie sind Zigarettenraucher!" überlierferte er mich. „Zündholzschachteln in den Taschen zu haben ist lästig und eines Gentlemans unwürdig. Ich werde Ihnen sofort ein kleines, hochfeines Patentfeuerzeug vorführen! Bequem in der Westentasche zu tragen." Dabei kramte er selbstbewußt in seiner mysteriösen Kiste. Katzenfelle, Kräutertee, Feuerzeuge ... Der Mensch hatte alles in seiner Kiste. Es sollte mich nicht wundern, wenn er jetzt eine Landkarte von Sachsen hervorbrächte! Ich mußte abwehren.

„Schön", sagte er zum Schluß. „Ich komme nach dem Ersten wieder. Dann mache ich mit Ihnen bestimmt ein Geschäft!"

Wohlwollend nickte ich ihm zu. Die Hand bereits an der Klinke, wünschte ich ihm inzwischen besten Erfolg.

„Noch einen Augenblick!" bat er zwingend. „Weil Sie mir so ausnehmend Beachtung schenkten, möchte ich Ihren Kopf skizzieren. Schauen Sie bitte seitwärts. Danke!" Zeichenblock und Stift in Händen, saß er patriarchalisch auf der hochgestellten Kiste. „Sie haben ein klassisches Profil!"

Nach wenigen Minuten überreichte er mir mit Hakenkrach das Blatt. Ich war verblüfft.

„Was bin ich schuldig?"

„Fünfzig Pfennig, wenn Sie wollen. — Danke gehorsamst!" Er blickte zu Boden.

„Ich hätte noch eine letzte Bitte: Singen Sie mir ein Lied, irgendein Lied!" Beschwörend hob er die Hände.

„Ich höre so leidenschaftlich gern Gesang. Bitte, singen Sie!"

„Woher wissen Sie, daß ich zufällig singen kann?"

„Ich habe Sie schon früher einmal singen gehört. Damals wagte ich nicht zu läuten. Singen Sie bitte!"

Da trat ich einen Schritt in den Korridor zurück — und sang. Ich sang ein Lied von inniger Liebe und stetem Gutsein. Es war ein kleines, dummes Lied.

„Ich danke Ihnen!"

„Gehabt Euch wohl!", sagte ich, und

schloß die Tür. Ein wenig beschämt lief ich raschen Schrittes nach meinem Mietzimmer. Bereit einzutreten, hörte ich drüben die Klingel schellen. Der Kistenmann sprach also jetzt bei Dr. Vischer vor. Sacht schlich ich wieder zurück — und äugte durch den „Spion". Drüben ging die Tür auf. Das Dienstmädchen.

„Ich habe hier eben gesungen", sagte der Brillenkorporal. „Bitten Sie den Herrn Doktor um eine Zuwendung für mich. Brotloser Bühnenkünstler!"

Der Doktor kam persönlich und reichte ein Geldstück: „Mein Kompliment. Sie haben Stimme — große Stimme. Ein Genie!"

„Genie ist Fleiß", meinte der Türsteher bescheiden. Dann knallte Hakenschlag.

Robert Gehrke

Höflich. „Sie waren gestern in der Premiere meines Stückes — aber warum sind Sie nach dem zweiten Akt verschwunden?" „Sehen Sie, es wäre doch zu unhöflich gewesen, wenn ich schon nach dem ersten Akt gegangen wäre."

Drogisten-Lyrik*

Aus Frankreich täglich wir beziehen
Für schreibe zwanzigtausend Mark
An Lippenstiften, parfümieret,
Das ist wahrhaftig gar kein Quark!

Die Schönheitskunst kennt keine Skrupel
Und fragt nicht viel nach national,
Französisch muß sie sein, die Marke,
Erst dann ist sie das Ideal!

Auf deutschen Lippen Frankreichs Röte
Und darauf einen deutschen Kuß,
Daß da nicht jedes deutsche Mädel
In deutscher Scham erröten muß!

Wir kämpfen für Germaniens Ehre,
Bedrückt ob welscher Niedertracht,
Und abends lächeln Frauenlippen
Mit Frankreichs Lippenfarbenpracht!

Die Arbeitslosigkeit im Lande,
Brach liegt die deutsche Industrie,
Wir kämpfen für die Frau'n und Kinder,
Doch fremde Waren lieben sie!

Des Franken Ware, seine Bräuche
Begehren sie trotz aller Not —
An hohen Masten stolzes Wehen
Der deutschen Farben schwarzweißrot!

Aus der „Drogisten-Zeitung", Leipzig

---

* *Zum Thema: Nationaler Kitsch*

Gerade oder Ungerade

Wenn einer zu wissen glaubt, was er will, so weiß er noch lange nicht, was er wirklich will. Oder: bewußtes und unbewußtes Wollen sind nicht identisch, wobei von der Anschauung ausgegangen wird, daß das unbewußte Wollen das wirkliche genannt zu werden verdient und sich auch wirklich auf eine ausdrückbare Formel reduzieren läßt. Wie viele Menschen sind unglücklich, trotz glücklicher Erfüllung ihrer Wahl, da sie in Wahrheit nicht wissen, was sie wirklich wollen, ob sie blond vorziehen oder schwarz, ob sie edelmütig sein wollen oder rachsüchtig, ob ihnen erstrebenswert ist, als Helden oder als Philosophen durchs Leben zu ziehen. Da sie nicht wissen, was sie wirklich wollen, wissen sie auch nicht, was sie wollen sollen.

Wie kommt aber doch in häufigen Fällen eine scheinbare Übereinstimmung zwischen bewußtem und unbewußtem Wollen zustande? Warum sind nicht alle Menschen ganz so unglücklich, wie der moderne Psychologe in seiner raffinierten Einfalt so gerne anzunehmen sich gedrängt fühlt? Nun, ganz einfach: durch einen doppelten, sich selbst aufhebenden Irrtum, der sich zwischen das bewußte und das unbewußte Wollen einschiebt, oder, noch genauer ausgedrückt, in allen jenen Fällen, wo es sich nur um zwei Entscheidungen, zum Beispiel um Ja oder Nein handelt, durch eine gerade Anzahl einer beliebig großen Menge von Irrtümern.

Wenn sich unser bewußtes Wollen nur in einem einfachen Irrtum über unser unbewußtes, das heißt wirkliches Wollen befände, würden wir bewußt einfach das Gegenteil von dem wünschen, was der Gegenstand unseres unbewußten Wunsches ist. Wir würden das, was wir wollen, in Wirklichkeit nicht wollen. Wenn wir aber noch einen Fehler dazu machen und auch das Resultat unseres ersten Irrtums falsch sehen, ist unser bewußtes Wollen plötzlich wieder scheinbar identisch mit unserem unbewußten Wollen.

Schwarz, sagt unser innerstes Ich. Blond, erwidert eine mittlere Schicht, die, durch ganz tiefe Sündenerinnerungen abgestoßen, Schwarz nicht gelten lassen will. Und das ganz äußere Ich, das auch die mit Blond zusammenhängenden Wunschregungen noch verabscheut, tippt wieder auf Schwarz. Siehe da, ein harmonischer Mensch, der weiß, was er will, steht vor uns. Der wirklich schwarz wünscht, wünscht wirklich wieder schwarz.

Es ist natürlich eine Illusion, anzunehmen, daß zwischen unserem bewußten und unserem unbewußten Wollen nicht immer eine lange Reihe solcher gegeneinander wirkender Irrtümer vorliege, und so ist es schließlich der Zufall, ob die Zahl dieser Irrtümer gerade oder ungerade ist, von dem es abhängt, ob wir im Resultat unser Wollen *in* der Richtung oder *gegen* die Richtung unseres Unbewußten festlegen.

Linkische Menschen sind im Zeichen einer ungeraden Zahl von Irrtümern geboren. Was für das eigene Unbewußte gilt, gilt auch für die Gegenstände der Außenwelt. Gute Kritiker fällen aus einer geraden Anzahl von Irrtümern richtige Urteile.

Gustav Grüner

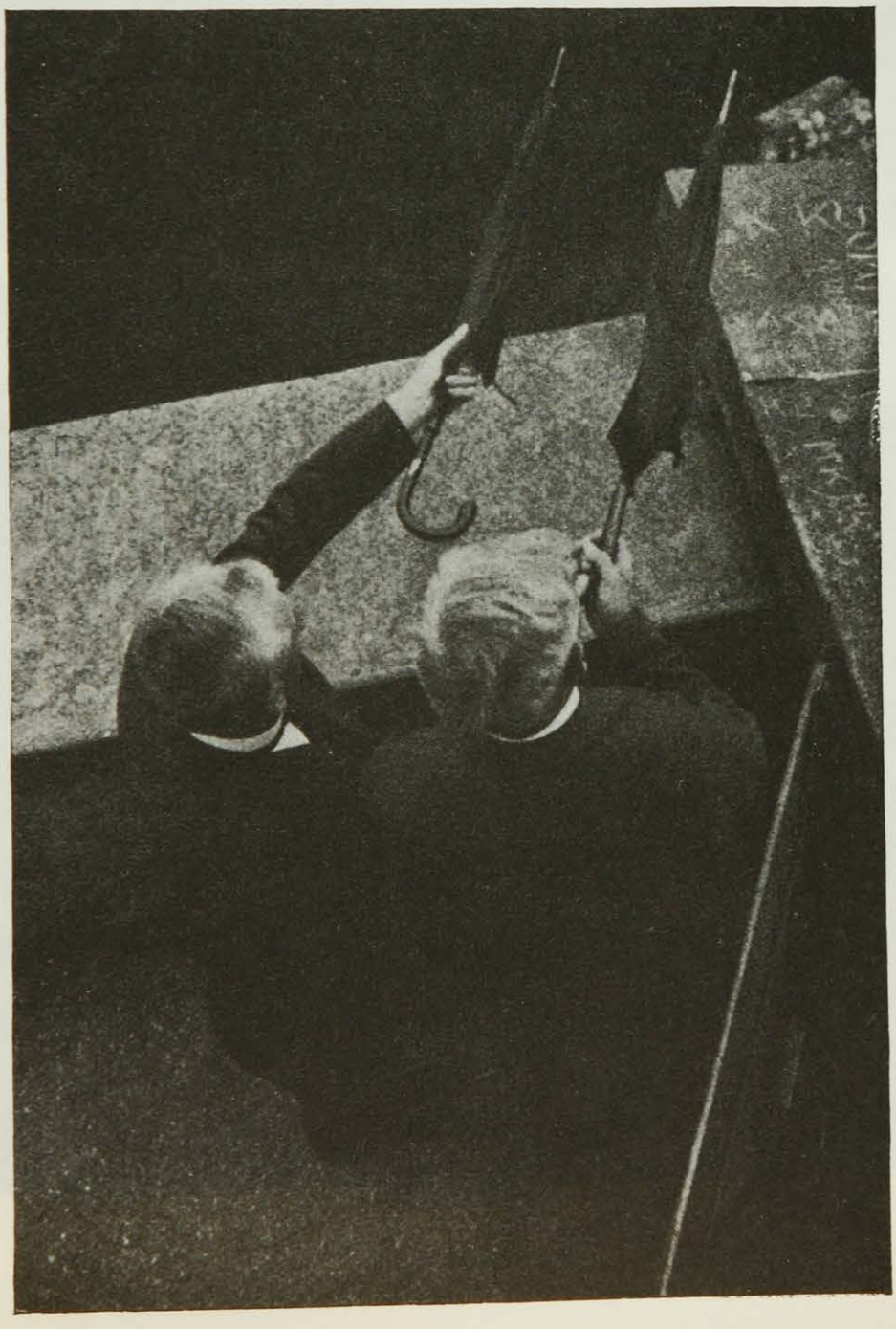
Die Kritiker haben ein Anrecht auf Nachsicht; denn sie sprechen immer von andern, und niemand spricht von ihnen.

Genealogie. Er war über seine Genealogie genau unterrichtet, kannte seine Ahnen aus dem ff.; nur was seinen Vater betraf, war er nicht sicher. *Jules Renard*

Ich für meine Person habe gelernt, viel zu vergessen, und damit zu rechnen, daß mir viel verziehen werde.

Bismarck
in einem Gästebuch in Baden-Baden

Der Maler
Rolf von Hoerschelmann



Friedrich Reinert
Die Aussicht

Der jugoslawische König Alexander

Atlantic

Der Prinz von Wales

Lili Damita und ein Leibgardist

Keystone

Zur Audienz gekleidet

Mauritius-Verlag

Nackte Pantomime seinerzeit im Zirkus Molier

Der Herr mit dem Privatzirkus

Molier ist tot. Molier war ein Kavalier (in des Wortes doppelter Bedeutung: *cavalier* heißt Reiter) und er hatte in seinem ganzen Leben nur eine Passion: die Ausübung der ritterlichen und reiterlichen Künste.

Am 1. Juli 1933 stieg der Vierundachtzigjährige, den niemand einen Greis zu nennen gewagt hätte, in den Sattel und ritt in seine Manege ein — genau so aufrecht und elegant wie am 21. März 1880, als er der Welt von Paris seinen Amateurzirkus zum erstenmal vorführte. Der Prinz von Sagan mit seinem sagenhaften Monokel präsidierte dieser ersten Produktion. Und von da an wiederholte sich dreiundfünfzig Jahre lang, einmal, höchstens zweimal im Jahr dasselbe Schauspiel: vor den Toren seines Hauses in der rue Bénouville drängte sich die Pariser Eleganz in Festkleidung, um bei dem großen Ereignis anwesend zu sein, das ebenso wichtig war wie der Grand Prix, aber durchaus exklusiv. Der Zirkus war viel zu klein, obwohl nur Auserwählte anwesend sein durften, und Vicomtessen vom Faubourg saßen neben Mitgliedern des Instituts mit untergeschlagenen Beinen am Rande der Manege. Clowns, Tänzerinnen, Dompteusen, Parterre- und Trapezakrobaten waren Leute der Gesellschaft, Amateure, die sich Molier allmählich herangezogen und erzogen hatte.

Sicher war seine Zeit die zirkusfreundlichste, die es je gegeben hatte.

In einem seiner Bücher (er hat natürlich nur über Equistik und Hohe Schule geschrieben) erzählt er, welcher Augenblick in ihm die unauslöschliche Vorliebe für das Kunstreiten erweckte: es war in Mans, in seiner Geburtsstadt, an einem Markttag, als der große Bothours, der Kunstreiter und Gründer des „Cirque Bothours", auf der Place des Halles sich produzierte. Und er fügt hinzu: „... und wenn ich hundert Jahre alt würde, könnte ich seine schöne Darbietung nie vergessen". Molier war der Sohn eines sehr reichen Mannes und hatte nichts anderes zu tun, als das Leben eines reichen Sohnes zu leben. Und so baute er sich 1879 sein Haus in der rue Bénouville, mit Stall, Fechtsaal, Manege, hielt die herrlichsten Pferde, freundete sich mit anderen großen Reitern an, wie Victor Fanconi, Fillis, und lebte fortan nur seinem einzigen Vergnügen. Professionelle Zirkusleute kamen zu ihm, „studierten" bei ihm, und führten seine Schule fort. Es war, bei aller Mühe, ein Kavaliersleben: früh Ausritt ins Bois, dann Arbeit, Arbeit — bis zum Tode. Und daß auch seine Frau Reiterin sein mußte, ist nur selbstverständlich.

Molier hat seine Zeit nicht halten können. Aber er hat eines zustande gebracht, das nicht weniger schwer ist: er hat — allein — die Tradition seiner vergangenen Zeit aufrechterhalten, ohne irgendwie der Einsamkeit oder Lächerlichkeit zu verfallen, ohne auch nur im geringsten zu verkitschen. Im Gegenteil: Paris liebte und ehrte ihn, weil er bis zu seinem Tode der Typus des Reiterkavaliers geblieben war, der Mann der noblen Passion; das, was der Snob nie werden kann, auch wenn er viel reicher ist.

Selbstverständlich hatte Molier alle Berühmtheiten der Welt gekannt und wußte stundenlang von ihnen die schönsten Anekdoten zu erzählen. Als einen seiner besten Mitarbeiter rühmte er einen wunderbaren Amateurakrobaten und -clown, *Strehly*, der über fünfzig Jahre lang, auch noch als Greis, die schwierigsten Nummern auf Sesselpyramiden ausgeführt hatte. Einmal fragte man Molier nach dem bürgerlichen Beruf seines Wundermannes: Strehly war Professor der Philosophie.

Abonnieren Sie

für sich und Ihre Freunde

den Simplicissimus

Wer neben seiner Tageszeitung den Simplicissimus hält, kann Woche für Woche damit rechnen, über alle bedeutsamen aktuellen Vorgänge besonders eindringlich und witzig orientiert und obendrein mit wertvollen künstlerischen Gaben mannigfachster Art (Kurzgeschichten, Gedichten usw.) bedacht zu werden. Die Zeichnungen seiner hervorragenden Künstler wirken aufklärender, suggestiver, nachhaltiger als der beste Leitartikel.

Jeden Donnerstag erhalten Sie den Simplicissimus durch die Post, von Ihrem Händler oder direkt vom Verlag gegen eine vierteljährliche Zahlung von RM. 7,— zuzüglich Spesen zugestellt.

Probenummern auf Verlangen kostenlos
vom Simplicissimus-Verlag, München 13.

Enten breiten ihre Flügel . . . .

Es ist ganz überflüssig, tagelang mit dem Ozeandampfer zu fahren, um New York und Chicago zu entdecken. Wozu diese Umstände? Wenn man über etwas freie Zeit, einen Stoß Zeitungen (es können auch ältere sein) und eine gute Schere verfügt, kann man sich leicht, ohne seinen behaglichen Wohnungswinkel zu verlassen, eine reizende Sammlung der verblüffendsten „Vermischten Nachrichten" anlegen, die besser als irgendeine Reise zeigen, wie jung Amerika ist.

Stellen wir uns Europa als altes verhutzeltes Weiblein vor . . . und Amerika als sechsjähriges, blühendes Kind, überschäumend von Leben und Phantasie. Und voll sanfter Nachsicht, die hie und da mit einem Schuß Verblüffung durchsetzt ist, hört die alte Dame dem Geschwätz des Kindes zu, das manchmal reichlich weit geht, dem sie aber doch nicht zu sagen wagt: „Nein, mein Kind, das ist denn doch zu arg!" Und das Kind mißbraucht das natürlich . . .

Alle Ereignisse, alle Dinge und alle Leute, die es im Zerrspiegel eines Lunaparks erblickt hat, alles Hintertreppengeklatsch, das es nur irgend auffangen konnte, beschreibt und erzählt es ganz kühl als authentische Tatsachen. Und alles im besten Glauben. Zum Schluß glaubt das Kind selbst, daß alles passiert ist . . . Und vielleicht ist es auch wirklich ein bißchen passiert . . . in diesem Land ist nichts unmöglich.

Hier einige Proben:

Eine Frau, die 292 Kilo wiegt

Detroit, 29. April 1929. — „Joly Pearl" Stanley, die 292 Kilo wog und auf den Jahrmärkten als Wunder ausgestellt worden war, ist im Alter von 27 Jahren gestorben. Ihr Mann war ihr Manager. Sie war 1,57 m groß und ihr Taillenumfang betrug drei Meter. Bereits acht Jahre konnte sie nicht mehr liegen, und sie starb, wie sie gelebt hatte, auf einem Sessel sitzend.

Martin Hahm

Ein Kind, welches nicht altert

1903. Noch ein amerikanisches Wunder! Die Gelehrten von U.S.A. haben in der kleinen Stadt Radnor (Indiana) ein seltsames Phänomen entdeckt, mit welchem sie sich nun befassen. Es ist dies der junge Clyde Harner, der, obzwar er bereits 24 Jahre zählt, nicht entwickelter ist als ein fünfjähriges Kind. Bei seiner Geburt war er vollkommen normal und entwickelte sich bis zu seinem fünften Jahre wie alle andern Kinder. Aber dann verlangsamte sich seine körperliche und geistige Entwicklung in einer Weise, daß er zu jedem Fortschritt sechsmal so lange braucht als jedes andere Kind. Dr. Campbell, der den jungen Clyde Harner zwölf Monate lang beobachtet hat, versichert, daß dieser Junge dreihundert Jahre leben werde. Der Arzt stützt seine Voraussage auf die Tatsache, daß die chemischen Veränderungen im Organismus Clyde Harners sechsmal so lange brauchen, wie in jedem anderen menschlichen Körper. Im Alter von 120 Jahren wird er auf der Entwicklungsstufe eines militärpflichtigen jungen Mannes von zwanzig stehen.

Ein kleiner Fürst der Wissenschaft

1901. Wie es heißt, besitzt New Orleans in der Person des jungen Wil Gwin, eines Chirurgen von sechs Lenzen, ein ganz einzigartiges Phänomen. Der Knabe hat bereits die Prüfungen an der medizinischen Fakultät von New Orleans glänzend bestanden, welche ihm, entzückt von seinen großen Kenntnissen, besonders auf dem Gebiete der Osteologie, gestattete zu praktizieren. Als Sohn eines bedeutenden Chirurgen hatte Will Gwin, noch ehe er laufen konnte, allen Operationen seines

Vaters beigewohnt. Heute hat er bereits eine ansehnliche Praxis und verdient 100 bis 150 Dollars monatlich.

Ein schönes Baby

Manila, 27. Oktober 1927. Auf der Insel Jolo wurde ein Baby entdeckt, welches im Alter von sieben Monaten bereits 70 Kilogramm wiegt und dessen ungeheurer Appetit für jede Mahlzeit 10 Pfund Reis fordert. Zwei Männer müssen es zu Tisch oder zum ... Bettchen tragen. Die Leute im Ort betrachten das Phänomen verängstigt als Gottheit und bringen ihm alle erdenklichen Geschenke dar.

Eine Frau, die sechs Buben zur Welt gebracht hat

New York, 22. März 1930. Man schreibt aus Para (Brasilien) an die „Associated Press": In Parintins hat eine Frau sechs gesunde Knaben geboren.

Der Hunger-Rekord

1897. Gewisse hypnotische, kataleptische Individuen sind imstande, überaus lange zu fasten. Man hat Kranke beobachtet, die monatelang keine Nahrung zu sich nahmen. Der „Courier der Vereinigten Staaten" berichtete kürzlich von einer Patientin, Frau Ingham aus Laporte (Michigan), die ihren 203. Fasttag hielt. Diese Kranke schläft plötzlich ein und bleibt während des Schlafes, der Monate dauert, ohne Nahrung. Dies hat sich bereits mehrmals wiederholt. Im Jahre 1881 hat sie 360 Tage, also beinahe ein Jahr lang, gefastet. Während der Krisen erwacht sie plötzlich, nimmt aber keine Nahrung zu sich. Vor ihrer letzten Fasteperiode hatte sie das respektable Gewicht von 105 kg. Nach den 203 Tagen vollkommener Abstinenz war ihr Gewicht auf 38 kg gesunken. Sie zehrte sich selbst auf und verbrauchte etwa 330 g täglich von ihrem Gewicht.

Das elftemal geschieden

29. März 1908. Aus New York wird telegraphiert, daß ein Gericht in Indiana einer 65jährigen Frau die Scheidung von ihrem elften Mann bewilligt hat. Von all den Gatten sind acht geschieden und leben, einer hat sich umgebracht und einer ist einem Unfall erlegen.

In fünfzehn Minuten geschieden und wieder verheiratet

New York, 20. Mai 1927. Fünf Minuten nach erfolgter Scheidung von seiner zweiten Frau heiratete M. James E. Hill seine dritte Gattin. Die Trauung fand im Raume neben dem Scheidungszimmer statt. Die Trennungsformalitäten dauerten zehn Minuten, die Trauung war in fünf Minuten erledigt. Ein Pastor der Sekte der Biblisten hat die Trauungstaxe zu niedrig befunden und zwang das betreffende Paar, sich vor der Zeremonie wägen zu lassen. Der Bräutigam zahlt nun 10 Cents je Pfund und die Braut fünf Cents.

Von der Liebe unterwühlt, von der Freude getötet

1907. Aus Washington wird telegraphiert, daß ein bekannter Richter, M. Gray, 49 Jahre alt, dessen lange Karriere nichts an seiner Schüchternheit zu ändern vermochte, seit 15 Jahren nicht wagte, eine heute 40jährige Witwe um ihre Hand zu bitten. Endlich, da er glaubte, auf ein Jawort hoffen zu dürfen, entschloß er sich zu dem entscheidenden Schritt. Er machte einen Besuch bei der Frau seiner Wahl, konnte sich aber fünf Stunden lang nicht zum Sprechen entschließen. Erst zwischen Tür und Angel platzte er mit der wichtigen Frage heraus und wurde erhört. Aber die Freude war zu groß. Der arme Mann sank in einen Stuhl und war tot.

Vorsicht, meine Damen!

New York 1928. Ein Mann aus Los Angeles, M. Patrick Weston, der seine Perücke auf seinem Schreibtisch vergessen hatte, entdeckte, daß seine Frau sie zum Geschirrwaschen benützte. Er verlangte sofort die Scheidung, und sie wurde ihm bewilligt.

Sechs Monate Morgenküsse oder sechs Monate Gefängnis

New York, 5. April 1929. Ein Mann, namens Maceade, wurde schuldig befunden, seine Frau wiederholt geprügelt zu haben, worauf ein New Yorker Richter ihm eine originelle Strafe diktierte: Er wurde verurteilt, seiner Frau durch sechs Monate jeden Morgen einen Kuß zu geben, widrigenfalls er für sechs Monate ins Gefängnis wandern müßte. Die Angst vor dem Gefängnis hat ihm das Versprechen erpreßt, seine Frau von nun an täglich mit Küssen zu ersticken.

150 Stunden ohne zu schlafen

London, 14. Juli 1921. Nach dem Tanz-Weltrekord wird uns ein neuer gemeldet. Ein Amerikaner, Versicherungsagent in San Antonio (Texas), hat die Idee gehabt: sie besteht darin, nicht zu schlafen. Diesem Champion eines neuen Sports ist es gelungen, 150 Stunden nicht zu schlafen. Während dieser Zeit hat er 35 Gläser Kaffee getrunken und 800 Zigaretten geraucht.

Das Championat des Kaffeetrinkens

New York, 26. November 1926. Beim Turnier der Kaffeetrinker, welches in Texas-Falls, Minesota, stattgefunden hat, war der Friseurgehilfe Gust Comstock Sieger. Dieser originelle Champion hat seine elf Rivalen geschlagen, indem er 62 Tassen dieses Voltaire so teuern Getränkes absorbierte, während der zweitbeste es bloß bis zu 27 Tassen brachte. Den Berichten zufolge hat Comstock, welcher den selbst von ihm vor zwei Jahren geschaffenen Rekord geschlagen hat, in ausgezeichneter Form in zwölf Stunden gewonnen. Er hat allerdings seit langem für diesen Sieg trainiert, indem er zwanzig Tassen Kaffee täglich trank. Das Syndikat der Friseure gab in begreiflichem Stolz Gust Cumstock zu Ehren ein herrliches Bankett; nach den Tischreden wurde dem Champion ein Gürtel überreicht, in dessen Schnalle sinnigerweise 62 Kaffeekörner eingearbeitet waren.

Rekorde

15. August 1930. Die Ausdauerrekorde scheinen jenseits des Ozeans sehr beliebt zu sein. Aber nicht alle sind so interessant, wie die Leistung O'Briens und Jacksons. Was soll man zum Beispiel zu dem Rekord W. N. Kettys sagen, der 49 Tage auf einem Baume saß, womit er Ralph Burden schlug, der es bloß bis zu drei Wochen gebracht hat. „Mehrere tausend Personen", meldet die Depesche, welche diese erstaunliche Nachricht bringt, „begrüßten Ketty begeistert, als er herunterkam und seine Frau und seinen dreijährigen Sohn umarmte."

21. Jänner 1930. Nicht jeder weiß, daß es einen Schaukelstuhl-Champion gibt. Dieser Ruhmestitel gebührt einem Amerikaner, M. H. B. Smith, welcher erst nach 28ostündigem Schaukeln in seinem Schaukelstuhl ermüdet einschlief. Der Wettbewerb hatte in Cansas-City stattgefunden.

Beredsamkeit

28. März 1930. Die Amerikaner nennen die Franzosen ein Volk von Schwätzern. Und doch hat das erste Dauerreden nicht in Paris stattgefunden, sondern in New York. Die Teilnehmer durften nach jeder Stunde fünf Minuten ausruhen und sprachen alle gleichzeitig. Der Sieger, welcher „in Zivil" den Beruf eines Fleischerburschen ausübt, blieb 82 Stunden auf der Tribüne, 82 Stunden, während welcher er ununterbrochen wiederholte: „Morgen wird es schön sein? Morgen wird es schön sein!"

Neuer Sport in Amerika

New York, 24. Juli 1910. Die Yankees haben einen neuen Sport erfunden, um sich die Zeit zu vertreiben. In Cleveland fand kürzlich ein großer Spucker-Wettbewerb statt. Herr Washington Swank wurde als erster Champion ausgerufen. Er schleuderte seine Spucke vier Meter weit.

1930. Herr Charles G. Peterson, ein Billardspieler und Champion, wurde nun auch von der Rekord-Manie erfaßt. Nicht zufrieden damit, die Elfenbeinkugeln auf dem grünen Teppich und in einem irdischen Kaffeehaus hin und herzurollen, hat er es fertig gebracht, nun auch im Flugzeug Carambol zu spielen. Wir haben keine genauen Berichte über das Billard, welches er zu diesem Zwecke in einem vom Hauptmann Frank Country gelenkten Fahrzeug untergebracht hat; aber das hat nichts zur Sache: das Wichtigste ist, daß es ihm gelungen ist, über den Wolken, in etwa 1100 m Höhe und bei einer Geschwindigkeit von 100 km in der

Das neueste Schlagwort ist

TECHNOKRATIE

Was ist die Technokratie?
Was will die Technokratie?
Woher kommt die Technokratie?

Darüber schreibt der bekannte wirtschaftspolitische Publizist Dr. Erich Kraemer in seinem Buch

Was ist Technokratie?

Preis kart. RM. 2,40

Kurt Wolff Verlag / Der Neue Geist Verlag / Berlin

Stunde, hundert Punkte in einer beinahe ebenso kurzen Zeit zu machen wie auf festem Boden.

Gewissensfrage

März 1928. Jeder weiß, daß in den angelsächsischen Staaten die Sonntagsruhe streng eingehalten wird. Es gibt sogar einzelne Staaten in U.S.A., wo selbst den Tieren jegliche Arbeit oder Anstrengung am Tage des Herrn verboten ist. Der Kirchenrat von Harrodsburgh in Kentucky war kürzlich in arger Verlegenheit. Die Hühner in jenem Lande scheinen darauf versessen zu sein, täglich zu legen, selbst am Sonntag. Dürfte man, ohne eine Sünde zu begehen, ein Ei essen, welches im Widerspruch zu den göttlichen Gesetzen entstanden ist? Die Antwort lautete einstimmig: „Nein." Aber was sollte mit den gotteslästerlichen Eiern geschehen? Zwei, drei der eifrigsten Glaubensbrüder waren dafür, sie zu vernichten. Aber Kentucky ist ein Bauernland, und diese ungeheure Omelette war nicht nach dem Sinne der Leute. Nach langer Debatte wurde ein Kompromiß mit dem Himmel geschlossen. Die Sonntagseier sollten verkauft und ihr Erlös für wohltätige Zwecke verwendet werden. Auf diese Weise sind alle Teile zufriedengestellt: die Hühner, welche auch weiter legen können, wann sie Lust haben, die Gläubigen, die auch am Sonntag gelegte Eier essen dürfen, und schließlich auch die Kirche, die dabei sehr auf ihre Rechnung kommt.

Er bezahlte dreißig Dollars, um ermordet zu werden

New York, 9. Jänner 1912. Am 19. Dezember vergangenen Jahres wurde in Berwick (Pennsylvania) die Leiche eines gewissen Leichtenfeld entdeckt, und die Untersuchung ergab, daß der Betreffende dem im übrigen unauffindbaren Manne, der ihn ermordete, 30 Dollar bezahlt hatte. Leichtenfeld, der einiges Vermögen besaß, war trotzdem lebensmüde und entschlossen zu sterben; aber er hatte religiöse Skrupel und Angst vor der Hölle. Wie ließen sich diese Befürchtungen und sein Wunsch, das Leben zu verlassen, in Einklang zu bringen? Leichtenfeld, der ein feiner Kasuistiker war, kam auf den Gedanken, daß, wenn ein anderer die entscheidende Handlung übernähme, von einem Selbstmord, also von Sünde keine Rede sein könne. Er machte sich auf die Suche nach dem Manne, der gewillt wäre, ihn für 30 Dollar vom Leben zum Tode zu befördern, und hatte ihn bald gefunden. Worauf er einen Revolver und Munition kaufte und eines Abends nach langem Aufenthalt in einer Bar mit dem Manne in der Nacht verschwand. Am nächsten Tag wurde Leichtenfeld tot und von Kugeln durchsiebt aufgefunden. Der Unbekannte hatte seine Mission auf das Gewissenhafteste erfüllt.

Ein amerikanischer Bandit wird bei Jazzband hingerichtet

New York, 15. Dezember 1928. Der Bandit Moran, 22 Jahre alt, und wegen Ermordung zweier Polizisten zum Tode verurteilt, wurde im Gefängnis von Sing-Sing hingerichtet, während aus der Ferne eine Jazzband das Lied „I want to be happy" spielte. Vor der Hinrichtung aß der Verurteilte ein Riesenbeefsteak mit Pommes frîtes, grünen Erbsen und ein Vanille-Eis. Dazu rauchte er zehn Zigarren. Er hatte gebeten, die Hinrichtung bis zu dem großen Fest zu verschieben, bei welchem auch 1200 Freunde und Verwandte der Pensionäre von Sing-Sing anwesend waren und das dazu dient, die Mittel für die Weihnachtsbescherung aufzubringen.

Wissenschaft und Polizei

1930. Die Polizei von Chicago verfügt seit kurzem über einen vom Universitätsprofessor M. Vollmer erfundenen Apparat, welcher es ermöglicht, die Lügen in den Aussagen der Angeklagten festzustellen. Es soll ein einfacher Detektor sein, verbunden mit einer Füllfeder, welche, solange der Angeklagte die Wahrheit spricht, eine gerade Linie zieht, während im gegenteiligen Falle der veränderte Blutdruck beim Lügen eine Zickzackline auslöst.

Die Bettelei ist in New York kein schlechtes Geschäft

15. Dezember 1930. Nach offiziellen Statistiken soll es nicht weniger als 2000 Bettler geben, deren „Arbeit" jährlich an zehn Millionen Dollar einbringt. In den belebtesten Vierteln ist eine Streife unternommen worden, um die Bettler festzunehmen. Man fand fast in der Tasche eines jeden 150 bis 200 Dollars, die Frucht der Arbeit eines Tages. Es gibt Bettler, die sehr angenehm leben und sich Dienstboten halten: manche haben sogar ein Auto zur Verfügung. Die New-Yorker Professionsbettler, meist Krüppel, Gelähmte und Blinde, kommen in Klubs zusammen, wo die Prohibition nicht hineindarf. Komischerweise kommen sie meist im „Arbeitsdreß" in diese Vergnügungslokale, und es fehlen weder Binden noch Krücken.

Amerikanische Reklame

Herr Generaldirektor! Seitdem ich Ihre göttliche Diamantfunk-Schuhcreme benutze, brauche ich keinen Spiegel mehr; ich rasiere mich, auf meine Schuhe schauend. Hochachtungsvoll Tom Pick, Farmer, Bimingsborgh (Ohio).

*

An die Herkules-Haarwuchsmittelfabrik A.-G., St. Louis. Sehr geehrte Herren! Ich bin Ihnen ewig dankbar! Seit dreißig Jahren bin ich kahlköpfig. Nun kaufte ich mir eine mittelgroße Dose von Ihrem Haarwuchsmittel. Meine 53 Jahre alte Tante, die aus Versehen ihr Gesicht mit dieser Creme einschmierte, bekam nach zwei Tagen einen so starken Bart- und Schnurrbartwuchs, daß sie sofort vom Zirkus Sarrasani als Schlagernummer mit 5000 Dollar die Woche engagiert wurde. Hochachtungsvoll Jim Oxford, Buchhalter (Pittsburg).

*

Sehr geehrte Direktion! Ich habe vor drei Jahren von Ihnen eine doppelseitige, unzerbrechliche Tanzschallplatte gekauft. Obgleich wir schon zwei Jahre die eine Seite als Schachbrett, die andere Seite als Palatschinkenbratpfanne benutzen, klingt die Platte noch immer so klar und temperamentvoll, daß mein Onkel, wenn er diese Musik hört, seine beiden Krücken wegwirft, um mit unserer Großmutter schnell einen Foxtrott zu tanzen. In ewiger Dankbarkeit Bessy Arabeß, Stenotypistin, Chicago."

*

Sehr geehrter Herr Professor! Ich bin Ihnen gar nicht dankbar! Im Gegenteil! Ich will Ihnen jetzt, statt Ihnen zu danken, Vorwürfe machen. Meine Frau, die 195 cm groß ist, aber trotzdem nur 94 Pfund wiegt, wollte mit Ihrer Creme „Venus-Balsam" eine vollere Figur bekommen. Leider wußte ich nicht, daß sie sich so etwas

FÜR DIE BIBLIOTHEK DES QUERSCHNITT-LESERS

SINCLAIR LEWIS

BABBITT

Der Roman des amerikan. Spießers

Auflage 100 000 Leinenband RM 3.35

„Es gibt keinen Menschen, der nicht Babbitt gelesen haben müßte."
Berliner Börsen-Courier

„Babbitt hat kein Schicksal und deshalb auch keine Tragödie, und so läuft sein Lebensweg immer die gleichen komischen oder höchstens tragikomischen Kurven, auf der vergeblichen Suche nach Persönlichkeit und Erlebnis."
Frankfurter Zeitung

SINCLAIR LEWIS

DR. MED. ARROWSMITH

Der Roman des amerikan. Arztes

Auflage 22 000

Geheftet RM 5.— Leinenband RM 7.50

„Ein ergreifend tiefer Ärztespiegel. Den plastischen Aufmarsch aller Ärztemuster vom Kurpfuscher, Reklamehygieniker. Modechirurgen hoch hinauf bis zum bedürfnislos altruistischen Forschermärtyrer zu veranstalten, war vielleicht nicht allzuschwer, aber dieses Getümmel von Äskulapschlangen und hippokratischen Gestalten zu einer unantastbaren Dichtung zusammenzufügen, Leistung eines Meisterdompteurs . . ."
Berliner Tageblatt

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

TRANSMARE-VERLAG A-G • BERLIN W 50

gekauft hatte. Als ich einmal vom Strandbad nach Hause kam, hatte ich einen von der Sonne ganz verbrannten Körper, der mir fürchterlich wehtat. Ich nahm die Creme, rieb mich damit ein; und schon nach acht Tagen bekam ich eine so vollendete Venusform mit starkem Busen, daß mein Sohn, der vor 22 Jahren verschwunden war und plötzlich zurückkam, mich mit den Worten umarmte: „Meine liebe, liebe Mutter!" — John Jollisohn, Gärtner, San Domingo (Texas).

*

Sehr geehrter Herr! Wir haben gelesen, daß Ihr wunderliches Fabrikat jeden Menschen binnen einer halben Stunde schlank macht. Wir zwölf gute Kameraden wollten in die Zentralbank einbrechen. Aber wir fanden uns schmalen Gitterfenstern und Toren gegenüber. Ratlos standen wir vor dem Bankgebäude. Dann kam uns plötzlich eine glänzende Idee. Wir kauften schnell Ihren Punktroller „Windhund", rasch bearbeiteten wir uns gegenseitig damit, und schon nach einer Viertelstunde konnten wir durch Fenster, Tor und Gitter in das Bankhaus gelangen. Mit viel Dankbarkeit: 12 Cyklops-Brothers, Chicago.

Über die neue Mode der langen Röcke sprach man in einer Gesellschaft. Die Herrin des Hauses sagte: „Ich trage lange Röcke, weil ich keine Ausnahme machen will. Aber es tut mir leid, daß die Mode der kurzen Röcke vorbei ist, und ich bedaure es aus Gründen der Sittlichkeit."

Und als sie die durch ihre Erklärung hervorgerufene Verwunderung bemerkte, fügte sie hinzu: „Ja, gewiß, aus Gründen der Sittlichkeit. Wenn Schmutz auf den Straßen sein wird, werden wir genötigt sein, die Röcke zu schürzen. Bis jetzt ließen wir unsere Beine sehen, von nun an werden wir sie zeigen."

Greguerias

Zum Kinderwagen beugen wir uns mit der boshaften Absicht hin, Zwillinge zu finden.

*

Wenn der Angestellte die Damentasche öffnet, um nach dem Preis zu sehen, sieht es aus, als wolle er uns noch Geld dazu schenken.

*

In den Ziehharmonikas der D-Züge summt der Reise-Tango.

*

Die Zeit fädelt die Stunden ein; mit dem Gerassel, ehe die Turmuhr schlägt, steckt sie den Faden durch ihre Nadelöhre.

*

Die Asphaltarbeiter versiegeln die Stadt mit Siegellack und Petschaft.

*

Die Harfenspielerinnen sitzen in einem goldenen Käfig.

*

Tennisspielerinnen sehen aus wie Engel mit einem Flügel.

*

Wenn die Propeller unter dem Flugzeug kreisten, könnten sie die Stadt abkühlen.

*

Es gibt Nächte, wo Ordenssterne der Himmelsbrust im Etui liegen blieben.

*

Der Regen war so stark, daß er seine Nägel in den Boden nagelte.

*

Wenn die Dame die Tür nicht öffnen kann, wird der Mann Athlet.

*

Wenn wir am Gefängnisgitter entlanggehen, ist einer unserer Schatten drinnen.

Ramón Gómez de la Serna

Etikettefragen

Von

Adolf Loos †

H. H. — Ihr brief beginnt auf der ersten seite, setzt auf der zweiten seite des briefpapieres fort und endet auf der vierten. Aber ich würde ihnen raten, briefe in folgender art zu schreiben: Erste seite. Dann dreht man das blatt um — vorausgesetzt ist eine löschpapierunterlage — und schreibt auf der vierten seite weiter. Dann schlägt man das briefpapier auf und beschreibt die zweite. Nun legt man das papier quer und beschreibt die dritte seite. So tun es die engländer und amerikaner. Praktische erwägungen (das abtrocknen fällt dabei weg) haben zu dieser sitte geführt. Ich lese jeden brief so und kenne mich daher in den österreichischen briefen schwer aus.

A. R. — Wenn sie einem freund auf der straße begegnen, der mit einer ihnen unbekannten dame geht, haben sie auch bei großem sozialen abstand zuerst zu grüßen. Doch dürfen sie nicht beide grüßen oder, was noch schlechter wäre, den bekannten allein. Man nimmt den hut vom kopfe und blickt geradeaus.

V. G. — Die dame unter allen umständen rechts gehen zu lassen ist ein Unsinn. Im wagen hat sie wohl rechts zu sitzen. Beim einsteigen läßt man der dame den vortritt und geht eventuell hinten um den wagen herum, um einzusteigen. So hält man es auch mit männlichen gästen. Aber auf der straße überläßt man der dame den *besseren* weg. Bei uns kommt es vor, daß fanatiker der „ehrenseite" die dame ruhig in pfützen steigen lassen, während sie selbst den trockenen weg gehen, wenn sich zufällig der gute pfad links befindet. Auf dem bürgersteige geht man auf der nach dem fahrdamme zugekehrten seite.

J. Kap. — (1) Ostkerne spukt man in die hohle faust, die man vor den mund hält, und legt sie auf den teller. (2) Brot und semmel darf man nie schneiden. Brechen. Auch darf man nicht brot oder semmel mit der gabel aufspießen, um damit die sauce aufzutunken. Wohl kann man aber ein stück brot oder semmel in die Hand nehmen und die sauce damit auftunken. Aber dazu gehören geschicklichkeit, übung und grazie.

(1903 erschienen)

Der Querschnitt

enthält in seinem letzten Sonderheft:

„SEINERZEIT"

(1900 bis 1914):

Psychologie der Vorkriegszeit / Geschichte des Schnurrbarts „Es ist erreicht" / Zauber und Komik alter Photos / Vom Tafeldecken bei Hof und reichen Leuten / Eigenarten Eduards VII. / Die Deutschen auf der Weltausstellung 1900 / Kunst und Amüsierbetrieb in Berlin um 1900 / Wie man damals einen Mann bekam / Der preußische Adel vor 1914 / Die Wahrheit über das Nachtleben / Geschichte des deutschen Witzblattes / Soziologie des Briefkastenonkels / Die frechen Schlager der sittsamen Zeit / Erlebnisse mit Sudermann / Das Radel-Madel-Korps / Modewörter 1900 bis 1914 u. v. a.

Viele alte Photos und Zeichnungen

„Die glückliche Zusammenstellung dieses Querschnitt-Heftes läßt nicht nur die Komik modischer und stilistischer Albernheiten deutlich werden, sondern sie zeigt auch, wieviel daraus noch lebendig ist."

Vossische Zeitung

„Die Bilder, die hier ausgegraben sind, die originellen Texte, die man ihnen beigab, und die grotesken Reminiszenzen rund herum werden manchem eine frohe Stunde bereiten."

8-Uhr-Abendblatt, Berlin

„Ein erfreulicher Versuch, die Monatsschrift weiterzuführen."

Neue Zürcher Zeitung

Preis M. 1,50

Nachbestellungen (soweit der Vorrat reicht) durch jede Buchhandlung oder beim

KURT WOLFF VERLAG

BERLIN NW 87

Otto Wirz, Prophet Müller-zwo. Roman. Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.

Das ist eine merkwürdige, erregende Geschichte. Ein Nützlichkeitsmensch wird hier verwandelt. Die ganze groteske, durch Widerspruch aufwühlende Art von Wirz zeigt sich schon darin, wie er den Beruf seines Nützlichkeitsmenschen ansetzt: Giftgas-Chemiker. Die Nützlichkeit hat sich so übersteigert, daß sie bereits wieder in ihr Gegenteil umschlägt, in die Zerstörung der Nützlichkeit durch ihre eigenen Gebilde und Erfindungen. In diesem polaren Stil ist die ganze Erzählung geschrieben, Erlebnis steht gegen Erlebnis auf, Hingebung ist sofort Abwehr, Heiligung äußert sich als Skepsis, um nicht als Marktwert erfaßt und mißbraucht zu werden. So wird das Gejagte unserer Zeit auch sprachlicher Ausdruck. — Otto Wirz würde man in ruhigeren Zeiten einen Romantiker nennen von der „heiligen Nüchternheit", wie sie bei Hölderlin und Novalis glühte, wie sie unter Heutigen bei Robert Musil zu finden ist. Wirz ringt um das „Ahnungsvolle", er zeigt die Vergeblichkeit der „hohlen Gescheitheit", der wir unsere Zusammenbrüche verdanken. Er stellt gegen die Typen des genießerischen egoistischen Subjektivisten, der fragt: „Welchen Nutzen kann die Person für sich selbst aus dem Gegenstande ziehen?", und des nur wissenschaftlich, nur sachlich, aber schon um die Wahrheit kämpfenden Objektivisten den kindlichen, der Welt aufgeschlossenen, von ihr ganz und gar erfaßten, ihre Geheimnisse ahnungsvoll und schaudernd erschauenden Menschen. So einer wird der Giftgas-Chemiker Müller zwo (denn in der Fabrik gab es zwei Müller, und Wirz meint damit: er ist gar kein Ausnahmefall, es kann uns allen passieren, wir sind alle Müller). Diese Verwandlung eines Nützlichkeitsmenschen geschieht in einer großen Nervenkrise, aber auch sie ist nur als ein Zeichen für die große seelische Krise hingesetzt, in der wir alle drinnen stecken. Gegen das Laute wird von Wirz wieder die Kraft der Stille gesetzt, gegen das Moralisierende aller Heilsbotschaften und gegen die Kontrollbeamtenhaftigkeit des Intellekts erhebt sich eine bis ins Innerste des Menschen greifende Umschichtung, die er „Gottessohnung" nennt. Wirz gehört mit zum Protest des Gefühls gegen die allgemeine Vernutzung und Verzweckung der Welt. Wobei er aber unter „Gefühl" gar nicht etwas Nebelhaftes und Unverbindliches meint, sondern ein fast mathematisch bestimmbares Gefühl, entstanden in harter Schulung und Innenschau, kurz der Entselbstung. Diese mißachteten, lange verkannten Kräfte des inneren Menschen ruft Wirz in dieser gleichnishaften Geschichte einer Verwandlung auf. „Weil das menschliche Herz schläft" — darum spricht Wirz. Um es wieder zu erwecken!

Oskar Maurus Fontana

R. C. Sherriff, Badereise im September. Roman. Deutsch von Hans Reisiger. S. Fischer Verlag.

„Wer die See und das Strandleben liebt, wird in lächelnde Ferienstimmung bei der Lektüre dieses leichten, tiefen, kleinen Büchleins geraten." — Berichtigung: Auch, wer das Gebirge und Klettertouren liebt; und nicht nur in Ferienstimmung, sondern in Lebensnähe; und das Büchlein ist ein leicht gebundenes Buch von 340 Seiten. Die man gleichwohl in einem bis drei Zügen verschlingt, nicht etwa wegen des Spannungs-, sondern wegen des Lebensgehalts der Erzählung. Sie ist gesättigt von Realität. In der Badereise einer englischen Familie ist die Essenz eines Lebens im Mittelstand eingefangen mit all den hundert Marginalien, die den Reiz des Lebens bedeuten. Sherriff, der Dramatiker der „Anderen Seite", war früher Versicherungsbeamter, als solcher hat er wohl tiefe Einblicke in Menschenwohnungen und Menschenseelen getan; als Erzähler ist er erfreulicherweise kein Analytiker, sondern ein Synthetiker, dem sich Charakterkunde in lebendige, humorvolle Erzählung auflöst. — Unbedingt zu lesen! *W.*

Italo Balbo, Fliegerschwärme über dem Ozean. Verlag Rowohlt, Berlin.

Wer kennt ihn nicht, den italienischen Luftmarschall Italo Balbo, den Held der Helden von Orbetello! Seine Ozeangeschwaderflüge haben uns wochenlang in ihren Bann geschlagen; Ozeanflüge faszinieren immer noch die Welt! Kann so etwas überhaupt noch überboten werden? Fast möchte man es bezweifeln! Und doch, ich glaube, es ist möglich! Aber nur, wenn man denselben Weg marschiert, wie Balbo ihn gegangen ist. Italo Balbos Buch ist der Wegweiser. In ihm zeigt er der Welt, ohne irgend etwas zu verheimlichen, wie das Fundament gelegt werden muß und wie man dann den stolzen Bau der Leistung darauf errichtet! Das Fundament ist die Erziehung der Flieger zur Vaterlandsliebe, die gipfelt in den Worten des verunglückten Funkers Stemperini, der nach dem Absturz, zu Tode verwundet, mit letzter Kraft seinen Kameraden zuruft: „Ich weiß, daß ich sterben muß. Es lebe Italien! Es lebe der Faschismus! Es lebe die Fliegerei!" — Der Aufbau der Leistung wird nur ermöglicht durch leuchtendes Führertum, das sich widerspiegelt in Balbos letzten Gedanken beim Einschiffen seiner Besatzungen zum Flug über den Atlantik: „Wen wird es treffen?" schreibt er, der unerhörten Gefahren bewußt, die sich in den nächsten Stunden seinen Besatzungen entgegenstellen können. „Vielleicht dich selbst — hatte ich mir im stillen gesagt. Und dennoch war meine Seele, wie die aller Kameraden, bereit zum Opfer — in der Gewißheit, daß wir mit unserm Opfer das Vaterland größer machen würden." Solcher Opfergeist erfüllt das ganze Buch. Balbo weiß ebenso meisterhaft seine Sorgen und Nöte zu schildern wie die Naturschönheiten der überflogenen Länder. Witzig, amüsant und lehrreich sind seine Erzählungen. Er setzt sich selbst das schönste Denkmal in seiner Liebe und Kameradschaft zu seinen Untergebenen, für die er nicht genug Worte dankbarster Anerkennung finden kann. Vielleicht ist dies das Geheimnis seiner immer wiederkehrenden Erfolge.

Hermann Köhl

Ein Paramount-Film in deutscher Sprache
mit Originalmelodien v. Giacomo Puccini
Berlin, Marmorhaus tägl. 5/7/9 Uhr

Hanns Kappler

Deutsches Blut in aller Welt

Erlebnisse eines Weltenbummlers
Ein Gegenstück zu dem bekannten „Lausbub in Amerika"

„Das Deutsche zu suchen,
ging ich hinaus in die Welt. —
Und ich fand es, das Erbe unseres Blutes,
in allen Zonen dieser Erde!"

Als Zeitungsreporter, Steward, Farmarbeiter, Goldwäscher, Kriegsberichterstatter usw. zieht ein deutscher Junge durch die ganze Welt.

Broschiert RM. 2,—, Ganzl. RM. 3,50

Drei Türme-Verlag
Berlin W 62

A. J. Cronin: Der Tyrann und *Drei Lieben.* Romane. Paul Zsolnay Verlag.

Die Zeit um 1880 scheint für die jungen englischen Erzähler eine besondere Anziehungskraft zu haben. Ebenso wie z. B. der neue Charles Morgan lebt Cronin in dieser Epoche, ohne eine Spur des Retrospektiven, des Historischen, als einem sehr speziell zeitlich und englisch gefärbten und doch zeitlos gegenwärtigem Raum. Cronin ist ein in englischer Tradition gut fundierter, aber darum doch nicht allzu häufiger Fall — der echte starke Erzähler, der nichts will als eine Sache erzählen, und zwar alles, was er von ihr weiß. Da gibt es keine perspektivische Verkürzung, keinen wissenden psychologischen Aufriß, keine Projektion der eigenen Wallung, da gibt es aber auch keine raschen und falschen Effekte, da ist ein solider quadriger Bau, und ein geduldiges Rundherumgehen, bis wir alles gesehen haben: wie eine Person lebt, wie sie schläft, ißt, liebt, handelt, räsoniert und stirbt. Und dadurch sind seine Gestalten, die sich vor uns ausbreitend wachsen und in die wir, wie im Leben selbst, bedächtig mit hineinwachsen, so unbeirrbar echt, so ganz, so unwiderruflich wie Naturprodukte. Der Epiker zeigt sich darin, daß er und wie er — man lächle nicht über diese äußerliche Auffassung — nicht nur starke, sondern dicke Bücher schreibt. Der Umfang im Verhältnis zum Geschehen und zu der ganz verborgenen, ja unbewußt scheinenden, aber starken geistigen Triebkraft diktiert ein Tempo von ungeheurer Langsamkeit, die etwas Elementares hat, ja schließlich ganz fortreißt. Gestalten wie der gewaltige Huthändler James Brodie und sein tyrannisches, vernichtendes Leben, wie die kleine Lucy, die ihre vergebliche Liebe zu Mann, Sohn und Gott trägt, sind von unvergeßlicher Eindringlichkeit, aber auch die geringste aus der reichen Fülle der Figuren hat noch etwas von dieser pragmatischen Gültigkeit und lebt voll aus. Daneben entschwindet einem die Handlung, obzwar ja nichts anderes da ist als Handlung, aber die ist natürlich, selbstverständlich, freilich stellenweise in überraschend klischeehafter Weise vorwärtsgetrieben. Cronin ist ein großer Menschendarsteller, im Eigentlichen ein großer Dramatiker mit undramatischen Mitteln, der seinen Leser behutsam, aber um so sicherer auf eine weite epische Fahrt mitnimmt. *E. S.*

Heinrich Hauser: Noch nicht. S. Fischer Verlag.

Wenn ein Autor zwei sehr schöne Bücher einer bestimmten Gattung geschrieben hat (Die letzten Segelschiffe, Feldwege nach Chicago), bekommt er plötzlich einen leichten Überdruß vor dem, was er geleistet hat und was ihm leicht fällt. Er beschließt, eine Stufe höher zu steigen. Sein reiches Talent, seine ungewöhnliche sprachliche Begabung und seine dichterischen Visionen erleichtern ihm den Versuch. Tausend Möglichkeiten jagt er nach, um das „Neue" zu zwingen. Es gelingen ihm wundervolle Einzelheiten, es gelingen ihm Schilderungen der einfachsten Begebnisse, die so sicher in der Schwebe gehalten sind, daß man diesem Dichter eine neue Darstellungsform für den Roman zutraut. Trotzdem verläßt ihn das Gefühl nicht, daß sein Versuch zu viel „Wollen" in sich trägt, daß das Buch nur zu etwas Abgeschlossenem werden kann — auch vor ihm — indem er aus der Not eine Tugend macht: „geplant war ohne Zweifel ein Roman", schreibt er in seiner Vorrede. Diesen Roman läßt er zu Aufzeichnungen eines Dritten werden, wodurch er selbst ein Teil der Verantwortung loswird. Das Zufällige des Buches wird zur Gesetzmäßigkeit eines erfundenen Dritten erhoben, und schließlich bekommt es mit einem energischen „Nun gerade" einen Titel, der den Autor vor sich und andern entschuldigen möchte: „Noch nicht". — Es ist ein typisches Zwischenwerk, vom Autor selbst nicht leichten Herzens ans Licht gelassen. Es ist ein großes Versprechen für die Zukunft, wenn es ihm gelingt, das große und schöne Material, das in ihm liegt, fester zu gestalten. „Noch nicht" sind lauter — sehr bedeutsame — Notizzettel zu einem Roman. Es sei von Hauser keineswegs eine photographisch exakte Schilderung von Personen und „natürlich" auf-

einanderfolgender Ereignisse verlangt. Aber das, was er in diesem Buch erstrebt, muß im nächsten Werk weniger zu bemerken sein: dann wird es von selbst zu einer einheitlichen großen Komposition werden. *Hans Rothe*

Egon Caesar Conte Corti, Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo.
Insel-Verlag, Leipzig.

Dieses Buch — das Leben der Zwillingsbrüder Blanc, im Grunde aber nur des einen von ihnen, François, schildernd, der nach der Begründung Homburgs die Goldhölle Monte Carlo aus dem Boden zauberte — ist auf seine Art ein Schlüssel zum 19. Jahrhundert, unentbehrlich für den künftigen Jakob Burckhardt, der jene Blüte- und Sterbezeit des Kapitalismus als ein verlorenes Paradies heraufbeschwören wird. François Blanc ist der 350 Seiten nicht mehr und nicht weniger wert als ein Bata, Kreuger, Nobel. Aber seine Figur war nicht so interessant wie seine Funktion: der geheime Direktor und Nutznießer der Galabühne gewesen zu sein, auf der die gute Gesellschaft Europas, gleichsam unter wolkenlosem Himmel und fern jeder Ahnung vom Weltuntergang, ihr leichtfertiges, doch von Wichtigkeiten behangenes Maskenspiel trieb. Hinter dieser Bühne stand als Sinn und Symbol eine riesenhafte Null. Das Zero der Roulettetische, auf das, zum Gewinn des Spielveranstalters, aller Glanz und alles Wagnis in den Spielsälen glatt ausging. Blanc hat eigentlich erst diese einzige und alleinherrschende Null geschaffen. Vor ihm waren es zwei Nullen, um die sich als Achsen das Spielerglück drehte. Da war den Spielern die Unausweichlichkeit ihrer Verluste zu durchsichtig. Blanc aber war ein Künstler im Verschleiern, im prunkschillernden Undurchsichtigmachen solcher Tatbestände. Er zauberte Märchenlandschaften um die eine, gewinnbringende Null herum, ja er durfte seinen Weg zu deren Fruktifizierung sogar produktiv nennen, da im Verein damit Bäder, Heilquellen, Nutzanlagen und Wohlfahrtseinrichtungen aus dem Boden schossen. In der Kasse dieses Ringelspiels freilich saß der leibhaftige Teufel: er, Monsieur Blanc. Das ist im Rückblick so, als ob ein Oberkellner oder Hoteldirektor die Welt erschaffen hätte, auf der Kaiser und Könige agierten. Liegt darin nicht fast das Geheimnis des 19. Jahrhunderts? Es war ja auch im großen Sinn ein Zeitalter der Hasardeure. Louis Napoleon, Bismarck, Maximilian, Garibaldi — jeder auf seine Art ein Roulettespieler und als Partner Monsieur Blancs durchaus denkbar. — Was hätte übrigens dessen Stammkunde Dostojewskij, der zehn Jahre lang alles Geld nach Homburg trug und sich an den Rand des Selbstmords hinhasardierte, dazu gesagt, wenn ihm dieses Buch zu Gesicht hätte kommen können? Er hätte sich tief der Einsicht geschämt, daß er nichts als eine Ziffer im Budget des Herrn Blanc war. Doch noch tiefer vermutlich darüber, daß diese Ziffer gar nicht notiert wurde. Bettlertragödie des Dichters, der sich an der Welt verblutet, die er erst lebend gemacht hat: in dem Direktionsbuch des Kasinos von Homburg, worin zur Kontrolle von der Gründung bis zur Sperre der Bank die Gewinne und Verluste der Spieler eingetragen sind, kommt der Name Dostojewskij gar nicht vor. So unbeträchtlich waren die Einsätze des Mannes, der den „Spieler" schrieb . . . *A. K.*

Erste deutsche
Rassehunde-
Zuchtanstalt und Handlung
Arthur Seyfarth, Bad Köstritz 88 (Thüringen) • Gegr. 1864
Salon-, Wach-, Schutz-, Polizei- und Jagdhunde. Versand nach allen Weltteilen. Illustriertes Prachtalbum mit Preisverzeichnis und Beschreibung der Rassen M 2.—.
Illustrierter Katalog mit Preisliste M 1.— (in Marken)

FRIEDRICH KORN · ANTIQUAR

Berlin-Wilmersdorf, Emser Straße 3, Gartenhaus 1 Treppe

Telefon: H 6 Emser Platz 5905

Preiswerte schöne Bücher aus meinem Lager zu stark herabgesetzten Preisen

Anakreontische Oden und Lieder. Ausgewählt von *F. A. Hünich.* Leipzig, Rowohlt, 1911. 8°. Or.-Halblederband. 3.60.
10. Band der *Drugulin-Drucke.* Schöner deutscher Vorkriegs-Pressendruck.

Balzac, H. de: Les contes drolatiques. Nouv. édit. Av. 425 dessins de *Gustave Doré.* Paris, Garnier, 1926. Gr.-8°. Prachtvoller hellbrauner Halbfranzband mit breiten Ecken. Kopfgoldschnitt, sonst unbeschnitten. Or.-Umschlag eingebd. 12.—
In 1500 numerierten Exemplaren auf Velin gedruckt.

Baudelaire, Charles: Les Fleurs du Mal. Edité par *G. A. Tournoux.* München 1922. 8°. Farbiger Or.-Pappband. 1.10
Einer der schönsten *Drugulin-Drucke,* zweifarbig hergestellt, und eine der schönsten Ausgaben der klassischen französischen Gedichte.

Boehn, M. v.: Deutschland im 18. Jahrhundert. Mit 18 teilweise farbigen Tafeln u. 344 Abbildungen. Berlin 1921. 4°. Prachtvoller grüner Or.-Saffianband mit rotem Schild und reichster Rücken- und Deckelvergoldung, Kopfgoldschnitt 28.—
Vorzugsausgabe in 300 numerierten und vom Verfasser signierten Exemplaren.

— England im 18. Jahrhundert. Mit 32 teilweise farbigen Tafeln u. 326 Abbildungen. Berlin 1920. 4°. Prachtvoller blauer Saffianband mit reichster Rücken- und Deckelvergoldung, Kopfgoldschnitt 28.—
Vorzugsausgabe in 300 numerierten und vom Verfasser signierten Exemplaren.

Borchardt, Rudolf: Jugendgedichte. Leipzig, Insel, 1913. Folio. Halbleinenband, unbeschnitten. 18.—
Äußerst seltener, nur für Subskribenten in 100 Exemplaren auf Bütten hergestellter Privatdruck. Vorliegendes Exemplar auf „großem Papier" hat Foliоformat.

Chamisso, Adalbert v.: Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Leipzig, o. J. Gr.-8°. Mit 11 farbigen Vollbildern und vielen Vignetten von *Emil Preetorius,* Illustrierter schwarzer Or.-Halblederband, Kopfgoldschnitt. 6.—
Ein Meisterwerk *Preetorius'scher* Illustrationskunst.

Dante: Die göttliche Komödie. Übers. von *K. Witte.* Eingeleitet von *M. v. Boehn.* Berlin 1921. Lex.-8°. Or.-Schweinslederband auf erhöhte Bünde. Mit reicher Blindpressung, Kopfgoldschnitt. 24.—
Vorzugsausgabe in 250 numerierten Exemplaren auf starkem Bütten. Der hervorragende Buchschmuck ist meist venezianischen Danteausgaben des 15. Jahrhunderts entnommen.

Die Chronik des Kreuzfahrer-Königreiches Jerusalem, Faksimile der Burgundisch-Flämischen Miniatur-Handschrift der Wiener National-Bibliothek. Eingeleitet von *O. Smital.* 2 Bde. (Tafelband in 4° u. Textbeilage). Mit 17 Lichtdrucktafeln u. 8 Lichtdrucken im Textband. Or.-Halbleinenmappe. 35.—
Prachtvolle Wiedergabe einer berühmten Miniaturen-Handschrift des 15. Jahrhunderts, in nur 200 restlos vergriffenen Exemplaren hergestellt.

Defoe: Robinson Crusoe. Mit 20 Or.-Radierungen von *F. Heubner.* München 1922. Gr.-4°. Hellbrauner Saffianband Reich vergoldet; aus farbigem Leder eingesetztes Mittelstück. 44.—
Erstes Werk der Drucke des Bücherwinkels. 100 numerierte Exemplare. Jede Radierung signiert *Prachtvolles Exemplar.*

Flaubert, Gustav: Erinnerungen eines Narren. Übertragen von *Rudolf Soomer.* München o. J. 8°. Schwarzer Or.-Halblederband vergoldet Kopfgoldschnitt. —.60
Erste deutsche Ausgabe einer Jugenderzählung, die der junge Flaubert 1840 im Alter von 20 Jahren schrieb.
Dasselbe, Or.-Pappband. —.40

Frobenius, Leo, u. **Hugo Obermaier:** Hádschra Máktuba. Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas. München, 1925. 4°. Mit 55 mehrfarbigen u. 105 einfarbigen Bildtafeln u. 11 Karten. Or.-Leinenband, Kopffarbschnitt. 35.—
Prachtvoll ausgestattetes Hauptwerk der vorgeschichtlichen Forschung.

— Der Kopf als Schicksal. München 1924. Gr.-8°. Mit 13 Bildtafeln. Or.-Leinenband, vergoldet, Kopffarbschnitt. 9.—

Genius. Zeitschrift für alte und werdende Kunst. Herausgegeben von *Carl Georg Heise* u. *Hans Mardersteig.* 3 Jahrgänge in 4 Heften. München 1919—1921. 4°. Mit zahllosen zum Teil farbigen Tafeln u. Abbildungen. Or.-Umschläge, unbeschnitten. 35.—
Die schönste Kunstzeitschrift der Nachkriegszeit, völlig vergriffen, mit prachtvollen Reproduktionen alter und moderner Kunstwerke.

Goethe: Sämtliche Werke in chronologischer Folge. Propyläen-Ausgabe. Bd. 1 bis 24 u. Ergänzungsband I mit Suppl.-Band I. München 1909—14. Halbleinenbände, unbeschnitten; Band 20 brosch. 60.—
Die Propyläen-Ausgabe bringt als einzige Goethe-Ausgabe sämtliche Werke, Briefe usw. in chronologischer Folge.

Goethe: Faust. Teil I u. 2. Mit zahlreichen Tafeln und Abbildungen. Berlin 1924. Lex.-8°. Or.-Pergamentband mit reicher Blindpressung. 22.—
1000 numerierte Exemplare auf starkem Bütten. *Prachtvolle Ausgabe.*

— Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen. Mit 173 Abbildungen u. Tafeln in Lichtdruck. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum. Leipzig, Insel, 1925. Folio. Herrlicher roter Or.-Saffianband mit grünem Schild und reichster Rückenvergoldung. 40.—
Prachtexemplar.

Gogol, Nikolaus: Der Zauberer. Leipzig o. J. Gr.-8°. Mit 12 Holzschnitten von *Karl Thylmann*. Or.-Halblederband, Kopfgoldschnitt. 6.—
Bedeutende Holzschnittfolge des früh verstorbenen Künstlers.
Dasselbe, Or.-Pappband. 4.50

Grabbe, Christian Dietrich: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Lustspiel in drei Akten. München 1923. 8°. Mit 12 Originalholzschnitten von *Karl Thylmann*. Or.-Pappband, vergoldet, Kopffarbschnitt. 4.—

Hardt, E.: Ninon von Lenclos. Leipzig, Insel, 1905. 4°. Goldgepreßt. Or.-Pergamentband. 18.—
Nr. 14 der 20 Exemplare auf kaiserl. Japan. Auf der Rückseite des Druckvermerks ein Vierzeiler von Saint-Evremond, von dem Dichter geschrieben und signiert. Buchschmuck von Markus Behmer. —

Hartlaub, G. F.: Kunst und Religion. Ein Versuch über die Möglichkeit neuer religiöser Kunst. München 1919. 8°. Mit 76 Bildtafeln. Or.-Pappband. 2.50
Schöne Wiedergaben nach *V. van Gogh, F. Hodler, P. Modersohn, E. Nolde, Max Beckmann* u. v. a.

Kant, Immanuel: Werke. Herausgegeben von *Ernst Cassirer* u. a. 11 Bde. Berlin 1911—23. Gr.-8°. Halbleinenbände. 38.—
Die vollständigste und schönste Kant-Ausgabe.
Dasselbe. Brosch. 25.—

Kleist, Heinrich v.: Anekdoten. Leipzig, Rowohlt, 1911. 8°. Or.-Halblederband. 4.50

Lechter, M.: Das Märchen vom Sinn. Ein Mysterium. Berlin 1927. Kleinfolio. Türkisfarbener Or.-Saffianband mit Rückenvergoldung, vier vergoldete Eckstücken, Deckel und Innenkantenvergoldung, Kopfgoldschnitt. In Karton. 35.—
Opus V der Einhornpresse. 500 numerierte und signierte Exemplare auf Altbütten. — *Außerordentlich schöne Publikation.*

Luther. — Schreckenbach, P., u. F. Neubert: Martin Luther. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit 384 Abbildungen. Leipzig 1916. 4°. Or.-Halbleinenband. 3.50
Schönes, nach alten Quellen reich illustriertes Abbildungswerk zur Geschichte der Reformation.

Rembrandt-Bibel. 4 Teile in 1 Band. Mit 240 Abbildungen u. 20 Gravüren. Eingeleitet von *E. W. Bredt*. München 1921. 4°. Schöner Pergamentband. Mit durchgezogenen Bünden. Kopfgoldschnitt. In Karton. 32.—
Vorzugsausgabe in 500 numerierten Exemplaren.

— **Bartsch, Adam:** Catalogue raisonné de toutes les estampes qui forment l'oeuvre de *Rembrandt* et de ses principaux imitateurs. Nouv. éd. 2 Bde. in 1. Leipzig 1880. 8°. Mit Abbildungen. Brauner

— **Schulte-Strathaus, Ernst:** Die Bildnisse *Goethes*. München 1910. Gr.-8°. Mit 170 Tafeln. Halbleinenband, unbeschnitten. 7.50
Unentbehrliches beschreibendes Verzeichnis aller existierenden Goethe-Darstellungen.

Verlaine, Paul: Vers. Edité par *G. A. Tournoux*. Leipzig 1922. 8°. Farbiger Or.-Pappband. 1.10
Prachtvoller zweifarbiger *Drugulin-Druck*.

Ver Sacrum. Organ der Vereinigung bildender Künstler Österreichs. 1. Jahrgang: 12 Hefte in 1 Band. Wien 1898. 4°. Mit zahlreichen, zum Teil farbigen Tafeln u. Abbildungen. Or.-Leinenband, vergoldet, Kopfgoldschnitt, gering bestoßen; Or.-Umschläge eingebunden. 8.—
Wichtige künstlerische Zeitschrift der Jahrhundertwende, mit literarischen Beiträgen *(Erstdrucken)* von *R. M. Rilke, H. v. Hofmannsthal, R. Huch, H. Bahr, R. Dehmel* u. v. a. und Wiedergaben nach *A. Rodin, G. Klimt, M. Liebermann, C. Meunier* u. v. a.

Wagner, R.: Die Meistersinger von Nürnberg. Faksimiledruck der handschriftlichen Partitur. München 1922. Folio. Prachtvoller roter Halbfranzband 58.—
530 numerierte Exemplare. Außerordentlich schöne Veröffentlichung.

— Der Ring des Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend. Zürich 1853. (Berlin 1919.) Heller Schweinslederband auf erhöhte Bünde, Fileten auf den Deckeln, Innenkantenvergoldung, Goldschnitt (Lühr). 18.—
Nummer 4 von 100 subskribierten Exemplaren. In vorzüglichem photographischem Verfahren hergestellter Neudruck der ersten Textausgabe des Ringes, die Wagner 1853 in 50 Exemplaren herstellen ließ.

Katalog 1: Schöne Bücher aus der Sammlung eines bekannten Bibliophilen

Katalog 2: Der bibliophile Teil der Archivbibliothek der Druckerei Drugulin (vergriffen)

Katalog 3: Neuerwerbungen (Deutsche Literatur, Berolinensien, Illustrierte Bücher, Kunst, Vorzugsdrucke) erscheint in diesen Tagen.

Interessenten bitte ich, meine Kataloge zu verlangen. Ich kaufe jederzeit ganze Bibliotheken und einzelne Werke von Wert aus meinen Spezialgebieten:

Bibliographie und Buchwesen / Deutsche Literatur in ersten Ausgaben / Deutsche und französische illustrierte Bücher / Neuere Kunstgeschichte / Vorzugsdrucke bekannter Pressen

Neue Schallplatten

Die Ivogün (Odeon) kommt besser als auf Electrola, das Orchester erinnert an die Aufnahmen aus der Vorkriegszeit, vom Liebreiz der unvergleichlichen Künstlerin bleibt nur ein blasser Schimmer. Elisabeth Schumann (Electrola) sollte keine Lieder singen, die Männern ziemen. Den „Traum durch die Dämmerung" haben wir schlechthin vollendet auf Odeon 0—4522 als Tauber-Platte. Die Boswell sisters (Brunswick A 9390) sind immer nett und lustig. Gigli (Electrola DB 1585) schmettert ebenso gewaltig wie hölzern. Gerhard Hüsch (Parlophon B 48281) erfreut unser Gemüt teils mit dem Fridericus rex, teils mit dem Prinzen Eugen. Rode (Grammophon 25213) singt „Vater, ich rufe dich", um zwei Strophen gekürzt, und „Bei gedämpfter Trommel Klang"; er sollte auf seine Aussprache achten: „paradiert" ist nicht „paharahadiert", und „Augen" sind nicht „Auhaugen". Parlophon B 48812 („Ein Lied geht um die Welt", nicht zu verwechseln mit „Ein Freund, ein guter Freund") wird von Schmidt für die Galerie gesungen. Um so inniger und stiller geraten ihm Vasco da Gamas Arie und das Lautenlied Korngolds auf B 48813. Von den letzten Tauber-Platten ist Odeon 0—4528 zu preisen, man spiele sie mit leisester Nadel: Tauber singt nicht, sondern erzählt. Der Leipziger Männerchor (Grammophon 25185) strahlt rein und voll. Die Harmony Boys (Grammophon 25201) werden nahezu geistreich. Die Comedian Harmonists singen zwei Kompositionen Harald Böhmelts aus Falladas verfilmtem Roman (Electrola EG 2830), eine angenehm flüssige Sache. Das Lindström-Preisausschreiben vereint fünf Sänger auf einer Platte, ein hübscher Einfall. Der kernige Sepp Summer kämpft und marschiert mit Chor auf einer Gloria-Platte.

Von Jack Hylton sind zu empfehlen: Grammophon 25203 mit dem bewußt wehleidigen „Ich möchte nach Hause", Grammo 25204, ein zu guter Letzt in der Ferne verschwindender Jodler, und der durch schöne Melodie sich auszeichnende „Abschied für immer", Grammo 24463 („Lied aus Kuba"), und 24491 („Abenddämmerung").

Menuhin ist auf Electrola DB 1785 zu hören: Maurice Ravels „Tzigane": Paganini würde es nicht hinreißender gegeigt haben. Und auf DB 1786/1787 (Teufelstrillersonate), eine erstaunliche Leistung, in jeder Beziehung vollkommen. Walter Gieseking spielt Liszts Konzert I in Es-Dur prachtvoll, das Orchester unter Wood geht forscher ins Zeug als unter Landon Ronald, der den klarer und härter hämmernden Levitzki auf Electrola EJ 514/515 begleitet. Walter Rehberg legt mit gewohnter Meisterschaft den „Hochzeitstag auf Troldhaugen" und das „Frühlingsrauschen" hin (Grammophon 24989); die ersten Takte in Sindings Hymne decken sich mit dem Anfang des Marschlieds „Volk, ans Gewehr!". Auf Grammophon 25181 glänzen drei wackere Männer mit zwei für den Salon berechneten Melodien. Der Tschaikowsky, den Mark Hambourg auf Electrola EG 2563 liefert, ist im Ton unruhig und leicht verzeichnet, vor drei Jahren waren derartige Aufnahmen auch nicht schlechter.

Wer Paul Whiteman liebt, lasse sich bei Alberti (Berlin, Rankestraße) die Grand Canyon Suite vorspielen, ein tolles Unternehmen. *Hans Reimann*

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Alfred Semank, Berlin. — Anzeigenverwaltung: Kurt K. Doerry, Berlin-Wilmersdorf, Laubenheimer Straße 26, Telefon Wagner 0192, Postscheckkonto Berlin 161191. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Gustav Wall, Wien I, Wollzeile 11. — Sendungen mit beigefügtem Rückporto an die Redaktion des Querschnitts, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21. — Copyright by Kurt Wolff Verlag A.G., Berlin NW 87. — Druck: R. Boll G. m. b. H., Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 19

Nachdruck und Übersetzungen verboten.

Der Querschnitt erscheint am Anfang des Monats und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag. Bezugsbedingungen siehe 1. Seite.

DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang Oktober 1933

Der Querschnitt erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung, durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag zu beziehen. Preis des Heftes M 1,50. — In Österreich: S. 3,—; in der Schweiz: Fr. 1,90. — Vierteljährlich (ab 1. Oktober 1933) M 4,— (S. 8,—) bei freier Versendung innerhalb Deutschlands und Österreichs. Zahlungen durch jede Buchhandlung oder direkt an das Postscheckkonto der Kurt Wolff Verlag A.G., Berlin 64650. — Ausländische Bezieher können den Gegenwert von M 4,— und die Portospesen mit Postanweisung an den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21, senden.

Sie können für sich oder einen Ihrer Freunde mit diesem Bestellzettel den Querschnitt abonnieren:

..... Hier abtrennen .....

An den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21

Ich nehme ein Vierteljahrsabonnement des Querschnitts für mich selbst, für

.....

auf und sende Ihnen den Betrag von RM 4,— durch die Buchhandlung

.....

durch Einzahlung auf Ihr Postscheckkonto Berlin 64650
durch Postanweisung direkt an Ihren Verlag.

Name: .....

Straße und Hausnummer: .....

Ort: .....

Land: .....

(Entsprechend ausfüllen und Nichtgewünschtes streichen.)

Die Werke Max Schelers

SCHRIFTEN AUS DEM NACHLASS

Band I: Untersuchungen zur Ethik und Erkenntnislehre

Inhalt: Tod und Fortleben / Über Scham und Schamgefühl / Vorbilder und Führer / Ordo amoris / Phänomenologie und Erkenntnislehre / Lehre von den drei Tatsachen

Mit einem Nachwort, ausführlichen Bemerkungen der Herausgeberin Maria Scheler und einem Namenregister. Etwa 500 Seiten, 8°, geheftet RM. 14,—, Leinen RM. 16,50

DIE IDEE DES FRIEDENS UND DER PAZIFISMUS

Aus dem Nachlaß herausgegeben. 63 Seiten, 8°, 1931, geheftet RM. 2,60

DER GENIUS DES KRIEGES UND DER DEUTSCHE KRIEG

Dritte neu durchgesehene Auflage, 5.—6. Tausend. 1917, 8°, geheftet RM. 4,50

DIE URSACHEN DES DEUTSCHENHASSES

Eine nationalpädagogische Erörterung

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage, 158 Seiten, 8°, geheftet RM. 3,40

VOM UMSTURZ DER WERTE

Der Abhandlungen und Aufsätze dritte durchgesehene Auflage

1923, Bd. I und Bd II, zusammen Halbleinen RM. 18,—

VOM EWIGEN IM MENSCHEN

2. Auflage. I. Band: Religiöse Erneuerung

1. Halbband. 1923. 2. Halbband. Zusammen: Geheftet RM. 13,50, Halbleinen RM. 18,—

Inhalt: Reue und Wiedergeburt / Vom Wesen der Philosophie und der moralischen Bedingung des philosophischen Erkennens / Die christliche Liebesidee und die gegenwärtige Welt / Vom kulturellen Wiederaufbau Europas / Probleme der Religion

DIE WISSENSFORMEN UND DIE GESELLSCHAFT

1926. Geheftet RM. 22,50, Ganzleinen RM. 26,50

SCHRIFTEN ZUR SOZIOLOGIE UND WELTANSCHAUUNGSLEHRE

I. Band: Moralia. 1923. / II. Band: Nation und Weltanschauung. 1923. III. Band: Christentum und Gesellschaft. / 1. Halbband: Konfession. 1924. 2. Halbband: Arbeits- und Bevölkerungsprobleme. 1924.

Jeder Band resp. Halbband geheftet RM. 4,50, Halbleinen 6,75

IN JEDER GUTEN BUCHHANDLUNG ERHÄLTLICH

DER NEUE GEIST VERLAG / BERLIN

DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang | Oktober 1933 | Heft 7

KINDER, TIERE, LEBENSFREUDEN

Annie, Herbert, Franz u. a.: Kind und Tier 441
Prof. Charlotte Bühler: Umgang mit Kindern 444
Achtjährige Kinder: Wie ich reisen möchte 447
Paul Eipper: Menschen im Zoo 450
Ein Bewunderer: Die ehrgeizige Hyäne 453
F. Philipp: Jäger, Rammler, Häsinnen 455
P. G. Wodehouse: Glanz und Verfall der Falkenjagd 458
Prof. Buytendijk: Merkmale der jugendlichen Dynamik 461
Graf Hermann Keyserling: Probleme des persönlichen Lebens . . 465
Friedrich Schnack: Echo aus dem Dschungel 468
Richard Wieren: „Brav" und „schlimm" 469
Lennart Bernadotte: Welche Lebensfreuden sind uns geblieben? . 471
Oskar A. H. Schmitz: Lebenkunst 473
Franz Kafka: Bericht eines Affen an eine Akademie 475

Marginalien:

Warum duften die Wiesen nicht mehr so stark? / Die Treibjagd / Von Vorurteilen und Bienen / Der Elefant — kein Stutzer / Scherze Schelers / Der Oberforstrat / Papi malt, Mami malt, alle malen / Vom Tierschutzverein / Das Baby-Orchester / Frau mit Vogel geht zum Tierarzt / Unsterblichkeit einer Ratte / Gespräch mit einem Löwen / Eine der Ursachen der Krise / Die Flohprobe / Bücher-Querschnitt

Mit Zeichnungen und Kunstdrucktafeln

Umschlagbild von Kurt Werth

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN

Holz-Averdung

Kind und Tier

Drei Schulaufsätze der Achtjährigen aus dem Jahre 1908

Annie: Warum ich keinen Alkohol trinke. Einmal haben wir in Baden gewohnt, und der Hausherr und die Hausfrau haben immer getrunken, aber in der Nacht haben sie sich immer geschlagen. Und bei Tag haben sie immer so dumm geredet. Aber die Tiere sind viel gescheiter. Das sieht man daraus, weil wir haben unserem Hund Likör geben wollen, und er hat ihn nicht getrunken.

Herbert: Harry und Daisy, ein Vergleich. Harry und Daisy sind Hündchen, beide haben ein schwarzes Fell. Sie begleiten mich in die Schule. Aber Harry kann viel mehr Kunststücke als Daisy. Während Harry auf das erste Wort hört, ist sie manchmal etwas blöd und riesig eigensinnig. Da Harry nicht sehr gut sieht und oft an den Straßenecken stehenbleibt, holt ihn Daisy beim Ohrwaschel und bringt ihn schwänzelnd zurück. Vor zwei Wochen bekam sie sieben Junge, wovon leider eines tot war. Harry fühlt sich stolz als den Jungen ihr Stiefvater. Das ist er nämlich, denn er hat schon vor Daisy eine andere Frau gehabt.

Franz: Mein bester Freund. Mein bester Freund ist Karo. Den habe ich wirklich am liebsten. Er ist nur ein Pudel, und doch habe ich ihn so gern. Ich habe ihn jetzt schon so lange. Wenn er sterben wird, werde ich so traurig sein, daß ich auch sterben werde. So gern habe ich ihn. Außer ihm habe ich gar keinen Freund mehr.

*

Frage: Warum liebt ihr Tiere?

Lotte: Ein Pferd ist dankbarer für ein Stückchen Zucker als ein Mensch für ein gutes Wort.

Lore: Ein Pferd weiß mit den Augen etwas zu sagen, die Menschen schauen meistens fad aus.

Maria: Ich liebe die Tiere, weil man ihnen unrecht tut.

Hansi: Kein Mensch ist so zierlich und munter wie ein Zeisig.

Poldi: Ich habe alle Tiere gern, nur Katzen kann ich nicht leiden, weil sie Vögel, und Menschen nicht, weil sie Fleisch fressen.

Mizzi: Ich habe meinen Hund gern, weil er ganz von mir abhängig ist. Er hat keine originellen Einfälle, deshalb ist er mit meiner Originalität zufrieden. Alle Leute sagen, ich soll ruhig sein, er liebt es, wenn ich rede. Bei den anderen Leuten bin ich froh, wenn sie bemerken, daß ich im Zimmer bin. Er ist glücklich, wenn ich ihn beachte.

Franzi: Ich liebe meinen Hund, weil ich stolz darauf bin, daß er eifersüchtig ist.

Hedi: Wir haben einen Hund, der hat drei verschiedene Beziehungen. Eine geistige zu meinem Vater, der ist das „Herrl". Eine geschwisterliche zu mir, weil wir mitsammen spielen. Und eine gewöhnliche Liebe zu unserem Stubenmädchen, welches ihm Essen gibt.

Susi: Wir haben zwei Hunde, einen großen deutschen Boxer, der ist ein Mann und hat einen guten Charakter, und einen kleinen schwarzen Affenpintscher, der ist eine Dame. Sie ist sehr schön und wachsam und geistreicher als er, aber sie keift und keppelt den ganzen Tag und ist überhaupt eine Rivalin.

Luise: Unser Bello ist nicht meine erste Hundeliebe, aber er darf es nicht wissen, denn er kränkt sich, wenn ich einen anderen nur anschaue.

*

Nachdenkliche Mitteilungen.

Liesl: Der größte Schmerz meines Lebens war, als unser Hund verlorenging. Wir suchen ihn seit fünf Jahren.

Toni: Ich habe früher Pferde sehr gern gehabt. In den vorigen Ferien war ich aber auf dem Land bei meinem Onkel und habe dort reiten gelernt. Ich kann es sehr gut, aber seither fühle ich mich den Pferden entfremdet.

Dora: Als wir aus Bosnien abreisten, hat unsere Kuh geweint.

Grete: Unser Nachbar hat seinem Dobermann Schwanz und Ohren stutzen lassen. — Die Menschen sind doch zu dumm.

Erika: Mein alter Onkel kam nach Hause, sein getreuer Hund sah aus dem zweiten Stock zum Fenster nach ihm aus. Da bekam der Onkel vor der Haustür einen Schlaganfall und stürzte zusammen. Der Hund sprang ohne Besinnung auf die Straße und blieb tot liegen.

Mitgeteilt von Dr. E. S.

H. Ilgenfritz

Umgang mit Kindern

Von

Professor Dr. Charlotte Bühler

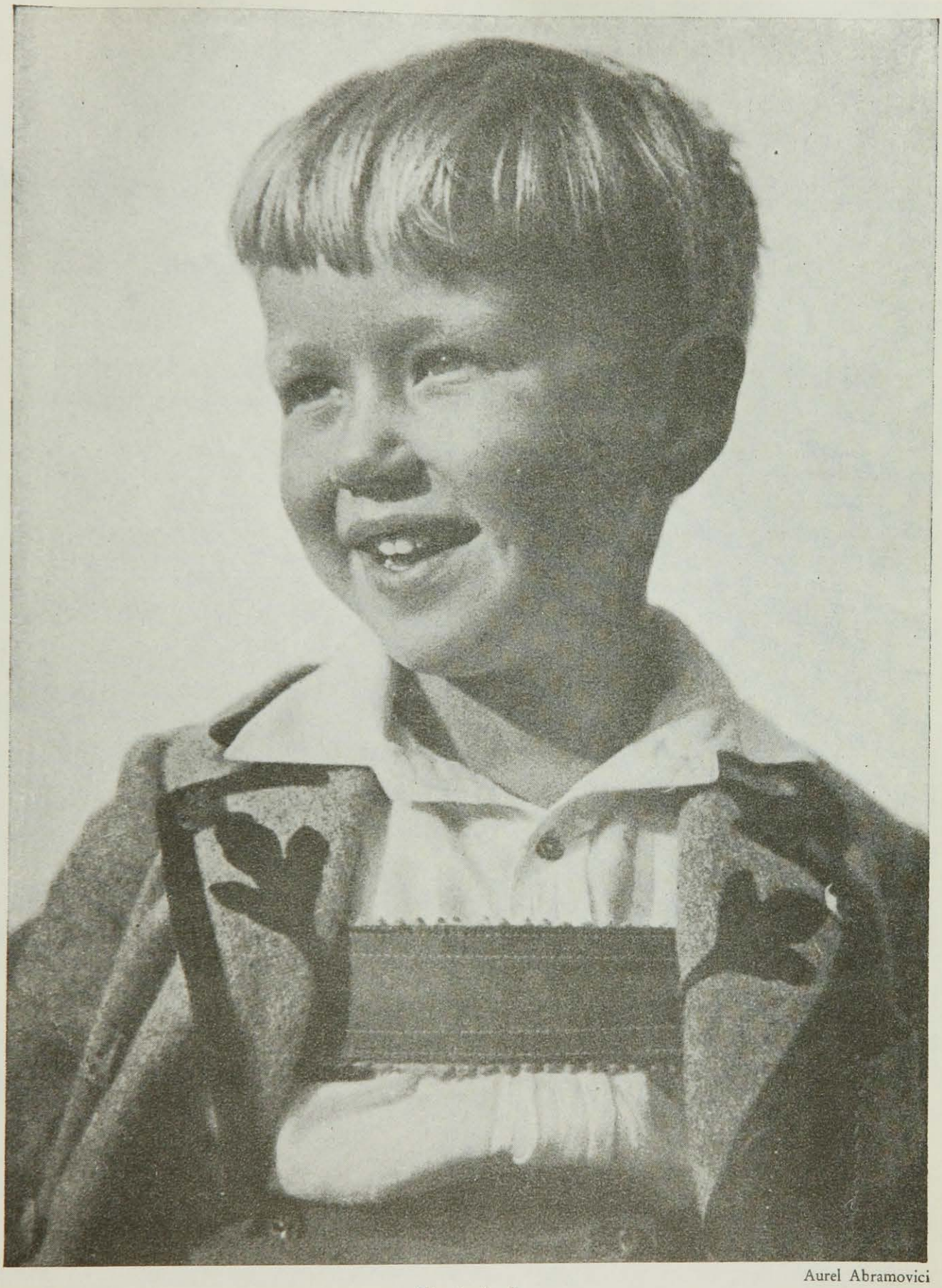
Der echte Erzieher muß geboren werden wie der echte Künstler, man kann dem Erzieher nicht wissenschaftlich beibringen, was er nicht aus sich heraus weiß, so hört man immer wieder sagen. Nun gibt es aber leider nicht so viel geborene Erzieher, wie man in der Praxis des Lebens gebraucht, und es wäre traurig um die Kinder bestellt, wenn man nicht auch den weniger begabten Lehrer, die weniger pädagogisch begabte Mutter und Erzieherin durch Beratung vor groben Fehlern bewahren und ihr positive Richtlinien geben könnte. Außerdem vergißt man gewöhnlich, daß auch gottbegnadete Künstler Akademien zu besuchen und gewisse Dinge zu lernen pflegen, die man eben lernen muß und nicht aus sich heraus wissen kann. Stellen wir uns einen jener liebenswerten Menschen vor, denen wir alle einmal begegnet sind, dem die Herzen aller Kinder, wo immer er auftritt, sofort zufliegen und der nie im Zweifel scheint, wie er mit dem einzelnen Kinde umgehen muß, was er zu tun und zu lassen hat, um es zu lenken. Was wird er tun, wenn der Schulneuling, mit dem er arbeiten soll, absolut keine Lust zum Arbeiten hat? Kann er wissen, daß diesem Kind eine bestimmte Reife noch fehlt, die nur auf ganz bestimmte Weise — nämlich indem man dem Kinde besonders viel Gelegenheit zu bestimmten Spieltätigkeiten gibt — einzuholen und zu erreichen ist? Wer hier nicht ganz genaue Kenntnisse hat, wird in solcher Situation trotz aller erzieherischen Begabung hilflos sein.

Ähnlich ist es mit allen Schwierigkeiten, die sich für den Erzieher in bestimmten Reifestadien und aus Reifungsrückständen oder -vorsprüngen ergeben. Stellen wir uns ein trotzendes Dreijähriges mit seiner Mutter vor. Ist sie sehr geschickt und feinfühlig, so wird sie vielleicht ahnen, daß da im Kinde ungeheure Spannungen sind, die zu Ausbrüchen führen müssen, und sie wird vielleicht klug genug sein, das Kind sich selbst zu überlassen. Sie wird aber ihrem Kinde niemals wirklich produktiv in dieser Reifungskrise helfen können, wenn sie nicht weiß, daß es sich hier um ein ganz bestimmtes Problem in der Willensentwicklung des Kindes handelt; daß nämlich das Kind dieses Stadiums übt und lernt, sich selbst Ziele zu setzen, Pläne zu machen und eigene Ziele durchzuführen, deren Kollision mit andersgerichteten Absichten der Erwachsenen einen Konflikt heraufbeschwört, den das Kind natürlich nicht zu lösen vermag*).

Genug. Wir wollten fürs erste vor allem zeigen, wie unerläßlich für jeden, selbst den pädagogisch Begabten, der es mit Kindern zu tun hat, bestimmte Kenntnisse sind. Und wenn man noch einwendet, daß ja jahrhundertelang Kinder ohne Kinderpsychologie erzogen und groß geworden sind, so ist darauf sehr viel zu antworten; vor allem, daß die Geschichte davon noch nicht geschrieben ist, wieviel von der Lügenhaftigkeit, der Mißgunst, der Charakterschwächen aller Art der heutigen Menschen auf Mißgriffe in der Behandlung der heranwachsenden früheren Generationen zurückzuführen sind.

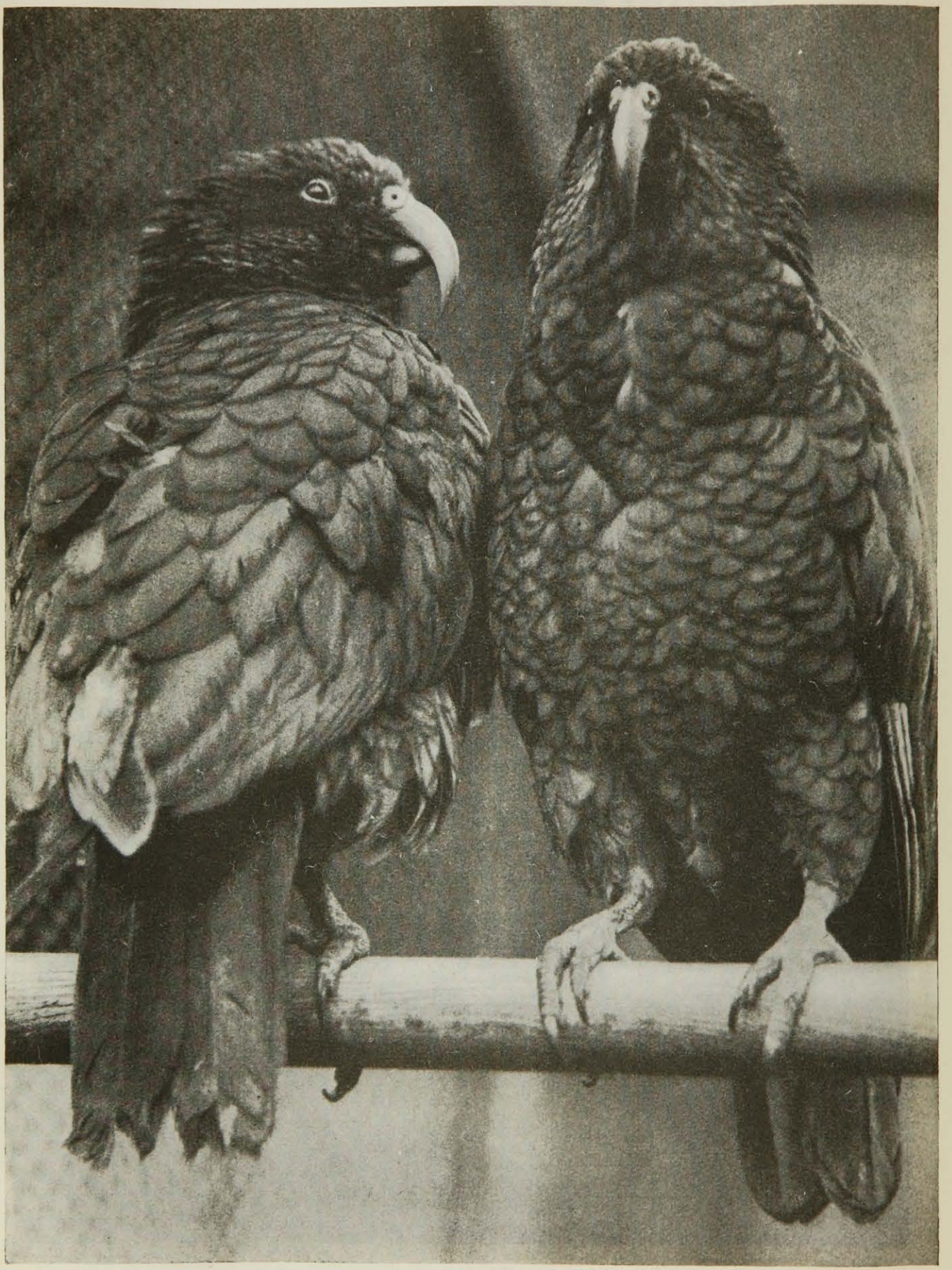
Was man heute über die kindliche Entwicklung weiß, ist in Forschungen und Beobachtungen sichergestellt worden, die systematisch zuerst der deutsche Arzt Preyer in den neunziger Jahren begann und die sehr schnell Interesse und Nachahmung in der ganzen Welt fanden. Beobachtungen jedoch, speziell über den Kontakt des Kindes mit anderen Menschen, sind eigentlich erst im letzten Jahr-

*) Beispiele und Analysen solcher Szenen findet man in meinen Arbeiten „Kindheit und Jugend", 3. Aufl., Leipzig 1931, und „Das Seelenleben des Jugendlichen", 5. Aufl., Jena 1929.



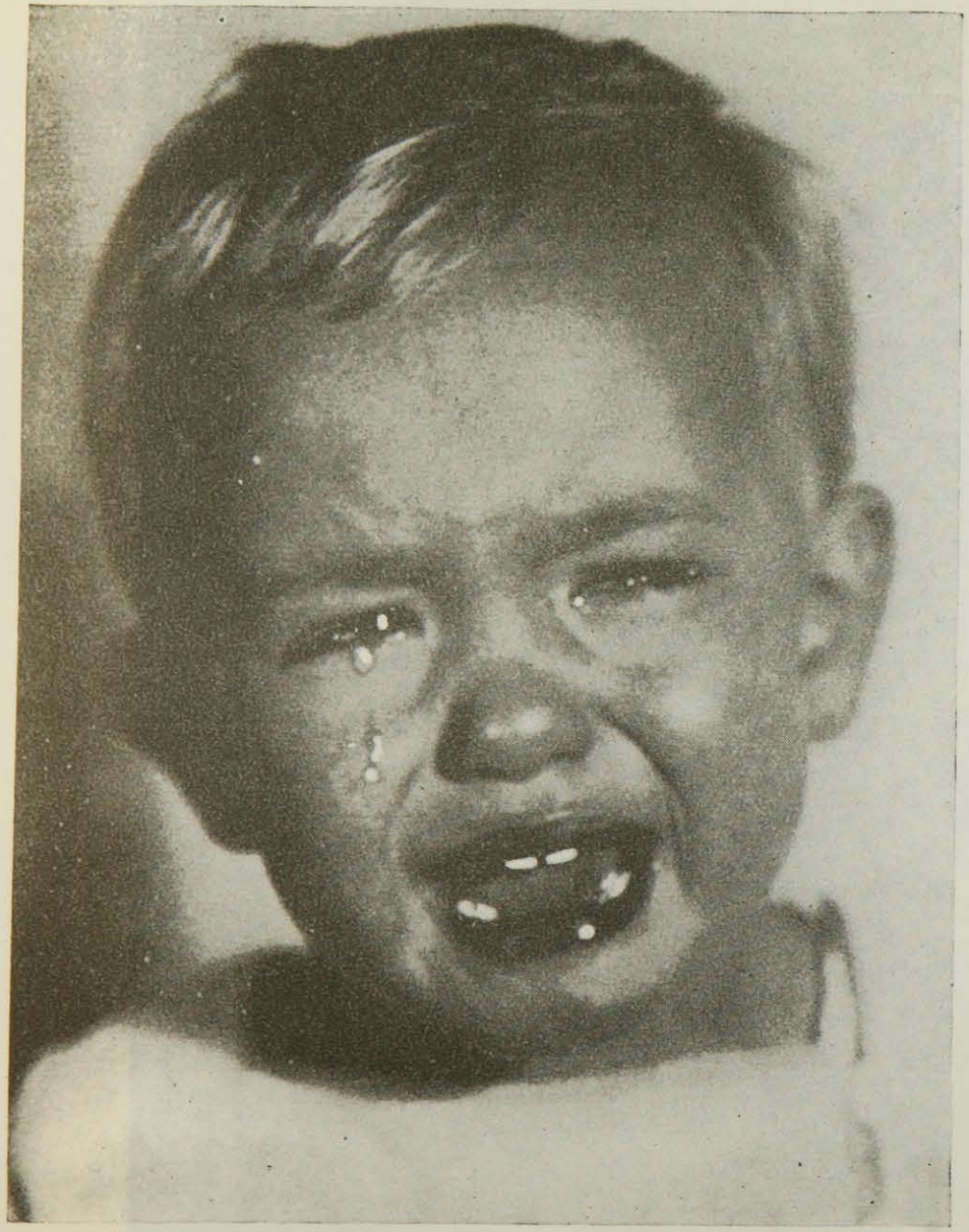
Aurel Abramovici

Tirolerbub

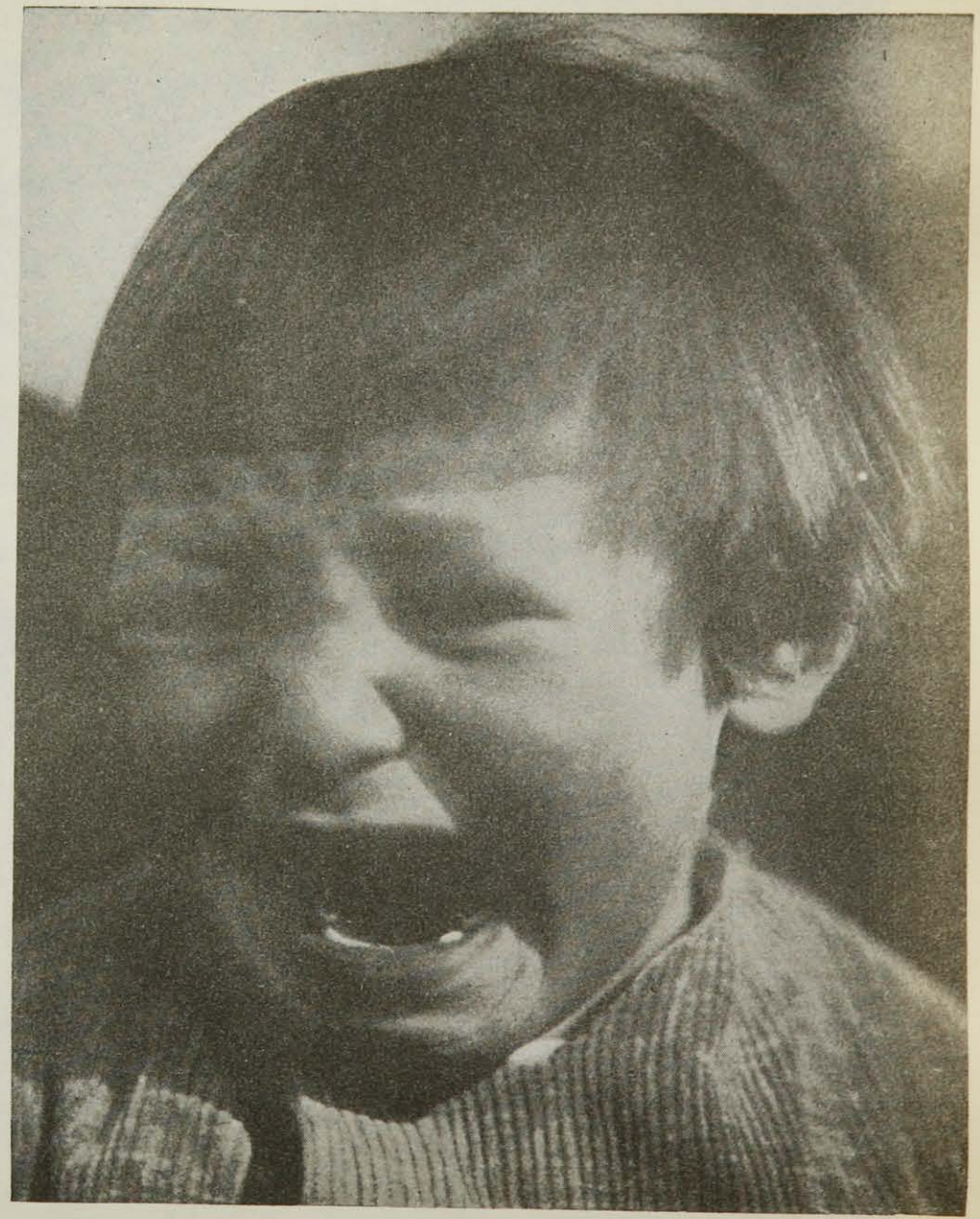


Weltbilderdienst

Moholy-Nagy



E. Wasow



Elfe Schneider

zehnt planmäßig durchgeführt worden, und so ist das, was man darüber weiß, durchaus noch kein Allgemeingut der gebildeten Welt.

Zwei Dinge sind von grundlegender Wichtigkeit, wenn man im Umgang mit Kindern das Richtige treffen will. Man muß erstens wissen, was in den einzelnen Entwicklungsstadien das Kind vom anderen Menschen braucht, und zweitens, womit ein Kind in den einzelnen Stadien sich zu beschäftigen hat, damit es geradlinig reift, ein Mensch wird und sich und andere glücklich macht. In beiden Hinsichten kommen wir nicht mit einem Ungefähr von Forderungen aus, wie man das in Wendungen wie „Freundlich, aber bestimmt" oder „Liebe und Autorität" usw. zu formulieren liebt. Es ist erstaunlich, wie sich heute jede Mutter bis in subtile Einzelheiten Kenntnisse darüber aneignet, wie ein Säugling hygienisch zu reinigen, zu betten, zu kleiden, zu ernähren, vor Krankheiten zu schützen ist, und wie wenig sie darüber weiß, wie er menschlich zu behandeln ist. Vielleicht erfährt sie noch, wenigstens für das erste Lebensjahr, vom Arzt, daß sie sich nicht übereifrig ununterbrochen mit ihrem Kinde beschäftigen und es nicht mit zuviel Spielzeug und zuviel Sprechen überreizen soll. Auch ist die Tradition für dieses früheste Alter relativ erprobt und sicher; die Großmutter weiß noch und sagt es der Tochter, daß sie schon in der ersten Nacht das Neugeborene schreien lassen muß, damit es nicht schon nach wenigen Wochen die Mutter tyrannisiert; und jeder Mensch kann der Mutter sagen, daß man dem Kind zuerst eine Klapper zum Spielen gibt. Kleine Fehler, wie kleine Verfrühungen und Verspätungen, oder daß man nicht weiß, wie gut zwei Klappern zugleich für das Siebenmonatskind, wie gut Hohlwürfel für das Zehn- und Dreimonatskind usw. sind, wirken sich hier noch nicht katastrophal aus.

Weiß man aber nicht, wie das Ein- bis Vierjährige nun begierig und bedürftig wird, intensivsten persönlichen Kontakt mit einem besonders geliebten Menschen zu pflegen, raubt man gerade dem Zweijährigen, wie es besonders häufig geschieht, die geliebte Kinderfrau, statt es ein halbes Jahr früher oder später zu tun, läßt man gerade das Zwei- bis Vierjährige in unpersönlicher Pflege uninteressierter Menschen, so kann man jetzt schon durch solche Fehler schockartige Erlebnisse und schwere neurotische Nachwirkungen erzeugen. Umgekehrt ist der Grad persönlicher Teilnahme in diesem Stadium sogar für das körperliche Gedeihen des Kindes fast ausschlaggebender als die rein physische Pflege. Man weiß dies aus sehr interessanten pädagogischen Experimenten, die in Amerika gemacht wurden. Man versuchte dort in einer Kleinkinderanstalt zu ermitteln, unter welchen Bedingungen die Kinder am besten gediehen, und suchte unter anderem auch die Bedeutung der seelischen Einwirkungen auf das Kind festzustellen. Und zwar wollte man speziell erfassen, welchen Einfluß persönliche Teilnahme im Vergleich mit teilnahmsloser, aber sehr guter körperlicher Pflege auf die allgemeine Entwicklung des Kindes ausübte. Es wurde eine Gruppe von Kindern unter sehr gepflegten Anstaltsbedingungen gehalten, jedoch so, daß sich die Schwestern nicht individuell mit den einzelnen Kindern befaßten, nicht viel mit ihnen sprachen und ihnen keine Zärtlichkeitsbeweise gaben, doch alles gewissenhaft taten, was zur Pflege und Beschäftigung des Kindes geboten war. In einer zweiten Gruppe von Kindern wurde umgekehrt jedes individuell betreut, jedes empfing Zärtlichkeitsbeweise, mit den Kindern wurde gespielt und gesprochen. Nach einem halben Jahr war nicht nur der geistige, sondern auch der körperliche Entwicklungsvorsprung der zweiten Gruppe außerordentlich. Dieser Unterschied würde auf keiner Altersstufe, weder im ersten Lebensjahr noch im Schulalter, so zutage treten wie beim Zwei- bis Vierjährigen. Kontakt, persönliche Sympathie, Eingehen auf das Kind sind hier geradezu das Lebenselixier.

Die Einsicht in diese Tatsache hat die wichtige praktische Konsequenz, daß man in der öffentlichen Fürsorge allenthalben der Pflegefamilie vor der Anstalt besonders für das Kleinkind den Vorzug zu geben beginnt. Der unersetzliche Faktor des Familienlebens — selbst wenn es nicht die eigene Familie des Kindes, sondern die Pflegefrau ist, der ein Waisenkind oder das Kind verwahrloster Eltern von der Gemeinde übergeben wird — ist der persönliche intime Kontakt, den das Kind, selbst unter durchschnittlichen Verhältnissen mit durchschnittlich gutwilligen Menschen, dort gewinnt, und den die bestgeführte Anstalt nicht, oder nur unter äußerst kostspieligen Bedingungen und bei unzähligem Personal, herstellen kann. Dieser persönliche Kontakt, der Besitz geradezu einer geliebten Person, ihre ganze persönliche Zuneigung und Hingabe ist für das Kind des Vorschulalters das Wesentlichste. Wir müssen es uns aus Raumgründen versagen, nun auch noch zu zeigen, wie diese nahestehende Person sich sachlich orientieren muß, um ihrer Aufgabe gewachsen zu sein, wie sie um das Spielzeug*), die Beschäftigung, den angemessenen Zeitpunkt für Einführung von Spielkameraden usw. wissen muß.

Wir wollen abschließend nur als Gegenbild zeigen, wie sich der Umgang mit Kindern im Schulalter gegenüber dem Vorschulalter ändern muß. Der wesentlichste Entwicklungsschritt, den die frühe Kindheit vorbereitet und der mit ungefähr sechs Jahren zum Abschluß gelangt sein soll, ist die Erreichung dessen, was wir die Werkreife nennen. Darunter verstehen wir, daß ein Kind, was immer wir ihm in die Hand geben — sei es Spielmaterial, wie Plastelin oder Bausteine oder der Stift, sei es Handwerkszeug oder irgendein Haushaltungsgegenstand, mit dem es etwas ausführen soll —, von selbst den Wunsch und die Einstellung hat, jetzt etwas daraus oder damit herzustellen. Diese Einstellung ist durchaus nicht selbstverständlich. Das Kleinkind ist noch keineswegs beflissen, aus Material etwas zu machen, sondern es fingert an den Dingen herum, schleppt Dinge hin und her, ist ganz unspezifisch an Materialien tätig. Es schaltet und waltet damit nach Laune und Willkür, während das werkreife Kind sich selbst Aufgaben stellt und bestimmte sachliche Pläne hat. Diese neue Lebenseinstellung ändert auch des Kindes Beziehung zu Menschen. Sachliche Momente beginnen jetzt eine Rolle zu spielen, sowohl in dem Sinn, daß man dem Kinde sachliche Aufgaben stellen kann und sachliche Forderungen sogar geltend machen soll, wie auch, daß das Kind jetzt die Menschen unter sachlichen Gesichtspunkten zu sehen und zu beurteilen anfängt. Noch ist es nicht so wie in der Pubertät, wo die sachliche Überlegenheit oder das sachliche Versagen eines Erwachsenen entscheidend den Respekt des Jugendlichen bestimmen. Aber doch schon beginnt das Schulkind in zunehmendem Maße sachliche Aufrichtigkeit von beschönigenden Reden feinhörig zu unterscheiden, und eine gewisse Nüchternheit scheint auch in seinen persönlichen Beziehungen auf. Zudem hört der Erwachsene auf, die einzige und wichtigste Quelle der durch Kontakt vermittelten Erlebnisse zu werden, da für das Schulkind Altersgenossen als soziale Partner eine Rolle zu spielen beginnen. Jetzt ist für den Umgang mit dem Kinde nicht mehr Sympathie und persönlich liebevolles Eingehen das einzige, was not tut, sondern gemeinsame sachliche Betätigung kann bereits bis zu einem gewissen Grad ein tragendes Element der Beziehung werden.

Mit diesen kleinen Beispielen wollten wir verdeutlichen, wie außerordentlich wichtig für jeden, der es mit Kindern zu tun hat, die Beobachtung und das Studium der Entwicklung sind.

---

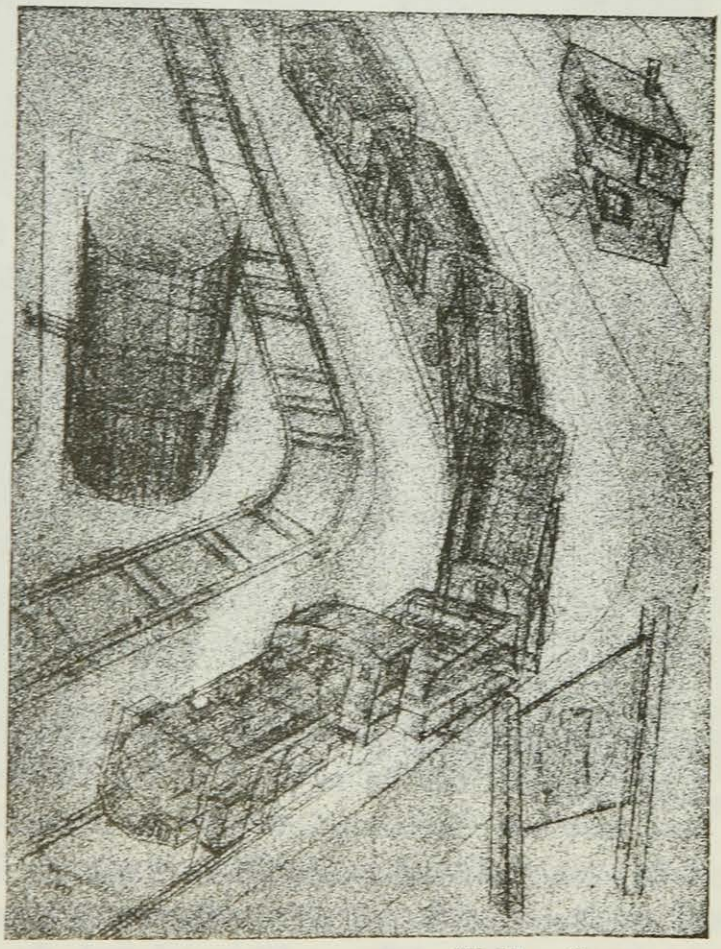
*) Vgl. hierzu z. B. die allgemeinverständliche Darstellung von H. Hetzer, „Richtiges Spielzeug für jedes Alter", Dresden 1931.

Wie ich reisen möchte

Aufsätze von achtjährigen Knaben (K.) und Mädchen (M.) einer Wiener Vorschulklasse im Jahre 1908

K. Ich reiste nur auf Dampfschiffen weil man da sovieles sieht! Und man genießt die frische Seeluft. Ich möchte eine Jacht haben die 150 m lang und 50 m breit ist und ferner 4 Kamine und 3 Maste hat. 1000 Matrosen, einen Kapitän, einen Steuermann, 8 Heizer und 4 Maschinisten; es soll auch gepanzert sein und ein 27 cm Geschütz und eine Schnellladekanone zur sicherung von Seeräubern haben und es soll 1000 deutsche Meilen in einer Viertelstunde zurücklegen. Und ich möchte: von Triest, Pola, Kairo, Suezkanal, Aden, Ceylon, Hongong und nach Tsingtau.

M. Ich möchte daß überall Eis ist und ich möchte den ganzen Weg Eislaufen. Aber überall soll nicht Eis sein, nur dort wo ich gehe; und wo ich nicht Eislaufe, dort sollen Blumen sein. Das wäre sehr lustig, wenn man das machen könnte. Auch rodeln möchte ich gerne; aber da sollten mehrere Leute sein. Da sagen immer die Leute, wenn jemand im Weg geht, da rufen sie immer: „heil, heil!" und das ist sehr lustig.



Walther Kampmann

M. Am liebsten möchte ich zu Fuß reisen. Da würde ich zuerst nach Tirol. Dort würde ich den höchsten Berg besteigen. Erst möchte ich dort auf die Wiese mir Blumen zu pflücken. Dann würde ich immer höher ins blaue gehen und singen. Dann würde ich wieder herunter steigen und an ein Meer gehen, dort möchte ich schwimmen. Dann ginge ich zum Vulkan und schaute den Eisgraualten Berg genau an. Ich nehme mir dann ein Buch mit Blei und notierte mir alles was ich da sah und erlebt hatte. Ich schrieb: Von den lieblichen Tieren und Blumen. Ein Waldtier und einen Vogel

möchte ich mir zähmen. Und wirde sie dann mit nachhaus bringen. Ja, eine Reise mit Schusterrappen ist sehr schön.

K. Ich möchte gerne per Auto fahren. Da würde ich durch die Welt reisen und ich kenne mich damit schon ganz gut aus, nur lenken kann ich nicht. Und dann — man kann halten wo man will. Wenn ich ein Auto hätte, so würde ich viele Länder besuchen, am liebsten Rußland (aber da muß man acht geben das man keine Bumbe am Kopf bekommt) und in ferne Erdteile.

M. Ich nähme mir einen Luftballon, mit dem reise ich nach Rom. Wenn ich dort bin steig ich ab und geh zu fuß. Wenn ich pfeife, so wird der Ballon wieder kommen. Erst geh ich in ein Hotel und nähme mir ein Zimmer. Und gehe fort wann ich will und komm wann ich will. Jetzt bin ich müde und bin so weit vom Hotel; was soll ich machen? Ah! ich werd meinem Ballon pfeifen. Im Moment wär er da. Ich flög über Häuser, Dächer, Felder wie der Wind und niemant kommt mir nach. Jetzt fliege ich ans Hotel und hab so schöne Blumen mitgebracht! Dann reise ich mit meinem Ballon wieder nach hause und so offt ich will und pfeife kommt der Ballon und ich flieg hin, wieder nach Rom zurück.

M. Am besten ist, wenn man Flügel hat. Bald ist man da bald dort. Wenn man mit dem Schiff reisen will, so braucht man nur zum Schiff fliegen. Und wenn es mir hir nicht mehr gefällt fliege ich weg. Am liebsten möchte ich nach Reichenau fliegen und auf die Rax und den Schneeberg fliegen. Jeden Vormittag möchte ich in die Teufelsbadstube und Nachmittag in das Höllental fliegen.

M. Ich reise zu Pferd und komme in ein Gasthaus. Dort bitte ich, daß man mir das Pferd in einen Stall stellt. Und jetzt gehe ich auf die Wiese, dort pflück ich ein paar Blumen; jetzt gehe ich auf einen Berg — dieser Berg ist doch herrlich! Nur noch mein Pferd und dann nach Hause; es ist schon halbneun.

M. Ich möchte gerne eine reise zufuß machen und zwar mit Siebenmeilenstiefeln; und da werd ich in ein großes Geschäft gehen, in dem gute und haldbare Siebenmeilenstiefeln zu verkaufen sind. Wenn ich sie gekauft habe, dann werd ich in die Ferne wandern. Bin ich an einem schönen Ort, so werde ich mich ausruhen und wenn ich mich ausgeruht habe, dann geh ich weiter; hie und da auch einmal nach Hause gehen. Wenn mir heiß ist, werd ich baden. Und wandern, so lang es mir gefällt. Dann Heimkehren und meine Siebenmeilenstiefeln gut aufheben.

M. Mit einer goldenen Eierschale möchte ich gern reisen. Natürlich muß

Kinderzeichnung

die oberste Spitze abgebrochen sein und die Schale groß und stark. 66 Störche forn und 33 hinten. Und einen Zauberstab nehme ich mit und zaubre alles was ich will her. Die Störche müssen den Weg wissen und wenn ich will müssen sie fliegen. Kurz und gut sie müssen machen was ich will. Und wenn sie nicht folgen, zaubre ich Frösche her, das sie ein wenig fressen. Wenn es regnet, zaubre ich meine Störche in die Schale und auch ein Dach. Nur ein Lückelchen ist nicht gedeckt. Ja, reisen ist schön.

Menschen im Zoo

Von

Paul Eipper

Wenn ich ganz ehrlich und rücksichtslos offen sein soll, muß ich bekennen, daß mir die Menschen im Zoo häufig nicht gefallen. Ja, ich meine, wir Tierschriftsteller dürften uns nicht damit begnügen, für das Tier zu werben und den Tierschutzgedanken zu fördern, sondern wir müßten zugleich die Menschen erziehen, ihnen einen Spiegel vorhalten, damit sie erkennen, wie falsch viele von ihnen an das Tier im Zoo herantreten.

Ich will jene Richtung von Zoobesuchern ganz ausschalten, die nur des Konzertes wegen kommen, die so rasch wie möglich an den Tiergehegen vorbeilaufen, um ihren Stammplatz zu erreichen, Kaffee zu trinken und über die auf- und abspazierende Menge Gleichgesinnter zu lästern. Solche „Abonnenten" gibt es in allen Zoos; sie könnten ebensogut in den Botanischen Garten gehen, in irgendeine Waldwirtschaft; für sie hat der Tierpark nur rein zufällig Tiere in seiner Umfriedung.

Sehen wir uns vielmehr unter jenen Menschen um, die mit der Absicht, Tiere anzuschauen, den Eintrittspreis bezahlt haben. Ich kann mit einiger Berechtigung darüber reden; denn ich kenne wohl alle Zoologischen Gärten Europas, und nicht aus einem zufälligen Besuch, sondern aus jahrzehntelanger Verbundenheit.

Da ist zunächst die Gruppe jener Menschen, die einen Spaß am Tier haben wollen, eine Gaudi, „a Hetz!" Leider gehören dazu sehr viele Schüler, Schülerinnen und Kinder. Solange diese Einstellung harmlos und gutmütig bleibt, mag unsereins sich damit abfinden; obwohl ich der Ansicht bin, die Tiere seien als Amüsiergegenstände zu schade. Aber weil die Tiere oft nicht so mögen, wie der Mensch will, weil ein Löwe nicht den ganzen Tag als sein eigenes Denkmal dekorativ dastehen und nervenkitzelnd brüllen kann, weil die Orang-Utans manchmal zusammengekauert oben im Kletterbaum schlafen, das Nilpferd nicht immerzu den Rachen aufsperrt, der Elefant auch einmal den Rüssel in der natürlichen Lage herunterhängen lassen möchte, das Känguruh sein Kind nicht zwingen kann, dauernd das Köpfchen aus dem mütterlichen Beutel herauszustrecken und mit den Ohren zu wackeln — deshalb fühlen sich die menschlichen Zoobesucher oft enttäuscht, ja geradezu betrogen. Sie haben ihre Eintrittskarte bezahlt und können verlangen, daß die Tiere sich ihnen von der besten Seite zeigen.

Manchmal spreche ich solch ein ärgerlich schimpfendes Menschenpaar an, befleißige mich besonders sanfter Redewendungen und bitte um Geduld. Das sei doch gerade besonders schön, sage ich, in stiller Beobachtung zu warten, bis das Tier sich von selber rege und uns seine natürliche Anmut zeige. „Wat Sie sich denken", bekomme ich zur Antwort. „Wir können doch nicht vor jedem Gitter zwei Stunden stehenbleiben; das ist langweilig, und wir haben auch noch was andres heute vor!"

*

Unbekannter Tierfreund! Achten Sie doch bei Ihrem nächsten Zoobesuch auf das Geschwätz, das sich leider recht häufig, beispielsweise vor dem Gehege eines Tigers, abwickelt. In Halle a. d. S., in Köln oder Budapest, der Ort spielt keine Rolle. Es ist niederschmetternd; einerlei, ob sich Schüler unterhalten, alte Damen, Landleute oder Großstadtkavaliere.

„Steh mal auf, du falsches Biest!"

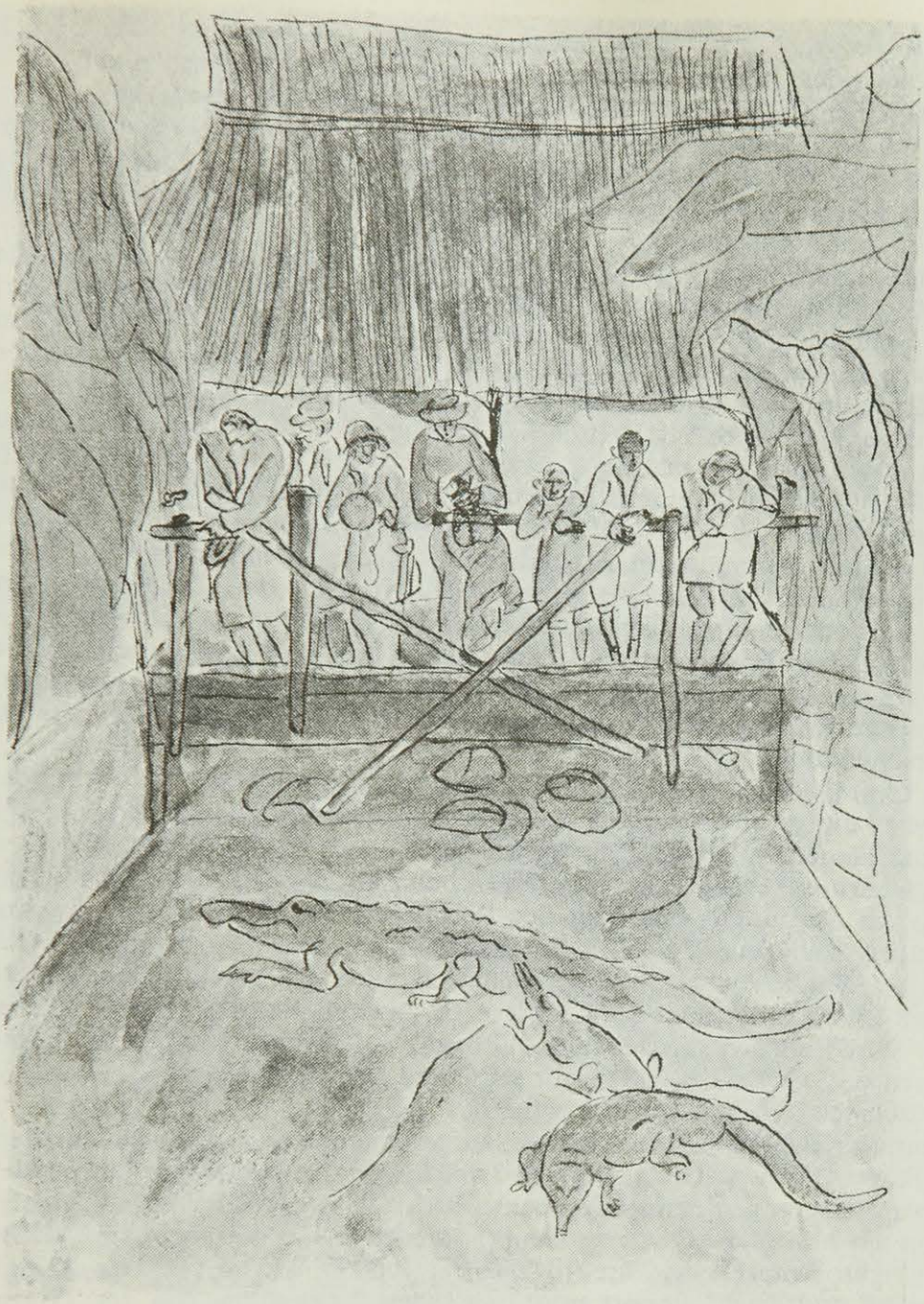
„Hast wohl Appetit auf Menschenfleisch? Komm mit mir nach Haus und friß meine Alte zum Abendbrot!"

„Wann wichst sich der denn seinen Schnurrbart?"

„Ein Glück, daß sie dich hinter Eisenstangen halten, falsche Bestie!"

„Nächstens mußt du dir die Zähne plombieren lassen, gestreifter Bettvorleger; ich kenne einen Zahnarzt, dem ich noch Geld schuldig bin!"

Das ist eine Auswahl von Bemerkungen, die ich alle selbst gehört habe; und



Lo Beyer

wenn Sie jetzt vielleicht auch über mich lächeln, ich schäme mich jedesmal vor dem Tier über meine eigenen Artgenossen. Dabei bin ich noch froh, wenn es bei diesen gutmütig-gönnerhaften Großsprechereien bleibt, wenn der Hoheitsdünkel die Menschen nicht zu gemeinen Schimpfworten oder gar zu Tätlichkeiten verführt. Leider muß ich aber zuweilen auch protestierend mit ansehen, wie eine Schirmspitze feig und gemein zwischen die Stäbe gestoßen wird, oder wie jemand seinen Mut dadurch beweist, daß er einem Löwen Bananenschalen auf die Nase wirft.

*

In der Erziehung zur rechten Einstellung des Menschen dem Tier gegenüber sehe ich eine sehr wichtige Aufgabe für alle Lehrer und Volksbildner, die Schriftsteller, die tätigen Tierschutzvereine und Tierschutzorganisationen.

Gewiß, es gibt auch Tierschutzgesetze, und wir deutschen Tierfreunde haben die Pflicht, dankbar festzustellen, daß die Regierung des neuen Deutschlands tätigsten Anteil an unseren Bestrebungen nimmt. Aber alle Tierschutzgesetze sind im Grunde

nur staatliche Machtmittel, die schon begangene Vergehen ahnden und die verhindern, daß der Mensch ungestraft die tierischen Lebewesen quält.

Liebe zum Tier muß in alle Schichten unseres Volkes getragen werden! Aufklärung tut not, damit wir Menschen dem Tier gerecht werden, damit wir nicht dünkelhaft von unserer Menschenhöhe auf das „dumme Vieh" heruntersehen, und damit wir zukünftig auch nicht in den andern Fehler verfallen, den der sentimentalen Gefühlsduselei.

Ich kann wohl ohne Überheblichkeit von mir selber sagen, daß ich die Tiere innig liebe. Aber mir drehen sich oft Galle, Magen und alle Eingeweide um, wenn ich die Gefühlsergüsse übersentimentaler Tierfreunde anhören muß. Manchmal kann ich mich des Verdachtes nicht erwehren, daß gewisse Menschen nur deshalb in den Zoo gehen, um das Los der „armen Gefangenen" zu beklagen und über die „Zuchthäuser der Tiere" zu jammern. Möglich, daß diese Menschen es durchaus ehrlich meinen; sie sind nur irregeleitet durch jene Schriftsteller, deren Phantasie krankhaft ist. Wenn in einem Roman vom Zoologischen Garten die Löwin von einer kleinen Maus besucht wird und diese beiden Tiere unter Tränen „Heimwehseufzer" fahren lassen, wenn an andrer Stelle der Orang-Utan eine Revolution, einen Putsch aller Zoo-Insassen gegen den Tyrannen (den Zoodirektor) anzettelt, ein Krokodil oder eine Riesenschlange schließlich das Femeurteil vollzieht — dann weiß der auf dem Boden der Wirklichkeit stehende Beobachter nicht: soll er über solchen Unsinn lachen oder mit der Faust auf den Tisch schlagen. Soviel ist sicher, daß derartige Ergüsse höchst schädlich sind, sie verderben naive Tierfreunde und die Tierschutzidee.

Nun komme ich zu einer dritten Gattung von Zoobesuchern. Das sind die „Verniedlicher", die am liebsten allen Tieren schon in der ersten Sekunde ihre Zärtlichkeiten aufdrängen wollen und die einen ungewöhnlich reichen Wortschatz an Verzückungsausrufen besitzen: Häschen, Herzchen, Süßchen, Goldschätzchen, Engelkind!

Auch ich empfinde Freude an der Berührung von Tieren, begreife wohl, wie schön es ist, wenn ein Tier sich an uns schmiegt. Aber ich weiß, daß diese Geschöpfe Zudringlichkeiten verabscheuen; ich habe in langen Jahren gelernt, daß nicht wir Menschen, sondern die Tiere den ersten Schritt zur Annäherung tun müssen. Wichtigmachen versagt im Umgang mit ihnen; man muß geduldig um sie werben und darf nicht enttäuscht sein, weil heute der Erfolg mißlang. Morgen, in der nächsten Woche vielleicht wird das Tier ganz von selbst zu uns kommen, und wenn wir dann die Beherrschung aufbringen, immer noch stillzustehn, keine hastige Bewegung zu machen, dann wird der Elefant auch in einem Jahr noch freudeschnaubend uns entgegentrotten, sobald wir mit leiser Stimme seinen Namen rufen.

Wenn ich nun noch als vierte Gruppe die knips- und malwütigen Zoobesucher erwähne, jene Zeitgenossen, die im Tier nur das Objekt ihrer Darstellungsleidenschaft sehen und brutal empört sind über jeden Eigenwillen von der Tierseite her, dann habe ich die negativen Zoobesucher alle aufgezählt; denn hierher gehören auch die Alleswisser, die mit ihrer Gescheitheit vor den umstehenden Beobachtern balzen müssen, und jene unausrottbaren Philosophen, für die das Tier nur eine Fratze ihrer Mitmenschen ist und die in jedem Tiergesicht einen Bekannten, einen Nachbarn oder einen Feind widergespiegelt sehen.

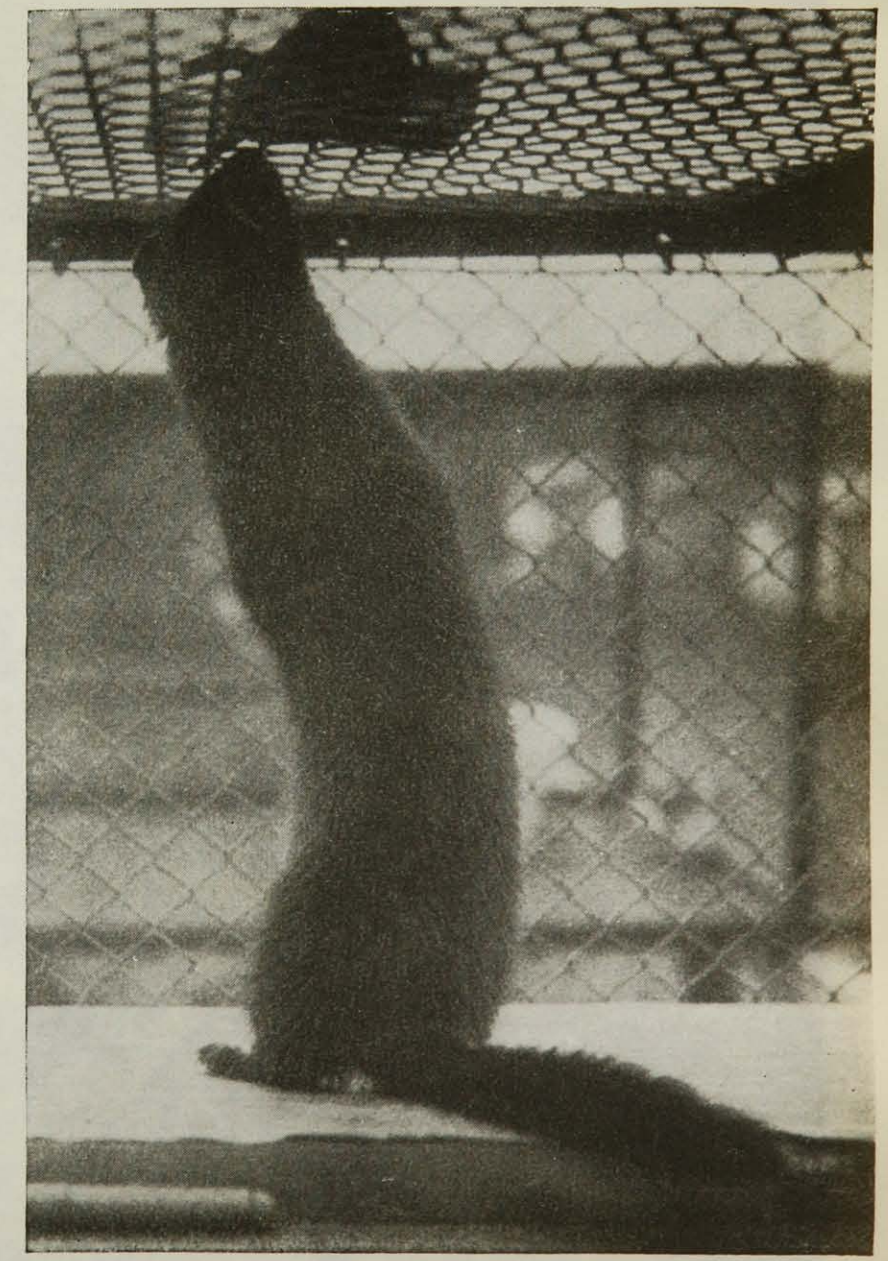
*

Aber die Gerechtigkeit gebietet mir zu sagen, daß man auch noch andre Menschen im Zoo treffen kann. Weil diese jedoch unauffällig von einem Tier zum andern gehen, ihre Sympathie und ihre guten Gaben nicht öffentlich zur Schau stellen, daher mag ich ihre Vorzüge nicht im einzelnen preisen. Fragen Sie einmal die Tierwärter; Sie werden mit Staunen erfahren, wie viele Futterpakete regelmäßig von Kindern und Erwachsenen abgeliefert werden, mit welcher Treue Tag um Tag die gleichen Menschen zu den gleichen Tieren kommen, was für ergreifend schöne Begegnungen sich immer wieder zwischen Mensch und Tier abspielen. Äußerlich gesehen, ereignet sich durchaus nichts Sensationelles; gleichgesinnte, gleichgestellte Lebewesen halten eine stumme, beglückende Zwiesprache miteinander.

Hein Gorny

Gorny

Zoo



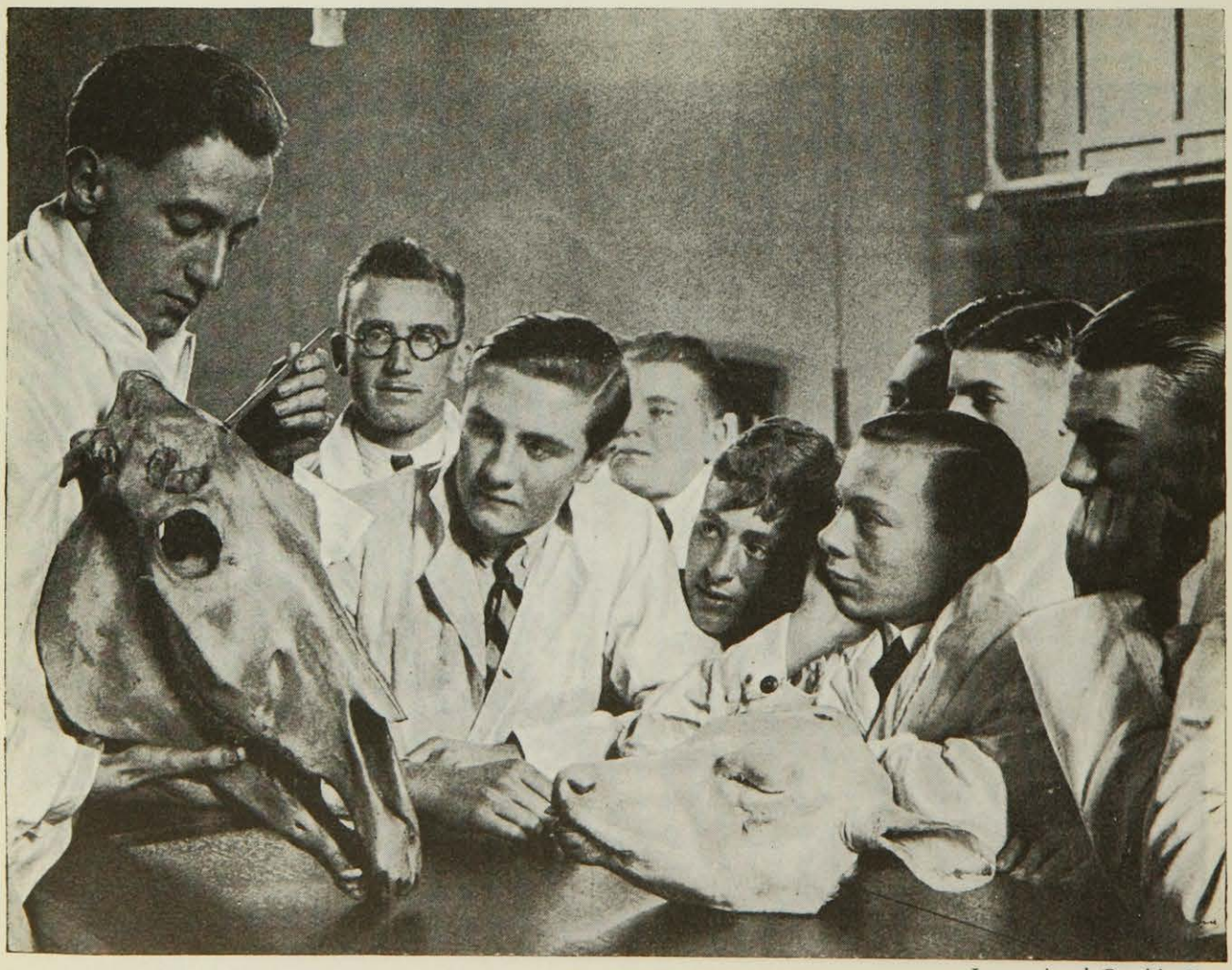
Nerz

Rudolf Großmann

Hein Gorny

Erste Bekanntschaft

Hein Gorny



In der Fleischerschule

International Graphic Press

Die ehrgeizige Hyäne

Von

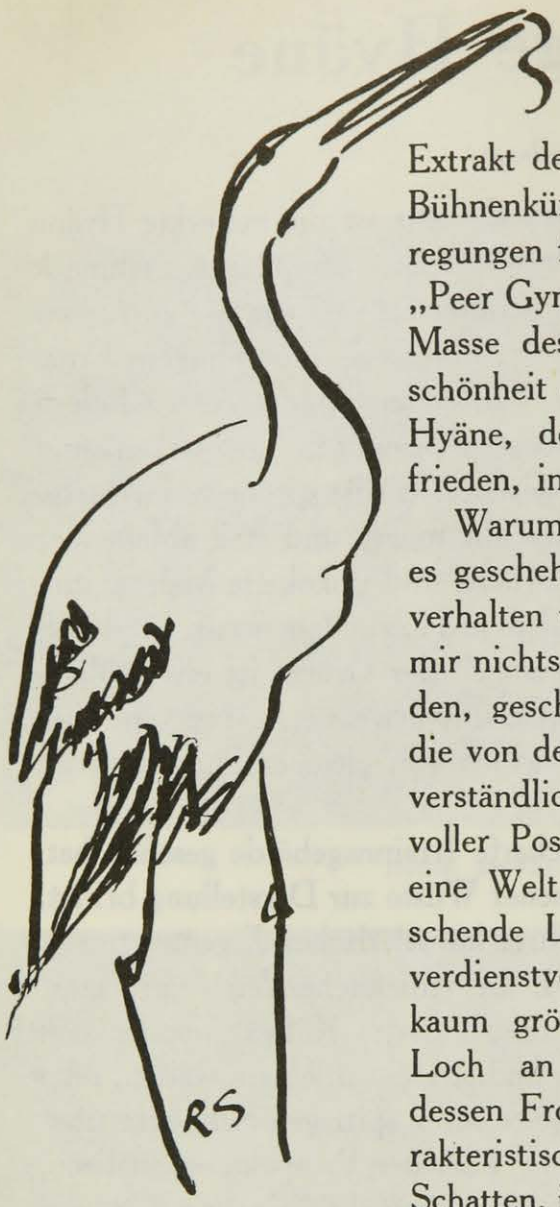
einem Bewunderer

Unter allen Mitgliedern des Zoologischen Gartens ist die gefleckte Hyäne das begabteste. Weit entfernt, dem gewöhnlichen Publikumsgeschmack durch Allüren niedlicher Vertraulichkeit zu schmeicheln — wie die korrupten Löwen, Tiger und vereinzelte Bärenrassen —, obliegt sie mit innigem Ernst und vollster Hingabe der hohen Kunst der Wüstendarstellung. Von Kindern gereichten Zucker verschmäht sie, ohne indessen beleidigend zu wirken, und leckt verzückt an einem Stückchen grünen Fleisches. Sie ist spröde von Mitteln, aber von stärkster Intensität des Ausdrucks. Ihr mager und steil abfallender Rücken trägt auf seiner Kammlinie eine spärliche und unkokette Mähne, ihre dürren Krallen klappern kleinbürgerlich auf dem Holzboden, wenn sie durch ihren Käfig schleicht. Auch ihr Organ ermangelt der Größe, ist ein gräßlich lachendes Geschrei, das sie übrigens nur sparsam verwendet. Aber kein Tier ist mir bekannt, das über einen Ausdruckswillen von gleicher Suggestivkraft verfügte.

Wer je die unglaublich geistvolle und scharfe Irrsinnsgebärde gesehen hat, mit der sie den innersten Gehalt gottverlassener Wüste zur Darstellung bringt, muß sich meiner begeisterten Würdigung ihrer künstlerischen Eigenart restlos anschließen. Sie tritt, rückwärts schreitend, die schiefstehenden Augen starr gegen den Himmel gerichtet, in den Hintergrund des Käfigs, wendet sich dann plötzlich, wirft den Kopf in die Höhe und streicht in einem weiten, seltsam geschwungenen Bogen mit der Unterseite ihrer spitzigen Schnauze über die hellgrün bemalte Eisenplatte, die . . . kurz: über den Prospekt, emphatisch, aufgelöst, völlig im Banne ihrer darstellerischen Aufgabe, hin und her, hin und her, wider jeden Sinn und jegliche Vernunft. Bisweilen berührt sie die Eisenplatte gar nicht, zieht nur in der Luft, als kühne Arabeske, den magisch-exotischen Halbkreis. Wir fühlen: Wüste. Die Eisenstäbe des Käfigs schwinden, Nacht und Mondlicht fällt ein; Gebeine bleichen; Verachtung der Tierwelt senkt sich auf die unheimliche Tänzerin. Nie ist mir Ausdruckskunst in größerer Vollendung begegnet. Welches Tier schafft so gespenstisch Atmosphäre? . . .

*

Dieser stillen, hervorragenden Künstlerin ist in unserer Stadt kränkendes Unrecht geschehen. Jahrelang hatte sie ihr Quartier in einem geräumigen Käfig an der Front eines ansehnlichen, langgestreckten Gebäudes — eine richtige kleine Bühne, günstig gelegen, jedem Besucher in die Augen springend. Dort führte sie, stets beflissen und pflichteifrig, niemals schleuderhaft oder sorglos, einer beträchtlichen Anzahl feiner Kenner ihre Darstellung der Wüste vor. Dort leckte sie gustios an dem grünen Stückchen Fleisch, schwang ihren eindrucksvollen Bogen mit der Unterseite der Schnauze, wiegte



Sintenis

sich auf den hohen, dürren Vorderbeinen, vollführte einen nächtlich-gierigen Rundgang durch die Weiten des Käfigs, war Extrakt des Orients, Paria des Tierreichs. Namhafte Bühnenkünstler erschienen, um sich bei ihr Anregungen für die Darstellung der Irrenhausszene aus „Peer Gynt" zu holen. Und wenn auch die breite Masse des Volkes sich lieber um die Operettenschönheit des Löwen scharte, so lebte doch sie, die Hyäne, des Beifalls der Verständigen gewiß, zufrieden, im Gefühl ihrer eigenartigen Kunst.

Warum mußte das geschehen? Warum mußte es geschehen, daß unsere Hyäne eines Tages brüsk verhalten wurde, ihren alten, liebgewonnenen Käfig mir nichts, dir nichts zu räumen, um einer gleißenden, geschmeidigen Silberlöwin Platz zu machen, die von dem Quartier sofort mit aufreizender Selbstverständlichkeit Besitz ergriff, sich in anspruchsvoller Pose auf die Bretter hingoß, die der Hyäne eine Welt bedeutet hatten, und affektiert knautschende Laute von sich gab? Man verstieß die verdienstvolle Künstlerin in einen winzigen Käfig, kaum größer als ein Reisekoffer, in ein finsteres Loch an der Seitenwand desselben Gebäudes, dessen Front sie so lange Jahre hindurch ein charakteristisches Gepräge verliehen hatte. Es liegt im Schatten, in einer toten Ecke, jeder Aufmerksamkeit entzogen, abseits aller Verkehrslinien, halb zugehörig schon einem armseligen Schuppen, in dem Besen, Rechen und Sägespäne aufbewahrt werden. Vorn sühlt sich die Silberlöwin vor dem gaffenden Volk. Öde und verlassen aber ist der Platz vor dem unvorteilhaften Käfig der Hyäne. Weit und breit niemand zu sehen. Niemand, der gewillt wäre, ihren bewunderungswürdigen Leistungen Beachtung zu schenken. Vergeblich bemüht sie sich, aus ihrem Winkel heraus die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Sie zerfranst sich die Arme, schwingt ihren magischen Bogen, wiegt sich auf den dürren, hohen Vorderbeinen, beschleicht verendete Kamele, gräbt Leichen aus, bricht in Dörfer ein und tritt, von Spielleidenschaft verzehrt, unablässig nach Besuchern schielend, alle fünf Minuten den nächtlich-gierigen Rundgang durch die Wüste an.

Vergebens. Niemand kommt, der ihr Dasein rechtfertigen könnte. Nachts wälzt sie sich verdrossen auf ihrem Strohlager und schimpft auf die Protektionswirtschaft.

Jäger, Rammler, Häsinnen

Von

F. Philipp

Jahr für Jahr am 1. Oktober wird in allen deutschen Gauen den Hasen Krieg erklärt.

Die Jäger. Es gibt drei Hauptgattungen von Hasentötern: die Weidmänner, die Schießer und die Auchjäger. Äußerlich haben alle drei eines gemein: eine ausgesprochen heroische Note. Wie eigenartig die Wirkung eines Schießeisens auf der Schulter eines grün gekleideten Biedermannes! Im Handumdrehen ist aus dem friedlichen Mitbürger eine Art Rinaldo Rinaldini geworden. Jeder Hubertusjünger in voller Kriegsausrüstung hat etwas Heldenluft in der geschwellten Brust. Das Gesagte gilt für alle Jäger auf der ganzen Welt, nur nicht für jene ganz echten, die auf die Jagd zum Lebensunterhalt angewiesen sind. Wie harmlos und bescheiden das Auftreten eines Eskimos, der im leichten Kajak den Seehund harpuniert — eine gefährliche Jagdart, von den Grönländern Kamavok=Auslöschen des Lebens bezeichnet —, wie bescheiden schaut dieser Eskimo drein, und wie selbstbewußt heldenhaft sieht dagegen der ehrbare Fleischermeister X aus, wenn er, die hahnlose Doppelflinte auf dem Buckel, das Abteil für Reisende mit Hunden betritt.

Ich sagte schon: die erste Gattung sind die Weidmänner. Ihre Sprache ist für den Uneingeweihten ebenso unverständlich wie die Sprache der Wissenschaft. Und das ist nicht verwunderlich: üben sie doch die Jagd nicht als Sport, sondern nach wissenschaftlichen Grundlagen, als eine ihnen zugedachte verantwortungsvolle Aufgabe aus. Weidmänner polemisieren in ihren Fachzeitschriften, sie liegen sich genau so in den Haaren wie die gelehrten Professoren. Es handelt sich dabei oft um Fragen, die dem ungebildeten Laien belanglos erscheinen. Da ist unter vielen andern eine Streitfrage, die bis heute ihrer Lösung harrt: Kann man einen laufenden Rammler (männlicher Hase) vom laufenden Satzhasen (weiblicher Hase) unterscheiden? — Selbstverständlich, sagen die einen. Der Rammler wippt beim Hochgehen aus dem Lager mit der Blume (Schwanz), während der Satzhase seine Blume andrückt. Rammler laufen schräg, Häsinnen dagegen gerade. Unsinn, erwidern die Gegner, Rammler und Häsinnen wippen mit der Blume, und schief laufen beide, wenn sie einen Haken schlagen. Laien, die aus Unwissenheit leicht zum Spott neigen, biegen sich vor Lachen, wenn sie diesen Auseinandersetzungen beiwohnen. Gemach, die Frage ist nicht sinnlos oder gar lächerlich. Satzhasen sind für die Vermehrung der Hasen wertvoll, und weil ein Rammler mehrere Häsinnen begattet, ist die Mehrzahl der männlichen Hasen für die Fortpflanzung entbehrlich, ja schädlich. Darum will ein Weidmann auf der Hasensuche nur Rammler schießen. Auf den Treibjagden kümmert sich niemand um die Blumen der Hasen; wer die meisten schießt, ist Jagdkönig. Wie überall, sieht auch hier die Praxis anders aus als die Theorie.

Ein weidgerechter Jäger jagt nicht, er weidwerkt. Man darf auch sagen: er übt die Niederjagd oder die Hohe Jagd aus. Zur Niederjagd gehören nur kleine Tiere, zur Hohen Jagd große, aber auch kleinere. Der Hirsch, der König des deutschen Waldes, gehört selbstverständlich zur Hohen Jagd. Hat der Weidmann dem urigen Recken weidgerecht die Kugel angetragen (totgeschossen), dann tritt er entblößten Hauptes an den gestreckten Geweihten heran, bricht einen Bruch (Zweig), den er, mit Schweiß (Blut) des Edlen benetzt, an den grünen Hut steckt. Nunmehr folgt die Weihestunde. Der Weidmann setzt sich neben dem verendeten Hirsch möglichst auf einen Baumstumpf und hält die Totenwacht. Bis hierher ist gegen das Verhalten des Weidmanns vom ästhetischen Standpunkt aus nichts einzuwenden; nur — warum muß er sich dabei eine Zigarre anstecken? Das schickt sich nicht in Gegenwart eines toten Königs.

Weidmänner, nichts für ungut! Eurer Hege verdanken wir die blühenden deutschen Wildbestände. Weidmannsheil!

Was der Weidmann pflegt, zerstört der Schießer, der Mann, der es als Blamage betrachtet, mit leerem Rucksack heimzukehren. Von chronischem Juckreiz im Zeigefinger behaftet, ist ihm alles Getier nur Zielscheibe und Fleisch. Drei Schritt vom Leibe mit ihm!

Die dritte Gattung, der Auchjäger, zerfällt in unzählige Unterarten. Vom Bönhasen, Patzer, Schlumpschützen, Jagdläufer bis zum unmodernen Sonntagsjäger ist schon so viel gefaselt worden, daß man nichts Neues mehr erfinden kann. Ihre Schrote finden in der Landschaft immer Raum genug, ohne die Hasen zu berühren. Ihre Kugeln gehen zu hoch oder zu tief, weil das Zielfernrohr verstellt ist. Der Inhalt des Rucksacks, und besonders die Füllung der Schnapsflasche, liegen ihrem Herzen viel näher als das ganze edle Weidwerk. Die Leute haben auf der Treibjagd meist den stärksten Anlauf. Sie schießen nichts, weil sie nichts treffen; sie kümmern sich auch nicht um das Geschlecht der Hasen, denn für ihre Schüsse sind Rammler und Häsinnen zu kurz und die Streuung der Schrote stets zu gering. Aber beim Schüsseltreiben, da stellen die Auchjäger stets ihren Mann, indem sie ungeahnte Mengen von Löffelerbsen mit Speck verschlingen, Flüsse von Bier in die verdorrten Kehlen gießen und mit Inbrunst, mit Feuer und männlichem Baß das Lied von Lützows wilder verwegener Jagd singen. Zum Skatdreschen soll man diesen temperamentvollen Gesellen nur Eichentische hinstellen.

Die Hasen. Es liegt noch hoher Schnee auf der weiten Flur. Unter dem Dunghaufen am Schonungsrand hocken zwei graue winzige Wollknäuel, unbeweglich, dicht aneinandergeschmiegt. Manchmal kommt heimlich die alte Häsin, um ihre Jungen zu säugen. Als eines Morgens die Märzsonne ihre Strahlen auf den glitzernden Schnee wirft, wagt sich ein Junghäslein in die nahe Schonung, bald folgt auch das zweite. Ein Schatten huscht vorüber, Schwingen schlagen, nadelscharfe Fänge greifen. Den einen Junghasen trägt der Habicht fort, der andere findet Deckung unter dem Reisighaufen. Hin und wieder kommt noch die Alte, immer seltener, bis sie gar nicht wiederkommt, denn sie treibt sich jetzt wieder mit einem Gefolge von drei Rammlern im Wald und in der Feldmark herum. Der junge Hase, kaum halbwüchsig, ist auf sich allein angewiesen, er muß von nun an allein durchs Leben gehen und den vielen Gefahren entgehen, die ihn von allen Seiten bedrohen. Ein paar hellhörige Löffel, zwei schlecht sehende Augen, eine wenig feine Nase und nur vier schnelle Läufe, das ist alles, was die Natur ihm mitgegeben hat.

Als der Frühling kam, hockte der junge Hase abends auf dem Kleeschlag. Ein großer grauer Hund kam auf seine Spur. Ein Rennen auf Leben und Tod. Der Köter hätte ihn fast erwischt, wenn der flinke Dreiläufer nicht in letzter Sekunde einen Haken geschlagen hätte, um in dem nahen Roggen zu verschwinden.

Mai. Fünf hungrige Jungfüchse saßen im Bau, und die alte Fähe war Tag und Nacht auf den Läufen, um Fraß für das Geheck zu bringen. Der Junghase hoppelte bei Sonnenuntergang auf seinem gewohnten Waldpaß zur Feldmark hinaus. Kaum am Rand des Bestandes, sprang ein rotes Tier auf ihn zu. Um ein Haar hatte die beutelüsterne Füchsin den Junghasen beim Wickel. Lampe flitzte in die Dickung. Die Fähe setzte sich auf die Keulen, um über das Mißgeschick nachzudenken; dann schnürte sie ins Feld zum Mausen.

Im September kamen die Jäger zur Hühnerjagd. Sie liefen hinter ihren Hunden her und verschossen sehr viele Patronen. Mümmelmann drückte sich in seinem Lager im Kartoffelschlag. Da raschelte es. Ein Hund stand wenige Schritt vor ihm wie zu einer Bildsäule erstarrt. Den Hasen packte die Angst, er fuhr aus dem Lager, der Hund hinterdrein. Gerade wollte er aus dem Schlag hinaus über die Rüben hinweg,

Frischmann

da sprang er einem anderen Hund fast zwischen die Beine. Hätten die Jäger nicht furchtbar gebrüllt, es wäre um Lampe geschehen.

Wieder Schnee, und wieder lag ein Dunghaufen am Waldesrand. Da kam eines Tages das Jüngste Gericht über die Hasen. Treiber, Jäger, Hunde — Schießen, Klagen, Blasen — Treibjagd!

Unser Hase wurde knapp dreiviertel Jahr alt.

Hermine David

Glanz und Verfall der Falkenjagd

Von
P. G. Wodehouse

Vor einiger Zeit las ich in der Zeitung eine Anzeige, worin ein Etonschüler Finderlohn für die Wiederbringung seines entflogenen Jagdfalken aussetzte. Ich war gelinde erstaunt, daß in diesem Jahr der Gnade wahrhaftig noch jemand solch ein verschollenes Federvieh sein eigen nannte.

Denn es läßt sich nicht leugnen, daß der edle Zeitvertreib der Falknerei in den letzten Jahren seine Anziehungskraft auf das Publikum fast ganz eingebüßt hat. Ein Mann, der heute, den Falken auf der Faust, auf Wochenende ginge, würde Aufsehen erregen. Ließe er es sich gar einfallen, solches Tun ein wacker und froh Gejaid zu nennen, würde der Polizeiarzt seinen Geisteszustand untersuchen.

Laut dem Konversationslexikon, das ich gelegentlich benütze, um meine Kenntnisse über die wenigen Dinge aufzufrischen, die ich nicht ohnehin aus dem Effeff kenne, laut dieser Quelle also verfiel die Falkenbeize infolge der Einführung der Zäune, der Verbesserungen im Ackerbauwesen und des Gebrauchs von Feuerwaffen beim Sport. Ohne besagtem Gewährsmann nahetreten zu wollen, sehe ich nicht ein, was Punkt zwei damit zu schaffen haben soll. Ein wahrer Falkenjäger frönt nicht weniger leidenschaftlich seinem Lieblingssport, auch wenn er soeben eine hochmoderne Guano-Sorte oder einen neuen Dampfpflug für sein Gut angeschafft hat. Ebensowenig würde er sich durch Zäune abhalten lassen, sondern einfach drüberspringen. Was diesem Sport den Garaus gemacht hat, ist die Schußwaffe. Als die ersten Gewehre aufkamen, erhielten die Falken den blauen Brief.

Schon von allem Anbeginn hatte die Falkenjagd einen Schönheitsfehler, einen Defekt, der Einsichtigen sogleich auffiel: das ganze Vergnügen und die ganze Ehre bei der Sache hatte der Falke allein, während der Mann, der für Kost und Quartier aufkam, nichts als Statist war, Kulisse für den Star. Vor die Wahl gestellt, einem Vogel zuzusehen, wie er sich amüsierte, oder statt dessen selber Schrot auf Treiber pfeffern zu können, zögerte der Sportsmann nicht lange. Müde, zweite Geige bei einem Falken

zu spielen, griff er nach seinem Gewehr; das Schicksal der Falkenbeize war besiegelt.

Ein weiterer Grund für ihren Untergang war, daß es bei der Falknerei so ungerecht zuging. „Falken und Habichte", schreibt ein einschlägiger Autor, „wurden nach Rang und Stellung zugeteilt. Dem Kaiser der Adler oder Geier, königlichem Geblüt der Geierfalke, dem Grafen der Wanderfalke, dem Freisassen der Hühnerhabicht, dem Klerus der Sperber und dem Knappen oder Diener der wertlose Turmfalke." Ein kleines Kind hätte eingesehen, daß dergleichen in einem fortschrittlichen Zeitalter nicht mehr haltbar war. Man kann sich den Verdruß des Knappen oder Dieners lebhaft vorstellen, wenn er zuhören mußte, wie sein Gebieter sich rühmte, daß sein Wanderfalke „Adelung" heute vormittag 6 : 2, 6 : 1, 5 : 3 gesiegt habe, während er, der Knappe oder Diener, dabei an seinen Turmfalken „Lapsch" dachte, der trotz täglichem Training beim Ortsfalkenier keinerlei Fortschritte machte.

Heutzutage könnte der Falkenbeize nicht mehr nach solchen Grundsätzen gehuldigt werden; die moderne Zivilisation ist zu kompliziert geworden. Zwar könnte der Pastor noch immer mit dem Sperber auskommen (der ihn vermutlich in den Finger hacken und den Stil seiner Predigten verbittern würde), aber wie könnte der Ausschuß, der diese Dinge zu überwachen hätte, den anderen Erfordernissen Rechnung tragen? Es gibt nicht genug Vogelarten. Was für ein Vogel würde zum Beispiel dem Vorsteher einer Dachdeckergenossenschaft oder einem Sicherheitsventilfabrikanten zugesprochen werden, dem Hilfsaufnahmeleiter einer Filmgesellschaft, dem Abteilungschef einer Damenstrumpfabteilung, dem Flieger, dem soeben ein Rekord-Rundflug um Jannings geglückt ist, oder — oder dem Mann, der Aufsätze über Falkenbeize schreibt? Täuschen wir uns nicht, es gäbe Reden, Anträge, Debatten, Protestversammlungen, Zuschriften an die Zeitungen ohne Zahl, und wenn sich das Gewölk verzogen hätte, säßen wir beide, Sie und ich, mit einem unbrauchbaren Turmfalken da, der nichts als fressen und schlafen kann. Ich kenne das. Man würde Sie und mich einfach unter der Rubrik „Knappen" zusammenfassen, und wir ständen machtlos davor.

Und selbst wenn Sie einen Habicht zugesprochen bekämen, was täten Sie mit ihm, wo würden Sie ihn halten? In der Wohnung? Doch nicht etwa in der Küche; da käme doch alle Augenblicke die Köchin sich beschweren, daß sie den Hasen nicht in Ruhe spicken könne, weil sie ihren Turmfalken fortwährend im Auge behalten müsse, damit sich der Habicht nicht auf ihn stürze. Auch nicht im Wohnzimmer; die Frauen kreischen doch schon über eine Maus. Der einzige Platz wäre das Badezimmer. Aber wer einmal spät nachts von einer — sagen wir — Konferenz heimgekommen ist und sich mit schwerem Kopf ins Badezimmer geschleppt hat, allwo er einen Hühnerhabicht anträfe, wird Ihnen sagen können, daß es Dinge gibt, die einfach nicht zu machen sind.

Und wie steht es mit der Zucht des Jagdfalken? Bilden Sie sich bloß nicht ein, Falkenzucht bestehe nur darin, den Vogel zur Mißhandlung anderen Federviehs anzustacheln und in malerischer Pose danebenzustehn. Um den Erstgenannten zu gewalttätigem Vorgehn gegen die Letztgenannten zu bewegen, bedarf es des sorgfältigsten und umständlichsten Trainings. „Nachfolgend", heißt es in einem grundlegenden Werk über dieses Thema, „eine kurze Skizze der hiezu erforderlichen Vorgänge." Wohlgemerkt, eine kurze Skizze! Sie umfaßt zwölf kleingedruckte, doppelspaltige Seiten. Mein Gesamteindruck ist, daß das einzige, was man einem Falken nicht beibringen muß, Sanskrit und Rückkoppeln ist. Alles andere scheint unerläßlich. Vier Jahre Normalschule, acht Klassen Gymnasium, einige Semester Universität und letzter Schliff als Volontär ergeben gerade eine annehmbare Vorbildung für einen Jagdfalken. Wenn der Vogel besonders zurückblieb, kam noch ein Privatlehrer über die Ferien hinzu.

Sodann die Nahrungsfrage. „Der Falke", schreibt mein Gewährsmann, „läßt sich unschwer zur Futterannahme bewegen, wenn man ihm ein Stück Rindfleisch um die Krallen wickelt, seine Beine dran reibt und ihm, sooft er schnappen will, einen Bissen in den Schnabel stopft." Ich glaube, das geht zu weit. Ein Vogel, der beim Essen solchen Unfug aufführt, verdient kein Essen. Wenn mir einmal ein Turmfalke zugesprochen wird, werde ich energisch auftreten. Ich stamme aus einer Familie, die sich ihre Selbstachtung nicht rauben läßt. Gut, ich bin bereit, meinem Turmfalken sein Beefsteak mit Brunnenkresse und Bratkartoffeln auf Meißner Porzellan zu servieren, mehr noch, ihn an seinem Geburtstag ins Ritz auszuführen, aber weiter gehe ich nicht. Man kann es übertriebenen Stolz nennen, aber ich weigere mich entschieden, ihm die Beine mit rohem Fleisch abzureiben.

Übrigens ist es gar nicht wahrscheinlich, daß es zu diesen entwürdigenden Obliegenheiten kommen wird. Die Falkenbeize ist tot. Neben allen anderen Ursachen muß sie allein schon am Vokabular gestorben sein. Ein Sportenthusiast kann ja allerhand an Fachsimpelei leisten, aber es gibt Grenzen, und ein Sport, bei dem es so viele Ausdrücke von unüberbietbarer Unverständlichkeit und Unhandlichkeit gibt wie bei der Falkenbeize, hat in unserem kurzlebigen Zeitalter keine Daseinsberechtigung mehr. Die Sportreporter bekamen von dem Ding genug und berichteten über kein einziges Match mehr. Sie machten ihrem Chefredakteur begreiflich, daß vergangene Woche ihr unglücklicher Kollege, Notker der Schreiber, um einen Kopf kürzer gemacht worden sei, weil er berichtet habe, des Landgrafen Wanderfalk habe ein Tor vergeben. Solch ein Beruf, erklärten sie, sei nichts für einen Familienvater. Und weil es der Falkenbeize von Jahr zu Jahr immer mehr an Pressestimmen gebrach, geriet sie in Verfall und Vergessenheit. Mich persönlich kränkt das gar nicht.

(Deutsch von Ernst E. Stein)

Walter Hege-Gerlach

Förster Radtke mit dem gemeinsam jagenden Falkenpaar Freya und Baldur

International Graphic Press

Drillinge

Der Sturz

Atlantic

Die Zähmung

International Graphic Press

Sport und General

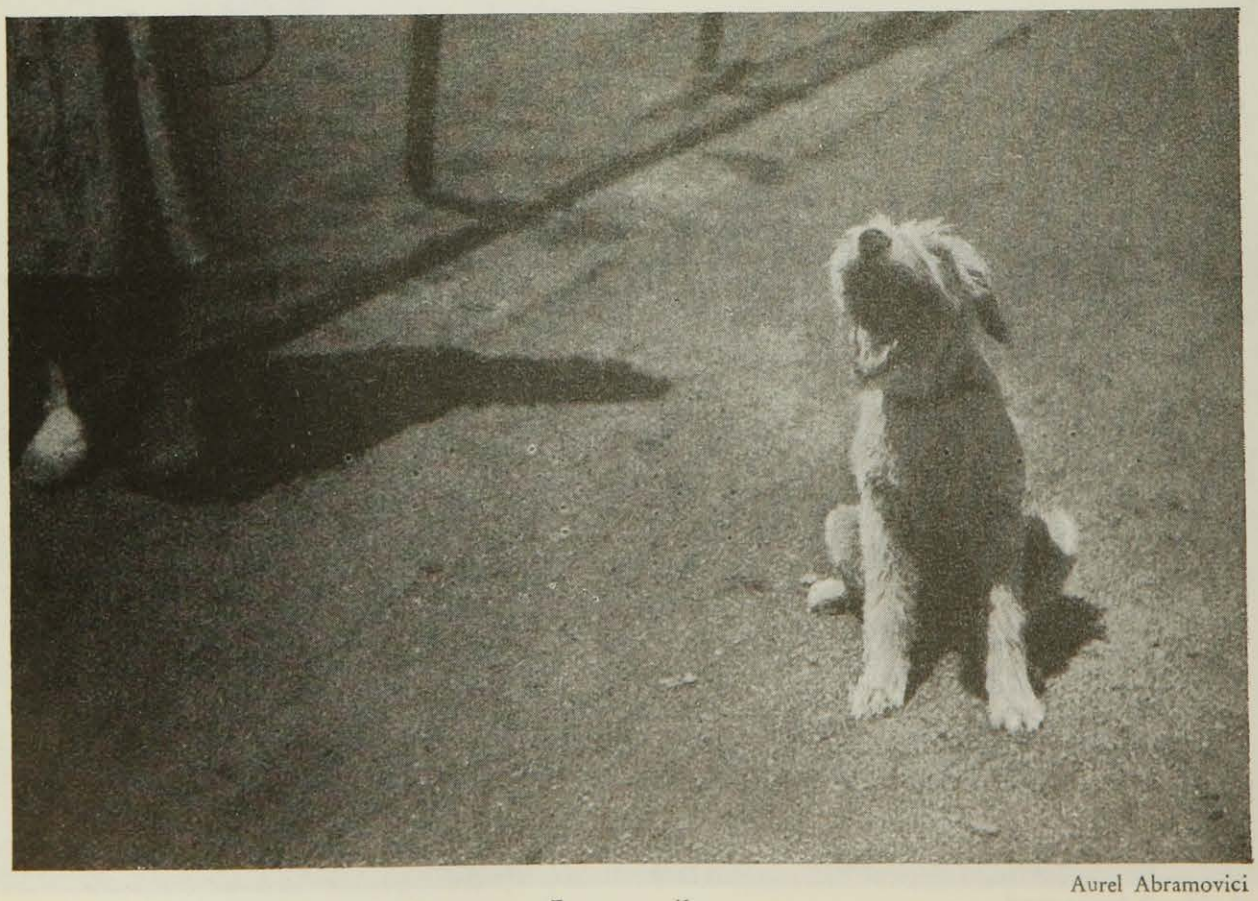
Die Beute

Gidal München

Rennbahn

Wilhelm Castelle

Lübecker Spielzeug von Alfred Mahlau



Aurel Abramovici

Langeweile

Merkmale der jugendlichen Dynamik

Von

Professor Dr. F. J. J. Buytendijk

Welche Merkmale muß eine uns erscheinende Bewegung, Körperhaltung, Körperbau, Verhaltungsweise, Reaktion und spontane Aktivität eines Organismus besitzen, so daß wir sie als „jugendlich" im Gegensatz zu „erwachsen" bezeichnen?

Die erste Eigenschaft des Jugendlichen nenne ich: Ungerichtetheit. Betrachten wir ein Kind oder ein junges Tier, wie es sitzt oder steht, die Glieder bewegt, uns anschaut, ißt, greift usw., so fällt uns ein gemeinschaftliches Merkmal der statischen und dynamischen Gestalten auf. Wir nennen es Ungerichtet-sein, das Fehlen eines gemeinschaftlichen Sinnes der Linien, das Fehlen einer Steuerung, einer festen Führung, eines Gerichtet-sein nach einem Ziel. Es könnte einen vielleicht wundern, daß wir das Fehlen eines Sinnes oder Richtung als Gestalteigenschaft — nämlich der jugendlichen Gestalt — aufstellen. Betrachtet man aber zwei Gestalten, z. B. eine Kugel (oder Ei) und einen Kubus oder Pyramide, dann versteht man, was hier gemeint ist. Nebenbei sei bemerkt, daß die erstgenannten Gebilde auch „jugendlicher" aussehen.

Um die allgemeinen Merkmale der Dynamik sich vergegenwärtigen zu können, muß man eine ganze Reihe von Fällen ins Gedächtnis rufen, bei denen die Bewegungsart unzweideutig als jugendlich sich zeigt und ausgesprochen eine andere ist als die männliche, weibliche oder die Bewegung des alten Individuums. Wir meinen, daß sich dabei folgendes ergibt:

a) Die Bewegung des Kindes fängt immer von neuem wieder an, schießt meistens aus einem indifferenten Boden (man möchte sagen: hat keinen bestimmten Grund) und ist also nicht gerichtet, weil zu dem Begriff der Richtung immer die Beziehung von einem Ausgangspunkte und einem Ende gemeint ist. Bei diesem Auftreten ist nicht so sehr die Geschwindigkeit selbst eine andere als beim Erwachsenen, sondern die Geschwindigkeitsänderung in bezug auf das Vorhergehende und Folgende.

Die Dynamik zeigt weder den Charakter einer geraden noch einer sinngemäßen plötzlichen Richtungsänderung. Sie zeigt weder ein Fortschreiten noch eine Entwickelung. Obgleich die innere Geschlossenheit des Bewegungsablaufes beim Kinde sehr oft auftritt, unterscheidet sich diese Form vom kreisförmigen sorgenvollen Handlungstypus des Weibes dadurch, daß beim letzteren eine deutliche Bestimmtheit und Spannungsbeziehung zu einem in sich ruhenden Mittelpunkt besteht, während beim Kinde die geschlossene Bewegungsart aus sich selbst seine Impulse erhält und sich damit mehr einer Ausdrucksbewegung als einer Handlung nähert. Die kindliche Dynamik ist ein Zwitter zwischen Ausdruck und Handlung, insofern als kein Ziel außerhalb der Bewegung vorliegt und doch das Individuum immer wieder in seiner Bewegungsart zeigt, daß es einen außerhalb der Handlung liegenden Sinn erfüllen möchte.

c) Die Indifferenz in jedem Moment verursacht eine Bereitschaft zur Richtungsänderung, sowohl aus äußeren Gründen wie auch aus inneren Impulsen. Deshalb ist auch das Wackeln des Kopfes beim Baby, aber auch die leichte Ablenkbarkeit des Kindes der typische Ausdruck des Jugendlichen.

d) Zu den Merkmalen der jugendlichen Dynamik gehört es auch, daß diese genau so wenig wie der Körper den äußeren Umständen angepaßt ist. Daraus ergeben sich alle möglichen Ungeschicklichkeiten, welche aber nur im Zusammenhang mit den anderen Merkmalen der Dynamik betrachtet werden sollen. Die Ungeschicklichkeit erweckt den Eindruck der Dummheit, d. h. des Nicht-Verstehens von Mittel und Zweck, des Anwendens von falschen Mitteln. Dennoch ist das Jugendliche von einem dummen Verhalten zu unterscheiden.

Die ungerichtete Dynamik führt bekanntlich bei Kindern und jungen Tieren zu vielen Einzelerscheinungen, wie: Fehlgreifen, Gebrauch der falschen Glieder,

Anstoßen, Ausrutschen und ein unökonomisches Vorgehen im allgemeinen. Mit der Eigenschaft der Ungerichtetheit der Dynamik sind aber noch weitere Merkmale notwendig mitgegeben.

Es ist die Eigenschaft der „Fülle". Diesen Begriff entlehne ich von Romano Guardini, er bedeutet den Gegensatz zu dem Begriff der „Form". Es deutet auf einen ungeformten Drang und ist wesentlich an Ursprünglichkeit — im Gegensatz zur Regel — und Immanenz — im Gegensatz zur Transzendenz — gebunden. Das konkret Lebende enthält immer alle Gegensatzpaare. So hat jede Bewegung auch Form und Fülle, Ursprünglichkeit und Regel, Immanenz und Transzendenz usw. Aber es überwiegt oft das eine über das andere. So hat die jugendliche Dynamik keine Richtung, keine bestimmte Bezogenheit, wenig Form, aber darum denn auch um so mehr Fülle.

Aus dieser Verschiebung des Lebens in jugendlicher Erscheinungsform nach einer Richtung geht mit Notwendigkeit hervor, daß hier die Harmonie, das Gleichgewicht, das „Maß" (Guardini) fehlen muß. Auch das läßt sich leicht in der Anschauung des Tuns eines Kindes oder eines jungen Tieres finden. Ungerichtetheit, Fülle, Ursprünglichkeit, immanente Einstellung, Maßlosigkeit stehen in notwendiger Beziehung.

Nicht nur ist aber eine jugendliche Handlung als Ganzes ungerichtet, sondern es fehlt auch den Teilen untereinander eine gerichtete, eindeutig sinnvolle Beziehung. Die Handlungsabschnitte gehören nicht zusammen, schließen nicht an, weder in Ausmaß noch in Richtung oder Geschwindigkeit. In der Physiologie weist man mit dem Begriff der Unkoordiniertheit auf diese Erscheinungsgruppe hin. Wir haben schon oben auf die Unvollkommenheit der Koordination hingewiesen, welche aber — und das möchte ich hier betonen — eine doppelte Ursache hat. Sie resultiert nämlich nicht nur aus der fehlenden Gerichtetheit und Bezogenheit der Bewegungsimpulse, sondern geht auch aus deren Fülle und immanenten Bildung hervor, welche wir als Bewegungsdrang noch näher betrachten werden.

Die Merkmale der jugendlichen Dynamik erscheinen auch im statischen Bilde des jugendlichen Körperbaus. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, nur darauf hinweisen, wie jedes Fehlen einer Gerichtetheit in dem Körperbau oder einem seiner Teile schon das Bild des Jugendlichen hervorruft. Ein erwachsener Hund kann z. B. schon „kindisch" aussehen, wenn er mit einem verdrehten Bein sitzt oder ein Ohr aufrichtet und das andere hängen läßt.

Wer etwas empfindlich für den Ausdruckscharakter der Tiergestalten ist, wird verstehen, was mir einmal ein Freund sagte: „Ein Elefant sieht viel jugendlicher aus als eine Fliege."

Schon die Beschaffenheit des Haarkleides kann den Eindruck des Jugendlichen hervorrufen oder verstärken. Das geschieht, wenn das Haar struppig ist, unregelmäßig, nach allen Seiten gerichtet. Die Haare der jungen Tiere sind außerdem — wie auch die Federn junger Vögel — von verschiedener Länge, ohne bestimmtes Maß.

*

Eine zweite Wesenseigenschaft der jugendlichen Dynamik ist der Bewegungsdrang.

Der jugendliche Organismus zeigt diesen ursprünglichen spontanen Bewegungsdrang im höchsten Maße. Das Kind zappelt mit Armen und Beinen, das junge Tier tummelt sich herum, springt und hüpft, rollt und rennt. Selbst gewisse Körperteile bewegen sich spontan, ohne Veranlassung. Das junge Tier zieht bisweilen mit einzelnen Muskeln.

Dieser Bewegungsdrang verleiht dem Jugendlichen den Ausdruck der Vitalität, der Aktivität. Es muß aus innerem Antrieb heraus immer tätig sein, ist ruhelos. Dieser primäre Bewegungsdrang wurde lange Zeit von der Wissenschaft geleugnet. Er sollte nur scheinbar sein. Der Organismus, auch das junge Tier und das junge Kind, zeigt nach dieser Ansicht nur Reaktionen auf Reize der Umgebung, und nur

Rudolf Großmann

die größere Reizbarkeit und die geringe Ausbildung der Koordinationszentren des Nervensystems sind die Gründe des scheinbar spontanen Bewegungsdrangs.

Vor kurzer Zeit hat aber der amerikanische Forscher Coghill in einer experimentellen Untersuchung nachgewiesen, daß der Anfang der tierischen Bewegung die spontane Aktivität ist. Seine Aussage „The organism acts first on the environment" versichert uns, daß das anschauliche Merkmal der jugendlichen Bewegung, welche wir den Bewegungsdrang nennen, nicht nur eine scheinbare Eigenschaft ist, sondern wirklich spontane Aktivität darstellt.

Aus Bewegungsdrang und der Ungerichtetheit der Bewegungen resultiert eine Eigenschaft, welche wir „Instabilität" nennen wollen. Sie ist ein typisches Merkmal des Jugendlichen. Auch diese Instabilität wird von der Physiologie aus bestätigt. Die neuere Forschung zeigt doch, daß alle Stabilität, Konstanz, Regelmäßigkeit, Invariabilität der organischen Vorgänge nicht — wie in der Maschine — aus einer fixen Struktur, aus einem präformierten Bau hervorgeht, sondern erst sekundäres Resultat ist des Gleichgewichtes der einzelnen Funktionen. Die scheinbar einfachsten Prozesse, die der Physiologe kennt, wie eine unveränderliche Reaktion auf einen Reiz, der Reflex, die Wahrnehmung auch einer unbeweglichen Außenwelt sind dennoch Späterscheinungen im tierischen Leben und beim jungen tierischen Organismus nicht vorhanden.

Das Gleichgewicht, das Maß, die Gerichtetheit der Vorgänge führt auch erst zu einer Einschränkung der Bewegungen. Auch die beschränkte Bewegung tritt erst später im Leben auf. Auch das haben u. a. die Versuche Coghills gezeigt. So gewinnt ein anschauliches Merkmal des Jugendlichen, nämlich das Vorherrschen der Mitbewegungen an Bedeutung. Jeder weiß, wie diese bei dem Kinde und bei dem jungen Tiere verbreitet sind. Die Bewegungsimpulse werden nicht durch hemmende Prozesse im Gleichgewicht auf einem bestimmten Maß gehalten, auf einen Teil des Nervensystems und die damit verbundenen Glieder beschränkt.

*

Aus der primären Ungerichtetheit und dem Bewegungsdrang des jugendlichen Organismus folgt eine ganz besondere Beziehung zu der Umgebung. Ich werde diese im Anschluß an Erwin Straus die pathische Einstellung nennen. Sie gibt der jugendlichen Dynamik ein ausgesprochenes Gepräge, ein Merkmal, das in der Betrachtung des Menschen- und Tierkindes in seiner Umgebung klar erfaßbar ist.

Erwin Straus stellt die pathische Einstellung der gnostischen gegenüber. Nach dem schönen, kernhaft bezeichnenden Ausdruck dieses Forschers ist pathisch ein „Ergriffenwerden", gnostisch ein „Greifen". Pathisch ist eine gefühlsmäßige Gemeinschaft, ein Gerührt- und-berührt-werden, die gnostische Haltung ihrem Wesen nach nicht-emotional, auf Gegenstände und deren objektives Dasein, auf Erkenntnis gerichtet. Diese Erläuterung möge hier vorläufig genügen.

Aus der Betrachtung von Straus geht hervor, daß die in der jugendlichen Dynamik erscheinende Eigenschaft des Fehlens jeder Furcht vor dem Raum auftreten muß. Das Kind und das junge Tier haben keine Raumangst, nicht nur wegen Unbekanntheit mit den Gefahren, sondern auch durch ihre intimere Verbundenheit mit dem Raum. Wer hat nie Kinder rasch rückwärts laufen sehen, auch in einem noch gefährlicheren Raum, als es eine Tanzfläche ist? Auch kennt das Kind keine Furcht vor Höhen. Die Jugend lebt in einem anderen Raum als der Erwachsene und hat eine andere Beziehung zu diesem.

Schließlich zeigt die jugendliche Dynamik im Kontakt mit der Umgebung noch ein anschauliches Merkmal, das — wie ich meine — ganz unpersönlich ist. Diese Eigenschaft ist die Schüchternheit, die Scheu. Besonders tritt beim Kind und auch bei den jungen höheren Tieren dieses Verhalten auf. Das Jugendliche ist schüchtern. Jeder kennt aus der Erfahrung das verlegene Lächeln der Kinder beim Bestaunen eines neuen Spielzeugs, einer neuen Melodie, einer fremden Person. Wer kennt dieses Benehmen nicht bei Hunden und Affen?

Es ist eine doppelsinnige — ambivalente — Haltung, ein Hin und Zurück, nicht nur das letztere, wie beim ängstlichen Zurückweichen. Das Jugendliche ist nicht ängstlich, im Gegenteil, es ist furchtlos.

Die Schüchternheit betrachte ich als die sichtbare Erscheinung — unter gewissen Umständen — zweier ursprünglicher Tendenzen, welche ihren Ursprung in der Geburt finden. Diese Tendenzen müssen im jungen Organismus auftreten, wenn er selbständig in der Welt auftritt.

Die Lösung der Lebenseinheit von Mutter und Kind liefert die Tendenz des „Zurück". Mit der durch diese Ablösung verursachten neuen Selbständigkeit, Individualität ist die Tendenz des „Hin", d. h. die Tendenz zur Herstellung einer neuen Lebensgemeinschaft gegeben. Und immer wieder, wenn das Kind oder das junge Tier mit etwas wieder in einer neuen Lebensgemeinschaft verbunden ist und von dieser abgelöst wird, wiederholt sich das Auftreten beider gegensätzlich gerichteten Tendenzen und tritt unter Umständen als ein ambivalentes schüchternes Verhalten auf.

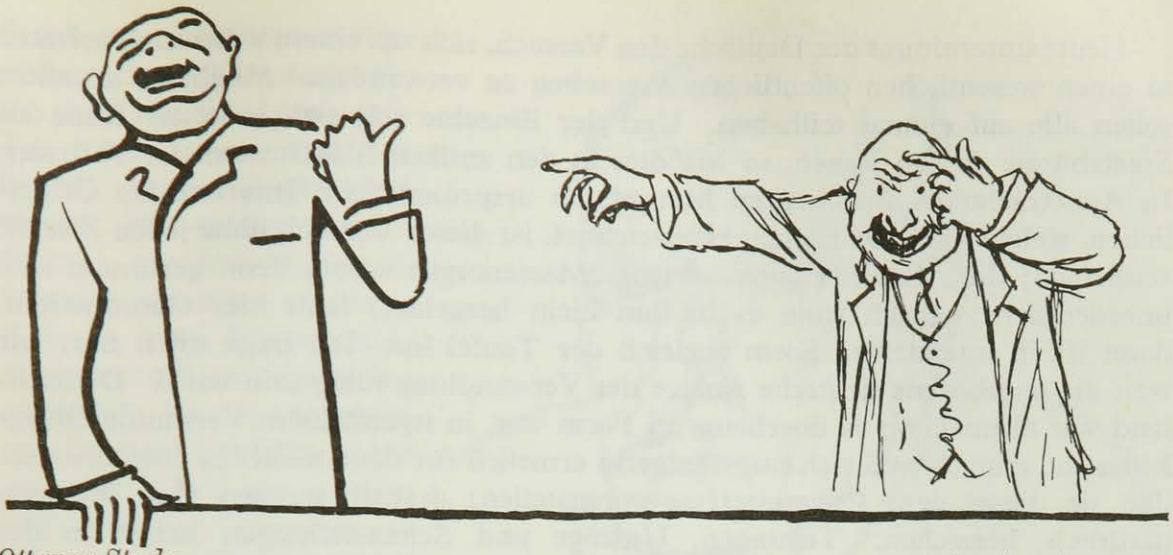
*

Fassen wir das Ergebnis zusammen. Im Bilde der jugendlichen Dynamik erschien uns die Ungerichtetheit, der Bewegungsdrang, das Pathische und die Schüchternheit und die mit diesen Merkmalen notwendig verbundenen Eigenschaften. Diese Dynamik führt das Kind und das junge Tier und unter Umständen auch das erwachsene Individuum in die Sphäre des Spiels.

Diese Spielsphäre ist ausgefüllt mit den Spielgegenständen, das sind Dinge, welche durch eine bestimmte Beziehung zum Jugendlichen geeignet werden, die Spieltätigkeit auszulösen.

Wir werden im Spiele — dieser so ausgesprochenen Verhaltungsart — leicht die Ungerichtetheit, die Zielfreiheit, die Fülle und Maßlosigkeit, den Bewegungsdrang und das pathische Ergriffen-werden wieder finden können.

Aus dem demnächst erscheinenden Buch: Das Spiel bei Mensch und Tier



Ottomar Starke *Auseinandersetzung*

Probleme des persönlichen Lebens

Vom

Grafen Hermann Keyserling

Ob es gewagt ist, vorauszusagen, daß bald schon eine Periode höchstbetonten intimen und persönlichen Lebens beginnen wird, wie es solches in Deutschland seit langem nicht mehr gab? Der Mensch ist ein Unterschiedswesen; mindestens achtzig von hundert aller Neueinstellungen wurzeln gar im Widerspruchsgeist. Dies ist so sehr der Fall, daß, wenn nicht das allgemeine Schicksal wieder und wieder niedagewesene Lagen schüfe, die Meinungen und Stellungen der Menschen sich, groß gesehen, beinahe durchaus im Kreislauf bewegen würden.

Deutschland befindet sich heute in der „niedagewesensten" Lage — man verzeihe den Superlativ —, in der es sich vielleicht je befunden hat. Das ist, es versucht sich an einer Lebensform, die in Europa bisher nur Mittelländern normal war, und auch dieses im höchsten Sinne zuletzt im Altertum. Jeder Mittelländer ist gleichsam „marktgeboren", wie man eine spanische Wendung Ortegas umdeutschen mag; sein eigentliches Leben spielt sich auf der Piazza ab. Der mittelländische Mann kennt Heimlichkeit allein im allerintimsten Kreis, in jenem Sanktum des Familienlebens, das auch beim Nordländer schlechthin ausschließlich ist. Nur daß er, der Mittelländer, sein ganzes Heim-Leben dazu rechnet. Der Nordländer nimmt Freunde, ja Fremde noch in weite Bezirke seines Privatlebens mit auf. Dementsprechend ist sein öffentliches Leben ein begrenzteres; es erscheint typischerweise auf das rein Amtliche und Geschäftliche beschränkt. Der Mittelländer hingegen schließt sein Heim von allem nicht intim ihm Zugehörigen ab. Aber eben deshalb gehört ihm überaus Vieles von dem, was der Nordländer als Privatsache behandelt, zu seinem öffentlichen Leben. Er bedarf kaum je der physischen Einsamkeit; er mag das meiste vor beliebig Vielen bereden. Daher denn eine selbstverständliche Kultur des öffentlichen Lebens, die kein Nordländer kennt. Nur zwangslose Form beweist Kultur. Unter Nordländern muß sogar der Engländer, der als öffentliches Wesen begabteste unter ihnen, bewußt Spielregeln einhalten, um in Form zu sein. Und seine echt-persönliche Form äußert er einzig im intimen Kreis.

*

Heute unternimmt der Deutsche den Versuch, sich aus einem wesentlich privaten in einen wesentlichen öffentlichen Menschen zu verwandeln. Möglichst an allem sollen alle auf einmal teilhaben. Und der Einzelne soll sich in erster Linie als Staatsbürger fühlen lernen, so wie dies in den antiken Stadtstaaten der Fall war. In Anbetracht des ungeheuren Mangels an ursprünglichem Interesse am Öffentlichen, welcher den Deutschen kennzeichnet, ist dieser Versuch ohne jeden Zweifel zeitgemäß; das Massenzeitalter verlangt Massenorganisation, denn geruhsam und unordentlich zugleich kann es in ihm nicht hergehen; fehlt hier Geordnetheit, dann ist in irgendeiner Form sogleich der Teufel los. Ich frage mich nur, wie weit die angeborene deutsche Anlage der Verwandlung fähig sein wird? Deutschland war allemal, wo es überhaupt in Form war, in irgendeinem Verstande Obrigkeitsstaat, einfach weil sich nur wenige so ernstlich für das Öffentliche interessieren, daß sie dieses dem Privatinteresse voranstellen; deshalb müssen jene Wenigen natürlich herrschen. Tagungen, Umzüge und Schaustellungen haben in des Deutschen Geschichte von jeher eine weit größere Rolle gespielt als bei den „marktgeborenen" Mittelländern. Aber dies eben, weil das Öffentliche nicht in seiner Natur lag und er es daher als Phantasieschöpfung herausstellen und als solche erleben mußte, wovon er fühlte, daß es eben auch zum Leben gehört, was er jedoch persönlich nicht letztlich ernstnehmen konnte. Der Deutsche ist nämlich, richtig gesehen, viel theatralischer als der Italiener. Diesem ist, was der Deutsche instinktmäßig als Pose beurteilt, echter Seinsausdruck; als öffentliches Wesen muß ja der Mensch, wie immer er sich stelle, eine Rolle spielen, denn nur von Rolle zu Rolle verkehrt der öffentliche Mensch. Der Deutsche fühlte sich bisher als öffentlicher Rollenspieler nie persönlich verpflichtet. So mußte er bewußt spielen, um zu sein, was das öffentliche Leben von ihm forderte. Wird das jetzt anders werden? Mit äußerster Spannung verfolge ich diesen Entwicklungsgang.

*

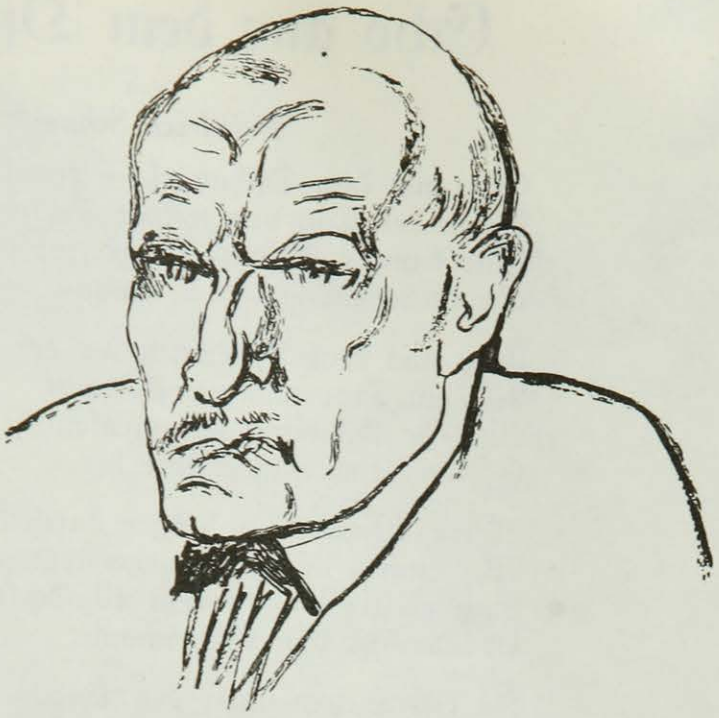
* *

Doch wie dem auch werde: eins erscheint mir gewiß. Nämlich das, womit ich diese Betrachtungen einleitete; daß demnächst, neben aller Veröffentlichung des deutschen Lebens, eine Periode höchstbetonten intimen und persönlichen Lebens anheben wird. Deswegen halte ich gerade diese Zeit, welche die meisten für so ungünstig halten, für besonders geeignet, um mit Erfolg auf Bücher hinzuweisen, die das intime Leben betreffen.

In dieser Erwartung sei hier denn ein einfach wunderbarer Band angezeigt: der erste Band des Nachlasses von Max Scheler (Der Neue Geist Verlag). Die darin enthaltenen Betrachtungen über Tod und Fortleben, über Scham und Schamgefühl, über Vorbilder und Führer und die „Ordnung der Liebe" (ordo amoris) sind nach Form und Inhalt so recht das, was besinnliche Deutsche gerade in dieser Zeit in stillen Stunden laben und anregen kann.

Was die Form betrifft, so stellt dieser Band ein in der Weltliteratur meines Wissens Einzigartiges dar. Scheler war unordentlich bis zum Verfließen. Überfruchtbar an Einfällen, beinahe hemmungslos im Beziehungsreichtum seines Denkens, war er überdies ohne eigentlichen Willen. Wie gewissen Frauen viel mehr geschieht, als sie wollten, so war Scheler den Ein- und Ausflüssen seiner

Begabung gewissermaßen preisgegeben. Nur ganz selten gelang es ihm, und auch dann nur unter äußerem Druck, große Zusammenhänge in entsprechender Form zusammenzufassen. Von sich aus lebte er seinen Geist in losen Blättern aus, die immer gleichzeitig vielen möglichen Werken angehörten. Diesen Nachlaßband hat Schelers Witwe aus solchen losen Blättern zusammengestellt und redigiert. Und o Wunder!: dieser Nachlaß, obwohl fragmentarisch, hat mehr echte Form als alles, was ich von Scheler sonst kenne. So sei hier zuerst Marie Scheler meine Bewunderung ausgesprochen: mögen sie Freunde des Schelerschen Geistes noch so sehr beraten haben — nur eine tiefe Versteherin und Liebende des Menschen Scheler konnte es fertigbringen, dessen Intention in eine Form zu gießen, die ihm wahrscheinlich besser entsprach, als er sie selber und allein gefunden hätte.



Rudolf Großmann: Max Scheler

Doch nun zum Inhalt. Das Wunderbare, für diese Zeit so besonders Wichtige an diesem Werk liegt gerade darin, was Scheler vielfach vorgeworfen woden ist: daß er hin- und herdachte, zu keinem inneren Abschluß gelangte. Aber wie sollten persönliche Fragen je für alle Welt abschließend beantwortet werden? Würden sie es, so wären die Antworten jedenfalls für jeden persönlich Erlebenden wertlos, denn die Intimität jedes kann nur Eigenes und dem Eigenen Gemäßes befriedigen. Gewiß gibt es persönliche Wahrheit, die zugleich allgemeingültig ist: gerade darüber enthält Schelers Nachlaßband sehr glückliche Bestimmungen. Doch worauf es bei der Förderung des persönlichen Lebens ankommt, ist vor allem dies, daß der Rhythmus des Gelesenen den Eigen-Rhythmus des Lesers beschwingt. Und dieses ist bei diesen Betrachtungen Max Schelers mehr als bei irgendeiner seiner früheren Schriften der Fall.

Soll ich überhaupt auf Besonderes hinweisen? Bis zur Todesstunde — buchstäblich — rang Scheler geistig mit dem Unsterblichkeitsproblem. Hier finden sich wunderbar förderliche Spuren dieses Ringens, des allgemeinen Ergebnisses, daß letztlich nur das Einzige Substanz hat. Scheler zeigt, daß der Mensch persönlich immer nur durch das Vorbild gefördert wird. So ist die persönlich entscheidende Frage letztlich die: wer kann mir, meinem tiefsten Wesen Vorbild sein?

Das Köstlichste aber an diesem nachgelassenen Buche sind die Betrachtungen über Scham und Schamgefühl. Über diese Probleme kenne ich überhaupt nichts Tieferes und Zartsinnigeres zugleich. Das Wesentliche am Menschen ist nur sein schlechterdings Intimes. Die Grenze zur Außenwelt behütet die Scham. Schamverlust, und sei es auch nur im Verstande eines Verlusts des Sinns für Intimität, bedeutet den Beginn von Entmenschung.

Echo aus dem Dschungel

Von

Friedrich Schnack

Echo aus dem Dschungel — fremde Nacht,
Wenn der Tau von wilden Bäumen tropft,
Eine dumpfe Negertrommel klopft,
Sonderbare Laute sind erwacht.

Echo aus dem Dschungel, wo ein Vogel lacht,
Wo ein Tropennachtgeist wacht.
Aus der Schwärze, pflanzenfeucht, geheimnisschwer,
Stottert eine Rindenflöte her.

Wirre Stimmen schluchzen durch das Laub,
Wo Lianen und die Dornenstränge
Sich verstricken mit dem Waldgestänge,
Überdampft von Blütenstaub.

In den Hütten unter den Bananenkronen,
Wo die Eingebornen wohnen,
Schallt ein alter Insulanerchor
Negertraurig durch das Dschungelrohr.

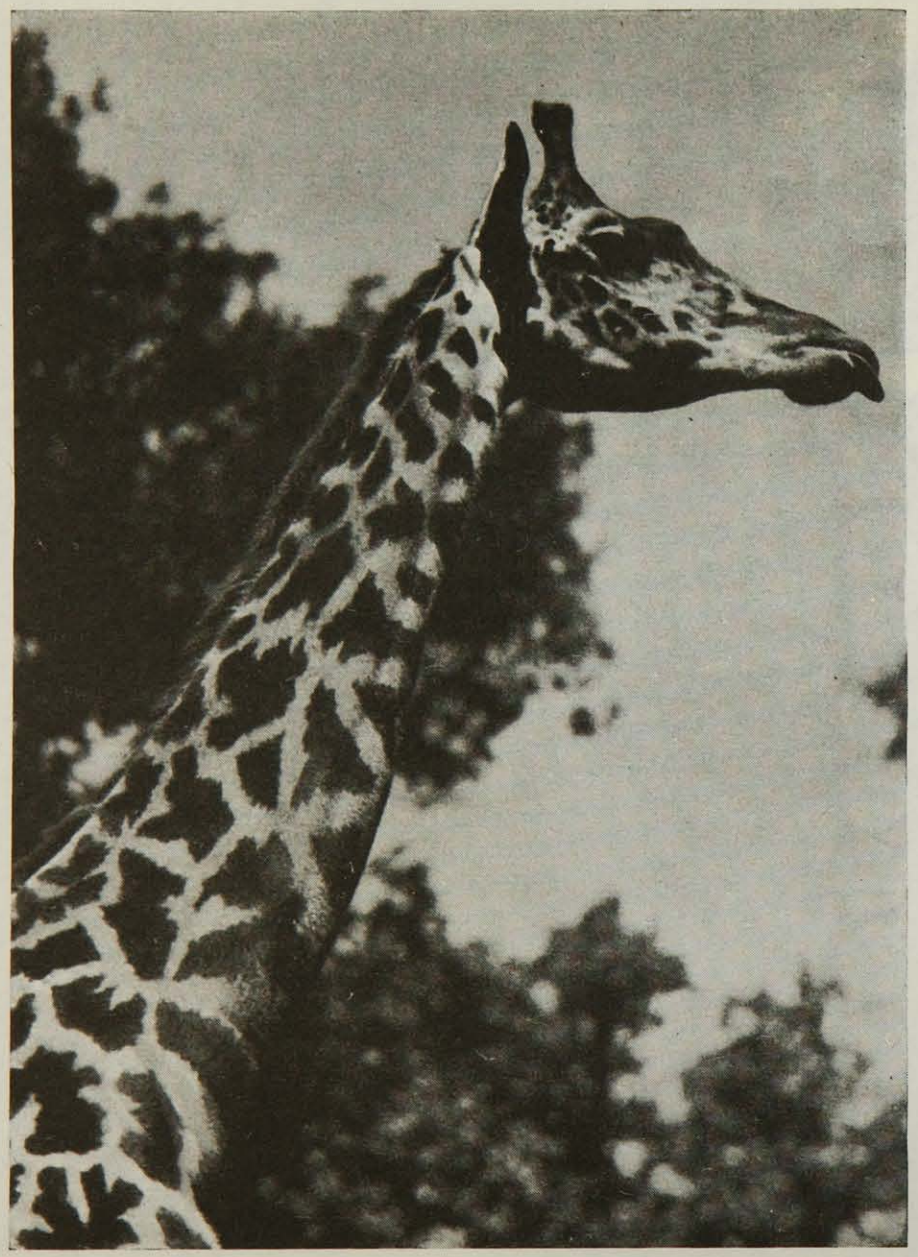
Vogelstimmig kräht und plärrt die Weise.
Sind es Zaubrer, Krieger, trunkne Greise,
Um die Wärme ihres Herds geschart,
Nach des Tages Jagd und Wasserfahrt?

Durch die Finsternis im Sternenblitz
Maulen Hörner, gellen Pfiffe spitz.
Wunderbare Nachtgeschichten sie erzählen,
Und ihr Singsang dröhnt aus heisern Kehlen:

Wie sie mit dem Langboot sausten
Auf dem Krokodilenfluß;
Wie die Urwaldwipfel brausten
In der Regenzeiten Guß;
Wie sie kleine Vögel fingen,
Fabelschön, mit bunten Flügeln,
In den Vogelstellerschlingen
Auf den Palisanderhügeln;
Wie sie mit der Zebuherde
Stampften durch die Steppenerde,
Früchte schmatzten, Wurzeln fraßen
Und den Bienenhonig aßen —
Ihres Lebens Abenteuer
Loben sie am Bambusfeuer.

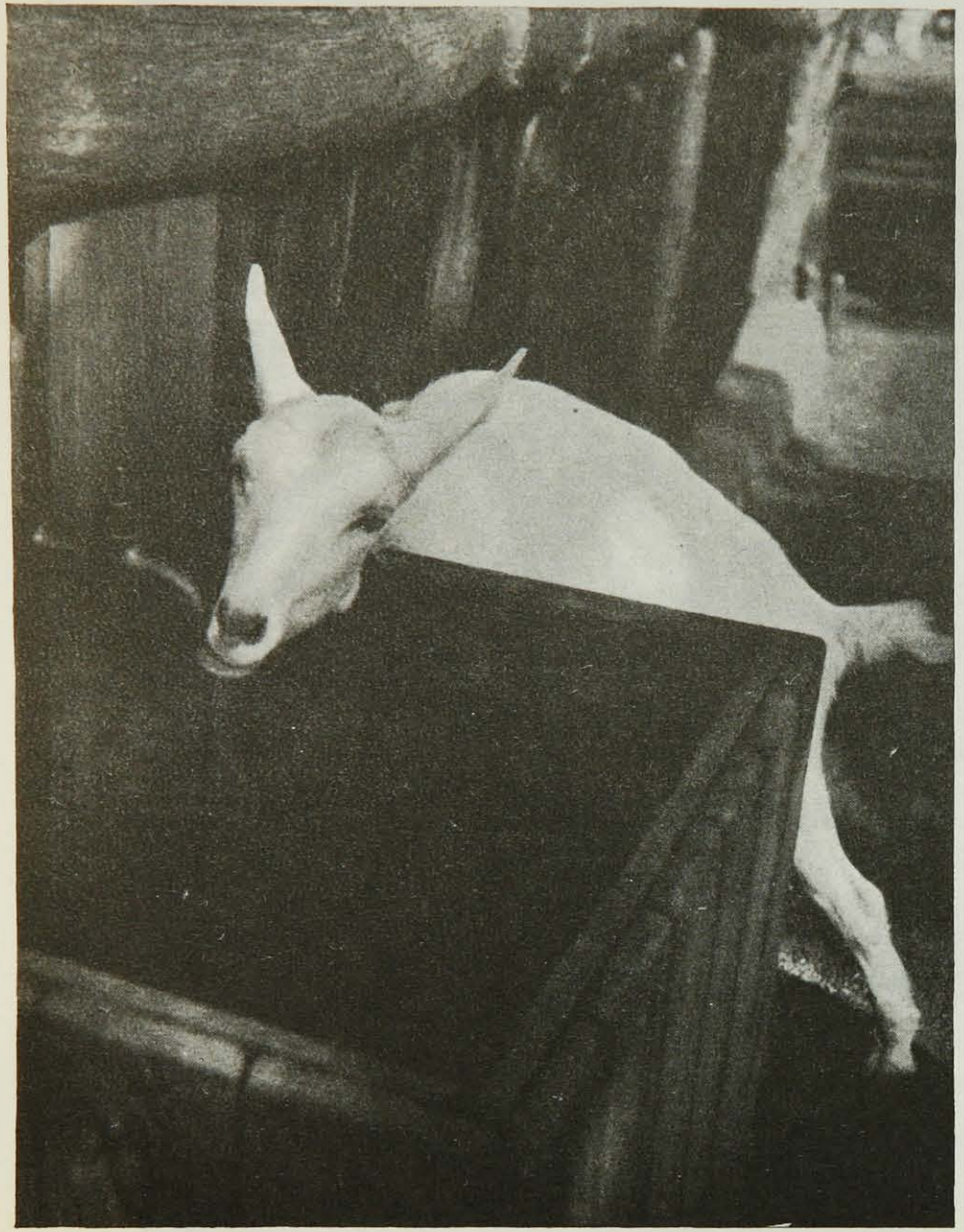
Und mit ihnen summen tausend
Wesen, in den Dschungeln hausend:
Geister, Tiere und Zikaden,
Seelen voller Nachtballaden.

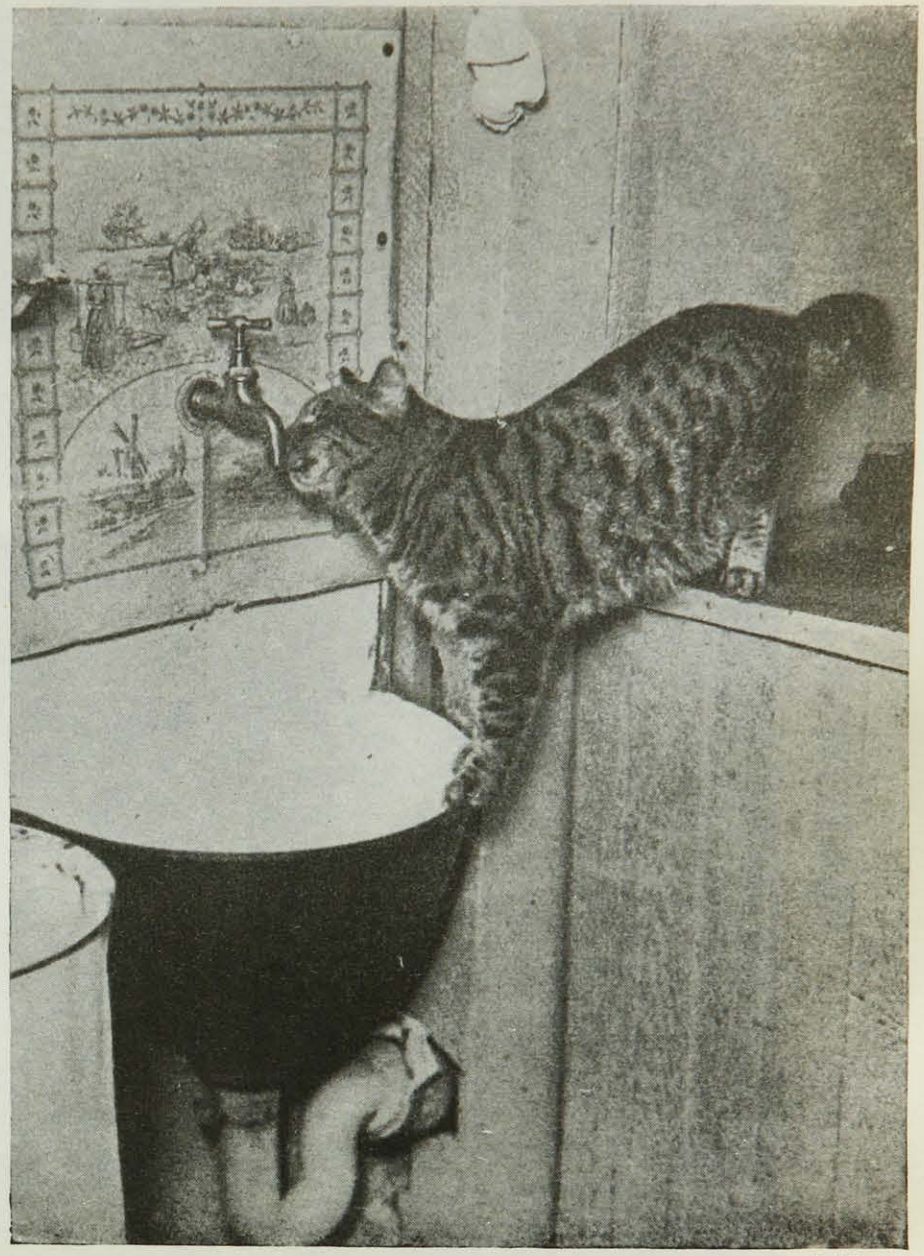
Die Zunge



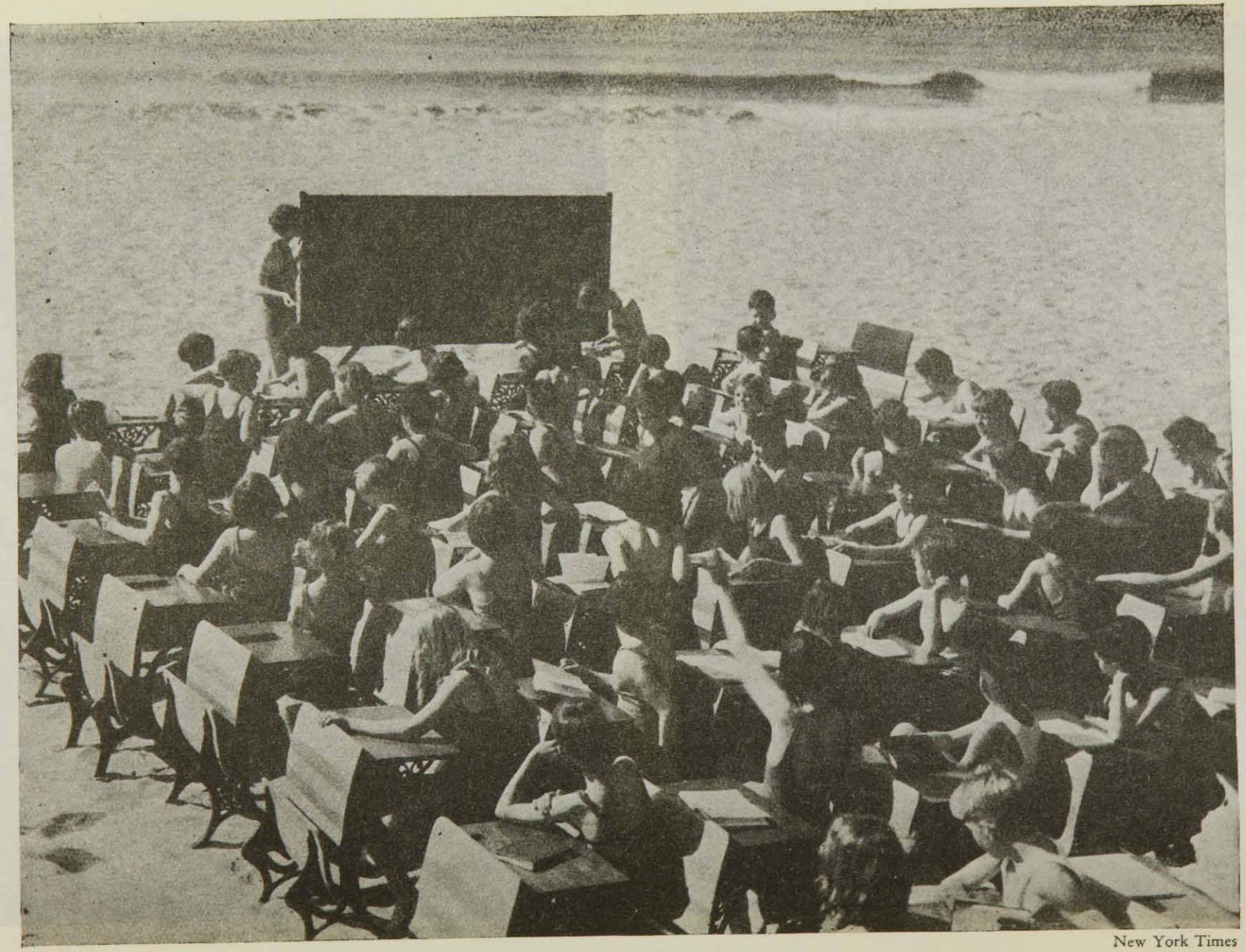
Hein Gorny

Der Durst





Z. Kluger



New York Times

Strandschule in Santa Monica (Kalifornien)

„Brav" und „schlimm"

Von

Richard Wieren

„Brav" und „schlimm", die beiden Kategorien, in die nach altem Brauch und auf die bequemste Art Kinder eingeteilt werden, sind keine absoluten moralischen Größen. Sie sind in ihrem inneren Wert abhängig von dem, der die Einteilung vornimmt, also etwa auch von dem Einbrecher, dem sein „braves" Söhnchen bei der Tat werktätig Hilfe leistet oder dem sein „schlimmes" die geforderte Unterstützung versagt. Sie sind überdies in ihrem Geltungsbereich zeitlich begrenzt. Ein fünfzigjähriger Mann kann nicht als brav gelten, wenngleich in einzelnen Fällen Reste dieses Begriffs in irgendeinem Winkel seiner Seele noch lebendig sein und seine Handlungsweise gelegentlich färben mögen. Die Grenze, bis zu welcher „brav" und „schlimm" als moralische Kategorien in Geltung stehen, ist bei den verschiedenen Menschen verschieden. Bei Frauen reicht sie bis in höhere Altersstufen. Einen „schlimmen" Sechzigjährigen dagegen kann man sich nicht wohl vorstellen. Er ist einfach böse.

Diese Tatsachen allein schon beweisen, daß es sich bei den erwähnten beiden Begriffen um höchst fragliche Werte handelt. Ja, sie beweisen noch mehr, sobald man dem pädagogischen Problem schärfer auf den Zahn fühlt. „Brav" und „schlimm" stellen nämlich moralische Sondergrößen für die Kinderwelt dar, sind künstliche Konstruktionen, dazu bestimmt, eine undurchsichtige Scheidewand zwischen der Moral der Erwachsenen und der der Kinder aufzurichten. Aus guten Gründen. Die Kinder sollen nicht sehen, was die Erwachsenen treiben. Es ist nicht ratsam, ihnen den gleichen moralischen Maßstab in die Hand zu geben, mit dem das Verhalten der Erwachsenen gemessen wird. Darum wurden statt der umfassenden und allgemeingültigen Begriffe „gut" und „böse" für Kinder die Sonderbegriffe „brav" und „schlimm" geschaffen. Ihre Existenz birgt in sich das beschämende Eingeständnis, daß der Einblick verwehrt werden müsse. Und läßt zugleich einen hohen Grad von Heuchelei erkennen, insoweit, als „brav" und „schlimm" einen Zustand moralischer Vollendung als Maßstab voraus- und in Geltung setzen, der den gegebenen Tatsachen restlos widerspricht: einen Engelszustand an Güte, Selbstlosigkeit, Gerechtigkeit und Gemeinsinn, der schlechthin nicht existiert. Brav ist, wer den Weisungen, Geboten und Verboten Gehorsam leistet, die aus solcher, angeblicher, Vollkommenheit fließen.

*

Wenden wir uns nunmehr von diesen menschlichen Umständen ab und den Verhältnissen bei den Tieren zu, etwa denen bei den Tigern, so müssen wir, soweit uns der Einblick offensteht, feststellen, daß die Begriffe „brav" und „schlimm" bei ihnen nicht vorhanden sind. Es gibt unseres Wissens keine schlimmen Tiger jugendlichen Alters, was einerseits darauf hindeutet, daß bei den Tigern keinerlei Unterschied zwischen der Moral der Erwachsenen und der der Kinder besteht, und anderseits deutlich erkennen läßt, daß dem Tiger jedes Schamgefühl ob seiner Tigerart fremd ist. Ungebeugt und einfach wirkt er pädagogisch durch das Beispiel in der Richtung der Zweckmäßigkeit gemäß seiner Art, ohne seiner Nachkommenschaft Sonderverpflichtungen und Sondergesetze allgemeiner Natur vorzuschreiben und sie durch Zwischenschaltung des Folgsamkeitsprinzips von dem wirklichen Maßstab seiner Moral — soweit eine solche vorhanden sein sollte — fernzuhalten.

In Wirklichkeit reduziert sich der eigentliche Gehalt der sogenannten Bravheit der Kinder (im engsten Sinn und ohne ethische Beimischung verstanden) auf das Minimum der Störung und Beeinträchtigung, die Wunsch und Wille der Er-

wachsenen durch ihr Dasein erfahren, wobei es nichts zur Sache tut, daß gelegentlich Artüberwindung und moralische Höherentwicklung vorgeschoben werden, um den mehr oder weniger egoistischen Wunsch nach Gehorsam und Trieb nach autoritärer Geltung ethisch zu maskieren. Absolut und im Grunde genommen gibt es nämlich keine schlimmen Kinder, sobald ihrer Wirkungssphäre von seiten der Erwachsenen keine egoistischen Grenzen gezogen werden, und keine solchen, die der offenkundigen Zweckmäßigkeit zuwiderlaufen. Und so ergibt sich die Folgerung, daß „brav" und „schlimm" in ihrer Existenz schlechthin von dem Vorhandensein solcher künstlich gezogener Abgrenzungen, von dem Verlauf der Grenzen und von dem jeweiligen Empfindlichkeitsgrad gegenüber eventuellen Grenzüberschreitungen abhängig sind. Wo es keine Sondergesetze und keine Sonderverpflichtungen der Kinder gibt, sondern wo einzig das natürliche Empfinden der Artgemeinschaft und Artgleichheit ihre soziale Position innerhalb der Familie bestimmt, fallen „brav" und „schlimm" rettungslos in sich zusammen, werden sinnlos und inhaltsleer wie bei den Tigern.

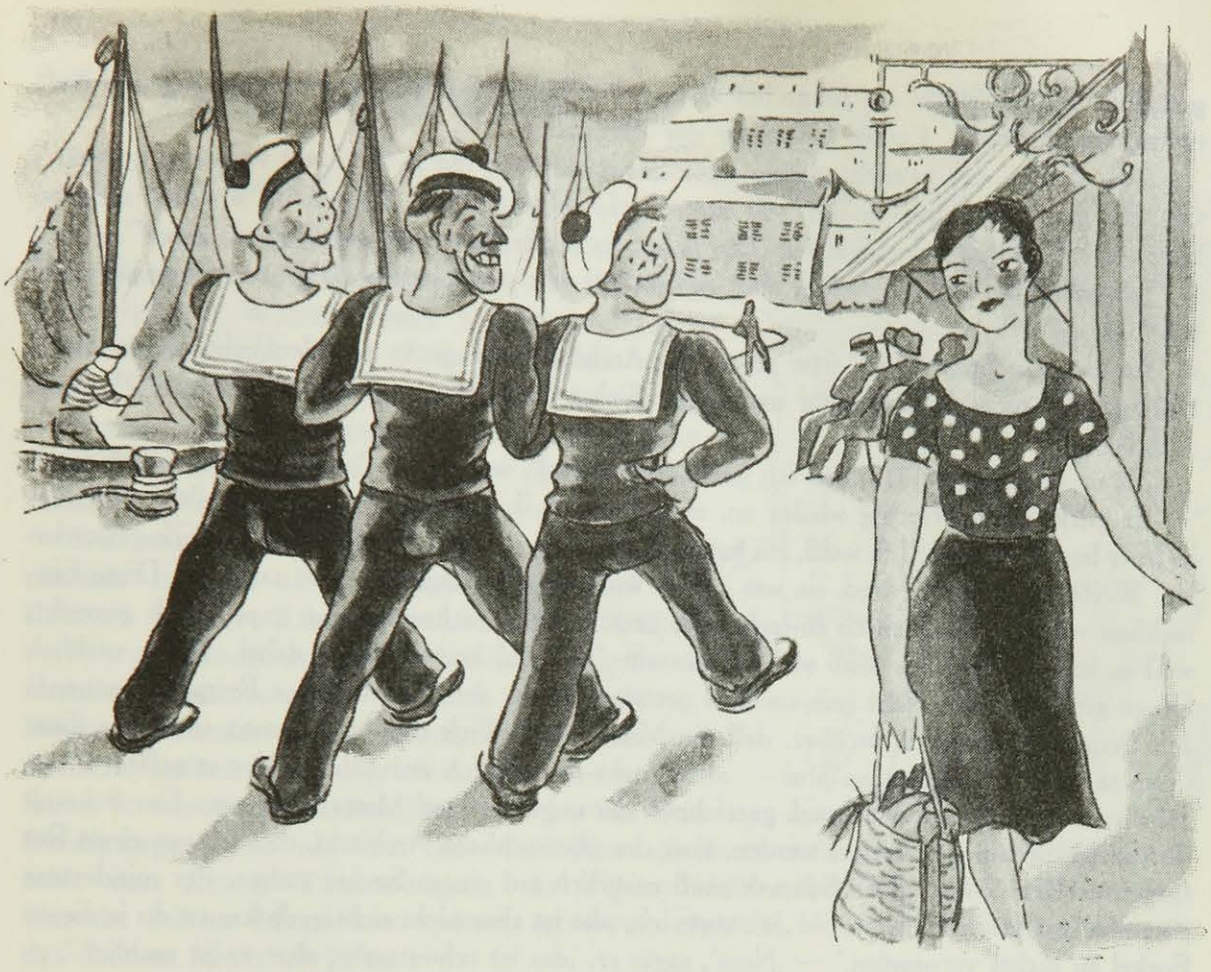
*

Es ist kein Zufall, daß die bahnbrechende moderne Pädagogik der Maria Montessori in jenem Lande ihren Ursprung hat, in dem kaum eine Schranke zwischen Erwachsenen und Kindern besteht: bei den Italienern, dem kinderliebsten Volk des Erdkreises. Bei ihnen gibt es kein Überlegenheitsgefühl der Erwachsenen, keine Einschränkung des Persönlichkeitsrechts der Kinder um ihrer Kindheit willen. Den Reden des jüngsten Enkelkindes folgt die ganze Familie bis zum Großvater mit derselben Aufmerksamkeit und Achtung, als sei es dieser selbst, der spräche. Weder Maximen noch ins unbekannte Weite weisende Gebote und Verbote verlegen den Ausblick und Vorstellungsraum des Kindes, dem Erkenntnisse und Warnungen einzig und allein durch das Beispiel vermittelt werden. „Du darfst niemals . . ." oder „Ich habe dir hundertmal gesagt . . ." sind dem Familienleben und der Erziehungspraxis des Italieners fremd. Unbeschwert von den Problemen einer ideell gewiß begrüßenswerten, aber aussichtslosen Artüberwindung, und also unnervös, empfindet er weder kindlichen Lärm noch unablässige Inanspruchnahme als Beeinträchtigung seiner Ruhe, Bequemlichkeit oder Persönlichkeitsentfaltung. Kein Trompeten, kein Schlagen in die Tasten des Klaviers vermag ihn aus der Fassung und zu moralischen Schlußfolgerungen zu bringen, die eine Anwendung der Worte „schlimm" und „brav" notwendig machen müßten.

Dieser besondere Charakter italienischer Pädagogik fließt aus dem geringen Abstand zwischen kindlicher und erwachsener Denkart, aus einem höchstentwickelten, wenngleich unbewußten Gefühl der Artgleichheit, auf dem denn auch das ganze Erziehungssystem der Montessori letzten Endes fußt, das die Welt der Großen restlos, nur in verkleinertem Maßstab, auf die Kinder überträgt. Das tragische Erlebnis jedes erwachsenen Deutschen: der unaufhaltsame Übertritt aus der Max- und -Moritz-Sphäre in die seiner gequälten Opfer, und der damit verbundene Wandel der Denkart, der beinahe so etwas wie eine nationale und sprachliche Grenze zwischen dem Volk der Erwachsenen und dem der Kinder zieht, bleibt dem Italiener erspart, dessen Wortschatz auch keine gesonderten Ausdrücke für „brav" und „schlimm" aufweist, sondern sich mit den Bezeichnungen für „gut" und „böse" begnügt und also nur einerlei Maßstab gelten läßt.

*

Wie man sieht, muß zur Kritik der pädagogisch-moralischen Begriffe „brav" und „schlimm" nicht gerade das Erziehungssystem der Tiger herangezogen und als Beispiel angeführt werden, das des Folgsamkeitsprinzips entbehrt und an dessen Stelle ehrlich und naturgemäß das der Zweckmäßigkeit setzt. Einer Zweckmäßigkeit, die alle Interessen, die der Erwachsenen wie der Kinder, auf gleiche Weise umfaßt und, auf menschliche Verhältnisse übertragen, keiner anderen Stütze bedarf als einer ehrlichen und einleuchtenden Beantwortung der über allem schwebenden kindlichen Frage „Warum?"



Mario Stahl

Welche Lebensfreuden sind uns geblieben?

Von

Lennart Bernadotte

(Prinz von Schweden)

Ist eine Lebensfreude eine ganz große Freude, die den ganzen Tag erfüllt und von welcher man immer wieder leben kann, oder ist eine Lebensfreude nur ganz einfach ein „Hobby"? Oder ist es keins von diesen?

Ich weiß es nicht. Ich muß es herausfinden.

Man könnte wohl ziemlich leicht die Menschen an den Fingern zählen, die in unseren Tagen eine recht große Lebensfreude übrig haben. Ich glaube aber bestimmt, daß jene, die in ihren kleinen „Hobbies" Trost und Freude suchen, nicht leicht zu zählen wären. Und was ist schließlich ein *Hobby*? Ich selbst meine mit „Hobby" irgend eine Beschäftigung, die mir Freude macht und wobei ich alles um mich herum vergessen kann; wobei aber auch etwas Positives herauskommt.

Was meine eigene Person betrifft, so muß ich sagen, daß ich eigentlich recht glücklich bin — ich habe nämlich eine Lebensfreude *und* ein Hobby! Die Lebensfreude ist meine Frau, und das Hobby ist Photographieren und Filmen und dazu vielleicht auch ein wenig das Schreiben.

Das wäre also erledigt. Jetzt kann ich ruhig meinen Bleistift in die Tasche stecken und essen gehn.

Ich gehe allein durch die Straßen. Es ist grau, kalt und unfreundlich draußen, und die Menschen sehen alle schwarz und abstoßend aus. Unten am Wasser liegen noch Eisschollen, und ein paar Jungen sind damit beschäftigt, auf diesen Schollen herumzuhüpfen. Einer rudert sogar ein Stückchen hinaus mit einem Brett, das er irgendwo am Ufer gefunden hat. Zwei Herren und eine Dame schauen interessiert zu. Sie lachen und finden den Sport recht ver-

gnüglich. Plötzlich fällt ein Junge ins Wasser, krabbelt sich schnell wieder ans Ufer und läuft etwas traurig davon. Lautes Gelächter der Zuschauer.

„Na. Schön, daß es nicht meiner war! Sonst hätte ich ihn ja bestimmt verhauen müssen", sagt der eine Herr, „und es fällt mir immer sehr schwer, meine Jungen für so einen schönen Sport auf die Ohren zu schlagen. Die haben ja schließlich auch eine Freude dran!"

Ich gehe und denke vergnügt, daß es wirklich sehr verschiedene Arten von Lebensfreuden gibt!

An meinem Stammtisch sitzt schon der Architekt und guckt nachdenklich auf ein Stück Hering. Ich setze mich zu ihm und sage: ‚Siehst du mir an, daß ich arbeiten will?'

„Nein."

‚Es ist aber wirklich so, daß ich herausfinden muß, was du für Lebensfreuden übrig hast!'

Er guckt seinen Hering wieder an, als ob er aus ihm Inspiration holen wollte. Plötzlich lacht er laut und sagt: „Ich weiß, ich hab's: daß die neue Sachlichkeit endlich sachlich geworden ist. Weißt du, lieber Freund, sie war vorher wirklich alles, aber gar nicht sachlich. Diese Einfachheit wurde schließlich zu einfach. Die praktischsten Sachen wurden unpraktisch gemacht, weil es immer hieß: ‚Es muß sachlich aussehen' — und keiner dachte dabei, daß es wirklich Dinge gibt, die man nicht rein-sachlich gestalten kann. Ich möchte keine Beispiele nennen!! Ich freue mich wirklich darüber, daß die Menschen endlich dazu gekommen sind, alle diese „rein-sachlichen" Sachen — pfui — nicht mehr als sachlich anzusehen. Vor ungefähr einem Jahr habe ich z. B. einen Schrank gezeichnet, der ungefähr zwei Meter hoch war. Der Schrank dürfte natürlich nicht verziert werden, aber der übersachliche Architekt, den ich um einen Rat fragte, erklärte sofort: ‚Der Schrank muß natürlich auf einem Sockel stehen, der mindestens einen halben Meter hoch ist.' — ‚Ja', sagte ich, ‚das ist aber nicht richtig, da kannst du ja diesen Sockel zu nichts verwenden.' — ‚Nein', sagte er, ‚das ist schon wahr, aber es ist sachlich.' — ‚So, das nennst du sachlich? Der Schrank . . .' "

„Ach, du mit deinen Schränken. Rede doch nicht von Schränken beim Essen, es fühlt sich so hart an", meint der Regisseur, der inzwischen gekommen ist. „Was ist eigentlich mit euch los, ihr seht wirklich komisch aus."

‚Da hast du recht. Komisch sehen wir wahrscheinlich aus, und weißt du weshalb? Das kommt daher, daß wir nicht genügend sachlich ausgebaut sind.'

„Du bist heute besonders begabt!" sagt der Regisseur und lacht von ganzem Herzen.

‚Danke. Ich habe soeben eine neue Lebensfreude gefunden: andere Menschen auszulachen, wenn sie dumm aussehen.'

„Du glaubst vielleicht, daß dies meine einzige Lebensfreude ist", lächelt er zurück. „Nein, mein Lieber, da irrst du. Ich komme jetzt gerade aus dem Atelier und habe den ganzen Morgen am Tonfilm gedreht, und dabei habe ich herausgefunden, daß es eine angenehme Sache ist, nicht mehr so furchtbar schreien zu müssen. Man darf es ja einfach nicht. Als es noch keinen Tonfilm gab, haben wir ja immer einen furchtbaren Lärm im Atelier gemacht. Die Schauspieler fanden es vielleicht angenehm und anregend, ich weiß nicht; mir ging immer der Hals kaputt vom furchtbaren Schreien. Und jetzt ist alles so still, so ruhig; die Wände mit Wolle bedeckt, die Kamera eingebaut, sogar der Tonmeister eingebaut! Es ist eine wahre Freude, unter diesen Verhältnissen zu arbeiten! Ach, hätte ich auch meine Gläubiger eingebaut, wäre das Leben recht glücklich!"

Ich gehe rasch wieder zurück an meinen Schreibtisch. Habe ich etwas gelernt? Ja, es gibt scheinbar noch Menschen, die sich über verschiedenes freuen können. Und weshalb? Weil sie Humor haben! Was hat das aber jetzt alles mit unseren Freuden zu tun? Ich habe gar keine Freuden mehr, sagt jemand. Du irrst, lieber Freund! Was dir fehlt ist nicht Freude, sondern der Wille, dir Freude zu schaffen. Es gibt in jeder Situation etwas Humoristisches. Nimm es heraus, schau es an, auch wenn es winzig klein ist, leg es zusammen mit anderen Kleinigkeiten, versuch es einmal mit einem leisen Lächeln, ja — und schon ist es anders. Die Lebensfreuden sind *in dir!*

Lebenskunst

Von

Oskar A. H. Schmitz

Ist es nicht eigentlich sonderbar, daß man überhaupt von Lebenskunst spricht? Lebt nicht jeder? Warum muß Leben außerdem noch eine Kunst sein? Das Bedürfnis nach einer Lebenskunst beweist, daß es den meisten Menschen nicht gelingen will, aus dem Leben den Wert zu machen, den es gemäß einer inneren Überzeugung haben könnte.

Die meisten Menschen von heute schauen niemals in sich selbst, sondern nur auf das Leben: fremde Länder, schöne Eigenheime, verführerische Abenteuer, Glück am Herd, Automobile, Kunstwerke, herrlich ausgestattete Bücher, Premieren, Sportereignisse. Und von alledem wollen sie möglichst viel haben. Sie leben in einer dauernden Jagd mit kurzen Befriedigungen, daß sie nun dies und jenes doch erreicht haben, die Indienfahrt oder den neuen Tourenwagen, die eigene Villa oder das große Abenteuer. Gerade solche Menschen spüren an ihrer inneren Unrast und Leere, daß es das Leben allein nicht tut.

Wer Angst hat, immer etwas zu versäumen, der ist gewiß kein Lebenskünstler. Der Lebenskünstler läuft nicht überall hin, wo etwas los ist; aber wo er ist, da ist immer etwas los. Er verlangt nicht, daß ihm „etwas geboten wird", denn er bietet selbst jedem etwas, mit dem er in Berührung kommt, belebt dadurch die andern, und dieses Leben strahlt wieder auf ihn zurück. Der Mangel an Lebenskunst ist schuld daran, daß sich heute die Menschen gegenseitig nichts mehr persönlich zu bieten haben.

Der Wunsch aller Menschen ist, frei zu sein, zu tun, was sie wollen. Es scheint mir aber gar nicht sicher, daß alle die Leute, die im Sommer auf Automobilen die Länder durchrasen, das wirklich individuell wollen. Sie tun es, weil es alle tun, die in der Lage sind, es sich zu leisten. Würden sie sich auf sich selbst besinnen, säßen sie vielleicht lieber in einem stillen Tal oder an einer abgelegenen Küste. Wie soll man aber dergleichen vor den andern entschuldigen, ohne sich lächerlich zu machen? Wie viele Leute wohnen so, wie es ihnen wirklich behaglich ist? Wie viele Frauen kleiden sich so, wie es ihnen gefällt? Wer reist noch dahin, wo er individuelle Interessen befriedigen könnte? Man läßt sich einrichten, man kleidet sich für die anderen und reist dahin, wo es Mode ist hinzufahren, und am liebsten geht man in ein Sanatorium, wo man gegen einen bestimmten Betrag täglich einfach gelebt wird, besonders seit noch Psychoanalyse hinzukommt.

Kann man sich da wundern, wenn einen bald alles langweilt, weil einen das alles ja im Grund gar nichts angeht? Richtet man sich nach den Dingen, so gibt es niemals ein zufriedenes Innehalten; denn immer wieder kommen noch buntere, noch teurere, noch modernere Dinge.

Richtet man sich aber nach seinen individuellen Wünschen, so fühlt man sehr bald festen Boden unter sich, in dem man Wurzel schlagen und auf dem man ein reiches Leben aufbauen kann.

Hier aber liegt die Schwierigkeit. Wo stecken sie bloß, diese individuellen Wünsche? Man findet sie nicht. Sehr viele Leute haben oder machen sich so viel zu tun, daß ihnen das meist nicht auffällt. Nur die letzte Urlaubswoche, in der sie sich halbtot langweilen, weil sie gar nichts mit sich selber anzufangen wissen, läßt in ihnen so etwas aufdämmern, daß etwas mit ihnen nicht in Ordnung ist. Dann sehnen sie sich geradezu nach der gewohnten Tretmühle zurück, weil die sie wenigstens hindert, über sich selbst nachzudenken. Daher die häufig vernommene Meinung, der Zweck der Ferien sei, daß man sich wieder auf die Arbeit freut. Ja, wenn dem nur so wäre, aber auf die Arbeit selbst freut man sich ja gar nicht, sondern man verlangt nur nach der Betäubung, die sie bringt.

Am besten sind noch die daran, die sich wenig leisten können. Bei denen liegt das Übel nur im Äußeren, und das kann ja einmal besser werden. Wenn ein junger Bankangestellter oder eine Buchhalterin einmal ein paar freie Wochen vor sich und dazu ein paar hundert Mark in der Tasche haben, die haben etwas davon, die brauchen zunächst keine Lebenskunst. Die wissen nämlich noch, was sie wollen. Der Beruf ist für sie nicht so anziehend, daß er sie verschlingen kann, und da die Mittel zum Vergnügen beschränkt sind, muß unter den verschiedenen Möglichkeiten die gewählt werden, die einem wirklich individuell am meisten entspricht. Es besteht nicht die Gefahr, daß man sinnlos von der Riviera ins Engadin jagt und dort in den überall gleichen Hotels überall dasselbe, nämlich nichts, erlebt; und reichen die Mittel, etwa einmal zur Teestunde einen solchen Ort zu betreten, oder wird man mitgenommen, so wird sogar eine Hotelhalle zum individuellen Erlebnis, wie die andern sich kollektiv langweilen.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß beschränkte Mittel die unbedingte Voraussetzung zum Lebensgenuß sind. Man kann auch mit viel, ja mit sehr viel Geld etwas vom Leben haben, nur gehört dann Kunst, nämlich Lebenskunst dazu. Woher kommt das? Am glücklichsten sind bekanntlich die Kinder. Sie treffen die Lebenskunst von selbst, oder vielmehr, bei ihnen bedarf es keiner Kunst: Leben, wie es einen freut, ist ihnen Natur. Darum müßte es bei der Lebenskunst darauf ankommen, bewußt wieder dasselbe zu tun, was die Kinder unbewußt können. Der Grund nun, warum sie es können, ist der, daß sie noch oder eigentlich nur individuelle Wünsche haben. Ein Kind wird ohne Zwang nicht leicht etwas tun, was ihm „fad" ist, nur weil man dadurch, daß man es tut, besondere Geltung gewinnt, wie in Premieren und Kunstausstellungen laufen, die einen langweilen, weil man, wollte man sich auf seinen eigenen Geschmack besinnen, eigentlich eine ganz andere Art von Theater oder Kunst schön finden würde. Jeder aufmerksame Leser dieser Ausführungen sollte sich einmal prüfen, wann und wie bei ihm der Wahnsinn angefangen hat, daß er nicht mehr tat, was ihn freute, ja den Wunsch danach ganz vergaß, sondern das, was Ansehen, Ehre und gesellschaftlichen Erfolg bringt und oft sehr mühsam und langweilig ist. Damals begann er nämlich, sich selber zu „verdrängen", und das gelingt um so radikaler, je mehr einem Zeit und Mittel erlauben, jede Mode und jeden Sport mitzumachen.

Macht indessen der Mensch diese Entwicklung nicht mit oder findet er sich wieder aus ihr heraus, dann liegt nicht der geringste Grund vor, warum er weniger Freude am Leben haben sollte als das Kind. Dessen Glück liegt einzig darin, daß es noch individuelle Wünsche hat. Deren Befriedigung macht immer glücklich. Um sie sich aber zu bewahren, muß man sie entwickeln. Das, was man als Kind getan hat, würde einen heute nicht mehr freuen; man kann aber sehr wohl bis ans Lebensende die Dinge, die einen freuen, so tun wie als Kind, nämlich individuell.

(1929)

Bericht eines Affen an eine Akademie

Von

Franz Kafka

Hohe Herren von der Akademie!

Sie erweisen mir die Ehre, mich aufzufordern, der Akademie einen Bericht über mein äffisches Vorleben einzureichen.

In diesem Sinne kann ich leider der Aufforderung nicht nachkommen. Nahezu fünf Jahre trennen mich vom Affentum, eine Zeit, kurz vielleicht am Kalender gemessen, unendlich lang aber durchzugaloppieren, so wie ich es getan habe, streckenweise begleitet von vortrefflichen Menschen, Ratschlägen, Beifall und Orchestralmusik, aber im Grunde allein, denn

alle Begleitung hielt sich, um im Bilde zu bleiben, weit vor der Barriere. Diese Leistung wäre unmöglich gewesen, wenn ich eigensinnig hätte an meinem Ursprung, an den Erinnerungen der Jugend festhalten wollen. Gerade Verzicht auf jeden Eigensinn war das oberste Gebot, das ich mir auferlegt hatte; ich, freier Affe, fügte mich diesem Joch. Dadurch verschlossen sich mir aber ihrerseits die Erinnerungen immer mehr. War mir zuerst die Rückkehr, wenn die Menschen gewollt hätten, freigestellt durch das ganze Tor, das der Himmel über der Erde bildet, wurde es gleichzeitig mit meiner vorwärts gepeitschten Entwicklung immer niedriger und enger; wohler und eingeschlossener fühlte ich mich in der Menschenwelt; der Sturm, der mir aus meiner Vergangenheit nachblies, sänftigte sich; heute ist es nur ein Luftzug, der mir die Fersen kühlt; und das Loch in der Ferne, durch das er kommt und durch das ich einstmals kam, ist so klein geworden, daß ich, wenn überhaupt die Kräfte und der Wille hinreichen würden, um bis dorthin zurückzulaufen, das Fell vom Leib mir schinden müßte, um durchzukommen. Offen gesprochen, so gerne ich auch Bilder wähle für diese Dinge, offen gesprochen: Ihr Affentum, meine Herren, soferne Sie etwas Derartiges hinter sich haben, kann Ihnen nicht ferner sein als mir das meine. An der Ferse aber kitzelt es jeden, der hier auf Erden geht: den kleinen Schimpansen wie den großen Achilles.

In eingeschränktestem Sinne aber kann ich doch vielleicht Ihre Anfrage beantworten, und ich tue es sogar mit großer Freude. Das erste, was ich lernte, war: den Handschlag geben; Handschlag bezeugt Offenheit; mag nun heute, wo ich auf dem Höhepunkte meiner Laufbahn stehe, zu jenem ersten Handschlag auch das offene Wort hinzukommen. Es wird für die Akademie nichts wesentlich Neues beibringen und weit hinter dem zurückbleiben, was man von mir verlangt hat und was ich beim besten Willen nicht sagen kann — immerhin, es soll die Richtlinie zeigen, auf welcher ein gewesener Affe in die Menschenwelt eingedrungen ist und sich dort festgesetzt hat. Doch dürfte ich selbst das Geringfügige, was folgt, gewiß nicht sagen, wenn ich meiner nicht völlig sicher wäre und meine Stellung auf allen großen Varietébühnen der zivilisierten Welt sich nicht bis zur Unerschütterlichkeit gefestigt hätte:

Ich stamme von der Goldküste. Darüber, wie ich eingefangen wurde, bin ich auf fremde Berichte angewiesen. Eine Jagdexpedition der Firma Hagenbeck — mit dem Führer habe ich übrigens seither schon manche gute Flasche Rotwein geleert — lag im Ufergebüsch auf dem Anstand, als ich am Abend inmitten eines Rudels zur Tränke lief. Man schoß; ich war der einzige, der getroffen wurde; ich bekam zwei Schüsse.

Bill Brandt

Das Bier (Hamburger Hippodrom)

General Photo

Zaungäste in London 1900

Pferdemarkt

Vom Mißbrauch des Känguruhs

Bill Brandt

Fox-Photos

Einen in die Wange; der war leicht; hinterließ aber eine große ausrasierte rote Narbe, die mir den widerlichen, ganz und gar unzutreffenden, förmlich von einem Affen erfundenen Namen Rotpeter eingetragen hat, so als unterschiede ich mich von dem unlängst krepierten, hie und da bekannten, dressierten Affentier Peter nur durch den roten Fleck auf der Wange. Dies nebenbei.

Der zweite Schuß traf mich unterhalb der Hüfte. Er war schwer, er hat es verschuldet, daß ich noch heute ein wenig hinke. Letzthin las ich in einem Aufsatz irgendeines der zehntausend Windhunde, die sich in den Zeitungen über mich auslassen: meine Affennatur sei noch nicht ganz unterdrückt; Beweis dessen sei, daß ich, wenn Besucher kommen, mit Vorliebe die Hosen ausziehe, um die Einlaufstelle jenes Schusses zu zeigen. Dem Kerl sollte jedes Fingerchen seiner schreibenden Hand einzeln weggeknallt werden. Ich, ich darf meine Hosen ausziehen, vor wem es mir beliebt; man wird dort nichts finden als einen wohlgepflegten Pelz und die Narbe nach einem — wählen wir hier zu einem bestimmten Zwecke ein bestimmtes Wort, das aber nicht mißverstanden werden wolle — die Narbe nach einem frevelhaften Schuß. Alles liegt offen zutage; nichts ist zu verbergen; kommt es auf Wahrheit an, wirft jeder Großgesinnte die allerfeinsten Manieren ab. Würde dagegen jener Schreiber die Hosen ausziehen, wenn Besuch kommt, so hätte dies allerdings ein anderes Ansehen, und ich will es als Zeichen der Vernunft gelten lassen, daß er es nicht tut. Aber dann mag er mir auch mit seinem Zartsinn vom Halse bleiben!

Nach jenen Schüssen erwachte ich — und hier beginnt allmählich meine eigene Erinnerung — in einem Käfig im Zwischendeck des Hagenbeckschen Dampfers. Es war kein vierwandiger Gitterkäfig; vielmehr waren nur drei Wände an einer Kiste festgemacht; die Kiste also bildete die vierte Wand. Das Ganze war zu niedrig zum Aufrechtstehen und zu schmal zum Niedersitzen. Ich hockte deshalb mit eingebogenen, ewig zitternden Knien, und zwar, da ich zunächst wahrscheinlich niemanden sehen und immer nur im Dunkel sein wollte, zur Kiste gewendet, während sich mir hinten die Gitterstäbe ins Fleisch einschnitten. Man hält eine solche Verwahrung wilder Tiere in der allerersten Zeit für vorteilhaft, und ich kann heute nach meiner Erfahrung nicht leugnen, daß dies im menschlichen Sinn tatsächlich der Fall ist.

Daran dachte ich aber damals nicht. Ich war zum erstenmal in meinem Leben ohne Ausweg; zumindest geradeaus ging es nicht; geradeaus vor mir war die Kiste, Brett fest an Brett gefügt. Zwar war zwischen den Brettern eine durchlaufende Lücke, die ich, als ich sie zuerst entdeckte,

mit dem glückseligen Heulen des Unverstandes begrüßte, aber diese Lücke reichte bei weitem nicht einmal zum Durchstecken des Schwanzes aus und war mit aller Affenkraft nicht zu verbreitern.

Ich soll, wie man mir später sagte, ungewöhnlich wenig Lärm gemacht haben, woraus man schloß, daß ich entweder bald eingehen müsse oder daß ich, falls es mir gelingt, die erste kritische Zeit zu überleben, sehr dressurfähig sein werde. Ich überlebte diese Zeit. Dumpfes Schluchzen, schmerzhaftes Flöhesuchen, müdes Lecken einer Kokosnuß, Beklopfen der Kistenwand mit dem Schädel, Zungen-Blecken, wenn mir jemand nahekam, — das waren die ersten Beschäftigungen in dem neuen Leben. In alledem aber doch nur das eine Gefühl: kein Ausweg. Ich kann natürlich das damals affenmäßig Gefühlte heute nur mit Menschenworten nachzeichnen und verzeichne es infolgedessen, aber wenn ich auch die alte Affenwahrheit nicht mehr erreichen kann, wenigstens in der Richtung meiner Schilderung liegt sie, daran ist kein Zweifel.

Ich hatte doch so viele Auswege bisher gehabt und nun keinen mehr. Ich war festgerannt. Hätte man mich angenagelt, meine Freizügigkeit wäre dadurch nicht kleiner geworden. Warum das? Kratz dir das Fleisch zwischen den Fußzehen auf, du wirst den Grund nicht finden. Drück dich hinten gegen die Gitterstange, bis sie dich fast zweiteilt, du wirst den Grund nicht finden. Ich hatte keinen Ausweg, mußte mir ihn aber verschaffen, denn ohne ihn konnte ich nicht leben. Immer an dieser Kistenwand — ich wäre unweigerlich verreckt. Aber Affen gehören bei Hagenbeck an die Kistenwand — nun, so hörte ich auf, Affe zu sein. Ein klarer, schöner Gedankengang, den ich irgendwie mit dem Bauch ausgeheckt haben muß, denn Affen denken mit dem Bauch.

Ich habe Angst, daß man nicht genau versteht, was ich unter Ausweg verstehe. Ich gebrauche das Wort in seinem gewöhnlichsten und vollsten Sinn. Ich sage absichtlich nicht Freiheit. Ich meine nicht dieses große Gefühl der Freiheit nach allen Seiten. Als Affe kannte ich es vielleicht, und ich habe Menschen kennengelernt, die sich danach sehnen. Was mich aber anlangt, verlangte ich Freiheit weder damals noch heute. Nebenbei: mit Freiheit betrügt man sich unter Menschen allzuoft. Und so wie die Freiheit zu den erhabensten Gefühlen zählt, so auch die entsprechende Täuschung zu den erhabensten. Oft habe ich in den Varietés vor meinem Auftreten irgendein Künstlerpaar oben an der Decke an Trapezen hantieren sehen. Sie schwangen sich, sie schaukelten, sie sprangen, sie schwebten einander in die Arme, einer trug den anderen an den Haaren mit dem Gebiß. „Auch das ist Menschenfreiheit", dachte ich, „selbstherrliche Bewegung". Du Verspottung der heiligen Natur! Kein Bau würde

Zerbe

standhalten vor dem Gelächter des Affentums bei diesem Anblick.

Nein, Freiheit wollte ich nicht. Nur einen Ausweg; rechts, links, wohin immer; ich stellte keine anderen Forderungen; sollte der Ausweg auch nur eine Täuschung sein; die Forderung war klein, die Täuschung würde nicht größer sein. Weiterkommen, weiterkommen! Nur nicht mit aufgehobenen Armen stillestehn, angedrückt an eine Kistenwand.

Heute sehe ich klar: ohne größte innere Ruhe hätte ich nie entkommen können. Und tatsächlich verdanke ich vielleicht alles, was ich geworden

bin, der Ruhe, die mich nach den ersten Tagen dort im Schiff überkam. Die Ruhe wiederum aber verdankte ich wohl den Leuten vom Schiff.

Es sind gute Menschen, trotz allem. Gerne erinnere ich mich noch heute an den Klang ihrer schweren Schritte, der damals in meinem Halbschlaf widerhallte. Sie hatten die Gewohnheit, alles äußerst langsam in Angriff zu nehmen. Wollte sich einer die Augen reiben, so hob er die Hand wie ein Hängegewicht. Ihre Scherze waren grob, aber herzlich. Ihr Lachen war immer mit einem gefährlich klingenden, aber nichts bedeutenden Husten gemischt. Immer hatten sie im Mund etwas zum Ausspeien, und wohin sie ausspien, war ihnen gleichgültig. Immer klagten sie, daß meine Flöhe auf sie überspringen; aber doch waren sie mir deshalb niemals ernstlich böse; sie wußten eben, daß in meinem Fell Flöhe gedeihen und daß Flöhe Springer sind; damit fanden sie sich ab. Wenn sie dienstfrei waren, setzten sich manchmal einige im Halbkreis um mich nieder; sprachen kaum, sondern gurrten einander nur zu; rauchten, auf Kisten ausgestreckt, die Pfeife; schlugen sich aufs Knie, sobald ich die geringste Bewegung machte; und hie und da nahm einer einen Stecken und kitzelte mich dort, wo es mir angenehm war. Sollte ich heute eingeladen werden, eine Fahrt auf diesem Schiffe mitzumachen, ich würde die Einladung gewiß ablehnen, aber ebenso gewiß ist, daß es nicht nur häßliche Erinnerungen sind, denen ich dort im Zwischendeck nachhängen könnte.

Die Ruhe, die ich mir im Kreise dieser Leute erwarb, hielt mich vor allem von jedem Fluchtversuch ab. Von heute aus gesehen, scheint es mir, als hätte ich zumindest geahnt, daß ich einen Ausweg finden müsse, wenn ich leben wolle, daß dieser Ausweg aber nicht durch Flucht zu erreichen sei. Ich weiß nicht mehr, ob Flucht möglich war, aber ich glaube es; einem Affen sollte Flucht immer möglich sein. Mit meinen heutigen Zähnen muß ich schon beim gewöhnlichen Nüsseknacken vorsichtig sein, damals aber hätte es mir wohl im Lauf der Zeit gelingen müssen, das Türschloß durchzubeißen. Ich tat es nicht. Was wäre damit auch gewonnen gewesen? Man hätte mich, kaum war der Kopf hinausgesteckt, wieder eingefangen und in einen noch schlimmeren Käfig gesperrt; oder ich hätte mich unbemerkt zu anderen Tieren, etwa zu den Riesenschlangen mir gegenüber flüchten können und mich in ihren Umarmungen ausgehaucht; oder es wäre mir gar gelungen, mich bis aufs Deck zu stehlen und über Bord zu springen, dann hätte ich ein Weilchen auf dem Weltmeer geschaukelt und wäre ersoffen. Verzweiflungstaten. Ich rechnete nicht so menschlich, aber unter dem Einfluß meiner Umgebung verhielt ich mich so, wie wenn ich gerechnet hätte.

Ich rechnete nicht, wohl aber beobachtete ich in aller Ruhe. Ich sah diese Menschen auf und ab gehen, immer die gleichen Gesichter, die gleichen Bewegungen, oft schien es mir, als wäre es nur einer. Dieser Mensch oder diese Menschen gingen also unbehelligt. Ein hohes Ziel dämmerte mir auf. Niemand versprach mir, daß, wenn ich so wie sie werden würde, das Gitter aufgezogen werde. Solche Versprechungen für scheinbar unmögliche Erfüllungen werden nicht gegeben. Löst man aber die Erfüllungen ein, erscheinen nachträglich auch die Versprechungen genau dort, wo man sie früher vergeblich gesucht hat. Nun war an diesen Menschen an sich nichts, was mich sehr verlockte. Wäre ich ein Anhänger jener erwähnten Freiheit, ich hätte gewiß das Weltmeer dem Ausweg vorgezogen, der sich mir im trüben Blick dieser Menschen zeigte. Jedenfalls aber beobachtete ich sie schon lange vorher, ehe ich an solche Dinge dachte, ja die angehäuften Beobachtungen drängten mich erst in die bestimmte Richtung.

O. Starke

Es war so leicht, die Leute nachzuahmen. Spucken konnte ich schon in den ersten Tagen. Wir spuckten einander dann gegenseitig ins Gesicht; der Unterschied war nur, daß ich mein Gesicht nachher reinleckte, sie ihres nicht. Die Pfeife rauchte ich bald wie ein Alter; drückte ich dann auch noch den Daumen in den Pfeifenkopf, jauchzte das ganze Zwischendeck; nur den Unterschied zwischen der leeren und der gestopften Pfeife verstand ich lange nicht.

Dolbin

Die meiste Mühe machte mir die Schnapsflasche. Der Geruch peinigte mich; ich zwang mich mit allen Kräften; aber es vergingen Wochen, ehe ich mich überwand. Diese inneren Kämpfe nahmen die Leute merkwürdigerweise ernster als irgend etwas sonst an mir. Ich unterscheide die Leute auch in meiner Erinnerung nicht, aber da war einer, der kam immer wieder, allein oder mit Kameraden, bei Tag, bei Nacht, zu den verschiedensten Stunden; stellte sich mit der Flasche vor mich hin und gab mir Unterricht. Er begriff mich nicht, er wollte das Rätsel meines Seins lösen. Er entkorkte langsam die Flasche und blickte mich dann an, um zu prüfen, ob ich verstanden habe; ich gestehe, ich sah ihm immer mit wilder, mit überstürzter Aufmerksamkeit zu; einen solchen Menschenschüler findet kein Menschenlehrer auf dem ganzen Erdenrund; nachdem die Flasche entkorkt war, hob er sie zum Mund; ich mit meinen Blicken ihm nach bis in die Gurgel; er nickt, zufrieden mit mir, und setzt die Flasche an die Lippen; ich, entzückt von allmählicher Erkenntnis, kratze mich quietschend der Länge und Breite nach, wo es sich trifft; er freut sich, setzt die Flasche an und macht einen Schluck; ich, ungeduldig und verzweifelt, ihm nachzueifern, verunreinige mich in meinem Käfig, was wieder ihm große Genugtuung macht; und nun weit die Flasche von sich streckend und im Schwung sie wieder hinaufführend, trinkt er sie, übertrieben lehrhaft zurückgebeugt, mit einem Zuge leer. Ich, ermattet von allzu großem Verlangen, kann nicht mehr folgen und hänge schwach am Gitter, während er den theoretischen Unterricht damit beendet, daß er sich den Bauch streicht und grinst.

Nun erst beginnt die praktische Übung. Bin ich nicht schon allzu erschöpft durch das Theoretische? Wohl, allzu erschöpft. Das gehört zu meinem Schicksal. Trotzdem greife ich, so gut ich kann, nach der hingereichten Flasche; entkorke sie zitternd; mit dem Gelingen stellen sich allmählich neue Kräfte ein; ich hebe die Flasche, vom Original schon kaum zu unterscheiden; setze sie an und — und werfe sie mit Abscheu,

mit Abscheu, trotzdem sie leer ist und nur noch der Geruch sie füllt, werfe sie mit Abscheu auf den Boden. Zur Trauer meines Lehrers, zur größeren Trauer meiner selbst; weder ihn noch mich versöhne ich dadurch, daß ich auch nach dem Wegwerfen der Flasche nicht vergesse, ausgezeichnet meinen Bauch zu streichen und dabei zu grinsen.

Allzuoft nur verlief so der Unterricht. Und zur Ehre meines Lehrers: er war mir nicht böse; wohl hielt er mir manchmal die brennende Pfeife ans Fell, bis es irgendwo, wo ich nur schwer hinreichte, zu glimmen anfing, aber dann löschte er es selbst wieder mit seiner riesigen guten Hand; er war mir nicht böse, er sah ein, daß wir auf der gleichen Seite gegen die Affennatur kämpften und daß ich den schwereren Teil hatte.

Was für ein Sieg dann allerdings für ihn wie für mich, als ich eines Abends vor großem Zuschauerkreis — vielleicht war ein Fest, ein Grammophon spielte, ein Offizier erging sich zwischen den Leuten — als ich an diesem Abend, gerade unbeachtet, eine vor meinem Käfig versehentlich stehengelassene Schnapsflasche ergriff, unter steigender Aufmerksamkeit der Gesellschaft sie schulgerecht entkorkte, an den Mund setzte und ohne Zögern, ohne Mundverziehen, als Trinker von Fach, mit rund gewälzten Augen, schwappender Kehle, wirklich und wahrhaftig leertrank; nicht mehr als Verzweifelter, sondern als Künstler die Flasche hinwarf; zwar vergaß den Bauch zu streichen; dafür aber, weil ich nicht anders konnte, weil es mich drängte, weil mir die Sinne rauschten, kurz und gut „Hallo!“ ausrief, in Menschenlaut ausbrach, mit diesem Ruf in die Menschengemeinschaft sprang und ihr Echo: „Hört nur, er spricht!“ wie einen Kuß auf meinem ganzen schweißtriefenden Körper fühlte.

Ich wiederhole: es verlockte mich nicht, die Menschen nachzuahmen; ich ahmte nach, weil ich einen Ausweg suchte, aus keinem anderen Grund. Auch war mit jenem Sieg noch wenig getan. Die Stimme versagte mir sofort wieder; stellte sich erst nach Monaten ein; der Widerwille gegen die Schnapsflasche kam sogar noch verstärkter. Aber meine Richtung allerdings war mir ein für allemal gegeben.

Als ich in Hamburg dem ersten Dresseur übergeben wurde, erkannte ich bald die zwei Möglichkeiten, die mir offenstanden: Zoologischer Garten oder Varieté. Ich zögerte nicht. Ich sagte mir: setze alle Kraft an, um ins Varieté zu kommen; das ist der Ausweg; Zoologischer Garten ist nur ein neuer Gitterkäfig; kommst du in ihn, bist du verloren.

Und ich lernte, meine Herren. Ach, man lernt, wenn man muß; man lernt, wenn man einen Ausweg will; man lernt rücksichtslos. Man beaufsichtigt sich selbst mit der Peitsche; man zerfleischt sich beim geringsten Widerstand. Die Affennatur raste, sich überkugelnd, aus mir hinaus

und weg, so daß mein erster Lehrer selbst davon fast äffisch wurde, bald den Unterricht aufgeben und in eine Heilanstalt gebracht werden mußte. Glücklicherweise kam er wieder bald hervor.

Aber ich verbrauchte viele Lehrer, ja sogar einige Lehrer gleichzeitig. Als ich meiner Fähigkeiten schon sicherer geworden war, die Öffentlichkeit meinen Fortschritten folgte, meine Zukunft zu leuchten begann, nahm ich selbst Lehrer auf, ließ sie in fünf aufeinanderfolgenden Zimmern niedersetzen und lernte bei allen zugleich, indem ich ununterbrochen aus einem Zimmer ins andere sprang.

Diese Fortschritte! Dieses Eindringen der Wissensstrahlen von allen Seiten ins erwachende Hirn! Ich leugne nicht: es beglückte mich. Ich gestehe aber auch ein: ich überschätzte es nicht, schon damals nicht, wieviel weniger heute. Durch eine Anstrengung, die sich bisher auf der Erde nicht wiederholt hat, habe ich die Durchschnittsbildung eines Europäers erreicht. Das wäre an sich vielleicht gar nichts, ist aber insofern doch etwas, als es mir aus dem Käfig half und mir diesen besonderen Ausweg, diesen Menschenausweg verschaffte. Es gibt eine ausgezeichnete deutsche Redensart: sich in die Büsche schlagen; das habe ich getan, ich habe mich in die Büsche geschlagen. Ich hatte keinen anderen Weg, immer vorausgesetzt, daß nicht die Freiheit zu wählen war.

Überblicke ich meine Entwicklung und ihr bisheriges Ziel, so klage ich weder, noch bin ich zufrieden. Die Hände in den Hosentaschen, die Weinflasche auf dem Tisch, liege ich halb, halb sitze ich im Schaukelstuhl und schaue aus dem Fenster. Kommt Besuch, empfange ich ihn, wie es sich gebührt. Mein Impresario sitzt im Vorzimmer; läute ich, kommt er und hört, was ich zu sagen habe. Am Abend ist fast immer Vorstellung, und ich habe wohl kaum mehr zu steigernde Erfolge. Komme ich spät nachts von Banketten, aus wissenschaftlichen Gesellschaften, aus gemütlichem Beisammensein nach Hause, erwartet mich eine kleine halbdressierte Schimpansin, und ich lasse es mir nach Affenart bei ihr wohlgehen. Bei Tag will ich sie nicht sehen; sie hat nämlich den Irrsinn des verwirrten dressierten Tieres im Blick; das erkenne nur ich, und ich kann es nicht ertragen.

Im ganzen habe ich jedenfalls erreicht, was ich erreichen wollte. Man sage nicht, es wäre der Mühe nicht wert gewesen. Im übrigen will ich keines Menschen Urteil, ich will nur Kenntnisse verbreiten, ich berichte nur, auch Ihnen, hohe Herren von der Akademie, habe ich nur berichtet.

MARGINALIEN

Warum duften die Wiesen nicht mehr so stark?

Kennt ihr den Geruch frischer blühender Wiesen, den Geruch, der von noch ungemähten Frühlingsgräsern aufsteigt? Er ist herb und süß zugleich, feucht und warm, und manchmal sticht ein bißchen Duft der Erde aus ihm vor. Ihr kennt ihn sicher, wenn ihr ihn auch schon lange nicht mehr recht gespürt habt, nicht mehr so richtig seit eurem zehnten oder zwölften Jahr. Damals, wenn ihr durch eine Wiese gingt, stieg er dicht und voll zu euch auf, bei jedem eurer Schritte. Seit damals habt ihr ihn nie mehr so stark gespürt. Ihr seid der Ansicht, ihr hättet durch das Rauchen die Schärfe des Geruchsinnes verloren? Oder ihr denkt, wenn ihr durch eine Wiese geht, an anderes? Oder überhaupt röchen die Wiesen seit Einführung des Kunstdüngers nicht mehr so stark?

Auch ich habe mir oft, wenn auch nicht immer lang, den Kopf darüber zerbrochen, warum gereifte Menschen den Geruch ungemähter Wiesen nicht mehr so deutlich spüren, wie ehedem vor zwanzig, dreißig oder mehr Jahren. Nein, das Rauchen allein war es sicher nicht. Manchmal war ich der unmaßgeblichen Meinung, es sei einfach das sogenannte Leben, manchmal wieder, ein scharf spiritueller Gedanke, ein unerfüllter Wunsch, eine abscheuliche Pflicht, finanzieller Mißwachs, Projektenmacherei oder auch Sinnesschwäche. Dann aber eines Tages geschah es. Es geschah, daß ich auf einem Spaziergang durch prangende Wiesen meine Brieftasche zog, um grausame Schmerzeslust im Anblick eines darin aufbewahrten, völlig aussichtslosen Zahlungsversprechens zu genießen, und daß mir dabei aus einem Seitenfach ein kleiner Gegenstand ins Gras fiel: eine aus Papier geschnittene Figur, darstellend einen Esel, dessen Ohren durch Zug an einem daran angebrachten Streifen in Bewegung gesetzt werden konnten. Nicht einmal ein teures Andenken. Einfach ein kleines Spielzeug. Es war mir aus der Brieftasche gefallen, und ich bückte mich, es aufzuheben.

In diesem Augenblick wußte ich es. In diesem Augenblick war er wieder da: ein ganzer duftender Wiesenfrühling der neunziger Jahre, süß, herb und durchsonnt, und er schlug so stark über meinem niedergebeugten Haupt zusammen, daß mich ein leichter Schwindel erfaßte — vermutlich infolge Blutandranges zum Gehirn. Ich roch die Gräser. Ich roch den Klee. Ich roch den scharfen Duft der Schafgarbe und den des wilden Thymian. Wie eine plötzliche Erleuchtung kam mir die Erkenntnis von der verbrecherischen Unsinnigkeit aller früheren Erklärungsversuche. Denn jetzt wußte ich es, daß wir den Geruch blühender Wiesen nur darum nicht mehr so spürten wie vor dreißig Jahren, weil wir nicht mehr klein waren. Weil wir groß und erwachsen geworden sind, und der Duft des Grases nicht mehr bis zu unseren Köpfen reicht. Ich hatte mich gebückt. Da hatte ich ihn wieder, so, wie er all die Jahre gewesen war . . .

Roman Tetz

Entwickelt

Elena Liessner

— Fräulein, kehren wir um, dort kommt der olle Onkel Eduard, der mich mit seiner affektierten Kindersprache langweilt.

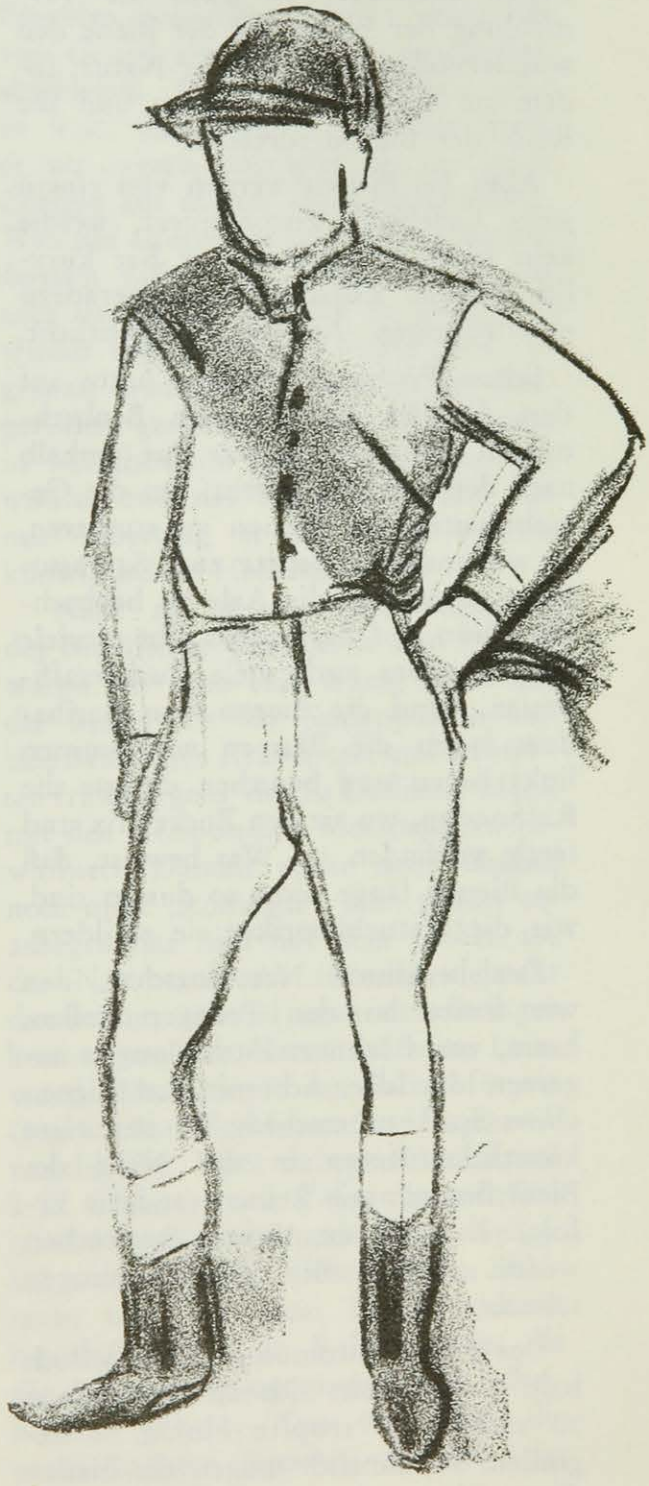
— Pfui, Luki.

— Und außerdem verhökert er regelmäßig meine Aussprüche als „Kindermund".

Die Treibjagd

Aus dem Schulaufsatz eines zehnjährigen Mädchens

Gestern ist Treibjagd gewesen. Am Morgen kamen die Jäger von der Stadt mit Hunden und auch mit Gewehren. Zwei haben sich immer gebissen. Da wollten die Treiber mit den Stöcken reinschlagen. Auf dem Feld hat die Treibjagd angefangen. Da haben sie einen großen Bogen gemacht auf beiden Seiten, endlich haben sie sich an der Spitze getroffen. Dann marschierten sie los, überall rannten die Hasen, und die Jäger schossen auf sie, und die Treiber mußten sie immer totschlagen. Die Hunde haben auch welche gefangen, dann haben sie immer schrecklich geschrien die Hasen. Die Treiber lachten dann immer, mancher Jäger war wütend, weil sein Hund nicht wiederkam. Wie sie den Kreis ganz klein gemacht hatten, haben alle Jäger geschrien, Treiber rinn! Die sind vorgegangen und die Jäger standen. Da kamen ein paar Hasen durch die Jäger durch und die schossen auch bis keine Hasen mehr da waren, weil sie alle im Wald gerannt sind, die nicht getroffen waren. Der Herr Lehrer hat auch gesagt der Fritz ist ein Hasenfuß, weil er immer so ängstlich ist. Aber die Hasen haben Angst nur weil man so schrecklich auf sie schießt von allen Seiten und die Treiber machen ihnen auch Angst mit den Stöcken, sie schreien auch nur wenn man ihnen weh tut. Dann mußte ich in den Kuhstall. Ich konnte nicht mehr zugucken vom Fenster. Am Abend kamen die Jäger zurück von der Treibjagd ins Dorf und der Leiterwagen von Schulzes hängte voll Hasen, die waren alle tot. Die Treiber haben sie in den Hof geschmissen, da sind die Jäger zum Abendbrot gegangen. Vater mußte in der Nacht anspannen weil die Jäger in die Stadt abfuhren. Einer konnte nicht mehr stehen, aber als der Wagen abfuhr haben sie noch gesungen. Der Jagdaufseher hat heute morgen noch einen Hasen gefunden auf unserm Feld, der war auch tot von gestern.



H. v. Hügel

Von Vorurteilen und Bienen

„Liebe Kinder, bewundert die fleißige Biene und ahmt ihr nach, dieser geflügelten Botin der Vorsehung, diesem tätigsten aller Geschöpfe. Die Biene besucht die duftendsten und schönsten Blumen, saugt ihren Seim aus und befruchtet sie, indem sie den Pollen ausstreut. So dient die Vermählung der Blüte und der Biene den wundervollen Zwecken der Natur, indem sie die Art der Blüten und die Rasse der Bienen fortsetzt."

Aber die Bienen werden von einem jener Gelehrten entpoetisiert, welche kein Ideal respektieren; er hat kürzlich in einer Zeitschrift einen geradezu ehrenrührigen Artikel veröffentlicht.

Schon Professor Büchner hatte auf den Antillen bezeichnende Beobachtungen gemacht. Er war nur deshalb nach den Antillen gereist, um die Gewohnheiten der Bienen zu studieren, so wie andere Gelehrte zum Sargasso-Meer reisen, um die Aale zu beobachten. Nun, auf Baribadoes gibt es viele Blumen, aber auch viele Zuckerraffinerien. Und die Bienen von Baribadoes lassen die Blumen vollkommen links liegen und besuchen eifrigst die Raffinerien, wo sie den Zucker fix und fertig vorfinden ... Was beweist, daß die Bienen lange nicht so dumm sind, wie die Naturhistoriker sie schildern.

Der berühmte Naturforscher, den wir heute an den Pranger stellen, hatte, von Büchners Enthüllungen angeregt, die Idee, sich mit den Bienen einen Spaß zu machen. Er befestigte künstliche Rosen in der Nähe des Bienenhauses mit keinem andern Erfolg, als daß er tüchtig zerstochen wurde. Späße mit Tieren gelingen selten.

Der große Entomologe hatte jedoch bald Gelegenheit, sich an den Bienen zu rächen; er tropfte Honig in Begonien. Bekanntlich mögen die Bienen diese Blume im allgemeinen nicht, weil sie weder duftet, noch Süßstoff enthält ... Nun ... und jetzt wimmelte es in den Begonien von Bienen zur diabolischen Freude des schlauen Professor: Denn aus dem Erfolg dieser Scherze zog er folgenden Schluß: die Bienen erfüllen im Kelche der Blüten keinerlei Mission der Vorsehung und sind auch nicht geschaffen worden, um phantasielosen Dichtern als Stoff zu lyrischen Gedichten zu dienen. Gewiß ... die Bienen suchen ihre Nahrung genau so wie die Mauerasseln, die Fliegen und die Wanzen, welche weit weniger poetische Tiere sind. Alle Tiere und alle Menschen gehen dorthin, wo es etwas Gutes zu essen gibt.

Aber unser Naturforscher begeht entschieden einen philosophischen Irrtum, wenn er behauptet, daß die Bienen, wenn sie aus den Blumen Honig saugen, den Pollen nur zufällig oder aus Ungeschicklichkeit weitertragen. Nein ... die Natur legt ebenfalls Fallen, genau so wie die witzigen Naturhistoriker. Sie legt allen Lebewesen Fallen, um die Fortpflanzung aller Arten zu sichern, was sich bei ihr zur Manie und zur ewigen Sorge ausgewachsen hat. Um die Erhaltung der Arten zu sichern, lockt sie die Biene mit dem Seim der Blüte; Mann und Frau aber ködert sie mit anderen Dingen.

Von einem andern, vielleicht höheren Gesichtspunkt aus, kann man einen allgemeineren Plan der Vorsehung entdecken. Indem er seine Nahrung sucht, wie die Biene, schafft der Mensch unbewußt große Dinge, oder doch Dinge, durch welche die Menschheit sich für groß hält und auf die sie sich etwas einbildet. Alle Meisterwerke, alle berühmten Entdeckungen sind das Produkt der Arbeit menschlicher Wesen, welche einfach ihr tägliches Brot suchten und dabei automatisch den Pollen ausstreuten.

G. F.

Papi malt, Mami malt, alle malen

Im Dachauer Moos war früher das Dorado der Maler und Malschulen. Dachau, das oberbayerische Dorf an der Amper, und das Leben dort in der Vorkriegszeit ist ein Stück Geschichte des guten alten Münchens. Damals hatte das Dachauer Moos einen mehr kleinbürgerlichen Anstrich: Papi, Mami und die Kinder malten — neben dem Bierseidel und dem Radi lag auch die Palette auf dem Frühstückstisch. Der gutmütig geartete Einwohner, obwohl eigentlich innerlich ablehnend jenen Malkäuzen gegenüber, war doch stolz auf seine Kunststadt, geizte nicht mit Titeln, wie: Herr Professor, Herr Kunstmaler, für die angehenden Kunstjünger. Einige Zeit hatte er, durch Krieg und Revolution der Einheimischen aus seiner Behaglichkeit gebracht, diese wohlwollend schmunzelnde Einstellung verloren. Vielleicht machte er damals das malende und schreibende Schwabing, diese hergereisten „spuneten Uhus" im stillen für alles verantwortlich. Damals stand er jedenfalls gegen sie in offener Feindschaft. Es verlautete was von Münchens Niedergang als Kunststadt. Man war sich in der Welt einig: jenes München war vorbei, das nach außen hin festlich prunkende, üppige oder tolle; aber auch das intimere, künstlerische von damals, das nonchalante, fast vegetativ produzierende war nicht mehr.

Warum blühten nun gerade in jener Zeit in Isar-Athen Musentöchter und -söhne? Abgesehen von dem landschaftlichen, reizvollen, stimmungshaften Element des Dachauer Mooses gab es damals etwas wie regionale Kunst; wie es die Worpsweder Maler, den Bodensee-Kreis gab, so gab es auch den Kreis um Leibl und die Dachauer Schule. Aber noch was anderes kam hinzu, das entscheidend war: die innere Haltung Münchens selbst.

Wer z. B. von anderswo nach München zog und sich da niederließ (ganz Schwabing besteht ja größtenteils heute noch aus Zugezogenen), wurde von dieser Stadt weitgehend beeinflußt und umgeformt. Bestimmend dafür ist der Volkscharakter des autochthonen Bayern, Abkömmling des wortkargen Älplers, der trotz seiner breitspurigen Schwere innere Aktivität besitzt. Dem Fremden gegenüber ist er eigentlich von Grund aus, wie schon angedeutet, ablehnend. Seine Ichbezogenheit geht so weit, daß, wenn er gefragt wird, er nur ungern antwortet, um nur keine Energie aus diesem Ich herauszulassen. Was der andere tut oder will, geht den Bayern nichts an. Aber das gerade mag der Maler, der sich in seiner Art wieder vom profanum vulgus gern abgrenzt, wenigstens früher in der bürgerlichen geruhsamen Zeit. Man konnte in München tun und lassen, was man wollte, und das bayerische „Mir san mir" übertrug er auf seine eigenen künstlerischen Hoheitsrechte.

Nach all diesen Vorbedingungen des Münchener Charakters und Bodens waren sie eben mit einem Male da, die Maler mit den Schlapphüten und den bauschigen Krawatten, und stampften frühmorgens durchs Dachauer Moos, mit den altmodischen Motivsuchern bewaffnet. Damals malte man nämlich noch nicht „kosmisch", man schnitt sozusagen das Bild mit dem Sucher aus der Natur aus, sah zu oder vielmehr durch ihn, wieviel man draufbringen konnte von der Natur auf seine Leinwand. Man konnte den Sucher für ein Quer- oder Hochformat wirkungsvoll verschieben. Vom unbegrenzten Raum à la Cézanne, von Tektonik und Kubismus wußte man noch nichts. Später hat man sogar à la Picasso den Bildraum fern von dem Naturausschnitt innerhalb der vier Rahmenstäbe, die die Leinwand umgrenzen, ganz selbstherrlich gebaut. Das war dann die problematische Epoche, die uns das Ausland brachte.

Aber in Dachau wurde noch Natur richtig abgemalt. Mensch und Tier waren die Staffage, manchmal auch Hauptsache. Besonders beliebt war der Ochs. Der Ochs war selbst in der Akademie zu Haus, durch die berühmte Zügelschule als beliebtes Modell in Mode gekommen. Man konnte ihn Schlag zwölf Uhr aus den geheiligten Hallen der Akademie täglich herantrotten sehen.

Der Typus der Malerin, den es damals in München gab, hatte etwas bohemehaft Verschlamptes. Meist waren es norddeutsche Mädchen, die sich, nach heftigen Kämpfen im Elternhaus, der Kunst widmen durften, aus bravem, manchmal spießigem Milieu, die durch die oft bacchantischen Züge des Münchener Karnevals und des ganzen Künstlerdaseins plötzlich von angestammten Hemmungen befreit wurden. Sie fühlten sich in Dachau besonders wohl. Die dortige Schule war eine Prestigefrage für sie. Auch schlecht ging es ihnen oft, und sie mußten sich oft schwer genug durchbringen. „Kinder, steckt die Stullen weg, die Maler kommen!"

Andere, die von Haus aus besser gestellt waren, hatten manchmal auch ihre Sorgen. Einer leckte mal eine Kuh das mit Schweinfurter Giftgrün gemalte Bild ab, das sie neben sich ins Gras gelegt hatte. „Was wird mein Vater sagen, wenn ich ihm außer Farben und Leinwand auch noch eine Kuh auf die Rechnung setzen muß!"

Die grüne Amper schleicht leise durch graue Nebel, die aus dem Moor aufsteigen und eine neue Art von Übergang zu der früher gewohnten tonig gestuften Münchener braunen Ateliermalerei bilden. Wenn der böse Münchener Föhn nicht über den Feldern Dachaus lag und der robuste Gebirgswind blies, kam der Maler H. mit seinem Landschaftsbild in großem Breitformat, das er auf dem Rücken nach Hause trug, auf Flugprobleme, denen er nachsann, die ja auch im künstlerischen Leben eines Leonardo da Vinci, eines Böcklin eine Rolle gespielt haben; und der Maler Koester, der stundenlang, bevor er ans Malen kam, schwitzend im Moos herumstampfen mußte, wechselte das Hemd und das Quartier, das fast nichts kostete. Das regte ihn zu neuem Schaffen an. Ein anderer echter Bayer, der Landschaften lithographierte, schleppte selbst seinen Lithographenstein auf der Landstraße zum Motiv. Er trug ihn aber statt auf dem Rücken auf der Brust, weil er sich, wie er sagte, gerade seinen Doppelkropf hatte wegoperieren lassen und er den Stein vorn brauchte, damit er, an das frühere Kropfgewicht gewohnt, nicht „hintenüberschnackte".

Rudolf Großmann

„Wißt ihr etwas vom Tierschutzverein?" frage ich meine kleinen Schülerinnen. Alle wissen alles. Die Antworten überstürzen sich. Maria reißt das Wort an sich: „Ich liebe den Tierschutzverein, weil er aus gewöhnlichen Menschen Tierfreunde macht." — „Wie macht er das?" frage ich. „Er schimpft sie und lobt sie." Hedi: „Ich liebe den Tierschutzverein, weil er Häuschen für Vögel aufstellt." Luise: „Ich liebe den Tierschutzverein, weil er Futterplätze für Rehe anlegt." Fini: „Der Tierschutzverein ist mein Lieblingsdichter. Er hat nämlich ein Buch geschrieben, welches heißt ‚Schwarzfellchen', und das ist mein Lieblingsbuch." — „Aber", sage ich aufklärend, „diese Bücher gibt er ja nur heraus. Er hat sie nicht selbst verfaßt. Ein ganzer Verein kann doch nicht ein Buch schreiben." — „Warum", ruft Gerda, „voriges Jahr war eine Operette, die haben vier Personen zusammen gemacht."

„Papa, bist du wohl imstande, deine Unterschrift mit geschlossenen Augen zu geben?"

„Aber gewiß doch, Kind."

„Dann unterschreib doch bitte meine Zensur."

Motivsuche im Moos

Kester, München

Der Ochs

A. P.

Lennart Bernadotte und seine Frau Karin, geb. Nißvandt

Atlantic

Die Rosenkönigin von Pasadena

Amerikanisches Baby-Orchester

A. P.

Russische Jugendwehr in Petersburg 1908

Langhans-Prag

Die elf Kinder des Grafen Zdenko Kolowrat († 1892)

Das Baby-Orchester

Befragt man einen Berufsmusiker aus U.S.A. über die Musikverhältnisse in Amerika, so wird man häufig die Antwort bekommen: „Bei uns gibt es wieder eine richtige musikalische Seuche". Handelt es sich um eine besondere Art von Negermusik? Nein, neuerdings geht das Kulturexperiment nicht ins Barbarisch-Kindliche, sondern direkt zu den Babies.

Es gibt in Amerika nicht weniger als 600 erfolgreiche, öffentlich konzertierende Babyorchester. In diesen Orchestern sind durchweg Kleinkinder im Alter von zwei bis sechs Jahren, und es werden ganz reguläre Konzerte von 2½ Stunden Dauer gegeben. Später, sobald ein Baby das Alter von sechs Jahren erreicht, überläßt es seinen Platz im Orchester einem jüngeren Kinde: es ist leider *zu alt* geworden. Dabei sind die Erfolge dieser Orchester geradezu ungeheuer: eines dieser Kinderorchester aus Los Angeles gab in Südkalifornien allein 134 Konzerte, und es konnten leicht aus den Erträgnissen 100 000 Dollars der Wohltätigkeit zur Verfügung gestellt werden. Dabei gibt es nicht weniger als 10 000 konzertierender Kleinkinder. Dem vorhin genannten Orchester lauschten in den letzten anderthalb Jahren nicht weniger als 600 000 Personen. Karl Moldrem, der Entdecker der Musikunterweisung von zwei- bis sechsjährigen Kindern, übersiedelte nach 1½ Jahren nach New York. Er sollte hier das Wurlitzer-Babyorchester und seinen 23 Monate alten Dirigenten vervollkommnen. Herr Borissow aber, der als sein Nachfolger in Los Angelos blieb, vermehrte in aller Eile die Zahl der Babyorchester (16 hatte Moldrem eingeübt) um noch 14. Während die Berufsmusiker vor leeren Auditorien konzertieren, haben die Babyorchester stets volle Säle und werden von einer Zuhörerschaft beklatscht, die mehr einer Ansammlung von fanatisierten Derwischen gleicht, als dem üblichen Konzertpublikum. Mit einer derartigen Mischung von Sensation und eigentlicher Kunstdarbietung kann andere Musik nicht konkurrieren. So daß die sich beklagenden Musiker mit einigem Recht behaupten, daß jedes konzertierende Baby ein paar Erwachsene aus den Konzertsälen spielt. Es scheint, daß eine hinsinkende Zeit sich anklammert an die Jugend, in der Musik sogar ans Kleinkind!

Diese Mode hat ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, sondern sie wächst noch in ihrer Ausbreitung. So hat ein einziger Musikpädagoge, Bernard Wagness in Los Angeles, in einer einzigen Saison nicht weniger als 2000 Musiklehrer in die Prinzipien des Musiktrainings von Kleinkindern eingeführt. Und es scheint sicher, daß jeder dieser Studierenden diese Lehren bald in die allerregste Praxis wird umsetzen können. Noch ein Faktum, das die große Verbreitung der Babymusik beweist: Noch von fünf Jahren war es unmöglich, Violinen zu kaufen, die die Hälfte des Ausmaßes einer normalen Violine hatten, man mußte sie speziell anfertigen lassen. Dagegen hat in den letzten Jahren eine einzige namhafte Firma allein 5000 solcher Violinen verkauft. Viele dieser Daten und Tatsachen, die Irving R. Susman in der „New York Herald Tribune" der öffentlichen Diskussion darbietet, weisen deutlich darauf hin, daß es sich hier um eine in ihrer Zeitsymptomatik nicht leicht deutbare Erscheinung handelt.

*

Man erinnert sich vielleicht: seinerzeit wurde bei uns in Deutschland festgestellt, daß Kinder ihren eigenen, vom Stil der Erwachsenen verschiedenen Zeichenstil haben, eine dem Lebensalter, in dem sie sich befinden, eigene Auffassung des Räumlichen.

Diese kindliche Fähigkeit des Zeichnens muß bei den Kindern nur gepflegt und behutsam verfeinert werden, um zu außerordentlichen Ergebnissen zu führen. Vielleicht durch doch noch mangelndes Eingehen auf sie verschwinden viele solcher Begabungen mit dem Herannahen der Pubertät. Im Musikalischen zeigt sich jetzt eine ganz ähnliche Erscheinung! So vermitteln die Grammophonplatten und ein Kurztonfilm (er heißt: „So unglaublich es erscheint") den Eindruck einer ganz speziellen „Kindermusikalität" dieser Kleinkinder. Und dabei handelt es sich nicht um die sattsam bekannten „Wunderkinder". Karl Moldrem, der eigentliche Entdecker des musikalisch-pädagogischen Phänomens der Babymusik, hat festgestellt, daß nicht einmal 10% dieser Kinder aus irgendwie musikalischen Familien kamen. Es handelt sich also auch hier, ähnlich wie bei den kindlichen Zeichnern, nicht um eine spezielle Begabung des Einzelnen, sondern um eine solche des Lebensalters.

Darum ist es auch klar, daß die Chance die Babymusikalität zu entdecken, gerade für Hollywood und Los Angeles die größte war. Es strömen jedes Jahr Scharen von Eltern nach Kalifornien, um ihren Sprößlingen die ertragreiche Laufbahn eines Kinderstars zu ermöglichen. Der amerikanische Film schätzte schon zur Zeit seiner Anfänge den Darstellungsinstinkt des Kindes! Da aber die üblichen Liebeskomödien und Vamptragödien von Kleinkindern nicht erlebt werden können, sind die Stargagen der Erwachsenen nicht bedroht. Anders ist das — man erfuhr das mit Schrecken — in der Musik!

Das Wunderbarste an diesen konzertierenden Kindern von 2 bis 6 Jahren ist ihr musikalisches Einfühlungsvermögen. Sie lernen Musik, wie sie Gehen, Stehen, Sprechen gelernt haben. Und gibt es etwas physiologisch Komplizierteres, als Sprechen? Und sie üben mit derselben Unermüdlichkeit. Daher auch die fast unglaubliche Leistung eines Konzerts von 2½ Stunden. Sie lernen musikalischen Handgriff und Tonempfindung instinktiv und blitzschnell auf einander beziehen, d. h., sie lernen wirklich künstlerisch spielen. In diesen Kindern — es sind, wie gesagt, über zehntausend — arbeitet, wie durch Wunder, ein gewisser Urinstinkt für Ton und Rhythmus, der mit dem Raum- und Zeitempfinden schon gegeben zu sein scheint. Und diese Babies von durchschnittlich vier Jahren sind nicht von Erwachsenen, wie ein Uhrwerk, aufgezogen, sie spielen voll Kindersinn, sie spielen aus sich selbst heraus!

Es ist klar, daß hier trotz aller Übertreibungen, die nicht zu leugnen sind, etwas Wichtiges entdeckt wurde: eine neue Provinz des Musikalisch-Pädagogischen. *Karl Lohs*

Sardou war nicht nur in seinen Werken, sondern auch wenn er sprach hinreißend und überzeugend. In Marly, wo er wohnte, begleiteten ihn seine Kinder, darunter seine Tochter, die heutige Mme Robert de Flers auf seinen Spaziergängen, und hörten ihn von Ludwig XIV. wie von einem Nachbar reden, den sie ganz selbstverständlich noch am Leben glaubten.

Eines Tages waren sie wieder in Gesellschaft eines Freundes im Wald. „Hier standen früher herrliche Buchen", erzählte Sardou, „aber sie wurden nach dem Tode Ludwig XIV. umgehauen."

Man ging nach Hause, das Mittagessen stand bereits auf dem Tisch. Aber die Kinder waren verschwunden. Endlich fand man sie, bitterlich weinend. Sie wollten nichts essen, denn sie wären viel zu traurig, sagten sie.

„Ja, warum denn?"

„Weil Ludwig XIV. gestorben ist."

Frau mit Vogel geht zum Tierarzt

— Wer ist denn am Telephon?

— Kann ich Herrn Doktor persönlich sprechen?

— Ach, dann ist es ja gut. Ich wollte nur einmal fragen: Behandeln Sie auch Vögel?

— Wann darf ich denn einmal zu Ihnen kommen?

— Kann ich nicht sofort kommen? Ich hab' doch so schreckliche Angst. Das geht nämlich schon vier Wochen, und ich weiß gar nicht, was los ist. Der Vogelhändler hat gesagt, nur heiße Dämpfe — immerfort heiße Dämpfe. Aber ich hab doch gar nicht so viel Zeit. Ich bin doch berufstätig. Und eine Freundin riet mir, ich soll einen Nagel in den Trinkwassernapf legen. Halten Sie das für gut?

— Ja, meinen Sie doch, ich soll kommen? Wo wohnen Sie denn eigentlich, Herr Doktor?

— Natürlich, freilich, das steht ja im Telephonbuch. Ach Gott, ich bin so aufgeregt, das können Sie doch verstehen als Tierfreund, nicht wahr?

— Aber, kann er sich nicht erkälten beim Transport?

— Zu mir kommen? Ach nein, ich mache mich ja schon auf den Weg. Wie lange sind Sie denn noch zu Hause?

— Ja, ich komme ja gleich. In zehn Minuten bin ich da, ich zieh' mich nur an. Was nehme ich denn am besten für den Transport? — Sind Sie noch da, Herr Doktor? Hallo, Herr Doktor!

Das Fräulein vom Amt: „Der Teilnehmer hat abgehängt."

Nach einer Stunde

— So, da bin ich, darf ich das Bauer hier auf den Tisch stellen? Ich habe in meiner Aufregung ganz vergessen zu sagen: August heißt er, ein komischer Name, nicht? Gott, mein Mann hat manchmal solche Einfälle. Wissen Sie, das ist ein solcher Vogelliebhaber, am liebsten würde der sich eine ganze Voliere anlegen. Ach, du kleiner Süßer, du — du — du —

— Ja, ich packe ihn ja schon aus. Kennen Sie überhaupt so einen Vogel? Ja? Ein Wellensittich ist das.

— Werden Sie ihn schneiden?

— Gott sei Dank! Da fällt mir ja ein Stein vom Herzen. Sehen Sie mal, wie er Sie anguckt. Jetzt tut er auf einmal so, als ob er ganz munter wäre. Aber zu Hause hätten Sie ihn sehen sollen, zu Hause!

— Ja, das ist alles in Ordnung. Fressen auch. Sehen Sie, das ist sein Futter. —

— Nein, ganz genau so wie sonst .. so grünlich und halb dick und halb dünn.

— Ja, aber eigentlich ist er doch ganz anders als früher. Ob das etwa Papageienkrankheit ist? Ich hab' manchmal jetzt solche komischen Zustände.

— Nein, herausnehmen dürfen Sie ihn nicht! Das regt ihn ja viel zu sehr auf. Sie werden ja schon so sehen, was ihm ist. Du du — du — ist er nicht goldig?

— Sehen Sie, jetzt hat er Sie durch das Gitter gepiekt. Um Himmels willen, wenn er Sie jetzt angesteckt hat? Pfui baba — du Schlingel du, warte, warte!

— Wissen Sie, da fällt mir ein: bei Lehmanns nebenan war neulich mal der Hund drei Tage so krank, so ein kleiner mit struppigem Fell. Wie heißt denn die Rasse? Ob er sich von dem was geholt hat?

— Na, das ist mir ja eine Beruhigung. Wie nett Sie zu dem Tierchen sind. Sehen Sie, jetzt kennt er Sie schon ganz genau.

— Nein, herausnehmen dürfen Sie ihn nicht. Also Sie meinen, ich soll bis morgen warten? Darf ich Sie dann nicht antelephonieren? Ich möchte nicht gern warten; ich bin so nervös.

Ich rege mich in Wartezimmern immer so auf!

— Ein hübsches Bild haben Sie da an der Wand; was stellt denn das vor?

— Ja, ich komme morgen ganz bestimmt. Ich komme schon eine halbe Stunde früher, damit ich nicht zu warten brauche.

— Komm, mein Süßer. Sehen Sie mal, wie reizend er nach Ihnen guckt. Er ist ja zu geliebt, August, August! Ich glaube, Sie haben ihm schon geholfen.

— Also guten Abend! Vorläufig besten Dank!

24 Stunden später

— Wer ist denn am Apparat?

— Hier ist Augustchen, Herr Doktor!

— Na, Frau Meier, das Frauchen von Augustchen!

— Aber ich sprech' doch ganz deutlich: Au wie August . . . gust — na ja —

— Sehen Sie, jetzt wissen Sie's: Augustchen, der gestern bei Ihnen war.

— Sie, Herr Doktor, uns gehts wieder ganz gut. Ich bin Ihnen ja so dankbar!

— Ach nee, bei dem Wetter trau' ich mich doch nicht mit ihm auf die Straße . . .

— Was meinen Sie? Die Rechnung wollen Sie schicken? Ach, berechnen Sie dafür was?

— Aber erlauben Sie mal! Sie haben doch gar nichts mit ihm gemacht!? Sie haben ihm doch nicht einmal was verschrieben!

— Na hören Sie mal! Ich denke, Sie sind Tierfreund?

— Aber seien Sie doch nicht so nervös, Herr Doktor! Ja doch, ja doch! Sie sollen Ihren Willen haben. Was verlangen Sie denn von mir?

— Was? Was??? Ich hör' wohl nicht recht. Soviel für einen lumpigen Vogel? Dafür kann ich mir ja einen neuen kaufen! Da hört doch alles auf! Nein, Herr Doktor, so dicke haben wir's nicht. Kommt ja gar nicht in Frage! Ist ja Nepp! Der reine Nepp!

— Wie, was? Meinem Mann werd' ich das erzählen, überhaupt allen Leuten werd' ich das erzählen, wem ich da in die Hände geraten bin.

— Ich muß aber sehr bitten, daß Sie anders mit mir reden. Ich bin diesen Ton nicht gewöhnt. Mein Vater war Beamter, jawohl, und meine Mutter war Künstlerin.

— Mein Gott, ich rege mich ja so auf, und der Doktor hat mir doch jede Aufregung streng verboten! Wenn mir jetzt etwas passiert, sind Sie schuld, jawohl Sie! Übrigens: da hab' ich ganz zu fragen vergessen: Wie soll ich denn überhaupt den Vogel ernähren? Der eine sagt so, und der andere sagt so. Jeder gibt einem einen anderen Rat. Herr Doktor! Herr Doktor! — Hallo! Das ist ja empörend — schon wieder getrennt — — —

Das Fräulein von Amt: „Der Teilnehmer hat angehängt."

Edwin

Spielende Kinder

Die kreiselnden Kinder drehn
Sich gebückt
Auf dem fischglatten Damm,
Mit dem wirbelnden Zapfen gehn
Sie entrückt
Zwischen Autos und Tram,
Es kreiselt ihr Auge und Herz
Und die rote Zunge im Mund,
Wie ein Tier mit dem Schwanze scherzt,
So biegen die Körper sich rund,
Und wenn ihre Peitsche zieht
Durch den Wind
Und die Runden lenkt,
Springt getroffen die Erde mit,
Wie ein Kreisel vom Kind
Geschwenkt.

Alfred Wolfenstein

Unsterblichkeit einer Ratte

Als Katherine Mansfield in Mentone wohnte, hatte sie eine provenzalische Köchin, deren Aussprüche sie begeisterten. Marie brachte ihrer Dame das Frühstück ins Schlafzimmer und erzählte von einer Maus, die in einem Wandschrank gewesen war: „Der kleine Herr hat uns bei Nacht besucht, gnädige Frau. Er hat beinahe eine ganze Serviette aufgefressen. Was sagen Sie dazu? Das sind Zähne! Ein Meister!"

Warum hat mich diese kleine Geschichte so gepackt? Wahrscheinlich weil sie auch Katherine Mansfield sehr beeindruckt zu haben scheint.

Diese Ratte, die ich nie gesehen habe, die auch sie nicht gesehen hat, ebensowenig wie Marie, diese Ratte, die sich einzig durch die Tat einer völlig zernagten Serviette offenbart, diese Ratte, welche die erstaunlichen Namen „Der kleine Herr" und „Ein Meister" verdient — ich kann nicht umhin zu denken, daß diese Ratte ebenso unsterblich geworden ist wie irgend eine Romanfigur. Nur deshalb, weil sie eines Tages eine Sekunde lang das Leben einer empfindsamen, feinnervigen Schriftstellerin durchquert hat. Eine Sekunde nur. Sie hat sie genannt, und die Ratte lebt.

Tausende und Millionen von Ratten haben in Tausenden und Millionen von Wandschränken Käse und Servietten und Bücher, ja sogar Mausefallen gefressen. Und sie waren hübsch mit ihren funkelnden Äuglein und ihren geschickten Pfötchen. Aber sie alle sind verschwunden, ohne Spuren zu hinterlassen. Nur diese eine lebt. Weil Katherine Mansfield da war und die Worte eines Dienstmädchens festgehalten hat. Sie lebt dank dieser kurzen Begegnung, dank dieses haardünnen Zusammentreffens. Man sieht sie, und man versteht ihr kleines Drama am Grunde ihres in der Unendlichkeit der Welt verlorenen Wandschrankes.

Sie ist tot: körperlich. Auch die wundervolle Frau, die sich eine Sekunde lang über sie gebeugt hat, ist tot. Und wahrscheinlich auch das Dienstmädchen. Einige Tintenstriche auf Papier haben sie vor der völligen Vernichtung bewahrt. Sie ist etwas anderes geworden; durch dasselbe Verfahren, welches einen obskuren Gentleman de la Mancha in den unsterblichen Don Quichote verwandelt hat. *F. M.*

Gespräch mit einem Löwen

„Ich bin recht froh", äußert der Löwe zu seinem Besucher, „daß ich hier ein relativ ruhiges und sorgenfreies Dasein führen kann, wenn ich auch meine beschränkte Bewegungsfreiheit manchmal etwas unangenehm empfinde. Obgleich ich persönlich niemals in der Wüste auf Raub ausgegangen bin — ich bin hier geboren — so habe ich mich doch aus der einschlägigen Literatur über das durchschnittliche Löwendasein ziemlich gründlich informiert und kann Ihnen versichern, daß meine Kollegen in der afrikanischen Steppe nichts zu lachen haben. Dieses ewige nächtliche Herumstreifen! Dieser lästige Gang zur Tränke! Immer auf der Suche nach einer Gazelle, in die man die Pranken schlagen könnte! — Hier aber habe ich, was ich brauche, muß nicht arbeiten, und das bißchen Repräsentationspflichten, der Blick in die weite Ferne, das zornige Peitschen der Flanken mit der Schweifquaste, und was sonst eben noch verlangt wird, fällt mir nicht besonders schwer. — Ich kann wohl sagen: ich bin zufrieden."

„Und wie steht es", wirft der Besucher ein, „mit der Betätigung der Großmut?"

Mit einem kaum merklichen Lächeln und einer ironisch abwehrenden Bewegung erwidert der Löwe: „Glauben Sie, Herr Doktor, daß die neue Zeit an uns Löwen spurlos vorübergegangen ist?"

Eine der Ursachen der Krise

„Es ist klar", sagte mir der Besitzer des Restaurants, „seit fünf Jahren hat sich vieles verändert. Ich bin weniger zu bedauern als viele andere. Meine zwei Säle sind fast voll besetzt. Aber man findet schließlich noch immer einen freien Tisch, und das haben schicke Kundschaften nicht gern, selbst die Hungrigsten nicht."

Ich bedeutete ihm, mir gegenüber Platz zu nehmen. Ich hasse es, mit einem Stehenden zu sprechen, wenn ich sitze. Eine der beiden im Gespräch begriffenen Personen befindet sich in einer untergeordneten Lage, man weiß nicht genau welche, und das ist für alle beide peinlich. Der sitzende Herr traut sich nicht, es sich behaglich zu machen.

Kaum hatte der Besitzer mir gegenüber Platz genommen, als er zu sprechen begann.

„Man hört zu wenig auf die Speisewirte", sagte er mir, „sie kennen das Leben besser als zum Beispiel die Rechtsanwälte und auch als die einstigen Schüler der Polytechnik. Die Rechtsanwälte, deren Beruf es ist, die Interessen ihrer Klienten zu vertreten, verlieren die Gewohnheit, die Dinge von einem gesunden Standpunkt aus zu betrachten. Die Schüler der Polytechnik kennen nur Zahlen. Es ist wahr, zwei und zwei macht vier, aber es gibt nicht nur das im Leben. Die aktiven Diplomaten verkehren in einem allzu begrenzten Kreis. Ich, der Wirt, werde Ihnen die Ursache der Krise erklären: es ist der Kampf, den man gegen das Dicksein führt.

Mit den Frauen hat es angefangen. Einige Verehrer von mageren Frauen haben in der Welt diesen unheilvollen Geschmack verbreitet. Aber man sagte sich: es wird vorübergehen. Während sieben Jahren hat man auf das Ende dieser Richtung gewartet, auf eine Reaktion der Mode und auf die Wiederkehr üppiger Frauen. Aber die Herrschaft der Hopfenstange dauert an. Die Damen haben darauf beharrt, sich des Essens zu enthalten. Viele lehnten Einladungen zum Abendessen ab. Die, welche ihnen Folge leisteten, um ihre Toiletten und ihre Magerkeit zur Schau zu tragen, machten beim Ober nur lächerliche Bestellungen.

Aber sie ließen sich daran nicht genügen. Da sie es vor Neid nicht aushalten konnten, ihre Begleiter üppige Speisen einnehmen zu sehen, haben sie, im Einverständnis mit gewissen Ärzten, den Männern mit der Gefahr der Fettleibigkeit, des erhöhten Blutdrucks, der Schlaganfälle Angst eingejagt. Sie haben mit der so natürlichen Manie der menschlichen Wesen gerechnet, sich zu beobachten, die Temperatur zu messen, alle Ausscheidungen (bis auf den Schweiß) untersuchen zu lassen. Sie haben das Vergnügen ausgekostet, das wir empfinden, unseren Arm in eine Kautschukbinde zu stecken, während das Auge eines Arztes uns gegenüber die Reaktion einer Nadel beobachtet.

Nach Verlauf einer sehr kurzen Zeit bestand unsere Kundschaft nur mehr aus enthaltsamen Hypochondern.

Von Wein, von wirklichem gutem Wein war nicht mehr die Rede, außer in Liedern, die niemand mehr sang. Der Kellner bot vergebens seine ganze Beredsamkeit auf. Man hatte nur Geringschätzung für seinen Pomard und Rheinwein.

Fleisch betrachtete man als Gift, wie Strychnin.

Aber, mein Herr, man ging so weit, die ganze Anatomie zu vergessen. Unsere Vorfahren hatten uns zwar stets gesagt, daß der Darm eines Menschen jener eines Allesfressers ist. Seine Länge ist viel geringer als jener der grasfressenden Kühe, die zu nichts

anderem gut sind als zu träumen, wenn sie Schnellzüge vorüberfahren sehen. Der Darm des Menschen, Herr, ist kaum entwickelter als jener der Berufsfleischfresser, wie Seine Majestät der Löwe und Seine königliche Hoheit der Tiger aus Bengalien.

So sind also die schönen Fleischstücke beim Metzger zurückgeblieben. In unseren Küchen richteten sich ganze Schober von Spinat, Endivien, Kresse und Salat auf. Da die mehlhaltigen Nahrungsmittel auf dem Index stehen, hörte man die Bohnen- und Linsenhändler stöhnen, und einige Gemüsegärtner zeigten eine sehr unfreundliche Laune wegen ihrer Zuckererbsen, die man nicht mehr kochen wollte. Aus der Küche kamen die grünen Gemüse und überschwemmten die Speisetische. Mit welchem Getränk spülten diese bedauernswerten Asketen diese jämmerlichen Speisen herunter? Mit Wasser, mein Herr. Nicht einmal immer mit Mineralwasser, was für uns eine kleine Entschädigung wäre, sondern mit Wasser von der Wasserleitung! Unsere Tische waren nur mehr mit Wasserflaschen geschmückt.

Glauben Sie nicht, Herr, daß ich nur für mich spreche und nur die Zukunft der Limonade im Auge behalte! Wenn sie von hier fortgingen — ich spreche von jenen, die hier gewesen waren —, was taten sie im Leben, diese Wassertrinker, diese Einsiedler, diese Sünder? Nicht nur, daß sie nicht zum Vergnügen taugten, diese unterernährten Geschöpfe waren auch einer ununterbrochenen Arbeit unfähig. Um ihr elterliches Erbteil zu vergrößern, konnten sie nichts anderes tun als spekulieren, das heißt ein williges Ohr jedem erstbesten Ratgeber leihen, dessen Magen mit einem soliden Beefsteak angefüllt war und der in moralischer Lebenskraft durch edlen Landwein erhalten wurde. Sie können sich denken, wie er seinen Willen diesen armen geschwächten Kreaturen auf-

Ein völlig neuartiges

Eisenbahn-Bilderbuch

für Kinder von

Friedrich Böer

27 Bildseiten mit Fotos und farbigen Zeichnungen

2,40 Mark

„Klaus, der Herr der Eisenbahnen"

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Herbert Stuffer Verlag, Berlin

Ein wohlfeiles Kunstwerk

Wilhelm Hausenstein

FRA ANGELICO

Mit
55 Abbildungen in Lichtdruck

Einbandzeichnung von
PROF. EMIL PREETORIUS

Preis RM. 9,50

Dies luxuriös ausgestattete Werk weist alle Vorzüge der Hausensteinschen Kunstkritik auf. Eine mächtige Materialfülle wird mit scharfer Logik und sprühendem Temperament verarbeitet. 55 prächtige Lichtdrucktafeln erlauben dem Betrachter, sich ein selbständiges Bild von der unbeschreiblichen Reinheit und Gottversenkung dieses zartesten aller Heiligenlegendenerzähler, dem die Schönheit der Welt ebenso offenstand, wie die des Himmels, zu formen.

„Das Werk", Zürich

Kurt Wolff Verlag / Berlin

drängte, die ihren Lebensunterhalt nicht mehr allein zu verdienen vermochten. Man braucht einen Anreiz dafür. Steht es dafür, für ein Leben ohne Fröhlichkeit, ohne intensive Freuden, den Unterhalt zu verdienen?

Sie haben die sehr bekannte Geschichte des Patienten, der den Arzt um ein Rezept bittet, um hundert Jahre alt zu werden, gewiß schon gehört. Der Arzt befragt ihn. Der Patient erwidert, daß er kein starker Esser ist, kein Trinker, nie spät aufbleibt, nie eine Karte berührt und daß er in der Liebe äußerst mäßig ist. „Warum wollen Sie dann", fragt ihn der Arzt, „hundert Jahre leben?"

*

Nachdem unser Redner so gesprochen hatte, schwieg er und verfiel in eine Träumerei. Da der Kellner vorüber kam, schien es mir nach diesen Klagen schicklich, meine Rechnung ein wenig zu erhöhen.

„Sie werden doch ein Glas Likör mit mir trinken?"

„Das werde *ich* Ihnen anbieten", sagte der Wirt.

„O nein, keineswegs", entgegnete ich, „*ich* bin es, der Ihnen diesen Vorschlag gemacht hat. Übrigens nehme ich nie Alkohol zu mir."

Er warf einen Blick auf die anderen Tische, an denen noch einige Speisende saßen. „Ich nehme ebenfalls nie Alkohol zu mir", meinte er. „Aber der Weise darf nicht nur an sich allein denken, man muß sich opfern und mit gutem Beispiel vorangehen."

Tristan Bernard

TÖCHTER ANGESEHENER ELTERN

versucht nur einmal ein Glas Zuckerwasser mit 5 Tropfen Riclés Pfeffermünzgeist und ihr werdet dieses delikate und pikante Getränk überall verlangen. Besonders erfrischend und wirksam bei Migräne, Nervenaufregung. *(1904)*

Die Floh-Probe

Wäre ich Fürst, Großindustrieller, Zeitungsherausgeber, und hätte mir Mitarbeiter zu wählen, ich täte niemals einen Mißgriff. Denn um die richtige Auswahl zu treffen und mir über den Charakter der Anwärter Klarheit zu verschaffen, hätte ich nichts anderes zu tun, als die *Probe am lebenden Floh* anzuordnen.

Die Menschheit — man darf es ruhig sagen — teilt sich nämlich in zwei Arten von Flohfängern. In solche, die den unversehens am Halse erwischten, den zunächst nur zum Tastsinn sprechenden kleinen Fremdkörper vor allem auf seine tatsächliche Zugehörigkeit zur Gattung der Flöhe mit Hilfe des Gesichtssinns prüfen, che sie ihn vernichten. Wobei sich meistens ereignet, daß erst die Flucht der Beute das Urteil zu einem unumstößlichen macht. — Gewissenhaftigkeit also, Verantwortungsgefühl, Gerechtigkeitssinn; hingegen Mangel an Wagemut und Entschlossenheit. Hier haben wir: Präsidenten von Rechnungshöfen, Kassierer, außenpolitische Redakteure.

Die andere Sorte greift entschlossen zu und tötet, ohne sich zu besinnen, ohne sich erst auf eine peinliche Prüfung einzulassen, um nur ja den Lustgewinn aus einer restlos geglückten Unternehmung sicherzustellen. Ob Floh, ob Nichtfloh, gilt ihnen gleich. Grüblerische Gedanken über Sinn und Zweck des Daseins, Zweifelsucht und Skepsis sind ihnen fremd. Ihr Grundsatz ist: Unter zehn falschen wird schon ein echter Floh sein. Das sind die Kühnen: Konquistadoren, Verkaufsleiter und die Redakteure des lokalen Teils. *R. W.*

Sehr nachdenklich stimmen jene großen Tafeln, die in manchen Zoologischen Gärten angebracht sind: Wenn Sie haben wollen, daß diese Affen sterben, dann geben Sie ihnen Zigarettenschachteln aus Blech, Glasscherben, Nägel und brennende Zigarrenstummel. *Eipper*

Wollen Sie sich auch beteiligen?

Wir züchten

Edelpelztiere in Pension

Unsere Mitglieder erzielten durchschnittlich

1930/31

75% Reingewinn

1931/32

58% Reingewinn

1932/33

72% Reingewinn

Wenn Sie sich auch beteiligen wollen, dann verlangen Sie unsere 75 Seiten starke, reich illustrierte Druckschrift: **„Gewinnbringende Edelpelztierzucht"**, die Ihnen über alles Notwendige reichen Aufschluß gibt. (Mindestbetrag etwa 400,— RM.)

Schriftliche Anfragen an:

Gemeinnützige Edelpelztier-Zuchtvereinigung e. V.

Berlin N 24, Friedrichstr. 136

A. Artur Kuhnert: Karjane, Geliebte unseres Sommers. Roman.
Philipp Reclam jr. Verlag, Leipzig.

Der Westen Europas wird immer ärmer an unberührten Landschaften. Wir müssen nach Osten und Norden wandern, um den Hauch urgründiger Natur zu atmen und dennoch in Wesensnahem und immerhin Europäischem zu verbleiben. Wir wissen, wie um seiner Landschaft willen Hamsun so ungemein auf kultivierte Menschen wirkt, wie ersprießlich die Ursprünglichkeit seiner Landschaft seine Typen formt. Nun, er ist überdies ein großer Dichter. Es ist nicht wie bei Cooper, den Balzac um seine Landschaft beneidete. Aber zum Beispiel den Estländer A. Artur Kuhnert darf man um seine Landschaft beneiden. Dieser junge, deutsch schreibende Schriftsteller hat das nördlich herbe finnische Meer, die Salzwiesen des Strandes, die Heiden mit den Findlingsblöcken, die Wacholderbüsche, die Birken, die schilfumrahmten, reiherbefischten Flüsse, die hellen Nächte, da Abendrot und Morgenrot einander küssen, das Johannisfeuer, die Bauern, die Flößer, die Fischer, die Finnlandschmuggler zur Verfügung seiner dichterischen Erlebnisse, er hat Menschen zu Modell, in deren Herzen Märchen, Saga und Lied noch nicht von Zeitungsnachrichten und Radio verdrängt sind. (Die Lüneburger Heide, gehalten gegen die Urtümlichkeit seiner Gegend, wirkt wie ein Restaurantbetrieb.) Kuhnert hat Leidenschaft, Liebe und Klugheit genug, um seinen Vorzug zu erkennen. Er wirft prächtig hin, was er weiß, er schwelgt, er galoppiert, er ist berauscht, sein Mund läuft über. In seinem neuen Buch ist die große Landschaft süß, heftig und unfaßbar eingefangen in ein Heidehütemädchen. Karjane ist ein großes erhitztes Gleichnis, aber nebenbei ein ungemein reizvolles Geschöpf, in das zwei estländische Burschen verliebt sind auf eine wilde nordische Art, die der groben Zartheiten, des tränenden Gemüts nicht entbehrt. Ein erfrischendes, schwingendes Buch! Man möchte (in etwas kleinmütiger Anwandlung) das deutsche Vaterland in einen so unverzwickten Urzustand zurückwünschen, um es so unverzwickt frischluftig besingen zu können. Der deutschen Dichter Aufgaben sind ungemein viel schwerer. Schade, daß A. Artur Kuhnert uns manchmal allzusehr fühlen läßt, wie er in seiner Seele estländisch spricht und dann mit dem Verstande übersetzt. So kommt es denn zu jenem Gefühl des Lesers, das vor der beredten Stummheit der Landschaft heilig erschauert, aber bei den menschlichen Reden darin in Zweifel gerät, ob Sprache dort nicht überhaupt unnatürlich sei.

Hans Leip

Siegfried von Vegesack: Blumbergshof, Geschichte einer Kindheit.
Universitas Deutsche Verlags-A. G., Berlin.

Ich habe dieses Buch mit Entzücken und Rührung durchgelesen, als ob es die Geschichte meiner eigenen Kindheit enthalte — nur von einem geschrieben, der sich weit besser erinnern kann als man selbst. Oft habe ich mir beim Lesen sagen müssen: „Natürlich! . . . genau so war es! Daß ich das vergessen konnte — —" Immer aber zwang es mich, mit unaufhaltsamem Gelächter oder Ergriffenheit durch die 223 Fensterchen der Druckseiten in diese so wohlbekannte, so längstvergangene Welt zu starren. Eine Welt voller Gegensätze, Dynamit, in Watte verpackt: die Balten waren die Herren nichtdeutscher Bevölkerungen, Untertanen eines nichtdeutschen Staates und lebten in der seelischen Lage des Biedermeier um 1830 in das 20. Jahrhundert hinein. Demgemäß hat die baltische Prosaliteratur kaum je der Versuchung widerstehen können, sich von der lockenden Stofflichkeit ihrer Problemfülle zu nähren und etwa vom Aufeinanderknallen der Gegensätze oder von Provinzialismen wie „Kümmelkuchen" und „Riezchen" zu leben. Dieses Buch lebt nicht von „Kümmelkuchen", sondern die Kümmelkuchen leben von ihm: es gelingt Vegesack, gegen die Übermacht des Stoffes anzukommen und auf tausend Wellchen des Humors den einen großen blauen Himmel der Kindheit zu spiegeln. Die livländische Natur mit der Klosterstille ihres Winters und der

orgiastischen Torschlußpanik ihres kurzen Sommers atmet in diesen Drucklettern. Vor allem aber die Menschen: rauh und zart, frisch und doch müde, haben sie alle und in allem den natürlichen Drang nach dem Symbol — ein unliebsamer Brief etwa wird feierlich in tausend Fetzen zerrissen wie der Streit selber!

Sigismund v. Radecki

Thomas Wolfe: Schau heimwärts, Engel! Eine Geschichte vom begrabenen Leben. Rowohlt Verlag, Berlin.

Von diesem jungen Amerikaner hörte man hier, als Sinclair Lewis, den Nobelpreis empfangend, auf ihn hinwies. Jetzt liegt das Werk, dessen kolossalische Umrisse und tiefe Lebenslust Lewis gerühmt hatte, im Deutschen vor, in einer sorgsamen, um das kleinste Eigenschaftswort dichterisch bemühten Übertragung von Hans Schiebelhuth. Die Geschichte einer Jugend. Erinnerung und Aufrollung hautnah erlebter Jahre. Proust hat uns alle gelehrt, die verlorne Zeit zu suchen. Die Suche des Thomas Wolfe ist intensiv und umfassend. Nichts wird ausgelassen. Einzelheiten, die mit der Hauptsache nichts mehr zu tun haben, werden aus dem Schacht der Erinnerung heraufgeholt, daß nur ja kein Steinchen gelebten und nun petrefakten Lebens verlorenginge. Doch wird das alles so heftig und farbig hingesetzt, daß keinen Augenblick Ermüdung eintritt oder der Eindruck des Zuviel. Das ist kein kunstvoll komponierter Roman, sondern ein nachgetragenes Tagebuch. Es wirkt aber ungleich lebendiger als die Romane, die zu einer psychologischen Beweisführung anheben. Wolfe erzählt, erzählt, gräbt aus — und nicht nur er selbst, als der offenbare Held dieser Geschichte, sondern die ganze Familie steht da und lebt mit starkem Atem. Mit ihr das amerikanische Gebirgsstädtchen, der Geist der amerikanischen Provinz. Das Überraschende ist aber die lyrische Substanz dieses Erzählers, sein Auge, sein Ohr, seine Nase (wie eifrig die Chemie der ersten Gerüche!). Thomas Wolfes Roman ist großartig und ist . . . wie nennen wir das? . . . sehr schön!

-r

Ein Buch, das kommen mußte!

JOACHIM v. KÜRENBERG

14 Jahre — 14 Köpfe

Betrachtung der kleinen Vergangenheit

Broschiert M. 3,50, in Leinen M. 4,50

Inhalt: 1. Erzberger, 2. Liebknecht, 3. Ebert, 4. Brockdorff-Rantzau, 5. Spengler, 6. Kapp, 7. Rathenau, 8. Groener, 9. Stinnes, 10. Thälmann, 11. Stresemann, 12. Wolff, 13. Brüning, 14. Braun.

„Der besondere Reiz dieser Charakterbilder liegt in der lebendigen und überaus plastischen Art der Schilderung, der besondere Wert in der Tatsache, daß wir uns das wichtigste Material für den Bau einer besseren Zukunft beschaffen."

Berliner Börsen-Zeitung

Ein Buch des baltischen Deutschtums

SIEGFRIED VON VEGESACK

Blumbergshof

Der Roman einer Kindheit

In Pappe M. 3,80, in Leinen M. 4,50

Vor uns ersteht die nordische Landschaft, — das weite Land der endlosen Wälder, der einsamen Hochmoore und hellen Sommernächte, der Elchjagden, ausgelassenen Ritte und Schlittenfahrten. Ein dunkler Unterton schwingt verhalten mit: man spürt, daß die baltisch-aristokratische Welt unwiederbringlich dem Untergang geweiht ist. — Es ist der erste, völlig selbständige Band einer Trilogie, die die Schicksale dieses versprengten Teiles des deutschen Volkes vor der Vergessenheit bewahren soll.

UNIVERSITAS / BERLIN W 50

ZWEI BÜCHER DER JUNGEN GENERATION

DR. HANS HARTMANN

DER FASCHISMUS DRINGT INS VOLK

Kartoniert RM. 2,80

Ein ausgezeichneter Kenner Italiens gibt hier ein zugleich buntes und detailliertes Bild von der faschistischen Volksbildungs- und Freizeitbewegung. Dem Grundsatz des totalen Staates entsprechend, soll der Staatsbürger auch in seiner freien Zeit das Bewußtsein des Dienstes am Volksganzen haben. So ist das Dopolavoro ein Sinnbild für die Synthese von Staat und Volk im faschistischen Staat, es ist aber auch der Ausdruck des gesamten kulturellen Lebens in Italien. Das italienische Vorbild wird auf die kulturelle Gestaltung des neuen Deutschland nicht ohne Einfluß bleiben, es ist deshalb für jeden Deutschen wichtig, einen Blick nach Italien und seiner neuen Volksbildungsbewegung zu werfen.

DR. HANS HARTMANN

DIE JUNGE GENERATION IN EUROPA

Kartoniert RM. 2,40

Ein Buch, das zur rechten Zeit erscheint, denn nie trat die stets wachsende Bedeutung der jungen Generation sichtbarer in Erscheinung als heute, wo Vertreter der Jugend die Führung übernehmen. Der Verfasser weiß dank seiner guten Verbindungen zu vielen Jugendführern des Auslandes und auf Grund eigener im Ausland gewonnener Erfahrung überaus Aufschlußreiches und zum Teil gänzlich Unbekanntes über die außerdeutschen Gruppen und Bünde zu berichten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

KURT WOLFF VERLAG

DER NEUE GEIST VERLAG

BERLIN

Paula Busch: Wasserminna.
Verlag Rowohlt, Berlin.

Ein wirbliges Buch, bei dessen Lektüre Sensationslust und Gemüt gleichermaßen in Schwingung geraten. Minna, ein 17jähriges, aufgewecktes Berliner Mädchen, kommt zum Zirkus Busch als Taucherin, Schwimmerin, Tänzerin, Wasserkünstlerin jeder Art. Minna macht alles, sie ist Versuchsobjekt für die gefährlichsten Tricks der Wasserpantomimen. Sie springt vom 30-Meter-Turm, sie kämpft im Wasser mit Bären, sie stürzt vom blitzgefällten Baum und tanzt mit Schlangen. Jeden Abend triefen ihre Haare, wenn sie heimwärts trottet, und im Winter bilden sich kleine Eiszapfen unter dem Hut. Und jeden Abend kehrt sie aus Glanz und Sensation heim in das kleine, ordentliche Berliner Milieu, in dem die Mutter, Postillonswitwe, ein strenges und ehrsames Regiment führt. Wunderbar selbstverständlich und treffend ist Minnas Lebensanschauung und Psychologie. Menschen werden eingeteilt nach „Bildung und Benimme". „Det bisken Liebe!" sagt sie, „fünf Minuten Angst un denn? Imma derselbe Zimt von vorne." Alle Menschen werden überaus lebendig: Sina, die schöne rothaarige Artistin, die ihr schweres Leiden jeden Abend überwinden muß; Adolf Küßmich, der verliebte Posaunist und Heiratsschwindler; Direktor Foottit mit Gehrock und faszinierend blauen Augen, die Minna zu jeder Leistung zwingen können, der von ihr sagt: „Die is verrückt. Aber besser als pucklig, ist nicht so zu sehn!"; die ganze Familie, von Hermann, der Droschke fährt und lungenkrank ist („Mutter sagt, det war nie in unsre Familje. Aber wer kennt alle seine Jroßväter?"), den „kleenen Willy", dem Minna versehentlich einen Finger abhackt, bis zum Lieschen. Und Minna ist die stärkste, die, tapfer und seelenvoll, nach kurzer Erfahrung der Liebe entsagend, mit der Buttel als Trost und dem Zirkus mit Haut und Haar verschrieben, durch ein buntes Vorkriegsleben geht. Wenn man sich in den Berliner Dialekt eingelesen hat, macht auch das Freude; aber der Leserkreis wird dadurch beschränkt, fürchte ich.

Eva Maag

Friedrich Böer: Klaus, der Herr der Eisenbahnen. Herbert Stuffer Verlag. Ein originelles, hübsches Bilderbuch mit guten Photos aus der Eisenbahnwelt, neuartigen farbigen Bildmontagen und instruktiven Zeichnungen von Ernst Graef und Erich Krantz. Eine poetisch-praktische Erklärung des Eisenbahnwunders, das ja in der Tat die allererste Stelle in allen Knabenträumen einnimmt. —*n*

Mitteilung des Verlags: Wer den Querschnitt auf ein Vierteljahr abonnieren will und das vorliegende Heft bereits besitzt, dem liefern wir auf Wunsch statt des Oktoberheftes das Heft 5 (Sonderheft: „Seinerzeit") oder Heft 6.

Im letzten Querschnitt (Nr. 6): *Louis Ferdinand, Prinz von Preußen:* Ein Besuch bei Henry Ford / *Egon Friedell:* Idealismus, Güte, Intelligenz / *Max Scheler:* Wer ist ein Held? / *Karl Scheffler:* Was ist deutsche Kunst? / *Benito Mussolini:* Aus meiner Kindheit *Hilaire Belloc:* Für die Auferweckung des Lateinischen / *Erhard Buschbeck:* Zur Dramaturgenfrage / *E. de Goncourt:* Turgenjeff persönlich / *Albrecht Fürst von Urach:* Vom Betragen anf Reisen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Alfred Semank, Berlin. — Anzeigenverwaltung: Kurt K. Doerry, Berlin-Wilmersdorf, Laubenheimer Straße 26, Telefon Wagner 0192, Postscheckkonto Berlin 161191. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Gustav Wall, Wien I, Wollzeile 11. — Sendungen mit beigefügtem Rückporto an die Redaktion des Querschnitts, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21. — Copyright by Kurt Wolff Verlag A.G., Berlin NW 87. — Druck: R. Boll G. m. b. H., Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 19
Nachdruck und Übersetzungen verboten. Der Querschnitt erscheint am Anfang des Monats und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag. Bezugsbedingungen siehe 1. Seite.

Prof. F. J. J. Buytendijk:

DAS SPIEL VON MENSCH UND TIER

Dieses Buch ist eine psychologische Untersuchung und dient in der Hauptsache der Erforschung des Spieltriebes bei Mensch und Tier und ihrer gegenseitigen Beziehungen. Die Verbreitung des Spieldranges besonders auch als Bewegungsdrang wird aufgezeigt, die Dynamik und Entwicklung des Spieles erläutert. Das Buch, etwa 140 Seiten stark, mit guten Illustrationen versehen, ist ebenso wissenschaftlich wertvoll wie amüsant.

Preis: In Leinen RM. 4,80
geheftet RM. 3,20

Kurt Wolff Verlag
Der Neue Geist Verlag / Berlin

FRIEDRICH KORN · ANTIQUAR

Berlin-Wilmersdorf, Emser Straße 3, Gartenhaus 1 Treppe

Telefon: H 6 Emser Platz 5905

Preiswerte schöne Bücher aus meinem Lager zu stark herabgesetzten Preisen

Afrika. — **Meyer, Hans:** Die Barundi. Völkerkundliche Studie aus Deutsch-Ostafrika. Leipzig 1916. 4°. Mit 75 Tafeln u. Abbildungen. Or.-Leinenband. 5.—
Institut für Völkerkunde, I, 1.

Bibliothek Weisstein. Katalog der Bücher des verstorbenen Bibliophilen *Gotthilf Weisstein*. Hrsg. von *F. v. Zobeltitz*. 2 Bde. Weimar 1913. Gr.-8°. Or.-Leinenbände. 12.—
Privatdruck der Bibliophilen-Gesellschaft. Wichtiges Handbuch für Büchersammler.

Brezina, Otokar: Baumeister am Tempel. Übertragung von *Otto Pick*. München 1920. Gr.-8°. Schwarzer Or.-Halblederband, vergoldet, Kopfgoldschnitt. 3.—
10. Drugulin-Druck der Neuen Folge. Schöner bibliophiler Druck.

Darmstadt. — Amtlicher Katalog der Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst 1650—1800. Ausgabe A. Leipzig 1914. 8°. Or.-Umschlag. —.30
Der ausführliche Katalog der berühmten Darmstädter Ausstellung, durch die Beschreibungen und Quellenangaben ein wichtiges kunstwissenschaftliches Hilfsmaterial.

Dauthendey, Max: Schwarze Sonne. Phallus. Leipzig, Rowohlt, 1910. 4°. Halbleinenband, unbeschnitten. 8.—
Luxusdruck auf Bütten in nur 120 Exemplaren.

Feuerbach, Anselm: Ein Vermächtnis. Herausgegeben von *Henriette Feuerbach*. Berlin 1913. 8°. Or.-Leinenband, vergoldet, Kopfgoldschnitt. 2.—

— Briefe an seine Mutter. Aus dem Besitz der Nationalgalerie zu Berlin. 2 Bde. Berlin 1911. Mit Porträt. Schwarze Or.-Halblederbände, Rücken reich vergoldet, Kopfgoldschnitt. 4.—
Die schönste Ausgabe des weltberühmten deutschen Volksbuchs.

Flaubert, Gustav: In Memoriam *Gustave Flaubert*. Von *C. Franklin-Grout, G. de Maupassant, E.* u. *J. de Goncourt* u. *E. Zola*. Leipzig, 1913. Or.-Pappband. —.35
Interessante, bisher unveröffentlichte Erinnerungen bedeutender Zeitgenossen.

Fred, W.: Impressionen. Aus dem Notizbuch eines Wanderjournalisten. Leipzig, Rowohlt, 1912. 8°. Brosch. —.45
Interessante Reportagen und Feuilletons der Vorkriegszeit.

Goethe: Die Briefgedichte des jungen Goethe Leipzig, Rowohlt, 1910. 8°. Brauner Or.-Halblederband, vergoldet, Kopfgoldschnitt, unbeschnitten. —.90
3. Buch der *Drugulin-Drucke*. Eine typographische Meisterleistung der Vorkriegszeit.

— Faust. 2 Teile in 1 Band. Jena, Diederichs 1912. Gr.-8°. Halbleinenband, unbeschnitten. 5.—
Schöner Pressendruck auf Bütten mit Buchschmuck von *F. H. Ehmcke*.

— **Schulte-Strathaus, Ernst:** Die Bildnisse *Goethes*. München 1910. Gr.-8°. Mit 170 Tafeln. Halbleinenband, unbeschnitten. 4.—
Unentbehrliches beschreibendes Verzeichnis aller existierenden Goethe-Darstellungen.

Hausenstein, Wilhelm: Bild und Gemeinschaft. Entwurf einer Soziologie der Kunst. München, K. Wolff, 1920. 8°. Or.-Umschlag. —.20

Heinse, Wilhelm: Ardinghello und die glückseligen Inseln. Leipzig, Insel, 1911. 8°. Broschiert, unbeschnitten. 1.50
Schöner Druck der Offizin Drugulin.

Heym, Georg: Der Dieb. Ein Novellenbuch. Leipzig, Rowohlt, 1913. 8°. Or.-Umschlag, unbeschnitten. —.15
Bedeutende epische Arbeiten des richtungweisenden früh verstorbenen Lyrikers.

Immermann, Karl: Merlin. Im Verlag der Insel 1900. 8°. Halbleinenband. 2.—
Einer der frühesten Musterdrucke der „Insel".

Jammes, Francis: Der Hasenroman. Übertragen von *Jacob Hegner*. München o. J. Gr.-8°. Mit 15 Lithographien, zahlreichen Vignetten und farbiger Einbandzeichnung von *Richard Seewald*. Or.-Pappband. 6.—
Bezaubernd illustrierte Ausgabe des berühmten Tierromans.

Kristeller, Paul: Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten. Berlin 1911. Gr.-8°. Mit 260 Abbildungen. Halbleinenband, unbeschnitten. 8.—
Grundlegendes, reich illustriertes Hauptwerk der Kunstwissenschaft.

Die Kunstmuseen und das deutsche Volk. Herausgegeben von *G. Pauli* u. *K. Koetschau*. München 1919. 8°. Or.-Umschlag, unbeschnitten. —.50
Interessante Beiträge fast aller deutschen Museumsleiter, wie *G. Pauli, E. Waldmann* usw.

FRIEDRICH KORN · ANTIQUAR

Berlin-Wilmersdorf, Emser Straße 3, Gartenhaus 1 Treppe

Telefon: H 6 Emser Platz 5905

Preiswerte schöne Bücher aus meinem Lager zu stark herabgesetzten Preisen

Lautensack, Heinrich: Dokumente der Liebesraserei. Gesammelte Gedichte. Berlin 1910. Gr.-8°. Halbleinenband, Or.-Umschlag eingebunden. 3.—
Schöner bibliophiler Privatdruck in 500 Exemplaren.

Lazarus, Moritz: Die Ethik des Judenthums. Frankfurt 1898. Gr.-8°. Leinenband, unbeschnitten. 6.—

Leonardo. — Feldhaus, Franz M.: Leonardo der Techniker und Erfinder. Jena. Diederichs, 1913. Gr.-8°. Mit 9 Tafeln u. 131 Abbildungen. Halbleinenband, unbeschnitten. 3.—

Lessing, G. E.: Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Lichtdrucknachbildung der Originalhandschrift des Dichters. Heidelberg 1926. Kleinfolio. Or.-Karton.
300 Exemplare auf Van Gelder Bütten. 10.—

Moore, George: Der Apostel. Ein Szenarium. Berlin 1911. 8°. Broschiert, unbeschnitten. —.35
Hochinteressante theologische Schrift des bedeutenden englischen Erzählers.

Mozart, Konstanze: Briefe, Aufzeichnungen, Dokumente 1782—1842. Herausgegeben von *A. Schurig*. Mit Porträt und Faksimile. Dresden 1922. 4°. Schöner blauer Or.-Kalblederband mit Rücken- und Deckelvergoldung. In Kasten. 22.—
Vorzugsausgabe in 35 Exemplaren auf handgeschöpftem Zandersbütten.

Musäus, J. K. A.: Legenden von Rübezahl. Mit 43 Bildern nach *L. Richter*. München 1917. 4°. Handgebundener grüner Or.-Saffianband mit Rücken- und Deckelvergoldung. In Karton. 15.—
200 numerierte Exemplare.

Pascoli, Giovanni: Die ausgewählten Gedichte. Deutsch von *Benno Geiger*. Leipzig 1913. 8°. Or.-Umschlag, unbeschnitten. 1.50
Schöner Druck, in nur 815 Exemplaren hergestellt.
Dasselbe. Or.-Pappband, reich versilbert. 1.80

Péguy, Charles: Die Litanei vom schreienden Christus. Übertragen von *O. Pick*. München 1919. 8°. Broschiert, unbeschnitten. —.30
Schöner *Drugulin-Druck* (8. der Neuen Folge).
Dasselbe. Or.-Halblederband, Kopfgoldschnitt. —.50

Rilke, R. M.: Die Sonette an Orpheus. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop. Leipzig, Insel, 1923. Gr.-8°. Weinroter Or.-Lederband auf erhöhte Bünde, Fileten auf den Deckeln, Innenkantenvergoldung, Kopfgoldschnitt, sonst unbeschnitten. (Sperling.) In Karton. 18.—
Vorzugsausgabe von Drugulin in 300 numerierten Exemplaren, auf echtem Bütten gedruckt.

Schaeffer, A.: Helianth. 3 Bde. Leipzig, Insel, 1920. Or.-Halbleinenbände. 12.—
Erste ungekürzte Ausgabe.

Ein Stammbuch aus vier Jahrhunderten. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von *J. Hoffmann*. Mit 90 Tafeln, davon 20 farbig. Leipzig, J. J. Weber, 1926. Gr.-qu.-8°. Grüner Or.-Saffianband auf erhöhte Bünde mit Rücken-, Deckel-, Kanten- und Innenkantenvergoldung, Goldschnitt (Hübel u. Denck). In Kasten 42.—
425 numerierte Exemplare. Eines der ersten 100 Exemplare in Leder. Zu dem künstlerisch hervorragenden Einband wurden alte Stempel benutzt. Die farbigen Tafeln — in meisterhaftem Offsetverfahren hergestellt — stellen Szenen aus dem Studentenleben, Porträts, Embleme, Zeichnungen bekannter Künstler usw. dar. Außergewöhnlich preiswertes Exemplar.

Schulte-Strathaus, Ernst, u. **Karl Wolfskehl:** Die trunkene Mette durch vier deutsche Jahrhunderte gelesen. München 1914. 4°. Halbleinenband, unbeschnitten. 8.—
Prachtvoller, nur in 200 Exemplaren auf Bütten hergestellter Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen.

Whitman, Walt: Gesänge und Inschriften. Übertragen von *G. Landauer*. München, Wolff, 1921. 8°. Or.-Halbleinenband. 1.30

Katalog 1: Schöne Bücher aus der Sammlung eines bekannten Bibliophilen

Katalog 2: Der bibliophile Teil der Archivbibliothek der Druckerei Drugulin (vergriffen)

Katalog 3: Neuerwerbungen (Deutsche Literatur, Berolinensien, Illustrierte Bücher, Kunst, Vorzugsdrucke) ist soeben erschienen.

Katalog 4: Bibliophiler Katalog der Archivdruckerei Drugulin

Katalog 5: Wertvolle neuere Bücher zu stark herabgesetzten Preisen sind in Vorbereitung

Interessenten bitte ich, meine Kataloge zu verlangen. Ich kaufe jederzeit ganze Bibliotheken und einzelne Werke von Wert aus meinen Spezialgebieten:

Bibliographie und Buchwesen / Deutsche Literatur in ersten Ausgaben / Deutsche und französische illustrierte Bücher / Neuere Kunstgeschichte / Vorzugsdrucke bekannter Pressen

Abonnieren Sie

für sich und Ihre Freunde

den Simplicissimus

Wer neben seiner Tageszeitung den Simplicissimus hält, kann Woche für Woche damit rechnen, über alle bedeutsamen aktuellen Vorgänge besonders eindringlich und witzig orientiert und obendrein mit wertvollen künstlerischen Gaben mannigfachster Art (Kurzgeschichten, Gedichten usw.) bedacht zu werden. Die Zeichnungen seiner hervorragenden Künstler wirken aufklärender, suggestiver, nachhaltiger als der beste Leitartikel.

Jeden Donnerstag erhalten Sie den Simplicissimus durch die Post, von Ihrem Händler oder direkt vom Verlag gegen eine vierteljährliche Zahlung von RM. 7,— zuzüglich Spesen zugestellt.

Probenummern auf Verlangen kostenlos
vom Simplicissimus-Verlag, München 13.

DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang November 1933

Der Querschnitt erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung, durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag zu beziehen Preis des Heftes M 1,50. — In Österreich: S. 3,—; in der Schweiz: Fr. 1,90. — Vierteljährlich M 4,— (S. 8), halbjährlich M 7,50 (S. 15), bei freier Versendung innerhalb Deutschlands und Österreichs Zahlungen durch jede Buchhandlung oder direkt an das Postscheckkonto der Kurt Wolff Verlag A.G. Berlin 64650. — Ausländische Bezieher können den Gegenwert von M 4,— und die Portospesen mit Postanweisung an den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21, senden.

Sie können für sich oder einen Ihrer Freunde mit diesem Bestellzettel den Querschnitt abonnieren:

..... Hier abtrennen .....

An den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21

Ich nehme ein Vierteljahrsabonnement des Querschnitts für mich selbst, für

.....

auf und sende Ihnen den Betrag von RM 4,— durch die Buchhandlung

.....

durch Einzahlung auf Ihr Postscheckkonto Berlin 64650
durch Postanweisung direkt an Ihren Verlag.

Name: .....

Straße und Hausnummer: .....

Ort: .....

Land: .....

(Entsprechend ausfüllen und Nichtgewünschtes streichen.)

Solange ich in der Wirtschaft tätig bin, lese ich täglich das B.T.

wegen seiner grossen Leistung auf allen Gebieten

weil es keinen Ersatz für Ihre Handelszeitung gibt

Leser-Urteile bestätigen die Qualität und den einzigartigen Leserdienst des

Berliner Tageblatt

DAS DEUTSCHE WELTBLATT

Lernen auch Sie sein umfangreiches Gebiet, seine grossen anerkannten Leistungen kennen: den reichhaltigen Nachrichtendienst, den hervorragenden Feuilleton- und Kulturteil, die umfangreiche und bestinformierte Handels-Zeitung, die 5 illustrierten Gratisbeilagen in Kupfertiefdruck

und seine ständigen Beiblätter täglich: Handels-Zeitung, illustriertes Sportblatt ● am Dienstag: Medizinische Umschau ● am Mittwoch: Technik der Zeit und Deutschtum im Ausland ● am Donnerstag: Die Insel des B. T. und „Vom Kunstmarkt" ● am Freitag: Reiseblatt ● am Sonnabend: Luftfahrtrundschau ● am Sonntag: Die Brücke des B. T., Film der Zeit, Literatur der Zeit ● Zur Abend-Ausgabe täglich die Beilage „Kunst und Unterhaltung"

Machen Sie als Querschnitt-Leser von unserem

SONDER-ANGEBOT

Gebrauch. Wir liefern Ihnen das BERLINER TAGEBLATT für die Monate November und Dezember zum Vorzugspreis von RM. 3,— pro Monat (regulär RM. 4,—) ● Füllen Sie noch heute den untenstehenden Bestellschein aus und senden Sie ihn als Drucksache an

BERLINER TAGEBLATT
VERTRIEBSABTEILUNG ● BERLIN SW100

BESTELLSCHEIN

Ich bestelle hiermit das BERLINER TAGEBLATT ab sofort bis 31. Dezember 1933 zum Vorzugspreis von RM. 3,— pro Monat bei freier Zustellung durch Boten (auswärts durch die Post, zuzüglich Bestellgeld)

NAME: _____

BERUF: _____

WOHNORT: _____

GENAUE ADRESSE: _____

PROBENUMMERN senden Sie bitte an: 1. _____ 2. _____

DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang November 1933 Heft 8

INHALT

Richard Wieren: Das Ende des Stars 509
Harry Schreck: Lebenslauf eines Briefmarkensammlers 513
Karl Scheffler: Das Modell. 516
Rudolf Roßmann: Lob der Heimat 521
Erik Reger: Dichtung aus Natur und Geist 524
Otto Zoff: Roulette, wissenschaftlich. 529
P. G. Wodehouse: Ballade vom kleinen Spieler 532
Massimo Bontempelli: Wie ich Mörder wurde 537
Walter Bauer: Bildnisgedichte 542
John Knox: Zehn Gebote für den Detektivschriftsteller. 544
H. G. Wilson: Der englische und amerikanische Kriminalroman . 549

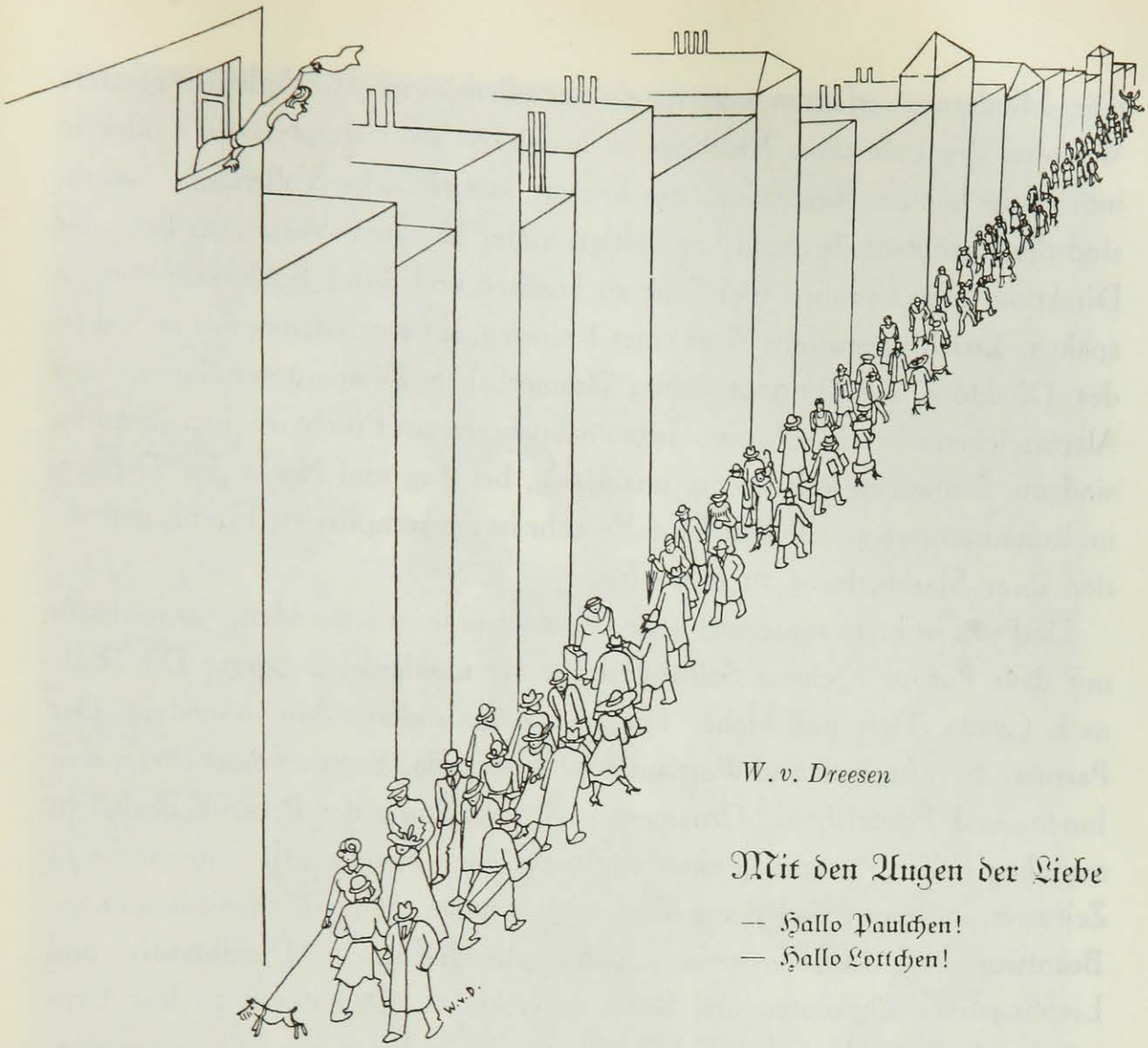
Marginalien:

Robert Gehrke: Umgang mit Gästen / Helene Nostitz: Beim Fürsten von Monaco / Hanns Saßmann: Leben ohne Tod / Theodor Mommsen: Aus einem Schulaufsatz / Renan: Aussprüche / Louis Graveure: Warum ich deutsche Lieder singe / Paul Elbogen: . . . sprang der geniale Weltdetektiv . . . / Konsul Stendhal / Prof. Dr. A. E. Hoche: Abschied / Frieda Hempel: Die ideale Männerkleidung / O. M. Fontana: Neue Novellenbücher / Herbert v. Hindenburg, Leopold Wölfling, Heinz Rühmann, Hans Leip, Herbert Eulenberg: Bücher-Querschnitt

Mit Zeichnungen und Kunstdrucktafeln

Umschlagbild von Herbert Thiele

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN



W. v. Dreesen

Mit den Augen der Liebe

— Hallo Paulchen!
— Hallo Lottchen!

Das Ende des Stars

Von
Richard Wieren

Die üppig im Laufe zweier Jahrzehnte emporgeschossenen Vorrechte der Bühnen- und Filmstars und ihre cäsarischen Lebensformen werden gestutzt, gemäßigt, abgeschafft. Sind die Betroffenen deshalb zu bedauern oder zu beglückwünschen? Ich bin der Meinung, daß Glückwünsche am Platze sind.

Unter allen Gedanken, Erwägungen und Entwürfen, Zweifeln, Ängsten und Schreckgespenstern, die in den Köpfen der Stars wild durcheinanderwogen, ist der qualvollste und peinigendste Gedanke der, ihr Kurswert könnte eines Tages durch besondere Umstände, eigenes Verschulden, mangelnde Wachsamkeit, gewissenlose Ränke und allzu unbedenkliche Hingabe an ihr besseres Ich

eine Minderung erfahren und in ein unaufhaltsames Hinabgleiten geraten. Während der Laie seine Lieblinge in beglückendem Schöpferrausch oder in inbrünstig heißem Ringen um die höchste künstlerische Vollendung wähnt, sind diese größtenteils damit beschäftigt, hinter Kulissen, Versatzstücken oder Direktionstüren heimlich und listig zu horchen und durch Schlüssellöcher zu spähen. Das hingeworfene Wort eines Kollegen, ein abschätziges Achselzucken des Direktors, der Wortwitz eines jämmerlichen Dramaturgen könnte ein Alarmzeichen sein und sofortige Gegenmaßnahmen zur Pflicht machen. Ständig sind die Schrauben anzuziehen, unablässig, bei Tag und Nacht, im Theater, im Restaurant, im gesellschaftlichen Verkehr ist die komplizierte Eisenkonstruktion ihrer Marktgeltung zu beklopfen.

Und was ist nicht sonst noch alles Gegenstand ihrer zitternden, nur mühsam mit dem Purpur höchster Selbsteinschätzung umkleideten Sorge: Die Rolle nach Größe, Tiefe und Höhe. Die Rollen der anderen Mitwirkenden. Der Partner. Art, Ausmaß und Wortlaut der Propaganda. Entwurf eines geeigneten Innen- und Privatlebens. Ornamentale Ausgestaltung der Persönlichkeit. In manchen Fällen Aneignung einer eindrucksvollen Handschrift. Aufnahme in Zeitungsrundfragen und deren humorvoll-sonnige oder würdevoll-besonnene Beantwortung. Lieblingsspeise, Lieblingsbeschäftigung, Lieblingsort und Lieblingstier. Anekdoten und Körpergewicht ... Daß unter solchen Umständen die Stars überhaupt noch Zeit finden, ihrem Beruf, dem Theaterspielen, nachzugehen, muß als das eigentliche, das staunenswerteste Wunder ihres Daseins und ohne Ansehen künstlerischer Qualitäten als grandiose Kraftleistung betrachtet und geschätzt werden.

Man sollte angesichts so drückender und unausweichlicher Verpflichtungen, die das Leben dem Star auferlegt, nicht ungerecht sein und sich vernünftiger- und billigerweise zu der Überzeugung durchringen, daß derjenige Star, dem — in besonderen Fällen — ein verhängnisvolles Geschick überragende Begabung als Himmelsgeschenk in Schoß, Herz und Hirn fallen ließ, weit eher geschlagen denn begnadet ist durch die katastrophalen moralischen und intellektuellen Erhaltungs- und Verwaltungskosten, die sein Talent ihm aufbürdet und die sich nach allzu kurzer Zeit als eine Art Defizit geltend machen. Ließe sich auf andere Weise die geistige und soziale Unerträglichkeit einiger Stars erklären, die sicherlich als kluge und liebenswerte Geschöpfe ihren Anfang nahmen? Ließe es sich verstehen, daß der hinreißende Darsteller erhabener Gestalten mit zornentflammter Stirn und zitternder Hand über dem Bürsten-

Erik Nitsche

abzug des Theaterzettels sitzt, um die vertraglich zugesicherte Schriftgröße seines Namens nach Millimetern mit dem Zirkel zu überprüfen und sie mit jener der übrigen Mitwirkenden in ein ihm genehmes Verhältnis zu bringen? (Wir sehen hier den Einbruch der Quantität in die Welt der Qualität: ein deutliches Verfallssymptom.) Wäre es faßbar, daß eine weltberühmte, von Glanz und Schönheit überstrahlte Liebesehe wie die von Douglas Fairbanks und Mary Pickford in die Brüche ging, weil sich die Gatten bei einem Film nicht darüber einigen konnten, wem von beiden die letzte Großaufnahme gebühre?

Und um noch weiter zu gehen: Nichts kann die geistige Verwirrung und das Durcheinanderkollern der Begriffe, die Aushöhlung der Methoden und den gedankenlosen Raubbau im System des Starbetriebs klarer zeigen als die völlige Unkenntnis der Tatsache, daß die quantitativ höchstgetriebene Reklame sich längst gegen ihren Zweck gekehrt und beispielsweise die größtgedruckten Namen zu den unauffälligsten gemacht hat: Wer hätte bei einem Riesenfilmplakat den vor dem Titel in einsamer Höhe sich ins Unendliche dehnenden Namen des Stars noch nicht glattweg übersehen? Der Star als Selbstverständlichkeit. Der Einzelfall als unbeträchtliche Alltagserscheinung. Bedeutungslose Prominenz. Bankerott der Quantität. Hier ist sie bereits völlig sichtbar.

Diesem nebensächlich anmutenden Umstand — der Unauffälligkeit auffällig hervorgehobener Namen — kommt schon einige Beachtung zu, als einem eindeutigen Symptom, daß das Starwesen in seiner äußerlichen Erscheinungsform die Grenze seiner Ausdehnungsfähigkeit erreicht hat, und daß alle weiteren Bemühungen, es durch weitere Überdimensionierung am Leben zu erhalten, zwecklos und hinfällig sind. Um im engen Rahmen zu bleiben: reichte ehedem ein Autounfall hin, um den Namen eines Stars in aller Mund zu bringen, so kann ihm heute nur noch der Tod erhöhte Beachtung verschaffen. Hier wächst das Bild unvermutet in die Wirklichkeit hinaus. Das Starwesen ist an der Grenze angelangt, es hat als Zeiterscheinung sein biologisches Ziel erreicht, der Leidensweg des Stars ist bis ans natürliche Ende ausgeschritten. Sein gesetzlich dekretiertes Ende, die Abschaffung seiner als Anmaßung empfundenen Vorrechte, die Herabsetzung seiner demonstrativen Gehälter, die Drosselung einer sich überschlagenden, wert- und bedeutungslos gewordenen Reklame — dies alles ist nicht sowohl als Anordnung denn als ein verspätetes Nachhinken anzusehen, dem die natürliche Entwicklung längst vorangegangen ist.

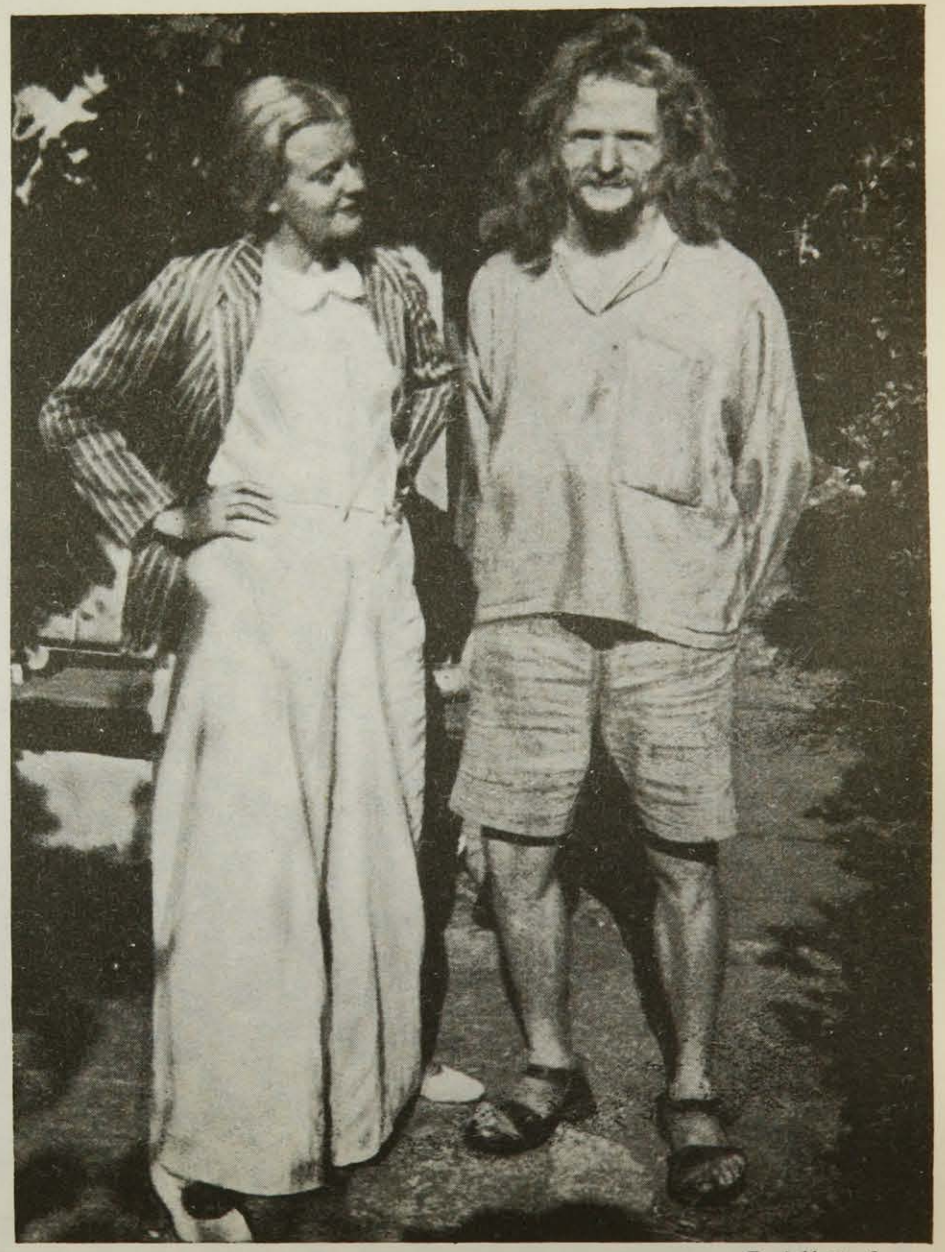
Indessen wird sich, so glaube ich, alles eher denn ein Schreckensschrei unter den Betroffenen erheben, denen schon lange im Ringkampf und Wettrennen der Atem ausgegangen ist. Froh, einer nervenzerrüttenden, aber unerläßlichen Verwaltungstätigkeit überhoben zu sein, die Börsenmanöver und Nahkampftaktik, Spionage und Pressekampagne, Diplomatie und Kartellpolitik auf eine groteske und unwahrscheinliche Weise in sich vereinigte, werden die Stars erleichtert aufatmen. Lange Zeit haben sie es recht schwer gehabt. Jetzt haben sie endlich ein bißchen Ruhe. Dazu soll man sie wirklich beglückwünschen.

Willy Prager

Italienischer Gaukler

Associated Press

Marlene Dietrich auf einem Spaziergang

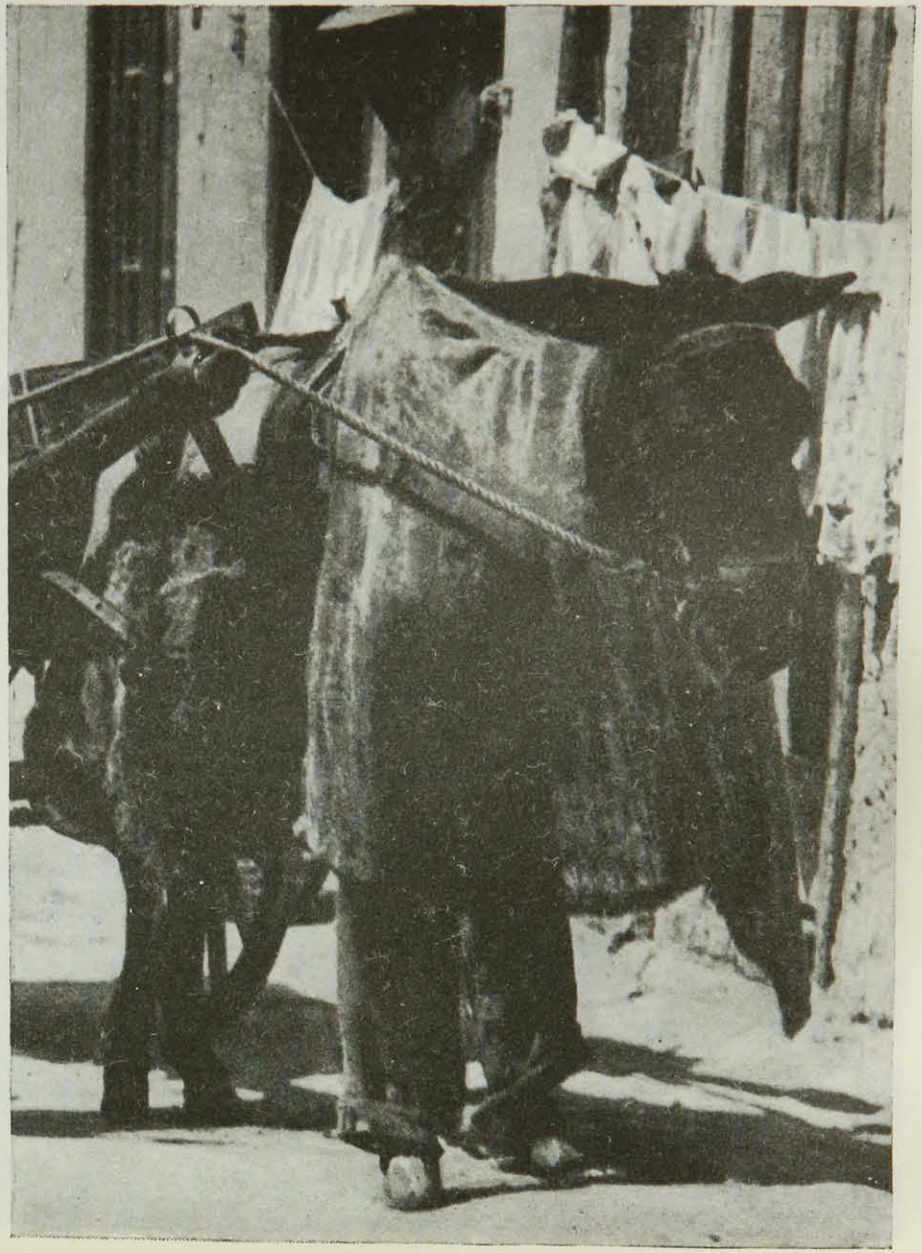


Rudolf Großmann

Berlinerin mit einem „Naturmenschen" im Tessin

Atlantic

Neue Golfmode

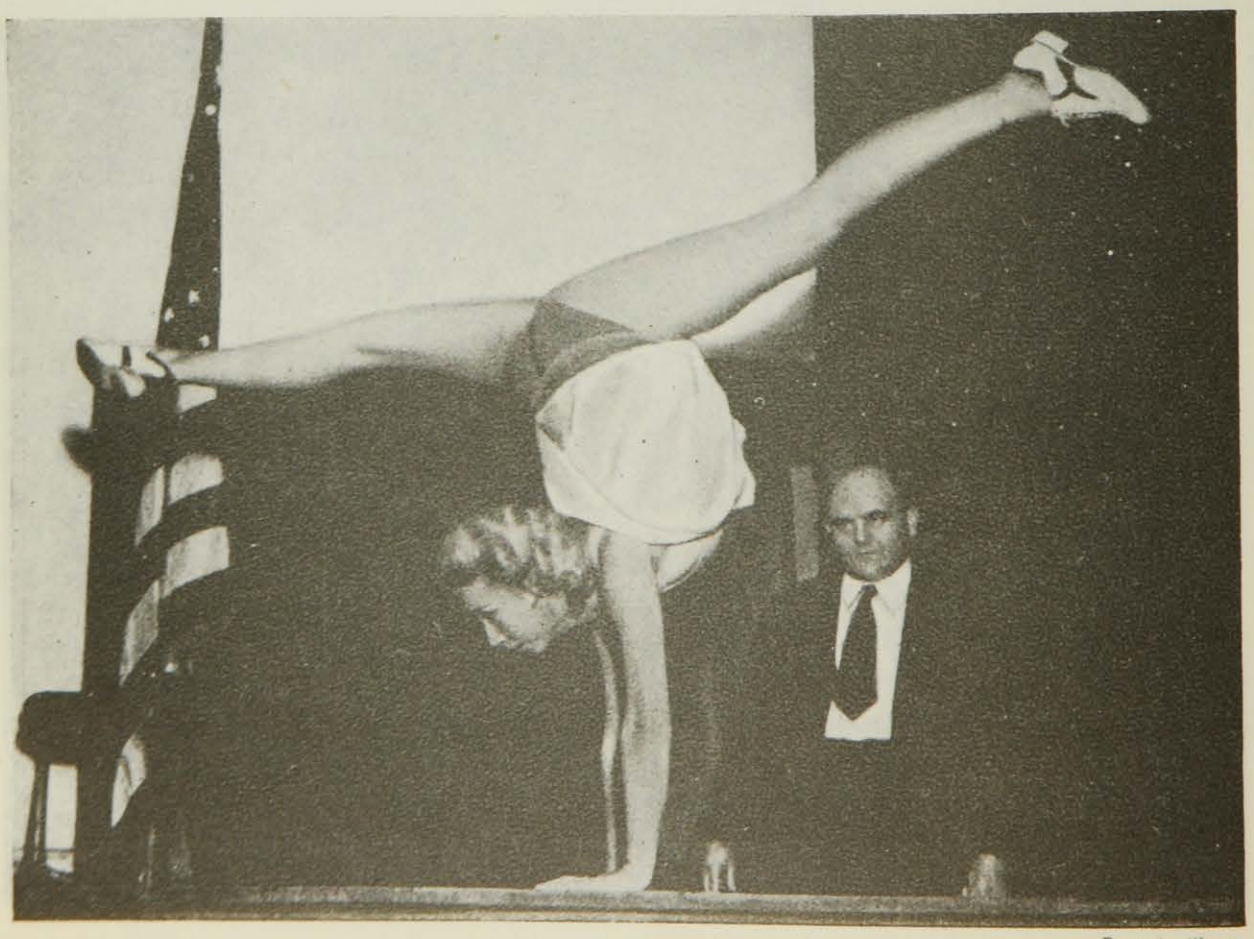


Willy Prager

Eselin auf Ischia mit Fliegenschutz

Weltrundschau

Varieté in der Kneipe (Berlin)



P. u. A. Photo

Lokalaugenschein in einem Akrobatenprozeß (Los Angeles)

Lebenslauf eines Briefmarkensammlers

Von

Harry Schreck

Der Beginn seines Lebens ließ sich nicht uneben an. Zum wenigsten stand es unter nicht ungünstigen Vorzeichen.

Denn wie er später mit bedächtiger Genugtuung ausrechnete, war das Jahr seiner Geburt zugleich das Jahr, das sowohl die berühmte karminrote Dreiecksmarke vom Kap der Guten Hoffnung als auch die in Grün gehaltene Einschillingsausgabe von Nevis brachte; und zwar fiel der Tag, an dem er das Licht der Welt erblickte, genau mit dem Tag zusammen, an dem sich der preußische Staat entschloß, der Bevölkerung ein braunes Postwertzeichen zu liefern, das dem Betrag von drei Silbergroschen entsprach.

Daß sich demnach bereits in diesem Zufall das Gesetz ausprägte, nach dem er angetreten, erschien ihm unzweifelhaft — und zwar nicht zuletzt darum, weil es sich auch in jenem weiteren Begebnis kenntlich machte:

Nicht umsonst nämlich ergab es sich, daß sein Vater — dem Kreise der engeren Freunde als rühriger Postmeister einer Kleinstadt im Hannöverschen bekannt — im freudigen Rausch des Bewußtseins, einen Sohn zu besitzen, den nächsten Brief irrtümlich mit einem untadelig geschnittenen vollständigen Satz der Marken seines Landes beklebte und so ein Glanzstück der Philatelie schuf, das etliche Jahrzehnte hernach den besonderen Ruhm und Schmuck einer englischen Spezialsammlung bilden sollte.

Zudem kam im Postamt am gleichen Tage etwas aus Neapel an. Es hieß, daß die blaue Einhalb-Tornese darauf war.

Auch seine weitere Entwicklung fand gütige Gestirne. Obwohl es ihm kaum bewußt ward, wirkte sie Entscheidendes:

Abgesehen nämlich davon, daß schon der Sechsjährige jenen unüberwindlichen Abscheu empfand (den man sonst nur in gereifterem Alter vor den Rissen und Knicken empfindet, die so manche Marken beschädigen), begriff der Zehnjährige bereits die nicht leichte Kunst, zwischen wolligem oder hartem, zwischen dünnem oder faserigem und zwischen rauhem oder glattem Papier zu unterscheiden sowie die strenge Frage zu beantworten, weshalb und wieso ein Verkehrtdruck etwas ganz andres als ein Fehldruck ist.

Daß er, zwölfjährig, im Verlauf wachsender Erfahrungen sodann auch in dem gefährlichen Bezirk heimisch war, wo sich Gefälligkeitsstempel zwischen die richtigen Poststempel schmuggeln, verstand sich von selbst.

Und der einzige Vorwurf, den er sich später im Hinblick auf die Jahre zwischen Vierzehn und Neunzehn hätte machen können, wäre vielleicht der

gewesen, daß es ihm damals noch an der Voraussicht fehlte, sich mit einem handlichen Vorrat jener dunkelblauen Neunzig-Cents der Vereinigten Staaten von Amerika zu versehen, die gerade noch wohlfeil zu haben gewesen wären, und daß er dem Angebot einer badischen Neunkreuzermarke erlag, die sich hinterdrein nur zu bald als gröbliche Fälschung erwies.

Wie es sich ergab, barg die Zukunft noch mancherlei: Sie forderte Verluste ein; aber sie schenkte auch Gewinste.

Denn wenn sie ihm während der Zeit, zu der sich seine Verlobung anzubahnen begann, nicht den Verdruß ersparte, daß der Sechsundzwanzigjährige in seinem aus unerfindlichem Grund besonders geschätzten Satz der alten Thurn und Taxis den graubraunen Drittel-Silbergroschen lediglich als gebrauchtes, nicht aber als ungestempeltes Stück sein eigen nannte, so entschädigte sie ihn mit dem Geschenk einer höchst sehenswerten Zusammenstellung seltener Marken aus dem Postbezirk des Kirchenstaats.

Desgleichen nahm sie ihm, grade als er im stattlichen Lebensalter der Zweiunddreißigjährigkeit seine Ehe schloß, durch einen Diebstahl seine Nordeuropa-Sammlung, gab ihm aber dafür die Zehn-Grote von Bremen.

Und nicht zuletzt traf es sich wie von ungefähr, daß er in dem Jahr, das den Achtunddreißigjährigen zum Vater einer Tochter namens Annemarie machte, gelegentlich einer Briefmarkenschau die rötlich-orangefarbene Mauritius von Angesicht zu Angesicht sehen durfte und daß er — genau in der Stunde der Geburt seines Sohnes Karl — die erfreuliche Mitteilung erhielt, daß ihn die Ortsgruppe seines „Vereins der entschiedenen Philatelisten" einstimmig zum dritten Schriftwart berufen hatte.

Einundfünfzigjährig war er stellvertretender Vorsitzender.

Als Siebenundfünfziger leitete er dort ganz allein.

Vierzehn Jahre noch herrschte er so über seine Welt. Einundsiebzigjährig indes fühlte er, daß sein Ende nahte.

Dieweil er — noch in den letzten Tagen von Klebefalzen und Fließpapieren, von Lupen und Zähnungsschlüsseln umgeben — sein Leben überdachte, schien es ihm, daß es redlich und zielbewußt gewesen wäre, obgleich er den eigentlichen Erfolg, den er sich einst erträumt hatte, nicht verwirklicht fand — denn nie war es je so weit gekommen, daß seine männliche Sehnsucht nach dem Besitz einer ganz bestimmten Ausgabe-Spielart der braunen Vierschillingsmarken von Bergedorf gestillt worden wäre.

Wie der Nachruf, den man ihm widmete, ausdrücklich bemerkte, war er es, dem die Schar der Briefmarkenfreunde die wissenswerte Nachricht dankt, daß im Laufe der Zeit der mittelamerikanische Staat Nicaragua die meisten Wertzeichen, nämlich 1333 verschiedene Exemplare, ausgegeben hat.

Von seinem sonstigen Dasein berichtete dieser Nachruf wenig. Immerhin aber hatte er sich nebenher einen Wortschatz von genau eintausenddreihundertachtundvierzig Wörtern erworben, ein Amt in der städtischen Verwaltung aus-

naturalisiert, das Modell blieb, mehr als je vorher, sich selber überlassen. Einige Künstler gingen in ihrer Abneigung gegen die akademische Konvention so weit, daß sie das Modell nicht mehr in ruhenden Stellungen verharren, sondern es frei im Atelier umhergehen ließen, um die Formen des Unwillkürlichen und der Bewegung zu studieren. Wobei sie das von selbst sich einstellende Element des Grotesken nicht scheuten. Diese Auflockerung war um so nötiger, als das Modell — vor allem das Aktmodell — im neunzehnten Jahrhundert die Fähigkeit eingebüßt hatte, sich unbefangen zu bewegen. Heute hat der Sport, hat die naturgemäßere Kleidung einen Wandel gebracht. Damals wirkte das Aktmodell nicht unbefangen nackt, sondern in einer befangenen Weise entkleidet und darum unbeholfen und zugleich geziert. In der ganzen bürgerlichen Modekunst des neun-

zehnten Jahrhunderts ist die geschnürte Venus zu Hause. Selbst das Idealbild trug unsichtbar ein Korsett.

Merkwürdig verhält sich von je das Publikum der Tatsache gegenüber, daß Künstler weibliche Modelle brauchen und daß sie sich damit in gewisser Weise außerhalb der herrschenden Sitte zu stellen scheinen. Nicht zuletzt um einer schlecht begriffenen Modellromantik willen hat das Wort Atelier eine geheimnisvolle Bedeutung gewonnen. Es gilt als ein Ort der Mysterien. In der Tat ist es ja nun auch etwas Erkünsteltes, wenn sich der Maler oder Bildhauer mit seinem Modell im stark geheizten Atelier einschließt, um der wahren Natur und der reinen Schönheit auf die Spur zu kommen. Oder wenn in den Aktklassen der Akademien viele Kunstjünger mit ihren Staffeleien um ein nacktes Modell versammelt sind, manchmal schweigend arbeitend, zuweilen aber auch mit derben Reden die Arbeit würzend. Das Erkünstelte zeigt sich in der folgenden Anekdote.

Ein junger Maler war vor dem Krieg als Soldat eingezogen worden und erzählte auf der Mannschaftsstube den Kameraden von der Aktklasse. Er sprach zu einfachen Leuten, die nicht zimperlich waren, zu Landarbeitern, Kutschern und Schlächtern. Als er aber von den weiblichen Modellen erzählte, wurde ihm gesagt, das sei Lüge. Und als er Beweise gab, die nicht angezweifelt werden konnten, wurde einstimmig erklärt, es sei eine Schweinerei. Sie empörte das objektive Studium; darin sahen sie etwas Entwürdigendes, sowohl für den Maler wie für das Modell.

W. Nowak

Ein anderes Beispiel bot vor bald fünfzig Jahren der damals in ganz Deutschland vielbesprochene Graefe-Prozeß. Ein weibliches Modell hatte Erpressungen an einem Professor Graefe von der Berliner Akademie versucht, der ein Bild „Das Märchen" gemalt — ein süßer Kitsch übrigens — und dazu ein Aktmodell benutzt hatte. Im Verlauf des Prozesses war viel die Rede von den „Geheimnissen der Malerateliers", wobei Muckertum, Selbstgerechtigkeit und Sensationslust Triumphe feierten. Anton von Werner, der Akademiedirektor, glaubte mit der öffentlichen Erklärung hervortreten zu müssen, die Künstler beanspruchten nicht eine besondere Moral und Freiheit für sich, sondern auch sie seien gute Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft.

*

Wer das menschlich Problematische erkennen will, das wie ein unlösbarer Rest nun einmal im weiblichen Modellwesen liegt, der muß die Frauen der Künstler beobachten. Für sie liegt in den Tatsachen eine leise Tragik. Ihre Gedanken kreisen unablässig um das verschlossene Atelier des Gatten, sie kämpfen beständig mit einer dumpfen Eifer-

Ottomar Starke

sucht, die natürlich ist und derer sie sich doch schämen. Nicht selten wird darum der Ausweg gewählt, daß die Ehefrau selbst zum Modell wird. Unbedenklich ist aber auch dieses nicht; denn die Frau will nun einmal nicht objektiv, sie will nicht außerpersönlich betrachtet werden und nur Gegenstand des Studiums sein. Manchmal ist es auch umgekehrt: der Künstler heiratet sein Modell. Aufschlußreich ist in dieser Hinsicht das Verhalten Rembrandts, der zuerst seine Frau Saskia als Modell benutzte, und der später die Magd und das Modell Hendrickje Stoffels zu seiner Hausfrau machte. Von Böcklin wird glaubwürdig erzählt, daß seine Frau ihn mit Eifersucht geplagt und daß er darum auf die Arbeit nach dem weiblichen Modell verzichtet hätte — woraus sich dann manche unbeabsichtigte Verzeichnung auf seinen Bildern erklärt. Die Sitten sind im ganzen recht mürrisch geworden. Es ist nicht mehr vorstellbar, daß eine große Dame dem Beispiel der Paolina Bonaparte, der Schwester Napoleons, folgt, die sich als Venus von Canova modellieren ließ. Womit Modell und Künstler dann einen so großen Publikumserfolg hatten, daß eine Barriere den Ansturm der Bewunderer abwehren mußte. Auch fehlt der Zeit das Verständnis für jene Frauen der hohen Wiener Gesellschaft, die sich in Makarts Atelier drängten und sich als Modelle für seine Sensationsgemälde anboten.

Das Modellstehen ist ganz und gar ein Beruf geworden. Fast ein bürgerlicher; denn die meisten weiblichen Modelle würden es sich ernstlich verbitten, wenn zwischen ihnen und den gar zu amourösen Frauen die Grenzlinie nicht streng gezogen würde. Es gibt eine Modellbörse, wo der Nachfrage ein Angebot antwortet und wo es zugeht wie in einem Arbeitsamt. Früher, als die bürgerliche Publikumskunst blühte, konnte man auf diesen Märkten wunderliche Gestalten sehen. Es gab da alte Männer, die von einem langen Vollbart oder von einem Apostelkopf jahrzehntelang lebten, es gab Spezialistinnen für Dämonie und für Madonnenfrömmigkeit. Auf den Jahresausstellungen der „Großen Berliner" am Lehrter Bahnhof konnte man diese Modelle in stets wechselnden Kostümen wiederfinden. Als sich im Jahre 1919 alle Arbeiter gewerkschaftlich zusammenschlossen und Lohntarife aufstellten, erschienen bei dem zuständigen Geheimrat im Kultusministerium auch Vertreter der Modelle mit der Forderung, es müßten Tariflöhne festgelegt werden für Kopf, Halbakt und Vollakt. Mit der Romantik, mit der faulen sowohl wie mit der echten, ist es vorbei. Das Verhältnis von Künstler und Modell wird immer normaler.

Über dieses Thema wäre noch manches zu sagen, denn es berührt allerwärts die künstlerische Tätigkeit. Vielleicht wird einmal ein Buch über das Modell geschrieben; es würde eine Kunstgeschichte im kleinen werden. Als Motto könnte ein solches Buch die hübschen Sätze wählen, die der preußische Zeichner Chodowiecki mit Rokokograzie einst geschrieben hat:

„War ich in Gesellschaft, so setzte ich mich so, daß ich die Gesellschaft oder eine Gruppe aus derselben oder auch nur eine einzige Figur übersehen konnte und zeichnete sie so geschwind oder auch mit so vielem Fleiß, als es die Zeit oder die Tätigkeit der Person erlaubten. Bat niemals um Erlaubnis, sondern suchte es so verstohlen wie möglich zu machen; denn wenn ein Frauenzimmer — und auch zuweilen Mannesperson — weiß, daß man's zeichnen will, so will es sich angenehm stellen und verdirbt alles, die Stellung wird gezwungen . . . Was habe ich da zuweilen für herrliche Gruppen mit Licht und Schatten, mit allen den Vorzügen, die die Natur, wenn sie sich selbst überlassen ist, vor all den so gerühmten Idealen hat, in mein Taschenbuch eingetragen. Ich habe stehend, gehend, reitend gezeichnet; ich habe Mädchen im Bett in allerliebsten, sich selbst überlassenen Stellungen durchs Schlüsselloch gezeichnet . . . Ich habe nach Gemälden wenig, nach Gips etwas, viel mehr nach der Natur gezeichnet. Bei ihr fand ich die meiste Befriedigung, den meisten Nutzen; sie ist meine einzige Lehrerin, meine einzige Führerin, meine Wohltäterin. Wo ich sie finde, werfe ich ihr einen Kuß zu: dem reizenden Mädchen, dem prächtigen Pferde, der herrlichen Eiche, dem Strauch, dem Bauernhause, dem Palast, der Abendsonne und dem Mondlicht. Alles ist mir willkommen, und mein Herz und mein Griffel hüpfen ihm entgegen."

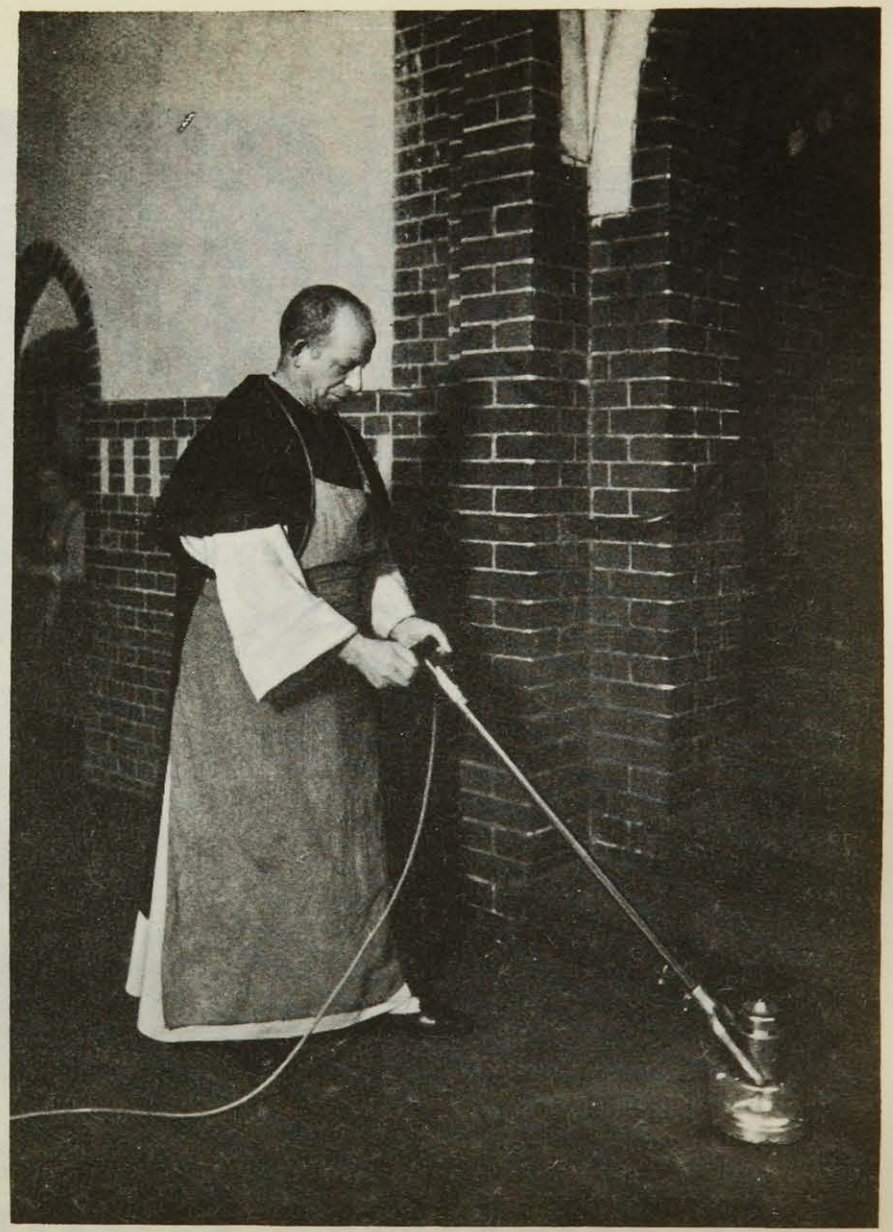
Alexander Gerbig

Adèle, Wien

Der Gent um 1890

Zander und Labisch

Der Maler Anton von Werner



Jacobi

Mönch mit Staubsauger

Sammlung Handke

Lebendes Bild: Erbprinz Leopold und Erbprinzessin Antonia von Hohenzollern (1880)

Walter Reuter

Ping-pong

Brassai (Mauritius)

Das Modell

Lob der Heimat

Von

Rudolf Roßmann

Ein versteckter märkischer See — zwischen silbergrauen Weiden blitzen hellichte Segel — Schlepper ziehen in die Ferne mit lautloser Lebendigkeit. Eine Entenmutter schwimmt mit ihren Jungen am Ufer vorbei, eines trägt sie auf dem Rücken. Der Entenzug schlängelt sich durch gelbe Wasserrosen. Im Viereck umschließen Tannen, Pappeln und Weiden die blumige Rasenfläche, an deren Ende das kleine Landhaus im oberbayerischen Stil mit dem lang abfallenden roten Dach wie eine Henne zwischen Obstbäumen und Rosenbüschen gluckt.

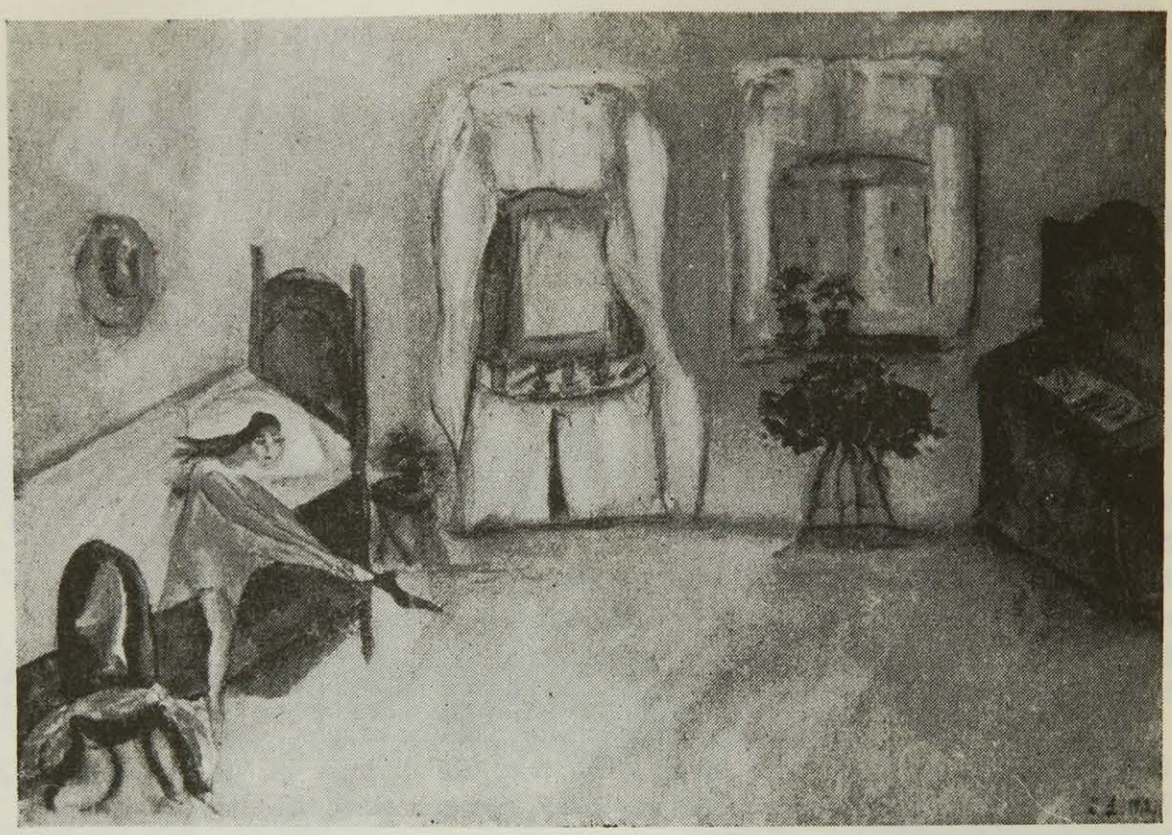
„Ha, jetzt gucke Se doch mal", sagt die Besitzerin aus Worms und hält mir einen Teller unter die Nase, „der da is aus Schliersee und dieser aus Füssen. Das Töppche da is aus Selva in den Dolomiten". Der schwindsüchtig ausschauende Heilige mit dem Wackelkopf is aus Obersdorf. Das Wagenrad als Lampe im Bauernzimmer — etwas bedrohlich über dem Eßtisch — stammt von einer alten Postkutsche. „Der Schlosser hat sich erst mit seinem ganzen Gewicht an den Hake hänge müsse, an dem das Rad befestigt ist", sagt sie, um die Gäste zu beruhigen.

„Da schau' Se, dieser Stuhl is mit einem blaue Sammet bezoge, den ich als Sammetpuff an meinem ersten lange Kleid trug als Mädche. Und der schottische Taffet auf diesem Stuhl is eine zertrennte Bluf', die ich getrage hab', als ich geheiratet hab'." Dann hält sie mich energisch in einer Biedermeierzimmerecke fest, und man muß, ob man will oder nicht, den stimmungsvollen Farbenakkord der Biedermeierdecken und -kissen bewundern, Groß- und Urgroßmutter haben sie selbst gestickt und filiert. Und das ist der Reiz dieses echt süddeutschen Heims, daß es ohne ihre Besitzerin nicht zu denken ist. So persönlich ist es, daß ihr süddeutsches, Wormser Temperament überall durchdringt.

„Die Farbe, die darin sin, hab' ich früher geroche un gesehe", sagt sie, „grad so wie ich die Pferdeäppel noch riech, die in Worms der Mann auf der einsame Straß mit der Hand auf die Schaufel geschobe hat; un wisse Se", sagt sie, „die Sache hab' ich allemal in meine Kindheiterinnerunge gezeichnet un farbig angedüscht, weil ich mich von dem steife, norddeutsche Lebe lossspreche mußt, und dann war's mir leichter. Schaue Se, auf dem Blatt is der Klavierlehrer gezeichnet, der mich un die Pulleken aus Holland im Pensionat so anguckte, daß wir ihm aus Rache heimlich seine Mantelärmel zunähten. Un dadrauf is die närrisch Marie, die jede Tag durch die Altstadt kam, grad wenn ich un die Rosl aus der Schul kam. Die Volksschüler rannten ihr nach und steckten ihr die Zunge raus. Awa wisse Se — die Rosl un ich ware höhre Döchter und stande ei bißche abseits, aber neugierig ware wa doch. Und auf dem Blatt bin ich selbst drauf, wie ich morgens nicht schnell genug aus dem Bett in die Strümpf hab' schlupfe könne, denn immer war für mich was los, wenn auch eigentlich gar nichts los war. Wenn auch nur eine Tante kam mit einem Geschenk oder wenn wir Schlittschuh laufe wollte in die Altstadt, wo die Buwe uns engagierten und die Kommerzienrätin sich mitte aufs Eis im Schlitte schiebe ließ und trotz der Kälte einen Handschuh auszog, damit man an der Hand ihre Brillante funkeln sah. Und hier ist der Familienrat, der mei Zeichne beanstandet hat. So was, meinten die Großeltern, gehört nicht in ein anständig bürgerliches Haus, es verdirbt die Moral."

*

Draußen im Garten arbeitet der Gärtner und seine Frau, ein altes, friedliches Paar wie Philemon und Baucis. Mit siebzig Jahren hat er sie erst geheiratet, seine



Johanna Loeb

vierte Frau. Trotz hohen Alters ist er mit seiner vorgebauten Maulwurfsschnauze noch recht lebendig. Er ist Gärtner, Beschützer und Lakai zugleich. Er hat sich angewöhnt, seine Herrin morgens mit einem nachdrücklich eifrigen Handkuß zu empfangen, wie er meint, daß man es in vornehmen und großen Häusern mache. Die Herrin hat darum, und auch weil englische Ladies bei Gartenarbeit Handschuhe tragen, immer Handschuhe an, wenn sie in den Garten geht. Der Gärtner ist, wie schon gesagt, Beschützer und Verteidiger gegen eventuelle Einbrecher, das gibt ihm Würde und ein Gefühl seiner Unentbehrlichkeit. Und wenn sich die betuliche Wormserin bei seinem hohen Alter nicht sicher genug fühlt, tritt er wie Tartarin von Tarascon mit einer dicken Bambusstange auf den Plan, steckt einen Besenstiel mit Mütze und Rock in die Erde, der den Dieb vorstellen soll, und rekonstruiert einen fingierten Tatbestand. Er hebt drohend den Bambus und schlägt auf den Besenstiel ein. Er tritt und würgt den Besenstiel, bis dem vermeintlichen Dieb die Gedärme heraushängen, wie er sagt. Seine Frau steht nebenan mit weitem, faltigem, bis an die Waden gebauschtem Rock mit breiten, lila verwaschenen Streifen drauf, wie eine römische Tunika sieht es aus. Schwarze überhängende Wollstrümpfe am Ende der Tunika.

„In diese Zeite muß man sich anpasse auch mit dem Personal", sagt die Herrin. „Die Gärtnersfrau hat meinen alten Badeanzug bekomme mit dem weite Rock, wie man ihn früher trug, als man noch nichts zeige durft. So e Badeanzug is jetzt praktisch zu verwerte, er reicht grad zu einem Gartenkleid." Die spärlichen, langsträhnigen weißen Haare hat Baucis im Sinne ihrer Besitzerin mit einem weißen Tuch gefaßt, aber ganz ist es ihr nicht gelungen. Sie knüpfte ein allzu langes Handtuch um, dessen Zipfelenden jetzt wie zwei große Flügel herausstehen und die flatternden Kohlweißlinge beunruhigen. Sie bewohnte im Norden Berlins ein kleines, düsteres Hinterhofzimmer. Damals lag ihr nichts mehr am Leben, heute in diesem Paradies will sie nicht mehr sterben. Baucis sucht immer ihren Philemon und sieht nicht mehr gut. „Robert",

ruft sie mit dünner, piepsender Stimme und schaut mit vorgeschobenem Alterskinn in die Ferne. Und umgekehrt sitzt Robert, wenn er etwas tun soll, Pfeife schmauchend in der Sofaecke und ruft seine Ernestine.

*

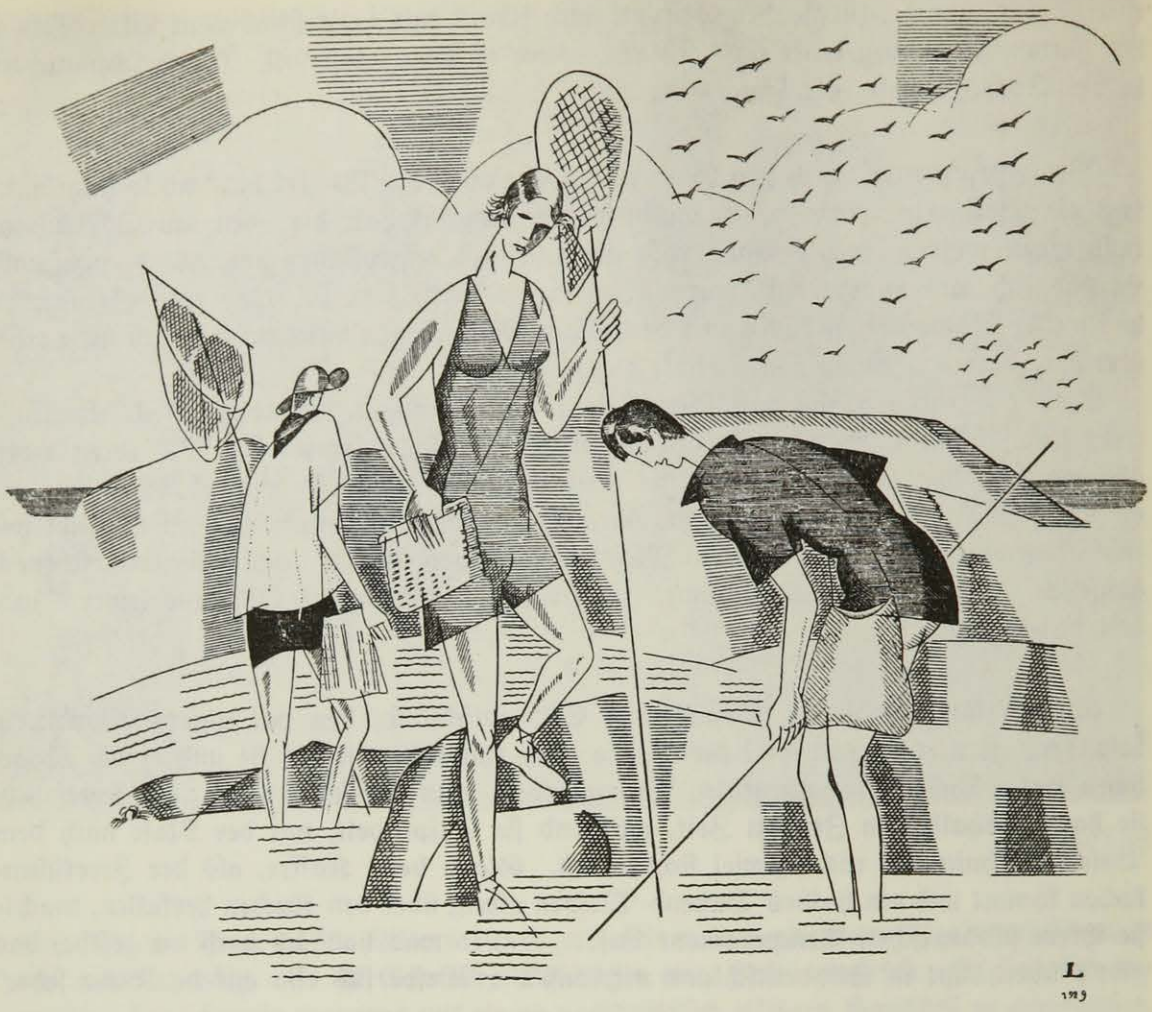
Wir gehen weiter durch den Garten. „Die Laube am Wasser hab' ich so angelegt", sagt die Besitzerin, „wie die Großmutter es gemacht hat, die vorn am Gartenhaus links einen weißen, rechts einen rosa Heckestrauch angepflanzt hat, die hochgeschosse sin und sich owe rumgerankt hawe. Ja, meine Se", sagt sie, „die rote Geranje un das weiße Blumebeet nebedra mit dem blaue Rittersporn hintedra hab' ich nit vorher überlegt, damit der fein Farbeeffekt rauskam?"

Auch auf ihrem Blusenausschnitt liebt sie Blumiges, Handgesticktes. Unistoffe trägt sie manchmal, denn die sind ja eigentlich vornehmer, meint sie. Mit ihren Holzabsätzen aus der Kriegszeit geht sie holdridipoldri treppauf treppab. Sie hat ein ernstes, schwarz umrahmtes Gesicht, darin eine Nase, die kurz nach oben abbricht wie eine Regendachrinne. Im nächsten Moment kann das Gesicht auch lustig und clownesk aussehen. Sie wird Hans genannt. Dieser Hans hat sich die Melodie seiner Kindheit bewahrt.

*

Gestern kam weiblicher Besuch aus Süddeutschland, den hat unsere Wormserin besonders gern, vielleicht weil die Dame noch rundlicher ist als sie und einen Wogebusen hat. Diesen monumentalen Busenvorbau kann die selbst nicht ganz übersehen, sie hackt deshalb von Zeit zu Zeit, während sie lossprudelt, mit der Nase nach dem Busenausschnitt, ob nicht zuviel sichtbar ist. Gleich beim Kaffee, als der Zwetschenkuchen kommt und ein halbes Dutzend Wespen gierig über den Kuchen herfallen, machte sie ihrem süddeutschen Temperament Luft: „Ha, so was hab' ich noch nit gesehe, das gibt's überhaupt in Süddeutschland nit, daß die Wespe sich eim auf de Kuche setze."

Johanna Loeb



J. E. Laboureur

Dichtung aus Natur und Geist

Von

Erik Reger

„Das Schwierige bei der Natur ist", sagt Goethe, „das Gesetz auch da zu sehen, wo es sich uns verbirgt, und sich nicht durch Erscheinungen irremachen zu lassen, die unseren Sinnen widersprechen." Er nennt auch gleich ein Beispiel: „Daß die Sonne stillstehe, daß sie nicht auf- und untergehe, sondern daß die Erde sich täglich in undenkbarer Geschwindigkeit herumwälze, widerspricht den Sinnen so stark wie etwas, und doch zweifelt kein Unterrichteter, daß es so sei." Was Goethe meint, interessiert vor allem durch die Art, wie er es sagt. Hier redet der Wissenschaftler dem Dichter ins Gewissen. Der Wissenschaftler, der sich darüber klar ist, daß die Natur ja selber den Menschen mit dem Rüstzeug des Geistes ausgestattet hat, um auch dasjenige als wahr zu erkennen, das den Sinnen widerspricht — der Wissenschaftler redet dem Dichter ins Gewissen, der geneigt ist, die Vorstellung vom Sonnenaufgang gelten zu lassen, obwohl er weiß, daß sie der Wahrheit zuwider ist.

Lange Zeit schien dieser Gegensatz ein System zu bilden. Der Dichter, der aus den Sinnen urteilte, den die Erscheinung fesselte, der sich mit der Empfindung begnügte — der Dichter grenzte sich gegen den Wissenschaftler ab, dessen Gedanken unmittelbar aus dem Wesen der Natur entstanden. Reine Phantasie, die allem und jedem den Zugang zur eigenen Seele gestattet, gegen reine Vernunft, die jedwedem Gegenstand ins Innerste dringt. Grob gesagt: die Natur des Erlebnisses gegen den Geist des Geschehnisses.

Aber mitten zwischen Phantasie und Vernunft, Erlebnis und Geschehnis steht ein größerer und allgemeinerer Bereich, den man ganz schlicht „das Leben" nennt; und dieses Leben ist nicht so oder so, sondern in jedem Augenblick anders und bis zur Unwahrscheinlichkeit unberechenbar. Oft genug verläuft es so naturwidrig, als ob in der Tat die Sonne sich um die Erde drehe, und mit keinem Einwand sollte man vorsichtiger sein als mit diesem, daß eine gedichtete Handlung „unwahrscheinlich" sei. In dieser Hinsicht, glaube ich, ist der Dichter niemandem Rechenschaft schuldig. Er soll sich der Freiheiten bedienen, die ihm das Leben tagtäglich in die Hände spielt, und die von anderen nur darum nicht beachtet werden, weil sie nicht wie er zur dauernden Beobachtung und Nachprüfung auch des Unscheinbarsten verpflichtet sind. Eine andere Frage ist es, ob er sich auch die Gedankensprünge gestatten darf, die zu den Überraschungen des Lebens führen. Ohne Zweifel darf er es nicht. Macht er sich das Naturwidrige zunutze, so darf er das Sinnwidrige um so weniger hinnehmen; beansprucht er die Sinne, so muß er es tun, um einen Sinn zu finden. Denn das Leben braucht keinen Dichter; die Menschen brauchen ihn, die das Objekt des Lebens sind — jenes seltsamen Gemischs aus vielen realen und irrealen, kühn ineinanderfließenden Substanzen.

Was vierzig Jahre vor Zola ein Wortführer des Jungen Deutschland verkündete: „Das Leben ist des Lebens höchster Zweck, und höher kann es kein Mensch bringen, als den lebendigen Organismus darzustellen" — das wurde vom Naturalismus zum Prinzip erhoben und zugleich entwertet. Die Interpretation, die dort gegeben wurde, hieß: getreue Reproduktion des Lebens — und weiter nichts. Der Hinweis auf den Organismus fiel unter den Tisch. Da man ihn offenbar für selbstverständlich hielt, blieb man ohne Verständnis für seine außerordentliche Bedeutung. Vom Leben aber gilt, was Wilhelm von Humboldt über Geschichte und Geschichtschreibung gesagt hat. Alles, was als sichtbares Ereignis erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; alles, was dieses Stückwerk verbindet, das Einzelne ins wahre Licht stellt, dem Ganzen Gestalt verleiht, das bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Die Tatsachen niederschreiben, heißt also noch nicht, der Wahrheit des Geschehenen Genüge tun. Denn die Wahrheit beruht auf dem Hinzukommen eines unsichtbaren Teils der Tatsachen, nämlich des ursächlichen Zusammenhangs. Diesen muß der Dichter nicht anders als der Geschichtschreiber hinzufügen; und damit beginnt dann jene künstlerisch-schöpferische Aufgabe, die man „gestalten" nennt. Aus der Kraft seines Geistes bildet der Dichter, was in der Natur

Karl Gerhold

zwar vorhanden, aber mit bloßer Empfänglichkeit nicht wahrnehmbar ist. An die Stelle der erfindenden Phantasie tritt die Verknüpfungsgabe, die auf Grund eines sowohl an praktischer Erfahrung wie an wissenschaftlicher Forschung geschulten Denkens das Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt.

Gesetzt, es wäre von einer Feuersbrunst zu berichten. Der Dichter kann erzählen, wie die Flammen den Dachstuhl hinaufzüngeln oder wie die Feuerwehr ihre Löscharbeit betreibt. Er kann auch erzählen, wer das Feuer angelegt hat und weshalb es soviel Nahrung fand. Eine ruhige und ordentliche Zeit, in der es keine Brände gibt, will erfahren, wie es aussieht, wenn es brennt. Eine aufgeregte und unsichere Zeit, in der die Brände epidemisch sind, will wissen, woher es kommt, daß alles brennt. Die ruhige Zeit findet ihr Vergnügen an der Kunst der Schilderung. Die unruhige Zeit sucht ihre Befriedigung in der Kraft der Erkenntnis. Dementsprechend mußte sich der Gesellschaftsroman alten Stils in einen Geschichtsroman verwandeln, der schon in der Darstellung der Gesellschaft als geschichtsbildender Kraft enthalten ist. Diese Darstellung ist unweigerlich zugleich eine Bloßstellung. Ob der Dichter sich für oder gegen einzelne Phänomene der Zeit, ja ob er sich für oder gegen die Grundlagen der Zeit entscheidet, ist für die Art der Darstellung unwesentlich, sofern er seinen Standpunkt hinreichend begründet und sich nicht in die Position eines kleinen Jungen drängen läßt, der in Grimms Hausmärchen liest und fieberhaft bemüht ist, sich einen Begriff von all den Prinzessinnen, Riesen, Zwergen, Feen und Hexen zu machen, die da mit einer unfaßbaren und beinahe unverschämten Selbstverständlichkeit auftreten.

Wer nicht weiß, was die Welt ist, weiß auch nicht, wo er lebt. Wer nicht weiß, wozu die Welt da ist, weiß auch nicht, wer er ist. Und wer von

allen Dingen auch nicht ein einziges weiß, kann auch nicht sagen, wozu er selber da ist. Die Allgemeinheit dieser Erkenntnis unterscheidet die gegenwärtige Epoche von allen früheren: diese erstaunliche Gemeinsamkeit bei aller Vielfältigkeit der Temperamente, Anschauungen und Gesinnungen. Man mag Gruppen auseinanderhalten: solche, deren Arbeiten die Bedeutung einer vollständigen gerichtlichen Beweisaufnahme haben und das Publikum zur Prüfung eines Wertes zwingen wollen, indem sie die Geltung dieses Wertes leugnen, oder solche, die noch mit den Mitteln der psychologischen Schule an die Zeitgeschichte herangehen, oder schließlich solche, die mit den Augen der Vagabunden durch Liebesaffären, Abenteuer und ferne Länder schweifen — die Gruppen sind zu erkennen, gewiß, aber irgendwelche literarischen Richtungen, die man mit einem konkreten Namen belegen könnte, gibt es nicht mehr. Trotz aller Versuche, derartige Bezeichnungen zu finden, war die Periode der literarischen Stilfolgen schon mit dem Expressionismus ein für allemal abgeschlossen. Das Leben war den Menschen so über den Kopf gewachsen, daß es für solche Dinge keinen Raum mehr ließ. Es bestand nur noch eine Notwendigkeit: sich mit ihm auseinanderzusetzen, gleichgültig, in welchem Stil. Bei aller Verschiedenheit der Arbeitsmethoden vermochte sich niemand einer Lage zu entziehen, die dem Dichter die Rolle des Lebenserkenners und die Pflicht der Erkundung zuweist. Phantasie, vergeistigende Dichtung und verknüpfende Darstellung werden dem kühleren Betrachter unserer Zeit nicht mehr als abgesonderte, einander entgegengesetzte und einander einschränkende Tätigkeiten des Geistes, sondern als verschiedene geistige Strahlseiten erscheinen: Natur, gesehen durch den Geist.

Sind wir damit wieder bei der Tradition angelangt, in deren Mitte Zolas Wort steht: „Die Kunst ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament"? Bis zu einem gewissen Grade ja; nur mit einer sehr wichtigen Hinzufügung: gesehen nämlich durch ein vom Verstand kontrolliertes Temperament. Es hat nie eine große Dichtung gegeben, die nicht bedeutsame Züge des Lebens ausgesprochen hätte, einer wie trostlosen, bizarren oder blinden Natur sie auch angehören mochten. Das Eigentümliche des Naturalismus war nur, daß er hieraus einen Kunstgriff machte. Indem der Dichter selbstlos hinter die Handlung zurücktrat, vermied er die Übertreibung der handelnden Persönlichkeiten — jene Vergrößerung, die aus einem Geizigen, einem Schlemmer, einem Wüstling den Geiz, die Völlerei, die Wollust selber macht —, und in der Wirklichkeit der Schilderung, in der Wahrhaftigkeit des menschlichen Dokuments fanden alle Einzelheiten ihren Platz. Freilich erschöpfte sich auch darin die Gestaltung. „Alle Köpfe stehen im gleichen Niveau", meinte Zola, „denn die Gelegenheit ist selten, wo man einen wirklich hervorragenden Menschen auftreten lassen kann." Von heute gesehen, offenbart dieser Satz, wennschon vielleicht keinen Unterschied der Standorte, so doch einen Unterschied in der Zielrichtung. Zola endete mit der Feststellung, daß ein Anatom, der die Menschen moralisch seziert, selten etwas Hervorragendes findet. Mancher, der heute wieder an ihn anzuknüpfen scheint, beginnt mit der Frage: Warum

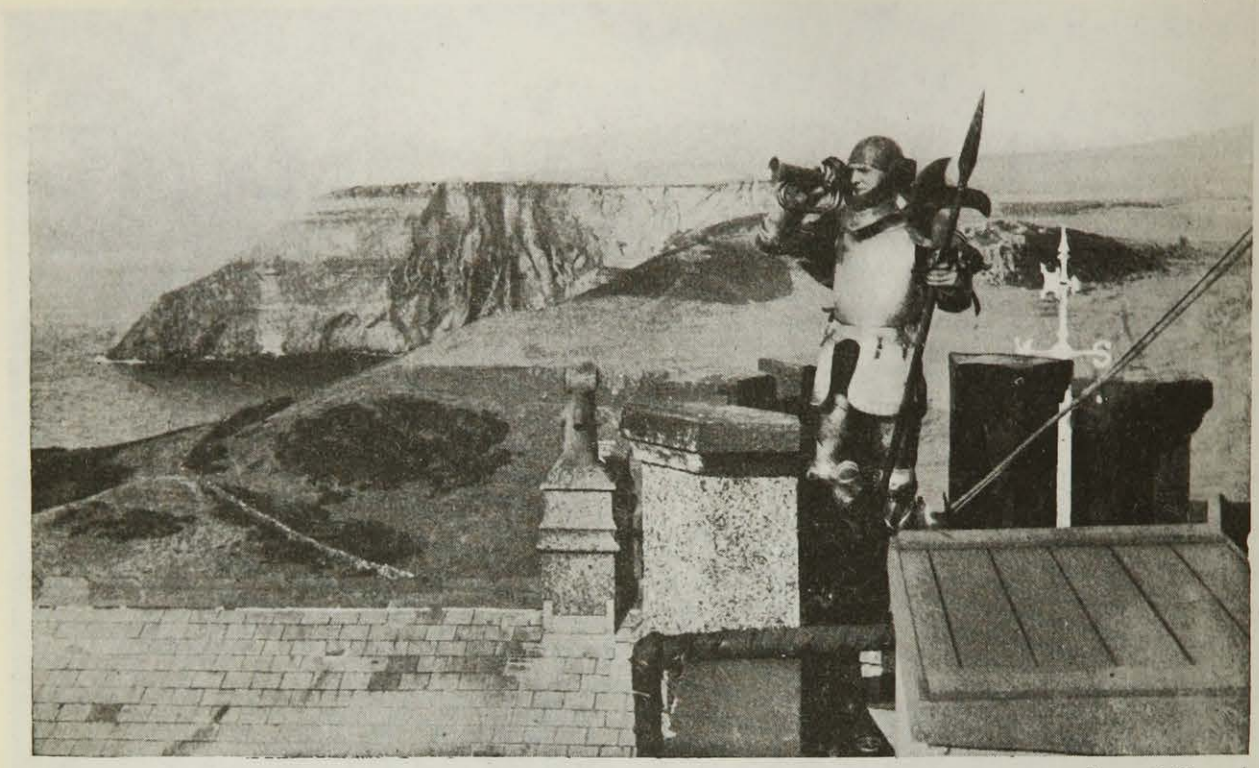
denn findet er nichts Besseres? Und so gelangt er dahin, zu den Tatsachen die Lehre zu geben. Der Hintergrund erleuchtet sich. Ein Röntgenbild entsteht. Das Röntgenbild zeigt zu den Begebenheiten die geistigen Ursachen.

Nur darin hat sich seit Zola, seit Flaubert nichts geändert, daß der Geist — nach welcher Seite der Natur er sich auch wenden mag — nicht mehr auskommt ohne das bindende Verhältnis zum Objekt, ohne das energische Studium der Materie. Auch die abseitigen Naturen haben begriffen, daß unter allen Momenten eines Daseins nur diejenigen noch der Dichtung würdig sind, die einen Zug des allgemeinen Lebens aufschließen. Abenteuer, Liebesaffären — sie gehören zu diesem Leben wie eh und je. Aber der Dichter, der davon erzählt, kann nicht mehr den Anschein erwecken, als bliebe eine Liebesaffäre nicht eine Liebesaffäre, wenn statt eines Grafen ein Ingenieur daran beteiligt ist, oder ein Abenteurer nicht ein Abenteurer, wenn er im Zivilberuf nicht Schauspieler, sondern Bankbeamter ist. Und wer sich der Landschaft zuwendet, kann nicht mehr die Umsetzung der Natureindrücke in Gemütseindrücke versuchen. Diejenigen irren daher, die nach äußerlichen Anzeichen glauben, daß hier und da wieder die Romantik Eichendorffs am Werke wäre. Ein Jahrhundert Naturwissenschaft ist auch an den romantischsten Charakteren nicht spurlos vorübergegangen. Wenn Beziehungen zur Vergangenheit festgestellt werden müssen, könnte man eher von Stifter als von Eichendorff reden. Denn wie bei Stifter sehen wir in manchen heutigen Dichtungen eine minutiös und nicht selten wissenschaftlich betrachtete Natur; wie bei Stifter auch als Grundgefühl die Empfindung, daß — einerlei, was die Menschen jeweils davon halten — der Mond über die Erde gehen, die Melodie des Windes rauschen und der Himmel in unbeschreiblichen Farben leuchten wird. Wenn darauf der Dichter, in Stifters Spuren wandelnd, die Menschen in der Natur keine andere Rolle als die der Staffage spielen läßt, so mag die Folgerung ein Traum sein; die Voraussetzung ist Wirklichkeit. Unverkennbar bleibt das Bestreben, persönliches Erleben nicht minder als fremde Zustände durch die Erforschung von Wert und Zusammenhang zu erweitern und zu vertiefen; unverkennbar auch das Bewußtsein, daß es nicht leichter, sondern schwerer als alles andere ist, Tatsächliches in der Dichtung zu bewältigen — eben weil es geordnet und geformt werden muß.

Es mag, um noch einmal an den Vergleich mit Humboldts Auffassung von Geschichtschreibung zu erinnern, sonderbar erscheinen, daß zur Grundlage der Dichtung „zugleich mit dem Reichtum des Lebens die Trockenheit mathematischer Anschauung" gemacht werden soll. „Aber es bleibt darum nicht weniger wahr, und der Dichter bedürfte nicht der beflügelnden Kraft des Genies, wenn es nicht bestimmt wäre, den tiefen Ernst streng beherrschender Ideen in die Erscheinung freien Spiels umzuwandeln." Es kommt nur auf ihn an, den fesselnden Zauber mathematischer Wahrheiten, der Verhältnisse von Raum und Zeit zu offenbaren und durch gründliche Erhellung des organischen Baus zu erhöhen — kurzum, den Leuten in allen Lebenslagen zu beweisen, daß Sehen nützlicher sei als Blindsein.

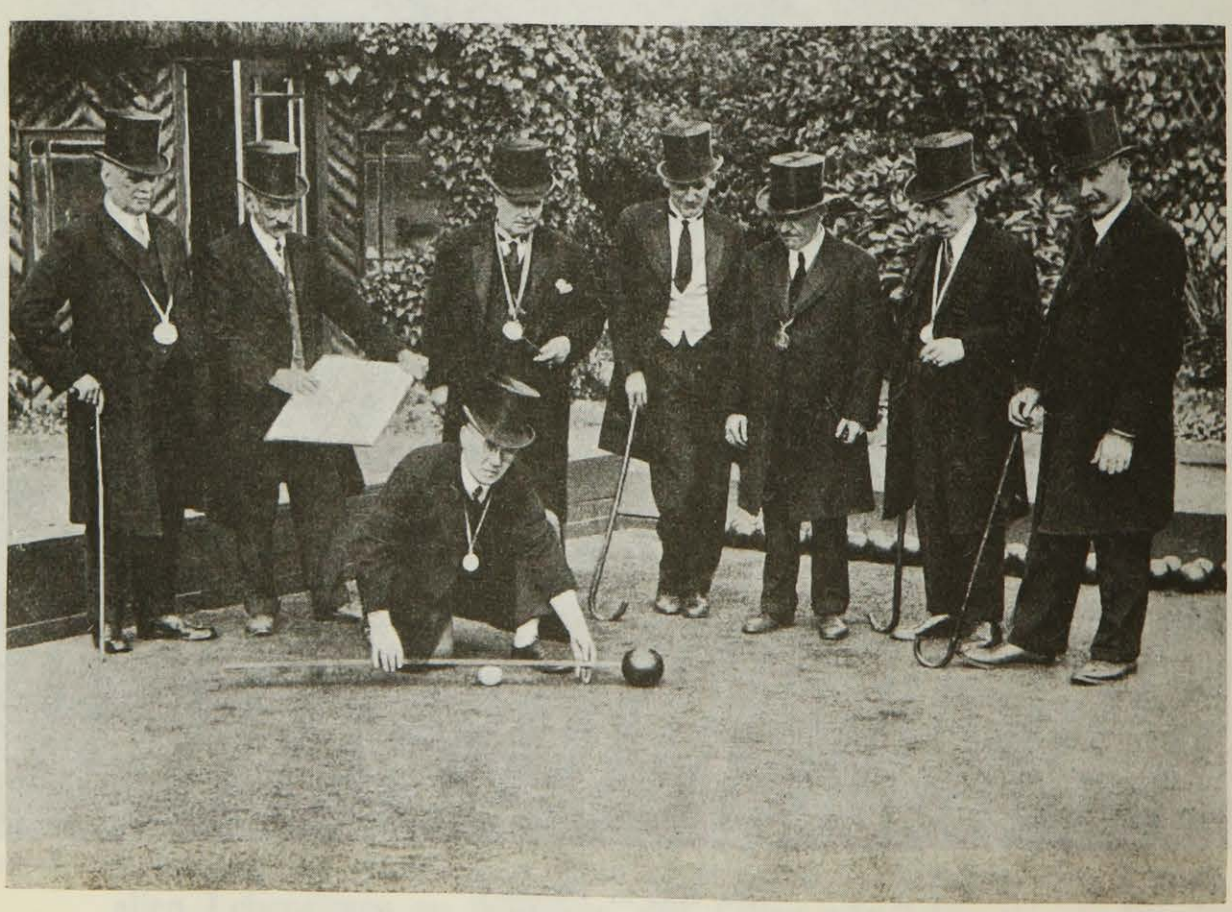
F. R. Ratnagar

Am Kai in Bombay



Sport & General

Retraite auf einem König-Artus-Schloß-Hotel in Cornwall



International Graphic Press

Bowling-Spiel um den Titel „Sir" (Southampton)

International Graphic Press

Lloyd George weiht das Denkmal eines Märchendichters ein

Sport & General

Kühn

Die Spielbank in Baden-Baden vor hundert Jahren

Roulette, streng wissenschaftlich

Von

Otto Zoff

Allem Anschein nach war Dostojewskij nicht grade auf den Kopf gefallen; aber das Rezept, das er für das Roulettespiel angibt, ist von einer so lächerlichen Primitivität, daß man sich an den Kopf greift. Er meint, daß man abwarten soll, bis eine bestimmte Chance in einer sehr hohen Serie nicht eingetroffen ist; dann setze man auf sie. Sprang also die Kugel sechzehn- oder achtzehnmal auf Noire, so setze man auf Rouge. Kommt weiterhin Noire heraus, so verdoppele man auf Rouge. Dies so lange, bis es sich bequemt, zu erscheinen. Dasselbe gilt selbstverständlich ebenso für Pair und Impair, Manque und Passe.

Gewiß, daß ein solcher Spieler zu guter Letzt recht behält, ist wahr. Es fragt sich bloß: wann behält er recht? Zu unserem Leidwesen immer erst dann, wenn unser Kapital durch das Verdoppeln längst flöten ging.

Glauben Sie mir, mit solchen Kindereien gibt sich ein seriöser Roulettespieler gar nicht erst ab. Denn die amtlichen Listen des Kasinos von Monte Carlo, die jeden Kugelwurf eines jeden Spieltisches publizieren, liefern den Beweis, daß es Serien nicht nur von achtzehn, sondern auch von dreißig, ja sogar von sechzig gibt!

Da könnten Sie also ebensogut auf das astrologische System schwören, in das mich eines Tages der Sohn eines französischen Senators einweihte: allnächtlich, wenn die Gestirne ihre Bahn zogen, stellte sich dieser Mann das Horoskop. Die Himmelszeichen, die nichts von jener Mogelei wissen, der die menschliche Gesellschaft frönt, kündetem ihm gegen Morgengrauen, sobald er seine Studien endlich beendet hatte, die Chance, auf die er zu setzen habe. Der Fabulus gehorchte. Gewann er, so hatten die Sterne nicht gelogen. Verlor er, so hatten sie ebenfalls nicht gelogen — er mußte sich bloß verrechnet haben. Im Durchschnitt verlor er häufiger, als er gewann. Hungernd und mit zerfetzter Krawatte gab er die Hoffnung nicht auf, eines Tages doch noch ein besserer Rechner zu werden. Von ganzem Herzen wünsche ich ihm, daß er heute endlich nachgeholt hat, was er auf der Schulbank versäumt.

Nebenbei gesagt, schien mir dieser Spieler für Astronomie und Astrologie — zwei Wissenschaften, die haarschärfste Präzision verlangen — in besonderem Maße begabt. Sobald er sich an den Spieltisch setzte, geriet er in eine derartige Aufregung, daß er in sein Carnet, wenn Rouge kam, Noire eintrug oder gar Impair. Nach einer Séance von ein oder zwei Stunden wiesen seine Aufzeichnungen auf jeder Seite immerhin zwei oder drei Irrtümer auf, was nicht unbedingt das Richtige sein soll.

Man wundert sich freilich in Monte schon nach kurzer Zeit über nichts mehr.

Sehr gediegen schien mir das System einer Komtesse X., das sie mir auseinanderzusetzen nicht müde wurde. Es basierte auf dem seit Anbeginn der menschlichen Geschichte unwiderlegbaren Grundsatz: Unglück in der Liebe, Glück im Spiel. Die Komtesse hatte einen Liebhaber, der sich aus mir durchaus begreiflichen Gründen lieber in London anstatt in Monte aufhielt. Kam mit der Morgenpost ein Brief, so lustwandelte sie am Gestade von Kap Martin träumerisch. Kam aber kein Brief, so spielte sie auf Zero. Ihre Freundinnen behaupteten, daß diese treu Liebende, je länger die Trennung von ihrem Freund dauere, desto mehr Spieltage habe.

Nein! Einer so komplizierten Angelegenheit, wie es das Roulette ist, kommt man mit simplen Tricks nicht bei. Sechsunddreißig Nummern, die sich listigerweise in sechs Hauptgruppen formieren und zu denen sich das besonders tückische Zero gesellt, ergeben eine solche Unzahl von Kombinationen, daß dem menschlichen Gehirn nichts andres übrigbleibt, als eine ebensolche Unzahl von Attacken auszuklügeln.

Das erkannte schon vor ungefähr zwanzig Jahren der französische Baron Gr. Dieser ebenso erlauchte wie erleuchtete Geist hatte sich in der Blüte seiner Mannesjahre durch Diamantenfunde in Afrika zu einem reichen Mann gemacht. Er kam in Monte Carlo mit acht Pferden und einer Jacht an. Er wohnte dem Spiele im Kasino beiläufig bei. Und da geschah es, daß das Schicksal ihn zu jener Mission auserkor, der er noch heute dient: dem Geheimnis des Rouletts mit Hilfe der strengsten Wissenschaft beizukommen.

Nachdem er zwölf Jahre lang täglich zehn bis zwölf Stunden gearbeitet hatte, fand er jenes System, das mit absoluter Sicherheit zum Gewinn führen muß. Diesem glücklichen Umstand verdankt es die Welt, daß er jenes epochale Werk geschrieben hat, das dreihundertundfünfundneunzig Seiten umfaßt.

Falls Sie sich dafür interessieren, so müssen Sie vorerst ein halbes Jahr lang jeder andern Beschäftigung und jedem behaglichen Familienleben abschwören und sich ausschließlich mit Mathematik beschäftigen. Das sind die niederen Weihen. Hierauf müssen Sie ein zweites Halbjahr opfern, um das Buch Zeile für Zeile zu studieren, wobei ich Ihnen rate, ganze Passagen auswendig zu lernen. Sind Sie bis dorthin noch im Besitz Ihrer Bewegungsfreiheit — denn so manche werden schon während dieser Zeit von gänzlich unverständigen Anverwandten interniert —, so dürfen Sie es endlich wagen, die Theorie in die Praxis umzusetzen.

Es wäre ein müßiges Unterfangen, den Inhalt des Buches auf wenigen Seiten wiedergeben zu wollen. Ich muß mich mit Andeutungen begnügen. Der tiefschürfende Baron Gr. kam zu der Erkenntnis, daß jedes Spiel auf eine einfache Chance mit tödlicher Sicherheit, wie immer man es auch anstellen mag, zum Ruin führen muß. Denn welches Kapital der Welt wäre, bei der Methode der Verdoppelung, einer Serie von fünfzig gewachsen?

Wie aber, wenn ich darauf warte, daß sich zwei Chancen kreuzen?! Um es Ihnen so simpel wie möglich zu erklären: wenn Rouge zwanzigmal ausbleibt und auch Impair zwanzigmal ausbleibt, dann setze ich auf beide. Denn schlimmstenfalls wird es sich doch nur eines von beiden einfallen lassen, sich auf eine noch höhere Minus-Serie zu kaprizieren. Ungemein logisch, wie Sie sehen.

Diese Überlegung ist bloß die erste aus einer Kette von Überlegungen. Der Baron entdeckte zum Beispiel, daß Rouge manches Mal zwar häufig kommt, aber stets nur ein einziges Mal zwischen Gruppen von Noire. Zehn- oder fünfzehnmal steht es einzeln, verlassen, einsam, zwischen richtigen Ansammlungen der andern Farbe.

Es bildet auf diese Weise stets nur eine „Unité". Nachgerade muß es als Lust verspüren, sich anzusammeln, sich zu „Agglomerationen" zu häufen. Praktisch gesprochen: erscheint nach ungefähr fünfzehn Unités von Rouge abermals ein Rouge auf der Bildfläche, so setze ich für das nächste Spiel behende wieder auf Rouge — in der Hoffnung, daß die Agglomeration (Anhäufung) sich jetzt verwirklichen wird. Sie verstehen: ich setze auf die Kreuzung zweier Chancen: einesteils darauf, daß Rouge sich so selten bequemte (denn als Unité blieb es gegenüber den Agglomerationen von Noire in Minderheit), andernteils darauf, daß es jetzt nicht nur häufiger, sondern gleich in ganzen Trupps, zumindest in Trupps von Zweien, auftreten werde.

Wenn Ihnen schon jetzt in Anbetracht Ihres brummenden Schädels der Mut sinken sollte, so halten Sie sich, bitte, doch vor Augen, daß Sie sich ein halbes Jahr Studium vorgenommen haben! Sie werden also Schritt für Schritt in dieses Gestrüpp von Berechnungen eingeführt. Von hundert Beispielen nenne ich bloß noch eines: der Baron fand, daß Rouge sehr häufig sich in Gruppen von zweien ansammelt, aber nicht in höheren; also setzt er auf Dreiergruppen von Rouge. Oder er entdeckt eines Tages, daß die Siebener- und die höheren Gruppen häufig waren; also setzt er, sobald Rouge sechsmal herauskommt, mit bewundernswerter Sicherheit auf Noire — denn die höheren Gruppen müssen es nachgerade satt bekommen, sich zu bilden. Aber das Spiel kennt an Kompliziertheit eigentlich keine Grenzen. Spielt sich eine Teufelei zwischen Rouge und Noire ab, so vergessen Sie, bitte, nicht, darauf zu achten, ob nicht eine ähnliche Teufelei mittlerweile zwischen Manque und Passe im Gange ist, ob sich also eine raffinierte Chance nicht mit einer andern, ebenso raffinierten kreuzt. Vergessen Sie nicht, all dies mit geheimnisvollen Zeichen, mit Farbstiften jeder Art, einzutragen, diese Aufzeichnungen aus dem Spielsaal dann zu Hause in Mathematik umzusetzen. Sie müssen es zum mindesten so weit gebracht haben, die zweite, dritte, ja sogar vierte Wurzel aus höheren Ziffern ziehen zu können. Denn erst die dritte Wurzel aus einer Zahl, die Ihr Notizbuch angibt, so diese dritte Wurzel mindestens zweieinhalb ergibt, läßt den Gewinn als sicher erscheinen.

Der treueste Schüler des Barons ist ein ehemaliger Gärtner aus Würzburg. Seine Jagd nach der Sicherheit ist eine so unbedingte, daß er nur dann setzt, wenn die dritte Wurzel mindestens fünf ergibt! Das tritt selbstverständlich außerordentlich selten ein. Hochgerechnet kommt er einmal im Monat zum Spiel. Verliert er, so darf er nicht hoffen, vor drei oder vier Wochen zum zweiten Spiel zu kommen. Täglich aber arbeitet er zu Hause acht bis zehn Stunden schwer. Immerhin, einmal im Vierteljahr gewinnt er; zweihundert oder dreihundert Franks. Ein hocherfreuliches Resultat. Problematisch bleibt nur, weswegen er nicht Gärtner in Würzburg geblieben ist.

Man könnte stundenlang von den Ergebnissen des Barons Gr. berichten. Das weitaus Interessanteste, schon in die Regionen des Mystisch-Übersinnlichen sich versteigende, ist folgendes: das Gesetz der Höchstwahrscheinlichkeit (pardon: Sicherheit!) trägt jeder Mensch mit sich herum, es muß sich erfüllen, gleichgültig, wie, wann und wo das Spiel begonnen wurde und zu Ende geführt wird. Sie können sich ein Privatroulett kaufen und zu Hause spielen, Sie können sogar die sechsunddreißig Ziffern auf Holzplättchen schreiben und sie blind aus einem Leinensäckchen ziehn — sobald sich die Chance zeigt, wie der Blitz aus dem Himmel, packen Sie Ihre Siebensachen, fahren nach Monte Carlo oder Baden-Baden und setzen auf dem erstbesten Tisch, ohne sich um das vorhergegangene Spiel im Saal zu kümmern, blind auf Ihre Chance. Sie muß eintreten, denn das Ihnen innewohnende Gesetz muß sich erfüllen. Es gibt keine Weisheit der Welt, die sich mit dieser messen könnte.

Der Baron muß heute der reichste Mann der Welt sein.

Im Laufe der Jahre hat er zwar seine acht Pferde und seine Jacht verkauft, auch die prächtige Villa, und die zahlreiche Dienerschaft hat er entlassen. Er wohnt zwar mit seiner Gattin bloß in zwei kümmerlichen Zimmern, wo Bett und Tisch und Schrank so dicht aneinanderstehen, daß man sich nicht rühren, aber immerhin noch seine Notizen bearbeiten kann. Aber was besagt das schon? Was ein Mensch mit seinen Millionen anfängt, ist ganz und gar seine Privatangelegenheit.

Ballade vom kleinen Spieler

Von

P. G. Wodehouse

Wenn es ein Schauspiel gibt, bei dem die Götter, auf die menschlichen Torheiten herabblickend, zweifeln, ob sie lachen oder weinen sollen, dann ist es der Anblick des kleinen Spielers in Monte Carlo, der beim Roulette seine Reisespesen hereinzubringen sucht.

Spiel läuft seiner ganzen Natur zuwider. Daheim ist er solid, besonnen, lebt von ehrlich verdientem Gehalt, spielt nie an der Börse, nicht einmal beim Rennen, und hat für Systeme „Wie werde ich rasch reich?" nichts übrig. Kaum ist er jedoch in Monte Carlo, geht eine Verwandlung mit ihm vor. Er ist nur aus Neugier und der Luftveränderung wegen hingefahren. Nicht um zu spielen; darüber ist er erhaben. Höchstens ab und zu mal nach dem Essen ein kurzer Abstecher ins Kasino, um zu probieren, ob sich nicht ein kleiner Spesenzuschuß herausschlagen ließe. Er ist fest entschlossen, beim geringsten Verlust sofort wegzugehn. Dem Roulette steht er mit leicht amüsierter Gleichgültigkeit gegenüber.

Der arme Fisch! Sehn Sie ihn sich jetzt mal an! Er hat sich noch Geld geholt und ist wieder im Kasino. Gemeinsam mit ein paar hundert anderen menschlichen Sardinen versucht er, sich so nahe an einen Roulettetisch zu quetschen, daß er den Rest seiner Barschaft setzen kann. Sein Gesicht glüht, sein Kopf droht zu bersten. Vom langen Stehen hat er ein Überbein bekommen, Rückgratsverkrümmung vom Gedränge und Basedowsche Augen vor lauter Anstrengung, sein Fünffrankenstück und die rollende Kugel gleichzeitig im Auge zu behalten. Mit einem Wort: ein Wrack.

In Monte Carlo ist Gleichgültigkeit gegen das Spiel eben ein Ding der Unmöglichkeit. Keinem ist das je gelungen, keiner wird es je können. Das wußten schon die Gründer, als sie gerade diese Gegend für eine Spielbank auswählten. Wo man ein Kasino errichtet, wird für den normalen Menschen die ganze Gegend zum Kasino. Nur durch Flucht kann er sich retten. Das kommt so: Hinter Monte Carlo dehnen sich die ewigen Berge. Man kann sie anhimmeln, man kann für ihre Größe und Erhabenheit schwärmen, aber es läßt sich nicht leugnen, daß — von ein paar Fanatikern abgesehen — einer der tiefst eingewurzelten menschlichen Instinkte die Abneigung gegen das Bergsteigen ist.

Strahlend und aufgeräumt verläßt der Hotelgast am Morgen seine Behausung. Er wirft einen einzigen Blick auf die ewigen Berge: seine Seele wird schwer. Rasch wendet er sich in die andere Richtung. Sie führt direkt zum Kasino.

Kurt Werth

Dort entfaltet die Leitung alle Register sardonischen Humors. Sie leistet sich vor allem den Witz scheinbarer äußerster Zurückhaltung. Sie ist sich ganz im klaren, daß sie auf das Geld des Besuchers ausgeht und daß sie es auch kriegen wird, aber bevor sie sich auf ihn stürzt, macht sie soviel Wesens wie ein Eisenbahnzug an einem Knotenpunkt.

Der Kasinogast geht an den Schalter links, wird ausgefragt, auf Herz und Nieren geprüft und muß etwas unterschreiben; geht zum Schalter rechts, wird auf Lunge und Leber geprüft und unterschreibt noch etwas. Hierauf übergibt ihm jemand von der Leitung mit der Miene eines Mannes, der sich sehr gegen seine Überzeugung auf ein großes Wagnis einläßt, die Einlaßkarte. Nicht nur das: am nächsten und am dritten Tag wiederholt sich dieselbe feierliche Komödie. Erst am vierten wird den Leuten der Jux zu langweilig, und der

Gast bekommt ein Monatskarte. Ein kleiner Schalk, diese Leitung! Sie weiß haargenau, daß er es nicht länger als eine Woche mitmachen kann.

Hereinspaziert, meine Damen und Herren! Hier sehen Sie also den Tempel des Glücks, auch „der Schandfleck Europas" genannt. Da wären wir nun mitten unter ehemaligen Großfürsten und fabelhaft gekleideten Abenteurerinnen und — ja also, ich weiß nicht recht. Wenn Großfürsten da sind, so merkt man es ihnen jedenfalls nicht an, und die Abenteurerinnen müssen ihre fabelhaften Toiletten gerade in der Trockenputzerei haben. Ganz frei herausgesagt: dieses Publikum ist die schäbigste Versammlung uninteressanter Leute, der man begegnen kann. Zum letztenmal: Anwesende Großfürsten mögen vortreten! Niemand rührt sich. Abenteurerinnen werden ersucht, sich mit klarer und deutlicher Stimme zu melden! Tödliches Schweigen. Also sind wir entweder von den Monte-Carlo-Romanen gefoppt worden oder jene bemerkenswerten Persönlichkeiten haben sich in die inneren Gemächer zurückgezogen. Dahin können wir ihnen nicht folgen, denn der Eintritt kostet zwei Louis, und wir sind der kleine Spieler, für den zwei Louis acht Einsätze bedeuten.

Sehen wir uns also im Kasino um, „der Stätte intimen Frohsinns", wie es in allen einschlägigen Werken heißt. Frohsinn, ha! Die Romanschreiber haben das Kasino als Inbegriff heitersten Lebensgenusses geschildert, gemäßigt durch einen gelegentlichen Selbstmord. Man hörte förmlich auf jeder Buchseite die frohen Rufe, das Stimmengewirr und silberne Lachen. Der Spielsaal von Monte Carlo sieht ganz anders aus. Stellen Sie sich den Lesesaal der Nationalbibliothek vor, totenstill, mit der Temperatur eines Dampfbades, und das Ganze bevölkert von den Insassen der Schreckenskammer eines Wachsfigurenkabinetts. So sieht er aus. Ein großer Saal mit Parkettboden und ein paar netten Bildern; an den Wänden Sofas. Hier, müssen Sie wissen, versammeln sich (außer während einer kurzen Pause, wenn der kleine Spieler sich, ausgepumpt wie ein Schlauch, verkrümelt, um eine Kleinigkeit zu sich zu nehmen) mindestens tausend Personen. Jeder Tisch bietet Sitzgelegenheit für zwanzig. Für die übrigen, die Unglücklichen mit dem Überbein und dem Basedow, gibt es besagte Sofas. Auf einem Sofa können zwei bequem sitzen, drei bilden eine Sardinenbüchse. Es sind insgesamt vier Sofas vorhanden. Das gehört zum System. Im Freien treibt einen alles ins Innere. Im Inneren treibt einen alles an den Spieltisch. Dort besorgt dann die menschliche Natur den Rest. Man macht es dem kleinen Spieler so unbequem, daß er seine ruhige Fassung verliert und zu spielen beginnt, nur um nicht die Wände hinaufklettern zu müssen; geradeso, wie man in einem verqualmten Raucherabteil seine Zigarre anzündet, um nicht zu ersticken.

Der Anblick seiner Leidensgenossen gewährt ihm keinen Trost. Ohne beleidigend oder persönlich werden zu wollen, muß ich fragen, wie es kommt, daß unter zehn Spielgästen von Monte fünf mit nichts auf Erden Ähnlichkeit haben? Ich kann doch nicht annehmen, daß die Leitung, wiewohl sie alles

Erdenkliche tut, um dem kleinen Spieler das Leben sauer zu machen, diese Leute eigens mietet, damit sie ihm an die Nerven gehen. Ihr Anblick versetzt ihm den letzten Stoß. Im nächsten Augenblick steht er mit zusammengebissenen Zähnen und feuchter Stirn am Spieltisch.

Mit seiner Fassung und Gleichgültigkeit ist es vorbei. Er hat fünf Franken auf Rot gesetzt. Seine Seele ist ein brodelnder Kessel, in dem folgende Fragen umherwirbeln: 1. Werde ich gewinnen? — 2. Vorhin kam Schwarz, jetzt muß Rot kommen. Oder hat Schwarz vielleicht eine Serie? — 3. Was, wenn ich gewinne und der Croupier meine Dublone einsteckt? — 4. Und was, wenn ich gewinne, mein Gewinn mir zugeschoben wird und der Mensch vor mir da, der mit dem Walnußgesicht und dem Maul wie ein Briefkastenschlitz, mein Geld erwischt? — 5. Wie kann ich beweisen, daß es meins ist? Er steht viel näher beim Tisch als ich, das Ganze wäre für ihn das Werk einer halben Sekunde? — 6. So etwas soll vorkommen. So etwas kommt immer vor. — 7. Ich wollte, ich wäre nie hierhergeraten! (Nun hat er sich bereits in so weißglühende Wut gegen seinen Vordermann mit dem Walnußgesicht hineingearbeitet, daß es fast wie eine Erlösung wirkt, wenn Schwarz kommt und er verliert.)

Eine eigenartige Existenz, dieser kleine Spieler, dem Stammgast von Monte Carlo unbegreiflich. Er, der Stammgast, von dem man erwarten sollte, daß er nie vom Spieltisch weicht, geht dem Kasino nur sehr selten in die Nähe. Vielleicht war auch er vor Zeiten ein kleiner Spieler, aber er hat es überwunden, für ihn ist Monte Carlo nur eine Gegend mit viel Sonnenschein und viel Leben, wo er den Winter verbringt. Er führt ein beschauliches Dasein, spielt Golf, fährt Auto oder Jacht und wäre entsetzt bei dem Gedanken, in der Stickluft des Kasinos zu sitzen.

Anders der kleine Spieler. Er verbringt nicht den Winter in Monte, sondern zwei Wochen Urlaub, und wird vielleicht im Leben nicht wiederkommen. Für ihn heißt es: Jetzt oder nie. Wenn er einmal gekostet hat, wird ihm das Spiel Speise, Trank und Schlaf. Er sammelt Maskotten. Er spricht beim Essen mit anderen kleinen Spielern vom Kasino. Er besucht kein Nachtlokal, sonst müßte er lange wachbleiben und wäre am nächsten Tag nicht in Form fürs Kasino. Sonderbarer Schwärmer! Er gleicht einem jener indischen Fakire, die — vermutlich aus den lautersten Beweggründen — ihre Zeit damit zubringen, an einem Balken über einem schwelenden Feuer zu hängen. Der kleine Spieler, sobald ihn das Fieber ergriffen hat, ist dem äußeren Leben genau so abgewandt wie ein Fakir und in einer genau so unbehaglichen Lage.

Mein Herz blutet für ihn. Da steht er, in die Menge geklemmt, fieberhaft aufgeregt, um fünf Franken leichter. Nun kann ihn nichts mehr retten. Er hat verloren, er muß das Defizit wettmachen; nun wird er Tag um Tag wiederkehren und dem Defizit nachjagen wie ein Bluthund. Manchmal wird er es beinah beim Genick erwischt haben, dann wird es ihm wieder entschlüpfen, und je länger es dauert, desto mehr wird es wachsen, bis er schließlich seinem

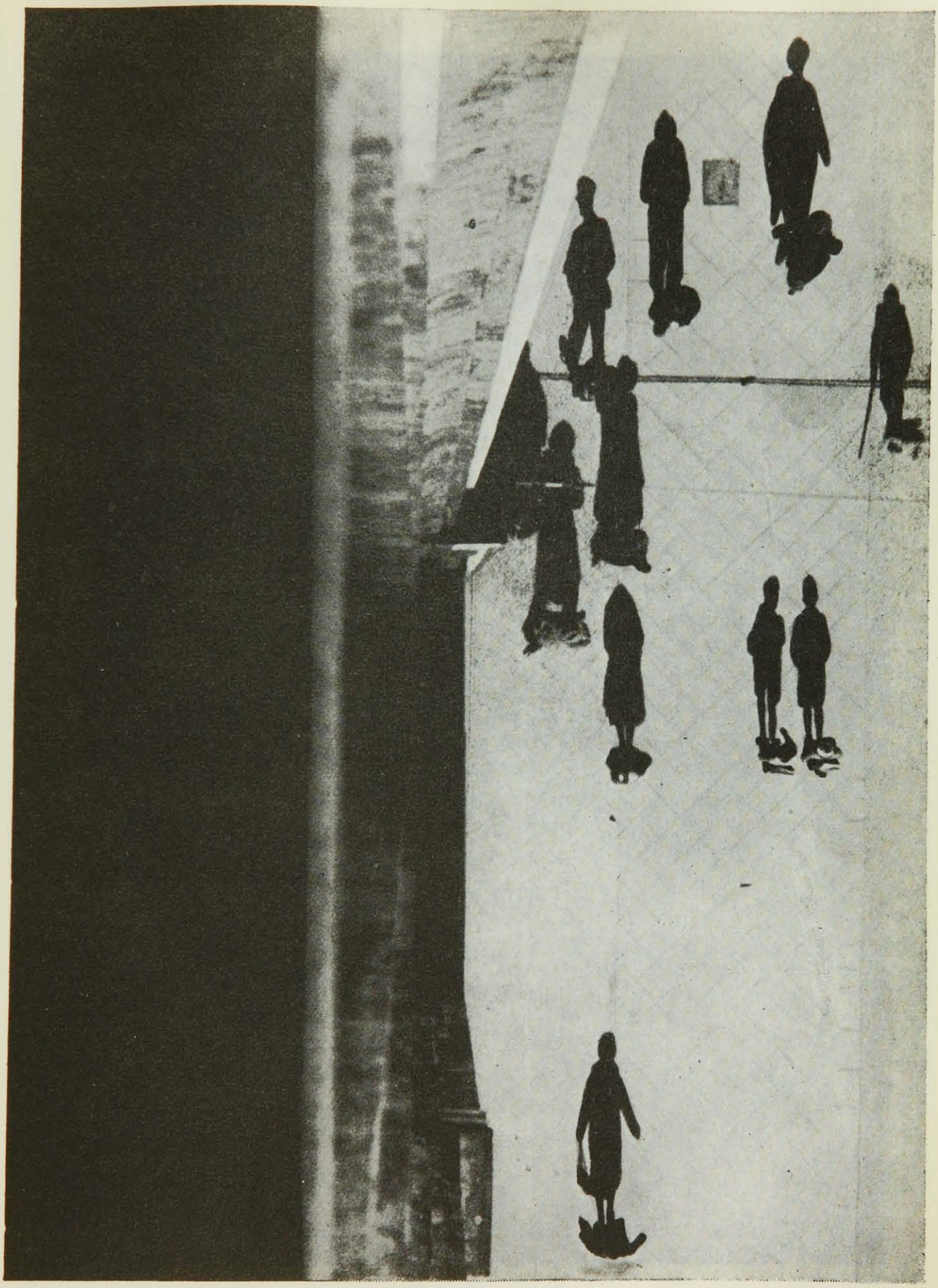
Wonnetraum, sich die Urlaubsspesen zu erspielen, entsagt hat und froh ist, wenn er ohne Verlust davonkommt.

Es wird ihm nicht gelingen. Es ist unmöglich. Darin liegt die Tragödie des kleinen Spielers. Zum Gewinnen gehört Schmiß, und der kleine Spieler hat nichts dergleichen in sich. Er versucht, die ganze Reise, Hotelrechnung und Fahrkarte inbegriffen, mit einer bestimmten verfügbaren Summe zu gewinnen, und das macht ihn naturgemäß zum Feigling; anders gesagt: es lähmt ihn, daß er kalkulieren muß und kein Risiko eingehen darf. Er versucht, schlau zu spielen; er versucht, eine verrückt gewordene Kugel wie ein vernünftiges Wesen zu betrachten. Er behandelt sie wie einen Freund beim Gespräch. „Nun bist du sechsmal hintereinander schwarz gekommen", redet er ihr zu, „das muß dir doch endlich zu fad werden. Hast du nicht den sehnlichen Wunsch nach Abwechslung?" Darauf kommt die Kugel zum siebentenmal schwarz.

Er wird den Trugschluß nicht los: was ihm langweilig ist, müsse auch die Kugel langweilen. Er kennt die ganze Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung, aber er kann sich nicht dazu zwingen, sie in die Praxis umzusetzen. Den Einsatz auf Rot oder Schwarz stehenzulassen, wenn er gewonnen hat, und ihn so vielleicht zu verdoppeln und aber zu verdoppeln, ist ihm ein Ding der Unmöglichkeit. Sein Jagdrevier sind die gleichverteilten Chancen: Rot oder Schwarz; Grad oder Ungrad; über oder unter Achtzehn. An sie klammert er sich, und in der unausrottbaren Furcht, sein Gewinn könnte ihm entwendet werden, spielt er nur an dem Tisch, dem er gerade zunächst steht. Im Hintergrund unter der Menge beim Rouge-impair-manque zu stehen und sein Geld über die Köpfe hinweg auf den Tisch zu schleudern, vermag er nickt, so wenig wie er sein Butterbrot ins Wasser werfen könnte. Vielleicht kehrt es wieder zu ihm zurück, allein er wird die Angst nicht los, diese Halsabschneider könnten es unterwegs wegschnappen, bevor er um Hilfe schreien kann. Und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, müßte er sich recken und nach seinem Geld langen, wobei er der Dame vor ihm den Hut hinunterschleudern würde — sie hat ihn schon zuvor mit gesträubten Federn angesehen, und er wagt es einfach nicht. Und das ist derselbe Mann, der daheim keine Furcht kennt und im Geschäft einem unerbittlichen Tiger gleicht!

Er spielt in ständiger Todesangst vor dem Verlust, unter ewiger Gewissenserforschung, in dem niemals weichenden Bewußtsein, daß es die größte Dummheit ist, überhaupt zu spielen, und die allergrößte, es nicht mit Wagemut zu tun. Sein Fall ist hoffnungslos. Die Glücksgöttin ist dem Verschwender meist nicht hold, aber manchmal lächelt sie ihm dennoch. Der vorsichtige Rechner ist ihr in der Seele zuwider, sie streicht ihn gleich von Haus aus von ihrer Besuchsliste. Er ist geschlagen, bevor er den Kampf aufnimmt. Wohlmeinende Freunde sollten ihn hindern, nach Monte Carlo zu gehen.

(Deutsch von Ernst E. Stein)

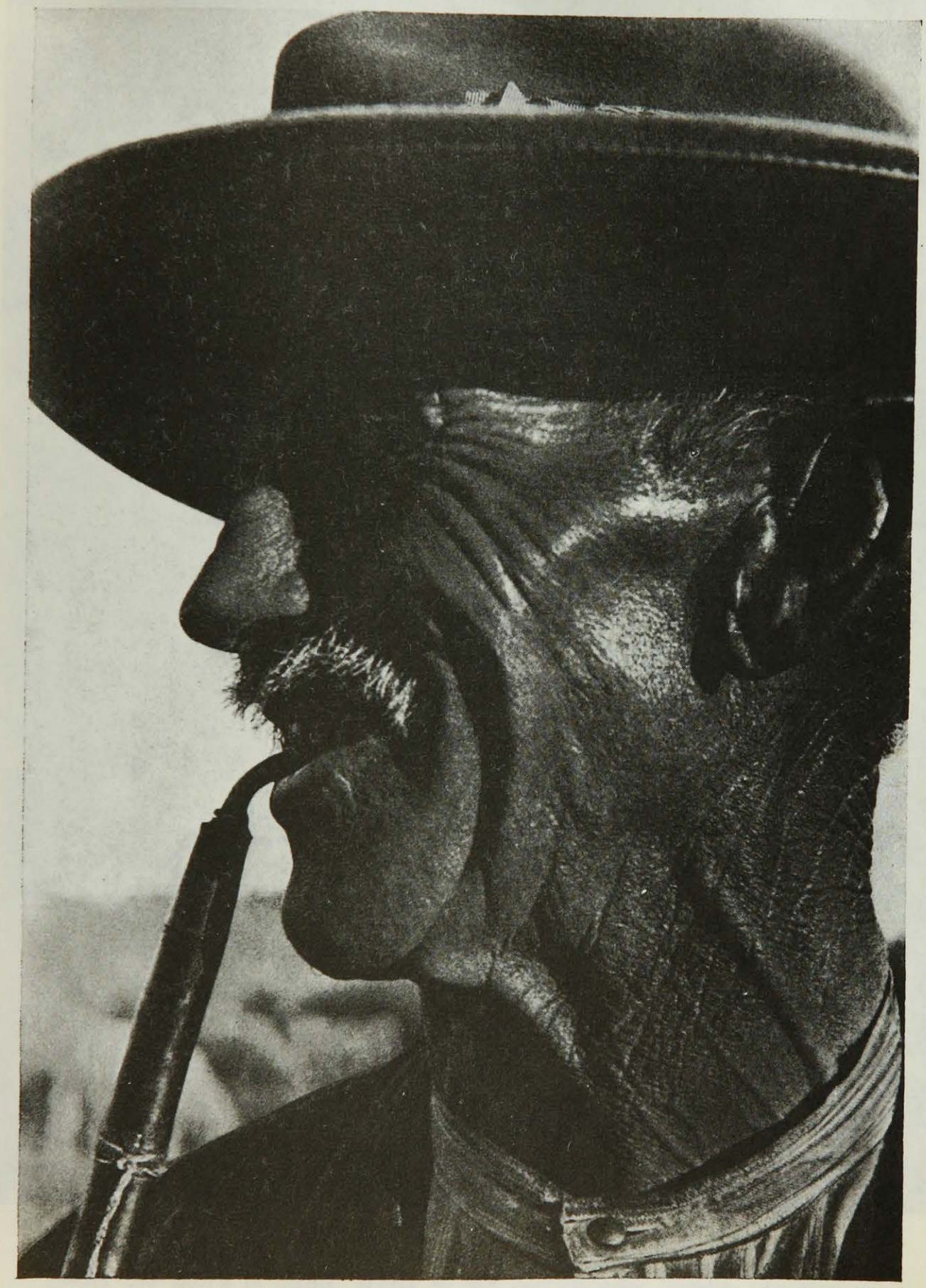


Bernau

Schattenbilder an einem Novembertag (Berlin)

Willy Prager

Junger Neapolitaner



Wasow

Bayer

Willy Prager

Mittagsschläfer in Neapel

Wie ich Mörder wurde

Novelle von

Massimo Bontempelli

Zum Mörder spürte ich nie die geringste Veranlagung. Bis heute mordete ich nur meinen Freund Hamilkar; das geschah in Casablanca, vor vielen Jahren.

Nach Casablanca kam ich nach einem großen Liebesschmerz, der mir von einer Amerikanerin zugefügt wurde; ich hatte sie von Europa nach Asien begleitet, wo sie mich sitzen ließ. Auf diese Weise waren mir Europa, Asien und Amerika verleidet, und ich beschloß — Australien kam wegen der Entfernung nicht in Betracht —, einige Zeit in Afrika zu verbringen. So kam ich nach Casablanca, welches, wie bekannt, in Afrika liegt, und zwar am Atlantischen Ozean. In Casablanca gab es viele italienische Arbeiter, die tagsüber arbeiteten, viele provenzalische Kokotten, die die Nacht durch arbeiteten, und viele französische Franken.

Um meinen Gram zu lindern, schloß ich mich den ganzen Tag über in meinem Zimmer ein und arbeitete an der Lebensbeschreibung des Ruggero Bonghi, wobei ich mich auf Urkunden stützte, die ich auf meinen Reisen gesammelt hatte. Abends nahm ich meinen ehrbaren Mazagran in einem jener zweihundert Tabarins, die eine Zierde der Kolonie bildeten. In einem dieser Lokale schloß ich Bekanntschaft, besser gesagt: Freundschaft mit einem bescheidenen, leidenschaftlichen Mann namens Hamilkar. Er war ein aus Brasilien gebürtiger Portugiese; einen Tag um den andern war er mit dem Verkauf einer großen Partie Teppiche unbekannter Herkunft beschäftigt.

Abends kam er in jenes Tabarin und verspielte alles, was er untertags zusammengebracht hatte, bis auf den letzten Heller. Ich spielte nie, da ich mehrmals Gelegenheit gehabt hatte, mich von meinem beispiellosen Pech gründlich zu überzeugen. In meinem Lehnstuhl hingestreckt, wartete ich, bis er sein Spiel beendet hatte.

Glücklicherweise brauchte er nie länger als eine halbe Stunde dazu. Um Mitternacht holte er mich aus meinem Lehnstuhl, immer mit den gleichen Worten: „Heute hatte ich Pech" — worauf wir unseren gemeinsamen Heimweg antraten, unter den hängenden Sternen des Wendekreises.

*

Und wieder einmal hatte er gesagt: „Heute hatte ich Pech" — und wir machten uns auf den Weg. Nach einigen Schritten, noch vor dem Saaleingang, steckte Hamilkar die Hand in die Tasche, um die Zigaretten hervorzuholen:

„Oh!" machte er erstaunt. Er hatte noch einen Franken entdeckt.

„Bei Gott, ich hatte also nicht alles verloren. Der soll noch draufgehen. Gleich bin ich wieder da."

Er machte drei Schritte gegen den Spieltisch, kehrte aber wieder um: „Auf welche Nummer setze ich?"

„Mach keine Umstände, schau, daß du bald fertig bist!"

„Nein, nein", wiederholte er eigensinnig, „sag mir, auf welche Nummer ich setzen soll."

Ich sagte: „Auf 45."

„Aber die gibt's ja nicht!" schrie er mit verzweifelter Stimme, „es sind nur 36 Nummern."

Boris

„Also setz auf 36."

Er lief an den Spieltisch. Eine Minute später vernahm ich den Heroldsruf des Croupiers: „Trentesix, rouge, pair et passe."

Ich reckte den Hals. Ich sah den bebenden Rücken Hamilkars, und wie sich seine Hände an die Fünffrankstücke heranschoben, die sich neben seinem Franken anhäuften; jetzt aber wendete er sich halb gegen mich und fragte mit erstickter Stimme: „Sag schnell: auf was setze ich diese 36 Franken?"

Das verdroß mich. Um ein Ende zu machen, sagte ich: „Laß alles auf 36."

„Im Ernst?" stotterte er.

Gebieterisch und unbarmherzig wiederholte ich: „Laß alles auf 36!"

Wie ein gelehriger Hund folgte er: mir warf er von unten herauf einen demütigen Blick zu und der kreisenden Maschine einen mißtrauischen. Die Maschine verlangsamte ihre Umdrehungen, blieb stehen; die Stimme von früher war zu hören: „Trentesix, rouge, pair et passe."

Einigen entfuhr ein Ausruf des Staunens. Gelassen schob der Croupier Hamilkar die Summe hin.

„Und jetzt?" fragte er mit geisterhafter Stimme:

„Jetzt", befahl ich mit Herrscherstimme, „nach Hause!"

In seiner namenlosen Bewunderung für mich wagte er nicht zu widersprechen. Er stopfte sich 1296 Franken in seine verschiedenen Taschen und trabte mir nach wie ein gelehriger Hund. Auf der Straße sprach er kein einziges Wort.

*

Den Tag darauf dachte ich natürlich gar nicht mehr daran und beschäftigte mich mit der Angelegeneheit des Ruggero Bonghi. Abends kam Hamilkar und schlug mir ohne sichtliches Interesse vor: „Gehen wir in den ‚Flamboyant'?" (So hieß jenes afrikanische Vergnügungslokal.) Als wir angelangt waren und ich eben im Klubsessel versinken wollte, meinte er anspruchlos: „Komm doch ein paar Minuten mit mir, und sag mir eine Nummer."

Ich zögerte einen Augenblick, dann willigte ich ein. „Setz auf 5."

Tatsächlich gewann 5.

„Und jetzt?"

„Auf 18."

18 gewann.

„Und jetzt?"

Er war gar nicht erstaunt. Um so mehr die anderen Spieler, die mich schon von der Seite ansahen. Mir wurde ganz unbehaglich zumute, und ich sagte

ungeduldig: „Ich weiß nicht, mach, was du willst." Ich kehrte ihm den Rücken und flüchtete in meinen großen Klubsessel. Er folgte mir auf dem Fuße und sagte ruhig: „Wenn du es nicht weißt, das bedeutet, daß ich ein wenig aussetzen soll." Er stellte sich vor mir auf und sah mich an, wie man den Arzt ansieht, der das Thermometer beobachtet, oder den Wucherer, von dem man ein Darlehn erwartet: kurz, wie man auf den Ausspruch eines höheren Wesens wartet. Ich rauchte zwei Zigaretten und suchte seinem Blick auszuweichen. Eine Zeitlang blickte ich nach rechts, in eine leere Ecke des Zimmers; plötzlich wandte ich die Augen nach links, indem ich an ihm vorbei sah; dort stand eine Palme. Nach der zweiten Zigarette fuhr ich ihn unvermittelt an: „Kurz und gut, was willst du eigentlich?"

„Nichts, mein Lieber, gar nichts." Er war jämmerlich anzusehen, und ich lachte; während ich lachte, platzte ich ohne jede Absicht heraus, wie einer, der niest: „Siebzehn."

Hamilkar lief, was er konnte. Ich hatte Gewissensbisse. Trotzdem konnte ich mich nicht enthalten, die Ohren zu spitzen. Ich hörte die Stille, das Gesumme und die Stimme des Herolds: „Dixsept, noir, impair et manque."

Den nächsten Abend spielten wir beide und verloren. Ich versuchte es allein und verlor. (Die anderen Spieler atmeten auf.) Dann spielte er allein, während ich ihm die Nummern eingab; so gewann er. Bald wurde ich müde und befahl: „Nach Hause!" Wir brachen auf.

*

Ich weiß, daß es den Lesern recht wäre, wenn ich einige Episoden und Nebenumstände herausgreifen würde, weil sie bei solchen Albernheiten auf ihre Kosten kommen. Aber ich schreibe nicht zur Unterhaltung, sondern zur Unterweisung.

Als wir an jenem Abend das Lokal verließen, machte Hamilkar als redlicher Mann folgenden Vorschlag: „Schließen wir einen Pakt: Wir gehen jeden Abend ins Tabarin. Ich spiele, mit meinem Geld. Du spielst nicht. Du gibst mir die Nummern an. Nachher teilen wir den Gewinn."

Und so hielten wir's durch zwei Monate. Ein Dämon gab mir jeden Abend die richtigen Nummern ein. Ich blinzelte ein wenig, als ob ich horchte, und eine innere Stimme sagte mir deutlich die Nummer, wie wenn ein Wasserstrahl unvermutet aus der Erde spränge. Nach sieben oder acht Nummern ermüdete ich; die innere Stimme blieb aus. Wir brachen auf. So gewannen wir jeden Abend ungefähr fünfzehntausend Franken.

*

Doch Geld stiftet Unfrieden. Während sich das nächtlicherweile magisch gewonnene Gold in meinen Schränken anhäufte, wurden meine Tage immer farbloser und sorgenvoller. Die Lebensbeschreibung des Ruggero Bonghi machte nur langsame Fortschritte, und ich hatte doch auf dieses Buch die größten Hoffnungen gesetzt. Jetzt war das Buch und mein Ruhm in Frage gestellt; die Arbeit wollte nicht gedeihen. Auf jeder Seite stockte ich; die Schuld lag an den nächtlichen Aufregungen, und der mühelos erworbene

Reichtum zeitigte seine traurigen Früchte. Zwischen Ruggero Bonghi und „Flamboyant" war mir auch jeder Liebeskummer vergangen; die Gestalt der Treulosen war dahingeschwunden. Ich sah nicht den Grund ein, warum ich noch länger Europa hätte fernbleiben sollen.

Doch, einen Grund gab es: Hamilkar. Konnte ich ihn so im Stiche lassen? Ich brachte nicht den Mut auf. Mit den Teppichen war's vorbei: jetzt lebte er und bereicherte sich von meinen magischen Eingebungen. Und ihm fiel der Reichtum nicht zur Last. Er war ein einfacher Mensch; nie hätte er es unternommen, die Lebensbeschreibung des Ruggero Bonghi zu verfassen.

Wenn aber eines Tages meine Sehergabe versagte? Dann müßte er sich allein durchbringen. Aber wie sollte ich ihm das beibringen? Ich hatte ihn schließlich sehr lieb gewonnen.

So vergingen Tage und Wochen; immer ungeduldiger wünschte ich meine Abreise. Aber der Dämon, der um trügerische Auskunftsmittel nie verlegen ist, gab es mir ein, wie ich mich Hamilkar entziehen konnte, ohne mir seinen Groll aufzuladen. Ich ließ meinen Plan reifen. Ich zögerte mit der Ausführung. Als ich eines Tages nicht imstande war, auch nur eine Zeile zu schreiben, und Ruggero Bonghi dahinschwand wie die schöne Treulose, beschloß ich kaltblütig die Ausführung.

Wir sind am Spieltisch: Hamilkar sitzend, ich hinter ihm stehend, wie gewöhnlich. Er wartet, wie er es immer tut, bis alle gesetzt haben, damit ihm niemand im Spiel folge; dann wendet er sich mit einem Blick an mich. Ich drücke die Augen ein, spitze das Ohr, während in mir das geheimnisvolle Wesen zu keimen beginnt: 24.

Ohne zu zögern, sage ich: 34.

Die wenigen Sekunden bis zum Stillstand der Kugel dünkten mich Jahrhunderte. Auch packten mich Gewissensbisse, ihn betrogen zu haben. Ich bereute und versprach mir, ihn von jetzt an wieder gewinnen zu lassen. Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn. Die Kugel stand still: auf 34!

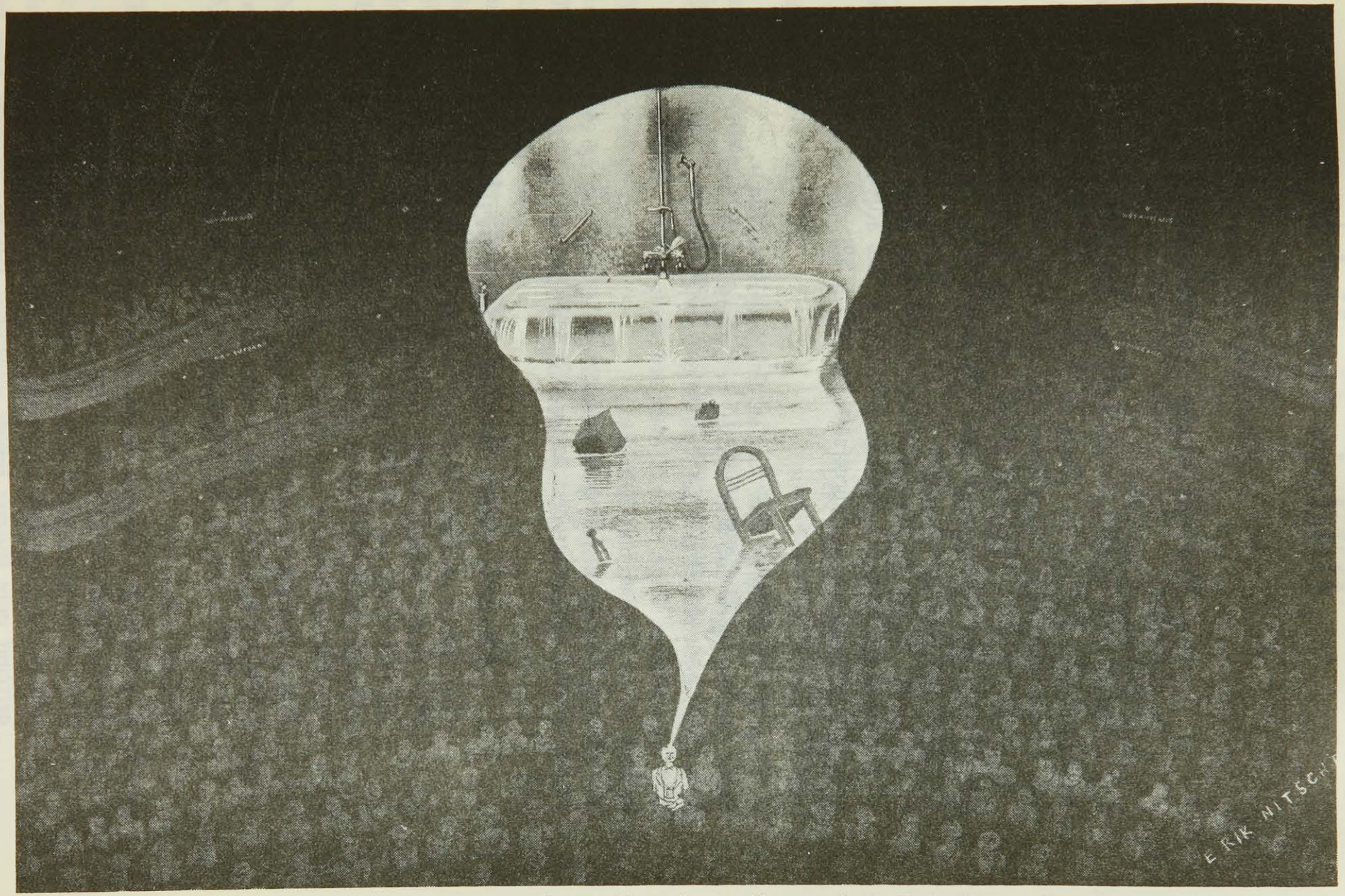
*

Gleich hörten die Gewissensbisse auf. Ich glaube, daß ich ihn mit einem fürchterlichen Blick maß. Ich horchte auf den Dämon, der sagte: 5. Ich sagte zu Hamilkar: 8. Acht gewann. Ich hörte die innere Stimme flüstern: 21. Ich sagte zu Hamilkar: 30. Dreißig gewann. Ich sagte, ohne weiter auf den Dämon zu hören, was mir gerade einfiel; alle meine Nummern kamen heraus. Es gelang mir nicht, ihn hinters Licht zu führen. Die Spieler gerieten in Aufruhr. Die Bank wurde aufgehoben; man spannte einen schwarzen Schleier über den grünen Tisch; Hamilkar strahlte. Ungestüme Wogen schwarzer Galle verdunkelten mein Gehirn. Es würde mir nie gelingen, ihn zu täuschen. Es würde mir nie gelingen, mich von ihm loszumachen.

„Gehen wir!" schrie ich plötzlich, und ich stieß ihn, trieb ihn vor mir her wie ein Kalb. Er ging voran; als wir einen dunklen Korridor passierten, packte ich ihn am Kragen und warf ihn zum Fenster hinaus. Ich hörte, wie sein Körper am Hofpflaster zerschmetterte. Ich entkam durch eine Seitentür und reiste unverzüglich ab, ohne erst nach Hause zu gehen, um mich umzukleiden. Erst auf dem Schiff kam Friede in mein verstörtes Gemüt; erst in Neapel erinnerte ich mich, das Manuskript meiner Lebensbeschreibung des Ruggero Bonghi und die bezüglichen Dokumente zurückgelassen zu haben.

Ich werde wohl eines Tages dahin zurückkehren müssen, um sie an mich zu nehmen.

(Deutsch von Erik Kagerbauer)



Ein Herr im Konzert erinnert sich, daß er zu Hause noch ein Bad nehmen wollte

Bildnis-Gedichte

Von

Walter Bauer

Porträt eines Astronomen

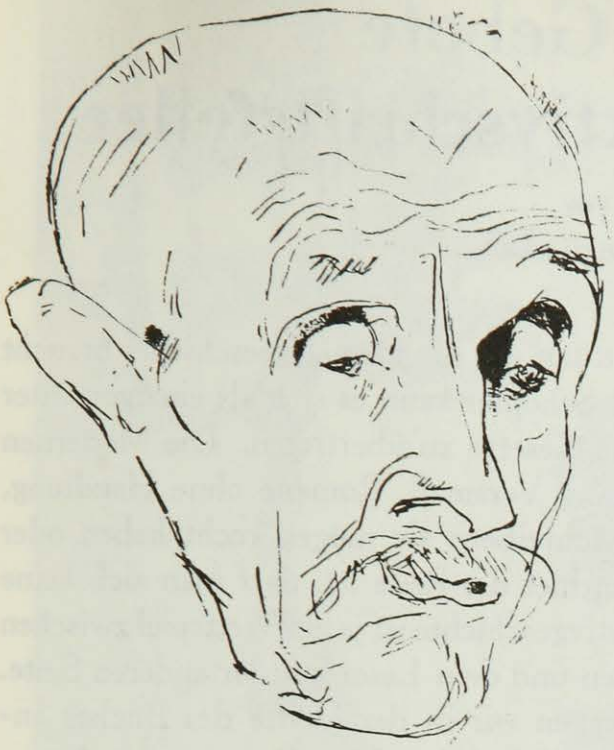
In der Nacht ist er zu Hause.
Oft wandert er die baumlose Milchstraße auf und nieder,
verweilend in den Parks der Finsternis.
Die Universumgesichter der Sterne sind ihm bekannter als die Larven
der Erdballbewohner, von Leidenschaften verzerrt,
aber für sie sucht er den Raum nach Geheimnissen ab.
Verabredungen versäumt er meist,
pünktlich stellt er sich ein am Geburtsort eines Planeten.
Mit wachsamem Aug, seit Jahren, belauscht er das Kommen eines Sterns,
neue Spaziergänger oder Störenfriede im kühlen All
entgehen ihm nicht.

Er altert um Lichtjahre; seine Trauer sind bewölkte Nächte.
Seine Gärten liegen auf dem Sirius, vor Dieben geschützt,
seine Hoffnungen blühen zart auf einem Stern, dessen Namen er nicht preisgibt.
Mit wimperlosem Auge, ohne Tränen von allzu großer Anstrengung,
berührt er die Ränder von Erdbällen
und pflanzt, der hier so schlecht gedeihen will,
ewigen Frieden ein, da er dort keinen Menschen vermutet.

Porträt eines Keilschriftenforschers

Sein Leben geschieht heute vor viertausend Jahren.
Nur einmal wachte er auf und gehörte zu seiner Zeit,
als sein Sohn vor Verdun fiel.
Seitdem spricht er noch vertrauter mit den Königen
des Schwemmlandes von Euphrat und Tigris.
Sie antworten ihm verächtlich auf Tonscherben,
verderben ihm die Augen, machen den Rücken ihm krumm,
aus Rache, daß er ihre Göttergeheimnisse auflöst.

Einmal lachte er — da fand er einen Liebesbrief,
in Ton geschrieben vor viertausend Jahren.
Innig lauschte er dem Herzschlag der Liebe in Babylon.
Aber er mußte sich erst erinnern, wie seine Frau aussah,
und er war ärgerlich, daß er zum Mittagessen gehen mußte,
getrennt vom Gesang junger assyrischer Herzen.



Arthur Grimm

Porträt eines Geologen

Mit stählernem Hammer fragt er die Erde nach ihrem Alter,
sie bröckelt unter seinem Drängen, verweist ihn in immer grauere, wallende Feuerzeit.
Er ist der Herr aller Schätze,
Herr verstorbener Mammutherden, versunkener Erdteile, des Neandertalers sorgsamer Vater;
er könnte trinken aus den Quellen aller Amazonenströme.
Furchtlos bewegt er sich unter der Last von Ozeanen.

Sein Traum:
einst die Erde zu durchstoßen wie Stanley den finstern Kontinent.
Gegen diesen Plan sind alle Reisen harmlose Spaziergänge.
Ah! Sein Triumph:
zu sinken unter alle Meere durch wachsende Glut —
die Erde: weich, ein Brei, tödlich für alle Hungrigen.
Meer flüssigen Gesteins, das All ein Feuerstrom!
Und aufzusteigen dann nach ungeheurem Fall!
Aber die Nacht des Schlafes schützt ihn vor Wahnsinn.

Dreitausend Jahre verschweben ihm leicht wie eine Flaumfeder,
die Odyssee ist ihm Gesang von Kindern vor den Psalmen der Kreidemeere.
Buddha ist einer seiner jüngsten, geliebten Freunde.

Wenn er in der Straßenbahn fährt, merkt niemand, daß seine Hand sorglos mit unentdeckten Metallen spielt.
Er könnte Blumensträuße aus dem Karbon verschenken.
Sein Auge nimmt allmählich den Glanz des Erdkerns an
und wird grenzenlos gütig.

Zehn Gebote für den Detektivschriftsteller

Von

John Knox, englischem Pfarrer

Eine so stark spezialisierte Kunstgattung wie die Detektivgeschichte braucht klare und spezifische Regeln. Ihr Schöpfer kann es sich als einziger unter allen Schriftstellern nicht leisten, diese Gesetze zu übertreten. Die Modernen versuchen es, Gedichte ohne Reim oder Versmaß, Romane ohne Handlung, Prosa ohne Sinn und Bedeutung zu schreiben; sie mögen recht haben oder unrecht — auf dem Gebiete, von dem hier die Rede ist, darf man sich keine solchen Freiheiten nehmen. Die Detektivgeschichte ist ja ein Wettspiel zwischen zwei Gegnern, dem Autor auf der einen und dem Leser auf der anderen Seite. Der Leser hat gewonnen, wenn er, sagen wir in der Hälfte des Buches angelangt, den wahren Verbrecher erkannt oder, den Irreführungen des Autors zum Trotz, die genaue Art und Weise, auf die das Verbrechen verübt worden ist, erraten hat. Andererseits geht der Schreiber als Sieger hervor, wenn es ihm gelingt, den Leser bis zum allerletzten Kapitel über die Person des Verbrechers im Zweifel zu lassen oder ihn in bezug auf die Methode hinters Licht zu führen — wobei er ihm aber doch beweisen kann, daß er mit den angegebenen Hilfsmitteln das Rätsel hätte lösen müssen.

Ich habe gewisse Hauptgebote niedergelegt, die ich hier mit Kommentar wiedergebe.

I. Der Verbrecher soll früh zu Beginn der Geschichte erwähnt werden, er soll aber niemand sein, dessen Gedanken zu folgen dem Leser gestattet wird. Der geheimnisvolle Fremdling, der aus dem Nichts, mit Vorliebe von Bord eines Schiffes, auftaucht, von dessen Existenz der Leser keine Ahnung hat, ist ein Spielverderber. Ferner darf der Autor bei der Schilderung der Person, die als Verbrecher entlarvt wird, kein geheimnisvolles Element einbeziehen.

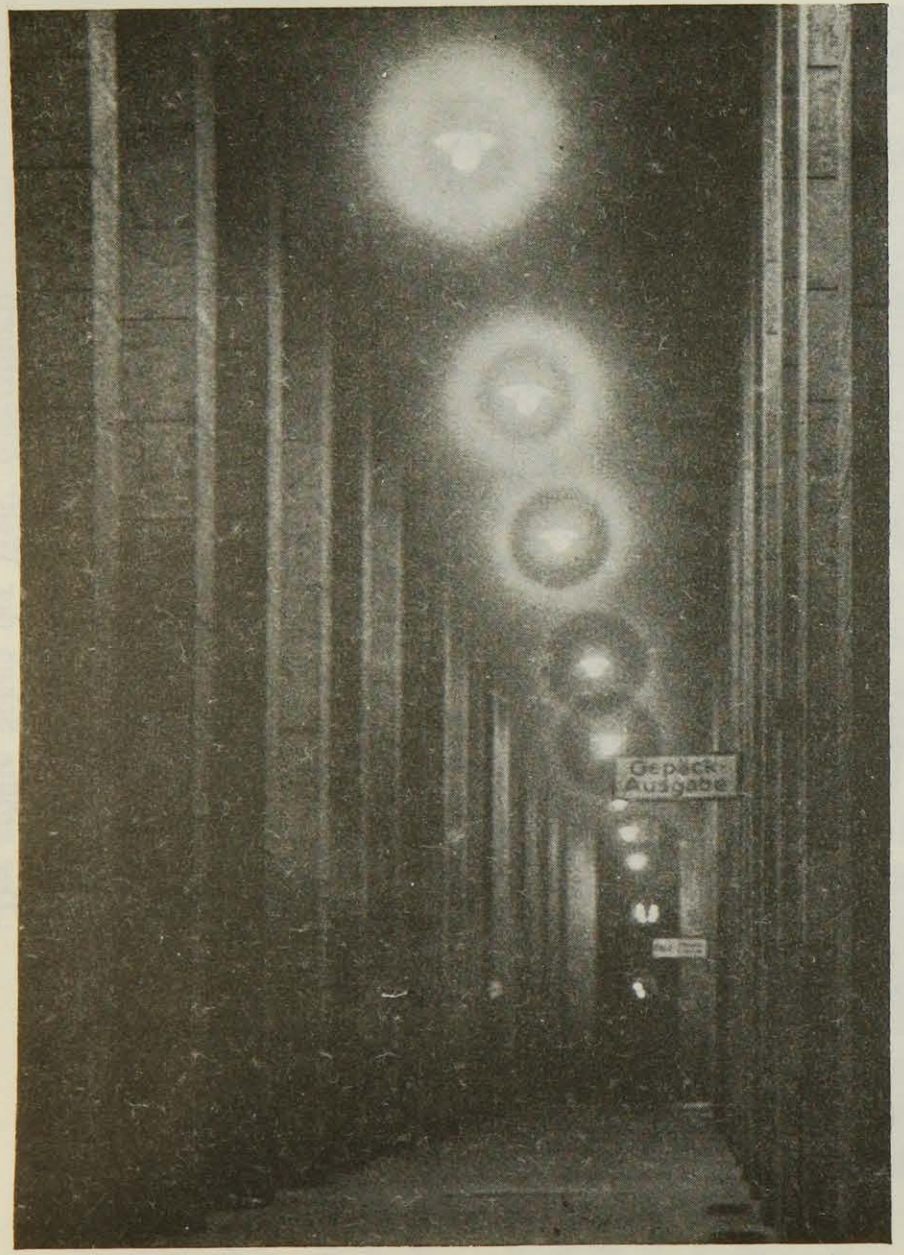
II. Alle übernatürlichen oder unnatürlichen Einflüsse sind selbstverständlich auszuschalten. Das Problem einer Kriminalgeschichte mit solchen Mitteln zu lösen, gliche einem Sieg bei einer Ruderregatta mit Hilfe eines versteckten Motors.

III. Nicht mehr als ein geheimer Raum oder Korridor ist gestattet. Ein Geheimgang sollte überhaupt nur dann verwendet werden, wenn die Handlung sich in einem Gebäude abspielt, wo man auf solche Kniffe gefaßt sein kann; wäre ein modernes Haus mit dergleichen versehen — ein kostspieliger Spaß —, dann wüßte die ganze Nachbarschaft davon.

Umzug 1910 (Berlin)

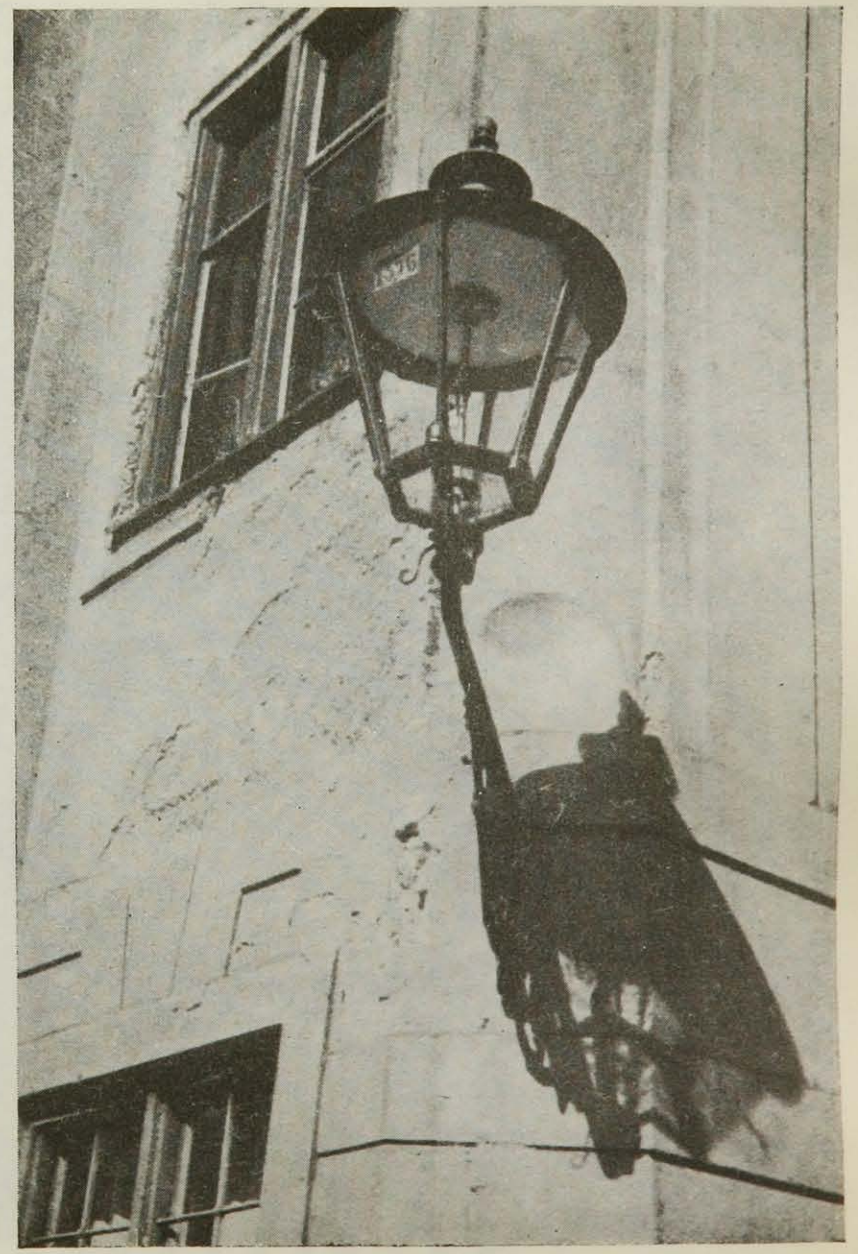
„Der größte Schuh der Welt" (Oberstdorf)

Atlantic



Ernst Schieron

In einem Bahnhof



Friedrich Reinert

Die Laterne Nr. 1576

Hein Gorny

Kraftmeier in den Zelten

Atlantic

Panzerschutz der Kriminalpolizei

Marie Jaedicke

Reklame beim Friedhof

Friedrich Reinert

Wasserspeier am Ulmer Münster

IV. Kein bisher unentdecktes Gift darf gebraucht werden, noch auch irgendein Verfahren, das am Ende eine lange wissenschaftliche Erklärung erfordert.

V. In der Erzählung soll kein Chinese eine Rolle spielen. Warum dem so ist, weiß ich nicht; ich habe nur beobachtet, daß man, wenn man beim Durchblättern eines Buches die „Schlitzaugen Chin-Loo's" erwähnt findet, am besten daran tut, es sofort wegzulegen; es ist schlecht.

VI. Dem Detektiv soll niemals ein Zufall zu Hilfe kommen, noch darf ihm jemals eine unerklärliche Erleuchtung zuteil werden, welche sich als richtig herausstellt. Gewiß ist es dem Detektiv erlaubt, Eingebungen zu haben, deren Richtigkeit er nachträglich durch Nachforschungen erhärtet, bevor er entsprechend handelt. Andererseits werden selbstverständlich Augenblicke kommen, in denen ihm die Zusammenhänge der bisher gemachten Beobachtungen mit einem Schlage sonnenklar werden. Dagegen darf man ihm aber z. B. nicht erlauben, in dem Werk der alten Standuhr nach dem verlorenen Testament zu suchen, weil ein unerklärlicher Instinkt ihn dazu treibt. Er darf nur dann dort nachsehen, wenn er an Stelle des Verbrechers dieses Versteck gewählt hätte.

VII. Der Detektiv darf nicht selbst das Verbrechen begehen. Dies bezieht sich nur auf Fälle, in denen der Autor persönlich bezeugt, daß der Detektiv auch wirklich ein Detektiv ist; ein Verbrecher hat das Recht, sich als Detektiv zu verkleiden und die anderen Personen der Handlung hinters Licht zu führen.

VIII. Der Detektiv darf auf keine Anhaltspunkte stoßen, die nicht sofort dem Leser zur Prüfung vorgelegt werden. Die Gewandtheit des Schriftstellers besteht darin, daß er imstande ist, seine Indizien vorzuweisen und sie herausfordernd vor unserer Nase zu schwenken. „Da!" sagt er, „wie erklärst du dir das?" Und wir erklären uns nichts!

IX. Der dumme Freund des Detektivs, der Watson sozusagen, darf keine Gedanken, die ihm in den Sinn kommen, verbergen; er muß auf einer etwas niedrigeren Stufe der Intelligenz stehen als der Durchschnittsleser. Er ist dazu da, daß dieser gewissermaßen einen Fechtpartner habe, mit dessen Scharfsinn er den seinen messen kann. „Ich mag ja ein Esel gewesen sein", sagt er zu sich selbst, wenn er das Buch fortlegt, „aber wenigstens bin ich doch kein so ausgemachter Idiot gewesen wie der gute alte Watson!"

X. Zwillingsbrüder und Doppelgänger im allgemeinen dürfen nicht in Erscheinung treten, wenn wir nicht gebührend auf sie vorbereitet sind. Ich möchte noch hinzufügen, daß man keinem Verbrecher außergewöhnliche Verkleidungsfähigkeiten zuschreiben sollte, ohne vorher mitgeteilt zu haben, daß er oder sie daran gewöhnt gewesen sind, sich für die Bühne herzurichten.

*

So zahlreiche und einschneidende Regeln können nicht verfehlen, den Stil des Autors zu hemmen und die Ausübung dieser Kunst zu erschweren. Während die Nachfrage der Öffentlichkeit nach Kriminalgeschichten ungeschwächt bleibt, wird es von Jahr zu Jahr schwieriger, eine solche zu schreiben, die auch nur den geringsten Anspruch auf Originalität erheben kann. Das Spiel überlebt sich; man muß befürchten, daß binnen kurzem alle Kombinationen erschöpft sein werden. Senor Capablanca hat die Forderung nach einem erfindungsreicheren Schach mit mehr Feldern erhoben. Doch welches Mittel ist denkbar, den Gesichtskreis unseres weit verwickelteren Spiels zu erweitern? Welche Stufe des Fortschritts können wir beschreiten, die uns nicht nur entweder zum rein Technischen oder zu Unmöglichkeiten führt?

Sogar der äußere Rahmen ist in Gefahr, stereotyp zu werden. Wir wissen, sobald wir das Buch aufschlagen, daß ein gräßlicher Mord beinahe mit Sicherheit in einem Landhause verübt worden ist; daß der Butler seit sechzehn Jahren in der Familie ist; daß vor kurzem ein junger Sekretär aufgenommen wurde; daß der Chauffeur die Nacht außer Haus bei seiner verwitweten Mutter zugebracht hat. Wenn das Leben einer Detektivgeschichte gliche, dann wäre es für den Vater eines Chauffeurs beinahe unmöglich, eine Lebensversicherung abzuschließen! Wir wissen ferner, daß das Opfer, wenn es ein Mann ist, entweder im Parkgebüsch oder in seinem eigenen Studierzimmer ermordet worden ist und eine Wunde am Hinterkopf hat; ist es eine Frau, dann findet man sie in ihrem Schlafzimmer tot auf, und eine übergroße Dosis von einem Schlafmittel erklärt alles. Wir wissen, daß mindestens drei Gäste in den frühesten Morgenstunden in verdächtiger Weise in den Gängen herumgewandert sind. Wir wissen auch, daß etwas Geschriebenes aufgefunden werden wird, meist auf einem Löschblatt oder Telegrammformular; und so weiter. Ich glaube, daß ich, wenn ich das Detektivgeschichtenhaus beträte, mich darin tadellos zurechtfinden könnte; es ist immer mehr oder weniger nach dem gleichen Entwurf ausgeführt.

Weit ernster aber als diese Gleichförmigkeit der Umgebung gestaltet sich für den Autor die wachsende Schwierigkeit, Wege zu finden, um den Leser zu täuschen, ohne entweder die Regeln zu verletzen oder Kniffe zu gebrauchen, die schon bis zum Überdruß verwendet worden sind. Wie bei jedem Wettbewerb vervollkommnen sich auch hier Angriff und Verteidigung in wechselnder Folge; die Erzählungen werden immer verwickelter, aber gleichzeitig werden die Leser immer gewitzter.

So haben wir in der guten alten Zeit, wenn eine gefesselte und betäubte Frau aufgefunden wurde, nicht mit Unrecht vermutet, daß sie von Bösewichtern so behandelt worden sei. Heute nehmen wir mit Gewißheit an, daß sie mit den Bösewichtern im Bunde und die ganze Fesselei nur ein Kniff sei; man ist uns schon so oft mit den alten Schlichen gekommen, daß wir uns nicht mehr an der Nase herumführen lassen. Und wieder, wenn das Zimmer voll

von Fingerabdrücken und der Rasen mit Fußspuren besät ist, wissen wir genau, daß dies falsche Indizien sind. Jene berühmte überstarke Dosis Veronal hat längst aufgehört, für uns ein Rätsel zu sein; wir wissen todsicher, daß die Ermordung irgendwie anders bewerkstelligt und das Gift durch ein besonderes Verfahren in den Körper eingeführt worden ist — vermutlich erst nach eingetretenem Tode. Der Tote, der im Park gefunden wird, ist keineswegs im Park ermordet worden; er wurde meilenweit weg getötet und in einem Auto hingeschafft. Finden wir irgendwo einen ungeratenen Bruder erwähnt, der in Kanada gestorben ist, dann wissen wir, daß er nicht wirklich tot ist; er wird entweder als Missetäter oder als Opfer wieder auftauchen und jedenfalls für seinen Bruder gehalten werden. Die Tatsache, daß alle Anzeichen dafür sprechen, daß in einem Zimmer ein Kampf stattgefunden hat, bedeutet stets im Gegenteil, daß die Möbel erst nachträglich durcheinandergeworfen worden sind; steht ein Fenster offen, so ist das ein unbedingter Beweis dafür, daß das Verbrechen von einem Hausbewohner verübt worden ist. Alle telefonischen Nachrichten sind gefälscht; Leute, die man in ihrem Zimmer telefonieren hört, haben in Wirklichkeit niemals das Hörrohr abgehoben. Der Besitz eines guten, waschechten Alibis ist vielleicht das untrüglichste Kennzeichen des wahren Missetäters; der Mann jedoch, der dreieinhalb Stunden lang ziellos die Straßen Londons durchstreift hat, ohne auf jemanden zu stoßen, der seine Identität beschwören könnte, ist mit nicht weniger Bestimmtheit unschuldig. Weder Alter noch Geschlecht werden verschont; der greise Landedelmann, der Gute, Angesehene, Mildtätige — beobachte ihn! Ja sogar die Heldin, die alleinstehende, arme Frau, die mit solch flehenden Blicken zum Freund des Detektivs aufschaut, ist möglicherweise eine Mörderin. Die einzige Person, die wirklich moralisch Stich hält, ist der bejahrte Butler; ich vermag mich augenblicklich keines Fehltritts von einem Mann zu entsinnen, der seit sechzehn Jahren in der Familie ist. Doch ich kann mich irren; ich habe nicht alle Detektivgeschichten gelesen.

Es ist möglich, daß wir binnen kurzem in ein Stadium der doppelten Irreführung geraten werden, in welchem der Autor seine Helden wie Helden, seine Verbrecher wie Verbrecher erscheinen lassen wird in der Hoffnung, daß der überkluge Leser es verkehrt herum anpacken wird. In der Tat habe ich selbst einmal eine Geschichte geschrieben, in welcher der Pfarrer vollkommen unschuldig war und der schwarze, unheimliche Mann das Verbrechen begangen hatte; aber ich war der Zeit vorausgeeilt, und das Publikum fand es unkünstlerisch. In kurzer Frist wird keine andere Form der Verheimlichung mehr möglich sein; aber die Erwägung, daß wir nicht vom doppelten zum dreifachen Bluff und so fort in alle Ewigkeit fortschreiten können, läßt uns erkennen, wie sehr die kriminalistische Literatur von der Gefahr einer Stagnation bedroht ist.

(Deutsch von Eva von Sonnenthal)

Der englische und der amerikanische Kriminalroman

Von

H. L. Wilson

260 Seiten lang haben wir und Scotland Yard jede einzelne Person verdächtigt, vom silberhaarigen alten Rektor bis zum Butler des gräflichen Schlosses. Und just, wenn man erwartet, daß eine dieser Personen die Fassung ihres Ringes durchbeißen und sich ein Geruch nach bitteren Mandeln verbreiten werde, erscheint ein schlechtgekleideter, unmanierlicher Australier, von dem man bisher kein Sterbenswort gehört hat, als der Täter. Fast vergönnt man es Sir Jasper, daß er ermordet worden ist und ein scharlachroter Fleck sich langsam auf dem Teppich ausbreitete; er hat es verdient, weil er jenem kolonialen Rauhbein vor vierzig Jahren bitteres Unrecht zugefügt und es uns bis zum vorletzten Kapitel verschwiegen hat.

Die Überlegenheit Englands in diesen Dingen ist kaum bestreitbar. Es ist der ideale Rahmen für erstklassige Morde. Nirgends sonst gibt es etwas Ähnliches wie Scotland Yard oder einen jener Adelssitze, in dessen Bibliothek der alte Baronet in einem Zustand aufgefunden wird, der nur die Totenbeschau und seine Erben angeht; oder eines jener Schlösser, wo es von Dienern, Verwandten und Gästen wimmelt, von denen mindestens ein halbes Dutzend die triftigsten Gründe hat, das Ableben des alten Baronets zu wünschen. Es ist vielleicht kränkend, muß aber gesagt werden, daß nirgends so viele Leute mit Mord- und Vergeltungsgedanken umgehen wie in England, und daß es auch nirgends so viele Personen gibt, die einem Morde zum Opfer zu fallen verdienen. (Ich entsinne mich eines englischen Kriminalromans, in dem der Ermordete von wenigstens acht Seiten blutige, aber gerechte Rache auf sich heraufbeschworen hatte.)

Schon die Abendgesellschaft, die dem Morde vorangeht — besteht sie nicht größtenteils aus Leuten mit dunkler Vergangenheit und nicht viel hellerer Gegenwart? Die Hälfte davon plant, der anderen Hälfte vergiftete Schokolade zu schicken. Zwar spielten sie alle Bridge oder Billard, als die Tat geschah, aber nach und nach ergeben sich aufregende Enthüllungen, angefangen von dem für weibliche Reize allzu empfänglichen Kabinettsminister, dem die bezaubernde Yvonne, eine etwas fremdartige Schönheit, Staatsgeheimnisse über die neue Steuerpolitik der Regierung entlocken will, bis zu John, dem Lakaien mit der soldatischen Haltung. Von allen anwesenden Gästen, Spitzeln, Spielern, Rauschgiftsüchtigen, Juwelenräubern und Sonntagsruhestörern erscheint nur Jack, der Neffe des Ermordeten, der Polizei unwichtig. Jack ist wohl ein schwacher Charakter, aber kein Mörder; daher wird er als erster verdächtigt. Nicht nur, daß er den Spieltisch verließ, kurz bevor der Schuß fiel, auch der Revolver neben der Leiche trägt sein Monogramm, und in den verkrampften Fingern des Toten findet man einen Knopf von seinem Rock. Wir sind uns natürlich im klaren, daß Jack nicht der Täter ist, und wäre es auch nur aus dem Grunde, daß jemand, der schlicht und sanft Jack heißt, im Kriminalroman nie der Täter ist. Übrigens stellt sich am nächsten Morgen heraus, daß Sir Jasper an einem Pflanzengift starb, da er seit frühester Jugend Vegetarier war.

Anders der amerikanische Kriminalroman. Er spielt in einem gutbürgerlichen Städtchen im Staate Ohio, oder sagen wir, Iowa. Klein Lottie, sechs Jahre alt und blondlockig, hat soeben im Garten ihr gestorbenes Püppchen unter einem Haselnußstrauch vergraben. Am Ende des Gartens, auf einer rohgezimmerten Bank, lehnt die schöne, elegante Dame, die seit einigen Tagen bei Mama zu Besuch weilt. Klein Lottie merkt sofort, selbst auf diese Entfernung, daß etwas nicht stimmt. Wahrhaftig, die schöne Dame ist tot! Das Kind erkennt, daß sie mit

— Ach ja, Tante Anna telephonierte im Leben so gern . . . *Kurt Werth*

einem Stück Hängemattenschnur erdrosselt wurde. Ihre wissenden Kinderaugen erspähen einen verräterischen Gegenstand, den der Täter zurückgelassen haben muß. Blitzschnell handelt die brave Kleine, sie vergräbt das Beweisstück neben ihrem Püppchen unter den Haselnußbüschen. Dann wandert sie, halb irr, unter Umständen auch dreiviertel irr, über die Felder davon und wird nachts, komplett irr, aufgegriffen. Inzwischen ist die Tat entdeckt worden, und eine Untersuchung über die mutmaßlichen Gründe zur Benutzung der Hängemattenschnur ist im Gange. Sie merken bereits, daß es dem Ganzen an Farbe fehlt? Wie anders, wenn sich das auf dem Landsitz in Surrey (England), inmitten einer Menge von eleganten Bösewichtern mit den feinsten

Manieren, zugetragen hätte! Der amerikanische Schmöker bietet uns dafür nur einen ganz gewöhnlichen Sheriff, der sich nie zum Dinner ankleidet und vor Lotties Tür Wache hält, bis er den lichten Augenblick in ihren Fieberphantasien erwischt, in dem sie ihr furchtbares Geheimnis verrät (etwa auf Seite 245, wenn alle anderen Spuren versagten). Und dann geht das alte Ekel hin und gräbt unter dem Haselnußstrauch jenes verräterische Stückchen Flaum von Mamas Fächer aus, und Mama — ohne sich erst die Zeit zu nehmen, Klein Lottie ein paar hinter die Ohren zu geben, weil sie geklatscht hat — beißt die Fassung ihres Ringes durch, und ein Geruch nach bitteren Mandeln verbreitet sich.

Oder der große Bankraub in Indianapolis, bei dem das Safe der First National Bank aufgesprengt und ausgeplündert wurde. Alle Anwesenden, vom Präsidenten bis zum Laufjungen, werden einer Leibesdurchsuchung unterzogen. Nur ein junges Mädchen weigert sich höchst verdächtigerweise. Der gütige alte Präsident redet ihr zu; sie fällt in Ohnmacht; er fängt sie in seinem Armen auf. Und würden Sie es glauben? Obwohl hundert argwöhnische Augen, einschließlich die der Detektive, auf sie gerichtet sind, versteht es die Canaille, aus ihrem Blusenausschnitt ein Bündel mit hundert Tausenddollarscheinen in die Brusttasche des guten alten Präsidenten gleiten zu lassen (soviel ich weiß, sitzt er jetzt, der Tat überführt). Wer das für allzu leichte Arbeit hält, höre weiter! Das durchtriebene Geschöpf hat auf den Granitsims vor dem Fenster, durch das ihre Bande eindrang, „eine starke chemische Lösung gegossen, die den Granit in eine käseähnliche Substanz verwandelte". Allerhand — was? Es gibt hundert Methoden, streng innerhalb der Gesetze, um mit einer solchen chemischen Lösung ungeahnte Reichtümer zu verdienen, sogar in Indianapolis. Aber nein, das arme Ding ist zur Verbrecherin gestempelt, denn „ihr Gesicht hatte einen eigenartigen slawischen Typ", und außerdem hieß sie Mercedes oder Olga. Ich habe das Buch übrigens nicht zu Ende gelesen, weil weder ein Chateau Lafitte 99, noch ein Schreibtisch mit Geheimfach drin vorkam, nicht einmal eine Kobra oder ein Mann aus Australien.

Weil wir gerade von Kobras reden: das Angebot an prima Giftschlangen läßt sehr zu wünschen übrig. Ich erinnere mich nur eines einzigen amerikanischen Romans mit diesem dankbaren Reptilienmotiv. Der Bösewicht, genannt „der Fuchs", und seine weibliche Gegenspielerin befinden sich im elegantesten Zimmer eines „aristokratischen Hotels in der Fünften Avenue". Sie hat den sagenhaften Talisman von Sadkara in ihrem Besitz, auf dessen Wiederbringung „die britische Regierung eine geheime Belohnung von 20 000 Pfund ausgesetzt hat, weil der Verlust des heiligen Amuletts einen Aufstand des ganzen Orients zur Folge haben könnte". Während der Bösewicht mit der Bösewichtin plaudert, läßt aus dem Zimmer darüber ein Laskaro oder Gurkha oder Punkahkuli ein „indisches Tongefäß" außen am Fenster herunter und schwingt es durch die Scheibe ins Zimmer. Der Krug zerbricht, und zum Vorschein kommen sechs gutgebaute Kobras, die ihr Geschäft verstehen. Ein atemraubender Augenblick! Aber der „Fuchs" handelt kaltblütig, als sei er unter Kobras aufgewachsen. Mit muskelstarken Armen hebt er das Mädchen auf das oberste Fach eines Bücherregals, stürzt ans Grammophon und legt eine Walzerplatte auf. „Die Kobras hielten inne, die schillernden Augen auf den Apparat geheftet, und lauschten. Langsam begannen ihre gewaltigen Leiber im Takt zu schwingen. Sooft die Platte ablief, setzte der „Fuchs" eine neue Nadel ein. Die Kobras nickten schläfrig mit den furchtbaren Häuptern und wiegten sich. Stunden schienen zu verrinnen." Na schön, für die tanzlustige Jugend unter den Kobras scheint das verständlich, aber was wäre geschehen, wenn sich in jenem Tongefäß eine bejahrte, beleibte Kobra mit Atembeschwerden befunden hätte, die höchstens für ein, zwei Tänzchen zu haben gewesen wäre?

Auch in Verkleidungen führt England. Oder könnte man anderswo einem Leser zumuten, daß ein Mann von Scotland Yard mit einem meterlangen falschen Bart nicht schon an der nächsten Straßenecke erkannt wird? Er besteigt das Taxi als kleiner Buchhalter mit schlechtgestutztem Schnurrbart und verläßt es, drei Häuserblocks weiter, als glattrasierter junger Geistlicher mit Hornbrille, als Sir Henry Duddson im eleganten Vormittagsanzug eines Baronets

oder als unrasierter Installateur mit Werkzeugkasten. Ich glaube, es muß am englischen Nebel liegen, daß niemand diese Verkleidungen durchschaut.

Ebenso schlägt England jede Konkurrenz in Giften und Rauschgiften. In einem amerikanischen Kriminalroman fiel zwar kürzlich der Millionär einem überaus starken Narkotikum zum Opfer, welches ihn für sechs Wochen jedes Erinnerungsvermögens, sogar an seinen eigenen Namen, beraubte, und während dieser Zeit bemächtigte sich die Bande seiner ausgedehnten Kupferminen in Honolulu (tatsächlich: in Honolulu!). Aber England bringt dafür das allgemein beliebte Pfeilgift auf den Markt, von dem ein Tropfen, unter die Haut gespritzt, auf der Stelle tödlich wirkt; man erhält es bekanntlich in jeder Apotheke, ebenso jene Droge, die Scotland Yard anwendet, um sich ohne Zuhilfenahme haariger Requisiten zu verkleiden, und von der „wenige Tropfen genügen, um die Augäpfel für vierundzwanzig Stunden gelb zu färben". Der Krumme Joe wieder träufelt aus einer Phiole einige Tropfen auf das Kopfkissen einer Dame, der sogleich die Sinne schwinden. Die unverstandene Gattin hingegen bestreicht die Wände im Schlafzimmer ihres Mannes mit einer Arseniklösung und fährt nach Schottland, um Moorhühner zu schießen; des Alibis halber.

Wie oberflächlich sind auch die nichtenglischen Ärzte, wenn sie den Zeitpunkt des Todes feststellen sollen. Sie können höchstens sagen, ob die Leiche frisch ist oder schon länger lagert. Dagegen der britische Kollege! Sir Eustace ist in der Bibliothek gemeuchelt worden (man sollte in englischen Bibliotheken nur gemusterte Teppiche verwenden!), während die Gäste beim Bridge saßen. Natürlich ist ein Arzt zugegen, der sich, nachdem er seinen elften Trick sicher hat, an den Tatort begibt. „Der Tod erfolgte vor acht bis neuen Minuten", sagt er und klappt energisch den Uhrdeckel zu. Oder man findet am Ende des Gartens die Leiche eines Gastes, den niemand vermißt hat, weil er auf drei Sans-Atout der Gegner mit vier Herz antwortet, obwohl schon dubliert worden war und der Partner paßte. Ein einziger Blick genügt dem Medizinmann: „Vorgestern um sieben Uhr fünf abends ermordet worden. Halt! Um sechs Uhr fünfundvierzig, meine Uhr geht nach!"

Und ist Ihnen schon aufgefallen, daß es keine englische Banknote gibt, von der nicht irgendein Wichtigtuer sorgfältig die Nummer notiert hat?

Fassen wir die Grundzüge des Kriminalromans, namentlich des englischen, zusammen. Jedes Kind kann sie erlernen. Erstens: niemand unter dem Range eines Baronets darf ermordet werden. Verbrecherinnen müssen mindestens halbfranzösischen Ursprungs sein. Wenn, drittens, der Täter oder die Täterin endlich in die Enge getrieben ist, muß ihm oder ihr Zeit gelassen werden, das Gift im Ring zu nehmen. Ein Verbrecher, den ich kürzlich in einem Roman kennenlernte, trug es unbemerkt in seinem Glasauge. Morde der Klasse I — solche auf Rittergütern und Landschlössern — müssen eine Stunde vor dem Tee oder eine Stunde nach dem Dinner stattfinden, Ausnahmen sind nicht erlaubt, vermutlich aus Rücksicht auf die Köchin. Fingerabdrücke sind wertlos. Man weiß zwar, daß es ein Linkshänder war, der das Gift in Sir Jaspers Whiskyglas tat, aber sämtliche Anwesende sind linkshändig. Man ergreife den Mann, der Handschuhe trägt, vorausgesetzt, daß sich nicht unter den Gästen eine Dame befindet, die eine Französin zur Mutter hat. Merkwürdigerweise sind Personen, die nicht nur von einer französischen Mutter, sondern auch von einem französischen Vater abstammen, vollkommen unverdächtig, auch wenn sie Linkshänder sind.

Wir kommen nun zur Gruppe I A, den „Großen Vier", der internationalen Bande, die gegen die bestehende Weltordnung kämpft, so daß sich bereits der britische Staatssekretär für Inneres infolge des diplomatischen Zwischenfalls in den Dolomiten oder der Korfu-Affäre ins Mittel legen und das Schlachtschiff „Irritable" in Bereitschaft stellen lassen mußte. Denn die Schurken sind im Besitz verschiedener bisher unbekannter wissenschaftlicher Geheimnisse, unter anderm eines neuen Gesetzes der Schwerkraft. Die Bande besteht aus einem Führer, einem Chinesen, einem verteufelt schlauen Spanier namens Oberst Carramba, einem amerikanischen Multimillionär mit einem geheimen Groll in der Seele und — Sie haben es erraten! — einer

der schönsten Frauen der Welt, die halb französischen, halb russischen Ursprungs ist. Sie werden gleich sehen, wessen dieser Oberst Carramba fähig ist: „Er fordert den englischen Schachweltmeister zu einer Partie heraus, und dieser fällt nach dem dritten Zug tot um. Man vermutet Herzschlag. Nein! Ein dünner Draht läuft durch das Innere eines Springers und schließt, wenn die Figur auf ein bestimmtes Feld gestellt wird, einen elektrischen Stromkreis. Nur eine kleine Brandspur am Finger bleibt zurück."

Wenn der große ausländische Detektiv auftritt, begleitet ihn immer sein einfältiger Freund, um saudumme Fragen stellen, lächerliche Lösungen vorschlagen und hirnverbrannte Einwände machen zu können. Des Kontrastes halber. Ein Mensch, der verdienen würde, eine Schachpartie mit Oberst Carramba zu spielen. Wenn im Salat Opiumspuren gefunden werden, vermutet er, der chinesische Koch habe die Pfefferbüchse verwechselt; wenn man an der Mauer hastig gekritzelte Worte in der Handschrift des schwerverletzten Staatsmannes findet, meint er, der Mann habe das vielleicht aus Langeweile geschrieben. Auf Schloß Veronal hat er die Blutspuren von einem türkischen Dolch abwaschen lassen, damit die Waffe wieder sauber aussehe. Die Tasse, aus der Sir Almeric das tödliche Gift trank, hat er im Rinnstein ausgespült, und niemand kam darauf, daß darin ein tödlich wirkendes Alkaloid gewesen war. Oder der genau so wirksame englische Kaffee.

Morde der Klasse B stehen gesellschaftlich eine Stufe tiefer, bieten aber dafür oft ein bizarreres Milieu. Entlegene Villen, häufiger zweitrangige Hotels. Das Opfer ist in dieser Gruppe ein alter Rentner, ein Farbwarenhändler oder ein Hausbesitzer, allerdings begütert. Man findet ihn im Büro auf, mit einem „Spanner" ermordet (das muß ein Werkzeug sein, welches immer den Tod herbeiführt). Manchmal liegt auf dem Schreibtisch ein Schlüssel; ein Schlüssel zum Geheimnis natürlich. Der Ermordete liebte Kreuzworträtsel und hatte gerade unter „16 waagrecht" ein Wort eingesetzt, das dem Inspektor Strake von Scotland Yard höchst bedeutsam erscheint.

Inspektor Strake bringt uns zur Frage der Liebesepisode im Kriminalroman. Kaum hat der Arzt erklärt, der Tod sei vor fünf Stunden zweiundzwanzig Minuten eingetreten, wirft sich Inspektor Strake auch schon in seinen Wagen und fährt zur Wohnung des Ermordeten. Er wird von dessen Nichte empfangen, die ihm den Haushalt führte. Um es vorwegzunehmen: eine Statistik der letzten sechs Jahre ergibt, daß hundertachtzehn smarte Jungens von der Kriminalpolizei die Nichten ermordeter Onkel geheiratet haben. Eine Nichte muß frischen Teint und unschuldsvolle blaue Augen sowie eine schlanke Gestalt besitzen; auch muß ihr Name ganz schlicht sein, etwa Lucy Smith oder Mary Thompson. Hieße sie am Ende Blanche Reynolds, käme sie sogleich in den Verdacht, den Spanner selbst benützt zu haben und von einer französischen Großmutter abzustammen. Es dauert natürlich eine Weile und kostet manch bittres Herzweh, bevor sich Lucy überzeugt hat, daß unter Strakes rauhem Äußern ein Herz von Gold schlägt. Zuweilen tritt neben ihrer blonden Unschuld noch eine auffallende Schönheit auf, deren Reizen Strake fast erliegt. Zum Glück entdeckt er, daß sie ein „Je ne sais quoi" hat, also mindestens halbfranzösischer Abstammung ist und sich der Formel ihres Onkels für synthetischen Kattun bemächtigen will.

In der Klasse B kann es leicht vorkommen, daß es nicht bei einem Mord sein Bewenden hat, vielmehr einer dem anderen folgt und einer immer langweiliger ist als der andere. Ich kenne Bücher, in denen es auf dreihundert Seiten fünf grausige Morde gab, aus denen man fünf Romane hätte machen können. Im Augenblick kann ich jedoch nicht sagen, ob auch fünf Nichten vorkamen; jedenfalls hat Inspektor Strake „das einzige Mädchen auf der Welt" gefunden.

Mit Hilfe dieser Anleitungen dürfte jedermann imstande sein, einen Kriminalroman selber anzufertigen, für den tausende Menschen bares Geld ausgeben. Und nun hinein mit den Giften in die Whiskygläser, 'raus die Dolche mit den geschnitzten Griffen, laßt die Revolver knallen!

H. Thiele

MARGINALIEN

Umgang mit Gästen

Hochaufgerichtet, die Serviette unterm linken Arm, steht Kellner Roland Schwertfeger mit der Miene eines verkannten Genies zwischen den weißgedeckten Tischen seines Reviers. Selbst in einer großstädtischen Bahnhofswirtschaft gibt es manchmal eine Pause. Und da ist auch ein Kellner zu allerlei Betrachtungen geneigt. Er beschaut seine Gäste eingehender und

läßt sich wohl auch zu einer Unterhaltung herab. So ein Kellner bekommt vieles zu hören und ist manchen Vertraulichkeiten ausgesetzt; über alles Mögliche und Unmögliche wird er befragt.

Jüngst erkundigte sich eine mitfühlende Frauenseele von etwa fünfzig Sommern bei Schwertfeger wie folgt: „Müssen Sie wirklich den ganzen Tag so herumrennen und die Augen überall haben, Herr Nummer elf?"

„Ich kann natürlich auch stehn, gnädige Frau, und die Augen schließen. Dann muß ich allerdings damit rechnen, daß irgendein Gast anfängt zu rennen und mir gütigst seine Zechschulden hinterläßt. Also halte ich lieber die Augen auf und schwinge die Absätze!"

„Tja, da müssen Ihnen aber zum Feierabend die Beine sehr weh tun! Machen Sie nur fleißig Fußbäder und schonen Sie sich."

Das wird Nr. 11 sich merken.

Es gibt — wie könnte es anders sein! — auch Klagen und Beschwerden mannigfacher Art.

„Das Beefsteak ist zu klein! Kellner. Ich sehe mich übervorteilt. Den Geschäftsführer! bitte."

„Schauen Sie her, Herr Ober, finden Sie diese zwei Harzer Käse mit dem gespaltenen Radieschen nicht über alle Maßen lächerlich?"

„Das Glas ist nicht ordentlich gefüllt! Schicken Sie's zurück. Ich protestiere!"

„Sagen Sie, Ober, wie lange soll ich noch auf meine Spiegeleier warten? Werden die erst gelegt?? Ich versäume dabei meinen Zug!"

„Ohne Sorge, bitte. Ich bringe sie Ihnen ins Abteil."

Ein Kellner kennt keine Verlegenheit!

Einer: „Ich war in Großenhain, hab glänzend schlechte Geschäfte gemacht — dafür aber ein reizendes Mädel kennengelernt! Sie müssen unbedingt mal nach Großenhain."

Ein anderer: „Was halten Sie von Alfred Schopenhauer?"

„Arthur Schopenhauer! meinen der Herr."

„Freilich: Arthur! Ich wollte Sie nur mal auf die Probe stellen. Hehehe ... Moment! Wie denken Sie über Vegetarianismus?"

„Sehr empfehlenswert!"

„Gut. Bringen Sie mir eine Kalbshachse und zweimal Salzkartoffeln extra!"

Ein anderer Gast: „Sie sind doch gewiß in der Welt herumgekommen! Wissen Sie nicht ein sicheres Mittel gegen Haarschwund?"

„Fußbäder, Fußbäder! mein Herr. Und den Kopf kräftig mit Zwiebelsaft einreiben."

Ein Kellner muß alles wissen! „Von welcher Brauerei bezieht Ihre Firma das Bier? — Wo kann man sich in dieser Stadt recht nett amüsieren? — Nennen Sie mir das beste Hotel am Platze! — Haben Sie die Absicht, bald zu heiraten? — Übersetzen Sie mir: pommes frites! — Was kostet ...?" Und am Ende: „Ich trinke einen Malzkaffee! Hab nämlich mit dem Herzen zu tun. Sie verstehn." Ein Kellner kann alles verstehn!

Hat es ein Gast eilig, so muß es ein Kellner noch eiliger haben. Behauptet ein weinfreudiger Gast: „Kassel liegt in Ostpreußen! — dann liegt Kassel selbstverständlich in Ostpreußen. Befindet ein Gast sich in trüber Stimmung, so soll der Kellner versuchen, ihn aufzuheitern.

Lassen wir einmal ein paar „Stammgäste" aufmarschieren!

Bibliothekar Dr. Schroth beispielsweise entsagt jedweder Aufheiterung. Er ist ein länglicher Vierziger mit Goldrandbrille und grauem Cutaway. Schon seine Schnurrbartenden, die wie zwei Strippen herabhängen, sind ganz auf Melancholie gestimmt. Vor sich ein Paket mit Schriften auf dem Tisch, die hehre Denkerstirn in Falten, wünscht

er von keiner Seite gestört zu werden. Wenn der Doktor erscheint, weiß der betreffende Kellner sofort Bescheid: Eine Flasche Sauerbrunnen und eine Zigarre zu 20! Den Blick gleichsam nach innen gekehrt, nähert sich der Bibliothekar grußlos. Grußlos, Blick nach innen, verschwindet er wieder. Stets verbleibt er genau eine Stunde. (Man vergleiche die Uhr!) Der Betrag seiner Zeche liegt abgezählt bereit.

Ein anderer Sonderling ist Herr Sebastian Kresse. Das Original eines verbummelten Junggesellen. Privatus, weiß er weder mit sich noch mit seiner Zeit etwas anzufangen. Er wandelt in Träumen unbekannter Art. Daheim sich langweilend, verbringt er viele Stunden hier im Wartesaal — — und wartet auf nichts. (Oder wartet er auf ein Wunder? Nie wird es kommen!) Er genießt ständig nur Kaffee schwarz und raucht eine Zigarette nach der anderen. Dabei entgeht ihm nicht das Geringste. Zusammengesunken hockt er an seinem Ecktisch; er lebt gewissermaßen bloß mit den Augen. Einmal gestand er, im Monat nur acht Tage schlafen zu können.

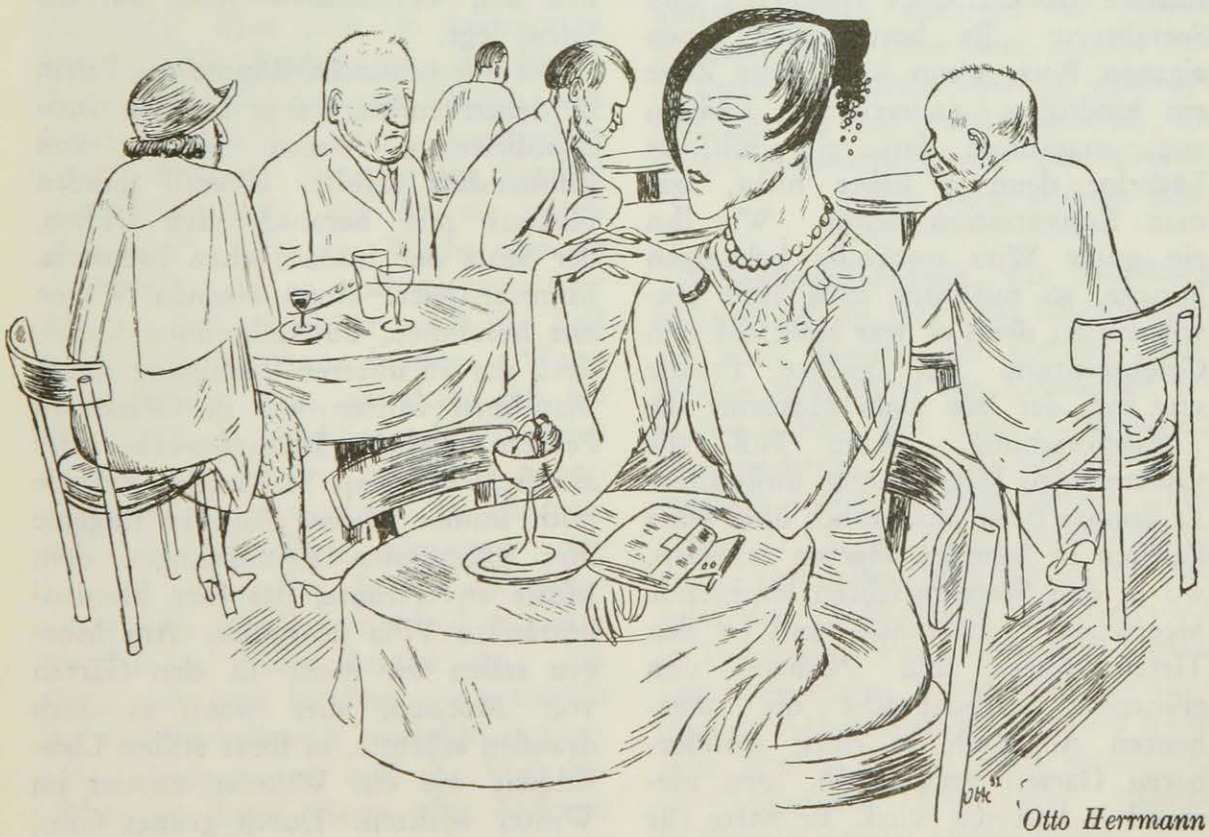
*

Wie alle anderen Künstler, so haben auch die Serviettenschwenker ihre Verehrerinnen. Schon darum verlohnt es sich, ein Künstler zu sein! Unlängst saß an einem Tisch in Schwertfegers Bezirk eine anmutige Brünette mit hellen Sehnsuchtsaugen. Als der glattrasierte Nr. 11 sich nach den Wünschen der jungen Dame erkundigte, sagte sie zärtlich: „Wählen Sie! bitte."

Er wählte eine Eisbombe und hatte das richtige getroffen. Späterhin konnte er beobachten, wie die Schöne mit ihrem Lippenstift auf der Rückseite eines Pappdeckels emsig zeichnete. Als er kassierte, bedeckte sie, hold lächelnd, den Deckel mit der schlanken Hand. Er stand ernst wie eine Säule.

Als sie dann gegangen, lag der Deckel offensichtlich da: Ein Herz, von einem Pfeil durchdrungen, war zu sehen — und seitlich eine Elf. Er steckte die Pappe ein.

Weggetreten! *Robert Gehrke*



Otto Herrmann

Beim Fürsten von Monaco

Mit dem Fürsten Monaco fuhren wir auf seiner Jacht „Princesse Alice" von Rouen bis Havre auf der Seine. Der Fürst war ein großer Gelehrter und dabei voll von kindlicher Einfälle. Er setzte mich ahnungslos vor ein mechanisches Klavier, und er, wie auch mein Großvater, waren sehr amüsiert, als ich erschrocken in die Höhe schnellte, da das Instrument allein zu spielen anfing. Wir besuchten ihn dann auf seinem Schloß Monaco an der Riviera, hoch über dem blauen Meer. Ein paradiesischer Garten umgab es, der auch im Winter voller Blumen war. Ganz unwirklich erschien diese Welt mit ihren Zeremonien und Riten; denn der Hofmarschall Graf Lamotte sorgte in allem für eine große Feierlichkeit, die dem Fürsten eigentlich nicht lag. Vor den Mahlzeiten stellten wir uns mit den anderen Gästen in einer langen Galerie zum Cercle auf, bis der Fürst erschien und jedem einige Worte der Begrüßung sagte. Er zeigte das etwas finstere Gesicht eines Gelehrten und Seefahrers. Es hatte aber einen eigenen Reiz, wenn über diese Züge ein kindliches, nachgebendes Lächeln zog, manchmal fast ein hilfloses Lächeln; denn er liebte nicht, was man Konversation nennt. Wie ihn ein guter Witz unbändig belustigen konnte, so mitunter auch eine Unwissenheit; denn er war stolz auf sein Gelehrtentum. Die größte Freude war ihm der Bau eines Museums für Tiefseeforschung, dessen Fuß die schäumenden Meereswogen umspülten. Er konnte lange anschaulich über seine Fahrten in fremden Meeren erzählen, wo in den Sternennächten leuchtende Meerwunder erscheinen und in den Tiefen Fische und Pflanzen von glühender Farbenpracht die ungeheuren Abgründe in einen wunderbaren Garten verwandeln, den niemand je betreten wird. Er hatte für meinen Großvater eine aufrichtige und große Verehrung und die besondere Courtoisie, mit der er im Schloß behandelt wurde, sollte auch eine Ehrung für Deutschland bedeuten. Die kleine Ehrenkompagnie, die auf dem sonnigen Platz jeden Mittag exerzierte, und die allein die militärische Macht des Landes Monaco symbolisierte, präsentierte auch vor dem Fürsten Münster das Gewehr. Bertha von Suttner, die oft zu Gast im Schlosse war, mochte mißbilligend aus ihrem Fenster auf dies Treiben schauen. Sie war eine düstere, melancholische Gestalt. Immer in schwarze Witwentracht gehüllt, drückte sie in ihrem ganzen Wesen die Fruchtlosigkeit ihres Sehnens aus. Keine Verkündigung strömte aus ihr, nur düstere Unzufriedenheit; und so war diese Erscheinung, die vielleicht die Idee einer ferneren Zukunft darstellte, nicht werbend, nicht überzeugend. Es fehlte ihr das Strahlende, welches der Glaube an einen großen Gedanken den Verkündern sonst auf die Stirne legt.

Die durchsonnten Räume des Palais, in denen aufmerksame Lakaien antichambrierten, waren immer von Blumenduft erfüllt. Überall standen Flakons mit berauschenden Düften, der Stolz der französischen Industrie. Münster hatte einen eigenen Wagen mit herrlichen, dunkelbraunen Karossiers, der zu unserer Verfügung stand. Manchmal fuhren wir in Grasse an Feldern herrlicher Blumen vorbei oder streiften das Kap St. Martin, wo die noch immer schöne Kaiserin Eugenie ihre glänzenden Erinnerungen dem Meere anvertraute, das ihre blumenumrankte Villa umspülte. Am Morgen saßen wir meist in den Gärten von Monaco, die, wenn es auch draußen stürmte, in ihrer stillen Lieblichkeit wie ein Wunder mitten im Winter wirkten. Durch grünes Gras,

das wie helles Glas leuchtete, rieselten leise schimmernde Bäche. An ihren Ufern standen die Orangenbäume mit goldenen Früchten wie im Märchen. Zu ihren Füßen glühten die Hyazinthen und Tulpen, und Vögel zwitscherten in den Ästen unsichtbar. Unwirklich erschien dieser Traum von Duft und Frische. Einmal besuchte uns dort der berühmte Geigenspieler Kubelik und sagte: „Aus den Zweigen, auf denen die Vögel singen, werden unsere Geigen gemacht, deshalb tönen sie so schön."

Auch der berühmte Caruso und Schaljapin kamen ins Schloß mit dem Leiter des Theaters, Gunzbourgh. Wenn Gunzbourgh auftrat, bekam die ganze Atmosphäre etwas Novellistisches und Gesteigertes; denn mehr als irgendeinen seines Faches umgab ihn die Theaterluft, eigentlich die Theaterluft von 1830, da noch die gesteigerte Pose des Direktors beliebt war. Denn Gunzbourgh sprach nur in Superlativen, und er schien immer vor der Ekstase, der „déclaration" oder dem fingierten Selbstmord zu stehen. Manchmal kam auch in feierlichem Aufzug die Erzherzogin Stephanie, Tochter des Königs von Belgien, mit ihrem Gemahl, dem ungarischen Grafen Lonyai. Sie war ein Symbol der Kaiserwürde, die ihr nie zuteil geworden. Wie aus Wachs war sie modelliert und so voll ausgemachter Würde, daß sie sicher auch ihr Bad mit fürstlicher Geste bestieg. Wenn dieser Besuch kam, gestaltete sich die Tafel und die anschließende Fahrt ins Theater zu einer besonders zeremoniösen Angelegenheit. In der rotgoldenen Mittelloge thronten wir prächtig aufgereiht. In der Zwischenpause lud der Hofmarschall Lamotte feierlich zu einem Souper ein. Da saßen wir nun in dem abgetrennten Raum, den schwere rotseidene Vorhänge umspannten, und die Welt erschien in dieser Geste der Etikette aufgelöst, die uns ganz beschäftigte und jeden anderen Gedanken zum Schweigen brachte, wenn auch die Lippen sich in der gewohnten Konversation bewegten. Wenn wir uns erhoben hatten, ging ich manchmal kurze Zeit mit dem diensttuenden Adjutanten auf die Galerie, die einen Blick auf das bunte Treiben der Spielbank bot. Dort tummelten sich losgelassen die Menschen, die Witwe mit langen Trauerschleiern, die Hetäre, der müde Lebemann. Die stillgestandene Welt bei uns oben tobte sich dort, wenn auch unerfreulich, aus, und auch der Adjutant bekam in dieser Atmosphäre ein weniger erfrorenes Gesicht und flüsterte mir zu: „Pourquoi ne me donnez-vous pas votre fleur, Mademoiselle?" Aber schon saßen wir wir wieder auf hohen Stühlen und hörten ganz fern Carmens Leiden zu uns herüberdringen. Dann standen, kaum war sie in den Armen des Toreadors verschieden, die Wagen bereit, um uns auf das Schloß zu fahren. Überall schimmerten Lichter. Monte Carlos Lustgelage sprühten ihr Feuer, während wir hinter starken Mauern, im Schloß Monaco, hoch über dem Meere, der Etikette gehorchten und mit ermüdetem Lächeln uns verabschiedeten, um unsere duftenden Räume aufzusuchen.

Helene Nostitz in ihrem Buch: Aus dem alten Europa

Krinolinen-Statistik. Ein Fabrikant in Lyon soll im Jahr 1864 Bestellungen auf nicht weniger als 300 000 Kilogramm Stahlreifen für Krinolinen erhalten haben. Bei dieser Gelegenheit wird berichtet, daß ein einziges Handelshaus in Paris jährlich 600 000 Kilogramm (1 200 000 Pfund) solcher Stahlreifen verkaufte. Man nimmt an, daß jedes der 12 Milionen Frauenzimmer in Frankreich wenigstens eine Krinoline von einem Kilogramm Gewicht jährlich verbrauchte, und daß die weibliche Welt in diesem Staate wenigstens 12 Millionen Kilogramm solchen Stahles an sich zu tragen pflegte.

Leben ohne Tod

Ein dunkler Schatten fällt unaufhörlich auf unsere hellsten Tage: der Gedanke an den Tod. Er peinigt unser Leben, raubt uns die köstlichsten Freuden, kettet Sein und Nichtsein so aneinander, daß sich die Lust des einen oft im Grauen vor dem anderen verliert. Wer an den Tod denkt, erlebt ihn. Das klingt so absurd wie es ist, denn Leben und Sterben haben nichts miteinander gemein. Sie treffen wie zwei feindliche Geschwister nie zusammen, selbst Biologie und Medizin wissen nicht mehr von beiden, als daß eines unaufhaltsam das Lokal verläßt, wenn das andere eintritt. Wir müssen uns nun fragen: Ist der Tod kein Teil unseres Lebens, keine Funktion des Lebens, was haben wir dann mit ihm zu schaffen? Warum beschäftigt uns der Gedanke an ihn? Gehört aber das Sterben zu unserem Leben wie das Essen, Trinken, Schlafen und Träumen, warum erschauern wir dann, wenn wir an ihn denken? Weil die Phantasie uns Schrecknisse vorzaubert, die es gar nicht gibt: die Schrecknisse des Nichts.

Maeterlinck behauptet, daß unsere Einbildungskraft in den Fragen über Leben und Tod sehr kindlich geblieben ist, von Träumen und Wünschen barbarischer Zeitalter umgeben, von der Sucht nach Ewigkeit unseres kleinen, engen Bewußtseins. Maeterlinck nennt den Gedanken, daß wir ewig in dieses winzige Bewußtsein eingekerkert bleiben könnten, furchtbar. Und er ist es. Wenn wir uns vorstellen, daß wir am Ende unseres Lebens einen bestimmten Bewußtseinsgrad erreicht haben würden, über den wir nie mehr hinaus könnten, so daß wir ihn bis in alle Ewigkeit beibehalten, immer und ewig als etwas Gleiches, Unveränderliches fortexistieren müßten, so würde dieser Gedanke in uns das Grauen vor einer entsetzlichen Langweile auslösen. Wir würden vor dem Schrecken aller Schrecken stehen, vor der Gewißheit, keine Zukunft mehr zu haben. In diesem Falle würde das völlige Erlöschen unseres Bewußtseins — der Tod — Erlösung für uns sein.

Jeden Menschen erfüllt tiefe Sehnsucht nach der Dauer seines Seins. Diese Dauer kann aber nur in einer unaufhörlichen Veränderung seiner Bewußtseinsgrade bestehen, und in diesem Falle wäre das Sterben nur eine Etappe auf dem Weg ins Unendliche. Wir hätten also wieder keinen Grund, es zu fürchten. Wenn wir nun annehmen, daß einesteils die ewige, unveränderliche Dauer unseres kleinen Ichs entsetzlich langweilig, anderseits die Veränderung dieses Ichs nur auf dem Weg des Sterbens möglich ist, dann müßten wir doch in beiden Fällen dieses Sterben als eine für uns höchst wichtige, notwendige Einrichtung ansehn, nur dazu geschaffen, uns entweder vor einem schrecklichen Übel zu erlösen oder uns zu beglücken. Warum fürchten wir also den Tod, warum läßt uns der Gedanke an den Abschied von dieser Erde so erschauern? Weil uns ein kleines, allzumenschliches Gefühl daran hindert, den Tod als etwas Selbstverständliches, für uns Lebende gar nicht Bedeutsames anzusehen. Wir zittern vor dem Tode aus Neid gegen alle die, die nach uns am Leben bleiben. Wir gönnen es ihnen einfach nicht; der Gedanke, daß wir nicht mehr sind, wenn alles noch ist, erscheint uns unerträglich. Lassen wir unserer Phantasie einmal freies Spiel und stellen wir uns vor, einem von uns würde verkündet werden, daß in einem nahen Zeitpunkt das Weltall aufhören werde, zu existieren. Der Mann würde in der Erwartung der allgemeinen Vernichtung gewiß ganz ruhig bleiben; er würde vielleicht ein wenig kämpfen, ein wenig leiden und dann verzichten wie bisher. Er würde schließlich wie jeden Tag müde zu Bette gehn und vielleicht zum

erstenmal sorglos schlafen. Denn bald ist alles aus, aber auch alles. Und darauf kommt es jedem beim Sterben an. Soldaten aus dem Weltkrieg, die oft vor dem Tode standen, erzählen, wie leicht die letzten Stunden in Gesellschaft anderer waren, die das gleiche Schicksal erwartete, und wie schwer man sie allein ertrug. Wir vergeuden, zersplittern, zerstören unser Ich im Leben unaufhörlich. Aber, daß dieses Ich nicht mehr besitzt, was andere noch haben, das erfüllt es mit verzehrendem Neid. Würden wir Lebende diese Erkenntnis voll erfassen, so könnte sie vielleicht unsere Todesfurcht überwinden. Wir lieben zu sehr den Besitz der anderen und wenn dieser Besitz auch nur das nackte Leben unter der Sonne ist. Wir begehren zu sehr das Leben der anderen; würden wir nur unser eigenes begehren und lieben, wie leicht wäre es, von ihm zu lassen.

Der Tod existiert nur in der Phantasie. Niemand kommt im Leben zu kurz, jeder hat, was er im tiefsten Innern will. Nur der Neid ist unersättlich; darum sterben alle, die sich vom Leben betrogen wähnen, so schwer. Man kann sich um Paläste ebenso wie um Atemzüge benachteiligt fühlen. Wir fürchten den Tod nicht mehr, wenn wir an unserem Schicksal genügsam sind. Alle die, denen die Welt der anderen nie begehrenswerter erschien als die eigene, gehen lächelnd aus dieser Welt. Die noch religiös empfindenden Bauern auf den Dörfern sterben ohne Furcht und Pathos, mit der größten Selbstverständlichkeit. Der Tod spielt in ihrem Leben keine andere Rolle als eine Verlassenschaftsabhandlung. Sie leben ein Leben ohne Tod. *Hanns Saßmann*

Eine Sorte Leute. Sie gehen dem Metaphysischen nach Möglichkeit aus dem Wege. Aber wenn es ihnen begegnet, beschließen sie schnell, das Rauchen aufzugeben. *Christian Bock*

Ein literarisches Ereignis im wahrsten Sinne war das Erscheinen der nachgelassenen Werke von

FRANZ KAFKA

Als Franz Kafka am 3. Juni 1924 starb, wußten wenige vertraute Freunde, daß die deutsche Literatur einen ganz großen Dichter verloren hatte. Um den Lebenden war's immer still gewesen. In den Jahren, die seit seinem Tode vergangen sind, ist darin eine wesentliche Wandlung eingetreten. Viele unserer Besten haben sich zu dem toten Dichter bekannt, den kein Geringerer als Hermann Hesse

einen heimlichen Meister und König der deutschen Sprache

genannt hat. In unserem Verlag sind erschienen:

EIN LANDARZT
Kleine Erzählungen
In Ganzleinen gebunden RM. 3,60

AMERIKA
Roman
In Ganzleinen RM. 7,65

KURT WOLFF VERLAG BERLIN

Warum ich deutsche Lieder singe

Von

Louis Graveure

Viele meiner Freunde fragen mich, warum ich gerade in Deutschland als Tonfilmdebütant beginne. Sie stellen diese Frage, weil ich ja als internationaler Konzertsänger durch alle Hauptstädte der Welt gepilgert bin und in allen Ländern dieser Erde gearbeitet habe.

Ich kann darauf nur antworten: die deutsche Kunst, Deutschland ist mein Schicksal. Warum? Ich bin Engländer. Meine Muttersprache ist englisch. Aber als kleines Kind schon sang ich — deutsch. Kaum war ich meiner Muttersprache mächtig, kaum vermochte ich den Sinn aller Worte, die ich da sprach, zu erfassen. Und schon da ich singen mußte, weil es in mir war, weil es in mir schlummerte, sang ich deutsche Lieder, weil gerade diese Musik mich ganz und gar gefangen nahm. Das war die erste, aber schon ganz klare Begegnung mit dem deutschen Kulturkreis.

Die zweite Station: Mein Lehrer war Deutschamerikaner. Die Erlebnisse der Kindheit wurden also noch vertieft, er führte mich weiter in das Reich der deutschen Töne und des deutschen Liedes.

Während des Krieges, als in USA. der Deutschenhaß Orgien feierte, konnte mich nichts dazu bewegen, die deutschen Lieder aus meinem Repertoire zu streichen. Ich sang, unbekümmert um Angriffe, unbekümmert um jeden Boykott, in vielen Konzertsälen der großen Städte von USA. mein Repertoire. Erst Mitte 1918, als mir in San Franzisko ein Attentat drohte, mußte ich blutenden Herzens auf meine geliebten Lieder verzichten.

1923 kam ich das erstemal nach Deutschland. Der Erfolg beglückte mich aufs tiefste. Ein Berliner Musikkritiker, Professor Weißmann, ihn deckt schon die Erde, schrieb damals: „Erst ein Engländer muß kommen, um zu zeigen, wie man deutsche Lieder singen soll."

Ich glaube, daß meine Erfolge darauf zurückzuführen sind, daß ich im Gegensatz zur italienischen Schule, die das Vokalsingen bevorzugt, das Konsonantensingen, also auch das Herüberziehen der Konsonanten zu den Vokalen, wie es zum Beispiel in der französischen Sprache üblich ist (die „Liaison") pflege.

Es ist wirklich Schicksal, wenn ich nun auch in Deutschland meinen ersten Tonfilm drehe. Ich bin mit dem deutschen Kulturleben, der deutschen Musik untrennbar verknüpft. Ich brenne darauf, vor der Tonfilmkamera zu stehen, ich freue mich wie ein Kind auf meine Arbeit, die schon keine Arbeit mehr ist, sondern eine Berufung, eine große Aufgabe.

Meine Partner werden Jenny Jugo und Heinz Rühmann sein. Kein Wunder, daß mich vor so berühmten und bewährten Darstellern des Films ein wenig das Lampenfieber rüttelt. Aber Lampen- und Tonfilmmikrofieber sind gut. Sie spannen zu höchster, intensivster Leistung an.

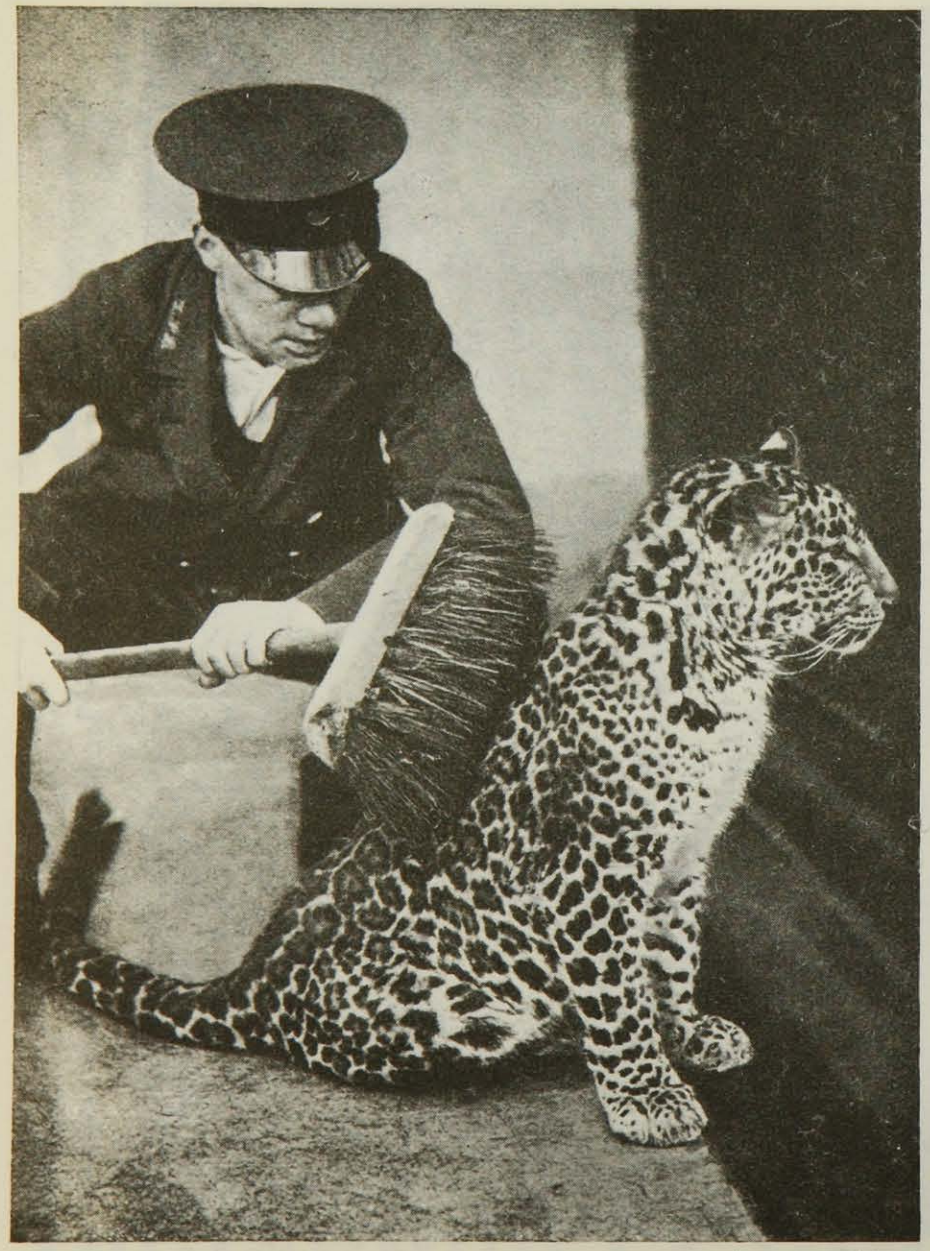
Ich bin gerüstet. Das Spiel kann beginnen.

Mitgeteilt von der Fox-Film-Gesellschaft

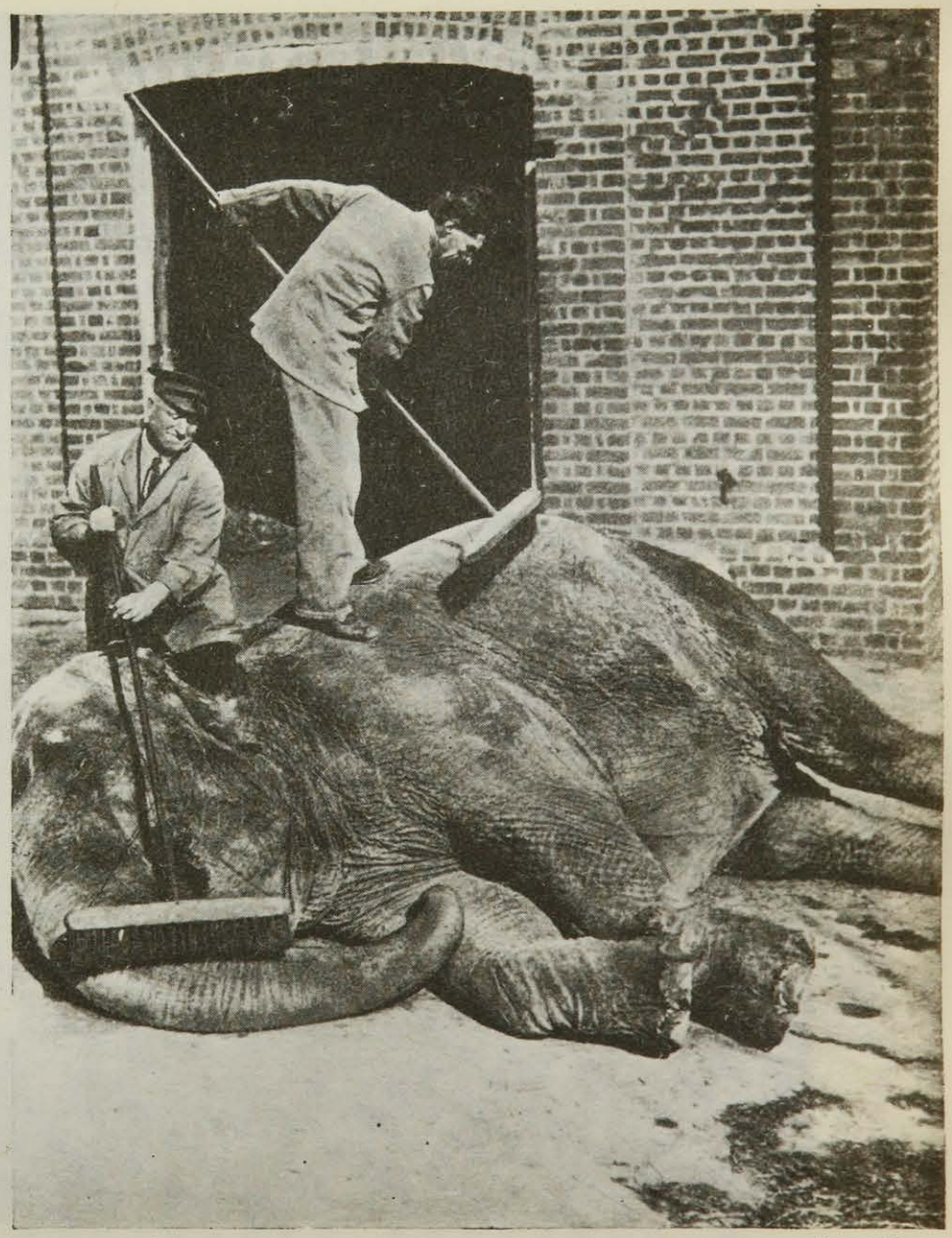
Auktionen. Am 4., 5., 6. Dezember finden bei Hugo Helbing, Frankfurt am Main, wichtige Versteigerungen statt. Zunächst die Versteigerung der Sigmaringer Sammlung. Anschließend an die Sigmaringer Sammlung kommt der Nachlaß eines Münchener Kunstsammlers zum Ausgebot. Am nächsten Tage anschließend der Nachlaß des bekannten Frankfurter Sammlers Franz Rieffel. Zum Schluß eine Sammlung von etwa 50 Gemälden aus einem deutschen Museum, mit Bildern aus dem Memlingkreis, Porträts von Peter Lely und Nicolas Maes sowie gute Holländer des 17. Jahrhunderts. *(Eingesendet)*

Fox-Foto

Louis Graveure

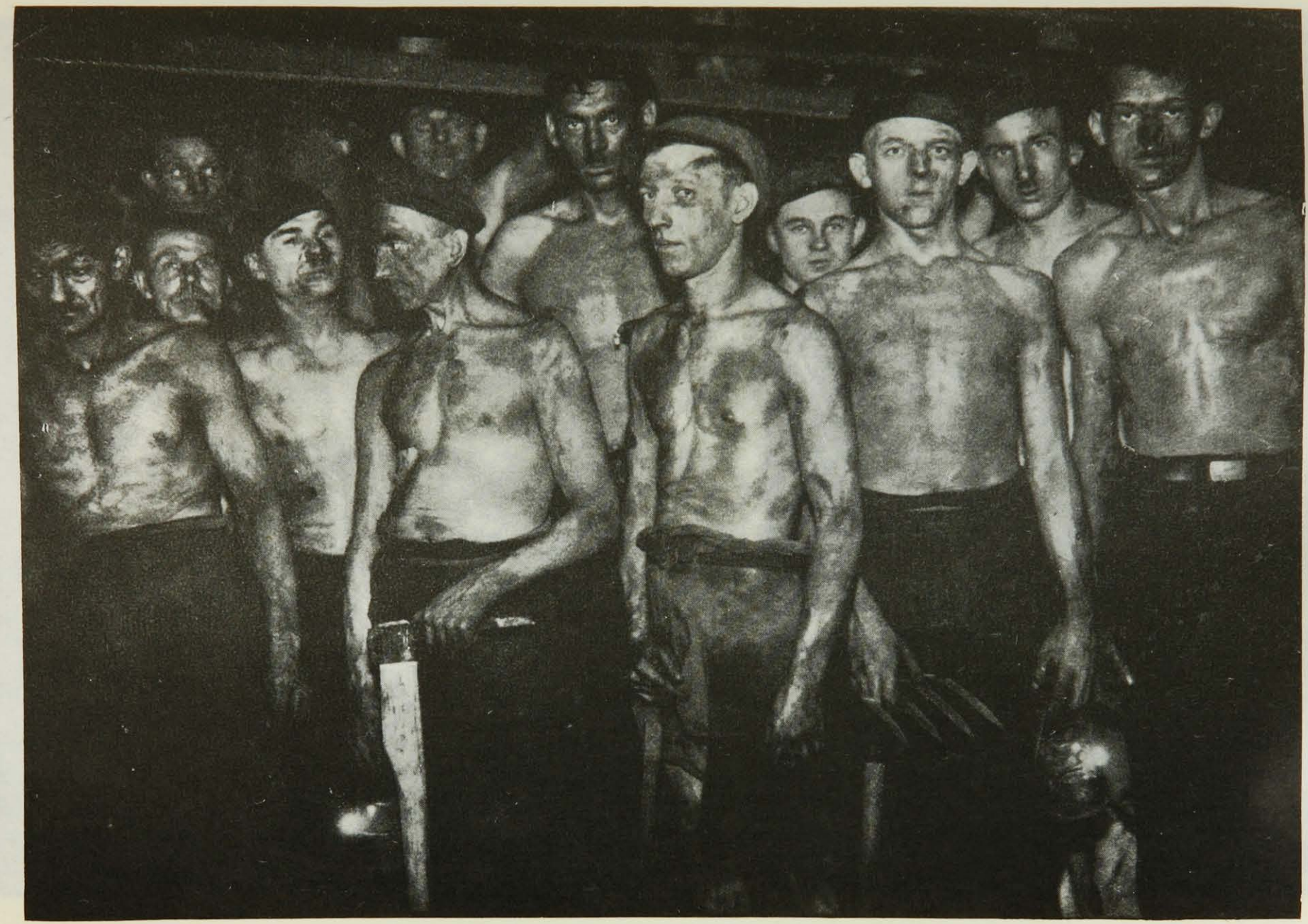


Atlantic



Presse-Photo

Nachtrag zu unserem Tierheft



Umbo

Im Bergwerk von Beuthen (Rettungskolonne)

Die Geschwindigkeit (Neue Kühlerfigur)

Theodor Mommsen † 1903 (letzte Aufnahme)

Aus einem Schulaufsatz

Von

Theodor Mommsen

(zwanzigjährigem Schüler des Christianeums in Altona)

Genies sind notwendige Uebel (1837)

„Wer mich ein Genie nennt", sagt Leſſing, „dem gebe ich eine Ohrfeige, daß er meint, es ſeien zwei." Warum ſprach er, der Mann des Verſtandes und der Kroft, das harte Wort? Warum verfolgt er überall die Sucht nach Originalität mit ſeiner zermalmenden Logik? Zunächſt freilich wurde er hiezu durch ſeine perſönliche Stellung veranlaßt. Als Leſſing die Flachheit und die franzöſiſche Manier aus dem Tempel getrieben hatte, entſtand als Reakzion gegen dieſe die ſogenannte Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur, wo dann Korektheit und Geſchmack als pedantiſche altfränkiſche Feſſeln verbannt, Originalität, tiefe Genialität nicht bloß gefordert, ſondern auch erſtrebt wurden. Dabei verfielen denn alle nicht originellen und zum Reproduzieren beſtimmte Köpfe durch das Heraustreten aus ihrer beſchränkten Sphäre in den wunderlichſten Unſinn, weil jedes Unverſtändliche Lob und Bewunderung fand . . .

. . . Allein was iſt ein Genie?

So ſchwankend auch der Gebrauch des Wortes iſt, ſo läßt er ſich doch im Allgemeinen dahin beſtimmen, daß das Genie und das Talent die beiden Klaſſen der produktiven Köpfe ausmachen, jenes aber aus ſich ſelbſt ſchafft, dieſes das von Andern Empfangene mit Fertigkeit und Anmut reproduziert. Iſt es nun auch unverkennbar, daß keiner Individualität, ſofern ſie noch urſprünglich und unverbildet iſt, das ſchöpferiſche ganz abgeht, woher z. B. bei wilden Völkern das Poetiſche Allen gemeinſam iſt, daß alſo der produktive und der geniale Menſch nur gradweiſe von den gewöhnlichen unterſchieden wäre: ſo mußten wir uns doch bei der obigen Angabe beruhigen, da die Allen gemeinſame Menſchennatur keinen qualitativen Unterſcheid zuläßt. Zu einer aktiven Entwickelung des Menſchengeſchlechts iſt es erfoderlich, daß die Mehrzahl der Menſchen wenigſtens einem vernunftgemäßen Ziele gemeinſam nachſtreben. Wäre es nicht vernunftgemäß, d. h. das eben jetzt von der Vernunft als notwendig Erkannte, ſo würde es ein Rückſchritt, kein Fortſchritt ſein, demſelben nachzuſtreben. Es findet ſich aber nur bei wenigen Menſchen, daß ſie ſich ein beſtimmtes Ziel in der Zukunft vorgeſteckt haben. Nur wenige regeln ihren Entwicklungsgang durch Vernunft; die Meiſten ſind Kinder des Augenblicks, empfinden und genießen, was er ihnen bringt, ohne der Zukunft zu achten . . .

Renan

Als Renan sich zu seiner Syrienreise rüstete, fragte ihn jemand:

„Nun, und Ihr Gewehr?"

„Mein Gewehr . . .?"

„Ja, Ihre Gewehr. Wie? . . . Sie reisen ohne Gewehr?"

„Wozu ein Gewehr?"

„Als Schutz gegen die Räuber, von denen es dort unten wimmeln soll. Sie brauchen unbedingt ein Gewehr."

„Nein", antworte Renan sanft, . . . „sie würden es mir ja doch wegnehmen."

*

„Ich bin weit entfernt davon, der Welt von dem Quantum Religion, das ihr noch geblieben ist, etwas wegnehmen zu wollen", sagte Renan, „das Ziel aller meiner Schriften war ganz im Gegenteil einzig das, ein Gefühl zu klären und neu zu beleben, das nur dann einige Aussicht hat, seine Herrschaft zu behaupten, wenn es einen neuen Grad der Verfeinerung erreicht."

*

Jemand fragte Renan eines Abends, ob es einen Gott gebe. „Noch nicht", gab er zur Antwort.

*

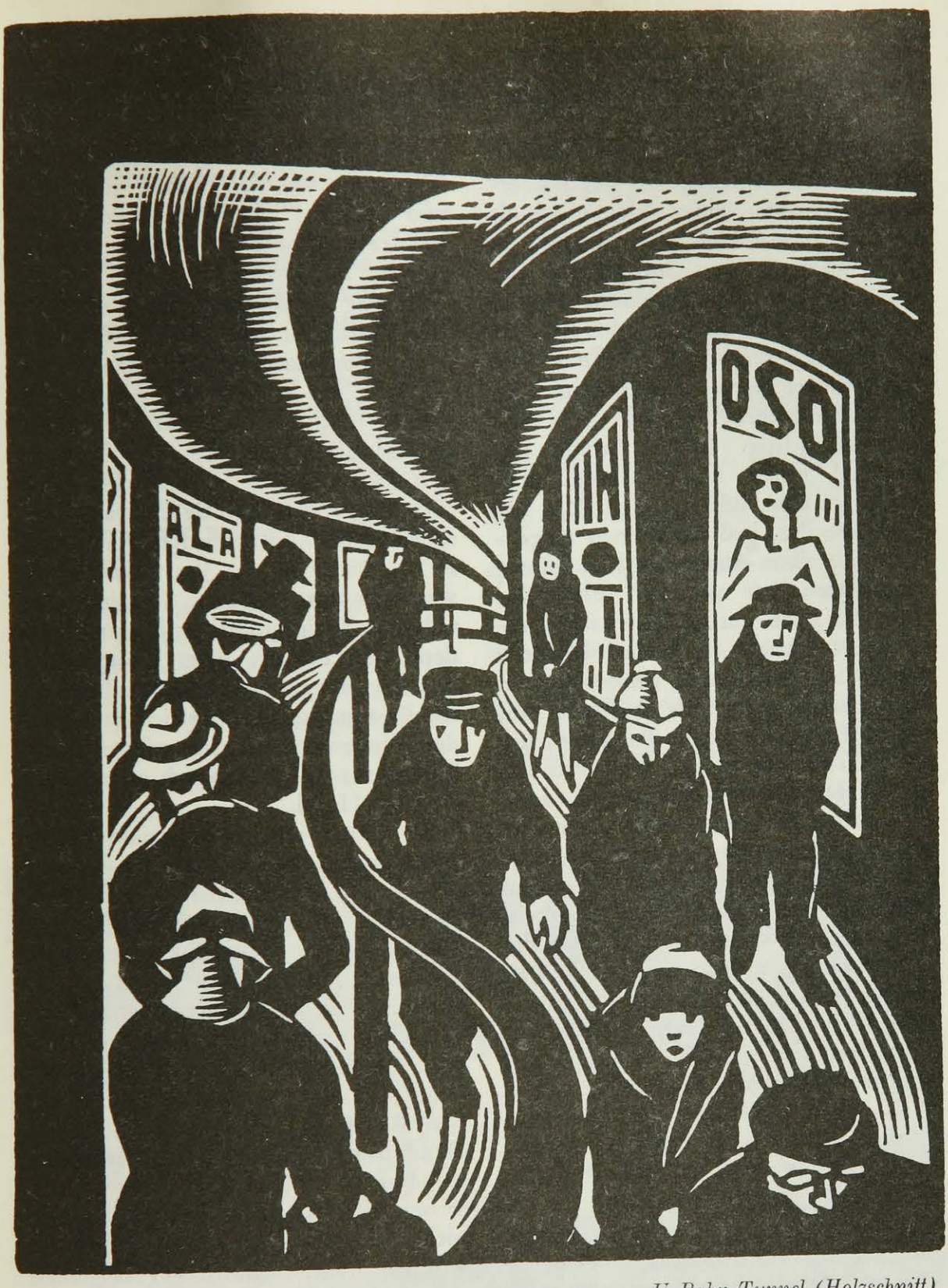
Jedes Jahr erhielt Herr Renan einen Brief von einem Unbekannten. Es war ein einfaches Blatt Papier, auf welchem immer nur vier Worte standen: „Es gibt eine Hölle."

. . sprang der geniale Weltdetektiv . .

Die unreifere Jugend vor dem Kriege, von etwa fünfzehn bis vierzig, hatte mehrere Ideale und Götter: Old Shatterhand, die Jules-Verne-Helden, Sherlock Holmes und andere mehr oder meist weniger literarische Persönlichkeiten. Aber es gab für sie *eine* mythische Gestalt, umzittert von einer Aureole aus Unsicherheit und Geheimnis, von traulicher Brutalität, familiärer Unbürgerlichkeit, wirkend in einem sensationellen Amerika — *Nick Carter.* Sein überaus männliches Boxerantlitz blickte in bezaubernd rohen Farben aus einem Medaillon in der Ecke der ebenso buntschillernden Hefte, auf denen die spannendste Szene des Inhalts abgebildet war, etwa, wie der „Meister" — dies einer seiner zahllosen Titel — den lange gesuchten Friedhofsräuber nachts zwischen den Gräbern „zur Strecke bringt". Darunter stand dann die Stelle aus dem Text: „. . . Halt! Schurke — zum drittenmal entkommst du mir nicht . . ."

Die bezaubernden Hefte erschienen wöchentlich und wurden von einem unsicheren Mann, namens *Eichler* in *Dresden,* der reinlichsten Stadt des Kontinents, geschrieben, in sämtliche Sprachen des Abendlandes übersetzt und verhexten die Seelen der jungen Menschen zwischen Tilsit und Massachusetts. Dies ist zweifellos wahr — ebenso wahr aber, daß weder Carl May, noch Conan Doyle, noch gar einer der späteren Nachtreter und Nachahmer der Nick-Carter-Abenteuer (Buffalo Bill, Sherlock Holmes usw.) auch nur annähernd die Spannung und menschliche — ja menschliche — Anteilnahme an den Helden dieser Schundheftchen erreichte. Denn es gab *mehrere* Helden, deren Bedrohungen durch Verbrecher und andere Gefahren wir miterlebten. In den ersten Nummern, deren Titel uns schon entzückten: *Carruthers, der Verbrecherkönig — Inez Navarro, der schöne Dämon — Doktor Quarz, ein Teufel in Menschengestalt — Der Raubüberfall im Grand-Central-Depot,* trat außer Nick Carter nur noch etwa sein Vetter Chick auf. Später wurde uns die ganze Familie vorgeführt, die wir lieben und verehren lernten: Patsy, der junge, den herauszuziehen es immer wieder galt, Kusine Ida, die den rauh-munteren Haushalt führte und als weibliche Detektivin Verwendung fand, zugleich aber, bei allem Wagemut, ihre Mädchenhaftigkeit niemals verleugnete, endlich ein exotischer Gehilfe: Ten Ichti, ein Japaner (wir befinden uns in der Epoche des Russisch-Japanischen Krieges und des Jiu-Jitsu), dem es gemeinsam mit den anderen stets von neuem gelang, den in einem dunklen Keller von zwölf Massenmördern, teuflischen Maschinen oder Wasserströmen mit unmittelbarem Tod bedrohten Nick, ihren Herrn und Meister, in der letzten Zehntelsekunde zu retten.

Der Stil der sehnsüchtig von Woche zu Woche erwarteten Heftchen (jedes hatte genau 32 Seiten, vier Bogen, was wir uns nicht erklären konnten, da uns damals das Mysterium der Typographie noch fremd war), war treuherzig, „amerikanisch" und uniform: Immer zündete sich, kaum daß er sich niedergesetzt hatte, Nick Carter eine „Importe" an, Kugeln hießen „Blaue Bohnen", Verbrecher wurden „zur Strecke gebracht", Restaurants wurden entweder „Kaschemmen" oder noch aufregender: „Saloons" genannt, in den letzten Zeilen „schickte man den Schurken hinter schwedische Gardinen". Am veränderlichsten aber waren die Benennungen des „Chefs": Nick Carter. Er hieß entweder schlicht: Meisterdetektiv oder Weltdetektiv; häufig aber auch: der unübertreffliche Kriminalist, oder: der Schrecken der Verbrecher. Er vereinte nicht nur die Stärke und List eines Odysseus mit dem Scharfsinn Sherlock Holmes',



U-Bahn-Tunnel (Holzschnitt)

Eduard Braun

sondern hatte auch in jeder Lage sämtliche Hilfsmittel bei sich, die gerade gebraucht wurden. Nicht nur die selbstverständlichen Dietriche, sondern auch: „... was tun? Es gab nur eine Möglichkeit: die Panzertür aufzusprengen! Lächelnd zog der geniale Meister eine kleine Kapsel, gefüllt mit Dynamit, hervor, die er immer bei sich trug ...“

Um 1914 wurde Nick Carter selbst „zur Strecke gebracht“ — die Polizei verbot ihm und seiner Familie alle weiteren Abenteuer, die Hefte verschwanden für immer. Tausende von Lausejungens trauerten ihm nach, als wäre ihre Jugend dahin ... *Elbogen*

Konsul Stendhal

Im Jahre 1831 war Henri Stendhal zum Konsul von Civita Vecchia ernannt worden, einer kleinen Stadt nördlich von Rom, die damals in einem unerträglichen Sumpfgebiet lag, die Bewohner wurden vom Fieber, von der Malaria heimgesucht. Es war ein gottverlassenes, ödes, kleines Nest und gehörte zum Kirchenstaat, aber das Metternichregime war auch hier noch allmächtig. Immer befand sich Stendhal unter Überwachung, man mißtraute ihm, öffnete seine Post, beobachtete ihn, ließ ihn keinen Augenblick aus dem Auge. Es war in der aufgeregten Zeit nach der Julirevolution, die ganz Europa aufs tiefste erschüttert hatte. In vielen Ländern war es zu Erhebungen gekommen, in Polen brach der große Aufstand los, um so heftiger war die Reaktion, um so schärfer wurde die Überwachung der Bürger in den beruhigten Ländern.

Stendhal litt unsagbar in dieser verlassenen Stadt, in der er die letzten zehn Jahre seines Lebens verbringen sollte, er litt unter der Einsamkeit, obwohl er sie suchte, er litt unter der Überwachung, und so suchte er zuweilen zu entfliehen, hielt sich vorübergehend in Florenz auf, glaubte sich dort frei bewegen zu können, den Spähern entronnen zu sein.

Es war ein Irrtum. Wir wissen es heute. Aber hat es Stendhal damals gewußt? Wußte er, daß man ihn auch nicht auf seinen Ausflügen in die Hauptstadt Toscanas aus den Augen ließ? Eine faschistische Zeitschrift in Florenz, *Pegaso*, hat kürzlich aus den alten Polizeiakten des Großherzogtums Toscana jene Dokumente veröffentlicht, die sich auf Stendhals Besuche in Florenz beziehen. Der Polizei des Großherzogtums waren die Besuche des Konsuls von Civita Vecchia nicht erwünscht, sie ließ ihn deshalb scharf überwachen, verfolgte alle seine Schritte, beobachtete, wo er wohnte, in welcher Begleitung er sich befand. Wir lesen, was der Dichter von „Rot und Schwarz" zu jeder Stunde und Minute etwa am 20. August 1832 in Florenz unternahm.

Es war ein Montag. Früh um ½10 Uhr verließ er sein Hotel, begab sich in eine Buchhandlung, ging dann in die Uffizien, wo er eine Stunde verblieb. Später machte er Einkäufe in einer Buchhandlung, brachte die Bücher in sein Hotel, kehrte sofort wieder zurück, begab sich nach dem Besuch eines sogenannten „Literarischen Kabinetts" in die Bäder in der Via delle Terme, verweilte dort fast zwei Stunden, ging später in Begleitung eines jungen Fremden, den er aus dem Literarischen Kabinett abgeholt hatte, zum Essen in ein Restaurant, trennte sich dann von dem Unbekannten, ging wieder in ein Kaffeehaus und begab sich gegen neun Uhr ins Hotel.

So haben diese Polizeiakten die Tageseinteilung des Dichters fast auf die Minute festgehalten. Die Berichte aus andern Tagen lauten ähnlich.

Einmal war Stendhal eine ganze Woche in Florenz; von jedem Tag ist ein eingehender Bericht vorhanden. Die Überwachung hat zu keinem Ergebnis geführt. Am 31. Mai 1833 beobachtete man, wie sich Stendhal in den Abendstunden zu einer jungen Dame begab, die aus Bologna zugereist war und deren Namen die Akten nicht wissen wollen; es sei eine Person von nicht gerade gutem Ruf gewesen; sie wohnte in der Nähe des Tabernakels der „Madonna zu den fünf Lampen." Der Agent konnte nicht feststellen, wie lange sich der Dichter bei der jungen Unbekannten aus Bologna aufhielt, denn um neun Uhr wurde ihm die Zeit zu lang, er begab sich nach Hause.

Mit dieser Feststellung enden die Berichte in den Polizeiakten, die man für den Konsul von Civita Vecchia in

Florenz angelegt hatte. Nichts deutet darauf hin, daß man sonst irgend etwas von Stendhal wußte; er war nur eben kein erwünschter Gast in Florenz; niemand wußte, wie sehr er unter der Einsamkeit litt, wie bedrückt er seine Tage verbrachte, verzweifelt am Fenster seiner Wohnung stand und vor sich hinmurmelte: „Ich werde jeden Tag stumpfsinniger . . .“

Und woher sollte jener Agent wissen, daß in den Tagebüchern des Mannes, den er überwachte, der Satz stand: „Mein Glück besteht darin, inmitten einer Großstadt einsam zu sein und alle Abende mit meiner Geliebten zu verbringen . . .“ *Kn.*

Das Kind im Manne spielt nicht bloß, es hat auch flegelhafte Einfälle. Es versteht sich ganz von selbst, daß man nicht einer älteren Dame die Hand auf den Rückenausschnitt klatscht. Aber wer will sich freisprechen von Schuld, er habe niemals solches erwogen! *B.*

Abschied

Ein langes Menschenalter Dienst
am Geist,
in stetem Wissen: einmal muß es enden
mir selber treu durch alle Zeitenwenden
bin ich durch eine trübe Welt gereist;

Atom der Welle, die es schwingen heißt,
im Frohgenusse aller Götterspenden
baut' ich am hohen Werk mit reinen
Händen
und ging die Wege, die ein Dämon weist.

War alles leer, um was wir hier
gestritten?
Muß auch das Ding, das arme Ich,
zergehen,
der Geist wird ewig durch die Weiten
wehen;

nur, was ich selbst geliebt, geirrt,
gelitten,
wird mit den Zügen dieser Schrift
verblassen
und keine Spur im Strome hinterlassen.

Prof. Dr. A. E. Hoche (Freiburg)

Die erste Schönheitskonkurrenz

Künftig sind solche Konkurrenzen in Deutschland verboten.

Es ist lange her, daß sie gestartet ist: der „concours de beauté", der am 30. September 1888 in Spa stattgefunden hat. Schon Monate früher hatte sich ein Comitée gebildet, das die Organisation dieser neuartigen Veranstaltung durchzuführen hatte, die sich als glänzende Reklame für den berühmten Badeort erwies. Allerdings beliefen sich die Kosten auf 40 000 Francs, galt es doch, mehr als 300 Bewerberinnen aus der ganzen und der halben Welt zu verpflegen. Mädchen und Frauen aller Berufe — geistige gab's damals für sie noch nicht — hatten sich dazu gemeldet. In ihren Zuschriften schildern sie ihre Reize mit peinlicher Genauigkeit. Blutrote Wangen, seidige Haut, üppiges Haar, formvollendeter Busen.

Nach einer Vorschau, von der vierzig heimgeschickt werden, bezieht der Rest das größte Hotel, speist dort an einer gemeinsamen Riesentafel und — wartet. Doch dürfen die Schönen keinen Herrenbesuch empfangen und nur tief verschleiert die Stadt besuchen, die in großer Aufregung ist. Es ist eine Art Harem; statt der Favoritinnen gibt es Favorits, auf die man Wetten abschließt. Auch geht das Gerücht, daß der Sultan einen Beobachter hingesandt habe.

Endlich naht die Entscheidung. Die aus Ärzten, Künstlern und Comitéherren bestehende Jury ruft in zwölfter Stunde ein Schiedsgericht von Damen zu Hilfe. Vor diesem müssen die Auserwählten so erscheinen, wie einst vor Paris Venus erschien, der kein Kleid so gut stand wie kein Kleid. Der Apfel — 5000 Francs — fällt einer Französin aus *Guadeloupe*, Marthe Goncaret, zu. Den zweiten Preis erhält Angela Delrosa aus *Osborne*, den dritten Marie Stevens, den vierten Frau Betty Stukart, beide aus *Wien*. Diese, die Frau eines Kellners, der sie in aller Form einem reichen Privatier abgetreten hatte, war auf ihre Photographie hin auf Kosten des Comités nach Spa gebracht worden. Die jüngste der Preisträgerinnen war 16 Jahre alt, die älteste 27 Jahre jung.

Frieda Hempels Vision der idealen Männerkleidung. Frieda Hempel, unsere berühmte Sängerin, die in dieser Saison in der Metropolitan Opera in Neuyork Triumphe feierte, äußert im „American Magazine" höchst radikale Ansichten über die Herrenkleidung von heute und entwirft ein farbenleuchtendes Bild der Zukunft. „Ich hasse die Kleider, die die Männer von heute tragen", so beginnt sie. „Männer sollten sich schön, sollten sich farbig anziehen, wie sie es in vergangenen Tagen taten. Mein Debüt und mein zweites Auftreten an der Berliner Königlichen Oper geschah in Opern, in denen ich von herrlich gekleideten Jünglingen umworben wurde. Da verliebte ich mich in die Idee von Männern, die glänzende, bunte, malerische Gewänder tragen, und ich beschloß, niemals einem Mann gewogen zu sein, dessen gewählteste Kleidung, die Abendtoilette, in Wahrheit nur für einen Leichenbitter passen würde. Dieser Entschluß wurde freilich durch die Klausel gemäßigt, daß ein Mann eine so bezwingende Persönlichkeit sein möchte, daß er mich seine Kleidung vergessen ließe. Die Kleider, die die Männer tragen, sind ein einziger großer Irrtum. Sie sollten Farben tragen, Samt und Seide, denn sie kosten nicht mehr, als feines schwarzes Tuch und importierte Fabrikate. Sie sollten wieder Hüte haben mit Federn und kurze Wamse und Kniehosen. Die Leute ziehen sich heute an, wie sich nur niedrige Diener früher zu kleiden pflegten, und das lächerlichste Stück der modernen Herrentracht ist der Frack, der nur anmutig und anziehend ist, wenn der Mann, der ihn trägt, zufällig eine schöne Gestalt besitzt.

(Dresdner Nachrichten, 26. April 1913.)

BÜCHER-QUERSCHNITT

Helene Nostitz: Aus dem alten Europa. Neue Ausgabe. Kurt Wolff Verlag, Berlin 1933.

Diese anmutigen und bei allem Ernst oft amüsanten Skizzen aus unserem jetzt so gequälten Erdteil entstammen zumeist einer Zeit, in der wir uns auf ihm sicher, behaglich und den anderen Kontinenten überlegen fühlten. Doch fehlt es in diesem Chor der Toten — die meisten, die hier noch agieren, sind ja tot, ausgenommen etwa Kaiser Wilhelm II., Hindenburg, Hauptmann, Däubler, Graf Keßler, Max Reinhardt, Frau Förster-Nietzsche — nicht an apokalyptischen Tönen, die in unsere Übergangsepoche deuten. Es lebt in diesen Seiten eine Wehmut, ein banges Festhaltenwollen des stets fliehenden Augenblicks. Aber unter dem Schleier, der sie überspinnt, vermitteln uns die abwechslungsreichen Aufsätze eine Fülle von Tatsachen, Erinnerungen, Bildern aus vielen Ländern, die sich einprägen. Frau von Nostitz hat recht, wenn sie ihr Buch in der Vorrede zur Volksausgabe mit einer Gemäldegalerie vergleicht, durch die man bei Kerzenlicht wandelt. Und es ist keine exklusive Galerie. Alle sind da: die Fürsten der Geburt und des Geistes, die Militärs, die Künstler, die Politiker, die Diplomaten und die Plutokraten, wie auch die kleinen Leute, und in allen sieht die Verfasserin, als wahre Aristokratin, immer nur den Menschen und seine Not. Aufzählen lassen sich die Einzelheiten dieses Buches nicht, man muß es lesen, man sollte es am Familientisch vorlesen, denn sein bunter Reichtum eignet sich für uns Alten wie für die Jugend und wird jedem etwas geben.

Herbert von Hindenburg

Kurt Hielschers Bilderwerk „Dänemark, Schweden, Norwegen“, das im Verlag Brockhaus, Leipzig, erschienen ist, liegt vor mir auf meinem Tisch, und ich habe es mit Freude und Bewunderung durchgesehn. Diese Bilder wirken nicht wie Photographien, die gewöhnlich tot und kalt sind. Nein, sie wirken wie Malereien, die von einem hochgebildeten Künstler ausgeführt sind. Sie sind sanft und lebendig, sie heben das Charakteristische einer Landschaft, eines Gebirges, eines Sees, einer Stadt hervor. Jedes einzelne Bild könnte eingerahmt und an die Wand gehängt werden. Mit Begeisterung habe ich in Herrn Hielschers Werk nochmals die Reise durch mein altes Schwedenland gemacht und dabei gefunden, daß er gerade die für jede Landschaft am meisten auffallenden Gegenstände wiedergegeben hat. Denn zwischen Ystad mit dem denkwürdigen Haus Karls XII. und Kebnekaise hoch im Norden breitet sich eine Welt von verschiedenen Landschaften aus, von denen jede ihre prägnanten, eigenartigen Züge hat. Für Leute in allen Ländern, die keine Zeit oder Gelegenheit haben, die lange Reise durch die drei nordischen Länder auszuführen, kann ich dieses wunderbare Werk nicht genug warm empfehlen. Von der Natur, von der Baukunst und von den Menschen in Nationaltracht bekommen sie einen sehr mächtigen und tiefen Eindruck. Die Schlösser aus großen Zeiten in der Geschichte Schwedens, die ich alle besucht habe, die Kirchen in Stockholm und Uppsala, wo unsere großen Könige schlafen, und viele andere altertümliche Kirchen im Lande, Festungen, Windmühlen, Runensteine, Ruinen, Dörfer, Straßen und Landgüter — jedes einzelne Bild ruft Erinnerungen hervor, und man sehnt sich zurück nach diesen lieben Gegenden. — Es würde meinem schwedischen Herzen eine besondere Freude bereiten und auch unzähligen anderen Schweden, wie auch Dänen und Norwegern, wenn Kurt Hielschers wunderschönes Werk eine sehr große Verbreitung finden könnte. Die meisten, die dieses Werk gründlich studieren, werden den Wunsch haben, so bald wie möglich nach den drei Ländern zu reisen. Da werden sie mit eigenen Augen bestätigen können, daß diese Wunderwelt, die Hielscher uns bietet, auch in der Wirklichkeit vorhanden ist. *Sven Hedin*

Novellen? Immer wieder Novellen!

Novellenbücher finden mit ihrer Bitte um gastliche Aufnahme und Hingabe wenig Gegenliebe. Haben die Verleger oder die Leser die Lust an ihnen verloren? Einer redet sich auf den anderen aus. Das klarzustellen, wird nicht gelingen. Es nützt auch nichts dem Novellisten, der einem gleicht, der auf Eisschollen treibt, fern von gastlichen Ufern. Es ist verständlich, daß sich immer weniger finden, die sich in diese gefährliche Lage begeben wollen. Stets wird es mehr Menschen geben, die sich auf den Boulevards bewegen wollen, als einsam in die Arktis zu wandern. Um so mehr Grund für den Freund der Bücher und Erzähler, sich dieser Einsamen anzunehmen, ihnen Mut und Trost zuzufunken. Wie tut man das? Indem man Novellenbücher liest.

Dabei ist das verlegerische Mißtrauen gegen die Novelle gar nicht recht verständlich. Beispielsweise: Als Albert Langen um die Jahrhundertwende seinen Verlag gründete, da war es gerade eine Novellenreihe: Das kleine Langen-Buch, das den Verlag in kürzester Zeit populär machte. An diese Tradition knüpft die Verlagsgemeinschaft Albert Langen und Georg Müller in München mit ihrer Erzählungen und Lyrik bringenden „Kleinen Bücherei" glücklich wieder an. Die Sammlung sieht auch äußerlich gut aus und hat es bereits auf 20 Bände gebracht. Von den neuerschienenen Novellenbüchern dieser „Kleinen Bücherei" seien Stehr, Griese, Britting und Hans Franck besonders hervorgehoben.

Von Hermann Stehr sind zwei Erzählungen erschienen unter dem Titel „An der Tür des Jenseits". Stehr sieht das „rätselhafte Jenseitslicht" im Irdischen. „In jeder Finsternis schwingt zitternd ein letztes Hauchen des Lichtes." Das nimmt Stehr wahr, das rettet er in seine Geschichten, davon werden sie tief und in ihrem Dunkel geheimnisvoll erleuchtet wie ein Brunnenschacht, in dessen dunklen Wassern sich die Gestirne widerspiegeln. Er erzählt von Menschen, „die ihre Kraft an der Not zerschlagen, deren Lebensheiterkeit in Hunger untergegangen, deren Lied in Entbehrungen verschmachtet, deren Hoffen durch tausend Enttäuschungen verweht, deren Licht in den Finsternissen unabwendbarer Sorge erloschen war". Und er stellt dar, immer wieder, wie alles Menschenglück „nur im Einswerden mit jener unnennbaren Macht besteht, die das Tiefste unseres Wesens bildet". Hermann Stehr, viel zu wenig gekannt und geliebt, ist ein mit den Menschen und an ihrer Tragik tief Leidender, ist ein religiös-mystisch Ringender und Erleuchteter, ist ein großer Dichter. Sein Herzschlag ist in die Welt hinausgewandert.

In Stehr findet sich ganz Schlesien wieder — in Friedrich Griese Mecklenburg. Auch in diesen schönen Erzählungen, „Der Saatgang", gibt Griese die Erde und immer noch etwas mehr dazu. Etwas Unendliches. Etwas Legendäres. Etwas die ganze Menschheit Suchendes. Beim Lesen seiner Novellen ergeht es einem wie in seiner Heimat, von der er sagt: „Immer ist man zwischen diesen Hügeln wie am Ende der Welt, und immer wieder sieht man doch, daß der letzte nur ein neues Glied in der Kette und wie ein Hinüberleiten in das Endlose ist, ein unausmeßbares Bett aus der Urzeit her."

Auch Georg Britting erlöst das Landschaftliche zur Dichtung. In dem Buch „Die kleine Welt am Strom" lebt die Donau auf. Alles glaubt man zu sehen, den Strom, die Kühle, den Nebel, die Weiden, die Frühe, die Altwässer, den steinernen Damm, die Pfosten im Sumpf, die leicht schläfrigen Dörfer, „wo die roten und blauen Bauernblumen schnatternd über den Zaun hinweg zu den schnatternden Gänsen schreien." Aber zugleich liegt über aller Sichtbarkeit etwas seltsam Entrücktes, etwas wie aus Traum. Der „Donaustil", wie er bei Albrecht Altdorfer und Wolfgang Huber große Kunst wurde, in diesen Novellen Georg Brittings zeigt er, der lang verschollene, unterirdisch fließende, über die Zeiten hinweg seine gewachsene Wesenhaftigkeit, seine edle Hoheit.

Hans Franck nennt seinen Band Kurzgeschichten „Totaliter aliter". Er

erweist auch in ihnen seine herbe, unbeugsame, aufs Ganze gehende Art, die Blut und Hirn in einem sein und geben möchte: ein Verwandter Hebbels. In diesen Kurzgeschichten ist er besinnlich, aber nicht beschaulich. Sie stellen Fragen, und es ist die Seele, die fragt und um Antwort ringt.

Im Berliner Frundsberg-Verlag erschien das Novellenbuch Gottfried Kölwels „Der tödliche Sommer". Kölwel erzählt in holzschnitthafter Weise von Menschen, die aus der Bahn des Lebens geworfen wurden — durch ein Übermaß des Fühlens gegen eine träge Welt. Sie sind alle angesiedelt in einem kleinen bayrischen Örtchen namens Hemmstadt, damit schon nach außen hin ihre innere Gemeinsamkeit kund wird. Das Leben läßt es auf sie regnen und gewittern, aber Kölwels ergriffene Menschenliebe zeigt mit feinen dichterischen Zügen immer neu, wie sich die geprüften und versuchten Irdischen dennoch emporrecken aus allem Leid, „durch alle Wolken hindurch, immer weiter, bis in den Himmel hinein".

So hoch hinauf geht es auch in den Novellen „Himmelfahrten" des Flamen Gerhard Walschap (erschienen im Verlag Jakob Hegner in Leipzig). Aber diesen Himmel erreichen nicht mehr die Lebenden, sondern erst die Toten. Vom Sterben erzählt Walschap, aber auf eine milde, tröstliche Art. Zwölf Dörflern endet in den Geschichten ihr Leben, und am Schluß jeder Geschichte erscheinen die Engel und führen die Seele empor, die sieht, was sie versäumt und was sie trotz allem gelebt hat. Fromme Miniaturen mit vergänglichen Menschenantlitzen und unvergänglichen Landschaften.

In das (von Verlegern überaus beliebte) Exotische führen die im Insel-Verlag erschienenen „Kaukasischen Novellen" von Grigol Robakidse. In der Sprache Georgiens bedeuten „Leben" und „Feuer" das gleiche. „Wort" bedeutet zu gleicher Zeit auch „Gefangenschaft" und „Beschattung". Dieses uralt Magische ist auch in Robakidses Novellen zu finden. Wenn auch von Filmgesellschaften in ihnen bereits die Rede ist, die Menschen, von denen hier erzählt wird, haben noch keine Gewalt

Demnächst erscheint:

URBAN ROEDL

MATTHIAS CLAUDIUS

Sein Weg und sein Wesen

Ganzleinen RM. 3.75

Matthias Claudius hat als Dichter und als eine der reifsten Persönlichkeiten der deutschen Geistesgeschichte den Menschen unserer Zeit unendlich viel zu geben.

Da Matthias Claudius mit allen bedeutenden Menschen seiner Zeit in Beziehung stand, wovon eine reiche Auswahl von Briefen Zeugnis gibt, entsteht als Hintergrund des Werkes ein Zeitgemälde von großer Plastik und Farbigkeit.

Die religiösen und politischen Schwingungen seiner Zeit, mit denen sich Claudius intensiv auseinandergesetzt hat, erfahren eine ausführliche Behandlung. Bilder nach alten Originalen tragen zur Belebung und Veranschaulichung des Werkes bei.

KURT WOLFF VERLAG BERLIN

ZWEI BÜCHER DER JUNGEN GENERATION

DR. HANS HARTMANN
DER FASCHISMUS DRINGT INS VOLK
Kartoniert RM. 2,80

Ein ausgezeichneter Kenner Italiens gibt hier ein zugleich buntes und detailliertes Bild von der faschistischen Volksbildungs- und Freizeitbewegung. Dem Grundsatz des totalen Staates entsprechend, soll der Staatsbürger auch in seiner freien Zeit das Bewußtsein des Dienstes am Volksganzen haben. So ist das Dopolavoro ein Sinnbild für die Synthese von Staat und Volk im faschistischen Staat, es ist aber auch der Ausdruck des gesamten kulturellen Lebens in Italien. Das italienische Vorbild wird auf die kulturelle Gestaltung des neuen Deutschland nicht ohne Einfluß bleiben, es ist deshalb für jeden Deutschen wichtig, einen Blick nach Italien und seiner neuen Volksbildungsbewegung zu werfen.

DR. HANS HARTMANN
DIE JUNGE GENERATION IN EUROPA
Kartoniert RM. 2,40

Ein Buch, das zur rechten Zeit erscheint, denn nie trat die stets wachsende Bedeutung der jungen Generation sichtbarer in Erscheinung als heute, wo Vertreter der Jugend die Führung übernehmen. Der Verfasser weiß dank seiner guten Verbindungen zu vielen Jugendführern des Auslandes und auf Grund eigener im Ausland gewonnener Erfahrung überaus Aufschlußreiches und zum Teil gänzlich Unbekanntes über die außerdeutschen Gruppen und Bünde zu berichten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung
KURT WOLFF VERLAG
DER NEUE GEIST VERLAG
BERLIN

der Moderne über sich geduldet. Dem Angriff antworten sie mit der Waffe, der List mit Hartnäckigkeit. Ein wilder Bergquell mit eisenhaltigem Wasser. — Die Republik Andorra, hoch auf den Bergen zwischen Spanien und Frankreich gelegen, wird von verhältnismäßig wenigen Reisenden besucht. Von einer solchen Fahrt, übrigens auch nach Schweden, berichtet Marieluise Fleißer unter dem Titel „Andorranische Abenteuer" (Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin). An diesen privaten Tagebuchblättern ist reizvoll die Art des Sehens und des Humors: von der Frau her, naturhaft und un-emanzipiert. Dennoch wirkt die große und ursprüngliche Begabung der Fleißer am unmittelbarsten und stärksten, wenn sie sich nicht ans Persönliche verzettelt, sondern sich objektiviert, wie in der schönen Erzählung des Bandes „Hölderlin in einer Berliner Kneipe". — In Bruno Brehms „Das gelbe Ahornblatt" (Verlag Adam Kraft, Karlsbad) wächst das Autobiographische immer sogleich zur Geschichte empor. Ob er von der Erinnerung her kommt oder ob er die Summe einer Erkenntnis zieht, immer wird es eine Erzählung voll Freude an sich selber. Ein Naturbursche der Epik spinnt hier sein Garn. Er hat immer noch eine Geschichte zu erzählen, denn er weiß, die andern horchen gern zu.

Italo Svevo war Italiens Prosaist, der nach Europa hinüberreichte. Er ist noch zu entdecken. Von seinen großen Romanen ist erst einer übersetzt, und jetzt dieser Band Novellen „Ein gelungener Scherz" (Verlag Müller und I. Kiepenheuer, Potsdam). Hier heißt es einmal: „Von dem Glück bleibt nur das Bedauern, daß es vergänglich war, und ist es gleich schmerzhaft, so ist es doch ein Schmerz, der den tiefen, wahren Schmerz des Lebens überdeckt." Und später einmal: „Ihre schönen grauen Augen betrachteten uns unbefangen, als wollten sie unsere Schuld ergründen. Denn wo Schmerz war, mußte wohl auch eine Schuld zu finden sein." Daher kam dieser genial spürsame Svevo (der eigentlich Ettore Schmitz hieß): aus dem Schmerz und aus der Suche nach der Schuld, die den Schmerz verursacht haben mußte. Schärfste Ana-

lysis vereint sich in ihm mit klarster Plastizität der Gestalt.

In Werner Bergengruen und seinem „Teufel im Winterpalais" (Verlag Hesse u. Becker, Leipzig) lebt und entwickelt sich weiter die barocke Novelle. Jede dieser Geschichten hat ihren „Falken". Er stößt helläugig zu und hält im Schnabel als Beute: das Wunderbare. — Vollends im Legendären nisten die Erzählungen Felix Brauns „Laterna magica" (Bergland-Verlag, Graz). Da faltet Innigkeit und Weltversunkenheit fromm die Hände und sucht die Herberge des Himmlischen. Der Dichter selber fragt sich (Zeichen seiner inneren Echtheit): „Daß es aber die einzige Herberge sein soll, die ich mir wünschen kann? Ich weiß noch immer nicht recht, ob ich ja sagen darf." — Robert Seitz nennt seine Geschichten „Bauernland" (Wessobrunner-Verlag, Berlin). Die Heide und ihre Bauern werden hier Erzählung, oft von balladischen Schatten getroffen. Schwerer Schritt, schwere Zunge, schweres Leben. Glücklicherweise ist die falsche Idylle, auch im Dämonischen, mit der jetzt Bauerntum gern gesehen wird, in diesen Geschichten fast ganz vermieden.

„Geschichten neben der Kunst" nennt Julius Meier-Graefe einen bei S. Fischer, Berlin, erschienenen Band. Ein schlechter, weil zu eng gezogener Titel — und ein sehr gutes Buch. Meier-Graefe erzählt Selbsterlebtes, er gibt Erinnerungsgut eines reichen, vielfach beschenkten Daseins mit der Sehnsucht: „Wann fahren wir wieder hin?" und mit der versöhnlichen Souveränität eines Wissenden, der es erlebt hat, daß aller Streit zwischen Menschen nicht so wichtig sei, wie er genommen wird, daß viel wichtiger sei Hingabe an das Leben. Meier-Graefe erzählt frisch, unbedenklich, mit melancholischer Ironie, überlegen, aber nie dandyhaft-arrogant, immer mit der Liebe eines geistigen Aristokraten zu allen Erscheinungen des Daseins. Eine Literatur, die fast ausgestorben ist — Champagnerliteratur möchte ich sie nennen. Sie hebt den Kelch und grüßt dankend das große, schöne, trotz allen Desillusionierungen nie enttäuschende Leben.

Oskar Maurus Fontana

DIE VOLKSAUSGABEN
DES KURT WOLFF VERLAGES

Paula Modersohn-Becker Briefe und Tagebuchblätter Mit einem Bild. Das schönste Geschenkbuch der deutschen Frau	2.85
Rabindranath Tagore Das Heim und die Welt Der Roman der indischen Freiheitsbewegung	2.85
Frauenbriefe aus der Französischen Renaissance Herausgegeben und gesammelt von C. S. Gutkind. In herrl. Ausstattung mit Bildern, in Ballonleinen geb., hervorragend als Geschenkwerk geeignet	2.85
Ernst Stadler Der Aufbruch Gedichte. Der Gesang der jungen Kriegsgeneration	3.75
Auguste Rodin Die Kunst Die Gespräche des Meisters gesammelt von Paul Gsell. Das Brevier jedes Kunstfreundes. Mit 111 Tafeln	3.75
Helene Nostitz Aus dem alten Europa Ein fesselndes Dokument vor den Menschen und dem Leben der Vorkriegszeit	3.75
Urban Roedl Matthias Claudius Sein Weg und sein Wesen	3.75
Max Scheler Vom Ewigen im Menschen Schelers unvergängliches Werk soll durch diese Ausgabe breiten Kreisen zugänglich gemacht werden	4.80

Prof. F. J. J. Buytendijk:

DAS SPIEL VON MENSCH UND TIER

Dieses Buch ist eine psychologische Untersuchung und dient in der Hauptsache der Erforschung des Spieltriebes bei Mensch und Tier und ihrer gegenseitigen Beziehungen. Die Verbreitung des Spieldranges besonders auch als Bewegungsdrang wird aufgezeigt, die Dynamik und Entwicklung des Spieles erläutert. Das Buch, etwa 140 Seiten stark, mit guten Illustrationen versehen, ist ebenso wissenschaftlich wertwoll wie amüsant.

Preis: In Leinen RM. 4,80
geheftet RM. 3,20

Kurt Wolff Verlag
Der Neue Geist Verlag / Berlin

Ernst von Salomon: Die Kadetten.
Rowohlt Verlag, Berlin.

Für dieses Buch muß man sich einen ruhigen Tag aussuchen, Telephon und Klingel abstellen und sich in den Geist der preußischen Militärseele zurückversetzen, wie er noch vor zwanzig Jahren geherrscht hat: Ruck-zuck, und Freude daran, Pflichtbewußtsein und Stolz, den Rock makellos zu erhalten, Vaterlandsliebe und Kameradschaft. Wie eine der großen Lokomotiven, die langsam und mächtig, mit viel Dampfentwicklung sich in Bewegung setzt, um dann erst gemächlich, immer zielbewußter und kraftdurchrüttelt den Weg der Vorsehung zu durcheilen, schließlich dahinbraust im Vollgefühl der eigenen Macht, so erscheint das Leben der Kadetten in diesem herrlichen Buche. Allmählich wird man sich bewußt, mit welcher Meisterschaft der Autor die deutsche Sprache bis in ihre feinsten Nuancen beherrscht, wie er es versteht, Charaktere bald mit ein paar Strichen umrissen hinzuwerfen, bald sie liebevoll aufbaut und lebendig macht, wie den Grafen Schönig und Leutnant Kolp. Erwachsene, die einen deutlichen Schatten ihrer Seele werfen, lassen sich leichter darstellen; aber was hier am meisten zu bewundern ist und was das geheimnisvolle Fluidum des Zusammenlebens so vieler, im Stadium heftigen Gärens befindlicher Knabenseelen betrifft — der Autor ist selber so ein armer Sock gewesen, er hat diesen zauberhaften Zustand erfaßt, und ist tatsächlich begnadet, ihn so wiederzugeben, schlicht, lebendig, anständig, und vor allem ehrlich gegen sich selbst. Es ist köstlich zu lesen, welch romantischer Geist in diesen Jungens lebt, trotz des ungeheuren Druckes der Disziplin, der Tag und Nacht auf ihnen lastet. Die verschiedenen Eskapaden sind wahrheitsgetreu wiedergegeben, denn sie liegen alle im Bereiche der Möglichkeit; wenn es auch z. B. in der Marineakademie in Fiume, wo ich aufgewachsen und geschliffen wurde, lockerer zuging, so hatten wir auch einen E. C., und unsere Lehrer und Offiziere waren genau solche, teils anbetungswürdige Ideale, teils Spielbälle in unseren Händen; und

mit mir werden viele, die Ähnliches erlebt haben, mit viel Freude und Verstehen den Verlauf dieser reizenden Lebensgeschichte verfolgen. Besonders menschlich sind die Verhältnisse während des Krieges geschildert, und man wird an viele Details der Not des Leibes und der Seele erinnert, die einem schon entschwunden sind. Meisterhaft und packend und mit liebevoller Ergriffenheit schildert der Autor die Auflehnung des Kadettenkorps, den letzten Marsch, die letzte Fahnenparade. *Leopold Wölfling*

Heinrich Hauser: Ein Mann lernt fliegen! S. Fischer Verlag, Berlin.

Ich habe, wie „Die letzten Segelschiffe", auch dieses Buch von Heinrich Hauser auf einmal ausgelesen. Dieses Buch gibt, vom rein Lernerischen des Fliegens gesehen, eine Fülle von Aufschlüssen über das Fliegen, vom Anfangsstadium bis zum erworbenen Flugzeugführerschein; ehrlich berichtet der Verfasser über seine eigenen Fehler und Schwächen. Darüber hinaus versteht es Hauser aber ausgezeichnet, dem Leser viel Schönes und Erhebendes aus der Luft mitzuteilen; er findet Worte für das unbeschreibliche Gefühl des Losgelöstseins von der Erde. Ein Dichter lernt fliegen! *Heinz Rühmann*

Georg Elert: Ein Mann, ein Schiff und eine späte Liebe. Roman. Universitas Verlag, Berlin.

Ein Deutscher gesetzten Alters, Kapitän eines ältlichen Frachtseglers im Mittelmeer, gerät in die Liebe einer merkwürdigen, nebenbei begüterten Frau. Aber nicht dieses teils beklemmende, teils rührende Verhältnis ist das Fesselnde an dieser Geschichte. Mehr ist es die „Entbaedekerung" der Riviera, die da beiläufig geschieht, und die sich deshalb vollzieht, weil die reinliche Luft der Seefahrt, das uralt geheiligte Sein des Schiffsführers und seiner Schiffsmannschaft zwischen Wind und Weite und Hafen so untrüglich echt und so gnadenvoll schön in diesem Buche lebendig werden. *Hans Leip*

Broschiert 3,– RM. Ganzleinen 4,50 RM.

DAS LAND OHNE GNADE

ROMAN VON A. GEISSLER

Amerika, dem Lande der Hoffnung Tausender, wird hier die Maske vom Gesicht gerissen, es wird uns in seiner wahren, herzlosen Gestalt gezeigt.

Drei Türme-Verlag, Berlin W 62

Kunstauktionen in Frankfurt-M.

4., 5. und 6. Dezember 1933

Liquidierung der alten Sigmaringer Sammlung / Gemälde aus einem deutschen Museum
Zwei künstlerische Nachlässe

Hugo Helbing, Frankfurt-M.

Bockenheimer Landstraße 8

Horoskope

wissenschaftliche, über Fragen

Ihrer Zukunft

wie Beruf, Liebe, Ehe, Lotterie usw., liefert das weltbekannte Institut „Welt - Kultur - Verlag", Wissensch. Abteil. 800, Berlin W 8. Bei Angabe der Geburtsdaten erhalten Sie Probeskizze

Erik Reger: Schiffer im Strom. Roman. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Die Anwohner des Rheins haben sich schon längst einmal die Behandlung eines solchen Stoffs in einem Roman gewünscht: nämlich die Schilderung der kleinen Leute, die tagtäglich auf ihren Dampfern und Schleppern stromab- und aufwärts an den Ufern des Rheins vorübertreiben. Und es ist schön, daß Erik Reger sich dieser Geschöpfe einmal angenommen hat, die über den Räderkästen der Dampfschiffe oder an dem Steuer der Schleppkähne mit Weib und Kindern jahraus jahrein ihr schwimmendes Dasein führen. Es spricht eine große Liebe zum Rhein aus diesem dicken Roman, der sich um den Strom dreht und um das Schiffsvolk, das auf ihm haust. Auch der Rheinländer in seinem ganzen eigenartigen Wesen ist recht gut getroffen. Insbesondere in seinem Hauptvertreter, den uns Reger breit und greifbar ausgemalt hat, in dem Schiffsführer Bernard Hennemann. Die meisten dieser Schiffsleute stammen aus Caub. Dieser hier aber ist aus Weißenthurm bei Andernach gebürtig, einem zwischen Bimssteingruben gelegenen Städtchen, über dem eine Grabsäule auf dem Friedhof aufragt, unter der ein General Hoche begraben liegt. Dieser Kriegsmann ist in den Kämpfen der großen französischen Umwälzung als gefährlichster Nebenbuhler und Anwärter auf die Führerrolle für Napoleon sehr gelegen früh gestorben und während der Besatzungszeit von seinen Landsleuten aus Koblenz hierher überführt worden. Der Rhein geht einem über der Beschäftigung mit dem Regerschen Buch richtig auf. Der katholische Weihrauchduft, der ihn umwehen kann, ist ebenso darin aufgefangen wie der Qualm und Ruß der Schiffe, die ihn unermüdlich bei Tag und bei Nacht befahren. Einige Gesuchtheiten und Künsteleien in der Sprache werden bei dem Verfasser ebenso wie sein fremder Vorname mit der Zeit wohl noch verschwinden. Ob die Mundart, die Reger seine rheinischen Menschen, Männlein wie Weiblein, sprechen läßt, mit der um Weißenthurm üblichen genau übereinstimmt, wage ich als gebürtiger Rheinländer nicht zu entscheiden. Die rheinische Sprechweise ist nämlich ein sehr schwieriges Gebiet. Woraus auch zu erklären sein mag, daß wir im Gegensatz zu Mecklenburg, zu Schlesien und zu Oberbayern noch nicht eine richtige, weithin bekanntgewordene Dialektdichtung hervorgebracht haben. Ich kann die Verschiedenheit des rheinischen Platt sehr gut aus eigener Erfahrung beurteilen. Weiß ich doch, daß das einfache Volk in meiner Vaterstadt Köln-Mülheim schon ganz anders oder doch in vielen Klangfärbungen verschieden wie der Kölner spricht, der nur neuntausend Meter weiter von ihnen haust. Allerdings durch den Rhein getrennt und „auf der andern Seite", einen bekannten rheinischen Ausdruck zu gebrauchen, den auch Reger einmal anführt. Sein Rheinisch, in dem sich seine Menschen bewegen, gleicht schon mehr dem Mainzerisch, das durch Carl Zuckmayers Stücke sich eine Zeitlang auf unsern Bühnen einer starken Beliebtheit zu erfreuen hatte. — Nicht schlecht sind dem Verfasser dieses aus der Reihe der Rheinromane einen Kopf hoch hinausragenden Buches die Frauen geraten: die rheinischen Mädchen in ihrer Leichtlebigkeit, die durchaus nicht immer mit Leichtsinnigkeit zu verwechseln ist. In ihrer Lust am Poussieren, am „karesseere", wie der Kölner sagt, sind sie durchaus nicht gemütlos noch grundsätzlich untreu. Und haben vor den andern Frauen Deutschlands eine unbändige Liebe zur Freiheit voraus. Das ist recht hübsch im Roman an einem Mädchen aus dem Volk gezeigt, die sich alles mögliche gefallen läßt und vieles ohne Murren tut und leidet, weil sie es aus freien Stücken und aus Liebe leistet. Sobald aber von ihr verlangt wird, daß sie dienen soll und folgen muß, da bäumt sie sich auf und setzt sich voll Stolz zur Wehr. — Alles in allem: Wer als Nichtrheinländer diesen Strom und das kleine Volk, das an ihm und auf ihm gedeiht, sich des Lebens freut und sein Teil Not und Leid geduldig und noch dazu mit einer gewissen Schalkhaftigkeit erträgt, noch nicht kennt, selbiger mag dieses Buch von Reger lesen. Es ist kein verlorener Tag

in seinem Leben, den er diesem Roman spendet. Und warum soll sich die liebe Leserwelt in unserm Vaterland meist nur um Wolga- oder Rhoneschiffer kümmern? Es dürfen ja auch einmal Rheinschiffer sein, die man im Auf und Ab ihres dahinwogenden Lebens gern begleiten will. *Herbert Eulenberg*

Mitteilung des Verlags: Neu eintretenden Vierteljahrsabonnenten, die bereits Heft 10 und 11 besitzen, liefern wir gern statt dieser: Heft 5 (Sonderheft: Seinerzeit, 1900—1914) und Heft 6 (mit Beiträgen von Max Scheler, Benito Mussolini, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Egon Friedell, Karl Scheffler u. a.). Im letzten Heft des Querschnitts (Sonderheft: Kinder, Tiere, Lebensfreuden) Beiträge von Graf Hermann Keyserling, Prof. Charlotte Bühler, O. A. H. Schmitz, Paul Eipper, Lennart Bernadotte, Franz Kafka u. v. a. — Nachbestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag, Berlin NW 87

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Alfred Semank, Berlin. — Anzeigenverwaltung: Kurt K. Doerry, Berlin-Wilmersdorf, Laubenheimer Straße 26, Telefon Wagner 0192, Postscheckkonto Berlin 161191. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Gustav Wall, Wien I, Wollzeile 11. — Sendungen mit beigefügtem Rückporto an die Redaktion des Querschnitts, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21. — Copyright by Kurt Wolff Verlag A.G., Berlin NW 87. — Nachdruck und Übersetzungen verboten.

Druck: R. Boll G. m. b. H., Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 19

Der Querschnitt erscheint am Anfang des Monats und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag. Bezugsbedingungen siehe 1. Seite.

Sonntag auch täglich
3, 5, 7, 9,15 Uhr

Minuten werden zu Sekunden, ein Filmabend zu einem Glas Sekt. Es rast auf der Leinwand, es rast im Parkett, es rast in den Rängen, es jagt, es schreit, es spritzt, es schäumt. Wir sind beglückt. Frechheit hat auch uns besiegt.

MARMORHAUS

Vorverkauf 12 — 2

Bismarck 1580

Unsere Weihnachtsbücher

Ernst von Salomon
Die Kadetten
8. Tsd. · 319 Seiten · Kartoniert RM 4.50 · Leinenband RM 5.50

Italo Balbo
Fliegerschwärme über dem Ozean
5. Tsd. · Mit 56 Abbild. · Deutsch von Theodor Lücke · Kartoniert RM 5.50 · Leinenband RM 6.80

Erik Reger
Schiffer im Strom
Roman · 5. Tsd. · 462 S. · Kart. RM 5.50 · Leinenband RM 6.50

Richard Eßwein
Eroica Ein Fliegerroman
5. Tsd. · Kartoniert RM 3.50 Leinenband RM 4.50

Arnolt Bronnen
Erinnerung an eine Liebe
Roman · 5. Tausend · Kartoniert RM 3.00 · Leinenband RM 3.80

Sinclair Lewis
Ann Vickers
Roman · 10. Tsd. · Deutsch von Franz Fein · 734 Seiten · Kart. RM 7.00 · Leinenband RM 8.50

Thomas Wolfe
Schau heimwärts, Engel!
Eine Geschichte vom begrabnen Leben
Roman · 6. Tausend · Deutsch von Hans Schiebelhuth · 556 S. · Kart. RM 7.00 · Leinenband RM 8.50

Joachim Ringelnatz
103 Gedichte
Auswahlband · 10. Tsd. · Pappband RM 1.50

Paul Wegener
Flandrisches Tagebuch 1914
5. Tausend · Kartoniert RM 3.50 Leinenband RM 4.50

Grete Garzarolli
Filmkomparsin Maria Weidmann
Roman · 5. Tausend · Kartoniert RM 3.80 · Leinenband RM 4.50

Karl Foerster
Garten als Zauberschlüssel
Ein Buch von neuer Abenteuerlichkeit d. Lebens u. Gärtnerns unter dem Zeichen erleichterter Gartenpflege 10. Tausend · 400 Seiten · Mit 167 Abbild. auf Kunstdrucktafeln, 1 Farbtafel und 140 Zeichnungen im Text v. Ursula Bartning · Kart. RM 4.50 · Leinenband RM 5.50

Friedo Lampe
Am Rande der Nacht
Roman · 5. Tausend · Kartoniert RM 3.00 · Leinenband RM 3.80

Paul Wiegler
Das Haus an der Moldau
Roman · 5. Tsd. · 300 S. · Kart. RM 4.00 · Leinenband RM 4.80

Wilhelm Scheuermann
Woher kommt das Hakenkreuz?
10. Tsd. · Mit 84 Abbild. · Karton. RM 1.80 · Leinenband RM 3.20

Hubert Mumelter
Skifibel
10. Tsd. · Mit zweifarb. Druck u. 92 vierfb. Abb. · Pappb. RM 3.80

Der Welterfolg eines deutschen Romans:

Hans Fallada
Kleiner Mann – was nun?
Roman · 90. Tsd. · 468 S. · Kart. RM 4.50 · Leinenband RM 5.50

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 50

DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang Dezember 1933

Der Querschnitt erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung, durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag zu beziehen. Preis des Heftes M 1,50. — In Österreich: S. 3,—; in der Schweiz: Fr. 1,90. — Vierteljährlich (ab 1. Januar 1934) M 4,— (S. 8,—) bei freier Versendung innerhalb Deutschlands und Österreichs. Zahlungen durch jede Buchhandlung oder direkt an das Postscheckkonto der Kurt Wolff Verlag A.G., Berlin 64650. — Ausländische Bezieher können den Gegenwert von M 4,— und die Portospesen mit Postanweisung an den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21, senden.

Sie können für sich oder einen Ihrer Freunde mit diesem Bestellzettel den Querschnitt abonnieren:

Hier abtrennen

An den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21

Ich nehme ein Vierteljahrsabonnement des Querschnitts für mich selbst, für

.....

auf und sende Ihnen den Betrag von RM 4,— durch die Buchhandlung

.....

durch Einzahlung auf Ihr Postscheckkonto Berlin 64650
durch Postanweisung direkt an Ihren Verlag.

Name: .....

Straße und Hausnummer: .....

Ort: .....

Land: .....

(Entsprechend ausfüllen und Nichtgewünschtes streichen.)

GUSTAV FREYTAG

DIE AHNEN

In über 1300 Spalten gedruckt, in Ganzleinen gebunden, mit über 100 ganz- und halbseitig. Bildern **4.80 RM.**

Wir haben uns entschlossen, dieses Werk, das erst durch diese Ausgabe — gleichzeitig Roman und deutsche Kulturgeschichte — zum hervorragenden Dokument des Werdens deutschen Volkstums wird, dem deutschen Volke und insbesondere der deutschen Jugend als Gabe auf den Weihnachtstisch zu legen. Da es eine ähnlich billige und ausgezeichnet ausgestattete Ausgabe bisher nicht gab, wird das Buch in diesem Jahre eines der beliebtesten Geschenkbücher werden.

In jeder Buchhandlung erhältlich

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN

DER QUERSCHNITT

XIII. Jahrgang Dezember 1933 Heft 9

FAMILIE UND VERWANDTES

Robert Scheu: Die Familie als Lebenswert 577
Wolfgang Weyrauch: Gebet 582
André Maurois: Betrachtungen über die Ehe 583
Hans Fallada: Vom Kälbchen zum Murkel 586
Richard Wieren: Schicksal des Familien-Jüngsten 589
Leopold Wölfling: Getäuschte Restaurationshoffnungen 593
Soldatenlied: Reiterliebe 596
Paul Wiegler: Die Sippe um Napoleon 597
Urban Roedl: Claudius, der Familienvater 605
Joachim Ringelnatz: Jenem Stück Bindfaden 610
Tikkeri: Die Bundeslade 611
Prof. Dr. A. E. Hoche: Zur Psychologie des Verwandtenhasses . . 613
Max Maria Rheude: Wer hat den Stein geworfen? 615

Marginalien:

Familienszene unter Habsburgern / Anleitung zu Familienszenen / Tod, wo ist dein Stachel (in U.S.A.)? // Wie lernten Sie Ihre Frau (in Spanien) kennen? / Krankheit in der Familie / Russische Bauern-Sprüche / Die Wanderung der Weihnachtsgeschenke / Der Neujahrstag in Japan / Notizen / Gedichte eines Gelehrten / Kleiner Knigge für den Umgang mit Vätern vierjähriger Töchter / Bücher-Querschnitt

Mit Zeichnungen und Kunstdrucktafeln

Umschlag nach einer Zeichnung von Felix Nußbaum

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN

Lob der Häuslichkeit *Schäfer-Ast*

Die Familie als Lebenswert

Von

Robert Scheu

Es ist immerhin eine auffallende Tatsache, daß man über das Familienleben, was es ist und sein könnte, oder gar, wie es zielbewußt zu gestalten wäre, verhältnismäßig wenig spricht und nachdenkt, dergestalt, daß die Frage, ob es so etwas wie eine Anleitung zum häuslichen Glück und Wohlbefinden geben könne, etwas Überraschendes hat.

Warum eigentlich gibt es keinen Führer und Ratgeber für die Pflanzung, Pflege und Züchtung von Familien, während doch so viele für den persönlichen Erfolg an die Hand gegeben werden und es an Anleitungen für die Errichtung eines Gartens oder einer Wirtschaftsanlage und anderer lebenswichtiger Dinge nicht mangelt?

Die erste Antwort, die sich anbietet, lautet: weil die Familie so überwiegend ein Gegenstand der Natur ist, daß man sie gar nicht in den Bereich des freien Willens und der bewußten Planung zu ziehen für nötig hält anderseits aber dort, wo es noch ein Familienleben auf lange Sicht gibt, eine Tradition besteht, die es nicht nötig hat, ausdrücklich formuliert zu werden. Erst in diesen Zeiten, wo die Familie in ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhalt so stark gelockert und gelichtet ist, daß die zentrifugalen Kräfte die Oberhand gewinnen, wird sie Gegenstand bewußter Überlegung.

Es hat in allen Zeitaltern immer wieder große Krisen des Familienlebens gegeben, und allemal haben sich Staatsmänner und andere Volksführer gefunden, welche den Zerfall der Familie durch besonders wohlausgedachte Maßregeln aufzuhalten gesucht haben. Fast immer bedient man sich dabei des Schlagwortes: Die Familie ist die Grundlage des Staates, als ob die Familie nicht anders als mit dem Hinweis auf ihre mittelbare Nützlichkeit gerechtfertigt werden könnte. Warum sagt man nicht einfach: Die Familie ist die einzige oder zumindest die vollkommenste Verwirklichung der Menschlichkeit als solcher, die eigentliche und unumstößliche Form, in der das Leben schön, sinnvoll und wesentlich ist? Der Mensch, der sich mit keiner Familie innerlich bejahend, freudig und dauernd verbunden fühlt, ist seelisch und gemütlich obdachlos und kann auch geistig zu keiner abgerundeten Daseinsform gelangen. Er ist arm. Die Fülle des Lebens schenkt sich nur der glücklichen Gemeinschaft, die, um eine bestimmte Häuslichkeit gruppiert, mit ihr sachlich verbunden, die Stufenfolge der Generationen anschaulich widerspiegelt und einen wechselseitigen Austausch der Sympathien und Interessen, die einer willkürlichen Zerreißung widerstreben, gewährleistet.

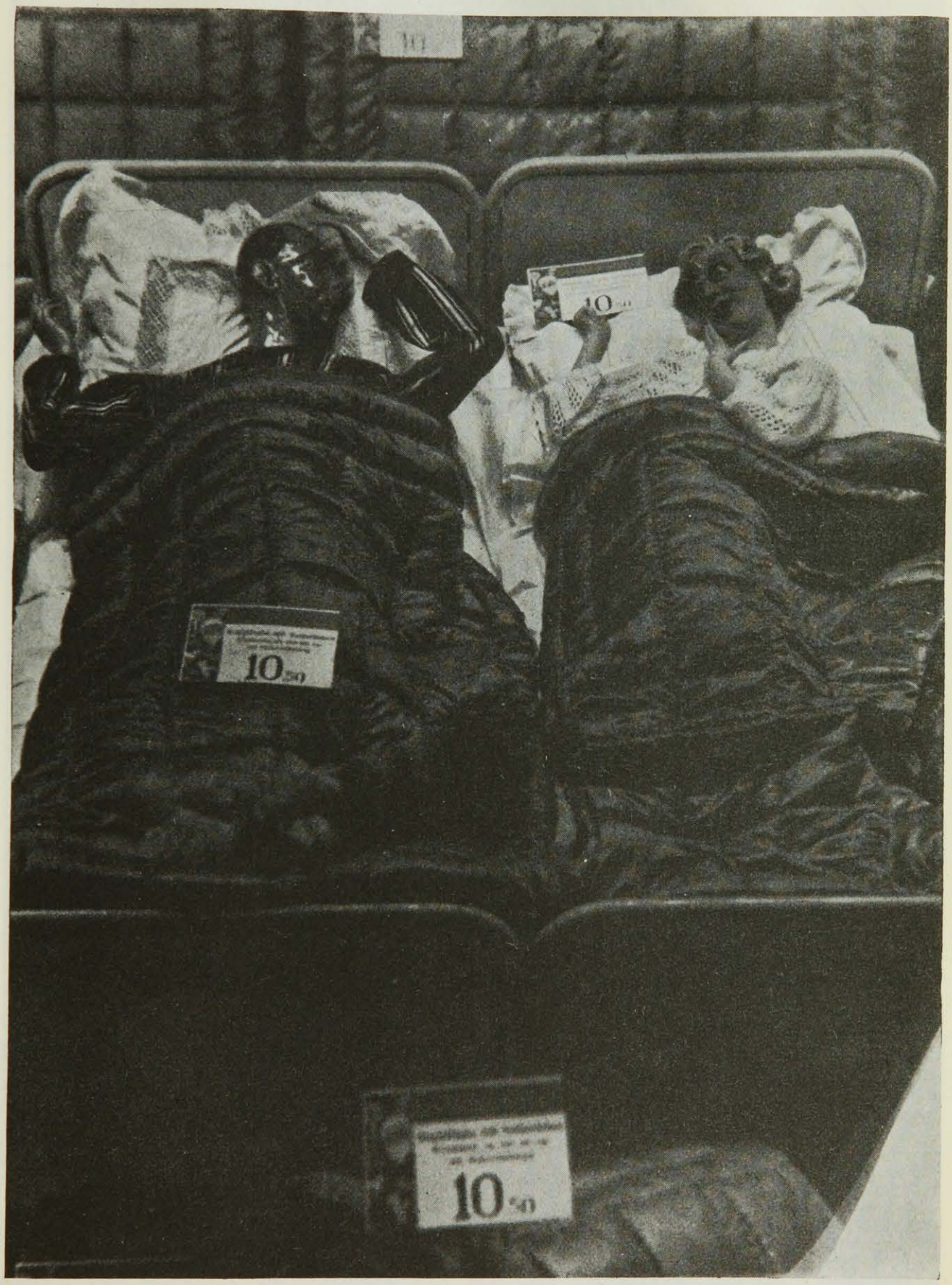
Der einzelne kann freilich auch abseits von einer solchen Gemeinschaft leben, und es mag für ihn sogar von einem höheren Standpunkt aus notwendig sein, sich vollständig von allen wie immer gearteten Bindungen dauernd freizuhalten; aber sein menschliches Wirken, Fühlen und Dasein wird diesen Mangel irgendwie zu büßen haben, seine Urteile, Schätzungen und Leistungen, ja sogar seine Weltanschauung wird einen geringeren Grad von Dichtigkeit und Sättigung aufweisen. Wer in der Familie nur einen Notbehelf oder gar nur eine lästige Begleiterscheinung des Daseins erblickt, wer sie äußerlich und innerlich abschüttelt, dem fehlt ein lebenswichtiger Bestandteil des Ichs, ohne den es keine Ganzheit gibt.

Es wäre verlockend zu schildern, was ein fröhliches Familienleben alles bietet, wie entzückend es sein kann; wobei noch zu bemerken wäre, daß selbst schlecht lebende Familien für ihre Angehörigen immer noch mehr leisten, als diese zuzugeben geneigt wären. Es könnte dargestellt werden, wie selbst der abseits hausende Groller und Schmoller, der von seinen Verwandten nichts sehen und hören will, immer noch den Gewinn hat, in jener Gruppe den Zurechnungspunkt zu besitzen, der ihn davor bewahrt, im leeren Raum zu schweben. Aber der Einwand liegt nahe: Erzähl uns keine Märchen. Wie sieht heute und gegenwärtig die Familie aus, kann

sie denn überhaupt noch bestehen in der Erscheinungen Flucht und im Strudel der endlosen Umwälzungen? Und wer hat wirklich das Glück, einem wohlgerundeten Kreis anzugehören, dem er sich lustvoll verbunden fühlt oder der ihm wenigstens nicht unleidlich ist? Nicht was die Familie sein sollte und könnte, sondern was und wie sie wirklich und heute ist, sei maßgebend und der Erörterung würdig. Ist die Familie nicht in der Regel eine wahre Brutstätte tragischer Verwicklungen und bei näherer Prüfung nicht die Geschichte jeder Familie, im Zusammenhang gesehen, eine einzige Kette von Mißgeschick und Leid? Finden nicht seit jeher die Dichter den ergiebigsten Stoff zu Trauerspielen im Wechsel der Generationen, im Streit zwischen den Eltern und Kindern, der Eifersucht der Vettern, im Undank und Haß der Sippen? Und bieten nicht anderseits gerade die sogenannten glücklichen Familien ein abstoßendes Bild mit ihrem Dünkel und Besitzstolz, ihrer gegenseitigen Überschätzung, ihrer Herrschsucht, ihren abgeschmackten Gewohnheiten und angezüchteten Gebrechen? Das Tragische und das Komische ist nirgends so zu Hause. In der Familie werden die bösen und minderwertigen Eigenschaften der Menschheit mit besonderer Deutlichkeit offenbar. Die Überwindung der Familie, die Verengung ihrer Rolle, ihre Abdankung in der Gesellschaft erscheint in dieser Beurteilung und Einschätzung als die Voraussetzung jeder Höherentwicklung der Menschheit: der Freiheit, der Gerechtigkeit und besonders des guten Geschmacks. Wahlverwandtschaft trete an die Stelle des Blutes — so lautet die Losung der Freigeister und derer, die sich für solche halten.

Soviel steht fest: wenn und wo die Familie keine sachliche und örtliche Unterlage hat, wo weder Besitz noch ein Erbgut noch räumliche Nachbarschaft das Zusammenbleiben erfordert und erzwingt, reichen die idealen Werte in der Regel nicht aus, der Zersetzung zu widerstehen. Die Familie im klassischen Stil, die in Generationen vertikal und horizontal gegliederte, wird immer mehr zur Seltenheit; damit aber auch schwindet die gesellschaftliche Gruppe, die sich um die Familie konzentrisch aufbaut und durch Querverbindungen zu einem einheitlichen Körper verschmilzt, und damit eigentlich auch die Gesellschaft selbst, wie sie bisher bestanden hat.

Es gibt heute nur noch familiäre Inseln; wenige wirklich durchwohnte und durchlebte Häuser, die ein Eigenleben führen; und noch seltener haben sie die Kraft und Fähigkeit, größere Kreise um sich auszubilden und zu erhalten. Die zweckbestimmten Gemeinden, wie die Klubs, Parteien und noch mehr die Zufallsverbindungen treten an ihre Stelle. Und das ist ein sehr unvollkommener Ersatz, denn das Vitamin des Gemüts und der Gemütlichkeit mangelt. Es ist eine sozusagen kalte Gruppenbildung, die innerlich nicht durchseelt ist und daher auch leicht zerflattert und zerfällt,



Erich Engel

Schaufenster in Berlin

Altes Paar

Retzlaff

Schwälmer Kinder

Elisabeth Hertz

Aalweber und Frau in Hamburg

keinen Lebensstil und kein festes Publikum ausbildet, weil ihr das Künstliche ihres Ursprungs immer anhaftet.

Ebendeshalb ist die Frage zeitgemäß, wie man auch heute noch ein familiäres Leben aufrichten und führen und ob die Häuslichkeit als Kernstück des gesellschaftlichen Wirkens erhalten werden kann. Leute, die heute noch ein geordnetes und auch für außenstehende Personen anziehendes Familienleben führen und dabei gastfreundlich gesinnt sind, sollten als die wahren Retter und Förderer der Kultur, des Volkes und des Staates angesehen werden; man hätte ihnen zu huldigen und sie mit Ehre zu überschütten und sie zu lieben als die Quellen des verfeinerten Wohlbehagens aller. Wer ein solches helles, glückliches, gepflegtes und gastfreies Heim gestaltet, vollbringt eine hohe und dankenswerte Leistung und ist in einem gewissen Sinne wahrhaft schöpferisch.

Für diese und jene, die den Ehrgeiz haben, ihr häusliches Glück mitzuteilen und in die Breite zu tragen, wäre die Technik zu schreiben, für jene aber, die keine ihnen ebenbürtige Familie besitzen, die Kunst, den richtigen Anschluß zu finden, als Hausfreunde, Hintersassen, Trabanten und künstlerische Mitschöpfer solcher begnadeter Heime.

*

Nicht jeder, der ein offenes Haus hält und eine gute Tafel zur Verfügung stellt, hat deshalb schon die Eignung und Sendung zur Ausbildung eines lebendigen Kreises. Die erste Voraussetzung ist, daß er vorerst selbst schon in seinem eigenen Heim alle Ansätze besitzt, an welche sich die Umgebung zwanglos und selbstverständlich anschließt wie in einer Wohnung, wo schon alle Kontakte eingebaut sind. Es soll niemand hoffen, andere Herzen dauernd an sich zu ziehen, der nicht im engeren Heim das Gleichgewicht gefunden hat und wo nicht sämtliche Glieder des Hauses an der Wärme teilnehmen und sie mittätig, mitliebend produzieren. Wo auch nur einer oder eine heimlich abseits steht oder schief liegt, wird sich das unbedingt in der Gesamtstimmung fühlbar machen. Mir ist ein Haus bekannt, wo es seit vielen Jahren immer hoch hergeht und ein geradezu stürmisches Kommen und Gehen herrscht und die Gastlichkeit geradezu verschwenderisch geübt wird, und trotzdem weht immer eine gewisse Kühle durch die Räume, die allen Gästen zwar fühlbar, aber nicht erklärlich ist. Der Grund liegt vermutlich in einem traurigen Geheimnis, das zwar gut gehütet ist, aber trotzdem wie ein Eisblock die Atmosphäre herabstimmt. Ein Haus, das man nicht um seine innere Harmonie und den Reichtum der Liebe bewundern kann, wo es überhaupt nichts an höheren Werten zu beneiden gibt, kann nur eine gleichgültige Menge versammeln, aber niemals eine wahre Verschmelzung herbeiführen. Zum richtigen und vollkommenen Familienleben gehört notwendig der angeschlossene Kreis, und

wo er dauernd fehlt, wird die Binnenwirtschaft bald öde und auf die Länge sogar blöde und widerlich. Dieses In-der-eigenen-Wärme-Kochen, die Familiensimpelei mit einem Wort, ist gleichbedeutend mit einem Laster und außerdem eine Geschmacklosigkeit und ein Beweis innerer Armut; schon um der Ablenkung und Verteilung willen und aus seelischer Ökonomie bedarf die Familie, und je mehr sie harmoniert, um so mehr, des äußeren Ringes, an den sie Wärme abgibt, um nicht im eigenen Fett zu zerdünsten.

Die Führung und Heranbildung einer Familie ist letzten Endes nicht nur eine wirtschaftliche und pädagogische, sondern darüber hinaus eine architektonische Aufgabe, bei der alle Figuren nach ihrer Rolle und Bedeutung abzustimmen und einzusetzen sind, dergestalt, daß sie sich gegenseitig und die angeschlossenen Freunde immerwährend anregen, steigern und befruchten. Der Hauptreiz aber der Familie, der ihren eigentlichen Lebenswert ausmacht, besteht darin, daß ihre Glieder ganz absichtslos, bloß durch ihr Dasein, ihre natürlichen Äußerungen und alltägliches bescheidenes Tun eine fortschreitende lückenlose Handlung erzeugen, während der Einschichtige, z. B. der Junggeselle, immer auf Zeit- und Raumausfüllung bedacht sein muß und gewissermaßen immer ein Programm und eine Tagesordnung benötigt, nur um sich selbst täglich aufs neue seinen Daseinszweck zu beweisen. Die Familie erzeugt das unscheinbare und doch so folgenschwere Geschehen mühelos im Haus, in einem gelassenen, aber nie stockenden Rhythmus, der die Grundlage alles Behagens ist. Ohne Aufruf und Stichwort treten die Figuren nacheinander auf und spenden Tag für Tag, Stunde für Stunde reichlichen Stoff für das Ganze, an dem es sich rankt und fortbewegt.

Gebet

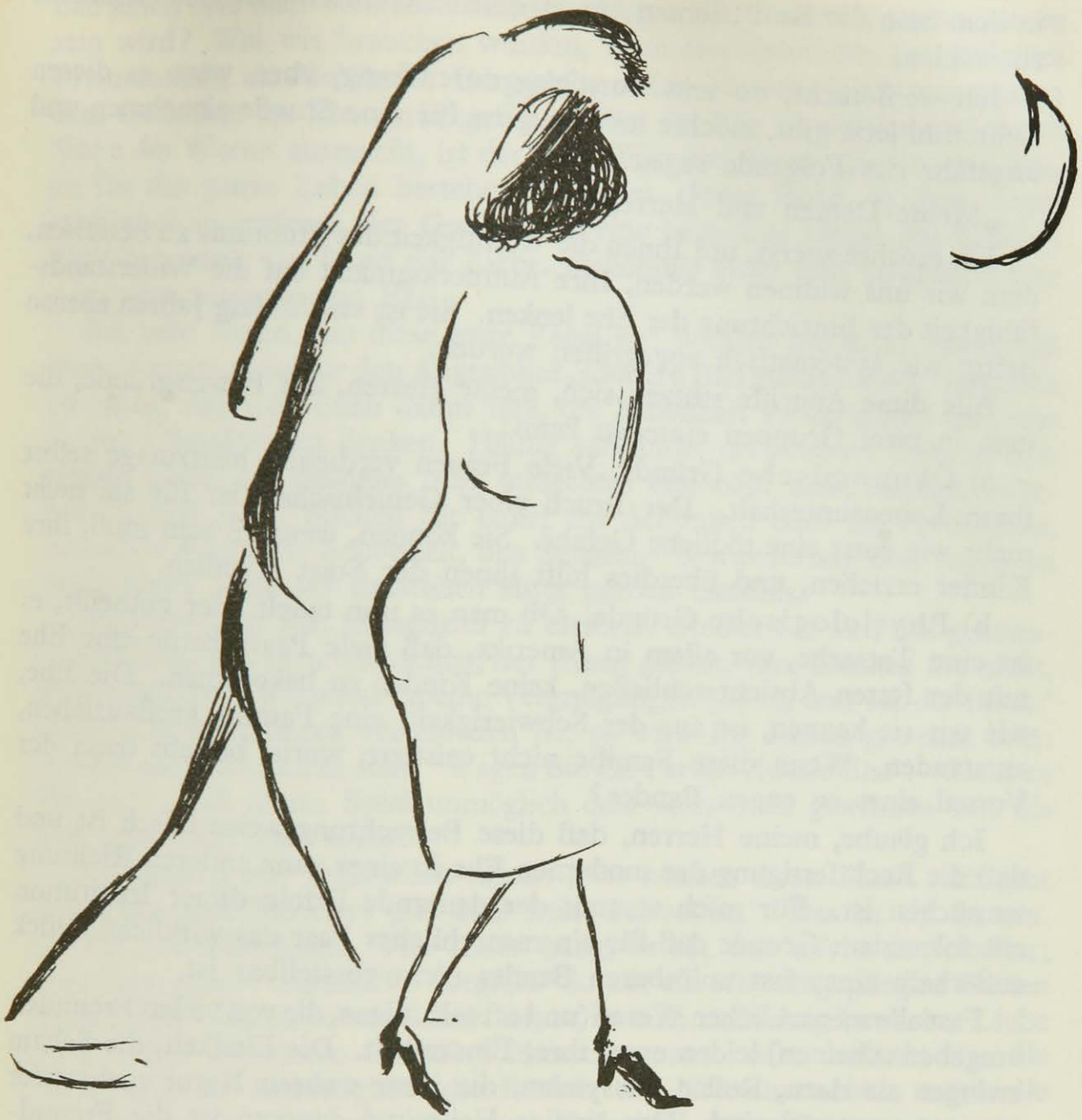
Wir möchten gerne, daß es uns glücklich geht,
daß ein schöner, guter Stern über uns steht.

Wir bitten sehr, daß wir gesund sind,
die Mutter, die meine Frau ist, ich und das ungeborene Kind.

Wir wüßten zu ertragen große Pein schlimmen Falls,
doch schwelle uns die Pein bitte nicht über den Hals.

So möge es sein, daß bis zu unserm gemeinsamen Grab
ein jeder von uns alles ineinander mit dem andern hab.

Wolfgang Weyrauch



Georg Hetzelein

Betrachtungen über die Ehe

Von

André Maurois

Vor drei oder vier Jahren machte in den Vereinigten Staaten ein Funktionär des öffentlichen Unterrichtswesens die naive Feststellung, daß die Wahl eines Gatten oder einer Frau von den meisten jungen Leuten ohne wahrhaft wissenschaftliche Methode getroffen werde; er schlug deshalb vor, an den bedeutendsten Universitäten einen Kursus einzuführen,

in dem man die Kunst lernen könne, einen Gefährten oder eine Gefährtin zu wählen.

Ich weiß nicht, ob sein Vorschlag durchdrang, aber, wenn es diesen Lehrstuhl jetzt gibt, möchte ich ihn gern für eine Stunde einnehmen und ungefähr das Folgende sagen:

„Meine Damen und Herren!

Ich möchte zuerst, um Ihnen die Wichtigkeit des Studiums zu beweisen, dem wir uns widmen werden, Ihre Aufmerksamkeit auf die Widerstandsfähigkeit der Einrichtung der Ehe lenken. Sie ist seit fünfzig Jahren ebenso heftig wie systematisch angegriffen worden.

Alle diese Angriffe stützen sich, meine Herren, auf Beweisgründe, die man in zwei Gruppen einteilen kann:

a) Ökonomische Gründe. Viele Frauen verdienen heutzutage selbst ihren Lebensunterhalt. Der Bruch einer Gemeinschaft ist für sie nicht mehr wie einst eine tödliche Gefahr. Sie können, wenn es sein muß, ihre Kinder erziehen, und überdies hilft ihnen der Staat reichlich.

b) Physiologische Gründe. Ob man es nun tadelt oder gutheißt, es ist eine Tatsache, vor allem in Amerika, daß viele Paare heute eine Ehe mit der festen Absicht schließen, keine Kinder zu bekommen. Die Ehe, wie wir sie kennen, ist aus der Schwierigkeit, eine Familie großzuziehen, entstanden. Wenn diese Familie nicht existiert, worin besteht dann der Vorteil eines so engen Bandes?

Ich glaube, meine Herren, daß diese Betrachtungsweise falsch ist und daß die Rechtfertigung der modernen Ehe in einer ganz anderen Richtung zu suchen ist. Für mich stammt der dauernde Erfolg dieser Institution aus folgendem Grund: daß für ein menschliches Paar das wirkliche Glück außerhalb eines fast unlösbaren Bandes nicht vorstellbar ist.

Fast alle menschlichen Wesen (und oft selbst jene, die von vielen Freunden umgeben scheinen) leiden unter ihrer Einsamkeit. Die Eitelkeit, die Scham zwingen sie dazu, Rollen zu spielen, die ihrer wahren Natur mehr oder weniger ungemäß sind. Das einzige Heilmittel dagegen ist die Freundschaft, das heißt, die innige Verbindung von zwei Wesen, eine Verbindung, die völliges Vertrauen, die Teilung aller Geheimnisse, die Gemeinsamkeit von Glück und Unglück gestattet. Aber die vollkommene Freundschaft ist sehr selten. Zwischen Männern und Frauen ist sie zerbrechlich und vergeht, sobald sich zwischen den beiden Menschen das Gefühl der Liebe regt. Unter Männern kann sie sehr schön sein, aber sie wird — von Ausnahmefällen abgesehen — durch die Zufälle des Lebens gestört oder zumindest abgeschwächt: Entfernungen, Veränderungen des Milieus, ungleiche Erfolge, Heirat. Zwei Schicksale nähern sich, sind eine Zeitlang beinahe miteinander verschmolzen, dann gehen die Wege wieder auseinander — und beide Menschen sind wieder allein.

Damit die Fessel der Vereinsamung gebrochen werde, muß der Mensch an die Dauerhaftigkeit eines Gefühles glauben können. Wie soll man sich aber völlig rückhaltlos einander anvertrauen, wenn man damit rechnen muß

daß jener, dem man Vertrauen schenkt, morgen der Vertraute eines anderen sein wird? Was wir brauchen würden, wäre eine feierliche, fast religiöse Freundschaft, ein Gelöbnis. Dergestalt, meine Herren, sehen wir uns zu dem Gedanken der Ehe zurückgeführt. Was die Ehe im wahren und tiefen Sinne des Wortes ausmacht, ist der feste Wille bei denen, die sie eingehen, sie für das ganze Leben bestehen zu lassen. Jeder Bund, in dem, wenn auch noch so entfernt, der Gedanke an eine begrenzte Dauer des Gefühls Platz hat, kann ein Bund der Liebe, manchmal einer sehr schönen Liebe sein; aber niemals eine Ehe.

Ich gebe Ihnen also diese erste Regel an: Wählen Sie beim Eheschluß Ihren Partner nicht für den Augenblick, sondern fürs ganze Leben. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen damit rate, die Schönheit zu verachten und nur an den Charakter zu denken. Häufig verkündet ein schönes Gesicht eine schöne Seele; ein dummes oder schlechtes Geschöpf kann niemals wahrhaft reizvoll sein. Suchen Sie daher die Schönheit oder die verborgene, versteckte Form der Schönheit, den Scharm. Bewunderung und Begehren begünstigen stets das Entstehen eines großen Gefühls.

Aber trachten Sie, klarsehend zu bleiben. Stellen Sie sich das gemeinsame Leben mit dem Menschen, der Ihnen gefällt, vor. Denken Sie nicht, meine Herren: ‚Ich werde meine Vergnügungen haben, und sie die ihren.' Wenn Ihr Geschmack verschieden ist, so wird Ihr Leben getrennt sein: es wird keine Ehe mehr sein. Wagen Sie die Partie: ‚Ideale Ehe'! Glauben Sie nicht, daß dieses Spiel unmöglich oder schwer zu gewinnen sei! Es gibt sehr viele gute Ehen!

Sie werden mir vermutlich sagen: ‚Wir kennen diese These. Es gibt sehr viele gute Ehen; es gibt aber keine reizvollen.' Das ist ein Irrtum. Es gibt reizvolle Ehen. Von Ihnen hängt es ab, eine solche zu schaffen; aber dazu gehört unendliche Sorgfalt. So wie ein schlechtgepflegter Garten alsbald von Unkraut überwuchert ist, so ist eine nachlässig bewachte Liebe schnell von schlechten Gefühlen überschwemmt. Alles bedroht sie: die Langweile, die Eintönigkeit, die Bosheit der Nebenmenschen, materielle Schwierigkeiten. Ich sehe nur zwei Heilmittel dagegen.

Das erste ist eben das, welches das Wesen der Ehe ausmacht, das Gelöbnis: ‚Ich werde nicht nachgeben, ich werde unseren Bund und unser Glück verteidigen, ich werde jeden gerissenen Faden neu knüpfen; ich werde unermüdlich, getreulich jedes niedergebrochene Stück Mauer wieder aufbauen.' Das zweite ist rückhaltlose Aufrichtigkeit. Zerbrechlichen Liebesbeziehungen mögen Geheimnisse zuträglich sein. Die Ehe lebt von Vertrauen und Gewißheit. Die Hinterlist hat keine Macht über zwei Menschen, die einander alles sagen. Nur so kann eine wundervolle Beziehung entstehen, eine einzigartige, für jene, die sie nicht kennen, unvorstellbare Verschmelzung von Liebe und Freundschaft, Sinnlichkeit und Achtung, Nachsicht und Bewunderung, eine zugleich menschliche und göttliche Verschmelzung, die allein die wahrhafte Ehe bedeutet.

Hier, meine Damen und Herren, haben Sie den Inhalt unserer ersten Lehrstunde!"

Vom Kälbchen zum Murkel

Lebensabriß von

Hans Fallada

Geboren am 21. Juli 1893 in Greifswald, der kleinen pommerschen Universitätsstadt nah der Ostsee. Juristensohn. Aufgewachsen in Berlin und Leipzig, immer also in Städten lebend, aber — wohl von landpastörlichen hannöverschen und friesischen Ahnen her — mit einem nie nachlassenden Drang zum Landleben, zu den einfachen, klaren Dingen der Erde.

Vorerst aber handelte es sich zwölf Jahre lang um Geometrie, den zweiten Aorist und die Regierungsdaten Otto des Faulen. Diese ganzen zwölf Jahre waren eigentlich ein Alpdruck, denn ich bin der kränklichste, weinerlichste, verdrossenste Miesepeter von der Welt gewesen, eine ewige Sorge meiner Eltern, ein Schrecken für meine Lehrer.

Was Wunder, da ich mich mit meinem echt niedersächsischen Dickkopf konsequent weigerte, mich an der Welt der andern zu beteiligen. Ich richtete mir, mit Büchern und Tieren, meine eigene Welt aus Träumen und Wünschen ein und schrieb Gedichte, von denen eines mit dem schönen Anfang: „Ich steh' auf den Klippen und seh' die Wellen auf- und niederkippen" mir wohl nur darum in Erinnerung geblieben ist, weil es „gefunden" und von liebevollen Geschwistern entsprechend bewundert wurde.

*

Was macht man aber mit einem Sohn, der das Abitur nie schafft? Die Landwirtschaft ist immer ein Ausweg für die Minderbegabten gewesen, und so stand ich denn eines schönen Tages, langer, schlaksiger, weißnasiger Jüngling, auf einem rittergutlichen Dunghaufen und lud Mist. Ich hatte das, in Gesellschaft von drei oder vier Polenmädchen, sechs Wochen lang zu tun; daraus wollte mein Chef sehen, ob es mir „wirklich ernst mit der Landwirtschaft" war. Wenn so etwas irgend etwas beweist, muß es mir wirklich ernst gewesen sein, denn über Ochsenjunge, Pferdeknecht, Mäher usw. kletterte ich allmählich in jene hohen Bezirke hinauf, wo man hinter fünfzig oder sechzig Leuten auf einem Zuckerrübenschlag steht und, einundzwanzigjähriger Bengel, der Arbeit von Hofegängern und Tagelöhnern jenes Tempo zu geben versucht, das der Chef für angemessen hält.

Es wäre die trostloseste Geschichte von der Welt gewesen, hätte es nicht Gewächs und Getier gegeben. Mit Gewächs meine ich Gewächs ganz im allgemeinen, alles, was aus Samen und Wurzel keimt, aufschießt, ergrünt —: das ist schon eine Wonne, deren man nie überdrüssig wird. Mit Getier aber meine ich ganz im besondern die Kühe — zu einem rechten Pferdeverstand habe ich es bis heute nicht gebracht —, die Kühe, die ich immer zärtlich geliebt habe, weil ich Hilfloser ihnen helfen konnte.

In einer Nacht, da ich ganz ahnungslos allein im Kuhstall ein kalbendes Tier fand, entdeckte ich plötzlich, daß ich das „konnte", daß meine Hände irgendwoher aus Urväterzeiten wußten, was zu tun, wie zu helfen war — ach, meine erste Geburt, die erste große Seligkeit meines Lebens! Als das schwarzbunte Kalb hastig atmend auf dem Stroh lag, mit seinen blauen, verschleierten Augen ins Licht sah — es kam noch viel Schönes im Leben, aber dies gehört sicher mit zu seinem Schönsten!

Ich hab' dann durch manches Jahr manches Kalb zur Welt gebracht, auch die Bauern holten mich, wollte es mal so recht nicht klappen — und wenn ich dann dem Landleben doch wieder treulos geworden bin und in die Städte ging, so nicht darum, weil mich Gewächs oder Getier enttäuscht hätten, sondern weil man zum Antreiber von Leuten geboren sein muß — und auf diesem Gebiet lagen meine Talente sicher nicht.

*

Also ging ich wieder in die Stadt — was macht man, wenn man nichts Rechtes gelernt hat? Eigentlich alles, was einem so unter die Hände kommt, So bin ich denn Buchhalter gewesen und „wissenschaftlicher Hilfsarbeiter". Kassenrendant und Verwalter, Nachtwächter und Mädchen für alles auf einem Bauernhof, Korrespondent, Adressenschreiber, Annoncensammler, Redakteur und vor allem, recht häufig, Arbeitsloser.

Viele Jahre, lange Jahre, böse Jahre, auf und ab, mehr ab als auf, manchmal, oft sah es so aus, als ginge es überhaupt nicht weiter. Zwischendurch, 1920, bei Rowohlt, erschienen meine ersten Romane, heute verschollen und vergessen, ganz im Expressionistischen befangen, wirklich nicht mehr lesbar.

Schließlich, 1929, saß ich in einer kleinen holsteinischen Industriestadt, ein Mittelding zwischen Annoncenwerber und Zeitungsschreiber, sehr berühmt ging es mir nicht, und als Sechsunddreißigjähriger konnte man sich immerhin, Herr eines (nicht sehr großen) Koffers und von dreißig Büchern, schon einmal fragen, worauf das alles eigentlich nun hinaus sollte. Zuerst sollte es auf eine Heirat hinaus, es war die wahnsinnigste Geschichte von der Welt, und die gesetzten Freunde und Bekannten hatten vollkommen recht, den Finger zu heben und „Wehe!" zu rufen: sie hatte nichts, er hatte nichts, und von seinem Verdienst zu leben, war schon ein Kunststück.

*

Es ist im Leben eine der nachdenksamsten Sachen, wie zusammenhanglos, wie zufällig man an die wichtigsten Wendepunkte seines Daseins gerät. Wenn die Reichsbahn nicht im Sommer 1930 eine Sonderfahrt nach Sylt veranstaltet hätte — wenn mein Herr Chefredakteur mir nicht die Freikarten für diese Fahrt geschenkt hätte — wenn sie auf Westerland nicht eine Mark Eintritt zum Strand genommen hätten, so daß wir durch die Dünen bis Kampen liefen, wo man die See gratis betrachten durfte — so hätte ich Väterchen

Rowohlt nicht nach netto acht Jahren am Kampener Steilufer getroffen, und was dann aus uns geworden wäre, das ist eine etwas undurchsichtige Geschichte. So aber holte mich dieser getreueste aller Verleger nach Berlin und damit in die Literatur. Zuerst saß ich aber einmal als kleiner Verlagsangestellter an einem Schreibtisch und schnippelte aus Bergen von Zeitungen die Kritiken über die Rowohltschen Verlagserzeugnisse, ordnete sie in Mappen und machte schöne Inseratentexte daraus. Zwischendurch aber, wenn Not am Mann war, öffnete ich auch die Entreetür, und manchem prominenten Autor habe ich aus dem Mantel und in den Rowohlt-Verlag geholfen.

Feierabends aber saßen meine Frau und ich beisammen, siehe da, die Lust am Schreiben war wiedergekommen, ich schrieb an „Bauern, Bonzen und Bomben". Sie aber war mir voraus: wenn ich es so sagen darf, arbeitete sie damals schon am „Kleinen Mann", den ich erst anderthalb Jahre später vornahm.

*

Als ich dann, nach „Bauern, Bonzen und Bomben", meine Stellung bei Rowohlt aufgeben und als ‚freier Schriftsteller' in eine etwas ländliche Vorstadt Berlins ziehen konnte, da waren es schon nicht mehr zwei, da waren es schon drei, die umzogen — und gut war, herrlich war, daß das Kind, der Murkel, der Ulimux nicht in der Stadt aufzuwachsen brauchte. Dann kam der geschriebene „Kleine Mann", und wenn er mir ein großes Glück gebracht hat, so war es jene Flut von Leserbriefen, die seinerzeit beim ersten Abdruck in der „Voß" einsetzte, von Leuten, die mir von ihren Sorgen und Freuden erzählten. Da hatte ich am Schreibtisch gesessen und war allein gewesen mit meinen Gestalten, und nun waren es gar nicht mehr meine allein, es waren so vieler Freunde! Es war so schön, es ist noch schön — immer noch kommen Briefe.

*

Es ist doch schon etwas Beglückendes, wenn man von einem einzelgängerischen, kopfhängerischen, pessimistischen Miesling des Weg gemacht hat bis dahin, wo man den andern ein wenig Freude und Mut geben konnte. Es ist ein schlechter, oft böser, selten vergnüglicher Weg gewesen, es hätte schlimm ausgehen können. Aber wenn es heute, da ich dies schreibe, nach Glück und Freude ausschaut — und ich schreibe dies nun wieder ganz draußen auf dem Lande, mit Blick auf Wald und Wasser, um mich Obstbäume, die jetzt nun aber endlich gründlich ausgelichtet werden müssen! — wenn also alles so sehr anders ausschaut, als man je gedacht, so darum, weil mir immer wieder geholfen worden ist, weil es dann, wenn es ganz auswegslos aussah, dem Ausweg am nächsten war.

„Das Glück steht immer hinter der Ecke, wo man es gar nicht erwartet", sagt eine alte Tante von mir. Und da hat es für mich immer wirklich gestanden!

Seidenstücker

Zwei Paar Zwillinge im Zug

Umbo

Familie Hans Fallada

Roberto Peli, Padua

Altösterreichische Familie

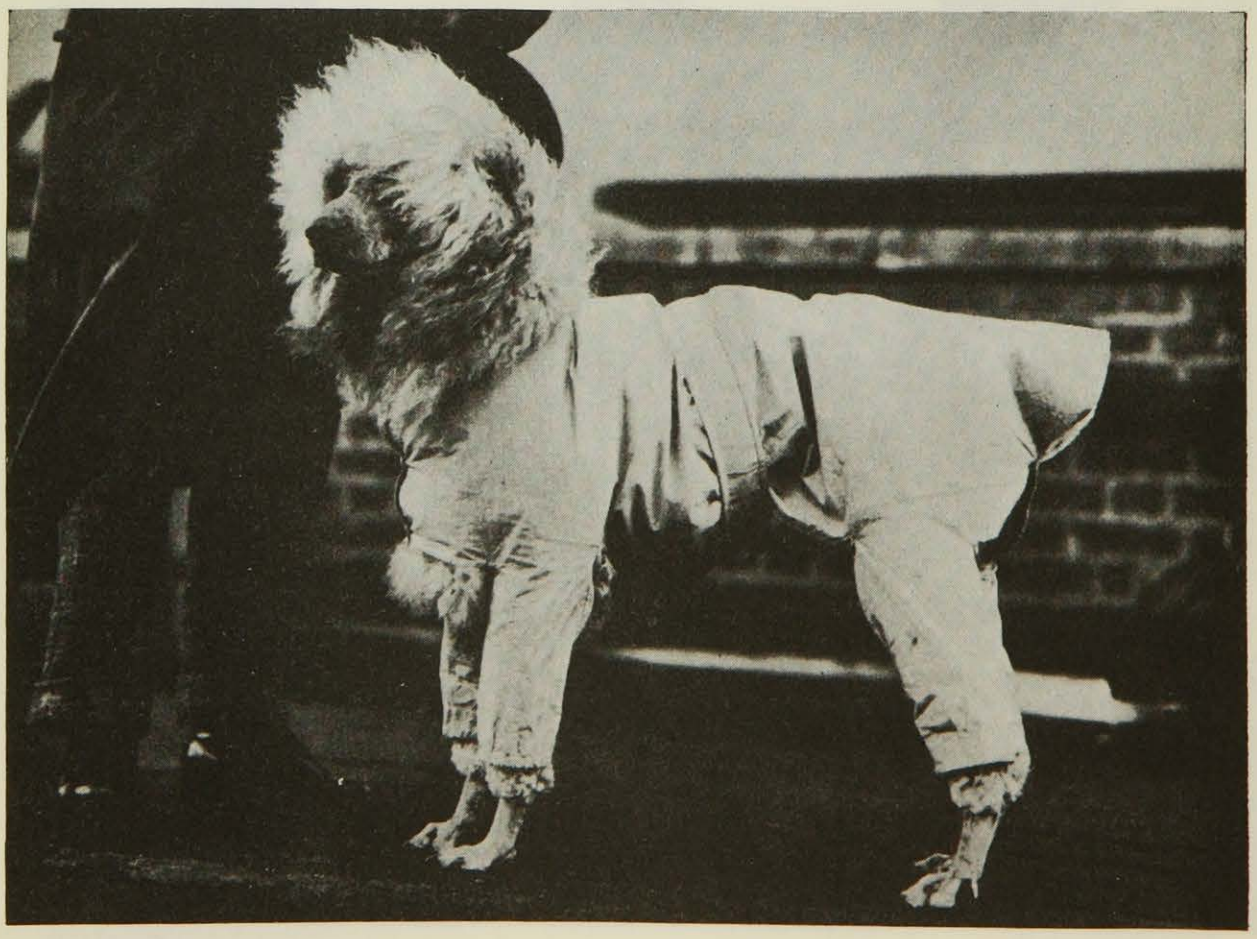
International Graphic Press

Ski-Schule

Elisabeth Hertz

Dänische Drillinge

Schwimmer im Winter



Pudel im Regenmantel

Werner Luft

Schicksal des Familien-Jüngsten

Von

Richard Wieren

Unter allen Sagen, die um die Familie und ihren gedanklichen Inhalt kreisen, ist jene von dem beneidenswerten, weil allseits verwöhnten, umhegten und bevorzugten Kind eine der hartnäckigsten und schädlichsten. Denn sie fügt dem unverdient peinlichen, an inneren und äußeren Konflikten überreichen Schicksal: als jüngstes unter mehreren Geschwistern geboren zu sein (das zudem ein lebenslängliches ist), noch die Last hinzu, gegen jene unaustilgbare Irrlehre ankämpfen zu müssen, die längst als solche entlarvt worden wäre, wenn ihr — neben ihrer Funktion als handlicher Gesprächsstoff — nicht auch noch die einer heuchlerischen Gewissensberuhigung zukäme: „Das Jüngste! Ach, wie gut müssen Sie es da gehabt haben!" Mit dem Nesthäkchentum hat es aber eben doch eine ganz andere Bewandtnis.

Es ist in Wahrheit eine Erfindung der Gesamtheit älterer Geschwister, die hoffen, mit diesem kosigen Wort die Tatsache vergessen zu lassen, daß sie an eben jenen Nesthäkchen die ersten wohlfeilen und gefahrlosen Versuche unternahmen, ihren Willen autoritär zur Geltung zu bringen. Eine Praxis, die

um so bedenklicher erscheint, als sie sich in unlauterer, ja geradezu diebischer Weise das familiär unerläßliche Autoritätsprinzip zunutze macht. Es ist ungemein lehrreich, zu sehen, wie listig ältere Geschwister jugendlichen Alters für ihren stürmischen Geltungstrieb gegenüber dem Jüngsten unter diesem unantastbaren Autoritätsprinzip Unterschlupf suchen. Wie sie befehlen und verbieten. Wie sie tadeln und Vorbild spielen. Wie sie besser wissen und belehren. — Wie würde aber, muß man sich fragen, ihr späteres Leben aussehen, wenn ihnen nicht in Gestalt des sagenhaften Nesthäkchens ein völlig wehrloses Phantom ihrer künftigen Gegner zur Verfügung stünde, das mit seiner eigenen Einbuße an Widerstandskraft und sozialer Geltung den Zuwachs an Lebenstüchtigkeit der älteren Geschwister zu bezahlen hat — ein psychologisches Rechenexempel von klarster Durchsichtigkeit. Dies ist die eine, allgemeinere Seite des Problems.

Mit dem solcherart entwendeten Gut wird indessen flott weitergewirtschaftet: der Wille gestärkt, das Selbstgefühl gehoben und nach allen erdenklichen Richtungen ausgebaut. Wobei hinzuzufügen ist, daß das betrügerische Geschäft namentlich dort am üppigsten blüht, wo zu dem hier gewissermaßen als Lehrmodell — in verkleinertem Maßstab — auftretenden allgemeinen Lebenskampf noch der Kampf der Geschlechter — nahezu in Naturgröße — als zweites Motiv hinzutritt. Oder konkreter: dort, wo die Übermacht auf seiten des weiblichen Geschlechts, also bei älteren Schwestern, liegt, die hierbei nicht nur auf dem Gebiete der allumfassenden menschlichen, sondern auch auf dem der speziell weiblichen Tyrannis ihre ersten vielversprechenden Versuche und Übungen anstellen, gefördert noch elterlicherseits durch das unhaltbare Axiom von dem schwachen Geschlecht, dem besondere Rücksicht und weitestgehendes Entgegenkommen gebühre.

Kein Ort auf Erden läßt sich denken, an dem der Gedanke der Gerechtigkeit so schmählich zuschanden würde, wie eine Kinderstube, in der drei Schwestern einem Bruder — dem Jüngsten unter ihnen — geschlossen gegenüberstehen. Kein elterliches Machtwort, würde es wirklich gesprochen, hätte Gewalt über das, was die Natur hier im Maßstab 1 : 75 000 an elementarer Gegensätzlichkeit der Geschlechter in Wort, Geste, Miene und Tat zutage fördert. Geheimgetuschel. Anmaßung obrigkeitlicher Rechte. Spöttische Irreführung. Unerklärlicher Zickzackkurs. Umdeutung der gesamten Welt in eine ausschließlich weibliche Interessensphäre: das vielbeneidete Nesthäkchen hat es zu schlucken. Die Eltern wollte ich sehen, die drei heranwachsenden Frauenzimmern es verwehren könnten, die gesamte Atmosphäre des Hauses nach weiblichem Vorbild zu modeln und mit weiblichem Geist zu erfüllen; die imstande wären, dem Jüngsten — worunter in vorliegendem Fall ein Knabe zu verstehen ist — sein unveräußerliches Recht auf unbehinderte biologisch-physiologisch-psychologische Entwicklung gemäß seinem Geschlecht restlos zu wahren.

Kubin

Wie man sieht, hat es mit Hätschelung und Verwöhnung des Jüngsten gute Wege, angesichts des Kampfes, der unter solchen Umständen in der Kinderstube tobt, eines Kampfes, der trotz seines auf Nichtigkeiten beschränkten Formats etwas geradezu Urwaldhaftes an sich hat. In Wirklichkeit ist es so, daß das Nesthäkchentum nicht nur eine weibliche Erfindung ist — schon die Prägung des Wortes, von dem sozusagen Schleifen und Bänder wegflattern, besagt das —, sondern daß es auch dort, wo es wirklich und wahrhaftig in Erscheinung tritt, ausschließlich ein Privileg des weiblichen Geschlechts darstellt, das sich auch auf diese Weise eine nützliche Vorschule des Lebens geschaffen hat, in der Richtung auf künftige Ansprüche und Vorrechte. Bei Wesen männlichen Geschlechts reicht der legendäre Zustand kaum über jenes Alter hinaus, in dem sie allenfalls noch als Spielzeug zu werten sind. Voll und ganz, bis in die Jahre selbständigen Daseins, erfüllt nur ein weibliches Wesen den Begriff des Nesthäkchens, wobei freilich, bei etwaigem Überwiegen männlicher Geschwister, sich überraschend andere Verhältnisse ergeben.

Denn es verhält sich so, daß bei älteren Brüdern im Zuge ihrer fortschreitenden Entwicklung der Gerechtigkeitssinn in demselben Maße erstarkt, wie er bei älteren Schwestern nachläßt. Je näher das weibliche Geschlecht jenem naturgewollten Zeitpunkt rückt, da die Erhaltung der Art seine wesentlichste Funktion darstellt, um so weiter entfernt es sich, seiner biologischen Mission gemäß, von dem objektiven Maßstab der Gerechtigkeit, von der Gegenwart und ihren Gegebenheiten, um ausschließlich — wenn auch unbewußt — der

künftigen Nachkommenschaft und ihren Interessen zu leben. So paradox es klingen mag: der physiologische, ganz auf sich selbst gestellte Egoismus des heranwachsenden Knaben äußert sich im Kreise der Geschwister als Altruismus (in Gestalt der Gerechtigkeit), während das Mädchen im Dienst ihres physiologischen Altruismus zusehends einem krassen, immer rücksichtsloseren, immer reiz- und anspruchsvolleren Egoismus verfällt. In ihr fordern kommende Geschlechter ihr Recht. Wie könnte sie da in der Gegenwart gerecht sein?

Ach, wüßtet ihr, ihr älteren Schwestern in aller Welt, was in jüngeren Brüdern vorgeht, wenn sie zum ersten Male sich dieses Scheidewegs der Gerechtigkeit nebelhaft und ahnungsvoll bewußt werden! Wenn sie erkennen, daß die geschwisterliche Verbundenheit durch gleiche Herkunft sich löst, die Gerechtigkeit sich in zwei Teile — getrennt für Mädchen und Buben — gabelt und damit als erhabenes Idol zerfällt und in den Staub sinkt. Ist dieses wahrhaft elementar empfundene Ereignis, das unfehlbar über jede Geschwistergemeinschaft früher oder später hereinbricht, nicht die klarste Widerlegung der Sage vom Nesthäkchen, die alle Familienmitglieder, Eltern, Brüder und Schwestern, hätschelnd und vergötternd um das Jüngste versammelt und hierbei weder des Geschlechts noch der doppelten Gerechtigkeit achthat? Jener Legende, die nichts weiß von den kindlichen Räubereien, mit denen ältere Geschwister in das psychische Gehege des Jüngsten einbrechen und von denen sie, reich beladen mit Selbstgefühl, heimkehren, den Geschädigten in hilflosem Zorn zurücklassend. Die nichts weiß von der entwendeten elterlichen Autorität, mit der die Unterdrücker sich listig bekleiden, nichts weiß von dem verzehrenden Neid des „Nesthäkchens", nichts von dem gewalttätig dem Jüngsten abgenötigten Respekt vor den Älteren, der zwischen Kindern gleicher Eltern eine Kluft von Generationenbreite aufreißt.

Weit entfernt, jener beneidenswerte himmelblau-rosenrote Zustand zu sein, als den Gedankenlosigkeit und schlaue Interessenpolitik das Dasein des Jüngsten erscheinen lassen möchten, ist es vielmehr von einer Art heimlichen Tragik erfüllt. Was es tragisch gestaltet, ist der uneinbringliche Abstand an Jahren, der nicht selten für das ganze Leben vorbildliche Bedeutung gewinnt und das Jüngste zum Skeptiker und zweifelsüchtigen Pessimisten macht. Hierzu kommt noch, daß das jüngste Kind sozusagen wurzellos ist, weder der Generation der Eltern noch der der älteren Geschwister angehört, sondern zwischen beiden dasteht und angesichts der Übermacht, die ihm auf beiden Seiten gegenübersteht, nur schwer den Mittelweg findet zwischen den beiden Entwicklungsmöglichkeiten: zum Sklaven oder zum Revolutionär.

Wäre man nicht versucht zu glauben, daß alles Wirrsal und alle Erbitterung der Welt in den Köpfen jener unzähligen Jüngsten ihren Ursprung haben, deren Gerechtigkeitsgefühl frühzeitig durch die Übergriffe des großen Bruders — oder weit eher noch der großen Schwestern — schwerste Enttäuschung erleiden mußte?

Rowlandson

Getäuschte Restaurationshoffnungen

Von

Leopold Wölfling

In den Sommermonaten kamen fast alljährlich ältere toscanische Herren nach Lindau, die abwechselnd eine Woche als Gäste Vaters blieben und zu denen wir ganz besonders aufmerksam sein sollten. Der Gedanke, der diese Herren beseelte, war, Vater zu überzeugen, daß man in Toscana noch immer auf ihn warte, d. h. daß man erwarte, ich würde an der Spitze

einer österreichischen Flotte Livorno bombardieren und dann auf Florenz marschieren, um dort Vater wieder auf den Thron zu setzen.

Ich war nun schon das zweite Jahr in der Marineakademie und hatte Seereisen in das Mittelmeer hinter mir, bei welcher Gelegenheit wir in Smyrna mit dem italienischen Schulschiff „Castelfidardo" zusammentrafen. Es entwickelte sich da ein lebhafter gegenseitiger Besuch von sechzehn- bis siebzehnjährigen Jungen, Österreichern und Italienern. Der Gedanke an jene sogenannten „treuen Toscaner", die sich für alle Fälle den Platz an Vaters gastlichem Tische und die Nähe seiner gastlichen Brieftasche wahren wollten, ließ mich den Entschluß fassen, bei unseren italienischen Kameraden auf den Busch zu klopfen, ob der Restaurationsgedanke in Italien noch rege sei. Es fiel den Italienern auf, daß ich ein gutes Italienisch sprach; das war die gewünschte Gelegenheit. Ein aufgeweckter Junge aus Neapel fragte mich darum, und ich sagte ihm, daß ich toscanischer Abstammung sei.

Der Neapolitaner: Und ich bin ein Italiener aus Neapel.

Ich: Meine Großmutter ist Neapolitanerin!

Der Neapolitaner: Ich bin aber bloß in Neapel geboren und bin ein Italiener!

Ich: Gibt es auch Toscaner unter euch?

Der Neapolitaner: Natürlich! und Lombarden, Römer, Genuesen, Venezianer, Piemontesen, aber die sind bloß dort geboren, in den Provinzen unseres großen und mächtigen Königreichs, und Rom ist der Mittelpunkt der Kultur, seit 2000 Jahren. Bei euch gibt es ja auch allerlei Provinzen, und doch seid ihr Österreicher, und eure Hauptstadt ist Wien.

Ich: Ein kleiner Unterschied ist doch da; die österreichischen Länder sind schon seit Jahrhunderten vereint, bei euch aber erst seit fünfundzwanzig Jahren.

Der Neapolitaner: Aber wir sind alle Italiener, sprechen dieselbe Sprache, und bei euch müßt ihr einen Dolmetscher haben, um euch zu verständigen. (Es gesellt sich ein Junge zu uns.) Ecco! Das ist einer aus Florenz.

Ich: Das freut mich (im Augenblick fühle ich mich als Erbgroßherzog von Toscana).

Der Florentiner: Mich auch. Habt ihr viel Segelmanöver zu machen? Und bekommt ihr nachmittags auch Käse und Obst? Und wieviel läuft eure Korvette vor dem Winde? . . .

Der Neapolitaner: Das ist einer, der aus Toscana stammt, aber ein Österreicher ist.

Der Florentiner: Ja, ja, ist eure Schraube auch zum Hissen?

Ich: Nein, unseres ist ein altes Schiff, aber sagen Sie, kennen Sie die Familie Silvatici (des Dienstkämmerers meines Vaters)?

Der Florentiner: Nein, ich bin eigentlich aus Siena, aber wir leben schon lange in Florenz.

Ich: Da hat ja der Großherzog regiert.

Der Florentiner: Mein Vater war auch beim Großherzog, aber der ist davongelaufen, weil er vor unserem König Angst gehabt hat und . . .

Der Neapolitaner: Bei uns war auch so ein kleiner König, aber der hat nichts getaugt; so haben wir ihn fortgejagt.

Ich: Das ist falsch! Der Großherzog von Toscana ist freiwillig von Florenz weggegangen und der König von Neapel auch.

Der Florentiner: Meinetwegen, aber das sind alte Sachen, die niemand mehr interessieren. Wächst bei euch in Österreich ein guter Wein?

Ich: Gewiß doch! Aber bei uns zu Hause trinken wir Antinoro.

Der Neapolitaner: Es gibt nichts Besseres als Lacrimae Christi, den trinkt auch der Heilige Vater in Rom und alle Kardinäle . . .

Der Florentiner: Laß sie trinken! Aber unser Chianti wird in der ganzen Welt getrunken. Habt ihr auch so gewaltige Panzerschiffe wie wir?

Ich: Unsere sind den euren mindestens gleich.

Der Neapolitaner: Wie war das mit dem Großherzog, woher wissen Sie denn das, sind Sie in Florenz geboren?

Ich: Nein, aber mein Vater.

Der Florentiner: Dann sind Sie ja nur ein ganz gewöhnlicher Österreicher, eigentlich unser Feind. Wir haben es euch bei Lissa gezeigt!

Ich (wütend): Ihr uns? Wir haben euch geschlagen, und ihr seid geflohen!

Der Florentiner (auch wütend): Ihr seid geflohen! Unser glorreicher Admiral Persano hat euch fast vernichtet, ihr . . .

Der Neapolitaner: Aber streitet euch doch nicht! Alle beide waren tapfer!

Ich (reiche dem Florentiner die Hand): Nun sagen Sie mir, spricht man noch viel vom Großherzog?

Der Neapolitaner: Laßt doch den dummen Großherzog! Bei uns redet auch niemand mehr als von unserem herrlichen König Victor Emanuel II.

Ich: Könnte sich das nicht noch einmal ändern?

Der Florentiner: Was sollte sich denn ändern?

Ich: Nun, daß euer König auch einmal abgesetzt wird und die alten Könige und Großherzoge wiederkommen.

Der Neapolitaner (lacht unbändig): Unseren König! Den haben wir gern, weil er uns nicht bedrückt, so sagt mein Onkel, der ein Landgut hat; früher hat er dem alten König von Neapel viel zahlen müssen und jetzt kann er das Geld zurücklegen.

Ich: Was tätet ihr, wenn es doch so käme?

Der Florentiner: Wir stehen zu unserem König, denn wir sind Italiener!

Ich: Und eure Väter?

Der Florentiner: Vater ist Italiener, der braucht keinen Großherzog . . .

Der Neapolitaner: Meiner auch! Evviva il Ré!!!

Ich: Also hat der Groß . . .

Der Florentiner: In Toscana ist Victor Emanuel König!

Ich: . . .herzog keine Aussicht, jemals . . .

Der Neapolitaner: Zurückzukehren? — Ausgeschlossen!

Der Florentiner: He, du, komm mal her!

Ein anderer Junge: Was gibt's da?

Der Florentiner: Schau dir den spaßigen Österreicher da an! Sein Vater ist ein Toscaner, sagt er, und der glaubt, daß sein alter Großherzog wieder zurückkommt; was sagst du dazu, du bist ja ein Parmesaner?

Der Parmesaner: Lächerlich!

Ich: Ihr habt doch auch einen Herzog gehabt?

Der Parmesaner: Wir brauchen keinen Herzog! Übrigens war das eine dicke Frau, die wir fortgejagt haben, weil sie zuviel gegessen hat.

Ich: (Meine Großmutter!) Denkt ihr noch an sie?

Der Parmesaner: Quatsch! Dicke Frauen mag ich nicht, die sollen Obst verkaufen!

Ich (wende mich an einen anderen): Was sagen Sie?

Der vierte Junge: Ich sage auch: Quatsch! Ich bin Venezianer, und wir sind froh, daß wir von den Schwarzgelben erlöst sind und Italiener geworden sind, die wir immer waren.

Alle reden durcheinander: Seht euch den an! Ein Österreicher! Will wohl Propaganda machen! Ein ulkiger Kerl! Ein bißchen verrückt!

Alle lachen und klopfen mir auf die Schulter: Freundchen, nichts zu machen mit uns!

Ich gebe es auf.

Ich hatte aus dieser Episode die Sicherheit geschöpft, daß wirklich „nichts zu machen" war. Da aber Vater immer noch ideale Hoffnungen hatte und mich ermahnte, sollte ich Großherzog werden, human, gerecht, weise und gütig zu regieren, so konnte ich es nicht übers Herz bringen, ihm reinen Wein einzuschenken; ich aber war beruhigt, daß ich bis zu meinem seligen Ende Erbgroßherzog in partibus infidelium bleiben würde.

Reiterliebe

(Soldatenlied)

In einem kleinen Städtchen allhier,
Da lagen sie im Quartier,
Ein Häuflein junger Reiter.
Sie konnten, sie wollten nicht weiter.
Sie konnten, sie wollten,
Sie konnten nicht weiter von hier.

Dort drunten im Tale, da fließt
Ein Bächlein, so klar und so süß.
Der Müller, der hat ein Mädchen,
Das ist so schön wie ein Röschen.
Schön-Röschen, Schön-Röschen,
Schön-Röschen ward sie wohl genannt.

Und um die Mitternacht
Schlich sich ein Soldat von der Wacht.
Er ging wohl hinunter zur Mühle
Und klopfte an ihre Türe:
Schön-Röschen, Schön-Röschen,
Schön-Röschen, mach auf doch geschwind!

Schön-Röschen, mach auf doch einmal!
Ach, Sie sind's, mein Herr Korporal.
Mein Herr, Sie müssen verzeihen,
Sie dürfen nicht immer so schreien.
Der Vater, die Mutter,
Die hören es jedesmal.

Er schwang sich zum Fenster hinein.
Da waren die beiden allein.
Was weiter noch ist geschehen,
Das hat ja kein Mensch mehr gesehen.
Es wird wohl, es wird wohl
Das Schönste gewesen sein.

Nach einer geraumen Zeit,
Da wußte Schön-Röschen Bescheid.
Sie weinte um ihre Ehre,
Daß sie keine Jungfrau mehr wäre.
Sie weinte, sie weinte,
Sie weinte bei Tag und bei Nacht.

Mitgeteilt von Willi Köhler

Die Sippe um Napoleon

Von

Paul Wiegler

Der jüngste Bruder Napoleons, Geronimo oder Jérôme, kam dreizehnjährig mit seiner Mutter Letizia Bonaparte von Marseille nach Paris, als der General aus Italien zurückkehrte. Von den Schlachten in Ägypten hörte der Knabe auf der Schule in Juilly und in den Ferien bei der Mama. Bei Joseph, dem ältesten der Brüder, vernahm er davon und bei Napoleons Frau, der Schwägerin Josephine, die ihren braunen Kreolinnenteint überschminkte, eine melodische Stimme, schmachtende Augen und verdorbene Zähne hatte. Napoleon landete in Fréjus, in abenteuerlicher Seefahrt den britischen Fregatten entronnen. Er tobte gegen Josephine, gewillt, sich von ihr scheiden zu lassen; denn er wußte, sie hatte ihn hintergangen. Aber er vergaß es über dem Staatsstreich, bei dem Lucien, der dritte Bonaparte, sein Mitverschworener, durch Geistesgegenwart den verwirrten General vor den Fäusten der Fünfhundert rettete.

Napoleon wurde Erster Konsul und zog in die Tuilerien ein. Er trug ein goldbesticktes Galakostüm von scharlachrotem Samt und einen Galahut, von dem blauweißrote Federn wallten. Nur Letizia und Josephine durften bei den Empfängen sich setzen, die übrige Familie stand. Der kleine Jérôme blieb dreist und oberflächlich. Er freute sich des plötzlichen Luxus, und der strenge Konsul verwöhnte ihn. Als armer Leutnant hatte Napoleon für Louis, den vierten Bruder, gesorgt, in der Kaserne Suppe für ihn gekocht, ihn unterrichtet, auf einer Matratze ihn schlafen gelegt. Jérôme, den fünften, behandelte er mit zerstreuter Nachsicht. Einmal mußte sein Adjutant 16 000 Francs für ein Necessaire zahlen, das Jérôme im „Grünen Affen" bestellt hatte. Während der Tafel fragte ihn Napoleon, wieso er sich das erlaubt habe, und zerrte ihn an den Ohren. „Ich liebe schöne Sachen", war Jérômes Antwort.

Der Sechzehnjährige bettelte den Sieger von Marengo an, er solle ihm seinen Säbel schenken. Ein paar Monate war er Jäger zu Pferde in der Konsulargarde. Er duellierte sich. Napoleon wies ihn der Marine zu, als Lehrling. Der Admiral Ganteaume schmeichelte dem jungen Bonaparte, indem er ihn auf ein zwischen Kreta und Ägypten abgefangenes englisches Schiff, die „Swiftsure", entsandte, damit er von dem feindlichen Kapitän den Degen fordere. Jérôme borgte sich Geld bei Ganteaume und spielte den Gönner. Unter Villaret-Joyeuse lief ein Geschwader zur Eroberung von San Domingo aus. Jérôme war an Bord des „Foudroyant". Sogleich wurde er mit Depeschen an den Konsul zurückgeschickt. Er feierte in Paris seine Ernennung zum Schiffsfähnrich und machte in Nantes viele Bälle und Diners mit. Endlich sah er sich zum Aufbruch mit der Brigg „Epervier" gezwungen. Die Offiziere waren seine Höflinge. Er hatte nicht die Marineuniform, sondern kleidete sich als Husar mit Hosen, Dolman und Mäntelchen von Himmelblau und scharlachroter Weste.

In Martinique wurde er Schiffsleutnant und Kommandant. Er erholte sich gründlich und plante eine Seereise nach Nordamerika, bis New York und Boston. Villaret-Joyeuse befahl ihm Kurs nach den französischen Gewässern. Er fügte sich, wenn auch nur zum Schein. Unterwegs traf er ein englisches Kriegsschiff und hielt es durch einen Kanonenschuß in die Segel an. Das bedeutete einen Überfall im Frieden. Villaret drängte den Schiffsleutnant Bonaparte, die fatale Ruhmestat schleunigst dem Ersten Konsul zu melden. Aber Jérôme saß, kaum

erschüttert in seiner Selbstzufriedenheit, in Guadeloupe. Er ordnete den „Epervier" nach Frankreich ab; die Brigg wurde von den Engländern erbeutet. Jérôme fuhr mit einem Kameraden, dem Leutnant Meyronnet, seinem Freunde Lecamus, einem Arzt und Dienern auf einem amerikanischen Schiff nach Portsmouth nördlich von Boston. Von dort reiste er nach Washington.

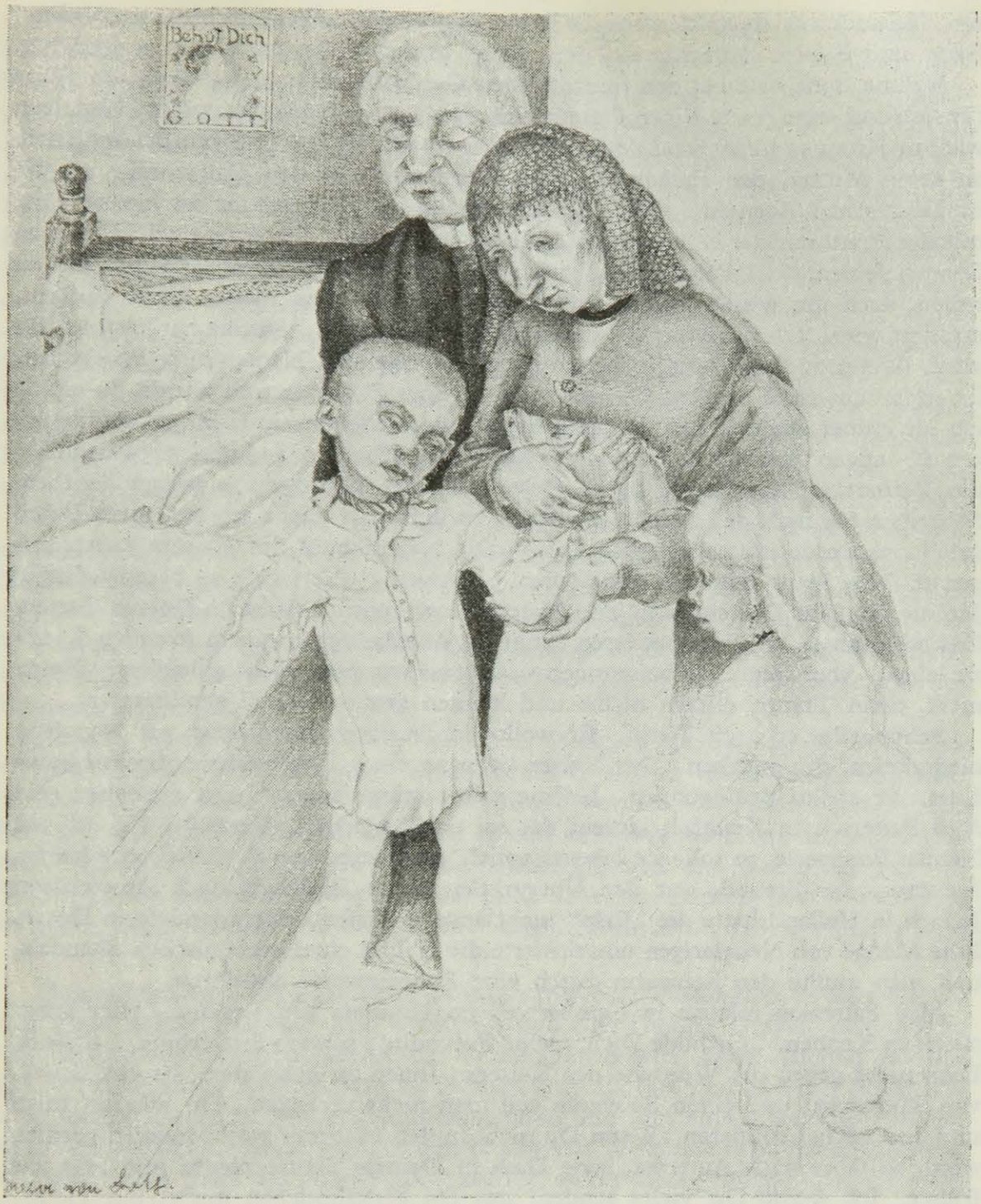
Der französische Geschäftsträger Pichon, mit dem Jérôme wie ein Herr umsprang, befreite ihn aus der Gastwirtschaft, in der er abgestiegen war, und verschaffte ihm Unterkunft bei dem würdigen Josua Barney. Dieser Barney hatte mehrere Hotels und beanspruchte den klingenden Titel Kommodore. Mit ihm vergnügte sich der Bruder des Ersten Konsuls in der Gesellschaft der Neuen Welt, in den Klubs, Tanzlokalen und Tavernen. Barney führte Jérôme auch in Baltimore ein, bei seinem Schwiegervater, dem Politiker Samuel Chase, der durch Unterschlagungen berüchtigt war. Die französische Fregatte „Poursuivante" ankerte vor Baltimore. Ihr Kapitän Willaumez erbot sich, Jérôme mitzunehmen, und erinnerte ihn an die Pflicht des Gehorsams. Der Schiffsleutnant Bonaparte weigerte sich in einer lärmenden Szene. Er wollte nicht mehr fort; denn er gedachte zu heiraten. Er flirtete mit Elisabeth, der immer lachenden Betsy, der Tochter von William Patterson. Das war einer der Reichsten von Baltimore, ein über Irland eingewanderter Schotte, der im Unabhängigkeitskrieg durch Gewinn von Munition und Waffen ein Vermögen von 100 000 Dollar zusammenspekuliert hatte. Betsy war achtzehnjährig, mit funkelnden braunen Augen, schwarzem Gelock, göttlichen Schultern und von schlankem Wuchs. Aus dem Flirt war eine ernste Angelegenheit geworden.

Der Marquis von Yrujo, der Vertreter Spaniens, ging als Werber für Bonaparte in das Haus in der South-Street, und Mrs. Dorcas Patterson, geborene Spear, sprach ihr mütterliches Ja. Umsonst warnte Pichon den minderjährigen Bruder des Ersten Konsuls, die Heirat werde nach französischen Gesetzen nichtig sein. Zwar drohte Mr. Patterson, dieser Franzose könne Betsy zur Gemahlin haben, nicht zur Mätresse. Zwar war Jérôme verschuldet, und es gelang ihm nur, noch 1000 Dollar von Pichon zu entleihen. Aber Mr. Patterson sicherte seine Tochter durch einen Kontrakt gegen materielle Einbuße bei einer Scheidung der Ehe; das genügte seinem Geschäftssinn. „Lieber will ich", rief die schöne Betsy, „auf eine Stunde die Frau von Jérôme Bonaparte sein als auf Lebenszeit die Frau eines anderen!" Der katholische Bischof von Baltimore, der Reverend Caroll, traute das Paar.

Die „Poursuivante" segelte ohne den Schiffsleutnant Bonaparte, den Deserteur, ab. Jérôme war der Löwe von Baltimore. „Mein Brief", schrieb er der Mama Letizia, „durch den ich Ihnen meine Heirat angekündigt habe, ist zweifellos in Ihren Händen. Sie waren über die Nachricht wohl erstaunt; wenn Sie meine Frau kennen werden, werden Sie meine Wahl hoffentlich billigen. In diesen für das Menschenleben entscheidenden Epochen wird man, liebe Mama, von einem Schicksal gelenkt, dem man nicht entfliehen kann." Er hatte Betsy malen lassen und empfahl ihre Schönheit durch ihr Bildnis. Kein Wort über den Konsul. Ungestörte Sorglosigkeit bis zum Erwachen aus diesem Traum.

*

Napoleon hatte keine Freude an seiner Familie, deren Glück zu organisieren sein Stammesehrgeiz war. Seine Mutter, die korsische Matrone, war im goldenen Prunk sparsam wie eine Bäuerin und ärgerlich über den ihr eingeräumten Platz; und ihre Feindschaft gegen Josephine verbarg sie nicht. Joseph, eitel und aufgeregt, der Senator, war der Gatte der Marseillerin Julie Clary, der Tochter des



Ulla von Both

daß er eine Frau hat, da nach den französischen Gesetzen ein junger Mann sogar bis zu fünfundzwanzig Jahren nicht ohne die Zustimmung seiner Eltern und ohne in Frankreich die geltenden Formeln erfüllt zu haben, heiraten kann."

Jérôme wurde schwatzmütig. Auch Joseph, der Älteste, auf den er gehofft hatte, tröstete ihn nur mit Redensarten. Insgeheim schiffte er sich mit Betsy und ihrer Tante auf der Brigg „Philadelphia" ein. Als sie dem Kap Henlope nahe waren, lag Betsy krank in der Kajüte. Man mußte in der Nacht zurück, um in der Mündung des Patapsco Deckung zu suchen, und am Morgen das Schiff scheitern lassen. Jérôme, Betsy, die Tante kletterten halbnackt an das Ufer. Er büßte fast sein ganzes Gepäck ein, 3000 Dollar und die Brigg, für die der Reeder zu entschädigen

war. Ein andermal durchkreuzten die Briten die Ausfahrt. Bis nach Monaten Jérôme, Betsy und Robert Patterson auf der „Erin" in der Bucht von Lissabon landeten.

Jérôme Bonaparte bat den französischen Geschäftsträger in Lissabon um Pässe für sich und seine Frau. Einen Paß für Miß Patterson gab man ihm nicht. Napoleon war zur Krönung in Mailand und schleuderte in alle Windrichtungen Briefe; Briefe an seine Mutter, den Erzkanzler, den Marineminister, den Polizeiminister, die diplomatischen Agenten. „Herr Jérôme Bonaparte", schrieb er an Letizia, „ist mit der Frau, mit der er lebt, nach Holland gekommen. Ich habe dem verlorenen Sohn befohlen, über Perpignan, Toulouse, Grenoble und Turin nach Mailand zu reisen, auch ihn wissen lassen, daß er, wenn er sich von dieser Route entfernt, arretiert wird. Ich habe verfügt, daß Miß Patterson nach Amerika zurückgeschickt wird. Wenn er die Schmach nicht tilgt, die er meinem Namen aufgedrückt hat, indem er um eines elenden Weibes willen meiner Fahne untreu wurde, so werde ich für immer meine Hand von ihm ziehen und vielleicht ein Exempel statuieren, um die jungen Offiziere zu lehren, wie heilig ihre Pflichten sind und wie beispiellos das Verbrechen ist, das sie durch Desertion einer Weibsperson wegen begehen. Schreiben Sie ihm, daß ich wie ein Vater zu ihm war. Habe ich erst mein Urteil gefällt, so werde ich unerbittlich sein." Die Nachrichten des Kaisers waren ungenau. Nur Betsy war nach Amsterdam unterwegs. „Verjage", so beschwichtigte Jérôme sie, „aus Deinem Sinn jede düstere Vorahnung. Glaube an Deinen Gatten. Das schlimmste, was uns passieren kann, ist, unbehelligt in einem fremden Lande zu leben. Aber wenn wir beisammen sind, sind wir dann nicht glücklich? Weine nicht, denn Tränen nützen nichts und können großes Unheil anstiften."

Schon eilte er nach Turin. Er wollte in feurigem Heroismus vor Napoleon niederknien, ihn anflehen. Der Kaiser hatte zu einer Theaterszene diesmal keine Lust. Er stellte Bedingungen. Jérôme selbst müsse seine Heirat aufheben und Miß Patterson in Kenntnis setzen, das sei unabänderlich. Verzichte sie auf den Namen Bonaparte, so solle sie lebenslänglich eine Rente von 60 000 Francs haben. Lecamus, der Freund, war der Übermittler dieser Botschaft nach Amsterdam. Jedoch in Holland hatte die „Erin" nicht ankern dürfen. Betsy landete in Dover. Eine Menge von Neugierigen umschwirrte die Heldin eines europäischen Skandals, und man mußte den Schwarm durch eine Polizeieskorte abwehren.

Miß Patterson mietete in Camberwell im Umkreis von London. Hier gebar sie einen Knaben. „Gedulde Dich, meine Freundin", schrieb ihr Jérôme. „Sträube Dich nicht gegen die Wünsche des Kaisers. Ihnen zu gehorchen, ist ein Beweis von Rücksicht; und einen Souverän soll man nicht verletzen. Du würdest mich und unser Kind ruinieren. Wenn Du nicht in den nächsten zwei Monaten gerufen wirst, so fahre nach Amerika, lasse Dich in Deinem Hause nieder und lebe wie früher. Ich werde Dir vieles senden, was Du verheimlichen mußt; nur Deiner Mutter kannst Du sagen, daß ich Dir schreibe." Napoleon zürnte: „Miß Patterson war in London. Das war ein Spektakel für die Engländer. Sie hat sich dadurch nur noch schuldiger gemacht." Fünf Monate blieb Betsy in England, ausgehorcht und bespitzelt; und indem sie an Jérôme, dem „Gefangenen", festhielt, war sie stolz und klug gegenüber allen Lockungen. Sie fuhr mit ihrem Kinde zu ihrem Vater, dem „dear Sir" ihrer kühlen Briefe.

Jérôme wurde Fregattenkapitän und Divisionschef. Der Kaiser, der Fouché einschärfte, ihn zu überwachen, verzieh dem „enfant gâté" Prahlereien und Geflunker. Matter und matter wurde Jérômes Zärtlichkeit für Betsy. Er schenkte ihr Roben und Hüte, dann nichts mehr. Er sprach von ihr als seiner „Gattin in Amerika"; und schon sah er sie nur im Nebel eines romantischen Liebesromans.

Cambacérès, der Erzkanzler, der Jurist, lieferte Napoleon ein Gutachten über die Ehe Jérômes; er entschied, sie bestehe zu Recht. Das mißbilligte der Kaiser: „Er hat im Ausland geheiratet, der Kontrakt ist nirgends registriert, er war minderjährig, ist nicht aufgeboten worden. Es besteht so wenig Heirat wie unter einem Liebespaar, das sich in einem Garten auf dem Altar der Liebe im Angesicht des Mondes und der Sterne vermählt. Sie nennen sich verheiratet, aber wenn die Liebe aus ist, so merken sie, daß sie es nicht sind." Der Bischof von Baltimore hatte ein Papier über die Zeremonie unterfertigt. Napoleon begehrte von Papst Pius VII. eine Bulle gegen diese Trauung mit einer Protestantin, die Nichtigkeitserklärung. Der Papst hörte nicht auf ihn. Jérôme segelte mit seiner Division, drei Fregatten und zwei Briggs, nach Algier, um die genuesischen und französischen Sklaven aus den Kerkern des Dey von Algier zu befreien; Tedeum, Bankett und Ball bei seinem Wiedereinlaufen in Genua. Er kommandierte den „Veteran" und tat, als sei er Großadmiral des Geschwaders gegen England. „Es ist unfaßlich", schrieb Napoleon aus Schönbrunn, „was dieser junge Mensch mich kostet, und dabei habe ich nur Widerwärtigkeiten von ihm, und er ist ganz wertlos für mein System."

Der Kaiser betrieb eine Ehe Seiner Kaiserlichen Hoheit des Prinzen Jérôme mit einer Prinzessin. Und wie er Eugène de Beauharnais, Josephines Sohn, seinen Stiefsohn, mit Auguste, der Tochter des Kurfürsten von Bayern, verheiratete, versorgte er Jérôme mit Katharina, der protestantischen Tochter des Königs von Württemberg. Der Priester Boilève, Ehrenkanonikus der Diözese Paris, annullierte durch feierliche Sentenz die Ehe des minderjährigen Jérôme Bonaparte und der Elisabeth Patterson.

Jérôme, König von Westfalen, wurde in Stuttgart mit der naiven Deutschen vermählt. „Mit Miß Patterson", so entlastete er sich in einem Brief nach Rom an Lucien, „ist alles nach Gebühr vereinbart worden. Sie wird nach Europa kommen und ein Fürstentum erhalten, dessen Erbprinz mein und ihr Sohn sein wird. Du kennst, Lucien, die Gefühle meines Herzens und weißt, daß nur das Wohl und das Interesse meiner Familie mich bewegen konnten, andere Bande zu knüpfen. Sage, Lucien, daß Dein Bruder unglücklich, nicht, daß er schuldig ist."

*

Einmal berichtete der kaiserliche Geschäftsträger in Washington, es sei die Rede von einer Heirat zwischen Miß Patterson und Sir Thomas Graves, dem Sohne eines englischen Admirals, der in den Vereinigten Staaten lebte. Einmal war der Kaiser bereit, ihren Knaben, den sie in Baltimore als Jérôme-Napoleon Bonaparte hatte taufen lassen, in Frankreich aufzunehmen und ihm eine glänzende Position zu sichern. Aber Lecamus, der für den König von Westfalen nach Amerika reiste, kam mit einem Brief des jungen „Bo" zurück, worin dieser beteuerte, er sei nicht fähig, seiner Mutter das Herz zu zerbrechen und ohne sie nach Europa zu gehen; denn Betsy hatte sich bei Napoleon selbst bemüht, und sie betrachtete Bo schon als kaiserlichen Prinzen.

Der König von Westfalen fragte unter Diskretion bei seiner „Gattin in Amerika" an, ob sie mit dem Kinde sein Land bewohnen wolle. Er werde ihr das Schloß in Schmalkalden als Residenz und ihr und Bo den Titel einer Prinzessin und eines Prinzen von Schmalkalden geben. Betsy erwiderte sachlich, Westfalen sei nicht groß genug für zwei Königinnen. Sie hatte die Idee, den Kaiser durch das Märchen zu beeinflussen, ihre Familie presse sie zu einer Ehe mit Charles Oakeley, dem Sekretär der britischen Legation in Washington, dem Sohn eines Baronets, und sie werde mit ihm nach England übersiedeln. Und sie hatte fast schon Erfolg bei Napoleon. „Der Größte der Sterblichen", so dankte sie ihm, „läßt sich herbei,

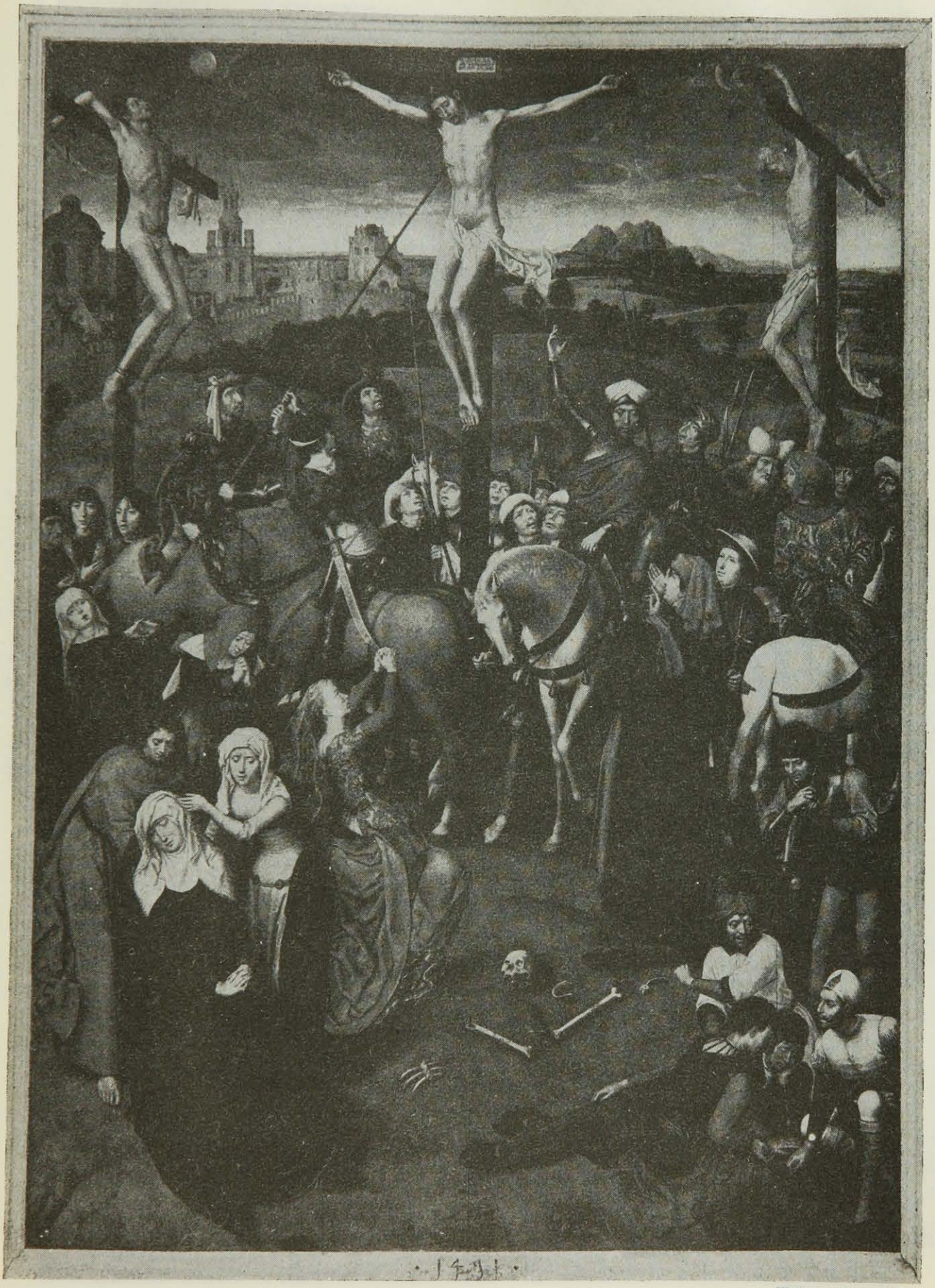
sich für das Los der Niedersten unter den Frauen zu interessieren." Aber sie erzielte nichts als den regelmäßigen Abgang der Vierteljahrsrente von 15 000 Francs, Das Kaisertum zerschellte auf dem Schlachtfeld von Waterloo. Elisa Bonaparte. geborene Patterson, durch die Kammer von Maryland auch für Amerika geschieden, wurde die Pensionärin der Bourbonen, die nun für die Jugendliebe eines Bonaparte aufzukommen hatten.

Im Sommer 1815 erschien sie in London. Die hohe englische Gesellschaft bewunderte sie in snobistischer Genugtuung, sie bei ihren Siegesfesten unter sich zu haben. Sie reiste nach Paris. Wellington, Talleyrand, Chateaubriand, die Staël machten ihr den Hof, indes Jérôme bei seinem Schwiegervater, dem König von Württemberg, sich langweilte und mit Zuwendungen an Bo knauserte. Sie galt als Tochter eines amerikanischen Millionärs; und so eröffneten sich ihr, wie sie ihrem Vater mitteilte, vornehme Heiraten: „Hat eine Frau von ihren Eltern nichts zu erwarten, so kann sie eine Venus an Schönheit, eine Minerva an Geist sein, und sie findet dennoch keine ihr entsprechende Partie." Es widerstrebte ihr, als das Weib eines ehrbaren Geschäftsmanns in Baltimore zu vegetieren: „Die Natur hat mich nicht für das Dunkel geschaffen."

Auf drei Jahre ging sie nach Amerika. Dann fuhr sie mit Bo, der bisher Schüler in Mount-Saint-Mary gewesen war, nach Amsterdam und über Deutschland nach Genf, um dort die Erziehung ihres Sohnes zu vollenden. Englische Prinzen und russische Fürstinnen erzeigten ihr Gastfreundschaft und Huld. Pauline Borghese, Napoleons Schwester, lud sie durch John Jacob Astor nach Rom ein. Pauline, die keine Kinder hatte, war gesonnen, etwas für den Sohn Jérômes zu tun. Und auch seine Verlobung mit Charlotte, Tochter Joseph Bonapartes, des Exkönigs von Spanien, der nun Graf von Survilliers hieß und drüben in der Neuen Welt sich eingebürgert hatte, war in Aussicht. Pauline schenkte Betsy ein Ballkleid, einen Mantel von rosa Atlas, einen Hut, sie staffierte Bo aus, bis auf die Flanellleibchen, und sagte ihm 2000 Francs jährliches Toilettengeld bis zu seiner Heirat zu. Bo, der dem großen Napoleon sonderbar glich, wurde von Madame Letizia, von Lucien, dem päpstlichen Fürsten von Canino, von der ganzen Familie verhätschelt. Die Familie schickte ihn nach Philadelphia. An Bord der „White Oak" segelte er von Livorno nach Amerika. Er suchte Joseph, seinen Oheim, in Point Breeze am Delaware auf. Aber das Heiratsprojekt verwirklichte sich nicht. „Es gibt nichts", schrieb Betsy an ihren Papa, „das mich von diesen Bonapartes jemals überraschen kann noch wird." Bo trat in das Harvard-College ein.

Elisabeth Patterson lebte in Genf, in Havre und mit Bo, den sie wieder herüberholte, in Florenz. Sie hatte keinen Lebenszweck als Größe und Reichtum für ihn. Sie gestattete auch seinen Umgang mit seinem Vater, dem Müßiggänger, der das Vermögen der greisen Letizia schmarotzend vergeudete. Bo wohnte in Rom, unter einem Dach mit Jérôme, überdrüssig dieser Leere, und sehnte sich nach Amerika. Er kehrte dorthin zurück. Und er heiratete ein Mädchen in Baltimore, Suzan-May Williams. Das war für Elisabeth Patterson zuviel. Empört protestierte sie gegen diese obskure Ehe; Bo sei ein Narr. Sie hatte mit Heizung, Licht, Essen sich eingeschränkt, nur für ihn und seine Zukunft Geld zusammengescharrt. Nun hatte sie umsonst sich geopfert. Und sie wurde so heftig, daß Patterson sie an ihre Jugendtorheit erinnerte.

In ihrem fünfzigsten Jahr wählte sie Baltimore, die verspottete Krämerstadt, zu ihrem Altersaufenthalt. Dort starb sie in einem Boardinghouse 1879, vierundneunzigjährig, neun Jahre nach Bo, der bald ein eisig-nüchterner Yankee geworden war.



Wilhelm Castelli jun.

Altarbild im Dom zu Lübeck

Umbo

Bestattung auf der Nehrung

Umbo

Gebet am Grab

Umbo

Der Tote

Claudius, der Familienvater

Von

Urban Roedl

Die Familien bleiben rundherum in enger Verbindung. Wenn bei Herder und bei Claudius ein Kind erwartet wird, läßt Hamann in Königsberg das seinen Verleger Hartknoch in Riga wissen:

„In Weimar und Wandsbek soll es diese Woche Kindelbier geben", schreibt er im Mai 1781. „Warte mit Schmachten auf Nachricht und habe diese Woche bereits beiderseits darum ersucht." Und Herdern wünscht er „der Abwechslung wegen diesmal ein Fräulein, dem armen Asmus aber ein Männlein. Der Art wegen verdiente doch auch der Name erhalten zu werden." Ja, er ist so vernarrt in diesen Wunsch, daß er, wenn der liebe Gott doch den Wandsbekern einen Buben bescheren wollte, vor lauter Freude selber mit einem Zwitter in die Wochen kommen möchte. Davon bleibt er allerdings verschont.

„Gestern hat mir Gevatter Claudius die Hausfreude seines fünften Mädchens gemeldet, das den 16. huj. zur Welt gekommen und den 21. getauft worden: Johanna Katharina Henriette. Abwesende Paten sind gewesen: Herr von Haugwitz, seine im Holsteinischen entbundene Gemahlin; an des ersteren Stelle der Vater selbst, an der zweiten die Frau Pastorin Alberti und gegenwärtig die Gräfin Katharina zu Stolberg."

Man tauscht mit den befreundeten Häusern die Schattenrisse der Familienmitglieder aus. Auch Hamann schickt sein Bildnis nach Wandsbek, ohne freilich den Gevatter zu befriedigen — der stelle sich einen Janus an ihm vor, „aus dessen Face niemand das Profil, so wenig wie aus dem Profil die Face wittern kann" — und die ganze Familie Herder wird in effigie im Claudiusschen Häuschen begrüßt und bewundert:

„Gott grüß Euch samt und sonders! Und wir haben Eure Familiensilhouette wohl erhalten, weiden uns auch täglich daran, wenn wir hinschauen linker Hand an der Tür oder vielmehr neben der Tür, zwischen Gevatter Hamann und Freund Jacobi, von dem ich Euch einmal geschrieben hatte, daß er Euch gern möchte von Angesicht kennenlernen, und von dem ich Euch hiebei ein Buch schicke, das er geschrieben hat, und darin er Eurer mit großer Ehr' und Zier gedenkt. Das Buch ist hier in Hamburg unter meiner Direktion gedruckt, wie Ihr wohl an dem Druckfehlerverzeichnis abnehmen werdet, und er hat mir aufgetragen, es Euch zu schicken nebst einem freundlichen Gruß. Ihr werdet ihn aus dem Buch von einer Seite kennenlernen, und von einer andern hab' ich Euch neulich schon gesagt, daß er trefflicher Gemütsart sei.

Aber wieder auf Eure Silhouetten zu kommen, so finden alle hohe und niedre Herrschaften, die hier zu unsrer Tür eingehen, ein sonderliches Behagen dran. Sagt, wie macht Ihr's, daß sonderlich die Kindersilhouetten so scharf und ähnlich werden? Hierzulande sieht allemal eine Kindersilhouette grade so aus wie die andre. Wir haben mehrmals den Versuch gemacht, wollten Euch auch wieder mit unserm Familiengemälde präsentieren, aber es wurden solche Fratzengesichter, daß wir uns schämten und grämten, sie Euch judicibus competentibus vor Augen zu legen.

Schicken Euch indes, Ihr Lieben, ein Stück von dem berühmten Hamburger Rauchfleisch. — Ich hätte Euch gerne eine Bouteille extraguten Malaga dazu geschickt; aber ich wußte sie nicht zu Euch zu bringen und mochte Euch keine großen Kosten zumuten. Indes hab' ich doch nicht umhin gekonnt, ein kleines Fläschchen auf gut Glück beizulegen, damit Ihr Euch den Magen zum Rauchfleisch eine halbe Stunde vor dem Essen schärfen sollt.

Wir sind gesund, gottlob! gesund, und haben Euren Geburtstag, versteht sich, im August mitgefeiert; den 26. ist Frau Rebekka ihr Geburtstag, da wollen wir auf Eure Gesundheit trinken. Grüßt Frau Karoline herzlich und die Kinderlein, Adalbert und Wilhelm und August und Gottfried. Wilhelm gefällt mir am liebsten, vermutlich weil er meiner Anna gleich sieht, die mir auch sehr gefällt.

Nun lebt von Herzen wohl. Wir samt und sonders grüßen Euch noch einmal.

Apropos, wenn Ihr noch ein Exemplar von Euren „Volksliedern" und von Euren theologischen Briefen übrig habt, so schickt sie mir gelegentlich; sonst ist's auch gut. Noch eines — addies! addies."

*

Im Dezember 1786 vermehrt sich die Familie des Boten wieder um einen Kopf. Diesmal ist es ein Junge, er wird Matthias Heinrich benannt.

Es ist für Claudius nicht leicht, die zahlreiche Familie zu ernähren und den auch sonst gewachsenen Anforderungen zu genügen. Seit der letzten Geburt kränkelt Rebekka, eine Hilfe ist nötig. Seine Einkünfte bestehen in dem Gnadengehalt des dänischen Kronprinzen und außerdem nur in dem geringfügigen Erlös aus den Schriften und in den unregelmäßigen Zuwendungen der Freunde. Durch betriebsame Schriftstellerei seine Lage zu verbessern, ist ihm verhaßt und unmöglich. Auch nimmt der Unterricht der Kinder allmählich seine Zeit sehr in Anspruch. So denkt er wieder daran, Zöglinge aufzunehmen wie schon früher einmal. Denn jede andere Art von Beruf dünkt ihm seine Unabhängigkeit zu rauben, und sie will er sich, solange es irgend geht, bewahren. Vater Gleim soll ihm einen Schüler suchen. Matthias, von ihm „väterlich und derbe angebrummt", setzt ihm seine Lage auseinander.

„... Ich habe wirklich großen Trieb, unabhängig zu sein, hab' mich auch bisher so erhalten, nicht auf Rosen und ohne Mühe; und ich würde es auch, auf eben die Art, vielleicht noch fernerhin tun können. Aber meine Kinder, derer nun gottlob! acht beisammen sind, fangen an groß zu werden, und da ich niemand habe, sie zu unterrichten und zurechtzuweisen, so muß ich es selbst tun, und in der Zeit, daß ich das tue, kann ich kein Brotgeschäft tun, und darum sollten ein oder zwei Zöglinge den Unterricht mitgenießen und meinen Kindern ihren Hofmeister freihalten. Sehen Sie, lieber Gleim, so war mein damaliges Anliegen gemeint, und ich sehe noch itzo nichts Unrechtes darin, und es hätte doch auch einen wohlhabenden Vater geben können, der, wie ich mir und ihm zu dienen dachte, sich auch damit gedient geglaubt hätte ... Und nun leben Sie wohl, und brummen Sie nicht wieder, ob Sie wohl als der alte Gleim etwas mehr frei haben als ein andrer."

Aber kein wohlhabender Vater findet sich, der sich und ihm solcherart dienen möchte.

Claudius muß es auf anderem Wege versuchen. Im Juli dieses Jahres 1787 kommt der Kronprinz Friedrich auf einer Reise durch Holstein auch nach Wandsbek. Die Huldigung der Einwohnerschaft bringt Matthias mit einem Begrüßungsgedicht dar. Zum Dank fordert der junge Regent den Dichter auf, sich an ihn zu wenden, wenn er einen Wunsch habe. Da nun die Bissen immer schmaler werden, entschließt sich Matthias, der Aufforderung des Kronprinzen Folge zu leisten.

„Durchlauchtigster

Gnädigster Prinz!

Ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbwege erzogen und unterrichtet sein sollen, fangen an, mir meine Zeit zu nehmen und mir meine itzige Lebensart etwas beschwerlich zu machen. Ew. Königliche Hoheit haben ungebeten mich auf eine solche Art zu bemerken geruht, daß ich, wenn ich etwas zu bitten habe, mich erst an Sie wenden würde, und wenn Sie auch nicht unser Kronprinz wären. Ich wünschte irgendeine

H. Ilgenfritz

Stelle in des Königs Lande, und wenn es sein könnte, im lieben Holstein. Gnädiger Prinz! Ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle, sondern nur um eine, die mich nährt, und um so eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der willens ist, das Brot, das ihm der König gibt, zu verdienen.

Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin, und ich muß Ew. Königliche Hoheit untertänig bitten, daß Sie gnädigst geruhen, ein Machtwort zu sprechen und zu befehlen, wozu ich geschickt sein soll."

*

1788. Für Matthias scheint das Jahr freundlich zu beginnen. Er wird, als Antwort auf sein Bittgesuch, mit der Stelle eines ersten Revisors an der neuerrichteten Speziesbank in Altona betraut. Gegen ein Gehalt von 800 Reichstalern hat er die einzige Verpflichtung, einmal im Jahr die Revisionsgeschäfte zu erledigen. Damit ist seine Lage einigermaßen gesichert, ohne daß er dafür seine Unabhängigkeit preisgeben muß. Wie um nun sein Wort wahrzumachen, daß er in der Tat willens sei, „das Brot, das ihm der König gibt, zu verdienen", und als ob es nur des Befehls bedurft hätte, wozu er geschickt sein solle, veröffentlicht er jetzt anonym einen Brief, den „Der Küster Christen Ahrendt in der Gegend von Husum an seinen Pastor, betreffend die Einführung der Speziesmünze in den Herzogtümern Schleswig und Holstein" schreibt. Er handelt von der neuen Währung und ihren Vorteilen, und die Einkleidung dient dazu, die heftig umstrittenen ökonomischen und monitären Fragen in der Sprache des einfachen Mannes aus dem Volke darzustellen; was ihm in der Tat durch sinnfällige, aus dem Alltagsleben gegriffene Vergleiche vortrefflich gelingt. Allgemeinverständlich und überzeugend beweist er, daß die Bevölkerung nicht nur keine Ursache zur Beunruhigung habe, sondern daß von der Einführung der neuen Münze für alle Schichten und Stände nur Nutzen zu erwarten sei.

Aber die Freude über die neue Sicherheit wird bald getrübt.

In eben diesen Tagen bricht schwerstes Leid über die Familie herein: der kleine Matthias, noch nicht zwei Jahre alt, stirbt am 4. Juli 1788. Es ist für den Vater eine furchtbare Prüfung, und Rebekka glaubt ihren Schmerz nicht verwinden zu können. Viel später einmal gesteht Claudius:

„Ich dachte lange schon, mein Glaube sei fest und stark; in der Stunde aber, in der ich meinen Matthias in den Sarg legte, da wollte Ergebung und Demut fast nicht halten; der Glaube ward hart geprüft; da erst lernte ich verstehen, was es mit dem Menschenleben auf Erden auf sich hat. Was vorherging, war nur Kinderspiel!"

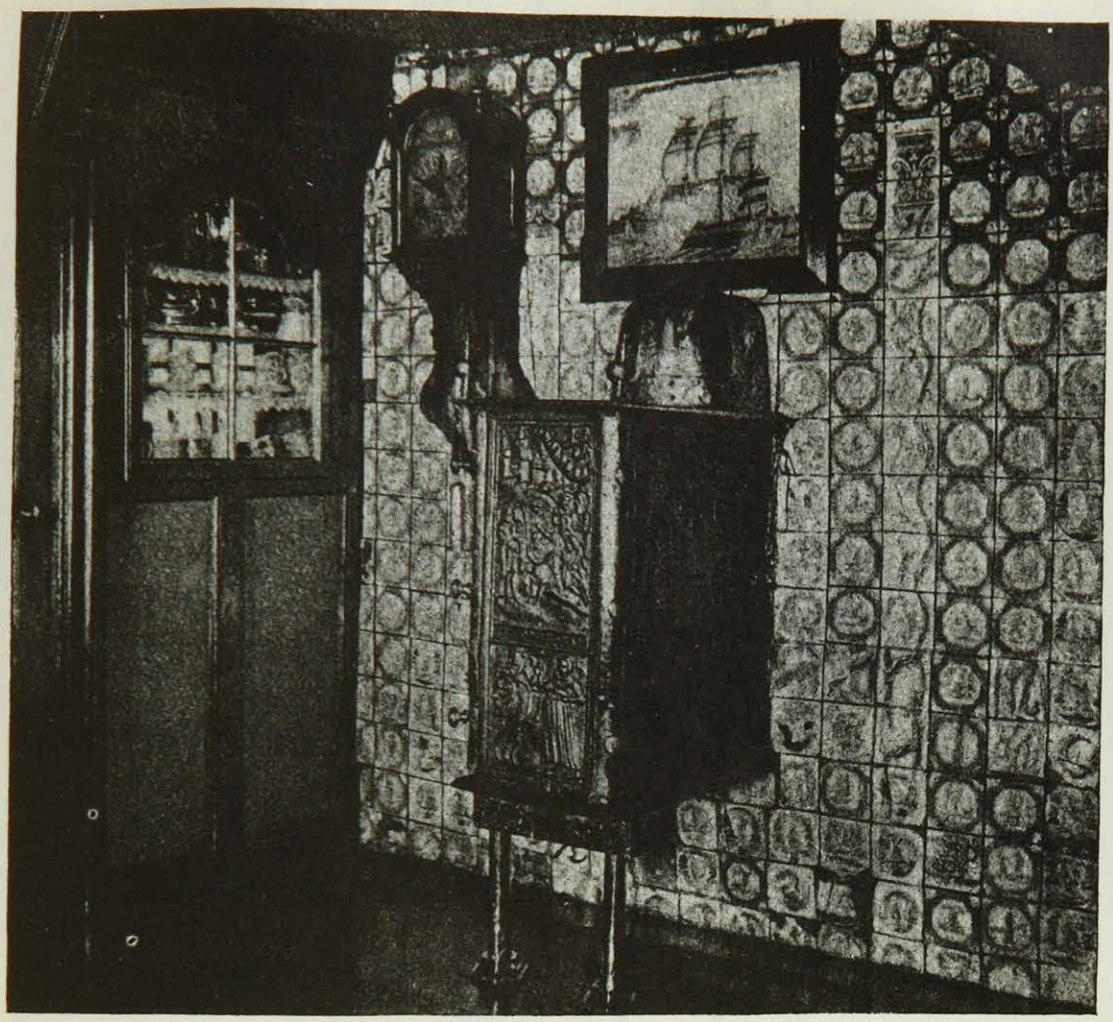
Und es entstehen die Verse der mütterlichen Klage und des väterlichen Trostes:

Er ist nicht auf immer hier begraben,
Es ist nicht um ihn geschehn! — —
Denn die Gabe aller Gaben
Stirbt nicht und muß auferstehn.

*

Der Himmel verdunkelt sich. In dem Krieg, den Rußland mit Österreich gegen die Türkei und Schweden gegen Rußland führt, schlägt Dänemark sich auf die Seite Katharinas, gefährliche Verwicklungen drohen der Heimat, und von Westen her dringen die Wogen revolutionärer Erregung ins deutsche Volk. Noch ist das Leben in Wandsbek freilich so geruhsam wie vorher. Im Mai des nächsten Jahres 1789 schenkt Rebekka einem Knaben, der nach Jacobi den Namen Fritz erhält, das Leben; wieder scheint das Glück ins Haus. Aber wie lange noch wird diese Insel der Beschaulichkeit vom Sturm, der aus allen Richtungen der äußeren und inneren Welt heraufzieht, verschont bleiben? Das heitere Bild, das Friedrich von Matthisson von diesem Leben zeichnet, ist ein letzter Blick, der vor dem Abschied noch einmal alles zusammenfaßt:

Wandsbek, ein schön gebauter Flecken von anderhalb hundert Häusern, ist das wahre Loreto der Hamburger: denn dort kann schwerlich das heilige Haus in ge-



Beileger-Ofen auf Hallig Langeness (Friesland) *Renger-Photo*

drängteren Scharen besucht werden als hier so manches unheilige. Solange die Bäume grün sind, wogt auf dem Wege dahin an allen heiteren Sonn- und Feiertagen ein Strom geputzter, nach freien Atemzügen und sorgloser Ungebundenheit sich drängender Städter, und in den Wirtshäusern gebricht es dann oft ebensosehr an Raum wie in den Schauspielsälen, wo Schröder oder Iffland in Gastrollen auftreten. Desto mehr Raum gewährt ein nahes Gehölz, wo alle Schauer der Einsamkeit wehen und wo das Schmettern der Nachtigallen die von fern herüberhallende Tanzmusik der Gelage triumphierend überstimmt.

Wie Pope sein Trickenham zur berühmtesten Villa von England machte, so wurde Wandsbek durch Claudius der berühmteste Marktflecken von Deutschland. Er bewohnt ein geräumiges Haus und kultiviert einen großen Küchen- und Obstgarten, an welchen eine angenehme Wiese stößt, womit die Gräfin Schimmelmann, zum Besten einer Kuh, ebenfalls ihr Geschenk, den von ihr geschätzten Dichter belohnte.

Claudius gehört zu den wenigen in der deutschen Gelehrtenrepublik namhaften Sterblichen, wo Mensch und Schriftsteller die nämliche Person ausmachen und wo man den einen ebenso liebgewinnen kann als den andern. Ich kenne noch einen zweiten, bei dem dieses im gleichen Grade der Fall ist, und das ist Pestalozzi, der überhaupt in seiner ganzen Persönlichkeit eine auffallende Ähnlichkeit mit Claudius hat. Auch erscheint er im Lebensgang ebenso einfach und anspruchslos und nicht weniger warm für Volksglückseligkeit, deren Beförderung und Erhaltung ihm näher liegt wie das Wohl des geliebtesten Freundes oder sein eigenes.

Claudius spricht ebenso drollig, naiv und herzlich, aber nicht selten auch ebenso sonderbar, als er schreibt. Daß er die geschwätzige Zudringlichkeit wildfremder Besucher oft mit Kälte und Einsilbigkeit erwidert, daraus wird kein Vernünftiger ihm einen Vorwurf machen. Täglich beinahe wird er von neugierigen Anekdotensammlern, gerüstet mit Schreibtafel und Bleistift, wie aus einem Hinterhalt überfallen. Er weiß, daß diese Menschenart keine Silbe, welche den Lippen eines von den Edlen im Volk gefeierten Mannes entfällt, diesseits der Druckerpresse untergehen läßt, und empfing daher einmal einen Magister, von dem er bestimmt wußte, daß er nur wandere, um in der Geschichte seiner Literarischen Pilgerfahrt eine Nachteule mehr nach Athen zu tragen, bloß mit einer stummen Verbeugung.

Hierauf wurde der Fremde durch einen Wink zu einem Spaziergang nach der Wiese eingeladen, wo die Kuh weidete. Fortschreitend wie ein Karthäuser, ergriff Claudius die Nachtmütze, um das treue Haustier, welches mit Stechfliegen ganz übersät war, von dieser Plage mitleidig zu befreien, und richtete auch wirklich unter der argen Brut eine große Niederlage an. Nun erfolgte eine zweite stumme Verbeugung, und der Reisende, den Sinn des Auftrittes ahnend, empfahl sich mit sichtbarer Verlegenheit. „Je nun", sagte Claudius, „Taten sind mehr wert als Worte, und ich meine, diese heroische Szene werde sich im Drucke nicht ganz übel ausnehmen."

Aus: Matthias Claudius. Sein Weg und sein Wesen. Von Urban Roedl (Kurt Wolff Verlag)

Jenem Stück Bindfaden

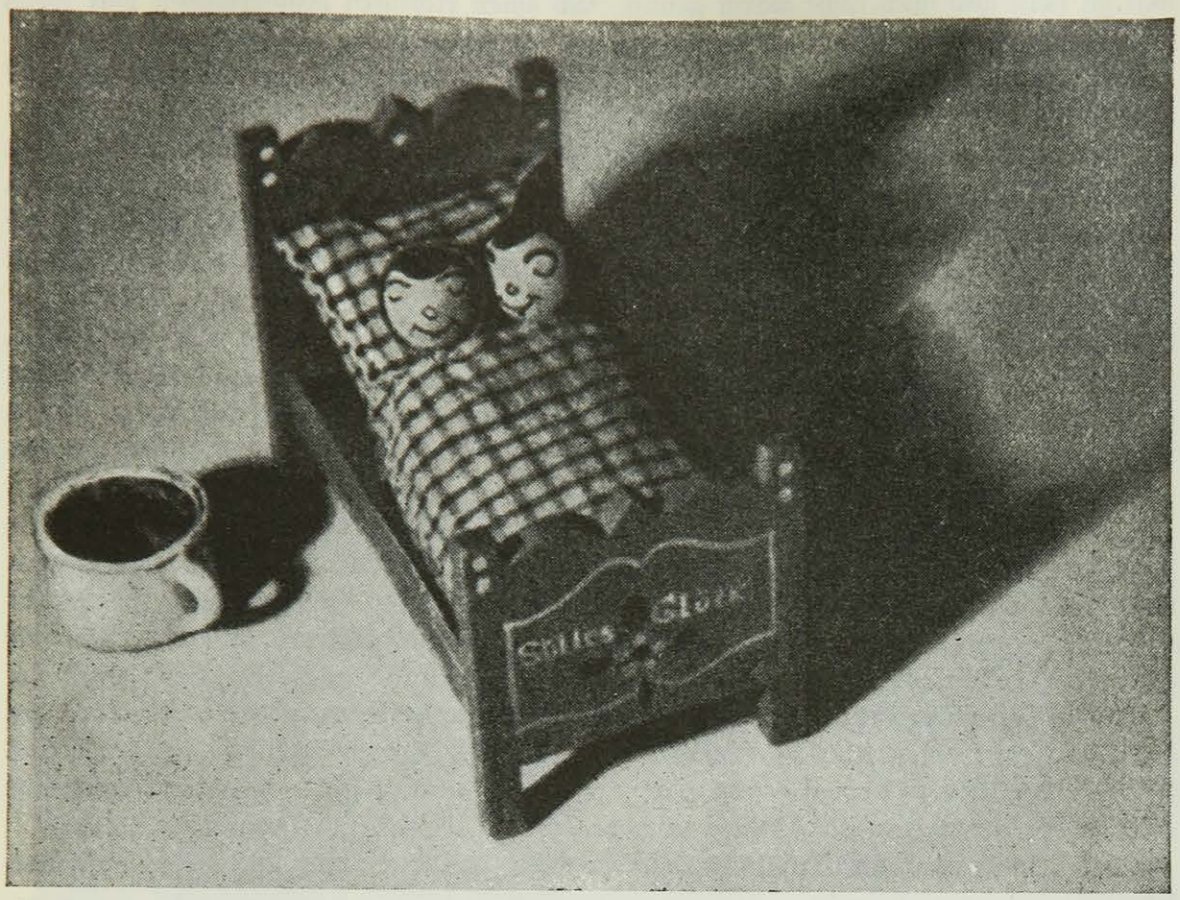
Bindfaden, an den ich denke,
Kurz warst du, und lang ist's her.

Ohne dich wäre das so schwer
Und so hoffnungslos gewesen.

Auf der Straße von mir aufgelesen,
Halfst du mir,
Mir und meiner Frau. — Wir danken dir,
Ich und meine Frau.

Bindfaden, du dünne Kleinigkeit
Wurdest mir zum Tau. —
Damals war Hungerszeit;
Und ich hätte ohne dich in jener Nacht
Den Kartoffelsack nicht heimgebracht.

Joachim Ringelnatz



Tiroler Bauernschnitzerei *Hans Pilarz*

Die Bundeslade

Von

Tikkeri

Ein kleiner Bub wird geboren, mitten im Winter, als Weihnachtskind, und mitten im Wald. In einem kleinen Häuschen. Da sind nur Stube und Schlafkammer und ein Holzschuppen hintenheraus.

Zuerst hausten nur Vater und Mutter da, aber jetzt ist das Bübchen dabei. Die Freude war so groß, als es nun endlich da war, aber es kamen schwere Tage, besonders für Vater. Mutter war sehr krank, und Vater mußte alle Arbeit tun und außerdem noch Mutter pflegen und das Bübchen versorgen. Es war eine sehr, sehr schwere Zeit.

Aber die Schatten verschwanden, und da wurde die Freude an dem Bübchen doppelt groß. Und die Mutter — „das kleine Mütterken", wie Vater sagte — konnte gar nicht den Tag erwarten, wo sie es zum erstenmal spazierentragen würde.

Da war der Bub vier Wochen alt. An einem Tag, der nach Rauhreif und Nebel des Mittags herrlichste Sonne brachte, zog Mutti dem winzigen Menschlein ein funkelnagelneues Mützchen und Jäckchen an, und außenherum kam noch ein dickes Tuch, so daß von dem ganzen Kind fast nur noch das Näschen heraussah. Der Bub war ganz still draußen und mußte zuerst die Äugelchen schließen und dann noch eine ganze Weile blinzeln, so grell war für ihn das Sonnenlicht. Mutti trug ihn so eine halbe Stunde, dann waren ihr der Rücken und die Arme so müde, daß sie wieder ins Häuschen ging.

Da kam ihr zum erstenmal der Gedanke: wenn man doch etwas hätte, wo man das Kind im Freien hineinlegen könnte. Die Krippe, die Vater selbst gezimmert hatte,

war zu klein und auch nicht warm genug. An einen richtigen Kinderwagen war schon gar nicht zu denken. Man hätte auch sehr weit reisen müssen, um einen zu bekommen. Aber — Vater hatte schon soviel selbst gemacht, ob er nicht auch — aber wovon? Und Mutter sagte ihm nichts davon.

Am nächsten Tag trug Vater sein Söhnchen. Aber siehe da — schon nach ein paar Minuten kam er wieder, legte das Kinderbündel auf den Tisch und verschwand in den Holzschuppen. In dem Augenblick wußte Mutter, daß Vater jetzt eine Liegestatt für sein Bübchen bauen würde. Sie hörte ihn hämmern, und schon nach ganz kurzer Zeit kam er zurück und hieß Mutter mit ihm gehn.

Da stand im Schuppen die große Holzkiste, in der beim Umzug alles Porzellan verstaut gewesen war, und an beiden Seiten hatte Vater in halber Höhe Stangen befestigt, so daß das Ganze aussah wie eine Sänfte, nur war es zu tief dazu. Unten in der Kiste lag Heu, Papier und Holzwolle, darüber kam ein Matratzenstück — und fertig war die „Bundeslade".

Den Namen hat sie Vater zu verdanken. Mutter war restlos begeistert und schämte sich im stillen ihrer Kleingläubigkeit von gestern. Sie trugen die Bundeslade zusammen unter eine Tanne, und von nun an lag der Bub Tag für Tag draußen, solange es eben ging, und nur wenn es einmal Tauwetter gab und regnete, kam die Lade mit Inhalt in den Holzschuppen, da war es doch immer noch viel luftiger als in der Stube.

Wenn es schneite, wurde einfach der dazugehörige Holzdeckel über die Bundeslade gelegt und nur ein ganz kleiner Spalt gelassen. Da kam schon genug Luft für das kleine Menschlein durch. Es kam vor, daß der Deckel bis zu zehn Zentimeter mit Schnee bedeckt war, wenn Mutter kam, um ihr Bübchen zum Trinken zu holen.

Und das Kind bekam rote Bäckchen und war vergnügt und so gesund, daß man seine Freude an ihm hatte.

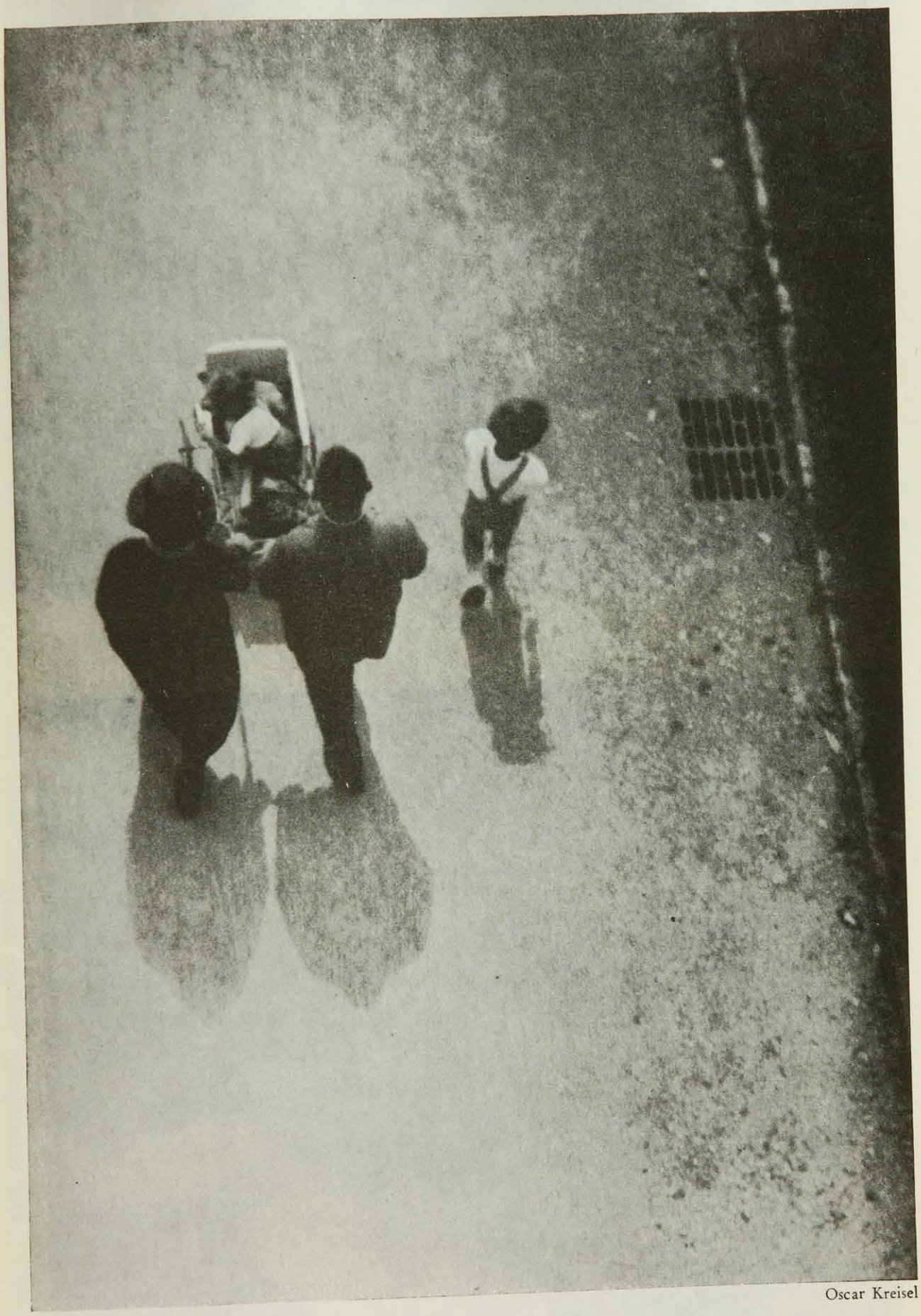
Langsam kam der Frühling. Die Bundeslade stand unter den blühenden Kätzchenbäumen, und der Bub staunte in die schaukelnden Zweige und versuchte seine ersten Wonnetönchen: „— örö — örö — öh —" Man konnte das nur hören, wenn man sich leise dicht heranschlich. Und der kleine komische Hund Schlubbes saß daneben und spitzte jedesmal seine melancholischen Ohren, wenn so ein leises Tönchen kam, denn das war ihm etwas Neues. Bis jetzt hatte er dieses komische kleine Etwas, das man nie so nahe zu sehen bekam, daß man es mal richtig beschnüffeln konnte, nur brüllen hören.

Ein kleiner Fink weckte oft den Bub mit seinem Schmettern, und wenn er vom Ast aufflog, unter dem die Bundeslade stand, stäubte eine goldene Wolke auf den kleinen Waldmenschen herab. Und die ganze Luft war erfüllt von einem anhaltenden tiefen Summen, das von all den vielen fleißigen Bienen kam. —

Und die Bundeslade selbst? Sie hatte, wie gesagt, bisher immer zum Transport von Porzellan und Küchengeschirr bei Umzügen gedient — aber man sah ihr an, daß ihre neue Eigenschaft ihr weit mehr zusagte. Das konnte man ohne weiteres merken. Ihre hohen Seitenwände schützten den Bub vor jedem Luftzug, und wenn man sie so von weitem betrachtete, sah sie wirklich recht würdig aus. Beinahe ehrwürdig. Das soll heißen: sie würdigte die Ehre, das Kind behüten zu dürfen und seinen Atem aufzufangen, wenn es schlief.

Aber es blieb nicht immer so. Ein neuer Umzug war nötig. Vater mußte wieder Geld verdienen. Nun steht die Bundeslade wieder als einfache Kiste, ohne Seitenstangen, und mit der Aufschrift: „Vorsicht! Porzellan!" auf irgendeinem Güterbahnhof und denkt mit Wehmut an die Zeit zurück, wo sie noch die Bundeslade war.

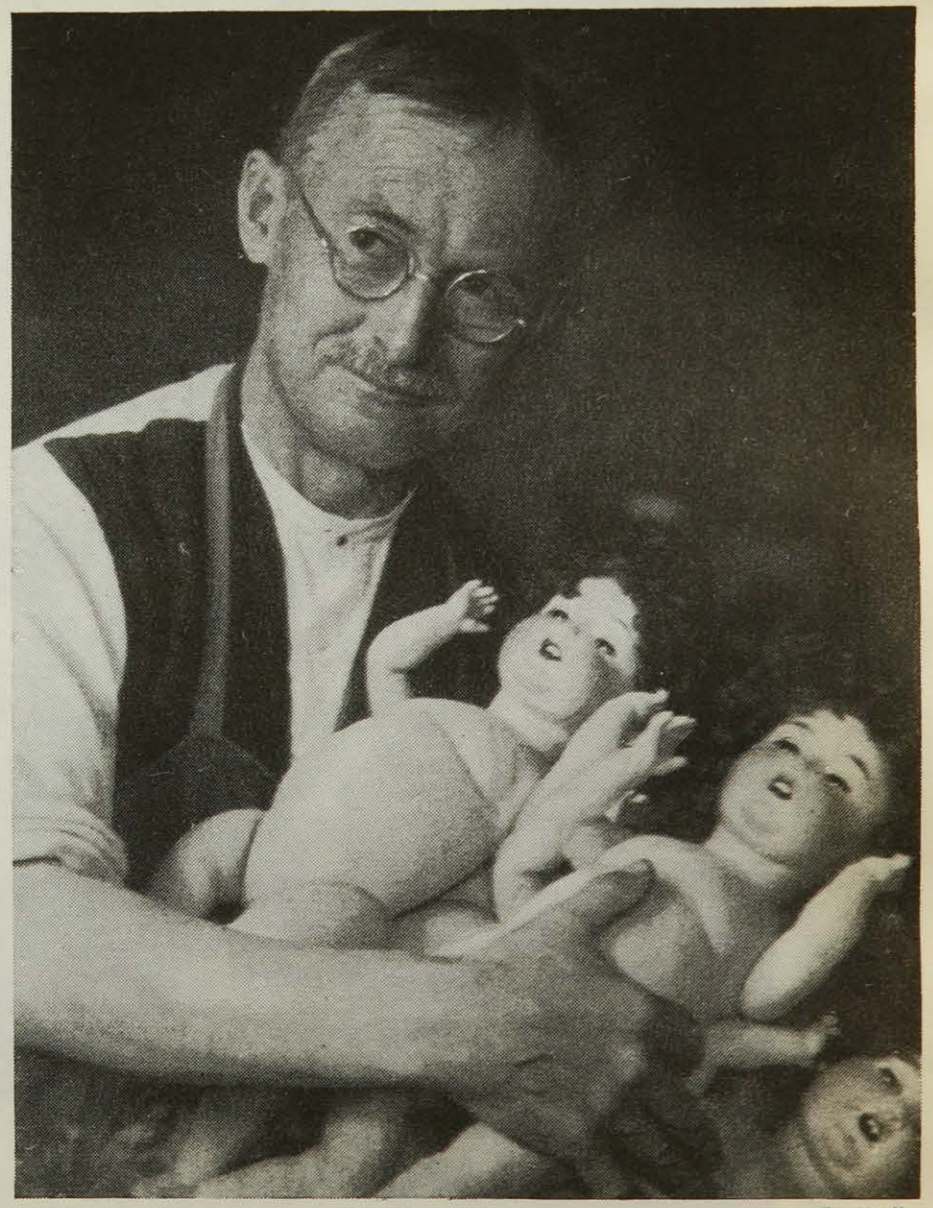
Und wenn Vater und Mutter sie wiedersehn, wird es sein, als klängen ihnen daraus die ersten, ach so wonnevollen Tönchen ihres Söhnchens entgegen. Denn die Bundeslade hat sie alle wohl behalten und vergießt sie nie.



Oscar Kreisel

Der Sonntagsspaziergang

Der Schauspieler Wallace Beery



Dr. Weller

Der Puppenkünstler

Bill Brandt

Grabmal in Ungarn

Weltbilderdienst

Zwei Pfauen

Franz Swoboda (Burgenland)

Das Frühstück

Z. Kluger

Der Streit

Zur Psychologie des Verwandtenhasses

Von

Professor Dr. A. E. Hoche

Zwischen den sanfteren Blumengesichtern, die auf dem Boden des Familienlebens wachsen — Verständnis, Geschwisterliebe, Tröstung, Aufopferung, Pietät —, sprießt auch die mißfarbige Blume des Hasses, der hier paradoxerweise oft bitterer und weniger versöhnlich ist als irgend sonst im Leben. Es ist ein theoretischer Irrtum zu meinen, daß „Familie" an sich schon die Wahrscheinlichkeit von Zuneigung und Frieden zwischen den Mitgliedern gäbe; sie bedeutet nur eine Chance, den Stab, an dem sich freundliche Gefühle aufranken können, wenn sonst die menschlichen Voraussetzungen dazu vorhanden sind; wer seinem unbekannten Großvater begegnet, empfindet zunächst gar nichts für den alten Herrn.

Der häufigste Typus des Verwandtenhasses ist der zwischen Brüdern; von Kain und Abel bis zu den Sühnekreuzen in kleinen Dorfkirchen und den dunklen Flecken, die nicht vergehen wollen, auf dem Estrich alter Adelsschlösser, zieht sich durch die Generationen die blutige Spur des Bruderhasses; aus den Worten des Psalmisten hört man heraus, daß er ein Idyll malen will, nicht die Wirklichkeit, wenn er dichtet: „Siehe, wie feinlieblich ist es, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen." Er wußte Bescheid, er kannte die mißlichen Beziehungen zwischen Esau und Jakob ebenso wie die zwischen Josef und seinen Brüdern. Auch Salomos Spruchweisheit läßt sich dazu vernehmen: „Ein verletzter Bruder leistet mehr Widerstand als eine feste Stadt, und solcher Streit hält hart wie eines Palastes Riegel."

Das Bruderschwert ist tragisch und heroisch, aber auch schwesterliche Nadelspitzen können ein Leben verderben; in der Familie kennt man am besten die Stellen, an denen der andere verwundbar ist.

Der Haß gegen den Vater ist im Ödipus-Komplex populär geworden, mit dem in Abhandlungen und Romanen hantiert wird, als ob es alltäglich wäre, daß der Sohn den Vater zu beseitigen und die Mutter zu besitzen wünscht. Glücklicherweise ist es nichts mit dem Ödipus-Komplex, obgleich er auf den Wogen des Schrifttums unermüdlich umherfährt wie der Fliegende Holländer; mit ihm hat er ein charakteristisches Moment gemein: alle Welt spricht davon, viele glauben an ihn, aber niemand hat ihn gesehen. Freud hat den Begriff gemünzt und in Kurs gesetzt; Freud ist ein Reinhardt des gedruckten Wortes, ein genialer Regisseur literarischer Wirkung, begabt mit dem untrüglichen Instinkt für das, was dem Volke seiner Leser nottut und wohltut. Wir haben schon vor Freud gewußt, daß Sohn und Vater Vertreter des schicksalsmäßigen Mißverstehens und des Ringens zwischen zwei Generationen sind, und daß Mutter und Sohn häufig zusammenhalten, namentlich wenn sie in den Jungen verliebt ist, in dem sie das Bild ihrer Jugendneigung auferstehen sieht.

Die sonstigen psychologischen Gründe des Verwandtenhasses sind verschlungener Art, aber doch durchsichtig. Nirgends ist die Konkurrenzsituation mit Eifersucht und Neid so unmittelbar und dauernd aufdringlich wie zwischen

Familienmitgliedern; nirgends ist man störenden Eigenschaften von Lebensgenossen so unentrinnbar ausgeliefert; es ist oft die gleiche Lage wie zwischen den Teilnehmern der Nansen-Fahrt, die, jahrelang in der Einöde aufeinander angewiesen, schließlich so reizbar wurden, daß schon die Art des Hustens des einen den anderen in Raserei versetzen konnte.

Ähnlichkeit zwischen Familiengliedern vermehrt nicht immer die Aussicht auf gutes Einvernehmen; wir haben, wenn wir uns wirklich kennen, meist keinen Anlaß zu wünschen, daß wir selber noch einmal in Wiederholung auftreten, und sehen im anderen, der uns gleicht, schärfer und peinlicher, was wir an uns selbst anders wünschten.

Sprichwörtlich bekannt ist der vergiftende und manchmal auf Generationen hin trennende Einfluß einer Erbteilung, wenn man auch die Formel als lieblos empfinden mag, auf die mir gegenüber ein verärgerter Erbe seine Stimmung gebracht hatte: Wenn es ans Erben geht, bleibt von den Familienbanden nichts übrig als die Bande.

Chrissy Rheinbay

Wohlbekannt ist auch der lebenslänglich nagende Wurm der Erinnerung an die Kränkungen des Selbstgefühls, die der „arme Verwandte" in jungen Jahren hinnehmen mußte. Wer als Arzt Einblick auch in die dunklen Ecken der Häuser gewinnt, weiß, daß Heines Affrontenburg allerorten steht, nicht nur an der Elbe, wo „die Sippen und die Magen" ihn so tief verletzt hatten.

Schamhaft verborgen oder heuchlerisch weggeleugnet sprießt überall der Verwandtenhaß, eine, wie es scheint, unvermeidliche Beigabe zum Dasein, auf deren Hintergrund sich aber die menschlich schönen Züge des Familienlebens nur um so leuchtender abheben.

Wer hat den Stein geworfen?

Von

Max Maria Rheude

Für meine Stadt rührt sich kein Finger. Vielleicht aus einem allgemeinen Grunde: weil es nicht mehr Mode ist, über Städte zu berichten. Möglicherweise will niemand den Charakter, die Anmut und die familiäre Geschlossenheit gerade meiner lieben kleinen Stadt wahrhaben, lauter wertvolle Eigenschaften, die man heute vornehmlich dem Dorfe zuschreibt. Es könnte auch ein Vorurteil gegen meine Stadt in der Tatsache bestehen, daß sie tief in Bayern liegt. Freilich ist ihre weißblaue Fahne mitunter schwer beweglich, aber um so sicherer und beharrlicher flattert sie einmal in der Richtung, welche sie als die einzig mögliche empfunden und erkannt hat.

Zugegeben: meine und unsere Stadt ist alt, ja uralt, so alt, daß ihre Bewohner das Entstehungsdatum gar nicht wissen und dadurch seit Jahrhunderten um erhebende Gründungsfeiern betrogen sind. Gerät in irgendeinem Winkel des Reiches ein Städtchen auf allzu lange Zeit in Vergessenheit, schnuppdiwupp schickt es seine Hochzeitslader aus, gibt überallhin Kunde von seinen stillen Verdiensten, die es nun laut auszuposaunen berechtigt ist, da es zur Erinnerung an den Herzog Ypsilon, der dem Ort vor x-vielen Säkula die Stadtgerechtsame verliehen hat, ein Fest von „weithin tragender Bedeutung" begeht. Solche Städte haben es leicht!

Unsere Stadt blüht unbeachtet. Wir wünschen uns kein Lob; wir wehren uns dagegen. Aber es ärgert uns auf die Dauer, daß man uns nicht gebührend anerkennt. Dann, wenn man uns endlich entsprechend rühmt, wollen wir gerne bescheiden tun und sagen, daß wir keine Anerkennung brauchen. Jawohl, wir pfeifen darauf!

*

Unverständlich bleibt beispielsweise, wie der Fall des Juweliers Rechthaler nicht mit der winzigsten Notiz Eingang in die auswärtige Presse gefunden hat. Während in führenden Blättern schon das Umfallen einer Kammerfensterlleiter als große Bauerntragödie geschildert, der harmlose Versuch eines Knaben, dem verlorenen Spielball durch eine Kellerluke nachzutasten, als der Aufbruch einer einbruchwütigen Unterwelt bezeichnet wird, erlöste kein einziger namhafter Journalist jenes hochkriminelle Vorkommnis aus dem dürftigen Lokalkolorit, in das es notgedrungen unauffällig schlüpfte. Keine tönende Wochenschau nahm vor dem zertrümmerten Rechthalerschen Schaufenster die Parade der Verdächtigen ab, keine Rundfunkreportage meldete das Geschehnis, und wahrscheinlich wird kein juristisches Werk den Weg nachzeichnen, den Polizei und Täter gingen, ehe sie bei einem gutgemeinten Geständnis zusammentrafen.

Der Arbeiter Hans Solleder war erster Zeuge des vollzogenen Verbrechens. Er bekundet, daß von der St. Kassianskirche zur Frühmesse geläutet wurde, als er noch müde und in sich versunken auf dem Wege zur Schnupftabakfabrik war,

wo er beschäftigt ist und die Arbeit um sechs Uhr morgens beginnt. In der Drahtziehergasse habe er sich eine Zigarette angezündet, und in diesem Moment sei sein Blick an dem Rechthalerschen Anwesen haften geblieben, an dem er täglich vorüberkommt und an dem er heute eine Veränderung verspürte. Solleder ging an das Haus heran und war ziemlich erschrocken über die Verwüstung, die er jetzt sah. Auf dem Bürgersteig verstreut lagen buntfarbige Seidenpapiere, ein leeres Lederetui und eine goldene Halskette; das Schaufenster des Juwelierladens hatte ein großes zackiges Loch, wohl von einem Steinwurf verursacht; tatsächlich befand sich innerhalb der Glaswände ein halber Pflasterstein, mitten in großer Unordnung und in zahlreichen Scheibensplittern thronend. Solleder war zunächst ratlos. Er traf keinen Menschen auf der Straße. Er überlegte es sich, ob er den Besitzer des Geschäftes nicht besser schlafen lasse, und lief zur nahegelegenen Polizeiwache. Zwei Schutzleute folgten Solleder unverzüglich, betrachteten am Tatort den Schaden und weckten dann Herrn Philipp Rechthaler, indem sie viele Male an der Hausglocke zerrten.

Diese Feststellungen waren im ersten Teil des polizeilichen Protokolls zu lesen. Mit jeder weiteren Wahrnehmung und Aussage wurde der Bericht eifrig fortgesetzt. So erfuhr die hiesige Presse, daß Rechthaler, der gegenwärtig allein in seiner Wohnung haust, weil seine Familie in der Sommerfrische ist, sehr erstaunt gewesen sei; er hätte nichts gehört, schimpfte über den Missetäter und berief sich im übrigen auf die Versicherungsgesellschaft, die ihm für den erheblichen Verlust gutstehe.

Ehe sich am Tatort fremde Leute sammeln und etwaige Spuren verwischen konnten, war schon ein Kriminalbeamter mit dem stadtbekannten Hunde „Samuel" da. Es gelang, einwandfrei zu ergründen, daß die Spuren in das Rechthalersche Haus selbst führten. Samuel lief immer wieder den Bogen ab, der sich vom Juwelierladen zur Haustüre an der Straßenecke zog. Im Treppenhaus waren nun freilich sämtliche Inwohner mobil geworden; Erwachsene und Kinder bewegten sich auf und ab, teils noch mit bloßen Füßen, teils schon in Pantoffeln. Samuel hatte es hier schwer. Aber er ließ sich nicht beirren, hielt die Nase hart am Boden, beharrte und blieb im Hause.

Indessen hatte sich der Meßner von St. Kassian gemeldet. Er erzählte, daß er heute früh wie sonst um 5 Uhr aufgestanden sei. Es wäre ein schöner Morgen gewesen. Ein leichter Nebel habe noch mit der Sonne gestritten. Der Meßner hat dann seine gewohnten Verrichtungen getan: er wusch sich, kleidete sich an, wärmte den Kaffee am Gasherd, war nach einer halben Stunde fertig, nahm den Schlüsselbund zu sich, verschloß seine Junggesellenbude, ging über die Straße, sperrte das Kirchentor von St. Kassian auf, sprach am Altar ein kurzes Gebet, goß das Öllämpchen nach, und als er die Sakristei öffnen wollte und eben den Schlüssel in das Schloß steckte, vernahm er ein ziemlich starkes Geklirr. Das war um halb sechs Uhr. Es ist nicht seine Art, neugierig zu sein, erklärte der Meßner, und so kümmerte er sich nicht um den Urheber des Geräusches; er war ganz dem bald beginnenden Gottesdienst zugetan.

Irmingard Straub

Die Tat war also kurz vor der Entdeckung des Arbeiters Solleder begangen worden. Die Drahtziehergasse dürfte außer ihm in der fraglichen Zeit niemand passiert haben. Die Klosterschwestern nämlich, die einzigen, die zur Frühmesse in St. Kassian erschienen waren, hatten einen anderen Weg, die Obermünsterstraße, benutzt. Auch der Herr Kooperator Lenzlieder war durch die Obermünsterstraße zur Kassianskirche gekommen.

Die Anstrengungen der Polizei mußten sich auf das Rechthalersche Haus beschränken. Eine peinliche Angelegenheit für Polizeibeamte einer kleinen Stadt, die die Wohnungen derselben ehrbaren Bürgersleute durchsuchen sollen, mit deren Vorständen sie abends am Stammtisch zusammensitzen.

Gleich der pensionierte Oberamtmann Lambert war sehr beleidigt über das Ansinnen, sich einem Verhör zu unterstellen. Er machte seiner Haushälterin Vorwürfe, daß sie überhaupt dem Kriminaler die Wohnung öffnete. Er verbrachte den gestrigen Abend mit dem zweiten rechtskundigen Bürgermeister Dr. Stoll im Schützenhaus, wo die neue Operette des Studienrats Sengkofer ihre Uraufführung erlebte. Hernach saßen die Honoratioren noch bei einer Flasche Wein zusammen, feierten das künstlerische Ereignis und gingen etwa gegen Mitternacht zusammen nach Hause. Die Herren waren in lustiger Stimmung; sie verabschiedeten sich von Lambert in der Drahtziehergasse, und dieser war bereits eine Viertelstunde später im besten Schlaf, vom Wein mit der rechten Bettschwere belastet. Die Haushälterin bezeugte, daß auch sie gut geschlafen und nichts gehört habe, bis sie heute früh beim Schuheputzen im Korridor von dem Vorfall erfuhr. Der Oberamtmann

betonte, daß er Wert darauf lege, jetzt beim Rasieren ungestört zu bleiben; er rückte sich am Spiegel einen Stuhl zurecht und tat seine Bartbinde um.

Weitaus freundlicher zeigte sich Frau Spangerl. Sie stand in der Küche am Wandkalender und trug einen Vermerk ein. In diesem Kalender war so ziemlich alle vier Wochen ein Tag rot durchstrichen, ein geheimnisvoll periodisch wiederkehrendes Zeichen, welches, wie sie verlegen zugab, ihre Tochter betraf, der sie gar nicht trauen will. Das Mädel erlaubt sich manche Freiheit; es ist abends viel fort, angeblich in Vereinen und bei Freundinnen, und da ist es notwendig, zuweilen gewisse Wäschestücke zu inspizieren.

Zu dem verbrecherischen Anschlag wußte Frau Spangerl nichts zu sagen. Ihr Mann, der im Büro, und ihre Tochter, die in einer Handarbeitsschule ist, die beiden könnten keine andere Auskunft erteilen. Frau Spangerl wünscht keinem Menschen etwas Böses, aber dem Rechthaler vergönnt sie den Schaden. Der hohe Mietspreis, den der reiche Juwelier und Hausbesitzer verlangt, schreit seit langem nach Vergeltung. Rechthaler kann den Verlust ertragen, wenn er es sich in dieser schlimmen Zeit noch gestatten darf, seine eingebildete Frau und seine fetten Töchter in die Sommerfrische zu schicken; womöglich sind die Weiber gar in einem „feineren" Kurbad, wo sie sich mit ihrem miserablen Benehmen nur blamieren und wirklich feinen Kurgästen bloß die Ferien vergällen. Die Rechthalerschen sollen sich aber nicht täuschen, falls sie etwa glauben, daß sich in einem besseren Kurort für die eine oder andere eine Heiratspartie bietet.

Der Kunstmaler Jens Tinessen, ein Norddeutscher und daher nicht sonderlich beliebt, bewohnt im 3. Stockwerk ein Atelier. Er betreibt in unserer Stadt bestimmte Studien, ist stets allein und sucht nur zum Mittagessen ein kleines abseitiges Lokal auf. Der Polizei erklärte er in einem schnoddrigen Ton, daß ihn alle Vorgänge im Hause unberührt lassen, wie auch er sich jede Anteilnahme an seinem Leben verbitte. Selbst wenn er den Steinwurf vernommen hätte, würde er diesen nicht in seinem Gedächtnis registriert haben.

Neben dem Juwelierladen ist die Buchhandlung von Sebastian Biersack. Der Verkaufsraum ist in der Mitte abgeteilt, und zwischen den beiden Verkaufsständen, wovon der eine Bücher, der andere Schreibwaren trägt, steht wartend ein Lehrmädchen und empfängt die Kundschaft. Kommt jemand in den Laden und verlangt ein Buch, so ruft das Mädchen nach rückwärts „Buchhandel", und wenige Sekunden später erscheint *Herr* Biersack. Kommt jemand und verlangt Schreib- oder Papierwaren, ruft das Mädchen „Schreibwaren", und sofort lüpft *Frau* Biersack den Vorhang und fragt nach Begehr.

Das Lehrmädchen war einigermaßen hilflos, als der Kriminalbeamte ihr auseinandersetzte, daß er Herrn *und* Frau Biersack benötige. Die Hierarchie des Geschäftes hat ein solches Zusammentreffen nicht vorgesehen. Sie rief, von dem Beamten entschieden ermuntert, den Buchhandel und die Papierwaren herbei.

Werner Luft

Auch Sebastian Biersack vermochte keine Anhaltspunkte für den Einbruch zu liefern, es sei denn, er dürfe den Einbruch mit jenem Diebstahl in Verbindung bringen, der ihm vor etlichen Tagen ein Schachlehrbuch zu 3,50 RM. kostete. Ja, trotz größter Ordnung in seinem Laden sei dieses Buch abgängig, und wer weiß, ob nicht ein und dieselbe Verbrecherbande da wie dort beteiligt war. Doch jetzt griff Frau Biersack ein und verteidigte die so leichthin geschmähte Ehre der Verbrecher: das fehlende Buch hat sie nur leihweise in ihre Schreibwarenabteilung mit herübergenommen, mit demselben Recht, wie ihr Mann schon einmal Briefpapier in den Buchhandel hinübergeschmuggelt hat.

*

Draußen wölbte sich ein bayerischer Tag, mit weißen Wolkenschäflein in blauem Grunde, durchwirkt von einer wohligen sommerlichen Luft. Unsere Stadt ist schön! Von allen Seiten wachsen winklige, enge Gäßchen in runde, sonnige Plätze hinein, und schlendert man zwischen den runzligen Häuserzeilen, die in jene hellräumigen Anlagen münden, so fühlt man in diesem Rhythmus den regelrechten Atem dieser Stadt. Wir empfinden es mit Dankbarkeit, daß Natur, Menschen und selbst unsere Straßen dem gleichen schöpferischen Atemzug unterliegen, und wir freuen uns, daß sogar die örtlichen Begebenheiten und Ereignisse

in dieselbe steigende und fallende Interessensphäre gespannt sind. Es ist schön bei uns! Und ich bin gern da! Und ich ersehne viele Leute hierher!

*

Das „Mittagsblatt" ist das maßgebende öffentliche Organ in unserer Stadt. Es ist bei uns ein alter Bürgerstolz, eine unausrottbare und verpflichtende Eitelkeit, wenigstens einmal in dieser Zeitung mit vollem Namen zu glänzen. Es gibt eine Menge Möglichkeiten hierzu, die zu erfassen natürlich einige Tüchtigkeit und ein bißchen Initiative in gesellschaftlicher Beziehung erfordern. Immerhin besteht Auswahl: es gibt ein Preisschießen, ein Wettsingen, ein Kegelschieben, es werden bedeutende Bierfeste veranstaltet, man kann sich verloben, man kann Prozessionen mitmachen, man kann Reden halten, man kann ein Kind kriegen — der Lokalberichterstatter Ranftl sorgt dafür, daß es im Mittagsblatt angezeigt wird. Wer derlei Gelegenheiten sein Leben lang versäumt, wer nie hervortritt aus der Anonymität, dem bleibt in der Zeitung freilich nur die Todesanzeige.

Aber dies nennt man: Glück und Ruhm in den Schoß geworfen, wenn ohne persönliches Zutun, lediglich kraft einer Sensation, ganze Familien mit Kind und Kegel in die Zeitungsspalten einrücken, wenn ihre Aussagen, Bekenntnisse und Meinungen gesperrt mit Vor- und Zunamen gezeichnet sind, wie die lyrischen Skizzen des feuilletonistischen Mitarbeiters. Das nennt man Dusel! Den Bewohnern des Rechthalerschen Hauses war ein solch billiger Ruhm beschieden. Beneidenswerte Leute!

Und das Mittagsblatt hat ein Geschäft gewittert; es setzt die Artikelserie fort, unterrichtet den Leser genau von den fortschreitenden Vernehmungen der Polizei und bettet zwischen die Zeilen die eigenen Mutmaßungen. Die Auflage des Mittagsblattes erhöhte sich automatisch, obwohl jede Familie abonniert ist. Aber wer mit seinem Namen in jener Zeitung erschien, kaufte sich noch etliche Belegexemplare, um für auswärtige Verwandte und Bekannte eine gelegentliche Briefeinlage zu haben.

Das Konkurrenzblatt, die „Abendpost", mußte sich zu anderen Arbeitsmethoden entschließen. Die Abendpost, zweitrangig behandelt, bekam keine amtlichen Berichte und keine Polizeimeldungen. Sie unterhielt keine Beziehungen zu den Behörden, sie mußte sich direkt an die Beteiligten wenden. Und so schilderte sie den Juwelier Rechthaler in einem ausführlichen Interview. Die Abendpost teilte mit, daß Rechthaler seine Familie telegraphisch aus der Sommerfrische zurückbeordert habe. Seine Tochter Anneliese brachte einen Detektiv mit nach Hause, dem sie sich im Kurort anverlobt hatte. Der junge Mann habe nach kurzer Zeit in seinem Schwiegervater den Einbrecher agnosziert, Rechthaler sei geständig und mit seinem künftigen Schwiegersohn zufrieden, er treffe die Heiratsvorbereitungen, und Genaueres wäre im Inseratenteil zu lesen. Mit diesem Reklametrick war der Wohlstand einer weiteren Generation im Rechthalerschen Hause entschieden.

W. Seldow

Gesangverein

Ausflug 1905

Familienrunde in Berlin

Gruppenbild am Wannsee 1910

Erich Grisar

Keuschheitsbank in Münster

Erich Grisar

Arbeiterfamilie beim Radio

Erich Grisar

Das Ende der Familienbilder

MARGINALIEN

Familienszene unter Habsburgern

Der Flügeladjutant des Kaisers meldet mich an. Ich bin in Paradeuniform. Zum Kaiser zitiert worden. Mein Gewissen ist rein. Ich eile durch den Vorsaal, klopfe an der wohlbekannten Tür an, dreimal rasch und kräftig. Von drinnen erschallt: Herrrrein!!

Ich: Euere Majestät befehlen?

Kaiser Franz Joseph (später *ER* genannt): Du hast gestern (nimmt ein Blatt vom Stehpult, richtet sich den Zwicker auf der Nase) den Orientexpreß in Rekawinkel (sieht schärfer auf das Blatt), ja richtig, wo dieser keinen Aufenthalt zu nehmen hat, aufhalten lassen. Dadurch ist Verspätung entstanden. Mit welchem Recht? Antworte!

Ich: Euere Majestät, es ist mir bekannt, daß es Mitgliedern des Kaiserhauses erlaubt ist, jeden Zug irgendwo aufzuhalten, wenn sie dringend nach Wien zu kommen haben, und diesen zu benützen.

ER: Hast du denn keinen anderen Zug nehmen können?

Ich: Euere Majestät, in diesem Zug war Heinrich (mein jüngster Bruder), und wir wollten, daß er aussteige . . .

ER: Wir! Wer ist „wir"? Warst du denn nicht allein?

Ich: Nein, Euere Majestät, es war noch Josef (mein nächstjüngerer Bruder) und ein paar Herren mit mir.

ER: So, so, also „Herren"! Und warum sollte Heinrich aussteigen? Wohl um mit euch Unsinn zu treiben.

Ich: Das nicht, Eure Majestät. Es war so schön im Walde, und da dachten wir, es würde ihn freuen, mit uns zu sein. Er aber wollte nicht aussteigen —

ER: Der einzige Vernünftige!

Ich: Somit stiegen wir ein. . . .

ER: Da steht: „Die Herrn Erzherzoge Leopold und Josef stiegen mit zwei Herren in den angehaltenen Zug, ohne Fahrkarten gelöst zu haben: 3.37 Uhr fuhr L 52 mit drei Minuten Verspätung ab. Unglaublich! Ohne Fahrkarten einsteigen. Ihr meint wohl, umsonst fahren zu können und den ganzen Fahrplan umzustürzen. Was ist dann geschehen?

Ich: Im Zuge lösten wir die vorgeschriebenen 4 Fahrkarten I. Klasse St. Pölten—Wien und die Zuschläge . . .

ER: Schön, gut, wenigstens etwas. Was tatet ihr dann?

Ich: Euere Majestät, wir kamen am Westbahnhof an. . .

ER: Das weiß ich, wo denn sonst! (Blättert auf dem Stehpulte.) Aha! (Zieht ein Blatt hervor, hält es weit von sich ab.) „Die Herren Erzherzoge Leopold und Josef nahmen den Fiaker Nr. 727, Kutscher Anton Mooslechner, und gaben ihm als Ziel Josefstadt Nr. 31." (Nimmt ein anderes Blatt.) „Frau Marsch-Matulay gibt an, daß ein Hauptmann Wölfling und ein Oberleutnant Graf Buriano bei ihr im Hause Josefstadt Nr. 31, 4. Stock, ein Monatszimmer gemietet haben, dieses auf drei Monate im voraus bezahlt und bemerkt haben, daß sie es fallweise benützen würden. An besagtem Tage sind beide Herren nachmittags angekommen, haben sich in Zivil angezogen und sind ausgegangen." (Nimmt den Zwicker ab.) Unglaublich! Da ist der Polizeibericht! Ihr wohnt bei mir und wohnt bei einer . . . was ist die Frau? Antworte!

Ich: Ach, Euere Majestät, sie ist die Witwe von einem Hofrat. Mitunter möchten wir doch unerkannt umhergehen, und da blieb nur dieser Ausweg.

ER: Ihr braucht nicht unerkannt zu sein, im Gegenteil! Habt ihr etwas zu verbergen? Heraus mit der Sprache!

Ich: Euere Majestät, wir sind ja jung, mitunter ist es notwendig. . .

ER: Weiß schon. Heiratet, dann

braucht ihr kein Absteigequartier. Euere Vettern sind auch ledig und haben kein Absteigequartier. Pfui Teufel! Schweinerei! Einmal will ich ein Auge zudrücken, auch darüber, daß ihr in Zivil ausgeht, das ist verboten, verstanden! Werde doch endlich einmal vernünftig, was wird Nando sagen, wenn er das hört!

Ich (denke: er wird schmunzeln und sagen: „Auch ich war jung"): Wie Euere Majestät befehlen. Wenigstens *ich* werde mir Euerer Majestät Fürsorge zu Herzen gehen lassen und danke gehorsamst dafür.

ER (lächelt nachdenklich): Ich und Nando . . . . ach so! Nun kannst du gehen.

Leopold Wölfling

Kleine Anleitung zu Familienszenen

Es gibt ein Gespräch am Mittagstisch, das in Familien nicht wenig häufig ist und leider solchermaßen lautet:

Die Frau sagt (besorgt, lieb): „Vater, du hast etwas Kartoffel im Bart." Und sieht ihn an. Alle sehen aus ihren Tellern auf.

„So?" sagt der, „wo denn?" — und wischt suchend mit der Hand den Bart herauf, herunter: „Ist es weg?"

„Ja — fast!"

Und dann wollen wir uns das einmal ansehen. Es soll nie angezweifelt werden, daß da Liebe ist nach soviel Jahren, aber ich weiß nicht, möchten Sie —?

Schon so ohne Geheimnis leben mit vierzig, fünfundvierzig Jahren, und vor allen Dingen scheint es beinah unmöglich, daß hier noch die Ereignisse des Tages seelisch brauchbar sind. Wir werden ja so leicht aus bloßer Gewohnheit lieb, nobel, anständig, höflich, zufrieden und zuletzt: fade. Und kriegen automatische Seelen, die präzise auf fünf, sechs Stichworte reagieren, aber für alles, was darüber ist, sind sie stumpf geworden.

Wir verlieren in solcher Stickluft von gewohnheitsmäßiger Freundschaft ganz den Trieb, gelegentlich (was ungeheuer wichtig ist) „pöbelhafte Passionen" zu pflegen. Was ich ohne zuviel Genauigkeit so nenne, ist eine, meine ich, lebenswichtige Angelegenheit: mit einigem Temperament zuweilen seine Überzeugung vorzutragen. Laut, ohne alle Höflichkeit.

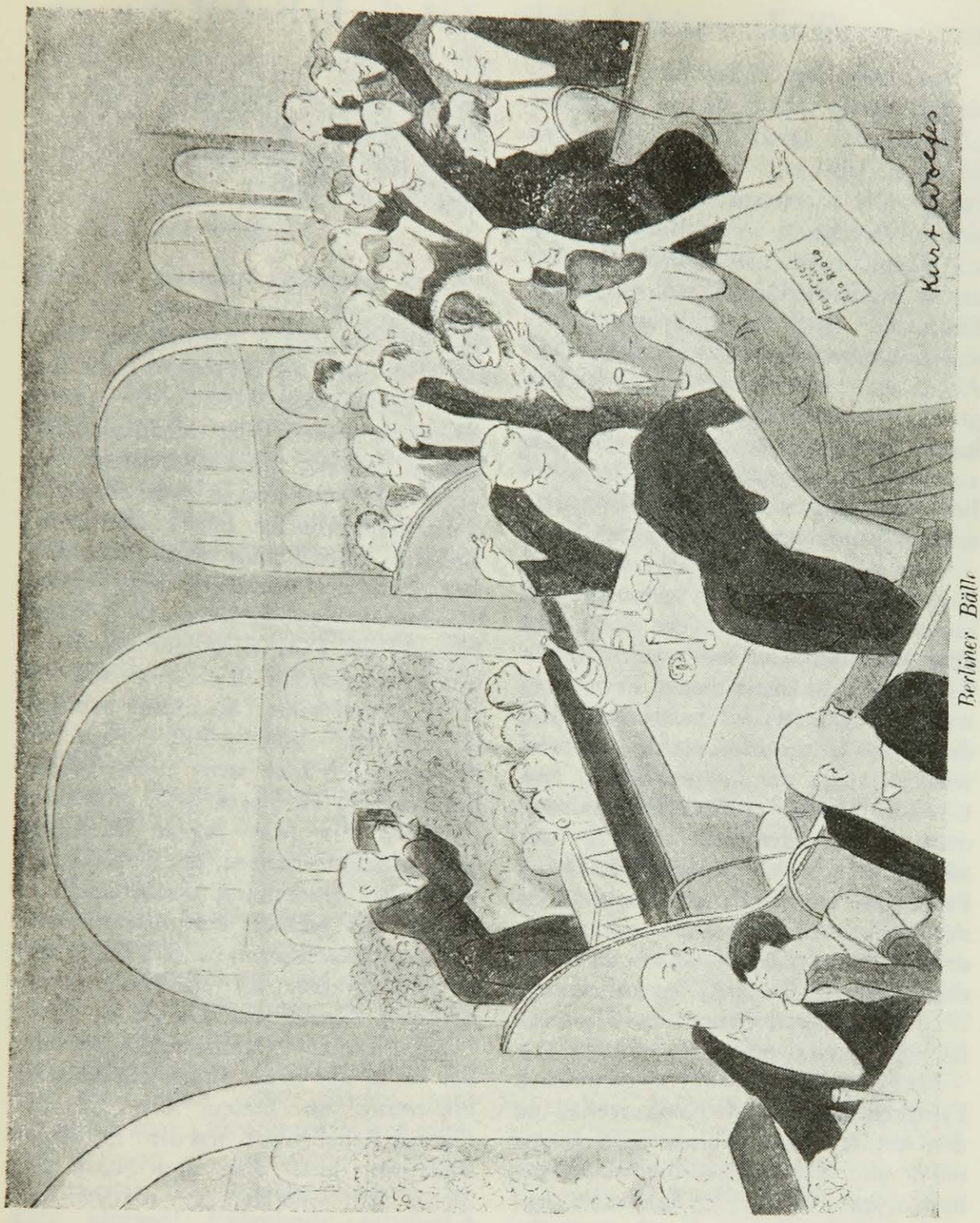
Diesem Trieb Gelegenheiten zu geben, sind Familienszenen gut. Es ist in den meisten Fällen mit einigem Geschick möglich, sie zu beschwören. Mitten in der harmlosen Gewöhnlichkeit der Tage und Gespräche etwas ganz Ungewöhnliches tun, hinterrücks eine unverschämte Landschaft an die Wand hängen, einen beliebten Hund kurzerhand zum Fenster hinaustun, laut die Meinungen des Dienstmädchens verteidigen — so und ähnlich.

Diese Taten sollen mit soviel Eifer getan werden als gerade nötig ist, die Leute hinter ihrer Freundlichkeit herauszulocken, dann spielen sie selbständig weiter, und es bleibt nur übrig, mit leichter Hand Regie zu führen.

Wenn nun danach ein neuer Tag anhebt, ist unsere Freundlichkeit etwas wert, unsere Beziehungen zueinander sind sauberer, alle Fransen sind heruntergeschnitten, wir sehen ordentlich besser aus.

Christian Bock

Muttersorgen. Beim Direktor des Gymnasiums erscheint die Büglerin Frau Linke in der Sprechstunde: „Ach, Herr Direktor", sagt sie schüchtern, „ich wollte bloß mal hören, ob bei Ihnen ein Obersekundaner Müller ist?" — Nach einigem Nachdenken bestätigt es der Direktor. „Na, da is' man jut", atmet da Frau Linke erleichtert auf, „der jeht nämlich seit einem Monat mit mein' Lieschen, und da wollt' ick bloß mal hören, wat so ein Obersekundaner bei Ihnen die Woche vadient!"



Der Auftrag. In Wilna gab es vor Jahren eine hohe Amtsperson, die, wie man heute sagen würde, keine gute Presse hatte und sie daher haßte. Eines Tages kam ein Bekannter in sein Büro, um sich zu verabschieden, da er eine größere Reise antreten wollte. Vor dem Weggehn fragte er den Beamten: „Exzellenz, haben Sie vielleicht einen Auftrag für mich?"

„Einen Auftrag? Nicht daß ich wüßte. Übrigens — kommen Sie vielleicht nach Frankfurt?"

„Ja, allerdings, Exzellenz."

„Dann, bitte, suchen Sie doch das dortige Gutenberg-Denkmal auf und spucken Sie in meinem Namen dem Erfinder ins Gesicht!"

Tod, wo ist dein Stachel (in U. S. A.)?

Vor mir liegt erbauliche Lektüre: einige Hefte der Halbmonatsschrift „*The Casket and Sunny side*", zu deutsch *Sarg- und Sonnenschein.* Sie vertritt die Interessen der Firmen, die sich mit Bestattung und mit Herstellung von „Einbalsamierungs-, Desinfektions- und Begräbnis-Utensilien" befassen. Finanziert wird sie von der „Vereinigung der Begräbnis--Arrangeure". Abonniert wird sie von einer ziemlich großen Bevölkerungsschicht, denn sie kostet, großzügig ausgestattet, mit fast 100 Seiten Umfang, nur 5 Dollar jährlich. Zwei Drittel sind (zum Teil ganzseitige) Inserate und ein Drittel Text.

Nun habe ich fünf Jahre im Land des God's Own People verbracht und bin allerlei gewöhnt; hier hat's mir aber doch noch einen nachträglichen Riß gegeben. Denn meine Erwartung wurde erschütternd übertroffen, und der kleine Unterschied tat sich mir mal wieder auf, der europäisches und USA.-Empfinden trennt. Die Haltung dem Tod gegenüber ist bei uns schlimmstenfalls rührend-hilflos; bei Franzosen und Italienern Pathos, das sie gern in Marmor verewigen; dort drüben aber eine Mischung von dickfelliger Salbaderei, spekulierender Naivität und rationalistischer Frömmelei, die sattsam anwidert.

Eine stattliche Reihe von chemischen Fabriken machen sich Konkurrenz, um den trauernden Familien ihre Balsamier- und Parfüm(!)-Produkte aufzuhalsen, mit Handgriffen und allen Anweisungen, wie man das arme Opfer um seine sauer verdiente Grabesruhe prellen und ihm zu Leibe rücken kann. Zur Unterstützung des so verbreiteten Bedürfnisses, den teuren Verstorbenen möglichst lange bei sich behalten zu dürfen, denn *Why should be leave you so soon?* — dienen Institute, geradezu Schönheitssalons, wo das Auffrisieren an der Hand von Beispielen und Lektionen gelehrt wird. Stürmisch werden alle Kunstkniffe gepriesen, um Sunny Boy oder den an Schmuggelwhisky eingegangenen Daddy, oder die entrissene Braut, oder den lebenssatten Großpapa „*haltbar*" zu machen.

*

Ganz besonders prächtig ist diese Mischung von Sinnenfreude und zartem Takt in einem Artikel, der überschrieben ist: *The personal touch.* Ein sehr nacktbusiges Fräulein, „pretty enough to grace a Ziegfeld chorus (!!)", Miß L. S., läßt sich enthusiastisch ihre Verdienste bescheinigen und versendet einen faksimilierten Brief. Die „individuelle Note" sieht folgendermaßen aus: „To the Board of the Funeral Directors's Association. — Meine Herren! — Dies Brieflein schaut ein wenig feierlich aus für Sie, obwohl wir ja in gemeinsamer Richtung arbeiten (are in the same game). Aber ich denke, meine Idee wird Ihnen behaglich (cheery) zu hören sein, bereichert sie doch die paar lichten Momente jedes Geschäftsmannes, der von Todesfällen lebt (mortimer, unübersetzbares Wort), mit meiner Vervollkommnung der *Kundenbedienung.* Einen *Fall* (case) einzubalsamieren bis zur Vollendung, ist keine Kleinigkeit. Da ich in dieser *Handelsbranche* (trade-work) arbeite, bin ich in der Lage, Ihnen *individuelle* Bedienung zu bieten, die Sie der *Familie* nahebringen werden. Nicht nur stehe ich Ihnen Tag und Nacht auf Anruf zur Verfügung, sondern ich fahre meinen eigenen Wagen und bringe meine eigenen Instrumente direkt ins Haus des Abgeschiedenen. Lohnt sich's nicht für Sie, eine fähige, vornehme *Dame* zum Einbalsamieren in ein Heim zu senden, wenn es sich um einen weiblichen Fall bis zu 30 Jahren (a female case up to thirty) handelt? Da doch die Familie solchen Fall mit der *Sittsamkeit* behandelt zu sehen wünscht, die sie der Teuren im

Leben zuteil werden ließ? — Wenn Sie also wünschen, daß ihr nächster Fall *glatt hinüberrutscht* (to sail along smoothly), so bedienen Sie sich meiner! Ich darf verraten, daß Sie durch mein Äußeres, im Gegensatz zum *feierlichen Tonfall* meines Briefes, angenehmst überrascht sein werden!"

*

Soviel von den Leichen. Nun zu den Särgen! Hier herrscht eine Industrie, deren muntere Betriebsamkeit alles in Schatten stellt, was wir gewohnt sind. Sie werden in hübschen Lackfarben, zum Schmuck zunächst des trauten Heims, der guten Stube, mit Stellagen für Dauer - Blumenarrangements (Musterschutz), mit ornamentierten Podien und Betschemeln geliefert. Zum Gucken haben sie aufklappbare Glasteile. Sie haben raffinierte Beleuchtung mit drehbaren Lampen, am Deckel zu montieren. Sie haben seidene Stepp-Polster mit Silberfransen, rosa und lila, damit diese Juwelen konservierwürdiger Menschheit mollig darin ruhen können, zur Freude des Kondolenten. Als Ganzes sind diese Särge recht haltbar, so daß die Haltbarkeit des Inhalts (sehr poetisch mit „contents" oder „remains" bezeichnet) mit der Dauerhaftigkeit des Gehäuses in schönem Einklang steht. Viele Annoncen zeigen die „befriedigte Trauergruppe", die den Sarg nach fünf Jahren ausgebuddelt hat. „Fife years in wet mud, and still as of yesterday!" Untere Schlagzeile: „Undertaker pleased! Family pleased! Everybody satisfied."

*

Am bestechendsten aber ist die Vielseitigkeit der *Corinthian Bier de Luxe*. „Ihr praktischer Bau gestattet gleichzeitige Verwendung als Balsamierbrett und Schlummersofa. Das geräumige Innere läßt sich als Kommode für Leichenwaschzeug verwenden."

Willy Seidel

Wie lernten Sie Ihre Frau kennen?

„Eines Tages sah ich ein reizendes Geschöpf auf der Straße. Ich ging ihr nach, erfuhr vom Portier, dem ich einen Duro (5 Peseten) in die Hand drückte, daß sie im dritten Stock wohne und soundso heiße. Daraufhin schrieb ich ihr einen Brief. Daß ich sie liebe und das übliche Zeug. Natürlich kam keine Antwort. Eine anständige junge Spanierin antwortet niemals auf den ersten Brief — aber immer auf den dritten. Das ist so Sitte, unser Zeremoniell. Es gelang mir noch zweimal, meine Angebetete auf der Straße zu sehen, sie war immer in Begleitung — Mutter oder Bruder —, aber sie schenkte mir schon einen flüchtigen Blick. Der dritte Brief wurde beantwortet: „Ich bin jeden Morgen um 10 Uhr in einer bestimmten Kirche." Natürlich kam ich hin, kniete einige Schritte hinter meiner Senorita und war glücklich, daß sie sich zweimal nach mir umwandte. Ich schrieb einen vierten Brief. In der Antwort — der Briefwechsel wurde vom Portier gegen klingende Duros besorgt — hieß es: „Versuchen Sie, meinen Bruder kennen zu lernen." Einige Tage später kam ich in das Haus meiner Senorita. Einige Wochen später hielt ich um ihre Hand an — ohne mit ihr länger als eine halbe Stunde allein geplaudert zu haben. Als wir dann heirateten, ging ich mit ihr zum erstenmal „bummeln". Vorher hatten wir zwar Theater und Kinos besucht, aber stets hatte uns der Bruder abgeholt."

Mein Bekannter zeigt mir eine Photographie. Die Frau ist jung, hübsch, korpulent wie die meisten spanischen Frauen. „Sehen Sie, damals, als ich sie kennen lernte, war sie schon Witwe, 24 Jahre alt und Mutter eines zweijährigen Knaben. Heute sind wir fünf Jahre verheiratet, haben drei Kinder und leben glücklich und zufrieden."

Heinrich B. Kranz

Krankheit in der Familie

Nicht nur ansteckende Krankheiten, nicht nur die Masern, die ein Familienmitglied hat, gefährden alle übrigen Mitglieder: man kann ruhig sagen, daß ausnahmslos jedes Übel, welches einen Hausgenossen befällt, zu einem Familienübel wird. Ganz abgesehen natürlich von einem schweren, ernsten Leiden, das alle Angehörigen mit Schmerz, Sorge, Angst erfüllt, kann gerade das leichtere Übel zu einer jahrelangen Qual fürs ganze Haus werden. Das Familienoberhaupt, gleichgültig, ob es überängstlich oder hypochondrisch oder leichtsinnig ist, lastet mit einer noch so leichten Herzneurose auf der ganzen Familie. Jeder einzelne muß ihn ständig vor Diätfehlern zurückhalten, und weder Sohn noch Tochter können das Wagnis unternehmen, Vater zu widersprechen und dadurch einen gefürchteten „Anfall" hervorzurufen. Um so weniger, als alle Männer bekanntlich besonders wehleidig und schon die geringste Abweichung vom gewohnten Ablauf ihrer organischen Verrichtung als „Kranksein" zu betrachten geneigt sind.

Für die Frau ist im allgemeinen das Leid kein solches Mysterium wie für den Mann. Sie hat ein verändertes Befinden auch in gesunden Tagen schon häufiger erlebt, selbst in regelmäßiger Wiederholung, und empfindet deshalb, daß ein neuer, ein anderer Zustand nicht unbedingt etwas Feindliches, etwas Erschreckendes oder gar Tödliches sein müsse. Namentlich mit allen Graden und Formen des Schmerzes sind Frauen so vertraut, daß er für sie kaum eine Quelle von Beunruhigung und Erstaunen ist. Darum hat die Familie weniger unter ihnen zu leiden, wenn sie selbst . . . wirklich leiden. Von dem sprichwörtlichen Egoismus der Kranken macht die Frau meistens nur dann Gebrauch, wenn sie nur eingebildet krank ist; dann allerdings versteht sie es mit voller Kraft, ihre Schwäche auszunutzen, wobei sie die Familie am wirksamsten durch die Methode der „stillen Dulderin" tyrannisiert. Ihre Devise heißt dann: leiden und leiden lassen. Mit Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Gallenreizungen, Wanderniere quält sie jahrelang den teilnahmsvollen Gatten, der sich der eigenen Gesundheit schämt, von morgens bis abends schuftet und das Geld ins Haus bringt. Bis er sich eines Tages ins Bett legt und stirbt. Die Frau, anfangs darüber empört, von diesem ganz gesunden Menschen so übertrumpft worden zu sein, findet sich erstaunlich bald in die neue Lage, und nun tritt das noch Erstaunlichere ein: aus der kranken Ehefrau wird eine gesunde Witwe, die nicht trinkt, nicht spielt, nicht raucht, sich nicht plagt und, kühl bis ans Herz hinan, die Familie um dreißig Jahre überlebt.

Wie Krankheit Folgen für das Familienleben hat, kann die Familie umgekehrt auch Ursache zur Krankheit werden. Das zeigt sich hauptsächlich bei Kindern, so daß amerikanische Kinderärzte sich schon vielfach Wartezimmer eingerichtet haben, in denen sie ihre kleinen Patienten ungesehen beobachten können, nur, um sich ein Bild zu machen, ob es sich nicht um Opfer familiärer Liebe handelt. Namentlich das Jüngste einer Kinderschar ist durch die Auswüchse des Familiensinns besonders gefährdet, weil es den Schaden, welchen die Erziehung sonst auf drei oder vier Sprößlinge verteilt, ganz allein tragen mußte.

Das Kind einer großen Familie zum Beispiel muß einfach mit leerem Magen vom Tisch aufstehn, falls es eine Mahlzeit aus Ungezogenheit nicht richtig eingenommen hat; das einzige Kind, ebensooft wie das kleinste, wird in den Glauben gewiegt, daß es seinen Eltern zulieb essen müsse. So entsteht dann als weit verbreitete Kinderkrankheit die bekannte „Appetitlosigkeit", die im Grunde eine Elternkrankheit ist,

deren Bazillus „Mama“ heißt. Die lieben Kleinen bilden sich unter dem Einfluß der Familie zu Konzessionsessern aus, die ihrer Umgebung nur dann die Freude machen, zu speisen, wenn sie dafür etwas kriegen; und ein Berliner Kinderarzt berichtet von einem Jungen, der verlangte, von der Mutter im Wald spazieren gefahren zu werden, während der vielbeschäftigte Papa nebenherging und sang: nur dann aß das Aas! Sicher ein besonders krasses Beispiel, aber doch nur ein Beispiel für jene Form des Familienlebens, die aus jeder Mahlzeit ein zentrales Ereignis macht, über welches unendlich viele und unendlich überflüssige lobende und tadelnde Worte gesprochen werden, bis die armen Kinder nicht nur das ganze Familienleben, sondern auch das Essen bis zum Halse haben.

Die einzige erfreuliche Erscheinung in der Familie, in der eine Krankheit herrscht, ist gewöhnlich die Großmutter. Sie hat es nur zu oft erfahren, bei der Wandlung zur Jungfrau, zum Weibe, zur Mutter, zur Greisin, daß alle Erlebnisse eine Entwicklung, einen Abfall und ein Ende haben. Auch die Krankheit. Aus diesem Wissen heraus verliert sie auch dieser gegenüber nicht gleich den Kopf, nimmt sie nicht tragischer als unbedingt nötig, ergießt sich nicht in unfruchtbare Klagen und greift mit beiden Händen zu. Sie weiß, daß gegen eine Erkältung Lindenblütentee gut tun wird und gegen den Husten Milch und Honig, sie hat es oft erlebt, daß Hunger nicht allein der beste Koch, sondern auch die beste Kur ist, und helfen die Mittel aus Großmutters Schatzkästlein auch nicht immer, so schaden sie wenigstens nie. Und haben zumindest den einen Vorteil, daß, wenn schon nicht der Kranke gesund wird, so doch die Familie nicht krank vor Aufregung wird.

Dr. med. Josef Löbel

Russische Bauern-Sprüche

Warum so rot? — Ich will heiraten. — Warum so bleich? — Ich habe geheiratet.

*

In des anderen Weib tut der Teufel einen Löffel Honig.

*

Eine Frau ist keine Guitarre: du kannst sie nachher nicht an den Nagel hängen.

*

Alle Mädchen sind gut — wo kommen bloß die bösen Frauen her?

*

Darum schreit ja der Kuckuck, weil er kein Nest hat!

*

Du hast's gut, Muttchen, mit Papachen zu leben: leb *du* mal mit 'nem fremden Mann!

*

Der untere Mühlstein mahlt den oberen kaputt.

*

Eine Frau lieben — sich ein Gewitter halten.

*

Ob nach alter Mode, ob nach neuer — immer doch bleibt der Vater älter als der Sohn.

*

Väter sind viele, die Mutter ist eine (d. h. der Vater ist leichter zu ersetzen).

*

Großpapa zankt sich mit Großmama — und sieben Enkel können nicht herauskriegen, weshalb.

*

Verwandte sind bis zur Erbschaft Brüder.

*

Die Verwandten der Frau: so viele — nicht bis Moskau hin kann man sie alle aufhängen!

*

Ein Kind wächst im Tag um Haaresbreite, im Jahr um eine Spanne (und jedesmal, wenn die Mutter es schlägt, wird es um Haaresbreite kleiner: darum sind die Eigensinnigen klein von Wuchs).

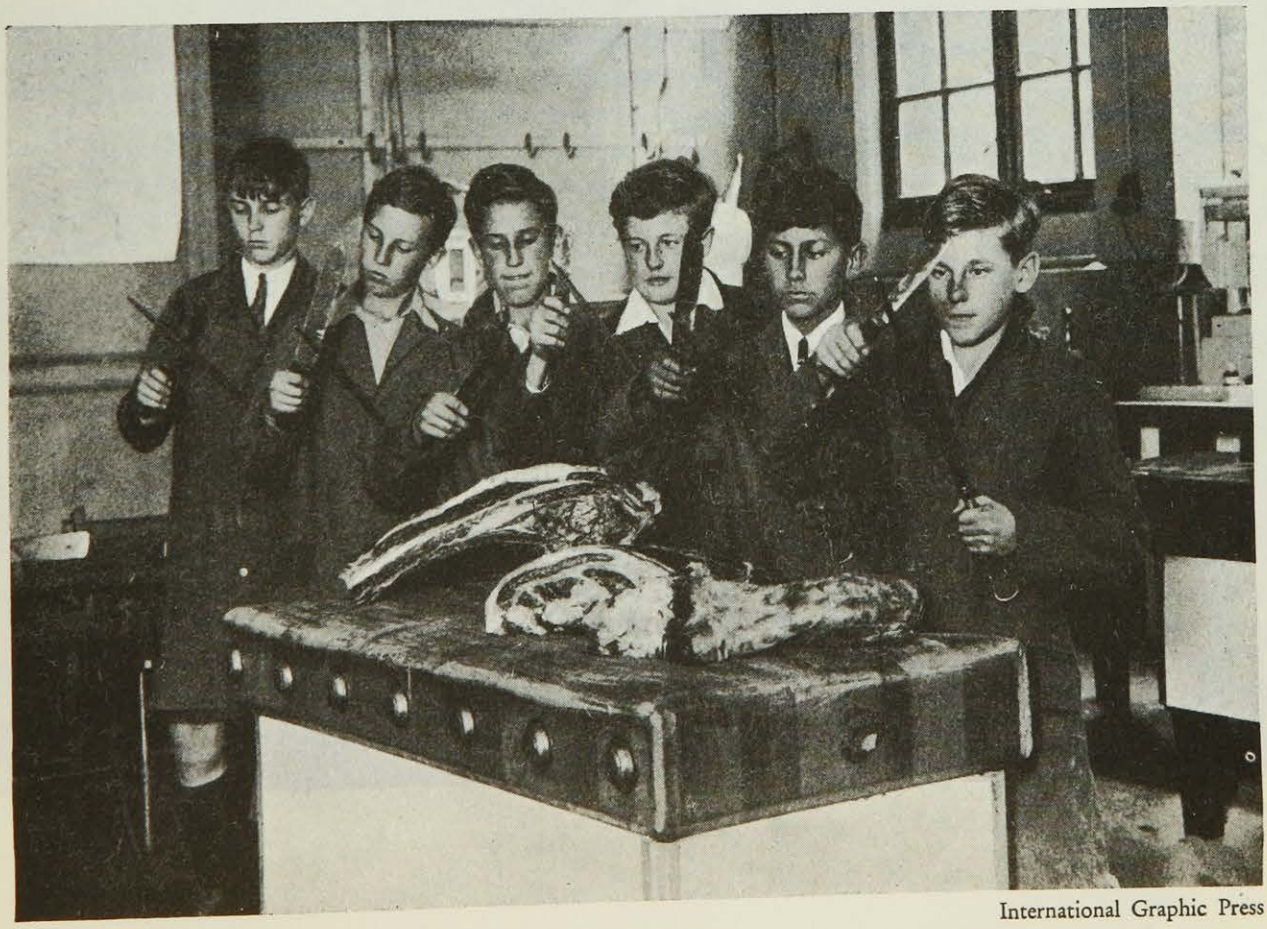
Deutsch von Sigismund v. Radecki

Turgenjews Weihnachtsmärchen. Zwei oder drei Tage vor Weihnachten gab der liebe Gott ein Fest in seinem Palast. Sämtliche Tugenden waren dazu eingeladen, aber nur diese, lauter Damen — keine Herren! Es herrschte gar bald ein bewegtes, aber sehr gesittetes Treiben. Die kleinen Damen waren gefälliger und hübscher als die etwas steifen großen, aber alle schienen miteinander wohl bekannt und befreundet zu sein. Plötzlich aber bemerkte der liebe Gott zwei schöne Damen, die einander anscheinend gar nicht kannten. Der Hausherr nahm nun die eine bei der Hand, um sie der anderen vorzustellen. „Die Wohltätigkeit", sagte er mit einem Blick auf die erstere. „Die Dankbarkeit", fügte er hinzu und blickte auf die andere. Die beiden Tugenden waren auf das höchste erstaunt: Seit Erschaffung der Welt war es das erste Mal, daß sie einander hier begegnet waren.

Der Reisepaß. Im Sprengel der früheren Abtei Criosa in Rußland gab man in früheren Jahren den Verstorbenen folgenden von dem Abte ausgestellten „Reisepaß" mit ins Grab: „Wir, durch Gottes Gnade Patriarch von Criosa, an unseren Herrn und Freund St. Peter, Torschließer des allmächtigen Gottes, lassen Euch wissen, nachdem dieser Tage das Zeitliche gesegnet ein Diener Gottes, also befehlen wir Euch, daß Ihr ihn ohne Aufschub alsobald in das Reich Gottes eingehen lasset, sintemalen wir ihn von allen seinen Sünden befreiet und ihm den Segen mitgeteilt haben; derohalber wollet Ihr doch diesem nachkommen, denn zu solchem Ende haben wir diesen Freibrief gegeben!"

Robert Sennecke

Weihnachtsgänse



International Graphic Press

Fleischerlehre

Erdelyi

Der Bettzeugmarkt in Mezökövesd (Ungarn)

International Graphic Press

Der Weihnachtsbaum

Lotte Errell (Mauritius)

Das Ende der Weihnachtsgeschenke

Die Wanderung der Weihnachtsgeschenke

Alljährlich, einige Wochen vor Weihnachten, befällt eine eigenartige Stimmung die Allgemeinheit, der Geist des Frohsinns und Wohlwollens. Untergeordnete Hotelangestellte, Kellner und verwandte Berufe grinsen uns freundlich an; unsere lieben Verwandten auf dem Lande schreiben uns lange, neuigkeitsträchtige Briefe und tauschen im traulichen Lampenschimmer ihre Mutmaßungen aus, wieviel ihnen das bei uns eintragen wird. Allerorten begrüßen uns Freunde mit einem munteren „Weihnachten stehn vor der Tür!" und geloben sich dabei insgeheim, dieses Jahr besonders vorsichtig zu sein, solange sie nicht genau wissen, was für ein Geschenk sie von uns kriegen. Kurz, überall begegnet man diesem an Dickens gemahnenden Geist des Friedens und guten Willens.

Daher geziemt es uns, in Bereitschaft zu sein. Zwar bildet sich jeder in optimistischeren Augenblicken ein, sein Bekanntenkreis werde ihm das Märchen vom verlorenen Weihnachtspaket glauben; aber es hat keinen Zweck! Sie haben diesen Trick bereits 1925 angewandt, erinnern Sie sich nur, und er gehört zu den Dingen, die nur einmal zu machen sind. Nein, Geschenke müssen gekauft werden, und unser ganzes Trachten muß vielmehr dahingehn, mit möglichst wenig Blutverlust davonzukommen.

Der oberste Grundsatz beim Einkauf von Weihnachtsgeschenken ist: etwas möglichst Glänzendes zu wählen. Ist der Gegenstand aus Leder, muß er wie eingefettet aussehen; ist er aus Silber, muß er schimmern wie Frühlicht über dem Meer. Denn der geriebenste Geschenkempfänger verwechselt häufig äußerlichen Glanz mit Kostspieligkeit. Ein Notizbuch mit Spiegelreflexen erzielt oft große Wirkungen, wo eine doppelt so teure Gabe mit Mattglanz kalt aufgenommen werden würde.

Bücher sind in dieser Jahreszeit sehr beliebt. Wenige Dinge weisen soviel Glanz auf wie eine Gesamtausgabe von Longfellow, Tennyson oder Wordsworth. Namentlich Longfellow. Ich sah einst eine gemeine Stubenfliege auf dem Rücken eines Weihnachts-Longfellow landen, den ganzen Band hinuntergleiten, dann mit ungewöhnlicher Heftigkeit davonsausen und sich an der Wand den Kopf einrennen. Deshalb sind Gesamtausgaben immer willkommene Geschenke. Sie können in Salons an Stelle von Fliegenpapier verwendet werden; auch ersetzen sie Taschenspiegel.

Zwei Eigenschaften müssen dem Geschenkekäufer um Weihnachten als Leitstern dienen: Intelligenz und Rücksicht auf andere. Er muß immer dessen eingedenk sein, daß der Beschenkte seine Weihnachtsgabe später einmal jemand zur Hochzeit verehren wollen wird. Bitteres Herzweh ist schon in manchem Heim entstanden, weil darauf kein Bedacht genommen wurde.

Selbst ich bin nicht schuldlos. Ich erinnere mich, einem Freund zu Weihnachten jenen über die Maßen widerlichen Weinkrug geschenkt zu haben, den ich von Tante Charlotte zum Geburtstag bekommen hatte; ich wußte nicht, daß er innen die Inschrift trug: *In herzlicher Liebe von deiner C. B.* Selbstverständlich schenkte ihn mein Freund einem Bekannten zur Hochzeit; die Entdeckung des Kruges unter den Gaben und das völlige Unvermögen des Bräutigams zu erklären, wer diese C. B. mit ihrer herzlichen Liebe sei, verschaffte der Braut eine solche Überlegenheit über ihn, daß er sich nicht mehr davon erholte und sich erst ein Jahr später, als das glückliche Paar geschieden wurde, wieder im Besitz eines Haustorschlüssels befand.

Wie anders jener *Beste Freund des Rauchers,* den ich zu Weihnachten

1922 von einem Onkel erhielt. Er umfaßte alles nötige Zubehör, einschließlich eines kupfernen Zigarrenschneiders, der jedem rechtlich Denkenden das Rauchen verleiden konnte. Ich bin meiner Sache nicht ganz sicher, darum erhebe ich nur zögernd die Beschuldigung, daß auch ein samtenes Raucherkäppchen dabei war. Im Herbst 1923 schenkte ich die Garnitur einem sich vermählenden Freund und dachte nicht weiter an sie. Wie groß war meine Überraschung, als ich sie an einem frostklaren Weihnachtsmorgen anno 1924 von einem entfernten Vetter zurückerhielt. Im folgenden Jahr verschenkte ich sie abermals, um sie am 24. Dezember 1930 mit bebenden Fingern aus der Holzwolle zu packen, diesmal als Geschenk desselben Onkels, von dem ich sie 1922 bekommen hatte. Der Kreislauf war vollendet, der „Beste Freund des Rauchers" sah aus wie neu, nur das Käppchen fehlte. Vielleicht war nie eins dabei gewesen, oder hatte der Samt dem Zahn der Zeit weniger widerstanden als das Kupfer.

Ich gestehe, daß eine nicht unmännliche Rührung mich überkam, als ich ihn wieder vor mir sah und all der Braven gedachte, denen er als eindrucksvolles Weihnachtsgeschenk ohne Barauslagen gedient hatte. Nächsten Monat geht er wieder auf die Wanderschaft, diesmal eine andere Route: ich schenke ihn einem Freund in Australien. Meiner Überzeugung nach ist er dort noch nicht gewesen.

*

Wir sahen hier an einem Beispiel die Laufbahn eines Weihnachtsgeschenkes vom Start bis — hoffentlich! — zum Ziel. Dies ist nur ein Fall von Millionen. Die Frage, was aus den Weihnachtsgeschenken wird, beschäftigt nach wie vor alle tieferschürfenden Gemüter. Alljährlich bricht eine Sturzflut unsäglich unbrauchbarer Dinge über die Allgemeinheit herein, und doch entledigt man sich ihrer, noch lange bevor das erste westindische Moskito in die Bananenkiste schlüpft, die es an unsere heimischen Gestade trägt. Ein Teil dieser Dinge kreist natürlich nach dem Vorbild des „Raucherfreundes", aber die überwiegende Mehrzahl verschwindet einfach. Ich neige der Theorie zu, daß sie an die Geschäfte rückverkauft werden und nächstes Jahr in einer anderen Inkarnation wieder auftauchen.

Man sagt mir, daß jedes große Geschäft eigene Spezialisten beschäftigt, deren Aufgabe es ist, alte Weihnachtsgeschenke in völlig neue zu verwandeln. Man übergibt ihnen das kombinierte Notizbuch (gleichzeitig Brieftasche und Manikürzeug), und mit ein paar geschickten Griffen verfertigen sie daraus ein elegantes Damentäschchen. Sie nehmen den etwas abgegriffenen Longfellow und geben ihm eine neue Politur. Der allzu bunte Schal vom Vorjahr wird ein Hundedeckchen für den Pekinesen.

Hätte ich früher vom Dasein dieser wackern Männer gewußt, wäre es mir ohne Zweifel gegen ein bescheidenes Entgelt möglich gewesen, Tante Charlottens Weinkrug auf ein paar Pantoffel oder eine Geschenkausgabe von Robert Brownings sämtlichen Werken umarbeiten zu lassen.

Heutzutage ist die Bürde des Schenkens infolge der zunehmenden Überklugheit des modernen Kindes noch viel drückender geworden. In der guten alten Zeit konnte man einem Kind einfach alles schenken und seiner innigen Dankbarkeit gewiß sein. Ich entsinne mich noch, mit welcher Herzlichkeit ich einer Großtante von mir dankte, deren alljährliche Weihnachtsbescherung für mich aus einer Blutorange bestand. Der Gedanke daran, was das moderne Kind heute als Weihnachtsgeschenk erwartet, ist beklemmend. *P.G.Wodehouse*

Der Neujahrstag in Japan

Wenn sich in Japan, wie in den Ländern des Abendlandes, das Jahresende durch ein Wachsen des geschäftlichen Verkehrs, durch gesellige Veranstaltungen, durch Besuche und Empfänge anzeigt, ahnt man nicht, daß hinter dieser Fröhlichkeit in vielen Haushalten Sorge und Angst herrscht. Es ist Tatsache, daß am Neujahrstag, bevor noch die Sonne aufgeht, alle häuslichen Schulden bezahlt, alle noch schwebenden Rechnungen geordnet sein müssen. Dies ist Landesbrauch, und mancher wird bedauern, daß diese schöne Sitte in seiner Heimat noch nicht eingeführt ist.

Darf ich hier ein persönliches Erlebnis erzählen?

Schon ein wenig mit der japanischen Sprache vertraut, aber noch sehr wenig mit den Sitten und Gebräuchen des Landes, hatte ich den Einfall, am Abend des letzten Tages des Jahres 19 . . auf den Boulevards von Tokio spazierenzugehn. Welche Menschenmenge, welcher Lärm, welche erregte Feststimmung! Paris zur Zeit der alljährlichen kleinen Jahrmarktsbuden? London am Abend vor Weihnachten? Berlin oder Wien mit seiner Feiertagshast? Die Lichtreklamen der Geschäfte blitzten und funkelten. Autos folgten einander in rasendem Tempo und stauten sich bald an den Straßenecken. Teehäuser wurden gestürmt. Entzückt, mitten in das Getriebe des Ostens versetzt zu sein, suchte ich erst spät nach Mitternacht meine Wohnung in der Vorstadt auf.

Mein alter Diener erwartete mich an der Türschwelle. Er machte ein so trauriges Gesicht, daß ich ein großes Unglück befürchtete.

„Herr", sagte er mit Unheil verkündender Miene, „wir sind dem Milchhändler an der Straßenecke noch ein Dutzend Eier schuldig!"

„Oh, wie wichtig! Um mir diese Nachricht zu melden, sind Sie so lange aufgeblieben?"

„Ja, Herr, weil diese Eier bezahlt werden müssen. Wir haben nicht mehr viel Zeit dazu. Da ich kein Geld hatte, konnte ich nicht zum Händler laufen und in Ihrem Namen bezahlen, aber es wäre wirklich ärgerlich, wenn ein Fremder hier im Viertel seinen guten Ruf verlieren müßte."

Und so mußte ich um zwei Uhr morgens einen ehrenwerten Eier-, Butter- und Käsehändler bezahlen, der sicherlich nicht zugrunde gegangen wäre, wenn ich meine kleine Rechnung später beglichen hätte.

Mein Fall war der aller Leute in dieser Nacht. Die Geschäfte bleiben offen, und nichts erscheint einem durchreisenden Europäer seltsamer, als bei einem Schneider, einem Drogisten oder einem Zuckerbäcker der feierlichen Zeremonie einer Schuldentilgung beizuwohnen. Mit verlegener Miene tritt der Schuldner ein, grüßt und beginnt ein Gespräch. Zuerst spricht er von der frühzeitigen Kälte, dem teuren Leben, den wachsenden Schwierigkeiten des Verkehrs. Dann kommt er zum Kernpunkt. Er zieht seine Geldbörse aus dem Gürtel hervor und zahlt seinem Gläubiger die Summe, die er schuldet. Er erhält hierauf eine Empfangsbestätigung. Verneigungen, geräuschvolle Begrüßungen, Beglückwünschungen. All dies geht nicht sehr schnell vor sich, aber hat man nicht Zeit bis zur Morgenröte?

Viele Geschichten erzählt zur Zeit der jährlichen Schuldenzahlung einer dem anderen.

Am kritischen Tage kam ein Samourai sehr würdig, aber sichtlich sorgenvoll zu seinem Reishändler und sprach: „Zu meiner Schande und Verzweiflung, Herr Reishändler, kann ich Ihnen heute den Betrag, der meine Schuld ausmacht, nicht bezahlen. Ich weiß also, was mir zu tun übrigbleibt, und

komme, um mir vor Ihren Augen den Bauch aufzuschlitzen."

„Um Himmels willen, Herr Samourai, begehen Sie keine Verzweiflungstat! Ich werde, wenn es sein muß, geduldig bis zum nächsten Frühjahr warten."

„Bin ich denn sicher, Ihnen im Frühjahr zahlen zu können? Ich bringe mich ganz einfach um, und die Sache ist erledigt!"

„Nein, ich bitte Sie, es wäre sehr wenig ritterlich von mir, aus einer so geringfügigen Ursache einen Kavalier wie Sie in den Tod zu treiben. Schauen Sie her und sehen Sie, was ich mit Ihrer Rechnung mache! Hier ist sie, in Stücke zerrissen. Sprechen wir nicht mehr von Ihrer Schuld! Sie schulden mir nichts! Sie haben mir nie etwas geschuldet. Gehen wir in den Salon, werter Herr, um eine Tasse Tee zu trinken."

„Danke, ehrenwerter Herr Reishändler, Sie haben mir das Leben gerettet. Danke. Aber gestatten Sie mir, daß ich Sie sogleich verlasse. Ich habe es sehr eilig."

„Aber, wie kann ein Mann, der noch vor einer Minute entschlossen war, zu sterben, es eilig haben? Sie scherzen, Herr Samourai."

„Keineswegs. Bedenken Sie, daß ich noch vor Tagesanbruch zu sieben oder acht Lieferanten gehen muß, um mir den Bauch aufzuschlitzen." *J. V.*

Prager Elternstolz. „Emil und die Detektive", von Emil Kästner, kam Sonntag nachmittag im Weinberger Stadttheater zur tschechischen Erstaufführung. Seit Jahren wird dieses beste Kinderstück den deutschen Kindern Prags versprochen. Aber es bleibt beim Versprechen — angeblich wegen der Primadonnenhaftigkeit der Kinder oder ihrer Angehörigen, da jeder Elternstolz den Emil von seinem Kind gespielt haben will. *(Aus einer Kritik)*

Notizen

Ich legte, was ich sonst nicht tue, die Beine auf den Tisch, und es geschah, daß ich mich etwas schämte, obwohl niemand im Zimmer und niemand im Hause war. Sie haben mich erzogen, merke ich.

*

Man müßte mir das erst ganz exakt nachweisen, daß es unter den Weibern keine Hexen gibt, die auf Besen aus dem Haus reiten. *Christian Bock*

Ein Parlamentsbeschluß aus dem Jahre 1770 in Frankreich besagt: „Wer auch immer einen männlichen Untertanen Seiner Majestät durch rote oder weiße Schminke, Parfüms, Essenzen, künstliche Zähne, falsche Haare, spanische Baumwolle, eiserne Korsetts, Reifen, Schuhe mit zu hohen Hacken oder falsche Hüften in die Bande der Ehe verlockt, wird wegen Hexerei bestraft, und die Ehe wird für ungültig erklärt werden."

Vorsicht. In den alten Quittungsbüchern der Bromberger Allgemeinen Gesellenkrankenkasse befand sich wörtlich folgende Klausel: „Wer nach § 6 eine Krankenunterstützung in Anspruch nehmen will, muß solches dem Sekretariate vor Beginn der Krankheit anzeigen."

Der Scheidungsgrund. Diana Towers wandte sich an das Gericht von Los Angeles mit der Bitte, sie von ihrem Gatten zu scheiden, weil dieser während einer Partie Bridge sie, die Frau, einen „Kopf ohne Hirn" genannt hatte. Das Gericht sprach die Scheidung aus und erklärte den Gatten für schuldig. „Auch beim Bridgespiel", führte der Richter aus, „hat der Mann seine Frau als Dame zu behandeln!"

Unverbesserlich. Die russische Zeitung „Pravda" veröffentlicht die Selbstbekenntnisse eines Mannes, der, dank den russischen Ehe- und Scheidungsgesetzen, nacheinander mit 118 Frauen verheiratet war und sich soeben mit der 119. verehelicht hat.

Kleine Gedichte

Von

Prof. Dr. A. E. Hoche

Ehespruch

Das erotische Gerüste,
Amors alte Werkzeugkiste,
zarte Linien, runde Brüste
und das fleischliche Gelüste —
sie zerfließen nach und nach;
darum von den hochverehrten,
nicht von Zeit und Stoff beschwerten,
seelentiefen Dauerwerten
tut euch ein, was halten mag.

Dein Lachen

Bannen mich so viele Meilen,
und ich darf nicht zu Dir eilen,
weiß, wie Fremde Dich umzwingen,
laut in Deinen Garten dringen,
fühle, wie sie nach Dir fassen —
muß es doch geschehen lassen;
nagend bleibt, was mich verstört:
lachen — während ich mich sehne,
lachen sollst Du nicht für jene,
weil Dein Lachen mir gehört!

Schlaflos

Aus tiefem Dunkel bin ich aufgewacht;
was hat mich plötzlich um den Schlaf
[gebracht?
Der Regen nicht, der auf die Blätter
[tropft,
und nicht der Wind, der an die Fen-
[ster klopft;
aus eigenem Herzen weckt mit hellem
[Schein
mich jäh der Traum, von Dir geliebt
[zu sein.
Die wachen Sinne öffnen ihre Pforten
nach ungesprochnen fernen Liebes-
[worten,
und wie die dunkeln Stunden leise
[schleichen,
beim Glockenschlag sich still die
[Hände reichen,
will ich die Arme um das Kissen falten
und mit der blassen Liebe Zwiesprach
[halten.

Herzhaft lachen Sie beim Lesen des neuen Buches

KARL SPRINGENSCHMID

Am Seil vom Stabeler Much

232 Seiten Leinen RM. 3,80

Echtes und urwüchsiges Bergbauerntum ist uns diesmal mit den Augen eines lustigen Beobachters gezeigt. Karl Springenschmid, bereits bekannt durch seinen Lebensroman des Sepp Innerkofler, ist einer der besten Schilderer der Tiroler Bauern. Was für Leute an dem Seil in die Berge geführt werden, wie sich das Leben der Bauerngemeinschaft des Pustertales abspielt, das geht in lustigen Bildern durch die Geschichte. Man kommt vom Lesen und Lachen nicht mehr los, wenn man damit begonnen hat.

Weiter erschien neu:

HANS FISCHER-STOCKERN

Nur ein Österreicher

Roman, 240 Seiten Text, Leinen RM. 3,80

Dieser aktuelle Heimatroman verdient weiteste Verbreitung, denn das Buch ist im höchsten Maße geeignet, den gegenwärtigen Zwiespalt zwischen den Deutschen des Reiches und den Deutschen Österreichs zu überbrücken. Der Roman zeigt typische österreichische Gestalten, geht zeitlich vom Kriegsende bis zur Jetztzeit. Das Buch streift auch die Ereignisse der Gegenwart.

Zu beziehen durch Ihren Buchhändler!

BERG VERLAG RUDOLF ROTHER • MÜNCHEN 19

Kleiner Knigge für den Umgang mit Vätern vierjähriger Töchter

Der Ablauf der Dinge bringt es mit sich, daß man des öfteren nicht nur mit den Müttern, sondern auch mit den Vätern vierjähriger Töchter umgehen muß.

Bei diesem Umgang pflegen häufig Schwierigkeiten zu entstehen. Wie indes die Erfahrung lehrt, beruhen diese Schwierigkeiten meist darauf, daß es noch keine feste Technik für einen Umgang mit solchen Vätern gibt.

Man beachte deshalb die nachstehenden vorläufigen Richtlinien!

I.

Auch Väter vierjähriger Töchter sind in der Mehrzahl Menschen von ungefähr durchschnittlicher Geisteshaltung. Obwohl es ihnen die, die keine Väter vierjähriger Töchter sind, gemeinhin kaum auf den ersten Anhieb glauben werden.

Man muß ihnen allerdings von vornherein sachgemäß begegnen. Schon aus grundsätzlichen Erwägungen heraus wähle man daher anläßlich eines gelegentlichen Zusammentreffens einen Gesprächsbeginn, der möglichst ohne Umschweif auf die beiläufige Frage: „Sagen Sie, haben Sie eigentlich nicht zufällig mal wieder ein neues Bild von Ihrer Tochter bei sich . . .?" zusteuert.

Bei der Betrachtung verlangt der gute Ton folgendes Verhalten: Lichtbilder von fremder Hand sind zumindest anderthalb Minuten lang zu besichtigen; ist die Aufnahme dagegen von dem Vater selbst hergestellt, so erfordert die Inaugenscheinnahme die Begutachtungsdauer einer halben Stunde.

II.

Ein bekanntes Vorurteil nimmt an, daß sich Unterhaltungen mit Vätern vierjähriger Töchter tunlichst auf freundliche Äußerungen beschränken sollten, welche die höchst ungewöhnliche Anmut dieser Töchter zum Gegenstand haben.

Nach übereinstimmenden Verlautbarungen ist dies jedoch falsch. Wie nämlich aus zahlreichen Rundfragen unzweideutig hervorgeht, ist es auch angängig, diese Äußerungen durch entsprechend beifällige Bemerkungen zu bereichern, welche sich auf die außerordentliche Begabung, die wunderbare Klugheit und die erstaunliche Geschicklichkeit der erwähnten Töchter beziehen.

Desgleichen ist es statthaft, ihr gewandtes Benehmen zu rühmen. Anerkennende Hinweise auf die vorteilhafte Eigenschaft der Bravheit hingegen versuche man nur dort, wo sie ausdrücklich erwartet werden. Denn neunundneunzig von hundert Vätern legen gerade darauf nicht den geringsten Wert.

III.

Man vergesse nie, daß Väter vierjähriger Töchter das selbstverständlichste Anrecht darauf haben, daß man ihren Kampf gegen den Aberglauben unterstützt, der den Besitz eines Sohnes für wünschenswert, ratsam und zweckmäßig hält.

Gesittung und Weltkenntnis empfehlen dabei zunächst folgendes: Man berichte in zwangloser Folge von den Unliebsamkeiten, welchen die Väter von Knaben in einem Leben ausgesetzt sind, das nur zu leicht (durch nicht erfolgte Versetzungen in der Schule, durch Mißlichkeiten in der Berufswahl und durch Widerstände in der Erwerbsmöglichkeit) von allen Seiten bedroht ist.

Von einer Darstellung des Gegenbeispiels sehe man hingegen ab. Denn wahrer Herzenstakt und echte Herzensbildung werden es (sobald das Gespräch bis hierhin gelangt ist) keinem Vater einer vierjährigen Tochter nehmen, sich jener Aufklärung in einem mehrstündigen Vortrag selbst zu widmen.

IV.

Wie der letzte Jahresbericht der Forschungsstelle für angewandte Väterkunde mit Recht hervorhebt, ist es unwahr, daß Väter vierjähriger Töchter lediglich mit uneingeschränkter und steter Bewunderung angeredet werden wollen.

Zumindest werden bestimmte freimütige Worte immer gern gehört. Sie sind sogar in der Form herabsetzender Beschimpfungen zulässig, die sich erfahrungsgemäß am einfachsten in Sätzen ausdrücken wie: „Ich möchte bloß wissen, wieso ein so schrecklicher Mensch zu einer so entzückenden Tochter kommt“ oder: „Um dieser Tochter willen nimmt man sogar ihren Vater mit in Kauf“.

V.

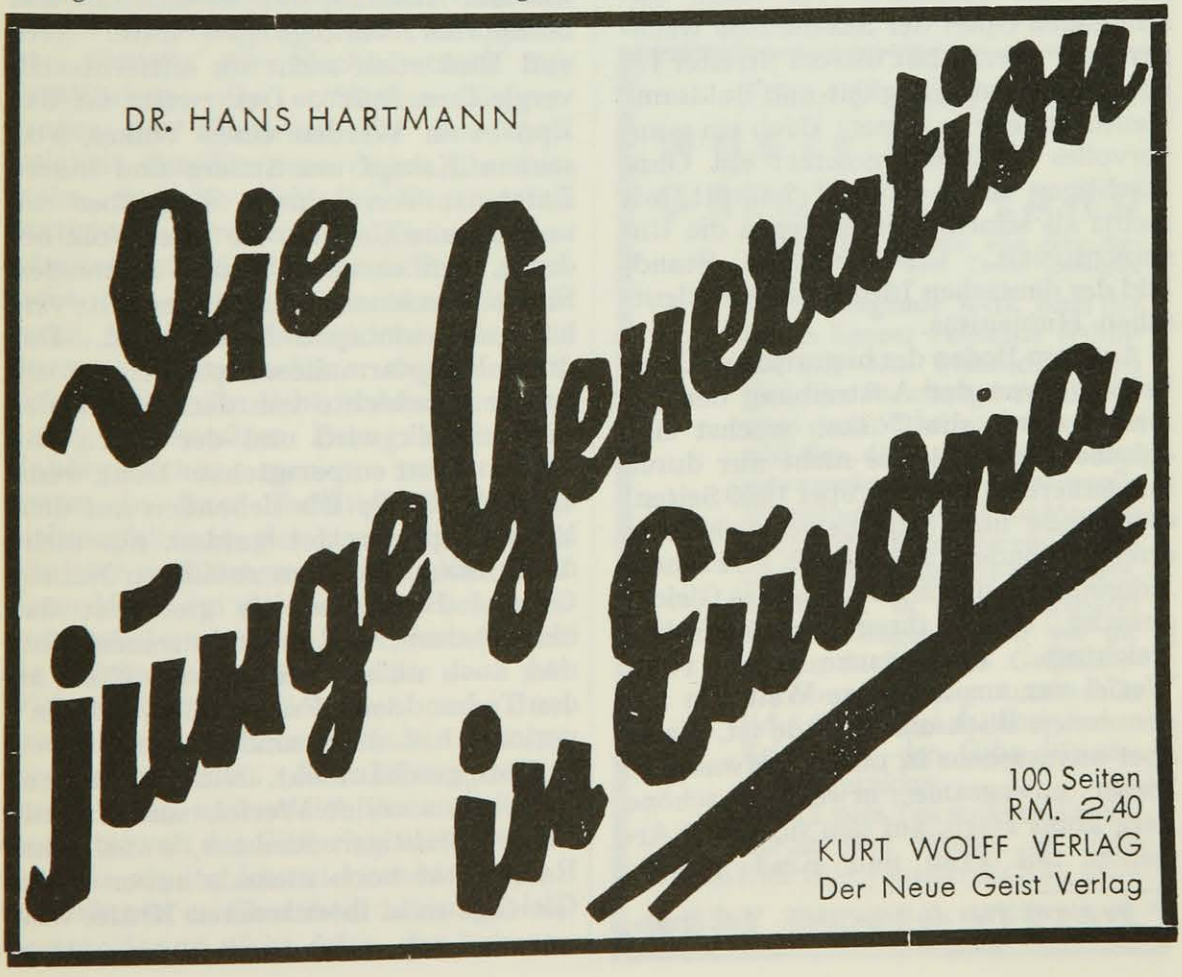
a) Väter vierjähriger Töchter dürfen, wenn sie von jenen Töchtern sprechen, nicht unterbrochen werden. Als Redezeit sind ihnen in jedem Falle wenigstens zwei Stunden zuzubilligen. Wer diese Zeit nicht zur Verfügung hat oder nicht aufbringen will, gehe einem Umgang mit Vätern solcher Töchter aus dem Wege!

b) Väter vierjähriger Töchter sind lediglich im Nebenberuf Architekten, Beamte, Kunstschlosser, Kaufleute, Kapellmeister, Sparkassenvorsteher, Tiefbauingenieure oder Mittelgewichtsboxer. Im Hauptberuf sind sie Väter! Wer das nicht anerkennen will, gehe einem Umgang mit Vätern solcher Töchter aus dem Wege!

c) Väter vierjähriger Töchter sind der Tatsache gegenüber, daß es zwischen den 1 800 000 000 lebenden Zeitgenossen vermutlich 900 000 000 Väter vierjähriger Töchter gibt, unzugänglich. Sie haben dennoch ein Sonderschicksal! Wer es nicht glaubt, gehe einem Umgang mit Vätern solcher Töchter aus dem Wege!

Oder er warte, bis die Vierjährige vierzigjährig geworden ist . . .

Harry Schreck



BÜCHER-QUERSCHNITT

Franz Werfels neuer Roman.

Eine Vornotiz zu diesem Buch* unterrichtet, daß Werfel sein Werk im März 1929 bei einem Aufenthalt in Damaskus entwarf, als ihn der Anblick verstümmelter und verhungerter armenischer Flüchtlingskinder erschütterte. Die Austreibung der Armenier, von der Werfel erzählt, ist historisch; sie geschah im Jahre 1915 durch Enver Pascha und Talaat Bey. Viele Metzeleien waren unter Abdul Hamid vorangegangen, sie waren lokale Verfolgungen gewesen; diese Austreibung und Verschickung in die Wüste aber wollten die „armenische Frage" ein für allemal lösen — durch totale Vernichtung des Volkes. Wenn trotz der grausam präzisen Maßnahmen Armenier gerettet wurden, so ist das in erster Linie dem Potsdamer Pastor Johannes Lepsius zu danken, der viele Jahre unter Armeniern gelebt hatte, sie kannte, liebte und schützte, der nicht müde wurde, mitten im Krieg das Gewissen der Menschen für diese unschuldigen Opfer der Staatsräson wachzurufen. Werfel hat diesem Streiter für göttliche Barmherzigkeit und duldsame Menschenliebe in seinem Buch ein wundervolles Denkmal gesetzt: ein Ohnmächtiger steht da und kämpft mit nichts als seinem Herzen gegen die Ungerechtigkeit. Unvergeßbares Standbild des deutschen Idealismus, der deutschen Humanität.

Auf dem Boden der historischen Überlieferung von der Austreibung der Armenier durch die Türken wächst eine epische Dichtung, die nicht nur durch ihre äußeren Ausmaße (über 1000 Seiten) das Große und Ungemeine sucht und erreicht, sondern auch durch ihre innere Konsequenz, durch ihr seelisches Gleichgewicht, durch ihren gestalterischen Reichtum. Eine ganze Welt stellt Werfel vor uns auf, eine Welt, die auf den ersten Blick eine fremde ist, die er aber unversehens in unsere verwandelt. Dieser unwegsame, urweltlich schöne Berg Musa Dagh, auf den sich 5000 Armenier mit Frau und Kind zurückziehen, um sich gegen ihre Peiniger zu wehren und ihre Heimat zu bewahren — er ist von uns allen mehr als einmal erlebt worden, die durch die Kriegsjahre gegangen sind. Und wir alle sind enthalten in diesem Armenier Gabriel Bogradian, der, „längst abgelöst von Volk, Staat, jeglicher Massengemeinschaft, ein geborgener, ein abstrakter Mensch", lebte, der in der Stunde der Not seines Volkes wieder zu ihm findet und mit ihm verschmilzt. Gabriel Bogradian ist es, der seine Landsleute auf den Musa Dagh führt, sie durch die vierzig Tage ihres Widerstands zusammenhält und sie Stunde für Stunde mit seiner Tatkraft erfüllt.

Werfels Roman ist immer Bewegung, ist immer Gestalt. Wie ein ungeheurer Strom wälzt er seine Flut talab und mündet in einem großen Delta, in dem man drei große Hauptarme unterscheiden kann. Der erste ist die Geschichte einer Christenverfolgung „von solchem Ausmaß, daß sie sich mit den berühmten Verfolgungen unter Nero und Diokletian nicht im entferntesten vergleichen läßt". Der zweite ist das Epos vom Werden eines Volkes, von seinem Kampf um äußere und innere Existenz, von seinem Sieg über die immer neue Gedahr, die jedes Volk bedroht, daß es nämlich den formenden Sinn seines inneren Zusammenhalts verliert und amorphe Masse wird. Der dritte Hauptarm dieses epischen Stroms ist die Geschichte von dem Mann, der wieder Volk wird und der durch das Volk zu Gott emporwächst. Denn wenn am Schluß alle Überlebenden auf dem Musa Dagh gerettet werden, nur nicht dieser Mann mit dem zufälligen Namen Gabriel Bogradian, so geschieht das nicht darum, weil er etwa seinen Mut, und auch nicht, weil er sein Kind an den Tod und seine Frau an die „anderen" verloren hat, nein, sondern darum, weil er Gott geschaut hat. Nicht in müdem Fatalismus endet Werfel, sondern mit einem mächtigen Sanktus, wobei seine Religiosität noch niemals zuvor so im Gleichgewicht ihrer inneren Kräfte war.

O. M. F.

* *Die vierzig Tage des Musa Dagh.* Zwei Bände. Verlag Paul Zsolnay.

Greta Garzarolli, Filmkomparsin Maria Weidmann. Verlag Rowohlt, Berlin.

Ein Buch, bei dem sich der Leser fragt, ob wohl die Vorgänge auf Wahrheit beruhen mögen, entbehrt auf jeden Fall der künstlerischen Wahrheit. So ergeht es dem Leser beim Lesen dieses Romans. Satzungeheuer wie diese: „Seine Hände zuckten über meinen Körper, verstrickten ihn in ein Netz von Gefühlspunkten und -verbindungen, packten die Brust, den Rücken, die Hüften und immer wieder die Brüste ..." ließen es glaublich erscheinen, daß es keine Berufsschriftstellerin ist, die dieses Filmkomparsinnenschicksal erzählt — auch die Häufung ein und derselben Technik, wenn sie zurückliegendes Geschehen im Fortschreiten der Handlung dem Leser zur Kenntnis bringt, spräche dafür. Und man müßte der Schreiberin die Verantwortung für soziale Anklagen wie die zuwälzen, daß die Darstellung der Wasseraufnahme beim Kiepura-Film auf Tatsachen gegründet sei. Gegen diese Annahme spricht aber, daß das Dasein der Heldin gar nicht so typisch ist. Gewiß: die Nachbarschaft der Prostitution, die erotischen Erpressungen der Filmleute, die Aussichtslosigkeit der Karriere durch die Tatsache, daß sie sich ihr Brot durch Statisterie verdient — darin unterscheidet sich das Schicksal dieser einen nicht von vielen. Aber Maria Weidmann, das Kleinstadtmädchen, das mit einem Filmmenschen durchbrennt, nicht, weil es ihn liebt, sondern nur aus einem unbewußten Drang nach dem Unbürgerlichen, geriet, nach einer ersten, in ihrer Zufälligkeit banalen Liebeserfahrung, gleich an einen rechten Förderer und hat nur das Unglück, daß dieser Mann am gleichen Tage bei einem Autounfall umkommt. Inzwischen geht die Liebesgeschichte weiter — mit Widerlichkeiten, die noch aus dem Arsenal des sogenannten Kulturbolschewismus stammen. Ein Filmregisseur, der sie liebt, nimmt sich ihrer an; aber die Unterwelt des Films hat mehr Macht über sie als ihr künstlerisches Wollen: nun könnte es Charakter sein, daß sie diesem Manne nicht folgt, der liebens-

Ein vollständiges Lexikon für nur 2,85 RM.

ELIAS AUERBACH

WÜSTE UND GELOBTES LAND

Geschichte Israels von den Anfängen bis zum Tode Salomos

Das vorliegende Werk eines der besten Kenner Palästinas verbindet mit dem wissenschaftlichen Ziel, der Forschung neue Ergebnisse und Erkenntnisse zu erschließen, die Aufgabe, dem Laien eine verständliche und lebensvolle Darstellung dieser für die Menschheitsgeschichte so überaus bedeutungsvollen Epoche zu vermitteln. Beides ist in hervorragendem Maße gelungen; denn wie die großen Meister der Geschichtsschreibung vereinigt Auerbach in sich die Fähigkeit analytischer Kritik mit der Gabe künstlerischer Intuition.

Mit 18 zum Teil farbigen Tafeln, Karten und Skizzen im Text

Ganzl. RM. 16,— / Halbfranz RM. 18,—

KURT WOLFF VERLAG

wert genug gezeichnet ist, daß eine kunstbesessene Frau ihn aus Vernunft heiraten könnte; aber es ist keine große Liebe, die sie von diesem Wege abhält, sondern eine Liebschaft aus Schlamperei, die sie ihre Kameradschaft zu den Komparsen von der Filmbörse stärker empfinden läßt als alles andere. — Wäre der Roman künstlerisch gestaltet, so wäre der Schluß der Triumph eines Charakters; der Glaube der Heldin, sauber zu handeln, entstammte dann der gleichen Atmosphäre wie der Glaube des Filmvölkchens, immer verliebt zu sein — und vielleicht wird dieser Glaube gerade in der Kunst schöpferisch. Da aber die künstlerische Gestaltung fehlt, fehlt uns das Vertrauen zur Echtheit der Milieuzeichnung — und dieser Reiz gäbe dem Buch als einziger Berechtigung. *Lutz Weltmann*

Pearl S. Buck, Die gute Erde. Roman. Zinnen-Verlag, Basel, Berlin, Wien.

Ein Buch von China, einem Fremden, Rätselhaften, und ein Buch vom Bauern, der überall derselbe ist. Die Verwobenheit des Tief-Bekannten und Tief-Unbekannten ist der außerordentliche Reiz dieses mit dem starken Atem großer Epik einfach und ergreifend erzählten Romans. Der arme chinesische Bauer, sein Land, seine Welt, seine Familie und sein Schicksal, das ihn durch Elend, die fremde große Stadt, Krieg und Revolution notwendig zur ewigen Erde zurückführt, der Reichtum erwirbt und schließlich wie ein Patriarch sterben wird. Ewiges in fremdem Gewand, das Leben Chinas uns echt und unmittelbar genähert. Zu diesem Buch ist oft der Name Hamsun genannt worden, und es hält — höchstes Lob — diesem großen Vergleich stand. *E. S.*

Johann Rabener, Verurteilt zum Leben. Rowohlt Verlag, Berlin.

Ein großangelegtes Erstlingswerk und eine unzweifelhafte gewaltige Talentprobe — künstlerisch, gedanklich, sprachlich. Einer, der sehen kann und etwas zu sagen hat, Lebendiges eigen hinstellt, und das heißt eben lebendig, und darüber hinaus denkt. Hier ist — einem Berliner Mordprozeß nachgebildet — das Inferno einer zugrunde gehenden bürgerlichen Jugend, mit allen Höllenfeuern des Verbrechens, des Geschlechts, des ohnmächtigen Geistes, der körperlichen Not und daneben einem schüchternen Flügelschlagen des Glaubens und der menschlichen Anständigkeit. Mit einer erbitterten Konsequenz und äußersten Verwegenheit dargestellt, die nur der Moralist aufbringt. Aber mit der kräftigen Hand des schöpferischen, also objektiven Menschengestalters. Wünschen würde man nur, daß der Autor, auf dessen weitere Entwicklung man wahrhaftig gespannt sein darf, die nicht häufigen und leicht vermeidbaren Sprachunreinheiten ein wenig überdenkt. *Esch.*

Soeben erschien:

HEINAR SCHILLING

WELTGESCHICHTE

Ereignisse und Daten von der Eiszeit bis heute

Ueber 800 Seiten mit 67 teils farbigen Bildern

Preis in Leinen gebunden RM. 5,—

In einer knappen, aber alles Wichtige hervorhebenden Darstellung wird zum ersten Male eine vergleichende Geschichte der Menschheit in zeitlicher Folge dargeboten. Der dramatische Verlauf des Völker- und Rassenlebens gelangt gerade in dieser Weltgeschichte, die jedes Datum von historischer Bedeutung bringt, eindringlich zum Ausdruck. Die vortreffliche Gliederung der Geschichtsperioden, die deutliche Heraushebung der welthistorisch folgenschwersten Ereignisse, die Übermittlung eines riesigen Stoffes mit einem Index von über 10000 Namen und 100000 Nachweisen machen dieses Buch für jedermann zu einer ebenso interessanten wie bereichernden Lektüre.

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG / BERLIN

Harold Nicolson, Friedensmacher 1919. S. Fischer Verlag.

Das soeben erschienene wichtige Buch von Harold Nicolson über diejenigen, die den Frieden von Versailles zusammengebraut haben, über die Friedens-„macher", vermittelt von den unseligen Vorgängen des Jahres 1919 einen vollständig neuen Eindruck. Es zeigt, daß die Friedenskonferenz eine Naturkatastrophe von nicht geringeren Ausmaßen gewesen ist als der Krieg selbst. Denn dieses Buch beweist mit einer den Leser bis ins Letzte überzeugenden Klarheit, daß die Lenker der Völker im Jahre 1919 sich über alle Torheiten und Fehler, die sie begingen, völlig im klaren waren und trotzdem dem Unheil nicht zu steuern vermochten, das sie als Folge der Friedenskonferenz für ganz Europa kommen sahen. Nicolson hat die ganze Konferenz mitgemacht, hat zahllose Gespräche mit den damaligen Beherrschern der Welt geführt und mit einer hellseherischen Kraft sondergleichen schon nach den ersten Wochen erkannt und in seinem Tagebuch niedergelegt, daß der gute Wille zu einem gerechten Frieden, der zunächst zweifellos vorhanden war, an der Organisation der Konferenz und ihren technischen Voraussetzungen, wie er es nennt, scheitern mußte. Genau wie die Völker Europas aus dem Krieg nicht mehr zurückkonnten, nachdem er einmal begonnen hatte — und mochten sie ihn für noch so verderblich halten —, genau so wenig konnten sie sich den unsichtbaren Gesetzen und Notwendigkeiten der Friedenskonferenz entziehen. Und wenn auch Nicolson und mancher andere, der wesentlich einflußreicher war als er, sich über die tragischen Irrtümer dieser Konferenz völlig im klaren waren: eine andere Form, Frieden zu schließen, war damals nicht möglich. Mit großer innerer Bewegtheit stellt Nicolson das fest. Das Buch ist meisterhaft geschrieben (und meisterhaft von Hans Reisiger übersetzt) — es ist nicht die Beschreibung eines Stückes Weltgeschichte, es ist eine sich von Seite zu Seite steigernde Chronik menschlicher Eigenschaften, menschlichen Denkens und Wirkens und — völligen Versagens. Die persönliche Anteilnahme des Autors an seinen Erlebnissen macht diese Schilderung zu einem der spannendsten und erregendsten Bücher, die über uns selbst und unsere Zeit erschienen sind. Besonders tragisch empfindet Nicolson die Rolle der Deutschen, die erst ganz spät zu der Konferenz zugelassen wurden, die mit absolut richtigen Einwendungen kamen und die infolge der damaligen Machtverteilung ihre Einwendungen nicht durchsetzen konnten, obwohl — und das ist das wahrhaft Tragische! — die Konferenz von der Richtigkeit dieser Einwendungen überzeugt war. Nicolson hat durch sein Buch und durch seine freimütigen Eingeständnisse seiner Heimat England und allen anderen Ländern Europas einen unermeßlichen Dienst getan. Er hat gezeigt — und das wird man ihm besonders in Deutschland danken —, daß der Frieden von Versailles in seinen schädlichen Folgen nur durch die lauterste Selbstkritik überwunden werden kann.

Hans Rothe

Siegfried von Vegesack
Blumbergshof
Geschichte einer Kindheit
Pappband RM. 3,80, in Leinen RM. 4,50
„Das liebevoll und in einer klaren und schönen Sprache erzählende Buch vermag den Leser den Wirren und Nöten des Alltags zu entrücken und ihn in ein Gelände zu versetzen, das der Zauber des Vergangenseins umhüllt und verklärt." Vossische Zeitung

Else Rabe
Die Schwestern Rohde
Roman
Pappband RM. 4,80, in Leinen RM. 5,50
„Ein guter Familienroman, der sich von Anfang bis Ende mit Spannung liest, und der zu innerer Beteiligung zwingt. In dem Schicksal der fünf Schwestern spiegelt sich das deutsche Familienleben der letzten Jahre wider." Käthe Miethe

UNIVERSITAS / BERLIN W 50

MAX SCHELER

Vom Ewigen im Menschen

Dritte Auflage. Neue, ungekürzte Ausgabe. 750 Seiten Ganzleinen

RM. 4.80

Uralte Einsichten der Philosophie wie der Theologie begegnen bei Scheler oft überraschend neuem, verjüngendem Ausdruck; andere erhalten nicht selten eine tiefsinnige Weiterbildung ... die meisterliche Kunst Schelers, den Leser immer in unmittelbare Nähe an die Sache zu führen, bewirkt, daß auch mißverständliche Deutungen niemals in Negationen steckenbleiben, sondern dem sachlich gerichteten Blick Wegweiserdienste leisten können.

Karl Eschweiler in seinem Hochland-Aufsatz „Religion und Metaphysik"

Dieses Buch gehört zu den wirkungsvollsten Büchern über Religion, weil es ein Extrem darstellt und darum unnachsichtlich zur Entscheidung aufruft. Man muß das Buch irgendwie hinter sich gebracht haben, um sein Gleichgewicht wiederzufinden, seine vorher vielleicht nur vegetative Balance geistig und bewußt wiedererobern.

Paul Wegwitz in der „Tat"

In jeder guten Buchhandlung erhältlich. Prospekte fordern Sie bitte von

Der Neue Geist Verlag / Berlin

Walther Penck, Puna de Atacama.
Bergfahrten und Jagden in der Cordillere von Südamerika.
I. Engelhorns Nachf., Stuttgart.

Dieses Buch ist von einem Geologen und Bergsteiger geschrieben worden — nicht als Buch, sondern als eilige, am Lagerfeuer aufgezeichnete Stenogramme eines mühevollen, gefährlichen, abenteuerlichen Tageserlebens. Der Verfasser war Geologe, d. h. er gehörte zu jenen stillen, oft unscheinbaren Gelehrten, die mit der gleichmütigsten Miene von der Welt vom Elbsandstein sprechen, vom Mauna Loa, vom tibetanischen Löß, vom südafrikanischen Blueground — und die das überall mit eigenen Augen gesehen haben. Zur Wissenschaft von der Erde gehört eben, daß man die Erde wie seine Tasche kennt. Mit dem ersten Blick erkennt der Geologe eine Landschaft von Grund aus; Stein, Wasser und Pflanze bilden ihm eines — weshalb auch Goethe, der große Seher der Einheit, mit solcher Begeisterung Geologe war. Mit solch einem geschärften Geologenblick erforschte der Verfasser das riesige Bergwüstengebiet zwischen Argentinien und Chile und bringt sozusagen die Steine zum Reden — oft genug unter den entsetzlichsten Entbehrungen und Gefahren. Zugleich aber war Walther Penck ein begeisterter Bergsteiger. Es ist die Gefahr mancher schöner Sachen, von ihrem Fachjargon erstickt zu werden, und viele dürften von „Fünftausendern" und „Zweier-Steigen" weniger abgeschreckt sein als von eben diesen Bezeichnungen. Hinter alledem steckt aber das lebendige Gefühl der Hoheit und Heiligkeit der Berge, von denen zu uns Menschen Wasser kommen, Gesetze, Donner und Seligpreisungen. Zu diesen Bergsteigern aus innerem Beruf gehörte der Verfasser: er schildert den Bau eines Berges liebevoll-sachlich, wie ein Pferdezüchter ein Pferd — und ebenso begeistert dann vom Gipfel die Aussicht! Man wird in dem Buche die üblichen Südamerika-Utensilien nicht finden, als da sind: Offiziersrevolutionen, Pistolengekrache, Riesenschlangen und das allmählich monoton werdende „Ausglitschen im

eigenen Blute" — und so ist es schon möglich, daß es hauptsächlich die Menschen angehen wird, die mit dem leider früh verstorbenen Verfasser die Vorliebe teilen: für Geologie und für Bergsteigen.

S. v. Radecki

Paul Wiegler, Das Haus an der Moldau. Roman, Rowohlt, Berlin.

Mit dieser Intensität ist ein Raum, eine Stadt, ein Land vielleicht noch nie erlebt worden, noch nie zum Erlebnis geworden. Prag, Böhmen, das ganze alte Reich — mit fanatischer Genauigkeit in jedem Detail des Tatsächlichen und mit einer fernsten Innigkeit in der Folge jeder Schwingung der Tages- und Jahreszeiten, der Stimmung des Geschehens, der dumpfen Bewegung der Geschichte. Da ist die Politik, da sind die Kirchenfeste und Nationalfeiern, das Militär, die Beamten, die Bürgergarde, die Hökler. Da stimmt jede Ecke, jedes Lokal, die Reihenfolge der Läden, jedes Schild. die Namen der Straßen, Plätze, Kirchen, Parke, Theater, der Symbole, die mit einer unerhörten Treue, treuer als das falsche Objektiv jeder Kamera, einen umdrängen, den Kenner entzücken, den Fremden erst verwirren und dann in einen geradezu magisch-musikalischen Zustand des Vertrautseins versetzen, rufen unwiderstehlich, ohne ein Wort der Deutung und Erklärung, diese merkwürdige zerspaltene Stadt herbei, diesen Zustand, der Österreich-Ungarn geheißen hat. Und ebenso geht es mit den Menschen, die nur hier so existieren konnten, und mit ihren Schicksalen, die wie ausgespart sind aus dem Ganzen des Lebens. Es ist ein dichtes Ineinander, in dem die Stadt eine Psychologie in Stein, die Menschen eine fleischliche Architektur sind. In der Haltung des Berichterstatters, in dem ungreifbar ein seismographisch empfindlicher Lyriker zittert, zeichnet der Dichter in den ruhigen Wirbel dieses fast ungeheuerlichen Stadterlebnisses die Wege seiner Menschen, die uns sozusagen wortlos immer näher kommen und in ihrem unwiderruflich weichen Zugrundegehen schließlich erschüttern. Es ist ein Buch von seltsamer Wahrheit und trauriger Schönheit, ein Buch ohne Beispiel, eines der eigenartigsten, das ich je gelesen habe. *Ernst Schwenk.*

Neuerscheinungen

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Thomas Mann

Die Geschichten Jaakobs

Roman. Geh. 5.50, kart. 6.50, Leinen 8.—, Halbleder 12.— RM

Hermann Broch

Die unbekannte Größe

Roman. Geh. 3.—, kart. 3.80, Leinen 4.80 RM

Joseph Conrad

Mit den Augen des Westens

Roman. Kart. 3.50, Leinen 4.80 RM

Franz Liszt

Briefe an Marie Gräfin d'Agoult

Geh. 5.—, kart. 6.—, Leinen 7.50 RM

Julius Meier-Graefe

Geschichten neben der Kunst

Mit 7 Zeichn. Geh. 3, kart. 4, Leinen 5 RM

D. Lloyd George

Mein Anteil am Weltkrieg

Kriegsmemoiren. Geh. 7.50, kart. 9.—, Leinen 10.50 RM

Max Mohr

Frau ohne Reue

Roman. Geh. 3.—, kart. 4.—, Leinen 5.— RM

Harold Nicolson

Friedensmacher 1919

Geh. 5.—, kart. 6.—, Leinen 7.50 RM

S. Fischer Verlag · Berlin

Der Große Brockhaus. Band XV. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Zu drei Vierteln liegt der neue Große Brockhaus vollendet vor — und der fünfzehnte Band beweist wieder die vollendete Art dieses Lexikons, das deutsche Gründlichkeit mit wissenschaftlicher Objektivität vereint. Zwischen POS und ROB eine unübersehbare, nein, übersehbare Fülle der wichtigen und wichtigsten Dinge, die wir wissen wollen oder müssen. Vor allem liegen in diesem Zwischenraum zweier Buchstaben die großen Abschnitte über den Protestantismus und die Religionen im allgemeinen, die man gerade jetzt nachzulesen aktuellen Anlaß hat. Aktuell sind denn auch die Abhandlungen über das Reich und die Reform in Preußen — die Gliederung der jüngsten deutschen Ministerien ist da bereits enthalten. Und diese Gegenwartsnähe und Zeitgenossenschaft ist der bezeichnende Fortschritt in der Anlage des neuen Brockhaus: die früheren Lexika betrachteten die Dinge und insbesondere die Persönlichkeiten sub specie aeternitatis — der verjüngte Brockhaus aber folgt den Ereignissen und Menschen dicht auf den Fersen. Aus doppeltem Grund ist er also unentbehrlich. *W.*

Heinar Schilling, Weltgeschichte. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin.

In einer knappen, aber alles Wichtige hervorhebenden Darstellung wird zum ersten Male eine vergleichende Geschichte der Menschheit geboten, seit Menschen den Erdball überhaupt bewohnen. Der dramatische Verlauf der Völker und Rassen gelangt in seinen unaufhörlichen Wellenbewegungen gerade in dieser Weltgeschichte, die jedes Datum von historischer Bedeutung bringt, eindringlich, ja gewaltig, zum Ausdruck. Die vortreffliche Gliederung der Geschichtsperioden, die prägnante Heraushebung der welthistorisch folgenschwersten Ereignisse, die Übermittlung eines riesigen Stoffes, machen dieses Buch für jedermann zu einer interessanten und bereichernden Lektüre. Das heroische Drama des Lebens der Menschheit ist in diesem Buch in einer ganz neuen Form gestaltet worden.

Helene Nostitz

AUS DEM ALTEN EUROPA

MENSCHEN UND STÄDTE Ganzleinen RM. 3.75

Neue ergänzte Auflage

Die schroffen Übergänge und bunten Gegensätze unseres merkwürdigen, zerrissenen und doch in neuer Wiedergeburt lebenden Europa geben Anlaß, Bemerkenswertes aus Erlebnissen und Gesprächen als Bestätigung vergangenen Denkens und Lebens festzuhalten. So entstand dieses Buch in neuer Auflage — um neue Episoden (Hauptmann, Däubler, Hofmannsthal u. a.) bereichert —, das eine uns längst vergangen scheinende und in Wirklichkeit doch gar nicht so ferne Zeit auferstehen läßt. Einige Namen mögen sagen, wem man in dem Buch begegnet: Fürst Münster von Derneburg, Konrad von Benedendorff und Hindenburg, Rainer Maria Rilke, die Duse, Caruso, Rodin und Nikisch. In der Lebendigkeit der Darstellung, der Sauberkeit des Stils, in der geistigen Einstellung zu den Menschen und Geschehen und den feinen Impressionen liegt ein seltsamer Reiz. So werden diese Reminiszenzen zu einem Dokument einer für immer vergangenen Zeit.

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN

An die Buchhandlung .....

Ich bestelle vom Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87

Verlagskataloge

Modersohn-Becker, Briefe und Tagebuchblätter	Ganzleinen	RM.	2,85
Rabindranath Tagore, Das Heim und die Welt	„	„	2,85
Helene Nostitz, Aus dem alten Europa	„	„	3.75
Urban Roedl, Matthias Claudius	„	„	3,75
Max Scheler, Vom Ewigen im Menschen	„	„	4,80
Gustav Freytag, Die Ahnen, 6 Romane in einem Band	„	„	4,80
F. J. J. Buytendijk, Wesen und Sinn des Spiels		„	4,80
Hans Hartmann, Dopolavoro, Der Faschismus dringt ins Volk		„	2,80
Hans Hartmann, Die junge Generation in Europa		„	2,40
E. Auerbach, Wüste und gelobtes Land	Kartoniert	„	14,—
	Ganzleinen RM. 16,—, Halbleder	„	18,—

Name: ..... Ort: .....

Ort und Datum: ..... Straße: .....

Wilhelm v. Scholz, Perpetua. Roman. Paul List Verlag, Leipzig.

Der deutsche Roman dringt neuerdings gerne in romantische Sphären, so etwa in die des Novalisschen Heinrich von Ofterdingen. Auch dieser mittelalterliche Roman Wilhelm von Scholzs, obwohl bloße Neubearbeitung, ist randvoll von lebensdeutenden Wahrträumen, Berührungen mit dem Ungeheuerlichen und mystischen Gesichten des geahnten Höheren. Und wie bei den Romantikern überhaupt, so dient auch bei Scholz Grausamkeit, Zeitirrtum, ja Wahnsinn des Mittelalters dem Wohl der absoluten Poesie. Dieser Roman gehört zu dem die poetische Anschauung erweiternden, in Wirklichkeit endlosen Experiment, das europäische Romantik heißt. Voll einer experimentellen Abenteuerlichkeit, sehr geistreich, höchst dichterisch stellt sich dieses Buch dar. Es ist von einem eigentümlichen, verkappten Geistreichtum, der sicher nicht jedem Leser als solcher aufgehen wird. Und dessen Absicht es auch ist, gradehin ins Unterbewußte hinab zu wirken. Aber trotz dieser verborgenen Absicht und Anlage des Buches sind gewisse mystische Erörterungen in ihm oft nichts anderes als mystisch-poetisch gefaßte, blitzartige Einsichten eines höchst modernen Psychologen. Und ihre noch natürlichere Ausprägung wäre vielleicht die Art von Aphorismus, wie ihn die Lebenszögerer Chamfort und Amiel prägten. Diesem höchst eigentümlichen Geistreichtum des Buches entspricht auch seine fast einzige Schwäche: es ist eine zu einem Roman gedehnte Novelle. (Den angedeuteten Zusammenhang zwischen Geistreichtum und novellistischer Form in diesem Buch wird man bejahen, wenn man überhaupt dem Satz zustimmt: Die Novelle ist die geistreiche Seite der Epik. Worauf auch das Gerede vom „Falken der Novelle" hinzielt, ein Gerede, das andrerseits den Verhandlungen jenes Vereins entspricht, den man seinerzeit in Hamburg gründete, um die geistreichen Aussprüche des dort angekommenen Marquis Rivarol zu enträtseln.) Es ist nicht anzunehmen, daß irgendeine Renaissancenovelle eine geistreichere Fabel hat als der Scholzsche Roman. Hier gibt es zwei Zwillingsschwestern, die einander so ähnlich sind, daß sie von Liebhabern verwechselt werden. Ins Höhere, Metaphysische, das zu diesem Roman ja gehört, wird diese Erscheinung dadurch gehoben, daß die eine der Schwestern allverehrte Heilige, die andere eine öffentlich verbrannte Hexe ist. Der Autor gibt zwischen den Zeilen zu verstehn, daß es sich hier um eine Stellvertretung in der Sünde handelt, also um eine Art von moralischem Relativismus mystischer Art. Denn dadurch, daß die Hexe der Heiligen ihren Liebhaber wegnimmt — sie ähnelt ja der andern körperlich auf unvorstellbare Weise —, ist sie ein Sendbote des Schicksals, das die Heilige bloß heiligen Einwirkungen aufspart. Das Buch hat die zartesten Stellen, insbesondere ist die Jugend der Zwillingsschwestern wie mit einem Pastellstift gezeichnet. Dagegen ist die Schilderung des Hexenprozesses und der Hexenverbrennung weniger stark. Was aber wieder den Vorteil hat, daß man so durch die geschilderten Zeitläufte hindurch, also gerade an diesen schwächeren Stellen, das Jahr 1933 sichtet und seine verhältnismäßige Unfähigkeit, Hexen zu verbrennen. *Karl Lohs*

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Alfred Semank, Berlin. — Anzeigenverwaltung: Kurt K. Doerry, Berlin-Wilmersdorf, Laubenheimer Straße 26, Telefon Wagner 0192, Postscheckkonto Berlin 161191. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Gustav Wall, Wien I, Wollzeile 11. — Sendungen mit beigefügtem Rückporto an die Redaktion des Querschnitts, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21. — Copyright by Kurt Wolff Verlag A.G., Berlin NW 87. — Nachdruck und Übersetzungen verboten.

Druck: R. Boll G. m. b. H., Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 19

Der Querschnitt erscheint am Anfang des Monats und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag. Bezugsbedingungen siehe 1. Seite.

FRIEDRICH KORN · ANTIQUAR

Berlin-Wilmersdorf, Emser Straße 3, Gartenhaus 1 Treppe

Telefon: H 6 Emser Platz 5905

Preiswerte schöne Bücher aus meinem Lager zu stark herabgesetzten Preisen

Arnim, Achim v.: Die Majoratsherren. Novelle. Mit 7 Lithographien von *Karl Thylmann*. München 1920. 8°. Or.-Pappband, reich vergoldet. 6.—
Schönes graphisches Buch.

Buber, Martin: Vom Geist des Judentums. Reden und Geleitworte. München 1921. 8°. Or.-Halbleinenband. 2.—

Corinth. — Rückert, Fr.: Morgenländische Sagen und Geschichten. Aus dem Nachlaß herausgegeben von *L. Hirschberg*. Mit 4 signierten Or.-Radierungen von *Lovis Corinth*. Berlin 1919. Or.-Pappband mit reicher Deckelverzierung. Kopfgoldschnitt, sonst unbeschnitten. In Karton. 18.—
Vorzugsausgabe in 25 numerierten Exemplaren mit signierten Abzügen der Radierungen von den unverstählten Platten.

Correggio. — Hagen, Oscar: Correggio-Apokryphen. Eine kritische Studie über die sog. Jugendwerke des *Correggio*. Berlin 1915. 8°. Brosch. 1.—
Wichtige kunsthistorische Studie.

Dauthendey, Max: Die Ammenballade. Neun Pariser Moritaten. Leipzig, Rowohlt, 1913. 8°. Or.-Pappband. 1.—
1. Ausgabe.

Ernst-Ludwig-Presse. — Bacon: Die Weisheit der Alten. Übersetzt von *J. Fürstenhagen*. Darmstadt 1926. Gr.-8°. Or.-Interimsband. 12.—
500 numerierte Exemplare 9. Jahresgabe der Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde.

— **Groth, K.:** Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Geschichten dithmarscher Mundart. Leipzig, Insel, 1912. Gr.-8°. Or.-Halbfranzband mit goldgepreßtem Mittelstück. Kopfgoldschnitt, sonst unbeschnitten. In Karton. 14.—
10. Buch der Ernst-Ludwig-Presse. In 500 Exemplaren auf Bütten gedruckt.

Gide, A.: Der König Candaules. Übersetzt von *F. Blei*. Leipzig, Insel, 1905. Or.-Leinenband 4.—
In 600 numerierten Exemplaren schwarz und rot gedruckt.

Heynicke, Kurt: Das namenlose Angesicht. Rhythmen aus Zeit und Ewigkeit. Leipzig 1919. 8°. Or.-Pappband. 3.15
Das lyrische Hauptwerk des Kleistpreisträgers 1919.

Hoffmann, E. T. A.: Der goldne Topf. Ein Märchen aus der neuen Zeit. München 1920. Gr.-8°. Mit 12 Lithographien von *Karl Thylmann*. Illustrierter Or.-Pappband, Kopffarbschnitt. 6.—
Die berühmten Lithographien des im Kriege gefallenen *Karl Thylmann* sind ein klassisches Meisterwerk moderner Illustrationskunst.

Holzhey, H.: Alt-Meißen. 10 handkolorierte Radierungen nach ausgewählten figürlichen Schöpfungen der Meißner Porzellanmanufaktur. Mit Einleitung von *E. Zimmermann*. Leipzig 1923. Qu.-Folio. Zitronenfarbene Saffianmappe mit feinster Goldlinienverzierung auf den Deckeln, in der Mitte die Meißner Schwerter. In stoffgefüttertem Kasten (Holzhey u. Sohn). 32.—
220 numerierte Exemplare, von denen vorliegendes eines der Handexemplare des Künstlers. *Prachtvolle Publikation.*

Italienische und englische Liebesbriefe. Gesammelt u. herausgegeben von *P. Seliger*. Leipzig 1908. 8°. Brosch. 2.—
Dasselbe, Or.-Halblederband, vergold. 3.50

Kudrun. München, Weber, 1911. Folio. Or.-Pergamentband. 18.—
Herrlicher Monumentaldruck.
Dasselbe, brosch. 10.—

Schlegel, Fr.: Lucinde. Mit 8 Abbildungen von *M. E. Philipp*. Berlin, Juncker, o. J. Flexibler blauer Or.-Saffianband. 9.—
Vorzugsausgabe in 300 numerierten Exemplaren auf Velin.

Katalog 1: Schöne Bücher aus der Sammlung eines bekannten Bibliophilen
Katalog 2: Der bibliophile Teil der Archivbibliothek der Druckerei Drugulin (vergriffen)
Katalog 3: Neuerwerbungen (Deutsche Literatur, Berolinensien, Illustrierte Bücher, Kunst Vorzugsdrucke) ist soeben erschienen.
Katalog 4 Bibliophiler Katalog der Archivbibliothek der Druckerei Drugulin
Katalog 5: Wertvolle neuere Bücher zu stark herabgesetzten Preisen sind in Vorbereitung

Interessenten bitte ich, meine Kataloge zu verlangen. Ich kaufe jederzeit ganze Bibliotheken und einzelne Werke von Wert aus meinen Spezialgebieten:

Bibliographie und Buchwesen / Deutsche Literatur in ersten Ausgaben / Deutsche und französische illustrierte Bücher / Neuere Kunstgeschichte / Vorzugsdrucke bekannter Pressen

DATE DUE

DUE	RETURNED

KING PRESS NO. 306